Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

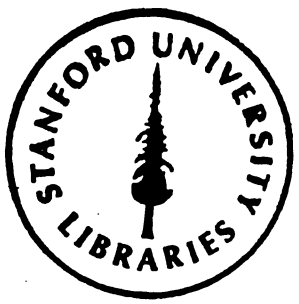
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche

Roman-Zeitung.

Dreißigster Jahrgang. 1893.

Dritter Band.

3013

Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitung ist untersagt.

Berlin, 1893.

Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

JUN 18 1982

Digitized by Google

Inhalt des dritten Bandes.

Die Sonntagskinder. Roman von Hans Werder. (Fortsetzung und Schluß.) Seite: 1—30; 73—98; 145—174.

Auf der großen Landstraße. Roman von H. Schobert. (Fortsetzung und Schluß.) Seite: 29—58; 97—130; 175—202; 245—274; 315—346; 387—418; 457—488; 529—560; 607—634; 679—706.

Die beiden Rittmeister. Historischer Roman von Wusso Graf von Bredow. Seite: 217—246; 289—316; 361—386; 433—456; 505—528; 577—606.

Ein Unglücksheld. Roman von Paul Maria Lacroma. Seite: 649—680; 747—776; 895—914.

Idealismus. Eine Familiengeschichte von Emma Linck. Seite: 721—748; 865—894.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

	Seite
Ostern. Von Adolf Wilhelm Ernst	57
König Gold. Von Carlot Gottfried Reuling	60, 136
Abendsegen. Von Franz Evers	63
Nach der Krankheit. Von Elsa Mayer	64
Erinnerungsblatt. Von S. Barinkay	67
Die Verpflegung hungernder Schulkinder vom Standpunkte staatlicher und privater Hilfsthätigkeit	67
Duldergröße. Von E. Izerott	70
Dornröschen. Ein Liebesmärchen von Paul Remer	70
Strophen. Von Hans von Schaubert	129
Die schwarze Suppe. Von Walther Domansky	130
Der Birnbaum blüht auf dem Walserfeld	136
Jetzt bin ich arm. Von E. Ehrenberg	140
Die Philosophie der Zukunft. Von Paul Remer	141, 210
Abendgang. Von R. Zoozmann	144
Sehnsucht. Von G. Lotty	201
Aus den Erinnerungen einer alten Schriftstellerin	201, 278
Die Nacht ist rauh ... Von Wilhelm Müller-Weilburg	206
Genie. Von A. Bauer	207
Willst Du wahrhaft glücklich werden — Von Egon Bredona	210
Sprüche. Von L. von Oberhofen	214
Lenzesahnung. Von William Klette	273
Neuer Frühling. Von Agnes Harder	273
Lenzhochzeit. Von Wilhelm Idel	274
In knospenreichen Zweigen. Von Fritz Krempien	274
Verlorenes Glück. Von Konrad Nies	284
Aus dem Leben für das Leben. Von O. v. L.	284
Zur Abendstunde. Von Anna Hinckeldeyn	345
Junge Mädchen. Von Gabriele von Lieres	347
Am Krankenbett. Von F. Schulze	349
Elend. Von Curt Rothardt	353
Der Bruder, der Bruder hat's verschuldet. Von Leo Horst	354
Das Hünengrab. Von J. Kulp	356
Die Kreuzabnahme. Von Paul Klie	417
Parcival und Faust. Eine Studie von M. von Eschen	417, 487, 565, 640
Geadelt. Von Gertrud Triepel	422
Die Geste in der Schauspielkunst. Von Otto von Leixner	429, 493, 561
Vom Saalestrande. Liedercyklus von Oskar Linke	426
Rosen. Von Carola Blacker	427
Junger Mai. Von Otto von Leixner	429
Erika. Von M. von Herdorf	487
Sonnenwende. Von Leon Vanderfee	492
Gedichte. Von C. Haupt	498
Röschen. Studie von H. von Albert	499
Was die Schwalbe sang. Von L. von Oberhofen	501
Am stillen Ort. Von Karl Hüdiger (Hitcher)	561
Pfingsten. Von Friedrich Düsel	565
Sehnsucht. Von Margarete Schäffer	572
Das „oaschicht" Lenerl. Von Gräfin zu Leiningen	572
Frühlingslied. Von C. Dewerny	633
Woran mich der Brummer erinnerte. Eine stille Geschichte von Viktor von Kohlenegg	633
Jugendmut. Von Otto von Leixner	639
Verzweiflung. Von M. von Hofmann	643
Ernster Frühling. Von Agnes Harder	647
Es ist ein Glück. Von Georg A. Albert	705
Ein verkannter Liebling. Sprachliche Plauderei von Paul Pasig	705, 781
Kleinigkeiten. Von Wilhelm von Jsing	709
Moderne Schlangen. (Von einer Frau)	711
Künftiger Krieg. Von J. Dohm	777
Die Utopien des Herrn Schiermann. Von Karl Pröll	777, 854
In der Loge. (Bei Wagners „Tannhäuser")	781
Welke Erinnerungen	785
Waldeinsamkeit. Von Anna Voigt	849
Eine Rede Moriz Carrieres	850, 917
Einem Freunde. Von Jean Lessen	853
Mondnacht. Von Anna Hinckeldeyn	857
Das Heidehaus. Von Paul Klie	913
Die Hochzeitsreise. Von Leistner-Beckendorff	914
Gedichte. Von Lucia Rudow	917
Liebesrosen. Von Oscar Linke	924
Frühlingsmärchen. Von Paul Remer	924

Litteratur.

	Seite
Der Schreiber von Konstanz. Eine Rheinseegeschichte aus den Tagen des Minnesangs. Von Franz Lechleitner	286
Meyers Konversations-Lexikon. Fünfte Auflage	356
Klostermanns Grundstück. Nebst einigen anderen Begebenheiten. Von Julius Rodenberg	357
Hobelspähne. Novellen von Karl Strecker	357
Sonderlinge und Vagabunden. Bilder und Erzählungen aus der nordhannoverschen Heide von Friedrich Freudenthal	429
Balladen von Wilhelm Brandes	429
Neue Gedichte von Rudolf Graf Hoyos	430
Neues und Altes aus dem Sagenkreise des Vaters Brocken. Märchen und Sagen, erzählt von C. Förstner	430
Rügensche Sagen und Märchen. Von Dr. A. Haas	430
In stillen Stunden, Gedichte von Hugo Thele	502
Auf dem Pegasus. Gedichte von Haescha	502
Lachthränen. Von Harald Gräf	503
Gedichte von Hubert Müller	503
Erlebte Gedichte von Otto Julius Bierbaum	504
Der Sang von Mönchgut. Dichtung von Karl Strecker	504
Zu Thal. Gedichte von S. Fritz	573
Ratigold. Gedichte von Maurice Reinhold von Stern	574
Ausgewählte Gedichte des Grafen Carl Snoilsky. Deutsch von Adolf Stern	574

Digitized by Google

Seite

Erdensöhne. Roman in zwei Bänden von M. Gerhardt 643
Kaufleute und Schiffer. Erzählungen und Bilder aus dem Handels- und Seeleben von Philipp Kuleſt 644
De Wilhelmshäger Köſterlüd'. Roman in zwei Bänden von Felix Stillfried 645
Ein Herzſchlag. Erzählung von Karl Witte . . 645
Spähne. Bilder und Skizzen von Konrad Telmann 646
Von Kalau bis Säckingen. Ein gemütliches Kreuz und Quer von Ludwig Heveſi 646
Mode. Roman von Conrad Alberti 714
Neben der Liebe. Wiener Roman von Hermann Bahr 715
Die Menſchen der Ehe. Von John Henry Mackay 715
In junger Sonne. Novellen und Skizzen von Carl Buſſe 715
Ich weiß es nicht. Die Geſchichte einer Jugend von demſelben 715
Frau Ellin Röte. Aus dem Leben einer jungen Frau. Von Felix Holländer 716
Nach Norden. Eine Epiſode von Meier-Gräfe 717
Sehnſucht. Von Julius Hart 717
Der Pfarrer von Breitendorf. Roman von Wilhelm von Polenz 718
Studentenbeichten. Von Otto Jul. Bierbaum . 785
Miniaturen. Fünf Novellen von Wolfgang Kirchbach 786
Heimatszauber und andere Novellen von Ernſt Wechsler 787
Frau Gräfin. Roman von Bitter Blüthgen . . 787
Frauenliebe. Novellen von Stephan Milow . . 787
Zwei Dichter. Von C. E. Klopfer 787
Zuletzt gelacht und andere Novelletten. Von Ida Boy-Ed 787
Beſiegte Sieger. Kriegserinnerungen von Hans Nagel von Brawe 788
Am Abgrund. Roman von Gregor Samarow . 788

Seite

Land und Freiheit. Roman von Wilhelm Rullmann 788
Das höchſte Gut. Roman von Ada von Gersdorff 788
Guſtave Randerslandt. Roman von J. Niemann 788
Gegen den Strom. Ein Stimmungsbild aus dem neuen Berlin. Von Marie von Bunſen 789
Moderne Menſchen. Skizzen aus und nach dem Leben von Liſa Weiſe 789
Zweierlei Liebe. Roman von Max Viola . . 789
Der Beſondere. Eine Hochlandsgeſchichte von L. Ganghofer. Mit Illuſtrationen von Hugo Engel 790
Der Telamone. Roman aus der Artiſtenwelt. Von Feder von Zobeltitz. Mit 77 Bildern von Friedrich Stahl 790
Was die Gräfin ſann. (Geſchichtlicher) Roman von Ernſt Remin 790
Hüben und drüben. Von G. Walter 791
Die Namenloſen. Roman von Wilh Jenſen . 791
Nur ein Jude. Das Grundſtück. Neue littauiſche Geſchichten. Von Ernſt Wichert 791
Pfarrer Streccius. Roman von E. Gſchricht . 791
Ein ärztlicher Fauſt. Roman von Sander Bródy. Autor. Überſetzung aus dem Ungariſchen von Oskar von Krücken 792
Die Erſte und die Zweite. Roman von Gregor Csiky. Autor. Überſetzung aus dem Ungariſchen von Oskar von Krücken. 792
Frau Marie Grubbe. Interieurs aus dem ſiebzehnten Jahrhundert von J. P. Jakobſen Nach dem däniſchen Original frei bearbeitet von Adolf Strodtmann 2. Aufl. . . . 792
Opfer oder Sieger? Novellen in gebundener Rede aus dem Reiche der Kunſt von Alma Leſchivo 858
Die Königsbrüder. Schauſpiel in fünf Aufzügen von Adalbert von Hanſtein 858
Lieder im Widerhall. Deutſche und franzöſiſche

Seite

Dichtungen. Verfaßt und übertragen von Georg von Oertzen 859
Deutſche Dichter in ihren Beziehungen zur Muſik Von Alfred Bock 859
Hermann Hendrich und die mythologiſche Malerei Von Oskar Bie 860
Ein puritaniſcher Heide. Von Julien Gordon . 860
Das Stück Brot und andere Geſchichten. Von François Coppée 860
In der Prairie verlaſſen. Von Bret Harte . . 860
Zwiſchen Lipp' und Kelchesrand. Von Charles de Berkeley 860
Mein erſter Klient und andere Geſchichten. Von Hugh Conway 860
Auf ſteinigen Pfaden. Von Léon de Tinſeau . 860
Heimatlos. Von Hekter Mallot 860
Baronin Müller. Von Karl von Heigel . . . 860

Vermiſchtes.

Über die Penſionsanſtalt Deutſcher Journaliſten und Schriftſteller 287
Anekdoten über Napoleon 358
Demuth 430
Wie Feldmarſchall von Wrangel einen engliſchen Zeitungskorreſpondenten beſchämte . . . 431
Humor 431
Gemütliche Banditen 431
Züge aus Milans Leben 432
Arbeitsvermittelung für hilfsbedürftige Handweber 861
Das Eis in bildlicher Rede 929

Briefkaſten.

72, 215, 288, 432, 575, 647, 862.

Digitized by Google

Deutsche Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 27.

Die Sonntagskinder.

Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

XII.

„Durchlauchtiger Fürst!

Zu meinem tiefen Bedauern muß ich Sie bitten, meine Schwester Isolde von jetzt ab nicht wiederzusehen und jeden Verkehr mit ihr, sowohl mündlich wie schriftlich, zu vermeiden. Oder aber, falls Sie nicht die Absicht haben sollten, diesen meinen Wunsch zu erfüllen, mich gütigst hiervon in Kenntnis setzen zu wollen.

In bekannter Verehrung

Harald Bernhardi."

Diesen Brief hielt Waldemar in der Hand seit einer Stunde schon, oder waren es ihrer zwei, drei, er wußte es nicht. Er saß in seinem Arbeitszimmer auf dem Diwan, wo vor kurzem Isolde zu seinen Füßen niedergesunken war und eingewilligt hatte, durch sich selber ihm sein Glück zu erkaufen.

Es war dunkel im Zimmer. Ein Diener hatte ihm das Mittagsmahl gemeldet, doch ließ er sich entschuldigen, er fühle sich nicht wohl und wünsche nicht gestört zu werden.

So störte ihn auch niemand. Die Dämmerung kam und umhüllte mit ihren schwärzlichen Schatten seine schöne, trauliche Umgebung. Ein erlöschendes Feuer glimmte im Kamin und warf noch vereinzelte Lichtfunken auf die goldenen Bilderrahmen der alten Meister an den Wänden. Ein antikes Marmorbild, das auf griechischem Boden vor seinen Augen aus Jahrtausende altem Schutt hervorgegraben war, ein schöner verstümmelter Frauenkopf, blickte gespenstisch aus dem schwarzroten Halbdunkel zu ihm hin. Er sah nichts davon. Unverwandt blickte er auf das Papier in seiner Hand, obgleich die Buchstaben darauf schon längst nicht mehr zu unterscheiden waren. Er las sie dennoch, sie hatten sich ihm ätzend ins Gedächtnis gegraben.

So schrieb Harald an ihn, so herb und trocken, Harald, der bis vor wenig Tagen noch mit schwärmerischer Begeisterung zu ihm emporgeschaut; „In bekannter Verehrung!" Jawohl! Ein Hohn lag in diesen Worten und seine Hand zerknitterte das Blatt. Zorn und Ingrimm wallten in ihm auf, versanken jedoch sofort wieder in dem Gefühl herzzerreißenden Weh's.

Armer Harald! Was hatte er wohl gelitten, ehe er diese Worte schrieb. Welcher Kummer stand unausgesprochen zwischen den kurzen Zeilen. Er aber las ihn heraus, deutlich wie Flammenschrift. Jetzt deutlicher noch, als am Tage.

Wie mit schwerer Anklage schauten Haralds melancholische Augen ihn an. Ach, er hatte ihn gebeten, leise flehend gewarnt, ihm sein Kleinod nicht anzutasten, ihm nicht das einzige Herzeleid anzuthun, das er als solches zu empfinden vermöchte. Und wie hatte er die Bitte erfüllt?

„Warum fordert er mich nicht und schießt mich tot! Ach, es wäre eine Wohlthat! Isolde, meine süße, was hab' ich Dir zu Leid gethan! und wie soll ich es wieder gut machen! Alle Wege sind mir abgeschnitten! Ja, wenn es Dich heilen könnte, mich nicht wieder zu sehen, ich wollte fliehen bis ans Ende der Welt und sollte ich auch verschmachten vor Sehnsucht nach Dir!"

Immer tiefer sank die Dunkelheit.

Ein weicher Schritt auf dem Teppich des Wohnzimmers ließ ihn auffahren. Er wußte, wer zu ihm kam.

Digitized by Google

Leise ward die Thür geöffnet. „Waldemar, bist Du hier?“

„Ja Mutter!“

„Verzeihe, daß ich Dich störe, mein Sohn — ich beunruhige mich um Dich —“

Er erhob sich, tastete umher und entzündete durch einen Druck auf den Elfenbeinknopf die elektrische Flamme der Ampel. Das leicht gedämpfte Licht fiel durchsichtig klar über sein schönes, dunkles Gesicht. Welch ein Ausdruck von Gram und Kummer lag darauf und ließ es um Jahre älter erscheinen! Das Auge der Mutter gewahrte es mit Schrecken.

„Mein Liebling, was fehlt Dir? Du bist nicht krank, aber Dein Herz ist es? Darf ich von Deinem Kummer mit Dir reden? Wenn nicht, so will ich wieder gehen!“

Er bückte sich und nahm vom Boden den Brief auf, der seiner Hand entfallen war. Ohne ein Wort zu sprechen reichte er ihn seiner Mutter hin. Sie las ihn schweigend, und als sie geendet, zog er ihn ihr aus der Hand, trat zum Kamin, und die Flammen aufs neue anfachend, verbrannte er ihn langsam, stillschweigend. Noch aus der roten, züngelnden Glut heraus sprachen die einfachen Worte mit lauter Anklage zu seinem Herzen, bis die Flammen sie verschlungen.

* * *

Isolde hatte mit einiger Mühe für sich und Harald ein passendes Quartier gefunden und war mit der Übersiedlung dorthin beschäftigt. Das Zusammenleben mit der Familie hatte ein Ende. In nächster Zeit stand Thusneldes Hochzeit in Aussicht, diese zog mitsamt der Mutter von dannen, und Alberta und Rösi blieben ihrem Schicksal überlassen. Sie waren jetzt ganz froh darüber und suchten gleichfalls eine Wohnung, die sie zusammen aufs eleganteste einzurichten gedachten.

Isolde, unter der Arbeit und Mühe des Umzugs, ging einher, wie verzehrt von dem Fieber, das in ihr brannte, krankend an Leib und Seele. Das Einzige, was sie noch aufrecht hielt, war die Notwendigkeit, die ungewohnte Anstrengung, die sie nicht zur Besinnung kommen ließ.

Raschen Schrittes, wie viel beschäftigte Leute pflegen, ging sie den Weg zur neuen Wohnung hin, die nun bald zum Einziehen fertig stand. An einer Straßenbiegung plötzlich begegnete ihr Clema Tessin. Die junge Gräfin kam mit der einstigen französischen Bonne, jetzt Haus- und Gesellschaftsdame, unbefangen sprechend die Straße daher. Isolde grüßte — freundlich, freundschaftlich, wie sie's immer gethan. Da hob Clema den Kopf empor, Röte des Schreckens oder Zornes in den Wangen. Sie blickte nicht an ihr vorüber, nein, über sie hinweg, als über einen Gegenstand, geringer denn Luft. Mademoiselle wandte den Kopf mit scharfer Wendung zur andern Seite. Isoldes Gruß blieb unerwidert, zurückgewiesen wie eine Beleidigung.

Sie stand und blickte den beiden nach mit weit geöffneten Augen. Was — gerechter Gott im Himmel — was hatte das zu bedeuten? —

— — — — — — — — — — —

Unterdessen kehrte Schwester Rösi von einem geschäftlichen Ausgange heim. Lebhaft, aufgeregt trat sie ins Zimmer.

„Kinder, hört nur, könnt Ihr's wohl glauben! Ein wahrer Skandal! Denkt nur, über Isolde und ihren Fürsten zirkulieren die schönsten Geschichten! Neulich den Abend, als sie so spät nach Hause kam, ist sie in seiner Wohnung gewesen, mit ihm ganz allein. Alle Leute haben es gesehen, wie sie herausgekommen ist! Ich sprach eben eine Kollegin, deren Kousin ist ein guter Freund von der Kammerjungfer der Gräfin Tessin — die wissen es alle! Jedermann weiß es!“

Die Entrüstung der tugendhaften Schwestern kannte keine Grenzen.

„Solch ein sittenloses Geschöpf! Solch eine scheinheilige Schlange! Und über uns konnte sie die Augen verdrehen, wenn wir uns in allen Ehren ein bischen die Cour machen ließen!

„Na Mutter, worüber weinst Du nun? Warum hast Du sie nicht strenger gehalten! Hast uns doch gut erzogen! Aber natürlich, die Prinzessin, die mußte immer etwas Besonderes voraus haben! Nun hat sie Fürstin werden wollen und ist auf dem Wege dazu gestolpert, und die Blamage ist fertig!“

Vergebens versuchte Thusnelde hervorzuheben, daß doch am Ende noch nichts bewiesen sei, das Ganze vielleicht auf ‚infame Klatschereien‘ hinausliefe, man solle Isolde erst befragen, ehe man sie verurteile. Gegen Rösis Beweisführung, daß ‚alle‘ es gesehen, war nicht aufzukommen. Tag und Stunde, ihre späte Heimkehr, ihr verstört unruhiges Wesen, alles stimmte gar zu gut mit der Erzählung überein. Sie bedurften keiner Bestätigung weiter und es war nun in der That die höchste Zeit, daß die unbescholtene Familie sie gänzlich und für immer fallen ließ.

Und als Isolde ahnungslos nach Hause kam, da ward ihr dieser Empfang.

* * *

In eines der vielbesuchtesten unter den Berliner „Bräu's“ trat Eckard Hayden zu später Abendstunde. Altdeutsche Wände mit Sprüchen und ritterlichen Freskobildern, Fenster mit Butzenscheiben, weißgescheuerte Eichenholztische und thönerne Bierkrüglein mit blanken Deckeln gaben dem Raum das bekannte Gepräge. Die Luft war mit Tabaksdampf erfüllt und Lärmen, Lachen und Sporengeklirr hatten kein Ende, Uniformen in allen Farben, nur hie und da tauchte ein Zivilgewand unter der bunten Schar auf.

An einem dieser Tische ward Eckard Hayden willkommen geheißen. Er ließ sich nieder, der Kellner warf mit kühnem Schwunge den Filzteller vor ihn hin und einen Bierkrug darauf.

„Nun, Hayden, wollten die Läufe und Triller ihnen heute nicht glücken, daß Sie sich unter uns Sterbliche begeben? Waren wieder lange genug unsichtbar!“ meinte einer der Herren.

Digitized by Google

Über Eckards Gesicht glitt ein kühles Lächeln. Antwort hielt er für überflüssig.

„Ich möchte die Herren aber nicht stören! Sie waren gerade in eifriger Debatte!"

„Debatte nicht gerade! Sagen wir lieber ‚Famoser Skandal!' Haben Sie noch nicht davon gehört? Sie kennen ja die reizende kleine Person auch, die immer bei Hohensteins in den Konzerten sang!"

Eckards Augenbrauen zogen sich zusammen.

„Fräulein Bernhardi?"

„Natürlich, Isolde Bernhardi! — und Hohenstein! Es ließ sich ja eigentlich denken!"

„Nein, es ließ sich nicht denken!" meinte ein anderer. „Sie machte einen so guten Eindruck, vollständig ladylike! Und die Fürstin sah sie stets in ihrem Hause, ließ ihre Tochter mit ihr verkehren, bis jetzt vor kurzem! Ich hätte das wirklich nicht von ihr gedacht!"

Jetzt stieg der Zorn in Eckards Antlitz auf.

„Meine Herren, verzeihen Sie, hier muß ein Mißverständnis vorliegen! Ich kenne die Dame und muß das, was von ihr erzählt wird, aufs Bestimmteste als eine Verleumdung erklären!"

„Hayden — in so grimmigem Zorn hat man Sie ja noch niemals gesehen! — Gilt dieses Feuer der jungen Sängerin oder wem sonst?" riefen die Offiziere lachend durcheinander. „Aber leider ist es doch wohl nicht ganz so, wie Sie meinen. Robert Tessin hat die Geschichte selber erzählt und der wird's doch wissen! Steht ja den Hohensteins nahe genug — rechter Vetter —"

„Um so unbegreiflicher, wenn er derartige Gerüchte in Umlauf setzte!" zürnte Eckard Hayden. „Ich will ihn darum befragen, bis dahin werden Sie mir gestatten, meine Ansicht aufrecht zu halten!"

Er traf Robert Tessin noch denselben Abend.

„— — Verzeihen Sie, Graf, Sie sind mir als der Autor dieser ungeheuerlichen Geschichte bezeichnet worden! Würden Sie mich gütigst aufklären, wie das zusammen hängt?"

Der gute Robert machte ein schlaues Gesicht, ähnlich dem seiner Schwester Clema, wenn sie Musikurteile fällte.

„Was finden Sie denn an der Geschichte so Ungeheuerliches, Herr von Hayden? Haben Sie meinen Vetter Hohenstein für einen Tugendspiegel gehalten?"

„Darum handelt es sich hier nicht, sondern um den bisher makellosen Ruf einer Dame, die als Gast in dem Hause Ihrer Eltern verkehrt, bedenken Sie das, Tessin! Sie gehört zum engsten Freundeskreise Ihrer Verwandten, der Fürstin und ihrer Tochter, — und war vor kurzer Zeit noch der Gast der Frau Prinzessin Konstantin!"

„Ja eben, umsomehr wird die Sache Aufsehen erregen," fiel ihm Robert Tessin ins Wort. „Denn wahr ist sie, lieber Hayden, was Sie auch dagegen sagen mögen! Ich hätte es ja selber auch nie gedacht! die kleine Bernhardi machte einen so allerliebsten Eindruck! Aber sie ist gesehen worden, aus seiner Wohnung kommend — da rechts unten, Sie kennen ja das Quartier? ganz allein, zu sehr vorgerückter Abendstunde — das ist Thatsache!"

„Und darf ich Ihre Quelle erfahren?"

„Meine Quelle —" Robert zerrte in einiger Verlegenheit an seinem kleinen, gekräuselten Schnurrbart. Das war ja eine fatale Geschichte! Wie konnte er diesem gründlichen Fragesteller seine Quelle nennen, — die Hohensteinschen Bedienten, die es wieder den Tessinschen mitgeteilt, die Kammerjungfer seiner Mutter — die Französin, durch die er und Clema das Nähere erfahren! Unmöglich, nein, das war nichts für Haydens Ohren.

„Meine Quelle — verzeihen Sie, ich habe Gründe, dieselbe für mich zu behalten!"

„So! dann gestatten Sie also, daß ich mich Hohenstein gegenüber auf Sie berufe!"

Robert war wütend. Auf diese Wendung war er nicht vorbereitet, aber zurückziehen, nachdem er so weit gegangen, mochte er auch nicht. Wenigstens nicht jetzt von vornherein. Später ließ sich ja vielleicht, wenn nötig, ein anderer Standpunkt zur Sache ausfindig machen. So verneigte er sich kühl und unwillig zustimmend und sie trennten sich, ohne großes Gefallen aneinander gefunden zu haben.

Eckard Hayden suchte Waldemar in seiner Wohnung auf und trug ihm die ganze Angelegenheit in ruhiger, klarer Weise kurz und bündig vor. Es entging ihm dabei nicht, daß der Eindruck, den seine Erzählung hervorrief, sich aus widersprechenden Stimmungen zusammensetzte und auf ein irgendwie belastetes Gewissen hindeutete. Waldemar war totenblaß vor Zorn, — doch mischte sich diesem noch eine andere Empfindung bei, die der Reue verzweifelt ähnlich sah. Aufgeregt ging er im Zimmer auf und ab, dann warf er sich Hayden gegenüber in einen Sessel und zog mit nervöser Bewegung seinen weichen, dunklen Schnurrbart durch die Finger, doch ohne den Blick zu erheben.

„Ein Tölpel ist dieser Robert!" stieß er zähneknirschend hervor. „Nichts ist dem Burschen heilig, wenn er seine alberne Schwatzsucht befriedigen kann, nicht einmal die Beziehungen seiner eigenen Familie! Ich weiß sehr wohl, warum er Ihnen seine Quelle nicht nennen konnte, denn mir ist sie bekannt! die Bedientenstube ist es, — und dies nicht die erste Klatschgeschichte, welche meine lieben Verwandten durch Vermittlung ihrer Französin aus diesem Brunnen geschöpft haben, um sie dann weiter zu kolportieren! Aber diesmal hat der Bube sich in der Tragweite seiner Dummheit verrechnet und wird mir dafür einstehen müssen!

„Wollen Sie mir den Freundschaftsdienst erzeigen, Hayden, diese Sache, die Sie so ritterlich in die Hand genommen haben, nun als die meinige für mich weiterzuführen?"

Hayden saß ruhig zurückgelehnt da, ein Knie übers andere gelegt, die Hand am Säbel. Ein ernster, aufmerksamer Ausdruck stand auf seinem Gesicht, langsam hob er den Blick zu Waldemar auf.

„Ja — wenn Sie mich über den Sachverhalt aufgeklärt haben, — und derselbe mich befriedigt!"

Waldemar machte eine unruhige Bewegung.

„Das ist allerdings eine nicht mehr wie billige

Digitized by Google

Bedingung! So hören Sie denn!" Er holte rasch und tief Atem.

„Fräulein Bernhardi war oben bei meiner Mutter — spät abends. Ich traf sie beim Fortgehen unten an der Treppe. Sie war in erregter, übereizter Stimmung, — ich kann es hier nicht unerwähnt lassen, daß sie meine heiße, leidenschaftliche Neigung erwidert!" Er bedeckte seine Augen mit der Hand bei diesen Worten. „Meine Mutter hatte diesen Punkt in schmerzlich aufregender Weise mit ihr besprochen und unsere zufällige Begegnung wirkte daher sehr erschütternd auf sie. Eine kurze Aussprache zwischen uns war unerläßlich. Wir standen vor der Thür meines Zimmers, ich führte sie hinein. Zu spät erst wurde mir die Unklugheit, das Unverzeihliche dieser Handlungsweise klar! Ich beklage dies aufs tiefste! Fräulein Bernhardi, — Sie kennen sie, Hayden! ihr idealer Sinn und die unantastbare Reinheit ihres Herzens heben sie, zu hoch vielleicht, über die rauhe Alltagswirklichkeit hinaus. Ich glaube nicht, daß ihr das Unpassende der Situation zum Bewußtsein kam! Wenigstens verließ sie mich, nachdem sie ihre Ruhe wiedergewonnen, ohne Hast und Verlegenheit mit der Haltung einer Königin! Draußen standen die Bedienten. Niemand sonst wußte darum!"

Waldemar hielt inne. Er hatte in großer Bewegung gesprochen und mit sichtlicher Anstrengung. Die Farbe kam und ging auf seinem Antlitz und die Erinnerung an jenes Erlebnis schien ihn zu überwältigen.

In tiefer Aufmerksamkeit hörte Eckard ihm zu. Er zweifelte nicht an der Wahrheit dieser Darstellung, doch fühlte er, daß noch so manches unausgesprochen zwischen den Zeilen stand, das Abgrundtiefen von Leid und Leidenschaften bedeutete.

Er schwieg.

Waldemar wartete auf eine Antwort. Er stützte den Arm aufs Knie und die Stirn in die Hand, so daß seine Augen verschattet blieben.

„Ich muß es einräumen," sagte er in beklommenem Tone, „daß ich mich in dieser Sache vergangen habe, sehr meinem Willen entgegen! Ich kann mich auch deshalb mit einer Revozierung von seiten meines Vetters nicht begnügen. Durch meine Unvorsichtigkeit ist der Ruf einer Dame geschädigt, — ich bin es meiner Ehre, vor allem aber ihr, — und ihrem Bruder, der ein Ehrenmann ist, schuldig, Genugthuung durch die Waffen zu fordern!"

„Ja!" sagte Eckard.

Waldemar blickte zu ihm auf. Er begegnete dem Ausdruck einer gehaltenen, doch bedingungslosen Zustimmung in den klaren, ernsten Augen, die sich dann gleichmütig wieder senkten.

„Hayden, wollen Sie Tessin meine Forderung überbringen?"

„Ja, — ich will es thun!" —

Zwei Tage später herrschte in dem Hohensteinschen Palais große Bestürzung. Der Fürst lag krank, durch einen Sturz mit dem Pferde verunglückt, so hieß es, obgleich niemand von einem Ritt etwas gehört oder gesehen. Der Arzt, ein Professor der chirurgischen Fakultät, ging ein und aus bei ihm, versicherte jedoch, daß keinerlei Gefahr vorhanden sei und in kurzer Zeit sein fürstlicher Patient das Bett wieder verlassen dürfte. Der getreue Philipp pflegte ihn. Näheres über die Art des Unfalles und seine Folgen erfuhr niemand.

XIII.

Einen Tag früher, als es der Professor erlaubt, war Waldemar aufgestanden. Er lag auf dem Ruhebett in seinem Arbeitszimmer, von großer Mattigkeit beherrscht, von grübelnden Gedanken gequält. Seine Wunde schmerzte ihn und das Herz war ihm schwer von Sehnsucht und Ungewißheit.

Leise, doch mit der Sicherheit des vertrauten Dieners trat Philipp herein.

„Herr Doktor Volkmann fragt an, ob er Fürstliche Gnaden sprechen dürfte!" Es lag ein leichtes Erstaunen in dem Ton, denn Doktor Volkmann war sonst stets unangemeldet bereingekommen.

Waldemar fuhr auf wie elektrisiert. Er hatte Gebhard nicht wiedergesehen seit jenem verhängnisvollen Abend, nun wußte er wohl, was diese steife Anmeldung zu bedeuten hatte.

„Bitte, selbstverständlich!" —

„Gebhard, wie — nett von Dir, daß Du kommst —" aller Vorsicht und Schonung vergessend richtete er sich auf, dem schmerzlich Vermißten die Hand entgegen zu strecken. Diese schlanke, fieberheiße Hand, mit welchem Druck umfaßte sie die kühle Rechte des Freundes, zog ihn nieder auf den Stuhl neben seinem Diwan und hielt sie noch immer, wie um sich die Gewißheit seiner wohlthuenden Nähe nicht rauben zu lassen.

Gebhard Volkmann empfand dies mit einem eigenen Gefühl der Rührung. Sein Blick ruhte auf dem krankhaft zarten Antlitz mit seinen Schatten und Sturmesmerkmalen und den heißen, beredten Augen. Und es kam ihm der Gedanke, ob er nicht fälschlich geschworen, als er Harald versichert: „dann lebte er nicht mehr!" Es wollte ihm scheinen, als ob es vor allen andern Menschen ihm unmöglich sein würde, dieses Leben zu vernichten, das seit so langen Jahren seinem Herzen theuer war.

Und doch, während er so dachte, löste er ruhig und bestimmt seine Hand von dem warmen Freundesgriff los.

„Was ist denn eigentlich vorgefallen?" fragte er, mehr im Tone des Verhörs als der Neugierde.

Waldemar erzählte ihm ausführlich alles, was sich ereignet, mit abgewandtem Blick, ohne Selbstbeschönigung.

„Durch den schurkischen Bedienten ist es herumgekommen," schloß er leise. „Du sagtest es gleich. Ich habe ihn sofort aus dem Hause gejagt. Für die Folgen meiner Unvorsichtigkeit bin ich eingetreten, wie Du siehst. Ob ich auch den Frevel werde sühnen können, den ich an ihrem Herzen begangen, —" er stockte. „Gebhard — willst Du es Harald erzählen?"

Digitized by Google

„Ja!“ lautete die trockene Entgegnung.

Hast Du ihn gesprochen seitdem?“

„Ja, mehrfach!“

„Und hast Du — Isolde gesehen? — Wie mag es ihr gehen?“

Gebhard strich sich mit der Hand über Stirn und Augen.

„Sie ist krank!“ sagte er gepreßt.

„Krank — Gebhard, um Gottes willen, was fehlt ihr? Es ist doch nichts Ernsthaftes?“

„Ja leider! Sie liegt an schwerem Nervenfieber im Elisabethkrankenhause!“

Von maßlosem Entsetzen gepackt, sprang Waldemar von seinem Lager auf, die Decke zu Boden werfend. Sein Gesicht verzerrte sich.

„Sage mir die Wahrheit, Gebhard, ist sie noch am Leben?“

„Ja, gewiß, Waldemar, ich gebe Dir mein Wort! Ich komme eben von daher, um Dir gewisse Nachricht geben zu können. Mit Gottes Hilfe ist ihr Leben nicht gefährdet! Für Dich aber ist diese Erregung auch nicht gerade förderlich! sei ruhig, sonst gehe ich wieder fort!“ Es lag kein Mitleid, keine Wärme in dem Ton. Der Frevel, den Waldemar begangen, stand unvergeben wie eine Scheidewand zwischen ihnen. Seine schwersten Folgen hatten ja jetzt erst begonnen, sich geltend zu machen. Wer konnte wissen, ob dieses zarte Mädchen die Krankheit überstand?

Langsam sank Waldemar in die Kissen zurück. Eine qualvolle Pause entstand.

„Aber sage mir, Gebhard, wie ist es gekommen?“ fuhr er dann auf, Angst und Verzweiflung im Tone. „Seit wann ist sie krank, — und wodurch?“

„Nun, sie wird nach Eurer Unterredung in größerer Aufregung als Du ihre Tage und Nächte hingebracht haben!“ erwiderte Gebhard mit Härte. „Vielleicht wartete sie von Stunde zu Stunde, daß Du kommen würdest, Deine Vorschläge zu erneuern! Ich weiß das ja nicht! Harald wird ihr verschwiegen haben, daß er Dir den Verkehr mit ihr untersagt, — und daß Du Dich darin ergeben hast!“

Mit einem großen, stummen Blick, dem Blick des Gefolterten, brannten Waldemars dunkle Augen auf dem Sprecher. Dieser sah es.

„Es kam wohl auch noch einiges andere hinzu,“ fuhr er erbarmungslos fort. „Sie gewann die Überzeugung, daß ihr guter Ruf vernichtet wäre! Deine Cousine Clema ließ auf der Straße ihren Gruß unerwidert! Die Schwestern hatten auch von dem Skandal gehört, machten ihr die brutalsten Scenen, nannten sie eine Verworfene und wiesen ihr die Thür. Nun verlangte sie von Harald, Dich sehen und sprechen zu dürfen, — und er eröffnete ihr, es könne und werde dies nicht wieder geschehen, im ganzen Leben nicht. — Da brach sie zusammen!“

Seine Erzählung war beendet. Waldemar hatte den Kopf von ihm ab auf die Seite gewandt. Er legte den Arm über sein Gesicht und so verharrte er regungslos. Kein Laut kam über seine Lippen. Hin und wieder überflog ein nervöses Beben den schlanken Körper.

Gebhard sah, nun endlich war er ins Mark getroffen, er litt, wie Isolde gelitten. Und das hatte er erreichen wollen.

Nach einer langen, stummen Pause erhob er sich. „Ich will jetzt gehen, Waldemar, lebe wohl!“

Waldemar schrak auf und blickte ihn an, verstört, wie aus einem wüsten Traum erwachend.

„Was sagtest Du?“

Gebhard unterdrückte einen Seufzer. „Ich wollte Dir Lebewohl sagen!“ Er sah an dem Freunde vorüber und zeichnete mit den Augen die prächtige Linienführung auf der Tigerdecke zu seinen Füßen nach.

„Gebhard, Du kommst doch wieder?“ fragte Waldemar unruhig.

„Nein, ich habe nicht die Absicht! Es hat keinen Zweck!“

Waldemar zuckte zusammen, als ob ihn ein Schlag getroffen.

„Es hat keinen Zweck.“ Ja, er verstand! Gebhard Volkmann hatte ihm die Freundschaft gekündigt!

Ohne ein Wort der Erwiderung erhob er sich und geleitete mit sorgsamer Höflichkeit den Gast, der so lange Jahre sein Freund gewesen, zur Thür des Gemaches. Hier blieb er stehen, um sie zu öffnen. Auf dem elfenbeingeschnitzten Knauf der Thür rastete seine Hand einen Augenblick. Dunkelblau liefen die geschwollenen Adern darüber hin, unter der warmen, goldig blassen Haut. Gebhard sah auf diese Hand und dann zu den Augen des Freundes auf. Mit einem stolzen und doch so warmen Blick begegneten sie den seinen.

„Ich danke Dir, daß Du gekommen bist!“ sagte Waldemar. Noch einmal schlossen sich ihre Hände ineinander mit kurzem Druck. Dann trennten sie sich.

Doch während Gebhard Volkmann das Haus verließ, welches ihm eine zweite Heimat gewesen, bestätigte er sich von neuem die Erkenntnis, daß, welches Herzeleid jener immerhin ihm zugefügt — seine Anhänglichkeit an diesen wundersamen Menschen nur mit seinem Leben endigen werde.

Waldemar kehrte mit einiger Mühe zum Diwan zurück. Eine Schwäche wandelte ihn an und er klingelte seinem Philipp, um sich einen stärkenden Trunk von ihm bringen zu lassen.

„Fürstliche Gnaden sehen sehr schlecht aus!“ bemerkte dieser mit einem unzufriedenen Blick in das Antlitz seines Herrn. „Ich werde keinen Besuch mehr anmelden, bis der Herr Professor es erlaubt hat!“

„Meinetwegen!“ gab der Fürst abwehrend zurück.

Die Erlaubnis des Herrn Professors wurde jedoch nicht einmal eingeholt, als er seine erste Ausfahrt zu unternehmen beschloß. Die Fürstin hatte ihm, die Übereilung befürchtend, das Versprechen abgenommen, sie wenigstens hiervon in Kenntnis zu setzen, um ihn, wenn möglich, daran hindern zu können.

Waldemar hatte den Wagen bestellt, und seinem Worte getreu, ging er hinauf, die Mutter zu benachrichtigen. Das Treppensteigen griff ihn an, denn die Wunde saß an der rechten Seite und schmerzte beim Gehen.

„Die Frau Fürstin sind mit der Gräfin aus-

Digitized by Google

gefahren," meldete ihm der Kammerdiener oben im Vorzimmer.

„Wie ärgerlich! Ich hörte aber doch Schritte über mir im Salon der Fürstin —" und er ging hinein, um selber zuzusehen. Da trat ihm Clema entgegen, — errötend, mit freudigem Gruß.

„Tante Ina ist mit Else ausgefahren, doch müssen sie im Augenblick zurückkehren, — ich wollte sie hier erwarten, muß sie notwendig sprechen —"

Sie wartete in der Hoffnung, Waldemar zu sehen. In ihrem dunkelblauen Plüschkostüm, das die weiß und rote Blüte ihrer Hautfarbe aufs schönste zur Geltung brachte, sah sie wunderhübsch aus, dessen war sie sich bewußt, wie aber ihre Augen jetzt dem Ersehnten entgegenstrahlten, das wußte sie selber nicht einmal.

„Wie geht es Ihnen, Vetter?" rief sie lebhaft. „O, Sie sehen noch sehr angegriffen aus! Sie sollten sich noch schonen, vernünftig sein!"

„Ich sehe die Notwendigkeit nicht ein!" entgegnete er kühl. „Solch ein kleiner Unfall ist für unsereins keiner Erwähnung wert! Warum achtete ich nicht besser auf meinen Gaul!"

„Auf Ihren Gaul —" Clema öffnete die Augen wie ein paar runde Guckfenster. „Aber lieber Vetter, Sie werden mir doch nicht solche Märchen aufbinden? Dazu sollte ich Ihnen eigentlich zu nahe stehen! Ich weiß ja die ganze Geschichte. O, diese abscheuliche Person! Wie viel Angst und Sorge hat sie über uns gebracht."

Waldemar trat einen Schritt zurück, Purpurglut überflog sein Gesicht und die Augen, kalt und scharf wie eine Nordlichtflamme maßen die Thörichte von Kopf bis Fuß. „Ich habe Sie nicht verstanden, gnädigste Cousine! Es ist mir unmöglich, zu erraten, wovon Sie sprechen!"

„Aber Waldemar, ich bitte Sie!" Der triumphierende Blitz in Clemas Augen erlosch in Schreck und Besorgnis. Was war ihm denn nur? Er mußte doch erzürnt sein auf die, welche so große Unannehmlichkeiten, selbst Gefährdung seines kostbaren Lebens über ihn gebracht. Mußte doch nun sein Herz sich derjenigen zuwenden, die ihm nichts als Verständnis, Liebe und Teilnahme entgegenbrachte.

„Sie müssen mich doch verstanden haben," stammelte sie verwirrt. „Warum sind Sie so abweisend? Sie sollten mich doch endlich kennen und wissen, wie gut ich's meine —"

„Wirklich, Cousine? Nun ja, ich glaubte Sie zu kennen als ein Mädchen mit gutem, liebevollem Herzen —! Bitte, sagen Sie mir doch einmal, ist es wahr, daß Sie Isolde Bernhardi auf der Straße getroffen und bei ihrem Gruß den Kopf fortgewandt haben?"

Hoch auflohte in Clema der Stolz der wohlerzogenen, vornehmen Dame und ihre ganze Sicherheit zusammenraffend, warf sie hochmütig den Kopf zurück.

„Gewiß ist das wahr! Derartige Personen können nicht zu meiner Bekanntschaft gehören, und Sie, Vetter Waldemar, sollten sich am wenigsten darüber wundern —"

„O! Mich wird fortan nichts mehr von Ihnen wundern, Gräfin! Ich habe mich eben in Ihnen getäuscht! Doch werde ich dafür sorgen, daß auch Isolde Bernhardi sich in Zukunft zu gut halten soll für Ihren Gruß!"

„Waldemar!" kreischte sie auf. Zorn und Entrüstung raubten ihr fast die Sinne. „Zu gut halten? für mich? diese — diese — O pfui, so sprechen Sie zu mir von Ihrer — Ihrer — von solchem Mädchen?" Kaum hörbar, zischend entrangen die Worte sich ihren Lippen.

Er neigte den Kopf ein wenig näher, wie um besser zu hören.

„Wie war das? — Bitte, wollen Sie nicht etwas vorsichtiger mit Ihren Gedankenwegen sein, Cousine? Der, welchem Sie soeben Ausdruck verliehen, war einigermaßen unmöglich für Sie!"

Ihr Zorn wich einem jähen Entsetzen. Sie sah es plötzlich genau, sie war zu weit gegangen, hatte ihr eigenes Bild unheilbar geschädigt in seinen Augen.

„O — ich weiß nicht — was ich gesprochen habe —" stammelte sie mit nervös gerungenen Händen.

„Das will ich zu Ihrer Ehre annehmen," erwiderte er eisig. „Es sollte mir sonst leid thun, denn ich habe Sie gern gehabt und gut von Ihnen gedacht! Ich würde es noch thun, wenn Sie sich gegen dieses edle, verleumdete Mädchen gut und menschlich gezeigt hätten. Leider unterließen Sie das und offenbarten mir Herzenseigenschaften, für die ich kein Verständnis habe!"

Sein Ton in den Worten schmetterte sie zu Boden — thatsächlich. Sie sank auf einen Sessel, warf die Arme auf die Lehne und drückte das Antlitz darauf. „Waldemar, verzeihen Sie mir!" rief sie mit erstickter Stimme.

Er stand, leicht auf die Tischkante gestützt und schaute auf sie nieder. Kein Mitleid regte sich in seiner Brust, ein grausames Licht stand in seinen Augen.

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, Clema, denn nicht mich haben Sie beleidigt und Sie besitzen nicht die Macht, mir wehe zu thun! Aber Sie haben meine Liebe gelästert! Und das scheidet uns von einander — für immer!"

Sie hörte seinen leichten Schritt auf dem Teppich und die Thür sich schließen. Krampfhaft schluchzend wand sie sich am Boden, das arme, thörichte Kind. Er hatte sie verlassen, verstoßen! — Der kalte, grausame Klang seiner Stimme tönte ihr im Ohr, und sie wußte genau, alle Hoffnung, ihn wiederzugewinnen, war dahin für immer!

Vor Isoldes neuer Wohnung hielt sein Wagen und er stieg langsam die drei Treppen hinauf. Schreck und Verwunderung malten sich auf Haralds Gesicht, als dieser den Fürsten auf sein „Herein" ins Zimmer treten sah. Er hauste allein hier, ein trostloses Junggesellenleben, denn seine Schwester lag im Krankenhause und als einziger Gefährte blieb ihm die Angst um ihr Leben und die Sorge um ihr Geschick! Was wollte nun der fremde Mann hier, der durch seinen Frevel diese Not über ihn gebracht, wie konnte er

Digitized by Google

jetzt plötzlich vor ihn hintreten, den leidvollen Frieden seiner Einsamkeit zu stören?

Wie einer Erscheinung starrte er ihm ins Gesicht. Dann aber faßte er sich mühsam.

„Womit kann ich Ihnen dienen, mein Fürst?"

Waldemars Blick senkte sich tief in den seinen. Vorwurf, Kummer und ernsthafte Bitte malten sich darin.

„Ich habe diesen Empfang verdient, Harald, und ihn doch nicht erwartet!"

War er sich der Macht bewußt, die er über diesen Menschen besaß? Sein Anblick, der Ausdruck des Leidens in den edlen Zügen, der schwermutsvolle Blick der Augen sprachen zu Haralds Herzen, eindringlich, den alten Zauber erneuernd, den er stets auf ihn ausgeübt.

„Wundern Sie sich über keine Art von Empfang!" sagte er. „Sie wissen, ich kann Ihnen nicht widerstehen, so wenig wie es meine arme Schwester vermochte! Aber bitte, machen Sie sich's bequem, Fürst! Sie sehen sehr erschöpft aus! Sie waren, — Sie sind krank gewesen —?"

„Ich war verwundet! Meine unverzeihliche Unvorsichtigkeit, Ihre Schwester in mein Zimmer zu führen, ist in der Stadt bekannt geworden. Ich habe meinen Vetter Tessin, der die Erzählung ausbeutete, gefordert und eine leichte Verletzung davongetragen. Dieser Schritt war notwendig, ehe ich das ausrichten konnte, was mich heute zu Ihnen führt. Ich halte hiermit um die Hand Ihrer Schwester an, Harald! Geben Sie mir Isolde zur Frau!"

Haralds blasses Gesicht färbte sich mit heißer Röte. Nur mühsam brachte er eine Antwort hervor.

„Ich verkenne Ihre edle Absicht nicht, Fürst Waldemar! Sie wollen gut machen, was Sie an ihr gesündigt! Aber es kann ja nicht sein! Außerdem — meine Schwester liegt am Typhus todkrank darnieder! Ach, ich habe wenig Hoffnung für ihr Leben!"

„Ich komme soeben vom Elisabethkrankenhause!" erwiderte Waldemar mit gepreßter Stimme. „Die Nacht ist bedenklich gewesen, aber jetzt will es den Diakonissen scheinen, als sei die Krisis überstanden. Gott wird barmherzig sein! Und wenn sie gesund wird, so will ich sie meine Braut nennen dürfen und für ihre Pflege sorgen, wie ich es sonst nicht könnte, und mich mit ihr trauen lassen, sobald ihre Gesundheit es gestattet!"

Harald sah ihn an. Welche ungeheure Versuchung! Er empfand es nach, was Isolde durchgemacht und was sie mochte gezwungen haben, diesem Manne folgen zu wollen bis in Schmach und Tod!"

„Ich danke Ihnen, Fürst!" sagte er traurig. „Großmut und Liebe sprechen aus Ihren Worten, aber ich muß beide zurückweisen in Isoldes Namen! Ich habe mit ihr gesprochen, nicht einmal, sondern unendlich oft, immer nur dies eine Thema verhandelt. Ich weiß, Sie dürfen ein unebenbürtiges Mädchen nicht heiraten, ich kenne alle Gründe ebenso genau, wie Sie selbst. Alles spricht gegen diese Heirat, auch nicht ein Grund dafür. Nimmermehr biete ich meine Hand dazu!"

„Harald, ich weiß, was ich thue, weiß, daß ich Opfer bringe! In Stunden der Reue und Verzweiflung ist dieser Entschluß in mir gereift, und nichts wird ihn mehr erschüttern! Isoldes Liebe und ihr Besitz sind die Güter, die ich vom Schicksal verlange und ich bin bereit, jene andern dafür hinzugeben!"

„In Stunden der Reue und Verzweiflung, sagen Sie!" rief Harald. „Jawohl, und Sie würden gewiß ein reines und großes Glück empfinden bei der Durchführung ihres Entschlusses! Aber selbst meine Schwester mit ihrer anbetenden Liebe für Sie, die alles an Ihnen im Lichte der Verklärung sieht, ist sich völlig klar darüber, daß dieses Glück nach kurzem Rausche verfliegen würde, um qualvollen Vorwürfen — einem Abgrunde von Elend zu weichen!"

„Harald, diese Voraussetzung ist eine Beleidigung!" rief Waldemar heftig.

„Keine Beleidigung, mein Fürst! Denken Sie nicht, daß ich Isolde überredet hätte! aus ihrer eigenen Anschauung hat sie diese Überzeugung geschöpft, aus der Kenntnis Ihres Charakters, aus den Äußerungen, die Sie selber gethan im Augenblick der höchsten Leidenschaft! Fordern Sie nicht, ich beschwöre Sie, daß meine Schwester das Elend auf sich nehmen soll, als Ihr Weib die Ursache Ihres Unglücks zu sein!"

Waldemar senkte tief den Kopf auf die Brust. Die Überzeugung, daß Harald wahr prophezeite, vermochte er sich selber nicht zu verschweigen.

„Isolde ist sich völlig klar über die Sachlage!" fuhr der andere fort. „Und so fest steht ihr Entschluß, auf das von Ihnen gebotene Opfer zu verzichten, daß sie sogar, Sie wissen es ja, Fürst Waldemar — sich selbst und ihres Daseins heiligste Güter Ihnen opfern wollte, um ihr Glück — zugleich mit ihrer Liebe zu retten!"

Waldemar verbarg seine Augen. „Wie können Sie von mir verlangen, daß ich das Kleinod einer solchen Liebe mir rauben lassen soll! Nicht durch den Tod dürfte ich sie mir entreißen lassen!"

„Es handelt sich hier, Gott wolle es geben, nicht um den Tod, sondern um ein Leben, daß Isoldens unwürdig wäre! Sie hat entschieden nach ihrem Gefühl und Gewissen! Stellen Sie ihr armes, heißes Herz nicht auf eine zweite Probe, in der sie vielleicht zu Ihrem beiderseitigen Unglück unterliegen würde! Sie haben genug Grausamkeit an Isolde begangen, machen Sie nun ein Ende damit!"

„Ein Ende, Harald — was sagen Sie mir! und ich wollte doch beginnen, mein Vergehen gut zu machen!"

„Gut machen können Sie's nicht," erwiderte Harald, „aber Sie haben's in der Hand, nicht neues Unrecht dem alten hinzuzufügen! Überlassen Sie das arme Kind der seelischen und körperlichen Genesung! Gehen Sie fort von hier, — lassen Sie nichts von sich sehen und hören! Das allein wäre ein Werk der Liebe und Barmherzigkeit! Ich fordere es von Ihnen, von Ihrem Edelmut, von Ihrer Ehre!"

Lange, lange hatte die Unterredung gedauert. Gesenkten Hauptes, gebeugter Haltung schritt Waldemar endlich die Treppe hinab und sank stöhnend in die Polster des Wagens zurück.

Digitized by Google

Was war geschehen? Hatte er wirklich nachgegeben? War sein Entschluß zu Schanden geworden an der willensstarken Überzeugung dieses Bruders?

Gesiegt hatte die seinige wenigstens nicht! Zwei Seelen in seiner Brust! Sie bereiteten ihm Kämpfe, denen seine Willenskraft nicht gewachsen war.

— — — — — — — — — — — — —

Isolde genas, so hieß es, — die Gefahr der Krankheit war überwunden.

In kurzen Worten machte Waldemar seiner Mutter und Eckard Hayden die Mitteilung, daß er bei ihrem Bruder um Isolde angehalten und dieser ihn abgewiesen habe, daß er vorläufig keine weiteren Schritte in der Angelegenheit zu thun vermöchte.

Dann ging er auf Reisen. Niemand wußte, wohin.

Ende des zweiten Bandes.

Dritter Band.

I.

Der Schnee lag noch immer in dem weltvergessenen, kleinen Polenstädtchen und der Ostwind fegte schneidend von Rußland her über das flache Land. In Berlin, in Hohenstein und überall sonst mochte längst der Frühling eingezogen sein, wer konnte es wissen? Nur hier an der russischen Grenze hielt der Winter noch seine Herrschaft aufrecht, und ließ sich so leicht nicht das Scepter aus den harten Händen reißen.

Schlitten jagten über die Straßen hin und scheuchten kreischende Scharen von Sperlingen auf, die dort ihr Wesen trieben. Männer mit viereckigen Mützen, rotbesetzten, pelzgefütterten Mänteln und schwärzlichen, schwermütigen Polengesichtern saßen peitschenknallend darauf. Frauen mit roten Röcken und buntfarbigen Kopf- und Schultertüchern wanderten, Lasten tragend, vorüber. Schmal und winklig war die Straße, holprig das Steinpflaster unter dem schmutzigen Schnee. Hin und wieder zierte ein Schaufenster die Häuserreihe, in dem es bunte Tücher und dazwischen grellfarbige Heiligenbilder, Rosenkränze und Weihwasserkesselchen zu sehen gab.

Das war das Bild des Städtchens draußen, unverändert, Tag für Tag. Und in dieses trostlose Einerlei schaute schwermütig, teilnahmlosen Blickes Albano aus dem Fenster seines unbehaglichen ärmlichen Gasthofstübchens.

Hier war er gestrandet, um seine Künstlerlaufbahn zu verfolgen aus eigener Kraft, auf eigene Füße gestellt. Drei Monate war er schon hier, und hoffnungslos genug ließ sich die Sache an. Er hatte sich diesen weltfernen Erdenwinkel ausgesucht auf Zureden eines guten Bekannten von der Hochschule her. Dieser war ein Neffe des hiesigen Bürgermeisters und wollte wissen, daß die Tochter desselben, seine liebe Base, musikalisch veranlagt sei und Klavierunterricht zu nehmen wünsche. Der Bürgermeisterstochter würden bald andere der ehrsamen Jungfräulein nachfolgen in Ausübung der edlen Musika. Er solle nur getrost sein Heil versuchen! Und diesem freundschaftlichen Rat hatte er ein Empfehlungsschreiben an seinen würdigen Oheim, den gefürchteten Beherrscher von Rakolniecze beigefügt. So hielt denn Albano seinen Einzug in diese wohllöbliche Stadt.

Bürgermeisters Hannchen entsprach den Schilderungen ihres wohlmeinenden Vetters durchaus, denn sie war ein hübsches Kind von achtzehn Jahren und führte, da es seine Mutter verloren, seinem Vater den Haushalt mit anerkennenswerter Umsicht und Selbständigkeit. Es ging in diesem Hause sehr nobel her; in der guten Stube stand sogar ein Klavier, deren es in Rakolniecze nur wenige gab. Dem blonden Hannchen gefiel dieser Fremde mit dem blassen Gesicht, dem schwarzlockigen Künstlerhaar und den feurigen dunklen Augen garwohl und so stand dem Beginn des Klavierunterrichts denn auch nichts weiter im Wege.

Albano verstand sich auf seinen Vorteil. Des Herrn Bürgermeisters wichtige Amtsgeschäfte ließen ihm selbstverständlich keine Zeit, den Musikstunden seiner Tochter beizuwohnen und der Begriff einer Ehrendame war den Rakolnieczern fremd. Hannchen aber faßte sehr bald für ihren jungen Klavierlehrer in der Tiefe ihres Herzens eine zarte Begeisterung. Sie schwärmte ihren Freundinnen von ihm vor und lud sie des Sonntags mit ihm zusammen zu Kaffee und Abendbrot ein. Da lernten sie ihn kennen, in seinem schwarzen Sammetrock mit der roten Krawatte, und er spielte ihnen auf seiner Geige vor, daß den harmlosen Kindern vor Bewunderung Hören und Sehen verging. Es geschah, wie der Vetter in Berlin geweissagt. Sie folgten Hannchens Beispiel. Wer irgend sich des Besitzes eines Pianinos oder Tafelklaviers zu rühmen vermochte, wollte bei Albano Stunde nehmen.

Das war soweit auch gut und schön. Auf einige Mark Einnahme in der Woche konnte er schon rechnen. Doch wie er davon auf die Dauer seinen Lebensunterhalt bestreiten sollte, der Frage wagte er vorläufig noch nicht näher zu treten.

Das Schlimmste waren überdies die Klavierstunden selber. Albano verstand sich nicht aufs Unterrichten und so vortrefflich der kleine Imbiß mundete, mit dem ihn Hannchen jedesmal empfing, so angenehm die Unterhaltung vor und nachher, die Lehrstunde selbst war fürchterlich. Hannchens musikalisches Talent bestand in der Einbildung und die entsetzlich falschen Töne, mit denen sie ihn immer aufs neue überraschte, waren dem empfindsamen Ohr des jungen Musikers eine Tortur. Bald begann das Mienenspiel auf ihrem runden Gesichtchen und die zarte, wechselnde Färbung ihrer Wangen ihn mehr zu interessieren, als die Leistung ihrer kurzen, ungeschickten Fingerchen.

Eben griff sie wieder zum zehntenmal h statt b. Da zog er plötzlich ihre Hand von den Tasten und hielt sie fest.

„Lassen wir's für heute, Fräulein Hannchen! Es giebt nur ein Mädchen auf der Welt, das Klavier

Digitized by Google

spielen kann! Alle andern sind nur zum Lieben geschaffen!" —

„Was ist denn heute aus Deiner Klavierstunde geworden?" fragte Hannchens Vater sie am Abend. „Das Geklimper hörte ja so bald auf, kann höchstens zwanzig Minuten gedauert haben!"

Das Knäuel von Hannchens Strickzeug rollte unter den Tisch, sie bückte sich und suchte danach. Dabei war ihr alles Blut ins Gesicht gestiegen.

„Er gab mir heute theoretischen Unterricht!" erklärte sie, verschwieg jedoch dabei, daß es die Theorie der Liebe eher, als die der Musik gewesen, in welcher er sie unterwiesen.

Der Bürgermeister von Rakolniecze aber war ein scharfsichtiger Herr und es konnte ihm eine gewisse Veränderung seiner Tochter auf die Dauer nicht entgehen.

Unhörbar auf Filzschuhen einherschleichend, betrat er eines Tages die „gute Stube", in welcher das Pianino stand. Da fand er seine Tochter auf dem Kanapee, von dem Arm ihres jungen Klavierlehrers umschlungen, das Köpfchen zärtlich an seine Schulter geschmiegt.

Ein Zorngewitter machte das Haus erbeben. Albano flog die Treppe hinunter. Tagelang ging Hannchen mit rotgeweinten Äuglein einher.

Leider hatte sich diese Katastrophe in zu geräuschvoller Weise vollzogen, als daß sie nicht alsbald stadtkundig hätte werden sollen. Bei den Honoratioren-Damen von Rakolniecze aber stand Tugend und Sitte in hohem Ansehen, und so erschien ihnen dieser musizierende, junge Abenteurer als ein höchst bedenklicher Lehrer für ihre Töchter. Der schon begonnene Unterricht wurde ihm wieder gekündigt.

Die Frau Schul-Rektorin sogar, eine sehr gebildete Dame, hatte den Rattenfänger von Hameln gelesen und meinte, der romantische Fremde mit seinem berückenden Geigenspiel sei ihr gleich unheimlich vorgekommen. Wahrscheinlich wäre er ein geistiger Nachkomme jenes vielberühmten „Mädchenfängers".

Die Thüren der ehrsamen Bürgerhäuser also blieben fortan für Albano verschlossen.

Es war dies eine sehr traurige Wendung. Die Geldquelle versiegte, ebenso hatten die guten Mahlzeiten in des Bürgermeisters Hause ein Ende und der sehr erbauliche Liebesroman mit dem blonden Hannchen war kläglich gescheitert. Was konnte Rakolniecze ihm fernerhin noch bieten? Schon lange lebte er von seinem Kredit als Bürgermeisters Schützling, und das war er nicht mehr. Seine Aussichten standen demgemäß weit unter Pari, auf Hungersnot und ähnliche Schreckniss.

Ein Handlungsbeflissener aus dem Materialwarengeschäft, mit dem er zusammen gekneipt und lustige Streiche ausgeführt, nahm sich jedoch seiner an. Er war nahe bekannt mit dem leitenden Haupt der in Rakolniecze wirkenden Musikkapelle und durch seine Vermittelung wurde Albano Mitglied derselben.

Nun war er Stadtmusikant von Rakolniecze und fiedelte zum Tanz und Schmause bei Hochzeiten, Schützenfesten und Tanzkränzchen.

„Ich müßte mich selber ins Joch der Sklavenarbeit spannen, nicht aber meine Kunst!" sagte er sich täglich mit Reue. Doch konnte er unmöglich diese Stelle, die ihn wenigstens vor dem äußersten Mangel schützte, wieder aufgeben.

Namenlos unglücklich fühlte er sich. Die Arbeit, die ihn ernährte, war eine Entweihung seines Künstlerberufes; die Gesellschaft, in der er verkehrte, ein Haufe Bierfiedler, wie er sie nannte, im günstigsten Falle die Spießbürger des weltvergessenen kleinen Polenstädtchens. Und er dachte an seine freundliche kleine Wohnung in Berlin, an den Park von Hohenstein, an Fürst Waldemars Musiksaal, an den Salon der Fürstin, in dem ihn Gräfin Elfe mit sonnigem Lächeln willkommen geheißen. Er biß die Zähne zusammen, um das Stöhnen der Verzweiflung zu unterdrücken.

Natürlich blickte er auf seine Kollegen mit unbegrenzter Verachtung herab und selbst der Kapelle Meister erschien ihm als ein sehr komischer Gegenstand. Er ließ ihm freundliche Ratschläge zu teil werden, die jener in gekränkter Würde zurückwies. Der gute Herr behauptete, bei irgend einem Regiment Stabstrompeter gewesen zu sein und einige wohlwollende Leute glaubten es ihm. Doch gehörte Albano nicht zu diesen.

Ein Wohlthätigkeitskonzert sollte stattfinden, zum Besten der Überschwemmten an der Weichsel, und die Kapelle übte dazu Märsche und Tänze und ein großes Potpourri. Es war entsetzlich. Albano spielte die erste Geige. „Natürlich! unter Blinden ist der Einäugige König!" höhnte er sich selber, als er zum Neid und Ärger seiner Kollegen diesen Platz einnahm.

Heute übten sie bis zur Verzweiflung an einem Operettenwalzer, und noch immer konnten die Tölpel das Tempo nicht begreifen. Immer wieder fings von vorne an:

„Nur — für Natur
Hatte sie — Sympathie —"

Die Melodie erinnerte ihn an jenen fröhlichen Abend, wie Graf Egon, aus dem Theater kommend, sie gespielt und er dann darüber phantasiert hatte, zu Egons Ergötzen, Fürst Waldemar aber flüchtig über die Achsel den Kopf zu ihm gewandt, die Stirn leicht gerunzelt, doch mit einem Lächeln im Blick.

„Laß das, Albano! Von Graf Egon höre ich solche Musik ganz gern! von Dir nicht!"

Und er hatte sich darüber geärgert!

Jetzt setzte er den Bogen ab und schlug sich vor die Stirn. „Narr, der ich war! anstatt ihm dankbar zu sein, daß ich ihm zu schade war für solchen Tand! — Würde er noch jetzt so über mich denken?"

Die Musici blickten ihn verwundert an. „Herr, was fällt Ihnen ein!" schrie der Direktor wütend. „Endlich waren wir im Zuge, nun bringen Sie wieder das ganze Orchester ins Stocken!"

„Durch mich wird's schon nicht ins Stocken geraten!" erwiderte Albano mit höchster Geringschätzung. „Üben Sie nur ohne mich weiter! wenn die andern ihre Noten begriffen haben, werde ich wieder mit-

Digitized by Google

spielen! Bis dahin gehe ich meiner Wege! der Teufel kann dies Gekratze mit anhören!"

Und er ging wirklich, unbekümmert um die gerechte Entrüstung der Kapelle und ihres Meisters. Er konnte nicht weiter.

Warum mußte ihm gerade dieses Schicksal beschieden sein! O, über seine entweihte, zerrüttete Künstlerschaft! seine arme mißhandelte Geige! Wie sollte er sie wieder zu Ehren bringen, vor sich selber und denen, die ihn einst gekannt! Er dachte daran, wie ein anderes Mal der Fürst ihn bei solcher geschmacklosen Tändelei am Klavier überraschte und er abbrach, wie beim Naschen ertappt.

„Albano, Du zerreißest meinem Bechstein die Saiten!" hatte der Fürst gesagt. „Ein Künstler-Instrument muß vor solcher Musik scheuen, wie ein Pferd vor der Lokomotive! greif' ein paar anständige Accorde, damit sich's wieder beruhigt!"

Nun stand er hier in seinem kalten, elenden Dachstübchen und jenes flüchtig hingeworfenen Wortes eingedenk, fing er an zu geigen und spielte Schumannsche Kompositionen, Mozartsche Melodien bis tief in die Nacht hinein, um seine verratene Künstlergeige zu versöhnen für die wochenlange Blasphemie.

Er vergaß die Kälte seines armseligen Gemaches und den Hunger, den er vorher noch so ungemütlich empfunden. Hoch über das irdische Elend hinaus hob ihn der rauschende Fittig seiner Kunst!

Dann suchte er weiter in den Noten und es fiel ihm das Wagnersche „Albumblatt" in die Hand. Wie kam das doch hierher? er hatte ja immer so hartnäckig des Meisters Musik verleugnet. Wie oft hatte Fürst Waldemar dies gespielt! Jetzt versuchte es Albano und dann aus dem Gedächtnis Motive aus Tristan. Entmutigt ließ er den Bogen sinken.

„Es ist doch wahr! ich kann es nicht spielen, wie es seine Geige sang! Kein anderer Bogenstrich giebt es wieder mit diesem Duft, dieser Poesie, diesem unermeßlichen Verständnis —!" Heiß stieg es wider seinen Willen ihm in die Augen und noch einmal ging sein Bogen über die Saiten hin:

„Herr Walter von der Vogelweid
Der ist mein Meister gewesen!"

— — — — — — — — — — —

Das Wohlthätigkeitskonzert kam zustande und entzückte die Einwohner von Rakolniecze und Umgegend. Albano spielte die erste Violine vor dem überfüllten Saal, auch ein Solo, welches allerdings weniger gefiel, als die Walzer und das Potpouri, denn es war eine Romanze von Robert Schumann.

Die jugendlichen Töchter der Stadt zwar hingen an ihm mit schwärmerischen Blicken und beklagten aufs neue die Strenge ihrer Eltern, die ihnen diesen interessanten Jüngling als Musiklehrer vorenthielt.

Als dann aber das Konzert vorüber war, vermochte die Kapelle nicht länger den Unmut über ihr hochmütiges Mitglied im Zaum zu halten. Des Direktors Grimm besonders brach bei der ersten Gelegenheit heftig hervor und der Streit entschied sich in kurzem dahin, daß der übermütige Eindringling von der glorreichen Genossenschaft ausgeschlossen wurde.

Da saß er nun, brotlos, aussichtslos, und starrte auf den schmutzigen Schnee der Gasse hinaus, auf die schreienden Sperlinge und die vorüberjagenden Polenschlitten. Vor ihm lag ein Päckchen, das soeben die Post gebracht: der vierte Verleger sandte ihm seine Kompositionen zurück. Es waren die Eindrücke seiner Erlebnisse in Rakolniecze, in Melodien zu Hunold Siegufs Liedern ausgedrückt.

„Wo ich mich zeige
Mit meiner Geige —"

Doch niemand wollte das hören, niemand hatte Vertrauen zu seinem Glück. Von Rakolniecze hatte er nichts mehr zu erwarten und er beschloß der undankbaren Stadt den Rücken zu wenden, eine andere aufzusuchen, wo vielleicht Krähen statt der Sperlinge schreien, wo die Straße sich links statt rechts an dem winkligen Marktplatz abzweigte. Alles, nur dies tötende Einerlei wollte er nicht länger ertragen!

Da ließ er denn alle seine unbezahlten Rechnungen in Wirtshaus und Kneipe zurück, setzte sich mit seinem Köfferchen und seiner Geige heimlich in die Eisenbahn und fuhr nach irgend einem andern Flecken der Welt, dessen Namen er noch nie zuvor gehört. Vielleicht ging er jetzt noch herberen Enttäuschungen, noch größerer Not und Entbehrung entgegen. Vielleicht wartete auf ihn das Elend in seiner krassesten Gastalt, mit ausgestreckten Krallen, um seine Beute hinabzuzerren in Erniedrigung und Laster. Er erwog auch diese Gefahr mit tiefer, bangender Sorge. Und doch ließ er den Mut nicht sinken.

„Künstlers Erdenwallen." So pflegte Fürst Waldemar solche traurig verschlungenen Pfade kurzweg zu bezeichnen. Und Albano wußte, sie konnten ihm nicht erspart bleiben. Würden sie ihn rettungslos ins Verderben führen, oder mußte nicht doch einmal „Künstlers Apotheose" darauf folgen, und ihn emporheben, auf „sonnige Höh'"?

II.

In und um Berlin war wirklich schon Frühlingszeit. Der Park von Charlottenburg stand im ersten jungen Grün und der Ruf des Kuckucks drang von dort herein bis in die stillen Straßen des Städtchens.

Abseits und einsam, von grünem Strauchwerk umgeben, lag die Villa, die der alte Meister Deppe bewohnte, Elfriedes und ebenso auch Eckard Haydens Lehrer und Freund.

In kleiner Entfernung von seinem Hause, an einem schattigen Platze hielt der Wagen der Fürstin Hohenstein und wartete auf Gräfin Else. Diese war oben bei ihrem alten Lehrer, um mit einer letzten Musikstunde sich von ihm zu verabschieden, ehe sie mit ihrer Mutter Berlin verließ.

Jetzt war die Stunde beendet und sie kam die Treppe herab, gefolgt von der treuen, langjährigen Kammerfrau, die ihre stete Begleiterin war, sobald sie ohne die Mutter das Haus verließ.

Als sie sich dem Ausgange näherte, kam ein

Digitized by Google

leichter, sporenklirrender Schritt ihr entgegen, und mit einem heißen Schreck erkannte sie Eckard Hayden.

Ob er Ähnliches empfunden? Ein paar Sekunden lang stand er wortlos vor ihr, die Hand zum Gruß erhoben. Dann reichte sie ihm die ihre mit unbefangener Freundlichkeit.

„Ich habe Sie lange nicht gesehen, Herr von Hayden!"

„Nein! Die Fürstin hat mein Erscheinen nicht befohlen und wenn ich ungerufen kam, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, so hatte ich das Unglück, Sie nicht zu Hause zu treffen!"

Es lag kein Vorwurf in seinen Worten, nur ein unverkennbares Hadern mit dem Schicksal, das ihm so hart mitgespielt!

„Es war schade!" sagte Elfriede. „In den nächsten Tagen gedenken wir nun nach Prieborn abzureisen, später vielleicht geht meine Mutter in ein Bad. Mein Bruder Egon wird hoffentlich den Sommer mit uns verleben!"

„Und Ihr Bruder Waldemar hatte mich so freundlich nach Hohenstein eingeladen!" erwiderte Eckard im Tone der Enttäuschung. „Wie gern wäre ich gegangen! statt dessen streift er nun in der Welt umher!" Er wartete einen Augenblick. Da sie jedoch nichts einwandte, nur traurig und beklommen vor sich niedersah, fuhr er fort: „Haben Sie übrigens nun endlich Nachricht vom Fürsten erhalten?"

„Ja, endlich, Gott sei Dank, und es geht ihm gut! Er ist in Madrid, hat sich seinen Philipp dorthin nachkommen lassen. Jedenfalls ein Zeichen, daß er länger da zu bleiben gedenkt!" Sie gingen jetzt nebeneinander dem Platze zu, wo der Wagen hielt.

„Und wie mag es Fräulein Bernhardi gehen?" fragte Eckard zögernd.

Else antwortete zunächst mit einem Seufzer. „Danke, es geht ihr gut, das heißt, sie ist endlich wieder bei ihrem Bruder, doch blaß und zart, wie ein Hauch! Meine Mutter hat ihretwegen unsere Abreise so lange verschoben, wir hofften sie nach Prieborn mitzunehmen, damit sie sich dort in Ruhe und Waldluft erholen könnte, aber —" sie stockte, und er fühlte, daß eine schmerzliche Bewegung ihr das Sprechen erschwerte. Er schlug einen seiner großen, vollen Blicke zu ihr auf.

„Der Gedanke ist Fräulein Isolde schwer, nach Prieborn zu kommen? das verdenke ich ihr nicht, Gräfin! Sie ist nie ohne den Fürsten dort gewesen, die Erinnerung müßte qualvoll für sie sein!"

„Gewiß!" erwiderte Elfriede. „Sie hat mir das gesagt, auch daß sogar mein Anblick ihr nur Schmerz bereitete, so lieb sie mich sonst hätte!"

„Es ist mir so schwer, daß wir ihr in nichts, in gar nichts helfen können!" fuhr Else fort. „Sie bleibt so allein hier zurück! Und sie mag nicht ins Freie gehen, sie fürchtet, glaube ich, noch immer, daß die rohen Menschen ihr so mißachtend begegnen könnten, wie damals!"

Else blieb jetzt stehen und blickte ihren Begleiter an. „Herr von Hayden, ich hätte eine große Bitte an Sie!"

„Gräfin —!"

Sie gingen weiter, noch einmal den Weg nach dem Deppeschen Hause zurück.

„Gehen Sie zur Prinzessin Konstantin," sagte Else, „und überbringen Sie ihr meine Bitte! Sie möchte bei Isolde vorfahren und ihr einen Krankenbesuch machen, durch den sie ihr eine so große Wohlthat erwiese! Ihrem gütigen Herzen wird es eine Freude sein und Isolde in den Augen der Leute heben! So sind ja die Menschen," setzte sie wie erläuternd hinzu. „Die Kenntnis von Isoldes edlem Charakter wird sie nimmermehr zur gerechten Beurteilung zurückführen, wohl aber die Anerkennung einer so hochgestellten Persönlichkeit, wie die Prinzessin! Isolde in ihrem Idealismus würde solche Schwachheiten nicht für denkbar halten, sondern nur das Wohlthuende in dem Wechsel empfinden! und jede Freude und Erheiterung ist Balsam für sie! Wollen Sie meine Botschaft übernehmen, Herr von Hayden?"

„Gewiß, Gräfin! es macht mich glücklich, Ihren Wunsch erfüllen zu dürfen! ich danke Ihnen für den Auftrag! Aber er liegt Ihnen so sehr am Herzen, ich begreife nicht, daß sie seine Ausführung nicht selber übernehmen! Könnte es einen besseren Anwalt geben —" sein Blick vollendete den Satz.

„Ich kann es leider nicht!" entgegnete Else. „Die Herrschaften wissen ja genau, welche Schuld meinen Bruder hier trifft! der Prinz wird sehr böse auf ihn sein!"

„Der Prinz hat keinen Grund, Ihrem Bruder persönlich zu zürnen — und noch weniger werden Sie annehmen, daß er seinen Groll auf Sie übertragen würde, Gräfin?"

„Nein, gewiß nicht!" sie lächelte mit froher Zuversicht bei diesen Worten. „Aber ich könnte doch das Geschehene nicht unerwähnt lassen, müßte meinen Bruder anklagen! und das kann ich nicht, Fremden gegenüber!"

„Aber in Ihrem Herzen klagen Sie ihn an?" fragte er leise, als wollte er sich überzeugen, ob sie ihm die Ausnahmstellung gewährte, ihm dies zuzugestehen. Und in ihrer stolzen Aufrichtigkeit ging sie in die Falle.

„Wie könnte ich wohl anders, auch Ihnen gegenüber, Herr von Hayden! Sie kennen ja die ganze Geschichte besser als ich! Sie wissen, wie mein Bruder gefehlt und wie er darum gelitten hat!"

„Ja!" entgegnete er nachdenklich. „Es war ein schwerer Konflikt für ihn! und daß er ihn so schwer nahm, das söhnte mich trotz seiner mir unverständlichen Handlungsweise mit ihm aus!

Fürst Waldemar ist ein Sonntagskind, wie's Ihre Frau Mutter nennt und er trägt schwer an dem Martyrium, das damit verknüpft sein kann!"

„Ja, aber Isolde ist das vollendete Seitenstück dazu!" ergänzte Else, „und für sie als Mädchen ist es noch viel härter!" Sie standen zum zweiten Male vor ihrem Wagen. „Ich will jetzt fort! Werden Sie morgen zur Prinzessin gehen?"

„Noch heute Gräfin! und morgen, wenn Sie erlauben, bringe ich Ihnen den Bescheid!"

„Ich danke Ihnen sehr!"

Digitized by Google

Sie reichte ihm die Hand und er widerstand der Versuchung, einen Kuß darauf zu drücken.

Aus dem Wagenfenster schaute sie noch einmal zurück. „Denken Sie, Herr von Hayden, ich habe einige Singstunden genommen! Eine Stimme, wie ein Zwirnfädchen, so dünn! aber es macht mir viel Spaß, und das erste Lied, das ich versuchte, war Prinz Konstantins Frühlingslied!"

Er fand keine Zeit etwas zu erwidern, sie grüßte und der Wagen rollte fort.

Eckard aber stand regungslos und blickte ihm nach. Keine Muskel seines Gesichts bewegte sich und in seinem Herzen loderte es, wie Flammen im Sturm. Wie war es möglich, daß er hier stehen blieb, daß die Räder jenes Wagens ihn nicht mit sich fortzogen! Wie konnte er es ertragen, sie dort verschwinden zu sehen und von ihr getrennt zu sein! Dies war das einzige bewußte Gefühl in ihm.

Und sie hatte keine Silbe gesprochen, daß er nach Prieborn kommen möchte, ihren Bruder Egon zu besuchen. Er hatte es ihr nahe gelegt. Doch wußte er nicht, wie sehnlichst Elfe gewünscht, darauf eingehen zu dürfen, daß sie die Einladung für ihn schon von ihrer Mutter zu erlangen gesucht, und diese sie gebeten, von dem Wunsche abzustehen. Weshalb — hatte sie ihr nicht erklärt, doch Elfe hatte sich fügen müssen. Eckard aber empfand nur ihr Schweigen. Wünschte sie sein Kommen wirklich nicht?

Der Gedanke that ihm so weh, daß er wie in körperlichem Schmerz nach dem Herzen faßte.

Der Frühling kam wieder „mit Jugendlust". Regte sich in der festverschlossenen Knospe dieses Mädchenherzens noch immer nichts von seiner siegenden Allgewalt?

III.

In dem kleinen, behaglichen Stübchen, das sie jetzt mit Harald als Wohn- und Arbeitszimmer teilte, ruhte Isolde auf dem Diwan ausgestreckt, das Haupt weich und fest in die Kissen geschmiegt. So lag sie regungslos still, Tag aus Tag ein. Hinauf zum blauen Himmel schweifte ihr Blick. Nichts konnte sie sehen von ihrem Platze aus, als ein paar rauchgeschwärzte Dächer, und zur Abwechselung ein Stückchen Frühlingshimmel mit darüberziehenden Wolken. Und den Wolken schaute sie nach und ließ ihre Gedanken mit ihnen wandern. Nach Madrid! Sie war ruhiger geworden, seit sie wußte, daß es ein Ziel, eine Himmelsrichtung gab, nach welcher die Gedanken ziehen konnten und die Sehnsucht, die verzehrende!

„Warum konnte ich nicht mit ihm ziehen?" fragte ihr Herz mit klagendem Vorwurf. Doch sprach sie ihn nicht mehr aus, seit sie gesehen, wie unglücklich sie Harald damit machte!

Und Harald war ja nun wirklich das einzige, was ihr auf der Welt geblieben.

Von den weiblichen Mitgliedern der Familie war sie gänzlich getrennt. Thusnelda und die Mutter hatten in ihrer Eigenschaft als „Frau Sauermann" und „Schwiegermutter" in Liegnitz ihr neues Heim aufgeschlagen. Rösi, die gefeierte Soubrette, hielt mit Alberta einen eigenen Haushalt, und beide wollten von der verleumdeten Schwester nichts mehr wissen.

Harald aber saß an seinem Schreibtisch und arbeitete, für sich und für Isolde! Er hatte sie beide nun zu unterhalten und noch wußte er nicht, wie er die Aufgabe durchführen sollte.

Isoldes kostspieliger Aufenthalt im Krankenhause war bereits bezahlt, das erfuhr er bei ihrem Fortgange von dort. Er hatte sich vergebens das Hirn zergrübelt, von wem er die unerschwingliche Summe leihen sollte, um die eine Schuld mit der andern zu decken. Nun hätte diese überraschende Nachricht ihn wohl erfreuen können, doch sie traf ihn wie ein Schlag ins Gesicht. Die geschäftsführende Diakonissin, die sie ihm mitgeteilt, lächelte flüchtig bei seinem Entsetzen. „Ich darf den Geber nicht nennen, wohl aber seine Bestellung: Er stehe ohnehin so tief in Ihrer Schuld, daß es nicht der Mühe wert sei, um dieser Kleinigkeit willen ihm zu zürnen! Den Sinn werden Sie besser verstehen als ich, Herr Bernhardi!" Er nickte stumm und verschwieg es Isolden.

Doch die Sorgen hatten damit kein Ende; es mußte etwas für Isolde geschehen, um die zerrütteten Nerven zu kräftigen. Höhenluft — ja das hatte der Doktor verordnet, aber woher die Mittel nehmen, womit sollte er eine Badereise für sie beide bestreiten? Nach Prieborn zu gehen, das war ihr unmöglich, natürlich! Aber was sollte daraus werden?

An ein Wiederaufnehmen ihrer künstlerischen Thätigkeit konnte Isolde fürs erste nicht denken. Verschlossen, verstummt stand der Flügel da. Sie lag und träumte und hörte auf das Sausen und Klingen in ihrem Kopfe, das die große Schwäche ihr bereitete, und sie fror und sehnte sich nach spanischer Sonnenglut, — nach dem Licht seiner Augen, dem Klang seiner Stimme.

„Hielt da nicht ein Wagen vor unserem Hause?" fragte Harald. Isolde schüttelte matt den Kopf.

„Nein, zu uns kommt kein Wagen! Die Fürstin und meine holde Elfe sind ja fort, Gott sei Dank! — Ja, so sage ich wohl, und sehne mich dennoch nach ihnen beiden! Die völlige Einsamkeit ist doch schwer, — findest Du's nicht auch, Harald?"

Ein Pochen an der Thür überhob ihn der Antwort. Es erschien ein Lakai in roter Livree und meldete den Besuch Ihrer Hoheiten, Prinz und Prinzessin Konstantin.

Erregt war Isolde aufgesprungen. Die Prinzessin trat ihr mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Wie freue ich mich, Sie endlich wieder so weit hergestellt zu finden, liebe Isolde! Gar zu lange hörte man nur, daß Sie krank und für niemand sichtbar wären!"

„O, es war eine schwere Zeit, Hoheit, und doch liegt sie wie ein Traum hinter mir! Einer jener Träume, an die man nur mit Grauen zurückdenkt!"

„Man muß gar nicht an sie zurückdenken!" sagte Prinz Konstantin mit dem freundlichen Lachen, das rasch wie ein Sonnenblick über sein Gesicht hin-

Digitized by Google

ging. „Machen Sie sich von den Wintergedanken los, kommen Sie mit uns und sehen Sie, wie sonnig draußen der Frühling lacht! Wir sind eigens dazu hergekommen, um's Ihnen zu zeigen! Sie haben doch nichts dagegen, Herr Bernhardi, daß Ihr Fräulein Schwester eine kleine Spazierfahrt mit uns macht?"

Und während er Haralds Versicherungen entgegennahm, hatte die Prinzessin Isolde neben sich auf das Sofa gezogen und sprach herzlich, ermunternd auf sie ein.

„Aber Euer Hoheit wissen es doch, welch ein Schatten auf meinen Ruf gefallen ist?" fragte Isolde leise, mit einer sanften, stolzen Zurückhaltung im Blick. Die Prinzessin legte leicht den Arm um ihre schlanke Taille und neigte sich zu ihr hin.

„Nun, Sie thörichtes Kind," flüsterte sie ihr zu. „Achten Sie's denn für nichts, daß ein Kavalier, wie Fürst Hohenstein, sich für Sie duelliert und verwunden läßt, um diesen Schatten hinwegzutilgen? Was verlangen Sie denn noch weiter? Also auf diese Sache zurückzukommen, haben Sie wahrlich keinen Grund!"

„O, ich verstehe Sie, Hoheit, und ich danke Ihnen für die gütigen Worte! Nicht um meiner selbst willen fürchte ich das Urteil irgend eines Menschen auf der Welt!" Weiter sprachen sie nichts darüber.

In dem offenen Landauer saß Isolde neben der Prinzessin, bequem uud wohlig in die Kissen geschmiegt, dahinrollend durch das junge, zarte Grün des Thiergartens, unter dem blauen Frühlingshimmel und dem Lenzesjubel der Vögel.

Wie schön war das, — und dennoch, wie that es ihr weh! —

An zahllosen Menschen fuhren sie vorüber, die alle in ihren besten Kleidern hinausgepilgert waren, um den Sonnenschein zu genießen! Hin und wieder sah Isolde ein bekanntes Gesicht, das neugierig verwundert nach ihr hinspähte.

Prinz Konstantin saß ihr gegenüber, wie damals auf der Fahrt nach der Fantaisie, aber er ließ ihr keine Zeit, daran zu denken. Er unterhielt sie, nicht von Bayreuth, nicht von Hohensteins, alle schmerzhaften Erinnerungen waren ausgeschlossen. Und doch berührte selbst diese Lücke sie wie ein deutliches Mahnen an das, was sie vergessen sollte.

Herr von Hayden begegnete ihnen zu Pferde. Er ritt an den Wagen heran, begrüßte die Herrschaften und erkundigte sich mit Wärme nach Isoldes Ergehen.

Sie sah, daß der Prinz einen Blick des Verständnisses mit ihm tauschte.

„Nun, Hayden, haben Sie die Fürstin und Gräfin Else noch angetroffen und ihnen meine Botschaft ausgerichtet?"

Ein Schatten ging über Eckards Gesicht. „Ja, ich traf die Damen, doch so viel fremde Menschen zu gleicher Zeit, daß ich nur beim Fortgehen einen kurzen Augenblick fand, der Gräfin meine Bestellung zu übermitteln!"

„Und was sagte sie darauf?" fragte der Prinz lebhaft.

„Sie zeigte keinerlei Reue! Tragisch hat sie Ihren Zorn jedenfalls nicht genommen, Hoheit!"

„Aber Sie haben irgend etwas tragisch genommen, mein lieber Eckard!" rief der Prinz. „Wenn ich nur wüßte, was!

„Frohwalt möcht ich wohl sein,
Doch Wehwalt muß ich mich nennen!"

— so sahen sie heute aus!"

Eckards Pferd scheute ein wenig und strebte rückwärts.

„O, Sie haben Ihren Fuchs gut gezogen," rief die Prinzessin ihm neckend zu. „Er ergreift für Sie die Flucht vor solcher boshaften Inquisition!"

Er grüßte tief und errötend, und der Wagen rollte weiter.

Erfrischt und erheitert kehrte Isolde von dieser Spazierfahrt heim. Harald war sehr erfreut, heute wenigstens den froheren Ausdruck auf ihrem Gesicht zu sehen.

Am nächsten Tage schon erschienen wirklich, wie's Elfriede prophezeit, Alberta und Rösi, um sich nach dem Ergehen ihrer lieben Schwester zu erkundigen. Harald, der ihre Beweggründe besser durchschaute als Isolde mit ihren unvertilgbaren Illusionen, empfing die beiden im Hausflur und erklärte ihnen mit größter Bestimmtheit, daß bei der ersten verletzenden Anspielung oder sonstigen Unzartheit, er sie beide zur Thür hinaus und die Treppe hinunter befördern würde. Und die Energie seiner Drohung stach so scharf von der sonstigen Sanftmut und Güte ihres Bruders ab, daß die Schwestern erschraken, sich wirklich einer rücksichtsvollen Liebenswürdigkeit befleißigten. Als sie aber endlich gingen, beschlossen sie miteinander, fürs erste nicht wiederzukommen.

Der häufigste Gast des Geschwisterpaares in ihrer kleinen, stillen Behausung war Gebhard Volkmann. Unwandelbar blieb er sich gleich in seiner Treue und Aufmerksamkeit. Jeden Wunsch Isoldens las er ihr von den Augen ab und wenn es in seiner Macht stand, ihn zu erfüllen, so geschah es sicher.

Sie ließ es an freundlichem Dank nicht fehlen, doch lag etwas Mechanisches darin, so daß ihm öfter der Gedanke kam, sie bemerkte seine Bemühungen kaum! An ihrer Seele wenigstens gingen sie spurlos vorüber.

Desto deutlicher aber empfand sie Harald und er litt unbeschreiblich dabei! O wie schön und gut hätte es sein können! Welch ein glückliches, harmonisches Los wäre ihr geworden an der Seite dieses Mannes mit seinem zuverlässigem Herzen! Er, der allezeit nur das zart und tief empfindende Weib in ihr gesehen und geliebt, — im Gegensatz zu dem anderen, der die Künstlerin in ihr gefeiert, bis die Leidenschaft ihm Herz und Sinne bethört. Apoll, der die Geliebte in einen Lorbeer verwandelt!

Der Frühling wich einem heißen, staubigen Sommerwetter. Alles floh die durchglühten Stadtmauern, Harald und Isolde aber hielten ruhig darin aus und Gebhard Volkmann mit ihnen.

Eines Tages aber war er abgereist.

In ihrer Villa im Thüringerwalde hauste seine Cousine Hedwig seit Wochen unter dem Schutze seiner

Digitized by Google

Mutter. Sie beide waren aufs höchste überrascht, erfreut, als eines schönen Tages Gebhard zu ihnen hereintrat. Hedwig erglühte. Die Frau Professorin aber schob die Brille auf die Stirn und betrachtete ihren Sohn mit schmunzelndem Wohlgefallen.

„Du bleibst doch nun den Sommer über hier bei uns?" fragte sie in sehr eindringlichem Tone. Nicht ganz so freudig, wie sie erwartet, stimmte er ihr zu.

„Ich hoffe es, liebe Mutter! Doch gewiß kann ich es nicht sagen! möglich sogar, daß ich sehr bald wieder fort muß!"

„Wovon hängt denn das ab? Du sprichst ja so geheimnißvoll!"

„Wenn Du erlaubst, werde ich ein andermal deutlicher sein!"

Es war ein warmer, köstlicher Abend. Hedwig ließ auf der Veranda das Abendessen herrichten und machte die liebenswürdigste Wirtin. Sie war in großer Erregung. Gebhards plötzliche Ankunft und seine geheimnisvollen Andeutungen erweckten berauschende Hoffnungen in ihrer Brust, doch vermochten sie sie nur schwer aufrecht zu halten vor der kühlen Zerstreutheit seines Wesens.

Die Mahlzeit war beendet. Gebhard zündete eine Cigarre an, stützte sich auf das Geländer und blickte in die Dämmerung hinaus. Über die waldigen Bergketten des Thüringerlandes senkte sich schweigende Nacht hernieder. Nah am Hause zog murmelnd mit der Geschwätzigkeit der Berggewässer der klare tiefflutende Bach vorüber. Im Grase blitzten Leuchtkäfer.

„Komm einen Augenblick in den Garten, Hedwig, es ist so schön! —"

Sie folgte ihm, keiner Antwort fähig.

„Ich habe eine große Bitte an Dich, liebe Hedwig —" er stockte.

„Das freut mich, Gebhard! hoffentlich kann ich sie erfüllen!"

„Sieh, Hedwig — Du wohnst hier so reich und behaglich, Dein Haus ist so groß, die Luft, die Du atmest, so kräftig, voll Lebensodem! Möchtest Du nicht einem anderen Menschenkinde, das zart wie eine Blume, in Staub und Hitze der großen Stadt hinwelkt, von diesen Schätzen zugute kommen lassen?"

„Ich verstehe Dich nicht!" sagte Hedwig Volkmann mit heiserer Stimme.

„Es handelt sich um Isolde Bernhardi —" fuhr er unsicher fort.

„Um die Schauspielerin? — Was handelt sich denn um sie? Du mußt Dich wirklich klarer ausdrücken, Gebhard, wenn Du wünschest, daß ich Dich verstehen soll!"

„Du hast wohl gehört, daß sie sehr schwer krank gewesen! Jetzt ist sie ja genesen, aber so schwach und matt wie eine welke Blume! Sie müßte fort von Berlin, ein Bad besuchen oder einen Luftkurort! und die Geschwister haben nicht die Mittel, sich eine solche Ausgabe gewähren zu können! Darum wollte ich Dich bitten, Hedwig, ihr Deine Gastfreundschaft anzubieten, sie einzuladen, damit sie sich hier erholen könne!"

„Die Schauspielerin? Was meinst Du eigentlich Gebhard?"

„Sie ist keine Schauspielerin, sondern Konzertsängerin und Gesanglehrerin, ein Beruf, an dem selbst Deine Kritik nichts dürfte auszusetzen finden!"

„Du kannst nicht verlangen, daß ich diese kleinen Unterschiede als sehr eingreifend ansehen soll, auch nicht, daß ich eine Dame von der Bühne, deren Ruf kein tadelloser ist, in mein Haus aufnehme! Anstatt Dich zu scheuen, mir von solchen Dingen zu sprechen, mutest Du mir noch obendrein ihre Gesellschaft zu. Das ist unerhört von Dir, Gebhard!"

„Ihr Ruf, liebe Hedwig, ist geschädigt durch nichtswürdige Verleumdungen!" erwiderte Gebhard mit mühsam erzwungener Ruhe. „Hohenstein aber hat, wie Du weißt, den Verleumder gefordert und ist im Duell verwundet. Dann hat er feierlich um ihre Hand angehalten —"

„Furchtbar romantisch! ganz Deinem lieben Fürsten ähnlich!" unterbrach ihn Hedwig mit kaltem Hohn. „Und Du meinst, daß seine Narrenstreiche einen bestimmenden Einfluß auf meine Ansichten und Handlungsweise ausüben könnten?"

„Hedwig!" rief Gebhard warnend.

„Wenn diese Sache so glänzend verlaufen ist, wie Du sie mir da schilderst," fuhr sie fort, „so sehe ich nicht ein, warum die Dame nicht auf dem Landschloß ihres hochherzigen Ritters die Sommermonate verlebt? Oder in dem Waldidyll der Fürstin? Es kann ihr doch unmöglich an Unterkunft fehlen, besser als ich sie ihr zu bieten vermag!"

„Hedwig," begann Gebhard noch einmal mit großer Anstrengnng. „Ich habe Dich gebeten, mir einen Liebesdienst zu thun, und Du versprachst es, wenn Du könntest, darum trug ich Dir meine Bitte vor! Sie enthält nichts Beleidigendes für Dich, wohl aber Deine Antwort für mich gar viel? Nicht ihr solltest Du die Liebe anthun, sondern mir! Du hast Dich entschieden!"

„Dir — Gebhard, liebst Du denn dieses Mädchen?" fragte sie mit zitternder Stimme.

Er seufzte. „Ja! — Du hast es längst gefühlt, nur meintest Du, es sei Gräfin Elfe, denn Isolde kanntest Du nicht!"

Wie mildthätig war der tiefe Schatten der Jasminsträuche, der ihm so gänzlich den Ausdruck ihres Gesichts verbarg!

Einige Sekunden blieb sie regungslos vor ihm stehen. Dann aber wandte sie sich schweigend fort, da sie der Festigkeit ihrer Stimme nicht traute, eilte die Stufen der Veranda hinauf und verschwand im Hause.

Langsam folgte ihr Gebhard. Seine Mutter saß noch auf demselben Platze unter dem grünen Blätterdach, in ein warmes Plaid gehüllt, und sah dem Treiben der beiden mit brennendem Interesse, aber sinkender Hoffnung zu. Gebhard blieb vor ihr stehen.

„Mutter — ich habe Hedwig um einen Liebesdienst gebeten und sie hat ihn mir abgeschlagen!"

„Inwiefern, lieber Sohn? was willst Du damit sagen?"

Digitized by Google

„Ich bat sie, einer jungen Dame, für deren Charakter und Liebenswürdigkeit ich mich verbürge, einige Wochen gastfreundliche Aufnahme in ihrem Hause zu gewähren, zur Erholung und Erheiterung! Sie hat es nicht nur abgeschlagen, nein, sie hat mich mit Hohn und Verachtung zurückgewiesen! Mutter, Hedwig ist ein herzloses Mädchen, wünsche sie Dir nicht zur Schwiegertochter! Deines Sohnes Glück wäre nicht geborgen in ihren Händen!"

„Aber Gebhard —"

„Glaube es mir, Mutter! Um glücklich zu werden begehrt ein Mann — ich wenigstens — von dem Weibe noch etwas anderes, als Tugend und Pflichttreue und Vortrefflichkeit! nämlich ein liebevolles Herz und ein weiches, warmes Gemüt, die Fähigkeit, selbstlos zu fühlen und zu handeln, — zu lieben mit einem Wort! Und das alles besitzt Hedwig nicht! Ihre selbstsüchtige Vorliebe für meine geringe Person ist keine Liebe! Es war gewiß ein Opfer, das ich von ihr verlangte, sie hat es nicht zu bringen vermocht, ich bin fertig mit ihr!

Ich bedaure sehr, liebe Mutter, wenn ich Dir Kummer durch meine Worte bereite, ich kann jedoch nichts daran ändern. Wie gern hätte ich jetzt einige dieser schönen Sommertage in Deiner Nähe zugebracht. Ich hatte es mir so schön gedacht, es thut mir leid."

Drinnen im Zimmer, hinter dem offenen Fenster geborgen, stand Hedwig, regungslos, wie festgebannt und hörte jedes seiner Worte mit genauster Deutlichkeit.

O wie war sie ihrer Tugend und Vortrefflichkeit so froh und so stolz gewesen, all ihr Lebelang! Nun mußte sie es hier schweigend mit anhören, daß eben diese Vorzüge es waren, an denen ihr Glück, das so heiß ersehnte, scheiternd zu Grunde ging. Felsen waren es, von unerschütterlicher Zuverlässigkeit, glänzende, harte, fühllose Felsen, an denen kein Staub haftete, die keine Meeresbrandung zum Wanken brachte. Doch ihren Glückes Schifflein sah sie daran zerschellen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf der großen Landstraße.

Roman

von

H. Schobert.

(Fortsetzung.)

Heinz Schrattenbach war im Begriff gewesen, nach Hause zu gehen, als ihm einfiel, daß er in seiner Stammkneipe möglicherweise noch Gesellschaft fände, wenn auch nur seinen Freund Lenz, mit dem er den Konreuthschen Fall oft und gern zu durchsprechen pflegte. Dem klugen Arzt war es längst zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß er hier vor einem unheilbaren Gehirnleiden stand, dessen Entwicklung allein von Zeit und Umständen abhing, auf keinen Fall aber jemals zu einer Besserung führen konnte. Er wußte, daß sich nach und nach die Reizbarkeit des Kranken bis zur Unerträglichkeit steigern würde, daß die Bosheit seines Charakters anwachsen, und man ihn schließlich nicht mehr anders zu betrachten haben würde wie ein gefährliches Tier.

Und neben diesem Manne dies Weib!

Mit Grausen blickte Schrattenbach auf diese Ehe, die trotz aller Pflichterfüllung von Seiten der Frau von Anfang an schon eine unerquickliche gewesen sein mußte, die auf die Dauer aber für sie zu einer Hölle werden würde, wie sie schlimmer nicht gedacht werden konnte.

Was hatte sie nur bewogen, diesen Mann zu nehmen, in dem jeder seines eigenen Geschlechts den von Lastern angefressenen, kränkelnden Greis sah, obgleich ihn die Zahl der Jahre noch nicht dazu machte; diesen Menschen, dem nichts mehr heilig sein konnte, weder auf noch unter der Erde, dessen geistiger und körperlicher Bankerott für alle lesbar auf dem gelben, verrunzelten Gesicht stand, und schon gestanden haben mußte, als ihm Vera die Hand reichte. Konnte sie das Geld gelockt haben?

„Nein!" sagte er sehr entschieden.

Er war in die Bierstube getreten, fand aber keinen Bekannten mehr vor und setzte sich daher still in eine Ecke hinter sein Glas, in das er nachdenklich hineinstarrte.

Bis jetzt hatte er immer den frommen Glauben gehabt, in der Brust eines jeden Menschen lebe ihm selbst unbewußt ein Mahner, Richter und Rater, dem man nur zu folgen brauche um sicher zu sein, das Rechte zu treffen. Die Allgemeinheit nannte diese Stimme das Gewissen, aber Schrattenbach hatte darüber seine eigenen Gedanken. Er war überzeugt, daß diese Stimme auch einmal ein Unrecht gut heißen würde, wenn der Zweck desselben nur gut und edel genannt werden könne. Was heißt überhaupt gut und böse? Wo beginnt es? Wo hört es auf? Die Grenze zwischen beiden ist so fein, so leicht verwischt, so abhängig von dem, was uns treibt, daß dem einen Recht sein kann, was dem andern Unrecht ist. Er hatte schon oft darüber nachgedacht, wo der Begriff ‚das Böse' eigentlich beginne, und ihn nie gefunden. Die Berechtignng zu strafen, wurde ihm mithin zweifelhaft, eben weil Gut und Böse ineinanderfließen.

Wenn nun also in der Brust eines so reinen, jungen Mädchens, wie diese Frau einstmals gewesen, kein Widerstreben, kein Abscheu gegen diese Heirat stattgefunden hatte, ja wenn sie überhaupt möglich

Digitized by Google

sein konnte durch irgend welche äußeren Umstände, dann mußte auch die Stimme, auf die er bisher mit solcher Sicherheit vertraut hatte, nicht immer untrüglich, oder doch zu Konzessionen bereit sein, dann gab es nichts mehr, an das man sich halten konnte, ohne das Straucheln fürchten zu müssen.

Und so kam er endlich dahin, daß er sich voll Zorn fragte, warum denn in einer Zeit, wo es doch für so vieles Gesetze gebe, kein einziges da sei, daß solch eine Ehe verbot, ein Schutz für die blühende, ahnungslose Jugend, ein Zügel für die durch Gold gedeckten, häßlichen Begierden des Alters. Er empfand das tolle Bedürfnis, mit den Zähnen zu knirschen und auf diese verbohrten Schranken der Gesellschaft mit den Fäusten loszuschlagen, sobald er an die Konreuthsche Ehe dachte. Sie däuchte ihm das Meisterstück wilder Unnatur, das Höchste, wozu es eine tolle Entartung bringen konnte. Da wunderte es ihn denn gar nicht, daß das Mitleid für die Frau, die ihre schwere Bürde so klaglos und geduldig, so stolz dabei nach außen hin trug, immer gewaltiger in ihm aufwuchs, daß sein ganzes Sinnen und Trachten darauf ausging, sie zu schützen so viel in seiner Macht stand und ihr in schweren Stunden zur Seite zu bleiben.

Wie bei allen Männern, die in angestrengtem Tagewerk ihr Leben hinbringen, waren seine Gefühle stark, weil unverzettelt in kleiner Münze, naiver, reiner und besser, als die Mehrzahl derjenigen, die man sonst den Frauen darbringt. Er war sich nicht bewußt, daß das Mitleid, an das er noch glaubte, bereits einem anderen, stärkeren Gefühl gewichen war, aber er wußte schon, daß es ihn fast grenzenlos gepackt hielt, nie mehr losließ und sein Fühlen und sein Denken völlig beherrschte. Heinz Schrattenbach zog seinen Pelz wieder an uud ging auf die Straße, das Bier schmeckte ihm nicht so allein. Draußen hatte es aufgehört zu schneien, nur ein feines Geriesel füllte noch die Luft, und hinter dunstigem Wolkenschleier, kam der Mond mit blassem Schein hervor. Ein paar Straßen weiter sah er zwei Herren vor sich hergehen, ein geschlossenes Coupé fuhr auf dem Fahrdamm langsam hinterdrein. Der eine der beiden, in Uniform schien ihm der Prinz zu sein, in dem andern vermutete er den Maler, die schlanke, elegante Gestalt in ihrer nachlässigen Grazie sah außerordentlich vornehm und gut aus, und doch befiel den Doktor wieder jenes Gefühl von Abneigung, das er heute abend schon einmal gehabt, als er Vera in seinem Arm gesehen.

„Kein Mann!“ dachte er, seine Schritte mäßigend, so daß er hinter den langsam Dahingehenden bleiben mußte. „Ein hübscher Junge, dessen Hand wohl ein Spielzeug halten, auch dasselbe zerstören kann, wenn es ihm paßt, aber nichts, worauf sich bauen läßt, nichts Gefestigtes. Und solche Männer werden am meisten von den Frauen geliebt! Unglaublich fast.“

Und dann dachte er an das Bild, das auch ihm gefallen hatte und schüttelte den Kopf über den Künstler, der ihm so gar nicht sympathisch erschien. Oder war er etwa ungerecht? Er wußte nicht, weshalb er das sein sollte, es hatte ja keinerlei Berührung zwischen ihnen stattgefunden.

„Man soll dem ersten Eindruck nicht zu viel vertrauen,“ meisterte sich Schrattenbach, als ein heiteres, kurzes Männerlachen an sein Ohr schlug und sich eine selbst in diesem Halbdunkel helle Hand ausstreckte, um die Asche einer Cigarre abzustoßen. Dann bog er in eine Nebenstraße ein.

Prinz Philipp und ter Welp gingen zusammen noch weiter; sie hatten sich auf der Treppe getroffen, und da sie den gleichen Weg hatten, der Himmel aufgeklärt und die Nässe in der Straße leicht eingezogen war, sich entschlossen ein Stück zu Fuß zu gehen.

Herskotts machen ein famoses Haus,“ sagte die junge Durchlaucht jetzt nach einer kleinen Pause, „wirklich famos! Es ist meist sehr amüsant da, die Frau versteht es mit der Gesellschaft Ball zu spielen und dabei ihre hübschen Füße zu zeigen. Nun, die Konreuth könnte es erst recht, aber ich wette, selbst wenn sie es thäte, sie ließe nichts von ihren Füßen sehen.“

„Die Dame ist sehr schön,“ stimmte ter Welp zu, dem es nicht unangenehm war, daß sich das Gespräch nach dieser Richtung wandte.

„Sehr schön, aber was thun Sie mit einer Statue ohne Blut und Leben. Frauen, die schon auf hundert Schritt nach Tugend riechen, sind mir eigentlich eine schreckliche Sorte. Mich hat sie heut abend beleidigt — Sie wissen ja, durch ihren ganz unnötigen Aufbruch, aber ich stehe nicht dafür ein, daß ich beim nächsten Mal nicht wieder in Flammen stehe.“

„Eine aussichtslose Sache, Durchlaucht, wie mir Frau von Herskott mehrmals eindringlich mitteilte.“

„Bah!“ der Prinz sah auf die Spitzen seiner Lackstiefel herab als lese er dort das ab, was er zu sagen hatte, „wenn ich ehrlich sprechen soll, so bin ich ganz anderer Ansicht. Die Herskott ist, davon bin ich überzeugt — bei all ihrem Queckſilber, ihren funkelnden Augen, kalt wie eine Hundeschnauze und überlegt wie ein routinierter Fechter, sie weiß genau wie jeder Hieb sitzt und wie weit sie gehen will, die Konreuth dagegen hat bei all ihrer Kälte ein heißes Herz, und wenn das einmal bei ihr erwacht, dann fragt sie sicherlich zuletzt darnach, wohin es führt, wen es zermalmt.“

„Frau von Konreuth sieht mir wahrhaftig nicht nach einem heißen Herzen aus,“ meinte Hendrik mit leichtem Spott über die Weltweisheit dieses jungen Lebemannes.

Der Prinz blieb stehen.

„Wirklich nicht? Nun, Ihr Künstler seid ja alle ein Stück Psychologe, glauben Sie etwa an diese großen traurigen Augen? Sie suchen einen Tröster, wie mir scheinen will, daß sie nicht auf mich fallen, ist mein Pech, oder auch vielleicht ganz gut vom Standpunkt der Vernunft. Eine Dame der Gesellschaft — Sie begreifen, daß das manchmal unangenehme Konsequenzen mit sich bringt, solche Fesseln werden auf die Dauer leicht drückend. Aber Sie, der Sie Künstler sind und nach den zehn Geboten sicher zuletzt fragen, an Ihrer Stelle würde ich doch mein Heil versuchen. Sie schwärmt ja für Ihr Bild, das ist doch schon der erste Schritt.“

„Durchlaucht wären also bereit, mir den Weg

Digitized by Google

offen zu lassen," sagte Hendrik mit so unzweideutigem Spott, daß es diesmal selbst dem weinseligen Prinzen auffiel, er rückte den umgehängten Paletot höher auf die Schultern.

„Kennen Sie den Gatten?" fragte er langsamer.

„Ich hatte nicht die Ehre."

„Nun, eine Ehre mag es ja sein, ein Vergnügen keinenfalls," sagte der Prinz lachend, bei dem die die Jugend und das leichte, gutmütige Blut rasch wieder die Oberhand gewann, und der sich zu dem Maler hingezogen fühlte, weil er selbst etwas und gar nicht uneben in derselben Kunst dilettierte. „Das eine habe ich nie begriffen, wie eine solche Frau lediglich des Geldes wegen solchen Mann nehmen konnte. Alles will ich entschuldigen, jede Thorheit, Tollheit, ja selbst ein Verbrechen, wenn es aus Liebe geschieht, aber diese kalte Berechnung, diese Hingabe der Person als Kaufpreis, den man sich täglich, stündlich zu nutze machen kann, daß mag ja sehr klug sein, aber schön ist es nicht."

„Durchlaucht kennen eben Armut und Mangel nicht, noch die Macht zwingender Verhältnisse," sagte Hendrik nachdenklich. Er, dem Luxus so dringend notwendig zum Leben war, wie die Luft, die ihn umgab zum atmen, und der Glück und Leichtsinn genug besessen hatte, um sich niemals etwas zu versagen, selbst als sein ererbtes Vermögen sehr sichtbar zusammen schmolz, hatte eine quälende Vorstellung von der Armut als etwas Widrigem, Herabwürdigendem, dem man entgehen müsse um jeden Preis, — er konnte solchen Entschluß begreifen. Bei allem Idealismus, dem er, jung und gefeiert wie er war, huldigte, besaß er eine gute Dosis Klugheit und Egoismus, obgleich er sich tief beleidigt gefühlt haben würde, hätte sie ihm jemand zuerkennen wollen.

Nun, Gott sei Dank, die Armut kam ihm nicht nahe; seine Bilder gefielen, wurden gut bezahlt, und ermöglichten ihm ein gemächliches Weiterleben nach seinem Geschmack; aber als er jetzt allein nach Hause ging, nachdem er sich von dem Prinzen getrennt, da stand Veras Bild doch merkwürdig lebendig vor ihm. Daß sie etwas von dem Piedestal eingebüßt, auf daß er sie zuerst unwillkürlich gestellt, wußte er noch nicht einmal, er hatte nur den sehnsüchtigen Wunsch, sie recht oft, recht bald wiederzusehen, um sich an ihrer Schönheit zu berauschen.

Viertes Kapitel.

Seit jenem Abend bei Herskotts waren reichlich vierzehn Tage vergangen und Hendrik hatte dieselben in einer eigentümlichen Gemütsverfassung zugebracht. Sie waren ihm ja nicht ganz neu, diese Stürme seiner Phantasie um irgend ein Etwas, das er sich heiß ersehnte, aber er meinte, sie wären noch niemals so intensiv gewesen, hätten ihn noch niemals so widerstandslos in ihrem Bann gehalten. Er sehnte sich mit jeder Fiber nach dem Anblick des wunderschönen blassen Frauengesichtes, das gleich beim ersten Sehen seine Phantasie entflammt hatte, und dies Gefühl stieg, je weniger es ihm gelang Vera wiederzusehen.

Er hatte jede Einladung, die ihm in dieser Zeit geworden, mit staunenswerter Pünktlichkeit inne gehalten, immer in der stillen Hoffnung, Vera dort zu treffen, er hatte Frau von Herskott zweimal besucht, das erste Mal traf er die Damen nicht zu Hause, das zweite Mal eine ziemlich große Gesellschaft, aber die, die er suchte, traf er nirgends. Einmal, ganz flüchtig nur, hörte er von Hilde, daß ihr Onkel krank sei, ein anderes Mal zeigte ihm ein Bekannter die vorüberrollende Konreuthsche Equipage, aber so sehr er sich auch anstrengte etwas zu sehen, die Fenster waren beschlagen und gestatteten keinen Einblick, er wußte nicht einmal, ob ein Herr oder eine Dame darin gesessen.

Und da es bei solchen hartnäckigen Zufällen in der Regel nur ein allmähliches Vergessen giebt, wunderte sich Hendrik beinahe selbst darüber, daß er trotzdem Veras Bild nicht los wurde. Was war sie denn mehr wie eine schöne Frau, von denen ihm schon manche begegnet war! Sein Herz hatte immer gleich heftig geklopft, sein Blut war immer gleich begehrlich gewesen, nach einer kurzen Spanne aber verflog der Rausch doch, und hinterließ nichts anderes als kühle Ernüchterung.

Er stellte sich das alles vor, wenn er an der Staffelei saß und mechanisch auf sein neustes Bild sah, an dem er seit dem Abend, wo er Vera kennen gelernt, keinen Strich mehr gemacht hatte, er blickte, sich selbst verspottend, auf die vielen herumstehenden Kartons, die alle bald mehr, bald weniger ausgeführt, die Umrisse eines einzigen Frauenkopfes trugen, und dann sprang er auf und lief, die Hände in den Taschen seines braunen Sammetjaketts, in seinem Atelier auf und ab.

„Ich bin ein Narr," dachte er, zornig auf sich selbst. „Ebensowenig wie es mir gelingen will, das Gesicht aus der Erinnerung heraus herzustellen, ebensowenig ist das Wirklichkeit, was ich mir in ihre Person hineinträume. Der Prinz mit seinem Geschwätz ist Schuld daran.

Und dabei faßte er doch wieder nach dem Bleistift und versuchte es auf einem kleinen Papierstück aufs Neue.

Den Ansatz des schlanken Halses, die Kopfform, die Rundung der Wange, das mußte ja alles ähnlich sein, aber wenn er an die Augen kam, wußte er genau, daß er nicht entfernt das wiedergab, was in ihnen lag.

„Sie sieht aus, wie eine der christlichen Märtyrerinnen," dachte er, im Zeichnen inne haltend, „es müßte ein prächtiges Bild geben, sie in der Arena und vor ihr, geduckt zum Sprunge, ein hungriger Tiger. Ich habe noch nie solch einen Augenaufschlag gesehen. Und da bildet der Prinz sich ein, die dunklen, traurig sehnsüchtigen Sterne suchen nach einem Tröster . . ."

Er schob den Bleistift zwischen die Lippen und hielt ihn da nachdenklich fest. „Freilich, er kennt sie länger als ich, er kennt ihre Verhältnisse, vielleicht hat er recht mit seiner Auffassung und nicht ich. Sie nahm

Digitized by Google

ihren Mann, den man mir wahrlich nicht verführerisch geschildert hat, um des Geldes willen, daraus spricht keine allzu ideale Lebensanschauung. Gleichviel! dieses Weib quält mich, vergällt mir meine Arbeit, drängt sich in meine Träume, reizt mich unaufhörlich dadurch, daß es mir nicht gelingen will, mehr als bloß äußerliche Ähnlichkeit in meinen Zeichnungen zu erreichen. Wenn ich sie wiedergesehen habe, wird der Reiz allmählich verblassen, ich werde meine Ruhe wiederfinden."

Aber wie? — Er war doch sonst nie darum verlegen gewesen, wenn es galt seine Wünsche durchzusetzen, er hatte immer und überall tausend Wege, gerade und krumme gefunden, um zum Ziele zu gelangen; aber dann hatte der andere Teil auch gewollt, oder wenigstens nicht widerstrebt. Wenn er sich aber daran erinnerte, daß er an jenem Abend schon zwei Mal in ihrer Nähe ohne Grund verstummt war, dann sank ihm der Mut doch. Nein wahrhaftig, sie war gar nicht wie andere Frauen, vielleicht gefiel ihm gerade das.

„Ich würde nicht so vorsichtig abwägen, wie Prinz Philipp," dachte er geringschätzig, „wenn sie nur wollte, ich würde den Teufel nach bequem oder unbequem, ebensowenig nach den diversen Folgen fragen. Es ist doch ein Glück, daß nicht jeder zum Durchschnitt gehört."

Und dann schattierte er wieder ein Weilchen andächtig an den Augen auf seiner Zeichnung herum, bis er plötzlich mit einem Fluch aufsprang und das Blatt zerknüllt in eine Ecke schleuderte.

Nein, es gelang ihm nicht! — Und nun wühlte er den Kopf in die weichen Kissen des Diwans, der die eine halbe Seite seines Ateliers einnahm, und versuchte an all die Frauen zu denken, die er während der dreißig Jahre seines Lebens schon zu lieben geglaubt hatte. Es war eine stattliche Reihe, und doch schien es ihm immer noch nicht die Rechte gewesen zu sein, — das Beste, Höchste, war ihm das Leben bisher schuldig geblieben. Sie waren sich alle so gleich gewesen, hübsch, zärtlich, hingebend, schwach und sehr verliebt zuerst, aber doch bald getröstet nachher, wenn er ihnen klar machte, die Sache müsse nun ein Ende haben; und deshalb hatte er diese lieben, guten, fügsamen Wesen auch niemals allzu hoch gestellt, obgleich die meisten von ihnen sich eigentlich zu ihm herabgelassen hatten; aber Frau von Konreuth erschien ihm anders. War es der Reiz des Neuen, war es, daß man sich überall das Wort gegeben zu haben schien, ihn von ihr zu unterhalten, war es ihre ernste Schönheit, oder das Widerstreben seiner Hand wenn er ihr Gesicht zeichnete, er wußte es nicht. Nichts, als daß er viel dafür gegeben hätte, sie nur einmal wiederzusehen.

Da, eines schönen Tages erwachte er mit dem festen Entschluß, dies Drängen und Quälen müsse jetzt ein Ende nehmen!

Sie hatte ihn zwar nicht aufgefordert, sie in ihrem Heim aufzusuchen, aber die Neugier in ihm nach ihrer persönlichen Umgebung war mächtiger als die Überlegung. Vielleicht hatte sie es auch nur in der Eile des Aufbruchs vergessen und wartete schon lange auf seinen Besuch, sehr erstaunt, daß er fast drei Wochen zögerte. Vielleicht — er wollte es wenigstens so annehmen, und zuletzt war er gar nicht abgeneigt ihr zu beichten, daß die Erinnerung an sie, an ihr schönes Gesicht, wie ein Vampyr an ihm sauge, ihm Blut und Hirn versenge. — Welche Frau würde wohl bei solchem Geständnis zürnen? — Und dann — war er nicht Hendrik ter Welp? Bedeutete sein Name nicht etwas? war er nicht überall gern gesehen und gut aufgenommen worden?

Zur Visitenstunde stand er tadellos gekleidet vor der Konreuthschen Wohnung. Als er hinauf zu den Fenstern blickte, sah er, daß an einem derselben die Spitzenstores zurückgezogen waren und Vera mit dem Rücken nach der Straße dahinter stand. Er sah deutlich den dunklen Haarknoten, ein weißes, faltiges Gewand, das am Halse schloß, und die schlanke, hohe Gestalt mehr zeigte wie verhüllte. Sein Herz schlug stürmisch, und als wären seine Augen magnetisch, drehte sie sich plötzlich herum und sah auf das Trottoir herab. Er meinte, er fühle ihren Blick, und ein unendlicher Jubel erfüllte ihn, als sie eine Sekunde regungslos in ihrer Stellung verharrte. Dann besann er sich, daß er wohl grüßen müsse, aber ehe er noch die Hand hob, hatte sie sich vom Fenster gewandt, das Spitzenstore fiel herab. Eins wenigstens wußte er nun mit Sicherheit, sie war zu Haus; die nächsten Augenblicke schon brachten ihm das erwünschte Wiedersehen.

„Und wenn es mir nur gelingt, ihre Augen festzuhalten," dachte er frohlockend, „dann will ich für heut schon zufrieden sein."

Absichtlich zögerte er noch etwas auf der Straße. Er kannte die weibliche Eitelkeit; sie würde nun erst nach der Zofe rufen, den Spiegel befragen . . . — Die edlen Linien des nur einstöckigen Hauses fielen ihm angenehm auf, nicht groß und dabei flach, fast wie im italienischen Renaissancestil gehalten, ohne alle Ornamentik nach der Straße zu, nur mit auffallend hohen, weiten, einflügeligen Fenstern versehen, hinter denen vornehm abschließend die weißen Spitzenvorhänge hingen; dafür schien es desto tiefer zu sein. Wahrscheinlich lag dahinter ein Garten mit alten Bäumen und plätschernden Fontänen, o ja, es war etwas Schönes um den Reichtum!

Dicht daneben im Erdgeschoß befand sich ein prächtiger Blumenladen, das lockte und duftete bis zu ihm heraus und einem schnellen Impuls folgend, wählte er ein köstliches Bouquet aus Marschall Niel-Rosen und weißem Flieder, so wie es seinem Auge wohlthat, üppig, duftschwer, und bei aller Farblosigkeit doch von berückender Schönheit.

Er wußte, sie mußte Blumen lieben. —

So stieg er hoffnungsfroh, glücklich wie ein Knabe die prächtige Treppe in dem Konreuthschen Hause empor und freute sich über sein Bild, das ihm ein mächtiger, deckenhoher Spiegel an der einen Wand zurückwarf. Er sah gut aus. Nicht der geringste Unterschied zwischen ihm und einem Hochgeborenen und das war ihm ein angenehmes Bewußtsein. Gerade er hatte immer mit einem gewissen verächtlichen Mitleid auf alle diejenigen seiner Ge-

Digitized by Google

nossen herabgesehen, die da glaubten, ihr Talent auf Kosten einer gewissen Formlosigkeit zur Schau stellen zu müssen; er hatte das nicht nötig. Noch einmal strich er über den langen, aufgekämmten, weichen Schnurrbart, dann schlug der elektrische Apparat unter seinen Fingern an.

Der Diener kam und empfing seine Karte, mit der er sich über den langen Korridor entfernte. Hendrik sah ihm nach. Die absolute, vornehme Ruhe die ihn umgab, paßte so recht zu dem eleganten Interieur, das er hier sah, vor allem so gut zu Frau von Konreuths hoher Gestalt. Er wartete, wahrhaftig wie ein Schuljunge auf die Censur, mit so beunruhigtem Herzen, solchem Glücksgefühl. — Da kam der Diener zurück.

„Die Herrschaften bedauern," sagte er höflich, ohne eine Miene zu verziehen.

Hendrick überschauerte es eisig. Erst an der bitteren Enttäuschung, die ihn überfiel, merkte er, wie sicher er in der Erwartung eines Wiedersehens gewesen, wie fest er auf diesen Augenblick gerechnet hatte. Was nun? Nicht allein der Künstler in ihm fühlte sich getroffen, dem es nun nicht gelang, den Vorwurf dieses Gesichts, das ihn quälte und aufreizte, zu fixieren, mehr noch der Mensch. Man wies ihn ab wie einen Überlästigen; nicht die kleinste Notlüge hatte man ihm gegenüber für nötig gehalten, keine Entschuldigung, nicht irgend welches Zögern. Die Thüre, hinter der er diejenige wußte, die ihn augenblicklich auf der Welt am meisten interessierte, blieb ihm einfach verschlossen.

Und er hatte sie gesehen, er wußte, sie war zu Hause, und es gehörte wahrhaftig keine große Kombination dazu, wenn sie ihn erwartet hätte.

Groll und Ärger kämpften mit seiner Enttäuschung, er kam sich so namenlos gedemütigt und klein vor. Trotzig die Zähne zusammen beißend wandte er sich um, da fielen ihm noch die Blumen wieder ein. Für sie hatte er sie gekauft, ihr sollten sie gehören! Es schien ihm das wenigstens eine kleine Demonstration gegen die Beleidigung, die man ihm hier anthat, er zwang sie, wenigstens für einen flüchtigen Augenblick an ihn zu denken. Er übergab das Bouquet dem Diener mit dem Auftrag, es der gnädigen Frau zu überbringen, nichts weiter, keinen Gruß, kein banales Wort. „Sie wird es schon merken, warum nicht," dachte er im Stillen. —

„Was soll das heißen!" schrie Konreuth wütend den Eintretenden an. „Wer gab Ihnen das, Georg?"

„Der Herr draußen für die gnädige Frau."

Vera wechselte die Farbe, griff hastig nach den Blumen und machte dem Diener ein Zeichen zu gehen, was nun kam, dazu hatte sie keinen Zeugen nötig.

Lorenz sah seine Frau mit wütenden Blicken an.

„Wie kann er sich solche Unverschämtheit erlauben, dieser Farbenklecker," begann er endlich zornig. „Wie kommt er dazu, Dir Blumen zu schicken? Weiß er nicht, daß sich das nicht gehört, oder hast Du ihn etwa so ermutigt, daß er glaubt, mit solcher Aufmerksamkeit im Recht zu sein?"

Zum ersten Mal seit langer Zeit zuckte es wie Zorn um Veras schöngeschnittenen Mund.

„Wenn Du nur etwas milder im Beurteilen so geringfügiger Dinge sein könntest, Lorenz," sagte sie grollend, „würdest Du nicht mit so scharfem Geschütz gegen diese armen Blumen zu Felde ziehen."

„Natürlich!" höhnte er, „ich soll den bequemen Mann abgeben, der sich von jedem Lassen nasführen läßt. Daraus wird nichts, liebes Kind. Laß Dir von Emil Herskott Blumen schenken, so viel Du willst, von diesem hergelaufenen Maler aber ist es eine bodenlose Taktlosigkeit, die ich ihm eintränken werde, sobald ich ihn sehe."

Er riß mit einem scharfen Ruck das wunderbare Bouquet auseinander und schleuderte es zu Boden, auf den letzten Flieberzweig setzte er seinen Fuß und zermalmte ihn. Die ganze Gehässigkeit seines Charakters kam in dieser einen Bewegung zum Ausdruck.

Vera biß die Zähne fest zusammen, um ruhig zu bleiben, aber bei dem Anblick der geknickten, zerrissenen Blumen empfand sie einen fast körperlichen Schmerz. War es nicht ein überraschend ähnliches Bild ihres eigenen Lebens?

„Du versprachst mir damals freiwillig, diesen Menschen nicht wiederzusehen, hast Du Wort gehalten?"

„Ja!"

„Wie kommt er denn dazu, bei uns Besuch zu machen? Sollte er etwa die menschenfreundliche Absicht haben, mir sein Beileid ausdrücken zu wollen, daß ich noch immer lebe? Du mußt ihm doch Veranlassung dazu gegeben haben."

Sie legte die Zeitung fort, aus der sie ihm vorgelesen, stand auf und kam auf ihn zu. In ihrer Haltung lag, ihr selbst nicht bewußt, etwas Drohendes, und Lorenz wich zurück, umklammerte mit der Hand einen Tisch, der so gewissermaßen eine Mauer zwischen ihnen bildete, und sah sie mit zwinkernden Augen an, als erwarte er einen Schlag.

„Was willst Du?" fragte er unsicher.

Sie blieb stehen ohne eine Ahnung von dem zu haben, was in der Seele ihres Mannes vorging.

„Dich versichern, daß mir nichts ferner liegt, als Leute in mein Haus einladen," sagte sie mit bebender Stimme. „Glaubst Du wirklich, ich könnte den traurigen Mut haben die schimpflichen Bande, mit denen mich diese Ehe knechtet, den Augen der Menschen mehr als nötig preiszugeben? Fürchte das nicht. Ich trage nicht allein mein Kreuz in Geduld, ich suche auch die Wunde zu verbergen, an der ich leide. — Nicht um Deinetwillen, aber um meinetwillen, denn — ich schäme mich Deiner."

Ihre Stimme war zuletzt ganz leise geworden, als sollten es kaum die Wände mit anhören, was sie sagte, zwei schwere, kalte Thränen tropften von ihren Wimpern und fielen unbeachtet auf ihre Hände, aber Konreuth hatte seine Schutzwehr verlassen und stand händereibend und vor sich hinlachend, vor ihr.

„Sehr gut! Sehr gut! Ausgezeichnet!" — sagte er, mit dem Kopfe nickend. „Ausgezeichnet! — Ich hoffe, Du vergißt das nicht."

„Doktor Schrattenbach!" meldete Georg, und Vera verließ eilig das Zimmer.

An der Schleppe ihres weißen Schlafrocks hatte sich eine gelbe Rose festgehakt, sie bemerkte es erst,

Digitized by Google

als sie in ihrem Ankleidezimmer stand. Hier, unter Seide, Silber und Krystallen setzte sich die unglückliche Frau in einen Sessel und weinte bitterlich, die Rose zwischen ihren Fingern. Einzelne Thränen fielen in die halb geöffneten Blätter und blieben wie glitzernde Tautropfen darin hängen, aber keine einzige galt dem Geber. Wie konnte er ahnen, was sie zu dulden hatte — und Gott sei dank, daß er es nicht wußte! Die Ursache blieb sich schließlich ja auch gleich, aber diese steten quälenden Wiederholungen derselben Scenen rüttelten schließlich an ihren Nerven, machten sie ganz krank und elend. —

Hendrik ter Welp war inzwischen in sein Atelier zurückgekehrt, ohne daß ihn der Gang in der frischen Luft sonderlich beruhigt hätte, zornig riß er den Visitenanzug vom Körper und schlüpfte wieder in sein bequemes Sammetjacket.

„Nie wieder!" schwor er sich zu. „Niemals wieder!" Und dabei suchte er sorgfältig jedes Blatt und Blättchen zusammen, das nur eine Linie von Veras Gesicht trug, schichtete alles auf ein kostbares Bouletischchen und begab sich an den Kamin, um es dort zu verbrennen.

Er wollte sie vergessen — sein Stolz verlangte es gebieterisch. — Als er das Zündholz schon in Brand hatte, klopfte es an seine Thür; — er horchte auf. Das war weder der Finger seiner Wirtin, noch eines Bekannten oder Kollegen, es schien ihm von behandschuhter Frauenhand herzurühren. Nun, wer auch kommen würde, und wäre es der Teufel in Person, ihm war's gerade recht, er befand sich in der Stimmung dazu.

„Herein!" rief er laut.

Die Thür öffnete sich und in grünem Sammet mit Biber verbrämt trat Frau von Herskott über die Schwelle. Hendrik sah sie so außerordentlich verblüfft an, daß sie lachend auf ihn zukam.

„Pardon, wenn ich störe, lieber Meister, aber ich habe immer gehört, Ateliers wären so eine Art vogelfreier Station für die Bekannten, und da mich ein Anliegen herführt . . . nicht wahr, Sie sind nicht böse, ter Welp?"

„Um Gott, gnädige Frau, alles andere eher als das!" Ihm flogen tolle, krause Gedanken gestaltend durch das Hirn, er wußte kaum selbst, was er hoffte — fürchtete — jedenfalls sah er sie sehr gespannt an. „Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?" sagte er dann, sich seiner Hausherrnpflichten bewußt werdend, und rückte einen Stuhl für sie zurecht, vergoldetes Schnitzwerk mit großblumiger matter Seide bezogen, der aussah, als habe der schöne Kopf Marie Antoinettes an ihm geruht, als sie noch die junge, übermütige Herrscherin in Trinon war.

„Welch schönes Stück!" sagte Georgine anerkennend und glitt mit dem hellen Handschuh liebkosend über die prächtige Arbeit, ehe sie sich setzte. „Also nun zu meiner Bitte. — Sie wissen, Weihnachten steht vor der Thür, und da es so schwer ist, Vera eine Freude zu machen, — sie hat alles, und alles ist ihr gleichgültig — da kam ich auf den Gedanken, ob Sie mir vielleicht eine Skizze, noch so flüchtig ausgeführt, von ihrem großen Bild gegen Geld und gute Worte überlassen wollten, wenn es auch nur die einer Frauenfigur ist."

Er war rot geworden, seine Stirn faltete sich.

„Ich bin kein Kaufmann, gnädige Frau," sagte er schroff. „Wenn Sie das glaubten, haben Sie die Thür verfehlt."

„O, ich war auf eine kleine Ungezogenheit vorbereitet," sagte Frau von Herskott gleichmütig und spielte mit ihrem Muff. „aber so schnell werden Sie mich nicht los, ich denke, Sie motivieren Ihr Nein erst noch."

„Sollte ich das nötig haben?" fragte er gereizt.

„Ein höflicher Mann hat manches nicht nötig, was er trotzdem thut," entgegnete sie so verbindlich, als hätte er ihr soeben erst die größte Schmeichelei gesagt.

Hendrik schämte sich, die ungezogene Unmanier des gefeierten Künstlers verließ ihn sofort, reuig trat er neben Georgine. „Meine gnädigste Frau, verzeihen Sie mir, bitte! Wahrhaftig, ich komme mir ganz unverantworlich vor. Aber wenn ich Ihnen beichten wollte, was mir so sehr gegen den Strich gegangen ist, vielleicht hätten Sie dann ein gewisses Mitleid mit mir."

Georgine erhob abwehrend und lachend beide Hände.

„Beichten! Um Gotteswillen! Ich glaube nicht, daß sich unter den Sünden eines Künstlers gerade allzu viel für Frauenohren finden. Und Mitleid? Ich denke nicht daran, einen Mann zu bemitleiden! — Alles, was Euch geschieht, ist noch lange nicht genug für Euch!"

Sie sah unter dem Halbschleier kokett zu ihm herüber, und wunderte sich im stillen, daß seine Stirn noch immer umwölkt war. Wahrhaftig, ihr wurde es nicht so leicht, die Herzen der Männer zu entflammen, wie Vera, für sie war es zuweilen harte Arbeit, und doch konnte sie ohne einen gewissen Huldigungstribut nicht leben, selbst dann nicht, wenn ihr die Männer, die ihn ihr darbrachten, gleichgültig waren.

„Kommen wir also auf Ihren Wunsch zurück, meine gnädige Frau. Sie selbst sollen die Auswahl treffen unter meinen Skizzen, nur müssen Sie mir dann auch gestatten, Ihnen dieselbe ergebenst zu Füßen zu legen."

Georgine sah lächelnd vor sich nieder, auf den kostbaren persischen Teppich, der den Fußboden des Ateliers bedeckte.

„Ich sollte das eigentlich nicht von Ihnen annehmen, ter Welp," sagte sie mit einem kleinen zweifelnden Seufzer. „Wie komme ich dazu?"

„Einen anderen Weg giebt es aber nicht," sagte er sehr entschieden.

Sie reichte ihm schnell entschlossen die Hand, im Grunde ihres Herzens hatte sie ja ganz genau den Ausgang der Sache gewußt, und ebenso, wie sie handeln wollte.

„Damit Sie mich nicht für kleinlich halten, gut! Ich nehme Ihr Anerbieten an! — Es ist mir nur um Veras willen und weil ich weiß, daß ich Ihnen irgend welche Revanche dafür geben kann."

Digitized by Google

Er war in die andere Ecke des kostbar geschmückten Ateliers gegangen und holte eine große Mappe herbei, in der sich die einzelnen Skizzen seines Bildes befanden. Georgine sah sich befällig in dem großen Raum um, in dem man nirgends ein Fleckchen fand, das nicht zum Träger seltener Stoffe oder Teppiche gemacht worden war, zwischen denen einzelne Bilder in ebenso reicher Farbenwirkung sich hervor zu thun trachteten. Bei dieser Gelegenheit fielen ihre Augen auf das Bouletischchen und auf den ersten Blick erkannte sie Veras Züge. Sie nahm das oberste Blatt, ehe er noch ihre Absicht begriff, hielt es etwas von sich ab und sagte ruhig: „Ich glaube, meine Cousine ist nicht ganz ähnlich. — O! da ist sie ja noch einmal! Hat es Sie so viel Mühe gekostet?"

Er stand neben ihr und biß sich zornig auf die Lippen.

„Wie Sie sehen, habe ich kein Glück mit Frau von Konreuth," sagte er möglichst unbefangen.

„Aber das ist doch ganz einfach, dann muß sie Ihnen eben einmal dazu sitzen."

„Sie nahmen mir ja selbst den Mut zu dem Wunsch, gnädige Frau."

„Ja, aber jetzt ist das etwas anderes," sagte sie mit leisem Lächeln und streckte die Hand nach der Mappe aus. Ihn durchfuhr es einen Augenblick unangenehm. War das nicht etwa doch ein Preis für seine Skizze, den sie ihm bot? — Er warf die Mappe auf den Boden, zog ein Tabouret an ihre Seite und gab ihr langsam Blatt für Blatt empor. „Sehen Sie, gnädige Frau, dies ist die eine Gruppe — hier eine Einzelfigur . . .! Frau von Konreuth malen — dieser Gedanke ist wirklich bei mir zu einer fixen Idee geworden — ich gestehe es ganz offen, je weniger es mir aus dem Gedächtnis heraus gelingen will. Ich habe auch schon eine Idee — großartig, hoffe ich. Eine Arena, unter Kaiser Hadrian zum Tode verurteilte Christen, Sie wissen, man ließ sie von wilden Tieren fressen, nun, Frau von Konreuth hat etwas in den Augen, was sie zu einer Märtyrerin macht . . ."

„Es scheint mir doch, meine Cousine hat ziemlichen Eindruck auf Sie gemacht, ter Welp," sagte Georgine nicht ohne Bosheit. „Warum verheimlichten Sie mir das?"

Er stützte den Kopf in die Hand und sah finster zu Boden, die Skizzen vergaß er, ihr weiter zuzureichen.

„Das Unglück ist, wir Künstler stehen zu sehr im Bann unserer Augen. Mich macht es ganz kopflos unglücklich, daß ich das Bild nicht treffen kann, all mein Sinnen und Denken geht jetzt darauf aus, ich glaube, ich kann nicht eher ruhig werden, — ach — Sie lachen mich aus, gnädige Frau, habe ich das verdient?"

Er sah melancholisch zu ihr auf. Trotzdem er jetzt mit gierigem Ohr auf ihre Antwort lauschte, bemerkte er doch, daß unter dem Schleier ihre feine Nasenspitze von der Kälte noch leicht gerötet war und ärgerte sich darüber, daß ihm dieser kleine Umstand ihr hübsches, feines Bild verdarb.

„Aber ter Welp, Sie sind ja einzig! Thun Sie nicht, als ob Vera die Welt verlassen hätte? Ich werde ihr zureden, daß sie Ihnen sitzt, damit Ihre Schmerzen gehoben sind, — genügt Ihnen das?"

„Frau von Konreuth wird nicht sehr bereitwillig sein," sagte er kopfschüttelnd, „wenigstens habe ich alle Ursache, ziemlich entmutigt zu sein, hören Sie nur, wie es mir heute gegangen ist." Und er erzählte ihr umständlich seinen verunglückten Besuch.

„Daran ist Vera doch nicht schuld? Ich bin überzeugt, Lorenz hatte wieder irgend welche Beschwerden und glaubte sie nicht entbehren zu können. Das müssen Sie nicht schwer nehmen."

Er atmete auf; die Herskott hatte recht, nicht Vera, auf die er seinen ganzen Groll gehäuft, sondern der Ehemann war schuld an dem, was ihn so peinlich berührt hatte, ihr durfte er nicht zürnen.

„Sie sind die Güte selbst," sagte er dankbar, nahm ihre Hand und küßte sie. Sie sah ihm prüfend und tief in die Augen.

„Ein wenig Gelegenheitsmacherei — ich glaube, es giebt nur wenig Frauen, die daran kein Behagen haben, jeder ist ja im Leben auf den guten Willen des anderen angewiesen," meinte sie harmlos. „Also dies ist die Skizze, um die ich Sie bitten möchte. Wollen Sie?"

„Mit tausend Freuden."

Er nahm die Figur der einsamen Frauengestalt, die im Vordergrund seines Bildes stand, die Vera besonders erwähnt hatte, und betrachtete sie mit kritischen Augen. Sie war ziemlich gut ausgeführt, aber ihm schien sie in diesem Moment doch lange nicht vollendet genug.

„Darf ich sie hier behalten bis morgen nachmittag?" fragte er hastig, „ich sehe noch manches, was ich zu ändern wünsche, — morgen nachmittag bringe ich Ihnen das Bild persönlich, darf ich, gnädige Frau?"

„Gewiß! Gewiß!" sie erhob sich schnell und glättete die Falten ihres Sammetkleides. „Ich danke Ihnen herzlich, ter Welp, wirklich herzlich."

„Der einzig Dankende kann nur ich sein," sagte er tief atmend, beugte sich und küßte noch einmal ihre Hand.

Sie sah auf seinen gesenkten Kopf herab und ein Gefühl von Neid beschlich sie ganz heimlich. Was hatte denn Vera gethan, um diesen Mann so zu entflammen? Sie las deutlich in seinem Herzen, und wenn er ihr auch gleichgültig war wie jeder andere, ihrer Eitelkeit hätte es doch geschmeichelt, ihn zu ihren Füßen zu sehen. — Damit war es nichts, sie fühlte, daß sie nicht den geringsten Reiz auf ihn ausübte, aber jedenfalls lohnte es sich, diesem beginnenden Lustspiel zuzusehen, um so mehr, da die strenge, tugendhafte Vera darin die Haupttheldin sein sollte.

„Ich bin doch neugierig, wie sie es aufnimmt," sagte sie sich, als sie, von ter Welp geleitet, die vier Treppen hinabstieg. „Sehr neugierig! Keinenfalls wenigstens kann sie mich mehr aus ihrem Weg schieben, und ich werde genau aufpassen, wie es in ihrem Herzen aussieht." —

Vera hatte recht, wenn sie annahm, daß Georgines wechselndes Temperament längst den Mann vergessen, den sie damals so heiß geliebt hatte, er war ihr nur

Digitized by Google

noch ein Schatten, ein dämmerndes Erinnern, aber die flammende Entrüstung ihrer Cousine, den Makel, den ihr diese seitdem durch ihre kühle, ablehnende Haltung aufgedrückt, den empfand sie noch immer, und war gern bereit, sich dafür zu rächen. Erst wenn Vera in der gleichen Lage war, erst wenn sie ihre Hilfe in Anspruch nahm, standen sie einander gleich, und das war es, was Georgine wollte.

Sie gab dem Kutscher an, vor das Konreuthsche Palais zu fahren, und trat unangemeldet in das Zimmer ihres Vetters.

„Emil schickt mich, um nach Dir zu sehen, Lorenz, wie geht es? Nun, ich sehe, ausgezeichnet."

„Ausgezeichnet? Was Dir nicht einfällt," knurrte Konreuth, den der Doktor soeben erst verlassen, und setzte sich in seinem Krankenstuhl zurecht. Sein Vetter und dessen Frau waren wohl die einzigen Menschen, vor denen er sich etwas Gewalt anthat.

„Das freut mich um so mehr, da ich eben erst von ter Welp hörte, er sei nicht angenommen worden," fuhr sie ruhig fort, „ich fürchtete nun natürlich, Du seist nicht wohl."

„Ich will den Kerl nicht in meinem Hause haben," fuhr er gereizt auf, „und hoffentlich habe ich doch Disposition darüber, wer bei mir aus- und eingehen soll."

„In diesem Fall, nein," sagte Georgine sehr bestimmt, „ich habe ter Welp eingeführt, protegiere ihn quasi in der Gesellschaft, Ihr gehört zu meinen intimsten Kreisen, Du hast also nicht das Recht meine Bekannten zu perhorreszieren."

„Und wenn es Dich heute gelüstet, einen Schlangenmenschen oder Schweinedresseur bei mir einzuführen, so müßte ich mich gleichfalls glücklich schätzen, ihm die Hand zu drücken, und seinen Umgang mitzugenießen?" fragte er giftig.

„In die Lage wirst Du nicht kommen, Lieber, natürlich nicht! Im übrigen, wenn Emil damit einverstanden wäre, wüßte ich nicht, was andere dagegen haben könnten," sagte sie gedehnt. „Übrigens verpflichtet ein Besuch sicher nicht, er ist nur ein Ausdruck allgemeinster Höflichkeit, das solltest Du doch wissen."

„Weshalb ereiferst Du Dich so für ihn?" fragte er mißtrauisch.

„Und weshalb bist Du so sehr gegen ihn? Soll ich es Dir sagen, Lieber?" Sie lachte spöttisch. „Du bist eifersüchtig auf ter Welp. Nun, im Grunde genommen würde ich es Vera nicht verdenken, denn schön oder gar liebenswürdig bist Du Dein Lebelang nicht gewesen, Lorenz."

Er sah mit tückischem Katzenblick zu ihr hin.

„Bist Du deshalb gekommen, um mir das zu sagen?"

„Sicher nicht, ich setze voraus, daß Du das allmählig selbst weißt, aber wo ist Vera, ich möchte sie sprechen."

„Georg soll sie rufen."

„Nein, nein, ich gehe lieber selbst zu ihr. A propos, Lorenz, weißt Du, daß in der nächsten Woche Hildes Geburtstag ist? Wir gehen in die Oper und soupieren dann außer dem Hause. Ich rechne auf Euch."

„Ich bin ja krank," knurrte er grämlich.

„Dann kommt Vera allein."

Er schlug mit der Hand auf den Tisch.

„Wenn ich es erlaube."

„Mache Dich doch nicht lächerlich, Lorenz. Wir Frauen sind nicht Eure Sklavinnen, sondern Euch gleichgestellte Gefährtinnen, schade, daß Dir ganz die anständige Ader fehlt, die Emil in so reichem Maße besitzt," sagte sie gleichmütig und schloß einen aufgesprungenen Handschuhknopf, „und daß Du es nur weißt, morgen nachmittag kommt Vera auf ein paar Stunden zu mir, ich muß ihr mein neues Kleid zeigen."

Sie ging kopfnickend hinaus und suchte ihre Cousine im Toilettenzimmer auf, das Veras liebster Aufenthalt war.

„Ich komme von Lorenz, dem ich Dich abgebettelt habe für morgen nachmittag," sagte sie heiter. „Das geht ja nicht so weiter; Du sitzest die ganzen Tage im Zimmer, wirst alt und häßlich vor der Zeit und hast seit unserem Ball noch niemand weiter gesehen als Hilde und mich, höchstens Doktor Schrattenbach; das hält kein vernünftiger Mensch aus."

Sie setzte sich in das kleine Eckſopha und sah mit neugierigen Augen auf Vera.

„Weißt Du, wen ich vor einer halben Stunde sprach? Ter Welp."

Vera zuckte flüchtig zusammen.

„Er machte heut bei uns Besuch."

„Und Ihr wieset ihn ab. Gutes Kind, ich finde es nicht richtig, daß Du Lorenz alle Launen durchgehen läßt."

„Ich!" — sagte Frau von Konreuth gepreßt.

„Mir dürfte er nicht damit kommen. Ter Welp war außer sich. — Wütend! Er hatte Dich gesehen und faßte es als persönliche Beleidigung auf."

„Mir scheint, er ist sehr empfindlich," sagte Vera, rot werdend.

„Na höre . . ." meinte Georgine gedehnt. „Aber sage mir nur, was Ihr gegen ihn habt?"

„Ich doch nichts? Gewiß nicht!" versicherte sie schneller wie sonst ihre Art war.

„Du hättest auch zuletzt Grund dazu! Er ist sehr entzückt von Dir, er möchte Dich malen."

Vera zog die Stirn zusammen. „Davon kann keine Rede sein," sagte sie entschieden.

„Warum denn nicht? Die Idee ist gut, ich an Deiner Stelle wiese das nicht so von der Hand."

„Es widerstrebt mir," sagte Vera mit einem kleinen ärgerlichen Zucken, „es kommt mir vor wie ein freiwilliges Preisgeben seiner eigensten Person."

Georgine lachte. „O Vera, Du bist um ein Jahrhundert zu spät geboren, dieser Stolz hätte Dir gut angestanden, wenn Du mit hoch erhobenem Kopf, wie Marie Antoinette, in echten, alten Spitzen, zum Schaffott gegangen wärst, aber da wir heutzutage kein Schaffott mehr haben, ist auch der Stolz überflüssig geworden."

„Mir nicht! mir nicht!" sagte Vera leise und preßte ihre Hände zusammen. Sie sah mit den großen, traurigen Augen in das Leere, und Georgine dachte, als sie sie ansah, wieder mit einer gewissen

Digitized by Google

Bitterkeit: „Wie schön sie ist! Ich wünschte, ich könnte nur einen kleinen Teil davon auf mich übertragen.“ Sie änderte plötzlich das Thema.

„Du kommst also morgen, Vera? Die Gerndheim schickt mir eine neue Toilette, sieh sie Dir einmal an, und Hilde, das arme Ding hat Sehnsucht nach Dir.“

„Wenn mich Lorenz entbehren will — gern.“

„Wollen — wollen! Darauf kommt es hierbei nicht an, Du willst eben auch einmal. Ach, Vera, ich versichere Dich, die Gerndheim hat eine Zusammenstellung von sandfarben und orange erfunden, die auch das traurigste Herz aufzuheitern vermag. Also auf Wiedersehen.“

Fünftes Kapitel.

„Die gnädige Frau ist noch nicht zurückgekommen, läßt aber bitten, sich nur einen Augenblick zu gedulden,“ sagte der Diener, ter Welp in Georgines Boudoir hineinführend. Er trat ein. Im Kamin glimmte diesmal wirkliches Feuer und eine rotverschleierte Lampe, die ziemlich entfernt in einem Winkel auf einer Säule stand, verbreitete ein mattes Licht. Als er näher trat, erhob sich aus demselben Sessel, in dem sie an jenem Ballabend gesessen, eine hohe weibliche Gestalt — es war Vera.

„Meine gnädigste Frau,“ stammelte er völlig fassungslos. Heute, gerade heute hatte er am wenigsten auf die Realisierung seines Wunsches gehofft und nun stand sie vor ihm, groß und schlank, mit demselben ernst traurigen Gesicht, wie damals, aber in einem einfachen geschlossenen Straßenkleid, und irgend etwas war dadurch an ihr, das ihn fremd berührte.

„Herr ter Welp!“ sagte sie mechanisch, in tiefster Seele erschrocken, denn ihr fiel das Versprechen ein, das sie Lorenz gegeben. Wollte sie es halten, blieb ihr nur übrig, sofort Georgines Wohnung zu verlassen, deshalb blieb sie auch stehen.

„Sie erwarten meine Cousine wohl mit mehr Glück wie ich, mir wird es zu spät, ich muß nach Hause. Wollen Sie ihr bitte, meine Grüße überbringen?“

Er trat bitter gekränkt sofort einen Schritt seitwärts, damit es nur ja nicht den Anschein hatte, als versperre er ihr den Weg.

„Meine gnädigste Frau, wenn es Ihnen unangenehm ist, mit mir zusammenzutreffen, wie es scheint, bin ich sofort bereit mich zurückzuziehen.“

„Wie kommen Sie darauf, Herr ter Welp?“ fragte Vera betroffen.

„Nun, ich denke, die Vermutung läge nahe genug.“

Sie hörte aus seinem Ton, daß er beleidigt war, und ihr Gerechtigkeitsgefühl stellte sich auf seine Seite. Er hatte nichts gethan, um ihr Veranlassung zu einer auch nur scheinbaren Abwehr zu geben.

Sie war verlegen und konnte darüber nicht Herr werden, das Blut färbte ihre Wangen rosig und verlieh ihren Augen tiefern Glanz.

„Seien Sie mir nicht böse,“ sagte sie noch immer stehend, die Rechte auf den Sessel gestützt, „ich bitte Sie darum, selbst wenn Sie glauben sollten, dazu Grund zu haben. Georgine erzählte mir schon, daß es Sie gekränkt hat, neulich bei uns nicht angenommen worden zu sein, aber mein Mann war nicht wohl.“

Sie errötete tiefer, es war ihr schrecklich, eine bewußte Lüge auszusprechen, aber diesmal ließ sie sich nicht umgehen.

„Und das war es wirklich?“ forschte er mißtrauisch, „nun, dann bleiben Sie jetzt hier, gönnen Sie mir heute die mir damals entzogenen Minuten. Sie können es ja nicht ahnen, wie ich mich nach Ihrem Anblicke gesehnt habe,“ setzte er leiser und erregt hinzu.

Vera zögerte noch unentschlossen, sie that so ungern etwas, das sich nicht mit Offenheit vereinbaren ließ, von jeder Heimlichkeit fühlte sie sich herabgewürdigt vor sich selbst, aber sie fühlte auch, daß der Augenblick sie zwang, noch etwas zu bleiben, wenn sie ter Welp nicht verletzen wollte. Mit einem schnellen Entschluß, seine letzten Worte ignorierend, setzte sie sich wieder auf ihren Platz zurück.

„So warten wir gemeinsam,“ sagte sie freundlich, aber ohne ihn anzusehen, „vorausgesetzt, daß meine Cousine nicht allzu lange auf sich warten läßt.“

„Danke!“ Er sagte nichts weiter, sondern setzte sich neben sie, aber seine Augen brannten auf ihrem Gesicht; trotz der Dämmerung ringsum fühlte sie es und es vermehrte ihr Unbehagen. Sie drehte das Gesicht halb ab und sah in das glimmende Feuer im Kamin.

„Es war, als ob sich in der letzten Zeit alles gegen mich verschworen hätte,“ begann er plötzlich laut, aber in einer Art, als verfolge er nur eine lange Gedankenreihe. „Nirgends fand ich Sie, so eifrig ich auch suchte, des Tages auf der Straße, des Abends in den Theatern und Gesellschaften . . .“

Sie drehte ihm ihr weißes Gesicht zu und sah ihn an, nicht zornig, aber kühl erstaunt, und er begriff plötzlich die eisige Mauer, die diese Frau um sich zu ziehen wußte.

„Und weshalb thaten Sie das?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte er grollend, „glauben Sie, mit meinem Willen geschah es nicht. In vielen Dingen sind wir eben nicht Herr über das Räuberheer unserer Wünsche, sie geißeln uns, sie treiben und verfolgen uns, bis wir ihnen, matt und müde gemacht, zum Opfer fallen; ich hatte eine krankhafte Begierde, Sie zu sehen, das war alles.“

„Und diese Begierde ist nun gestillt,“ sagte sie ein wenig spöttisch und von oben herab.

„Ich fürchte, nein!“ Er sah ihr gerade und fest in die Augen, und unter diesem Blick hatte sie das Gefühl, als versage ihr der Atem und stocke das Herz.

„Könnten Sie mir's verwehren?“ fragte er leise und eindringlich.

Sie zuckte die Achseln, ihr ganzer Stolz lehnte sich auf gegen diese dreiste Art der Huldigung, die sie gewiß nicht herausgefordert hatte.

Digitized by Google

„Ich glaube, es lohnte sich nicht der Mühe," sagte sie gleichgültig.

Er sprang auf und trat dicht vor sie hin, mit funkelnden, zornigen Augen sah er auf sie herab.

„So — gering schätzen Sie mich, meine gnädige Frau?"

„Nur Ihre — spontanen Wünsche." Ihre Stimme zitterte etwas, sie wußte selbst nicht, ob vor Zorn oder Erregung, aber auch sie sah ihn an, und diese eigentümlichen traurigen Augen hatten einen merkwürdigen Einfluß auf ihn. Er seufzte und setzte sich auf seinen verlassenen Platz zurück. Wieder war Stille und Schweigen um sie, wie an jenem ersten Abend, aber diesmal schien es ihnen gewitterschwere Schwüle, die sie unter dumpfem Druck empfanden.

„Wollte doch Georgine bald kommen," dachte Vera inbrünstig, aber Frau von Herskott kam nicht. Statt dessen begann Hendrik aufs neue.

„Sie haben mich hart gestraft, gnädige Frau, viel härter als ich es verdiene. Sie haben mir weh gethan und sind sich dessen nicht einmal bewußt. Ich war nicht so unverschämt, auf ein kleines Echo in Ihnen zu hoffen, gewiß nicht — aber doch vielleicht auf ein gütiges Verstehen, ein freundliches Wort. Meine Wünsche beleidigten Sie nicht, aber ich als Mensch bin auch unverantwortlich dafür, daß der Künstler gewissermaßen ein Ideal in Ihnen fand, nach dem er ungeduldig begehrte. In Zukunft werde ich mich hüten, Ihnen jemals wieder davon zu sprechen, für diesmal erbitte ich Ihre Verzeihung."

Sie schüttelte schnell den Kopf.

„Herr ter Welp, ich bin trotz meiner Beziehungen zur Gesellschaft eine einsame Frau, mein Denken und Fühlen ist anders, als das der Mehrzahl, Huldigungen, die sich mir nahen, verletzen mich, denn . . ." Sie hielt erschrocken inne. Was wollte sie diesem fremden Menschen denn sagen? Was trat ihr unwillkürlich auf die Lippen? Daß eine unglücklich verheiratete Frau sich desto sorgfältiger hüten müsse vor dem bösen Leumund der Welt, oder — dem eigenen Herzen? Was? — Was? —

„Ich weiß es," sagte er schwermütig.

„Aber ist denn das auch nötig?" fragte sie erregt. „Müssen es immer Huldigungen sein, die uns Frauen nahen? Giebt es kein warmes, freundschaftliches Gefühl, an dem man sich erfreuen kann? Kein gemeinsames Streben, keinen gemeinsamen Genuß, keinen edleren Verkehr, als immer nur das eine, Klägliche, das gegenseitige körperliche Gefallen? Könnten Sie nicht mein Freund sein, Herr ter Welp?"

„Nein —" sagte er laut und deutlich, „zwischen uns, meine gnädige Frau, ist Freundschaft unmöglich. Wollte ich sie Ihnen versprechen, so wäre ich ein erbärmlicher Heuchler."

Sie hatte sich beim Sprechen ihm etwas entgegen geneigt, mit großen offenen Augen, jetzt sank sie mit einem Laut zurück, der fast einem Seufzer glich.

„Warum?" fragte sie, aber ihre Kühle hatte sie verlassen.

„Weil sich meine Phantasie Ihres Bildes bemächtigt hat und das ist ein Zerstörer aller Freundesgefühle."

„Schade!" dachte sie, aber sie sprach es nicht mehr aus, denn Georgine kam atemlos, lachend, noch in Hut und Mantel, in das Zimmer gestürmt.

„Vera! Ter Welp! Wie gut, daß einer an dem andern Gesellschaft hatte, so ist mir gewiß niemand wegen der Verspätung böse; Excellenz Murbach hielt mich so lange auf. Nur einen Augenblick, ich bin gleich wieder hier."

„Ich begleite Dich," sagte Vera schnell. Sie wollte nicht mehr mit dem Maler allein sein, etwas wie Angst empfand sie bei dem Gedanken, er könne in derselben Art noch weiter sprechen und sie müsse ihm antworten. Noch klopfte ihr Herz, ob vor Empörung oder einem andern Gefühl war sie sich in diesem Augenblick nicht klar, wollte auch gar nicht darüber nachdenken, nur nicht mehr allein mit ihm sein. Georgine sah sehr erstaunt aus, aber Vera setzte eilig hinzu: „Ich warte schon lange und muß gleich nach Hause."

„Dann kommen Sie nur auch mit, ter Welp," sagte die Staatsrätin sich in der Thüre umwendend. „Dies Kunstwerk der Gernsheim, meine neue Toilette zum Ball des Gesandten, ist nämlich auch für einen Maler eine interessante Studie."

In dem hellen Licht ihres Toilettenzimmers sah Georgine verstohlen von einem zum andern, sie kamen ihr erregt vor, besonders Vera. War etwas geschehen? Und was? Sie hätte es für ihr Leben gern gewußt, aber noch konnte eine Frage ja alles verderben.

Eine halbe Stunde später kam Vera nach Hause.

„Herr Doktor Schrattenbach ist beim gnädigen Herrn," meldete Georg.

Das kam oft vor. Wenn der Arzt einen freien Abend hatte, kam er zum zweiten Mal unaufgefordert in das Konreuthsche Palais, um mit dem Herrn desselben eine Partie Schach zu spielen. Warum er das that, ahnte niemand. Vera glaubte, es geschehe aus Menschenfreundlichkeit, um den eingebildeten Kranken zu zerstreuen, Konreuth setzte voraus, der Doktor spekuliere dadurch auf erhöhtes Honorar, und Georgine, die davon hörte, zuckte die Achseln und nannte es bei sich ein „unnötiges Herandrängen an die Aristokraten." In Wahrheit aber suchte Schrattenbach auf diese unverfängliche Art den tückisch schleichenden Wegen nachzuspüren, die die Krankheit seines Patienten in dessen Hirn einschlug, und für ihn waren diese Stunden gerade dem angestrengten Beobachten gewidmet.

Heute war Lorenz anders wie sonst, zerstreuter und unleidlicher wie gewöhnlich, so daß der Arzt mehrmals aufmerksam in die unruhigen Augen seines Gegenübers blickte.

„Ich weiß nicht, Doktor," sagte Konreuth und fuhr mit der Hand über die Stirn, „mir ist manchmal so sonderbar. Alle Gedanken sind weg — ich sehe dann nichts weiter vor mir, wie eine große glitzernde Fläche —" er neigte den Kopf hin und her, „aber sonst geht es mir besser heute. O, ich sterbe noch lange nicht." Und er lachte leise vor sich hin.

„Warum sollten Sie auch sterben," sagte Schratten-

Digitized by Google

bach gelassen und schob die Figuren seines Partners unbeachtet wieder in Ordnung.

„Aber sie will es gern, Doktor."

„Wer?"

„Nun, meine Frau," er sprach es voll unterdrückter Wut. „Sie glauben es natürlich nicht, Doktor, aber ich weiß das besser. Jeden Tag sieht sie mir nach den Augen und denkt: Immer noch nicht!"

„Was fällt Ihnen ein," sagte Schrattenbach ungeduldig. „Sie sind am Zuge, das ist Ihnen ersprießlicher als solche thörichten Gedanken."

Indem trat Vera ein, sie sah aufgeregt aus, auf ihren Wangen lag ein seltenes Rot. Schrattenbach bemerkte es mit Befremden.

„Wie gut von Ihnen, daß Sie hier sind, lieber Doktor," sagte sie warm, ihm die Hand reichend. „Und wie geht es Dir, Lorenz?"

Er schielte mit bösem Blick zu ihr hin. „Das laß Dich nicht kümmern," brummte er barsch.

Sonst pflegte sie sich nach solcher Zurückweisung zurückzuziehen, heute nicht, ihr böses Gewissen beunruhigte sie.

„Dir ist warm, Lorenz," sie trat ihm näher und beugte sich zu ihm herab, in ihrer Stimme war ein ganz fremder weicher Ton, überrascht blickte Schrattenbach auf das schöne junge Weib, das er zwar stets pflichttreu, aber immer ruhig und kühl kannte. „Soll ich die Thür in das Nebenzimmer öffnen?"

Er stieß heimtückisch mit dem Ellenbogen nach ihr. „Laß mich zufrieden — was geht es Dich an, wie mir ist! Ich will nicht im Zug sitzen."

Sie wandte sich seufzend zur Seite. War es denn wirklich recht und notwendig, daß sie alles zurückwies, was sich ihr nahte, nur weil sie den Namen dieses Mannes trug, dem kein Schlag ihres Herzens gehörte und für den sie nur eine Quelle ewigen Hasses war? War es nicht vielmehr eine unnötige Verschärfung des schaurig öden Lebens, daß sie sich bis zu jedem Gedanken an ihn gebunden erachtete, nicht einmal wagte die Augen aufzumachen für all das Gute, das sie noch haben konnte, trotzdem sie sein Weib war?

Nicht zum ersten Mal kamen ihr diese Gedanken, aber zum ersten Mal stand sie ihnen wehrlos gegenüber, weil sich ihre eigenen Wünsche mit ihnen verbanden.

Wie thöricht, daß ter Welp ihre Freundschaft abwies! Sollten denn wirklich die bösen Zungen recht behalten, die da flüsterten und hämisch zischelten, sobald es sich um die Freundschaft zweier Wesen verschiedenen Geschlechts handelte? Vera fühlte, für sie war die Freundschaft kein leeres Wort, kein Mäntelchen für andere Gefühle, die sich nicht hervorwagten, ihr würde sie alles sein. Alles was ihr die Liebe schuldig geblieben, die Freundschaft würde es ihr ersetzen können, wenn ter Welp auch daran zu zweifeln schien.

Sie war langsam in das Nebenzimmer gegangen und hatte sich in den nächsten Sessel gesetzt, gedankenlos darüber, daß sie auf Schrattenbach, der ihr fast gegenübersaß, wie ein schönes Bild wirken mußte, eingerahmt zwischen den schweren persischen Stoffen des Thürbehangs. Ihr war zu Mute, als müsse sie denken, viel denken, und brauche dazu das Alleinsein. Was war an ter Welp, daß jede Begegnung mit ihm sie unruhig machte, sie gewissermaßen aus sich herausriß? Er war ein großer Künstler, aber was ging sie das an dem Menschen gegenüber, den zu bewundern oder aus der Menge herauszuheben sie wahrlich nicht die geringste Ursache hatte.

Ihr Freund wollte er nicht sein! War das kränkend oder schmeichelhaft für sie? Jedenfalls hatte er ihr ehrlich die Wahrheit gesagt, sie nicht zu umgarnen versucht, und das rechnete sie ihm hoch an, aber es that ihr leid. Wenn sie ihm gegenübertrat, hatte sie jedesmal aufs neue die Empfindung, als ströme ihr fühlbare, körperliche Wärme entgegen, die sie ganz einhüllte und ihr eine ungewollte angenehme Empfindung war.

Im Nebenzimmer klapperte eine Schachfigur, sie drehte den Kopf ein wenig und begegnete mit ihren Blicken denjenigen Schrattenbachs, die schon öfter zu ihr hinübergeschweift waren. Fast gegen ihren Willen blieben sie an ihm haften.

Welch ein scharfer Charakterkopf das war! Jeder Zug, jede Linie, von dem starr aufwärtsstrebenden Haar an bis zu dem starken Ansatz des Halses ein Bild energischen Willens, harter Männlichkeit. Ob der Doktor sich auch wohl weigern würde ihr Freund zu sein, wenn sie es ihm anbot? Vielleicht hatte er genügende Arbeit in seinem Beruf, betrachtete Welt und Menschen von einem anderen, weiter ausblickenden Standpunkt, als daß er Zeit fände, Freundschaftsgefühlen für eine Frau nachzuhängen, die ihr verlorenes Leben selber verschuldet hatte, selber tragen mußte. Konnte überhaupt denn ein Mann ahnen, was in der Seele solch einer Frau vorging? Vielleicht ter Welp, der Künstler, dem es gelang, jede Seelenregung mit seinem Pinsel festzuhalten, der ihr nachgehen, sie kennen und verstehen mußte, wollte er sie malen. Und vielleicht war es gerade das, was sie so zu ihm zog, das sensitive Empfinden, die verdichtete Geistes- und Herzenskraft, die so ein Künstler in sich tragen muß und — und — sein schönes Gesicht, seine wunderbaren Augen, die so warm und innig zu blicken verstanden.

Der Doktor war ein gescheuter Mann, das mußte man ihm lassen, aber eben doch ein Mensch wie viele, obgleich sie ihm täglich aufs neue dankbar war für den großen Herzenstakt, mit dem er sich so zwanglos zwischen ihr und ihrem Gatten bewegte, ohne an den vielen schroffen Ecken und Spitzen Anstoß zu nehmen.

Heinz Schrattenbach hatte den langen Blick wohl bemerkt, den Vera in das Nebenzimmer geworfen, er hatte ihn unruhig und zerstreut gemacht. Wem galt er? Ihm oder seinem Patienten, der jetzt wieder in sich zusammengesunken teilnahmlos dasaß und mit den Schachfiguren mehr planlos hin- und herschob als spielte?

Wollte sie ihn mit diesem Blick an ihre Seite rufen, um über ihren Gatten mit ihm zu sprechen, dessen Zustand sich allerdings seit einigen Tagen ver-

Digitized by Google

schlimmert hatte, wenngleich nur er, der erfahrene Arzt einen Blick dafür hatte, und was dann? Sollte er ihr die Wahrheit sagen? Er bangte davor — oder — oder galt dieser stumme lange Blick vielleicht gar dem Gatten? Ihr Ton hatte vorhin so warm, fast zärtlich geklungen, die Bewegung, mit der sie ihm die Stirn berührt hatte, war so weich gewesen. Wär's möglich — liebte dies Weib etwa diesen Mann? Heinz Schrattenbach empfand etwas wie einen plötzlichen, körperlichen Ekel; er erhob sich zu seiner ganzen Größe, als wiese er damit jeden derartigen Gedanken von sich.

Dann verstand er allerdings die Frauen nicht, wenn das möglich sein konnte!

Aber verstand er sie denn überhaupt? Ahnte er, was hinter diesen weißen Stirnen vorging, was sie bewegte und zu manchen Handlungen trieb, die ihm ein Rätsel blieben? Ihren Puls vermochte er zu kontrollieren, Nerven und Blut verstand er ihnen zu korrigieren, aber von ihren Seelen wußte er so wenig, so blutwenig.

Das empfand er deutlicher denn je, als er, um sich von Vera zu verabschieden ins Nebenzimmer trat.

„Wollen Sie schon gehen, Doktor?" fragte sie aufstehend und ihm die Hand reichend. „Freilich, es ist spät, und wir danken Ihnen ohnehin so viel von Ihrer Zeit. Fanden Sie Lorenz heute Abend nicht schlechter als sonst?"

Er zögerte einen Augenblick. „Ja, gnädige Frau."

„Aber um Gottes willen, was soll dann geschehen? Raten Sie mir, lieber Doktor — es soll alles befolgt werden, was Sie nur anordnen."

„Das beste würde sein, wir bringen ihn bald in eine Heilanstalt, auch für Sie, gnädige Frau. Ich sehe, dies Leben reibt Sie auf, ohne daß Sie dadurch etwas nützen."

Ratlos flocht sie die Hände ineinander, aber nur einen Augenblick, dann wurden ihre Züge fest und entschlossen. „Daran dürfen Sie niemals denken, Doktor, hören Sie, niemals! Lassen Sie mir das einzige, was mir das Leben gegeben — meine Pflicht! Ich darf gar nicht daran denken, wie abscheulich es wäre, den Mann, dem alles um uns her gehört, aus seinem Heim herauszubringen, nur um mir eine Erleichterung zu verschaffen! Ich will keine Erleichterung — ich bedarf ihrer nicht. Was ich aber brauche, ist eine Stütze für mich selber in einem Leben, das sonst so inhaltslos, so ganz und gar überflüssig wäre. Lassen Sie mir den Glauben, Lorenz nützlich zu sein; Sie wissen nicht, was Sie mir damit nehmen würden."

Sie war erregt, ihre Augen schimmerten, auf ihren Wangen lag ein warmes Rot, und Heinz Schrattenbach empfand ein Gefühl von Neid gegen den Mann, dem diese Fürsorge galt, und der sie so wenig verdiente.

„Ich bescheide mich, gnädige Frau," sagte er nach einer kleinen Pause. „Es läßt sich ja auch hier alles anordnen."

„Gewiß, gewiß! Schonen Sie kein Mittel, Lorenz ist ja reich genug, daß alles für ihn gethan werden kann."

Er schüttelte verwundert den Kopf; klang das nicht, als klammere sie sich mit jeder Faser an ihren Kerkermeister, der ihr doch ein so schreckliches Dasein bereitete. Heinz Schrattenbach verstand sie nicht, nein, er verstand sie wirklich nicht!

„Ich begreife Sie nicht, gnädige Frau —"

„Nein, er kann mich nicht begreifen," dachte Vera mit tiefem Seufzer, als er gegangen. „Was versteht ein solcher Mann von der Schwäche und Haltlosigkeit eines Frauenherzens! Die Pflichten gegen meinen kranken Gatten, so voll Grausen ich sie auch ausübe, sind mir doch Schutz und Schirm gegen alles, was von außen an mich herantritt. So lange ich noch Pflichten habe, bin ich nicht ganz arm und überflüssig in diesem äußeren Glanz; ich bezahle ihn täglich und stündlich, und das erleichtert mich."

Sechstes Kapitel.

Mitten in der Straße gab es einen Menschenauflauf.

Hilde, die ihr Weg gerade hier vorübergeführt hatte, stand zitternd und bebend inmitten der sie umgebenden Menschen, ohne die Möglichkeit und auch ohne den Willen vorwärts oder rückwärts zu kommen. Ein leerer herrschaftlicher Wagen hatte ein Kind überfahren, einen kleinen Knaben von fünf bis sechs Jahren, der nun bewußtlos und blutend, einen Augenblick allen sichtbar, mitten auf dem Fahrdamm lag, und Hilde fühlte ihr Herz in Jammer und Mitleid mit dem kleinen Verunglückten klopfen, ohne doch zu wissen, wie sie thatkräftig eingreifen sollte, worauf doch ihr ganzes Verlangen gerichtet war.

Aber ehe sie sich noch besonnen, was sie zu thun vermöchte, hatte schon eine Frau aus dem Volke sich des kleinen Leidenden erbarmt und ihn in ihre Arme genommen.

„Er lebt," sagte sie, Hilde hörte es ganz deutlich, und es nahm ihr einen Stein vom Herzen. „Ist kein Doktor hier in der Nähe?"

Da drängte sich das junge Mädchen fast gewaltsam an ihre Seite. „Hier! Hier!" flüsterte sie mit erstickter Stimme und wies auf das Schild, das Doktor Schrattenbachs Namen trug. „Kommen Sie, ich gehe mit."

Schrattenbachs Sprechstunde war bereits zu Ende, er hob erstaunt den Kopf, als noch einmal die elektrische Glocke schrill und heftig anschlug.

Seine Schwester kam murrend aus der Küche herbeigeschlürft, ihr waren diese späten Störungen ein Greuel, und unfreundlich genug blickte sie auf die Frau mit dem Kinde, die sich indes davon nicht einschüchtern ließ.

„Draußen hat's ein Unglück gegeben, der Kleine ist eben von einem herrschaftlichen Wagen überfahren worden, der Doktor soll doch mal nachsehen," sagte die Frau eintretend.

Heinz kam schon heraus, sofort zu jeder Hilfleistung bereit, aber er prallte fast erschrocken zurück, als er Hildes weißes Gesicht dicht neben dem kleinen

Digitized by Google

Verunglückten bemerkte, das ihn mit offenen, angstvollen Augen anstarrte.

„Da hinein," sagte er kurz zu der Trägerin des Kindes, indem er die Thür seines Sprechzimmers aufstieß, und dann zu Hildegard gewandt, änderte er seinen Ton nicht viel: „Was thun Sie hier, gnädiges Fräulein? Wie kommen Sie überhaupt hierher? Das ist kein Anblick für Sie!"

„Ich habe es mit angesehen, Herr Doktor, und ich will wissen, ob das Kind lebensgefährlich verletzt ist," sagte sie bittend und folgte der Trägerin und dem Arzt ohne weiteres. Ein kurzes Achselzucken Schrattenbachs, einen Augenblick später hatte er Hildes Anwesenheit vergessen.

„Lebt's noch, Herr Doktor?" fragte die Frau, die den Knaben heraufgetragen hatte. „Er wurde mir schwer wie Blei in den Armen."

„Ja, er lebt, und die Sache sieht gefährlicher aus, als sie ist. Sind Sie die Mutter?"

„Gott behüte! Ich stand nur dabei, und da nahm ich ihn auf, und das Fräulein da zeigte mir den Weg zu Ihnen."

Wieder flog ein schneller Blick Schrattenbachs zu Hilde hinüber, die schlank und blaß nicht so nahe stand, um ihn zu stören, aber doch nahe genug, um alles zu beobachten. Er sagte nichts.

„Wem gehört das Kind?"

„Ich weiß nicht," sagte die Frau, sich wieder in ihr Tuch wickelnd, „aber vielleicht weiß es jemand auf der Straße, ich werde einmal nachfragen."

Sie ging grüßend hinaus, und Minna Schrattenbach schloß sich ihr neugierig fragend an. Drinnen stand der Doktor und bemühte sich vergeblich, einen widerspenstigen Knoten in der Kleidung des Kindes zu lösen.

„Lassen Sie mich das machen," sagte Hildegard, entschlossen neben ihn tretend, „damit weiß ich besser Bescheid wie Sie." Er sah eher mißlaunig, wie erfreut über ihre Hülfe aus.

„Das ist nichts für Sie," sagte er kurz, „Sie werden sich beschmutzen und acht Tage lang an Nervenaffektionen leiden, Fräulein von Herskott. Nein, nein! Lassen Sie die Hand davon."

„Haben Sie jemand, der geschickter ist?" fragte sie, ohne auf seine Bemerkungen weiter einzugehen.

„Leider nein, aber ich weiß mir zu helfen." Er faßte nach einem Messer und zerschnitt das widerspenstige Band. „So! das wäre gethan."

Vorwurfsvoll sah ihn Hildegard an, sie fühlte deutlich, er beabsichtige ihr so recht zu zeigen, wie überflüssig ihre Gegenwart sei, aber es hielt sie trotzdem unwiderstehlich fest.

Er wusch jetzt dem Knaben das geronnene Blut aus den Haaren, ein Hufschlag schien die Stirn getroffen zu haben. Erst nach einer geraumen Weile aufblickend, sagte er etwas spöttisch, „Sie sollten wirklich nach Hause gehen, Fräulein von Herskott, für Damen aus Ihrer Sphäre mag ja solch ein Unglücksfall den Reiz der Neuheit haben, aber bekömmlich ist er Ihnen nicht. Sie sehen schon ganz elend aus."

In Hildegards Augen traten Thränen.

„Um Gottes willen," dachte Heinz, „nun weint sie gar! Das hat mir nur noch gefehlt."

„Warum sind Sie so hart mit mir, Doktor?" fragte sie unterdrückten Tones. „Ich glaube nicht, daß ich es verdient habe. Was mich herführte und hier fesselte ist wirkliches, echtes, rechtes Mitleid mit dem verletzten Kinde, kein Schauspiel, das den Reiz der Neuheit für mich hat."

Seine Augen nahmen einen sehr erstaunten Ausdruck an.

„Wie kämen Sie dazu, gnädiges Fräulein? Auch bin ich überzeugt, daß mir Ihre Frau Mama mit Recht Vorwürfe macht, daß ich Sie diesem Anblick aussetze."

Sie sah zu Boden.

„Mama und ich denken in vielen Dingen verschieden. Ist Ihnen das stets entgangen, Herr Doktor?"

Er kam nicht dazu zu antworten, draußen wurde die Korridorthür geöffnet und geschlossen, und gleich darauf hörte man eine unfreundliche Stimme sagen:

„Was thust denn Du noch hier, Du dummes Ding? Mache, daß Du weiter kommst . . . Was? Dein Bruder ist das da drinnen? Allmächtiger Gott, und da läßt einen der dumme Fratz in die Kälte rauslaufen und Straß' auf, Straß' ab fragen, wem er gehört. Wart, ich werde Dir was! —"

Und nun ertönte ein jammerndes Schluchzen, so plötzlich und unvorbereitet, daß Hilde erschreckt zusammenfuhr, der Doktor aber heftig die Thür aufriß.

„Was ist das, Minna!"

Ganz in die Ecke der Thür gedrückt, halb hockend, halb lehnend, sah man eine kleine schmächtige Mädchengestalt, die Arme vor dem Gesicht verschränkt, offenbar vor Angst und Aufregung zitternd.

„Wer das ist," beantwortete Fräulein Schrattenbach mürrisch die Frage ihres Bruders und warf dabei einen spähenden, mißtrauischen Blick auf die schlanke, elegant gekleidete Mädchengestalt inmitten des Zimmers. „Das unverläßliche Ding von Schwester, die den Jungen hüten sollte. Na, komm Du nur nach Hause, Dein Vater bringt Dich um."

„Weißt Du, wem die Kinder gehören?"

„Dem Kutscher Hilgers aus Nummer dreizehn, im Hof vier Treppen, die Mutter ist waschen, und da hat dies nichtsnutzige Ding von Mädchen . . ." Ihre Hand faßte die Kleine rüttelnd an der Schulter . . .

„Thuen Sie ihr nichts — ach thuen Sie ihr nichts!" bat Hildes weiche Stimme, und ihre Hand streckte sich nach dem schluchzenden Kinde aus. „Schlimmer kann sie es wohl nicht büßen, als es in dieser Stunde geschehen ist."

Das Mädchen hob ein ganz verschwollenes, rotes Gesicht empor, das wie lackiert glänzte und blickte scheu auf ihre Verteidigerin, während ihre Thränen noch fortwährend rannen. Hilde zog sie zu sich über die Schwelle.

„Wer ist denn das?" fragte Minna etwas verdutzt und sah auf die nun geschlossene Thür.

„Eine meiner Patientinnen."

„Und die macht sich hier gleich so mausig?" mißbilligte sie. „Gerade, als ob ich das Ding umbringen wollte."

Digitized by Google

Schrattenbach trat wieder ein.

„Doktor," sagte Hildegard ihm mit bittenden Augen entgegensehend, „seien Sie nicht auch hart mit der armen Kleinen, können Sie sich nicht denken, wie ihr ohnehin zu Mute ist? Ich kann es, und darum bitte ich für sie."

Heinz schüttelte halb ungeduldig, halb erstaunt den Kopf, sagte aber nichts. Wie kam nur Fräulein von Herskott zu diesen Sentimentalitäten?

Sie saß auf einem Stuhl am Fenster, die Arme schützend um das jetzt stille Kind geschlungen und strich leise über das fahle, dünne Haar desselben. Er trat dicht vor sie hin

„Man wird Sie zu Hause vermissen," sagte er endlich, nachdem er sie ein Weilchen wie etwas ganz Seltsames, Fremdes betrachtet hatte, „und sehen Sie nur, diese Thränen auf Ihrer jedenfalls kostbaren Sammtjacke. Außerdem ist die Sache nun zu Ende."

„Das heißt, ich soll gehen." Hildegard erhob sich sofort.

„Im Gegenteil, das heißt, bleiben Sie für ein paar Minuten hier allein, bis ich und meine Schwester die Kinder zu ihren Eltern geschafft haben, dann erbitte ich mir die Ehre, Sie nach Hause begleiten zu dürfen." Er hatte unter ihren einfachen Worten, die so gar keine Empfindlichkeit verrieten, erst ganz die Unhöflichkeit gefühlt, mit der er sie behandelt, und er schämte sich derselben.

Hildegard sah einen Augenblick unentschlossen aus.

„Sie können doch nicht denken, daß ich Sie allein gehen lassen werde," begann er fast ungeduldig. „Wo haben Sie überhaupt Ihren Diener?"

Sie lächelte ein wenig über die peremptorische Art des Examens, aber sie antwortete bereitwillig.

„Es traf sich jedesmal so unglücklich, daß Mama Friedrich dringend brauchte, sobald ich aus der Malstunde abgeholt werden mußte, ich saß oft halbe und ganze Stunden wartend im Atelier allein, bis ich mir die Erlaubnis erbat, ohne Geleit nach Hause zu gehn. Heute war ich auf dem Rückweg."

Ein paar Minuten später saß Hilde allein in dem großen, kahlen Studierzimmer des Doktors, das die Lampe nur notdürftig erhellte und sah sich mit dem lebhaften Interesse darin um, das der Raum, in dem ein geliebtes Wesen wohnt, für uns hat. Hübsch für ihre verwöhnten Augen war er nicht. Kein Luxus, nicht der geringste Versuch, den Gegenständen ein ansprechendes Gepräge zu geben, man sah, es war niemand da, der Interesse oder Verständnis dafür hatte. Dem vielbeschäftigten Arzte konnte man es ja nicht verdenken, er war wenig zu Hause, aber warum sorgte seine Schwester nicht dafür? Und dann dachte Hilde an die herbe, unfreundliche Stimme, das grobe Äußere derjenigen, die ihm am nächsten stand, und ihr schauderte. Wenn er des Abends müde nach Hause kam, fand er keine verständnisvolle Seele, niemand der ihn umsorgte — wie ganz anders würde sie es verstehen, ihm das Leben angenehm zu machen, sie, die ihn so innig liebte und die er für hohl und eitel hielt, wie ihre Umgebung war.

Ihre Wangen brannten und das Herz zog sich ihr krampfhaft zusammen, während sie einsam in der tiefen Stille dasaß, und nun der gehabte Schreck, die ungewohnte, häßliche Umgebung niederdrückend auf sie wirkten. Es dauerte scheinbar eine Ewigkeit, bis die Geschwister endlich zurückkamen, Hilde stand beim ersten Geräusch auf und wartete. Draußen hörte sie Minna sagen:

„Iß doch erst einen Happen, Heinz, den Augenblick wird die da drinnen doch auch noch warten können."

Die Antwort des Doktors war ein ihr unverständliches Murmeln seinerseits, aber ihr Unbehagen steigerte sich trotzdem gewaltig, sie kam sich wie ein unberechtigter Eindringling vor, der das mürrische Wesen der hier waltenden Hausfrau reichlich verdiente, und doch war es nur echt menschliche, warme Teilnahme gewesen, die sie hier festgehalten hatte. In ihr lebte ein brennender Durst, nützlich sein zu können, ihr Leben nicht so thatenlos hinzubringen wie ihre Mutter, aber sie wußte nicht, wie das beginnen. Deshalb sah sie zu dem Doktor auf mit der ganzen verschwiegenen, leidenschaftlichen Schwärmerei einer jungen, erst halb entfalteten Mädchenseele, und deshalb fühlte sie sich in diesem Augenblick so grenzenlos gedemütigt, als ihr klar wurde, daß man ihr Benehmen auch als Belästigung empfinden konnte.

Heinz Schrattenbach trat aus einer Nebenthür zu ihr ein, schon im Pelz, den Hut in der Hand; er schien in der Eile etwas genossen zu haben und machte ein sehr erstauntes Gesicht, als er Hilde stehend fand.

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Sie lange warten ließ, Fräulein von Herskott, jetzt bin ich aber bereit. Bitte!"

Er öffnete ihr die Korridorthür und ließ sie vorangehen.

„Nur bis zum ersten Wagen, Herr Doktor," sagte Hilde entschieden, „meinetwegen sollen Sie nicht um Ihre Ruhe kommen."

„Glauben Sie, daß Ihre Frau Mama sich um Sie ängstigt?"

„O nein, das thut Mama nie, darin hat sie ein glückliches Temperament."

Heinz Schrattenbach sah seine Begleiterin von der Seite an. Litt sie etwa unter der steten, etwas forcierten Lebendigkeit ihrer Stiefmutter? Er hatte von Georgine den Eindruck einer absolut genußsüchtigen, skrupellosen, dabei aber kühl berechnenden Natur empfangen und festgehalten, und im tiefsten Grunde seines Herzens verachtete er sie und ihresgleichen recht gründlich. Ihm war auch niemals der Gedanke gekommen, Hildegard könne etwa anders geartet sein, und daß ihm dies Empfinden mit einem Mal jetzt aufstieg, verwirrte ihn unangenehm.

„Hier halten Droschken," sagte Hilde mit einer kleinen Rechtsschwenkung zu ihrem schweigsamen Begleiter.

„Müssen Sie denn durchaus fahren? Nach dem Schreck und der ungewohnten Erregung wäre Ihnen ein Gang in frischer Luft recht dienlich."

„Aber ich will Sie nicht länger aufhalten."

„Aufhalten? Womit? Ich wäre jetzt doch spazieren gegangen."

Digitized by Google

Sie gingen schweigsam durch die belebten Straßen der Stadt, Hilde suchte nach einem entschuldigenden Wort für ihr merkwürdiges Ausharren an seiner Seite, er war offenbar in tiefen Gedanken.

Endlich begann er ganz unvermittelt.

„Ich wußte gar nicht, daß Sie Talent zur Samariterin in sich haben gnädiges Fräulein."

Hilde sah auf ihren Muff.

„Talent, das weiß ich nicht, aber jedenfalls den besten Willen, den heißesten Wunsch, möglichst viel von den Leiden zu lindern, die mir in die Nähe kommen."

Der Doktor lachte ein wenig, ihm kam es direkt komisch vor, derartige Ansichten von einer Dame der Gesellschaftsklasse zu hören, deren größtes Wohlthun darin besteht, für die Armen zu tanzen, zu essen, zu verkaufen, aber stets in geladener Gesellschaft, unter lichtspendenden Kronen, den guten Zweck in möglichst amüsanter Form vor Augen, aber nur ja keine direkte Berührung mit dem Elend. Das junge Mädchen empfand dies etwas spöttische Lachen tief, sie sah ihn an. „Sie glauben mir nicht, Herr Doktor."

„O gewiß; ich wundere mich nur, wo Sie zu diesen philantropischen Ideen gekommen sind, ich meine, Sie hätten zu dergleichen gar nicht Zeit. Ihnen erscheint das Leben wie ein recht heiteres Schauspiel, und von Ihrem bequemen Platz aus sehen Sie demselben mit Genuß zu. Sicherlich haben Sie recht damit."

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Ostern.

Von **Adolf Wilhelm Ernst.**

Ein Ostermorgen ist's; — ich weil' allein
Auf stiller, waldumkränzter Bergeshöhe.
Weich webt die Luft, und lieblich blaut der Himmel;
Im warmen Sonnenduftе glänzt die Runde.
Zu meinen Füßen dehnt sich unabsehbar
Der Riesenleib der Großstadt, deren dumpfes
Gebraus in meiner Einsamkeit erstirbt.
Des Herzens Sehnsuchtsbronnen brechen auf,
Durch meine Seele zieht des Weltalls Sehnen,
Ein ahnungsreicher Traum der Ewigkeit;
Und traumumsponnen, weltvergessen blicke
Ich in die Ferne . . .

Plötzlich — horch! — vom Thale
Herauf erzittert durch das hehre Schweigen
Der Feierton von einer Osterglocke . . .
Ein einz'ger nur . . . Wie Aolsharfenklang
Verirrt er und verliert er sich im Weltall . . .
Da horch! — schon wieder einer . . . kräft'ger schon
Und glockenrein frohlockt er durch die Lüfte . . .
Und wieder einer, und ein andrer noch —
Von allen Türmen brausen jetzt die Klänge
Der Osterglocken auf zum Himmelsdome,
Und feierlich in kraftgewaltigen
Akkorden jubeln laut sie durch die Lande
Das Auferstehungslied!

Andächtig-stumm
Muß lauschen ich den weihevollen Klängen
Und fühl' in mir die tiefsten Saiten beben.
Seltsame Bilder steigen aus der Seele
Und drängen mahnend sich in meine Sinne.
Ich schaue Jesum, wie er lichtumwoben
Und friedensmild, verklärten Angesichts
Die Welt aus dumpfer Grabesnacht erlöst.
Ich hör' sie machtvoll durch die Lande rauschen,
Die große, siegesstolze Freudenkunde,
Daß er durch seinen mut'gen Opfertod
Der Menschheit langersehntes Heil gebracht.
Ich schau ihn, wie, umlauert rings von Feinden,
Allein er gegen blinden Wahn und Haß
Und wehrlos kämpft, nur mit der Liebe Waffe.
Ich höre sie hellklingend wiedertönen,
Des Heilands sanfte göttlich-schöne Mahnung
Von Menschenliebe, Menschentreu' und -glauben.
Wie süße Liedestöne trinkt mein Ohr
Die Worte und lustschauernd bebt mein Herz . . .

Doch plötzlich schreck' ich auf. — Die Glocken sind
Verklungen und ernüchtert meine Sinne.
Die Gegenwart erblickt mein Geist im Spiegel,
Und scheußlich grinst mich an ihr Fratzenbild.
Wie Hohn gellt mir des Heilands Wort im Ohr,
Und eisig-kalt durchfröstelt's mir das Hirn.
Aufsteigt in mir die schwere, bange Frage:
Wo lebt das Christentum hienieden noch,
Das reine, lautre, das der Meister lehte?!
Das Christentum der Nächstenlieb' und Treue,
Das Christentum der Wahrheit und des Rechts?!

O, ja! in uns'rem Mund lebt's überall,
Von uns'ren Lippen fließen süße Worte,
Und uns're Lippen predigen von Liebe,
Von Eintracht, Wahrheit und von Treu' noch immer;
Doch unser Herz? — Es schlägt darum nicht schneller,
Gebiert kein weltverklärend christlich Leben
Und keine liebesreine Christenthat
Nur Worte, Worte — die sind unser Leben,
Nur seelenlose Worte, die verhallen.

Die Tempel schöner Menschlichkeit steh'n öde,
Der Selbstsucht giftgeschwoll'ner Höllendrache,
Mit Argusaugen lauert er am Eingang.
Erhob'nen Haupts, in Diamanten, Seide
Bläht die Gemeinheit sich; ein sieggewisses
Und stolzes Lächeln schwebt auf ihren Lippen:
Man beugt der Dirne überall das Knie.
Frech spreizt die Lüge sich im Sonnenlichte,
Die Wahrheit weint und birgt, von Schmerz erfüllt,
Ihr reines, keusches Götterangesicht:
Entnervter Mut und blinder Eigendünkel
Hält sie in dumpfen Mauern eingekerkert.

Digitized by Google

Verleumdung und Verräterei begeifern
Wie ätzend Gift der Treue Bruderhand.
In ewigem Genießen taumeln hin
Die Menschen Tag für Tag und trotten
Gemächlich in den ausgetret'nen Gleisen.
Weh ihm, der gottbeseelten, feur'gen Mutes
Zu rütteln wagt an ihren morschen Götzen,
Der ihrem geisteinschnürenden Getriebe
Mit trotzig kühner Stirn entgegentritt —
Gleich ballen tausend Fäuste sich, und tausend
Heimtückisch schärfen den Vernichtungsstrahl!

Ein grauses Bild, in dem die Gegenwart
Vor meinem Geist sich abrollt, daß sich schmerzhaft
Die Seele mir zusammenkrampft und weint.

Und doch — mag auch mein Herz in Wehmut bluten
Mag auch das ganze Leid, das mich ergriffen,
Mit schwerer Wucht auf meiner Seele lasten —
Ich kann sie nimmer aus der Brust mir reißen,
Der Hoffnung süße Lust, die frohbeschwingt
Ein liebevoller Gott in mich gesenkt;
Ich kann ihn nimmermehr in mir entwurzeln,
Den lebensdurst'gen Trieb, der krafterfüllt
In Finsternis auf Licht mich hoffen heißt.
Und sieh — gleichwie ein junges Leben sich
Im Mutterleib zum ersten Male regt
Und unter Schmerzen ihn mit Lust durchschauert,
Mit keuscher, heil'ger Daseinslust,
So reift und reift in meinem schmerzdurchwühlten
Gemüt auch froh der Hoffnung Lebensfrucht,
Und aus der Gegenwart verworr'nen Klängen
Tönt ahnend mir der Menschheit Zukunftlied.

Und blitzgleich taucht in die Vergangenheit
Mein Blick zurück jetzt. Rastlos seh' ich klimmen
Der Menschheit ewig sich verjüngendes
Geschlecht in ewig sich verjüngendem
Und kraftbeseeltem Strebensdrange siegreich
Von Stuf' zu Stufe, langsam zwar, doch höher
Stets auf der Staffel der Vervollkommnung.
Ich sehe Zeiten, knospenschwellend, wo
Der Menschheit Genius sprüht in Kraftesfülle,
In siegesstolzem Sturmschritt vorwärts eilt
Und jauchzend auf des Lebens höchste Zinne
Der Wahrheit Strahlenbanner pflanzt, daß stromweis'
Sich eine Flut verschwenderischen Lichtes
Rings auf die Welt ergießt und selbst die Kammer
Des ärmsten Erdensohnes freundlich mild
Mit sel'gem Schimmer ahnungsvoll durchwebt.
Und Zeiten seh' ich, dumpf und trüb', da liegt
Die Welt in starrem Todesschlaf versunken;
Da rauscht kein Lebensstrom, da glüht kein Stern
Am Weltenfirmament; träg schleicht und matt
Der Menschheit Lebensblut durch ihre Adern,
Und ihre Seele liegt in dumpfer Haft,
Dahin kein Windeshauch erfrischend dringt.
Sie schläft und schläft ... Doch nach und nach durchbebt sie,
Erst leis' und träumerisch, dann stark und stärker
Und üppig quellend, neuer Thatendrang,
Bis plötzlich unter süßen Wonneschauern
Sie ganz ihr schönes Auge aufschlägt und,
Von sehnsuchtsvoller Schaffenslust durchglüht,
Dem Geistesleben kühne Brücken schlägt.
Fortringt die Menschheit ewig, und so lange
Ein Menschensohn im Sonnenlicht noch atmet,
Bleibt dieser Sehnsuchtsdrang ihm ungestillt;
Er strebt und strebt und ringt sich auf zum Lichte.

Ich fühl's auch heute: Selbst der Gegenwart
Erschlaffendes, genußdurchtobtes Treiben
Kann nicht der Menschheit reinen Seelenkern
Mit seinem Gift, berauschend süß, durchwuchern;
Ich fühl's, es naht die Zeit voll Lichtgedanken!
Wohin mein sehnend Auge schauen mag,
Lenzfrisches, freud'ges Knospen überall!
Da ist kein Baum, kein Strauch, der säftereich
Von jungen Trieben nicht durchschauert wäre;
Da ist kein Menschenherz, in dessen Tiefe
Ein Abglanz dieser Daseinslust nicht fiele!
Und selbst in meiner Seele glätten sich
Die wilderregten Wogen, und es spiegeln
Sich ew'ge Sterne mild versöhnend drin.

Und horch nur! — Wieder braust der Osterglocken
Helljauchzend Auferstehungslied daher!
Wie wundersam ergreifen mich die Töne,
Wie klingen sie in meinem Innern nach!
Wie Offenbarung schwebt's auf mich hernieder,
Mir ist, als ob die Feiertöne mahnen:
„Wacht auf! Wacht auf, aus eurem dumpfen Schlafe!
Mattherz'ge Menschenkinder, wachet auf!
Hört ihr's nicht fernher durch die Lüfte rauschen
Lawinenmächtig, daß das Heil euch naht?!
Frisch auf! Ermannt euch! Kampf sei eure Losung!
Ein neuer Lebensfrühling naht heran!"

Da fühl' von Hoffnung ich mein Herz erwarmen,
Kraftglühend dehnt und weitet sich die Brust;
Mir ist, ich höre in den Glockenklängen
Der Zukunft deutungsreiches Branden wogen.

König Gold.

I.

Fast in dem Mittelpunkt der Erde steht ein herrlicher Palast; der mächtige Kuppelbau ruht auf Quadern von Erz und unzählige schlanke Säulen, aus Silber getrieben, bilden einen Kreis, über dem sich die Decke aus Gold wölbt. In ihr funkeln tausend und aber tausend der herrlichsten Edelsteine; in der Mitte befindet sich, von einem Kranze Rubinen umgeben, ein ungeheurer Diamant, dessen Licht hell wie die Sonne strahlt. Unter ihm sitzt der Herrscher der unterirdischen Schätze, König Gold. Ein langer, blitzender Mantel wallt von seinen Schultern; in der einen Hand trägt er ein zweischneidiges Schwert, die andere hält eine Geißel aus Golddraht geflochten. Sein totenblasses Gesicht scheint aus Marmor gemeißelt; nicht einmal das Zucken einer Wimper verrät eine Spur von Leben; die schwarzen, funkelnden Augen aber starren in unheimlichem Glanze auf ein mächtiges Gefäß aus Krystall, einer Sanduhr ähnlich, aus dessen oberer Schale Goldkörner langsam niederrieseln. Jedes Körnchen bedeutet die Seele eines Menschen, welcher dem Zauber des Goldes unterlegen ist und dem mächtigen Fürsten von nun an huldigt. Scheint das Rieseln des Goldes zu versiegen, so schwingt der König seine Geißel, die Erde spaltet sich und der Palast

Digitized by Google

steigt zur Oberfläche empor. Wer von den Sterblichen ihn sieht und von dem Glanze geblendet verlangend nach ihm schaut, ist seinem Zauber verfallen. Heiße Sehnsucht nach Gold verzehrt seine Brust und tötet jedes andere Streben!

Immer rascher und rascher rieseln die Körner nieder; schon beginnt sich die obere Schale zu lichten. Wenn aber das letzte herabgefallen ist, giebt es keinen Sterblichen mehr, welcher sich nicht der Geißel des Königs beugt; dann strahlt sein Palast für immer auf Erden und die ganze Menschheit liegt vor ihm anbetend im Staube.

Der finstere König hatte nicht immer diesen Augenblick als höchstes Ziel erstrebt. Früher genügte ihm die Herrschaft über sein unterirdisches Reich; er freute sich der Späße seiner Kobolde und dachte nicht daran, in der Brust der Menschen die Gier nach seinen unermeßlichen Schätzen zu wecken, um das ganze Geschlecht durch sie zu verderben. Häufig stieg er zu der Oberfläche der Erde und wanderte tagelang hierhin und dorthin. Er fand an Blumen, goldschimmernden Käfern und farbenprächtigen Schmetterlingen großes Gefallen und brachte häufig von ihnen in sein Reich, welche ihm die Zwerge aus Gold und Edelsteinen nachbilden mußten. Je schöner die Arbeiten ausfielen, desto mehr wuchs das Verlangen des Königs nach den zierlichen Gegenständen und er wünschte immer mehr von ihnen zu besitzen. Die Zwerge erfüllten seinen Willen, und als er endlich befahl, das Bild eines Menschen zu verfertigen, traten die kunstreichsten unter den kleinen Schmieden zusammen und baten nur um eine kurze Frist, daß sie selbst nach der Erde gehen, und dort nach einem Vorbilde suchen könnten. Der König gewährte ihre Bitte und die Zwerge machten sich eilig daran, ihr Vorhaben auszuführen. Es dauerte nicht lange, so brachten sie dem Herrscher ihr bestes Werk, das Bild einer schönen Frau.

Gesicht, Arme und Hände waren aus mattschimmerndem Silber getrieben, so fein, dem Leben so getreu nachgebildet, daß man glaubte, ein Atemzug müsse die Brust bewegen oder die geschlossenen Augenlider sich im nächsten Augenblick öffnen. Die Haare waren aus Goldfäden gehämmert und wurden durch eine Spange von edlen Steinen zusammengehalten. Die ein wenig geöffneten Lippen hatten die Zwerge aus einer prächtigen Koralle gebildet; diese hatte der Fürst des Meeres, ein Freund des Königs Gold, ihm einmal zum Geschenk gebracht.

Der König blickte voll Bewunderung auf das gelungene Werk, lobte die Zwerge und dankte ihnen für ihren unermüdlichen Fleiß. Er ließ das Bild neben seinem Throne aufstellen und betrachtete es mit immer neuer Freude. Als er eines Tages, in Sinnen verloren, vor ihm stand, hörte er plötzlich hinter seinem Rücken leises Lachen. Betroffen wandte er sich um und erblickte seinen ältesten Freund, den Herrscher des Meeres, welcher unerwartet zum Besuch gekommen war. Dieser fragte ihn, ob ihm das Bild so außerordentlich gefalle, daß er bei seinem Anblick alles um sich vergesse, und König Gold erwiderte, jene Frau müsse die schönste sein, welche die Erde je getragen habe. Doch sein Freund schüttelte den Kopf; er kenne ein Mädchen, mit dessen Reiz nichts zu vergleichen sei. Sie lebe ferne von hier in einem milden Lande, dessen Ufer das blaue Meer umwoge; dort habe er sie manchmal belauscht, wenn sie die Glieder in den Fluten erfrische. Die Wellen hätten ihre schlanke Gestalt umschmeichelt und der Abendwind ihr blondes Haar geküßt. Vor ihrer Schönheit könne keine andere bestehen.

Als König Gold beharrlich schwieg und nur seine Mundwinkel etwas spöttisch zuckten, merkte der andere, daß jener seinen Worten keinen rechten Glauben schenkte. Bei seiner hitzigen Gemütsart ärgerte ihn diese Wahrnehmung nicht wenig und er beschloß, seinen Freund sogleich eines Besseren zu belehren. Er fragte deshalb König Gold, ob er ihn begleiten und sich mit eigenen Augen von der Wahrheit seiner Erzählung überzeugen wolle. Müsse er sich aber für besiegt erklären, solle er ihm als Strafe seines Unglaubens das Bild aus Erz schenken.

Der König erklärte sich bereit, auf den Vorschlag einzugehen und sogleich nach dem fernen Lande aufzubrechen. Nach längerer Wanderschaft erreichten sie ihr Ziel und verbargen sich hinter breitblättrigen Pflanzen in der Nähe des Meeres. Dicht bei ihnen stieg ein kleiner Hügel langsam in die Höhe, von welchem aus man die endlose Fläche der auf und niederwogenden Fluten übersehen konnte. Den Boden bedeckte dichter Rasen und zwischen den dunkeln Baumstämmen leuchteten die bunten Farben eines großen Zeltes. Zuweilen tönte von dort leise Musik, und der Wind trug Lachen und Gesang herüber. Von den Menschen ließ sich noch keiner blicken; erst als die blutrote Scheibe der Sonne in die Fluten tauchte und kühlere Luft wehte, kamen mehrere aus dem Zelt nach einer Bucht, um Kähne zu einer Fahrt fertig zu machen. Jetzt hatten sie die kleine Arbeit vollendet; einer unter ihnen legte die Hände an den Mund und ließ einen langgezogenen Ruf ertönen. Bald darauf schallten Schritte und die Verborgenen sahen einen Trupp Männer und Frauen auf die bereit liegenden Kähne zugehen.

Die Lippen des Königs Gold krümmten sich spöttisch, als die Nachen dicht an ihm vorüberzogen und er die in ihnen Sitzenden betrachtete. Keine der Frauen war so schön, wie sein Freund gerühmt hatte und schon glaubte er, gesiegt zu haben, als sein Blick an dem letzten Schiffe haftete, dessen Steuer ein alter, fröhlich aussehender Mann lenkte. Vornen, im Schnabel des Bootes, saß das Mädchen, von welchem der Herrscher des Meeres erzählt hatte. Weiße, seidene Gewänder schmiegten sich um ihren schlanken Leib, die blonden Locken flatterten im Abendwinde und das letzte Rot des scheidenden Tages warf einen rosigen Schein über ihr Antlitz. Die großen, leuchtenden Augen hatte sie in stillem Glück auf einen Mann gerichtet, der ihr aus einer Rolle vorzulesen schien.

Langsam durchschnitt der Nachen die Fluten und glitt an den Spähenden vorüber. König Gold brachte kein Wort über die Lippen; sein blitzender Reif war ihm von der Stirne gefallen und rollte dem Meere zu. Er achtete es nicht. Wie gebannt blickte er dem Kahne nach, bis das letzte Wehen der weißen Gewänder in der hereinbrechenden Dämmerung verschwunden war.

Das rauhe Lachen seines Begleiters verjagte seine Träume; er fuhr sich mit der Hand über die Augen, erklärte sich überwunden und versprach, das eherne Bild durch seine Zwerge dem Herrscher des Meeres überbringen zu lassen. Als ihn dieser aufforderte, einige Tage in seinem Palast auf dem Grund der See zu verbringen, lehnte er ab und nahm unter einem Vorwand sogleich von seinem Freunde Abschied. Aber anstatt in sein unterirdisches Reich zurückzukehren, stieg er den Hügel hinan, von welchem die Menschen gekommen waren. Als er seine Spitze erreicht hatte, sah er in einiger Entfernung ein Schloß liegen. Fahnen wehten von seinen Türmen und die Fenster strahlten in bunten Lichtern. König Gold dachte, daß dort das schöne Mädchen wohnen müsse

Digitized by Google

und entschloß sich nach kurzem Zaudern, um Einlaß zu bitten. In der Nähe des Schlosses traf er einen Jäger und fragte nach dem Herrn; der Jäger entgegnete ihm, daß der Fürst des Landes mit seiner Tochter dort wohne und an seinem Hofe jeder willkommen sei, welcher die Herzen durch Gesang und Lieder erfreuen könne. Besonders die Tochter fände daran großes Gefallen und schmücke denjenigen, welcher am besten singe, mit einem Kranze, den sie selbst gewunden habe.

Bei dieser Auskunft blickte König Gold finster vor sich hin; mit Liedern und Gesang war es ihm nicht möglich, die Gunst des Mädchens zu erringen, denn von dieser Kunst verstand er nicht das geringste und hatte niemals irgend welche Freude an ihr gefunden. Er mußte auf andere Mittel sinnen. Vielleicht gelang es ihm, ihre Sinne durch Gold zu bethören. Einen Versuch wolltr er auf alle Fälle wagen; schlug er fehl, so blieb ihm noch Gelegenheit genug, andere Wege zu versuchen. Er eilte deshalb so rasch wie möglich in sein Reich zurück, rief die geschicktesten der Zwerge zusammen und befahl ihnen, aus Gold und Silber und edlen Steinen die herrlichsten Arbeiten zu schmieden, welche sie ersinnen könnten. Mit gewohntem Eifer gingen die Kleinen ans Werk und brachten bald ihrem Herrscher mehrere zierliche Kistchen voll der prächtigsten Schmuckstücke, der wunderbarsten Kleinodien. Der König selbst war von ihrem Glanze fast geblendet und hoffte mit ihrer Hilfe sicher die Huld des schönen Mädchens zu gewinnen. Er hüllte sich in seine schönsten Gewänder, wählte mehrere Zwerge zu seinen Begleitern und trat aufs neue die Fahrt nach dem Schlosse an.

Als dem Fürsten die Ankunft des vornehmen Gastes mit seinem seltsamen Gefolge gemeldet wurde, ging er ihm selbst entgegen, hieß ihn freundlich willkommen und führte ihn nach dem großen Saal, in welchem alle Bewohner des Schlosses versammelt waren Die Tafel schien gerade beendet zu sein; nur Früchte und Wein wurden noch herumgereicht. Auf einen Wink des alten Herrn brachte man einen Sessel herbei und räumte dem Fremden den Ehrenplatz zwischen dem Fürsten und seiner Tochter ein. Sie fragte ihn, woher er gekommen sei, und König Gold erzählte von seinem Palaste, seinen unermeßlichen Schätzen und dem Heere der kunstreichen Zwerge, die seinem Scepter gehorchten. Das schöne Mädchen lauschte verwundert den seltsamen Geschichten des Königs; sie freute sich über seine Abenteuer und lachte öfter herzlich auf, als er mehrere Schwänke seiner Kobolde erzählte.

(Schluß folgt.)

Abendsegen.

Auf die dunklen Kiefern
Sinkt des Mondes Licht,
Wie mit Silbernetzen
Es die Flur umflicht;
Von den Wolken rieselt
Düfteschwer die Nacht,
Dunkelblaue Schleier
Hüllen ihre Pracht.

Und der Sonne fallen
Müd' die Augen zu,
Matten Flügelschlages
Schwebt der Tag zur Ruh;
Auf den weichen Wellen
Schlummert letztes Weh,
Bleiche Totenschatten
Fließen in den See.

Ahnungsvolles Rauschen
Stirbt im Nebelweh'n,
Durch die feuchten Lüfte
Leichte Töne geh'n,
Zarte Musik durchzittert
Rings die schweigende Flur,
Leises girrendes Lallen
Singt in Schlaf die Natur.

Dunkle Kiefernwälder
Träumen schattenumschweift.
Durch die tauigen Felder
Grauer Nebel schleift,
Helle Silbertropfen
Fallen auf Baum und Strauch,
Aus den Erdenschollen
Quillt's wie Friedenshauch.

Franz Evers.

Nach der Krankheit.

Von **Elsa Mayer.**

Die letzte der Freundinnen war gegangen. Bleich und noch matt lag die junge Hausfrau auf dem Ruhebett in einem Morgenrock, der gar keiner Mode angehörte.

Das Zimmer, vom Dunste des Karbolgeruches aus den nebenanliegenden Gemächern erfüllt, mit Staub auf den Möbeln, vertrockneten Blüten, zusammengerollten Teppichen verriet die lange Abwesenheit der sorgenden, weiblichen Hand. Nur in dem Erker hatte man einen Schimmer der Gemütlichkeit hervorgelockt. Blühende Azaleen standen auf einem kleinen Tisch zu Kopfende des Diwans, Decken und weiche Polster waren wie ein Festungswall um das schmale Frauenlager gebreitet.

Aus tiefliegenden Augen sah die junge Hausfrau um sich. Es war ihr erstes, überstandenes Schmerzensbett. Nebenan, im Wohnzimmer, stand die Wiege, die ihr kleines Glück barg.

Eben hatte man Baby die erste Aufwartung gemacht. Alle die geputzten, eleganten Frauen hatten die Empfindlichkeit ihrer Hutbänder, der hellen Handschuh, der Sealsmäntel vergessen, um ein zappelndes, brandrotes Wesen aus einem Bündel Wäsche ans Licht zu ziehen und es von Arm zu Arm wandern lassen, uneingedenk der Heimtücke, mit welcher diese jungen Weltbürger zuweilen alle Zärtlichkeiten belohnen. Sie hatten Frau Käthe fast müde gesprochen. Von ihren eigenen Interessen und Erlebnissen hingerissen, hatten sie es alle fast vergessen, daß die kranke Freundin vielleicht leiden könnte unter ihrem munteren Geschwätz, und entschuldigten sich erschreckt.

Aber das Gespräch war nun einmal im Fahrwasser. O, was es da alles Neues gab in diesem Berlin, diesem Berlin! Was sie alles gesehen, gehört, erlebt und gekauft hatten! Das Mühlrad war im Schwunge, keine Gewalt der Welt hätte es nun zu hemmen vermocht.

Und machtlos, hülflos, eine Unbeteiligte, lag in ihrer Ecke die junge Frau. Vier Wochen hatte sie, geschient und gewickelt, in dem dunkelverhängten Zimmer auf ihrem Bett gelegen, und draußen war das Leben weitergebraust.

Ohne sie war alles weitergegangen, Lust und Freude und Vergnügen – ganz ohne sie!

Da vor sich die heiteren, lachenden Gesichter, von der

Digitized by Google

Winterluft rosig angehaucht. Die Hüte mit wehenden Federn, die koketten Mäntel — nur sie, nur sie zu einer häßlichen Raupe verpuppt!

O, wäre sie gesund! Nie hatte sie eine so glühende, zehrende Sehnsucht gefühlt. Das so lange gedämmte Blut begann zu pochen, zu jagen — o, wäre sie erst gesund!

Und wieder ertönte die Klingel — noch eine, noch immer wieder eine Freundin kam. In ihren Kleidern, auf ihren Gesichtern brachten sie den frischen, winterlichen Luftzug mit, brachten sie die süße Lebensfreude.

Ob Kathi nun bald ausgehen würde? Ob sie den großen Kostümball im Hotel der vier Jahreszeiten mitmachen würde? Ob sie ihre neue Robe in dem herrschenden Directoire-Stil zuschneiden lassen würde? Ach, wie kann ein vier Wochen zu einer Wickelrolle entstellter Körper an Kostümbälle und im Directoire-Stil zugeschnittene Kleider denken?

Aber als alle fort waren, als es dämmrig wurde und sie ganz allein lag — da dachte sie doch daran.

Unter klingelten die Schlitten, ging es hin und her — die holde Aufregung der Weihnachtszeit.

Nebenan das Kindchen schlummerte. Alles hier um sie wie ausgestorben; aber draußen, draußen das Leben —

Fieberhaft heiß wurde ihr. War sie nicht wieder gekräftigt, konnte sie nicht bereits wieder ganz gut auf ihren Füßen fort? Hatte nicht der Arzt für den Fall des ersten, milden Tages ihr einen Ausgang erlaubt? Wie, wenn sie schon heute es wagte?

Fast stand ihr das Herz still vor glücklichem Schreck! Wenn sie ihren wattierten Mantel umhing, war sie ganz geschützt.

Sicher, wenn es auch von weitem nicht ganz so aussah, sicher war heut ein milder Tag. Nur ein paar Schritte! Nur bis an die nächste Straßenecke. Niemand würde es ja bemerken — und der Gedanke war so zum Tollwerden schön! Bis an die Straßenecke nur! Das Kindchen schlummerte ja!

War es ein Traum, daß sie unten stand, im erleuchteten Thürbogen? Daß sie dem Leben zurückgegeben war, der herrlichen, berauschenden, frischen Gottesluft nach soviel dumpfen Tagen? Auf ihren kleinen Schirm gestützt, schlich sie vorwärts, den geschwächten Körper halb gebeugt, aber die Augen, die Wangen glühend in Jugendmut. Das Leben war so schön! Nie in ihren gesunden, übermütigen Tagen hatte sie empfunden, daß ein solcher Glückesrausch die Seele packen kann.

Noch bis an die nächste Straßenecke!

Richtig, richtig — alles war noch so wie einst Hier die Kastanienreihe, die sich durch die lange Straße zieht, die im Sommer das glühende Trottoir beschattet hat, während sie in ihren hellen Kleidern zu Einkäufen, zu Besuchen, zum Bade eilte. Die klingelnden Pferdebahnen, der humpelnde Omnibus, in dem sie so oft nervös mit den Fingern an die trüben, kleinen Scheiben getrommelt hat, in dem niederdrückenden Gefühl, es könnten Bekannte vorüberkommen und sie hinter den Stäben dieses käfigartigen Kastens sitzen sehen. Die erleuchteten Schaufenster -- alles wie früher.

Noch eine einzige Straßenecke.

Und dort, ganz am Ende der langen Zeile, aber sicher erreichbar für ihre plötzlich so gestärkten Füße, dort glänzte ein wohlbekanntes Schild! Was das Wirtshaus für die Männer, das ist jener kleine, glänzende Laden mit den auf die verkehrsreichste Straße gehenden Fenstern für die Frauen, jener Laden, wo hinter weißen Marmortischen dichtgedrängt die schwatzenden Gruppen sitzen, wo aromatische Dämpfe aus schaumbedeckten Tassen aufsteigen, wo ein Duft von Mandeln und frischer Torte herrscht; wo die Modeblätter, noch frisch gefalzt, zuerst erscheinen; wo selbst am grauesten Herbsttage unter dem strahlenden Kronleuchter unsere neuen Hüte zur Geltung kommen.

Dorthin zog es die zum Leben Auferstandene mit rätselhafter Macht. Ihr war es, als bekäme der Laden Füße und rückte ihr immer ein Stückchen näher, bald mußte er ja dicht vor ihr sein. Wieviel Straßenecken lagen hinter ihr — ja, sie war wieder eine tüchtige, gesunde, kleine Frau.

Ob die gemütliche Ecke wohl noch frei war, gleich rechts der Ladenthür, hinter den Oleanderbäumen?

O, alles, alles war noch da, und da, wo sie so oft lesend und plaudernd gesessen, sank sie auch jetzt auf den Stuhl nieder, wenn auch matt, sehr matt — fast wie betäubt.

Das hübsche Ladenmädchen kam und fragte, was sie befehle. Sie bestellte ein Baiser. Ein Baiser, das war doch harmlos. Und wie das schmeckte! So hatte nie ein Baiser zu ihren gesunden Zeiten geschmeckt.

Durch die Spiegelscheiben schaute sie hinaus auf die elektrisch beleuchtete Straße, auf das Gewoge von hastenden, lachenden, plaudernden, lustigen und ernsten Gestalten. Wie herrlich alles, alles!

Nur als sie aufstand schwankte es, zitterte es ein bißchen in diesen thörichten, steifgewordenen Beinen. Sie konnte einen Wagen nehmen, aber dann würde sie alle die glänzenden Auslagen nicht sehen.

Und kreideweiß im Gesicht kam sie nach einer Stunde vor ihrer Flurthür an. Weit offen stand das Entree. Rennen, Laufen, Rufen, ängstliche, laute Stimmen.

„Herrgott, da ist die Frau!"

Das Mädchen schrie es laut — und nun wurde sie umringt. Ihr Mann, der Arzt, die Mädchen, alle standen um sie herum, erleichtert, entsetzt, mit hundert Fragen.

„Sind Sie denn toll, kleine Frau?" rief der Arzt, der zuerst die Lage erfaßte und alle Höflichkeit zum Teufel schickte.

Auf ihren Schirm gestützt, ganz bleich, sah sie verwirrt und schuldbewußt zu ihm auf.

„Ich — ich wollte bloß ein Baiser essen gehen."

„Herr des Himmels! Ein Baiser! Als wenn ich ihr nicht zweihundert geholt hätte, wenn sie mir davon gesagt hätte," rief ihr Gatte, vom Schreck des Augenblicks zu sehr weiten Zugeständnissen hingerissen.

Aber die junge Frau vernahm nichts mehr. Hintenüber war sie gesunken, zu Tode erschöpft, und nichts sah sie mehr vor den Augen, als tanzend die Köpfe der besorgten Menschen durcheinanderfliegen wie Gummibälle, bis alles in blauem und rotem Geflimmer verschwand.

— — — — — — — — — — — —

Als sie erwachte, saß sie, eingewickelt und eingeschient wie in ihren schlimmsten Tagen im Bette, schwach wie in ihrer schlimmsten Zeit.

Alles, alles wieder wie vordem, der schwere Dunst des Karbols, das Nachtlämpchen auf dem Tische, neben Medizin- und Säuglingsflaschen, der grüne Bettschirm, der unergründliche Topf mit Fenchellabe.

Verschwunden die Illusionen von Gesundheit und Kraft.

Nun hatte sie Wochen, vielleicht Monate vor sich, ehe die zu rasch erprobten Schwingen wieder sich gekräftigt hatten. Und draußen, draußen nahm der frohe Winter seinen Gang.

Die Thränen stiegen ihr auf.

Digitized by Google

Da hörte sie eine vergnügte, kräftige Stimme. „Gnädige Frau, jetzt lacht er zum ersten Mal.“ Und da stand die Amme, das kleine Wunder in den Armen.

Was aber war geschehen? Über das faltige, rote Gesichtchen, das nachdenklich und würdevoll gewesen war, wie das eines strengen Geistlichen, der über seiner Rede grübelt, huschte der Strahl des ersten, süßen Lächelns.

Durch Thränen hindurch jauchzte sie auf. Weit versank draußen die lockende, lustige, bunte Welt.

Erinnerungsblatt.

Der Blume gleich, nur einen kurzen Frühling
Hast Du geblüht —
Ein flüchtig Schimmern nur und still Erfreuen,
Dann todesmüd,
Gequält von Erdenleid im vollsten Maße,
Nach langer Pein,
Sank sterbend Dir das blonde Haupt zur Seite —
Du schliefest ein!
Und nun ist Dir für immerdar verloschen
Der Augen Licht —
Das Glück, das Deiner hier auf Erden harrte,
Es hielt Dich nicht!
Die Liebe, die seit erster Lebensstunde
Dich stets umgab,
Selbst sie vermocht es nicht, Dich zu entreißen
Dem dunklen Grab.
Wohl bist Du tot! Mit Thränen Dich begraben,
Das haben sie.
Doch in dem Herzen derer, die Dich liebten,
Da stirbst Du nie!

S. Barinkay.

Die Verpflegung hungernder Schulkinder

vom Standpunkt staatlicher und privater Hilfsthätigkeit.*)

Daß die Kinder der in Fabriken arbeitenden, ihr Heim früh verlassenden Eltern oft hungrig in die Schule gehen müssen, das ist eine alte Klage, die kein Staat, keine freiwillige Hilfsbereitschaft jemals ganz abstellen wird. Sie ist auf dem Lande vielleicht noch bedenklicher als in der Großstadt. Die Statistik des Kultusministeriums weist nach, daß nach 7019 Schulen die Kinder ein Kilometer, nach 6113 Schulen bis zu zwei Kilometer, nach 4503 Schulen bis zu drei Kilometer, nach 2539 Schulen bis zu vier, nach 179 Schulen bis zu fünf und nach 121 Schulen sogar über sieben Kilometer weit zu gehen haben. Hier sind amtlich schon dreitausend Schulen genannt, deren Besuch ein kleines Kind veranlassen, einen weit über eine Stunde (resp. anderthalb Stunden) währenden angreifenden Marsch zu machen. Damit ist doch mit anderen Worten ein nach unseren Anschauungen schon unhaltbarer Zustand gekennzeichnet. Von einem „Nachhausegehen“ zur Mittagszeit — selbst wenn es daheim etwas Warmes zu essen giebt — kann da nicht die Rede sein, das Kind ist also auf ein Stück Brot angewiesen und nicht selten fehlt auch dies!

Es ist nicht unseres Amtes und nicht der Zweck dieser ernsten Zeilen, die physischen und moralischen Mängel und Bedenken zu betonen, die von den Fällen einer unzweckmäßigen Ernährung des heranwachsenden Körpers betroffen werden. Daß hungernde Schulkinder aber keinen Nutzen vom Unterrichte haben und zu schwachen, widerstandslosen Menschen sich entwickeln, ist wohl für jeden eine unbestrittene Thatsache. Die sittlichen Bedenken der mangelnden oder schlechten Ernährung eines Kindes liegen aber außerdem noch in der unbedingt schärfer an solche hungernden Kinder herantretenden Verführung zu Betrug und Diebstahl und ferner in der natürlichen Bitterkeit, die dadurch in dem Herzen eines jungen Wesens Wurzel schlägt. Die unbarmherzige Statistik beweist, daß in Berlin vier- bis siebentausend, in Wien 5000, in Paris 10 000, in Prag 750 und in Brüssel 1500 hungernde Kinder fast täglich in die Schule gehen! Die soziale Hygiene hat in der deutschen Residenz diese Frage sehr ernst und sehr praktisch ins Auge gefaßt, und die Schulbehörden, die Armenverwaltung, endlich die private Hilfsbereitschaft teilen sich in die schwere Aufgabe, solchen trostlosen Verhältnissen entgegenzuarbeiten. Die Schule selbst, wir meinen das Schullokal, wird — da Lehrer und Lehrerinnen die beste und sicherste Auskunftsquelle für das wirkliche Bedürfnis eines notleidenden Kindes sind — für den geeignetsten Ort der Mahlzeit solcher armen Kinder gehalten und eine — wenn auch noch so geringe — Bezahlung für eine Speisemarke hat sich als verständige Form herausgestellt; damit das Kind der Armut nicht auch noch in einer leicht demoralisierenden Weise als „arm“ von seinen Mitschülern bezeichnet werde. Es wird stets Sache herzenswarmer Freiwilligkeit bleiben, Normen und Formen zu finden, die mit der Verteilung solcher Speisemarken vorgehen, d. h. in möglichst rationeller, auf Prüfung der Privatverhältnisse der Eltern eingehender Art, und ebenso hat die Freiwilligkeit der Liebesgaben den schönen Beruf, in öffentlichen Küchen Freistellen für ganz arme, verlassene Kinder zu schaffen! In dieser Perspektive ist namentlich die Anregung außerhalb der eigentlichen Vereinskreise immer noch eine ziemlich unbedeutende geblieben. Wir meinen, daß die Abnahme und Verteilung von Speisemarken in eine zweckentsprechendere und bei weitem erfolgreichere Praxis geleitet werden könnte! Es wird dabei festzustellen sein, daß die Speisen genau in dem Rahmen der Ernährungsmethode der Arbeiterbevölkerung zu bereiten sind, denn es soll unter keiner Bedingung ein Kind, das aus öffentlichen oder privaten Mitteln unterstützt wird, besser ernährt werden, als die am häuslichen Tisch speisenden Kinder! Daß sämtliche Berichte über die Beköstigung armer Schulkinder — so aus Paris, Brüssel, Bern u. a. O. — günstige Resultate bringen, spricht gewiß laut genug für die Vortrefflichkeit der öffentlichen Einrichtungen, und wenn uns geschrieben wird, was jammervoll genug ist, daß in London z. B. von 30000 Schulkindern täglich mehr als der vierte Teil sich auf die Schulbank setzen muß, ohne vorher etwas Warmes genossen zu haben, dann begrüßt man es gewiß mit Freude, daß 23 Lokalverbände unter Leitung eines Centralkomités existieren, die sich mit der bedeutungsvollen und folgenschweren Frage der Ernährung der heranwachsenden Generationen so ernst und eingehend beschäftigen. Vor etwa fünf Jahren erfuhren wir amtlich noch aus Wien, daß von 90 000 Schulkindern fünf-

*) Aus der Zeitschrift: „Das rothe Kreuz“ (Berlin SW., Kommandantenstraße 70). Wir empfehlen diesen Aufsatz zur Überlegung. Möge er Nacheiferung wecken. D. L.

Digitized by Google

undzwanzighundert der ausreichenden Nahrung entbehrten. Der dortige Centralverein giebt jetzt (Betriebsjahr 1891/92) 4346 Schulkindern warmes Volksküchenessen. Das kostet 26 000 Gulden — der Magistrat gab 10 000 Gulden dazu. Der Stadtrat von Paris giebt 500 000 Franken zu demselben Zwecke und 1890 wurden in Paris 28 228 Portionen und zwar 12 000 unbezahlte und 16 000 bezahlte, an einem Tage verabreicht.

In unserer deutschen Metropole gründete man 1875 den Verein zur Speisung armer Kinder und Notleidender, der 1883 die Frühstücksverteilung in den städtischen Gemeindeschulen, 1889/90 die Speisung armer Kinder in den Volksküchen und der Blinden in der städtischen Blindenanstalt einführte. Auch hier dürfte das amtlich statistische Material überführen: Das Frühstück besteht aus Weißbrot (Schrippen) oder aus mit Fett oder Butter geschmiertem Schwarzbrot, zu welchem in manchen Schulen Kaffee, Milch oder Mehlsuppe gereicht wird. Im Winter 1891/92 wurde diese Frühstücksverteilung in 165 von den damals bestehenden 192 Gemeindeschulen vorgenommen, im Durchschnitt nahmen fünf- bis siebentausend Kinder daran teil. Der Aufwand dafür belief sich auf 10 583 Mark. In den vier Volkskindergärten erhielten im Betriebsjahre 1891/92 zusammen 12 831 Kinder warmes Mittagessen und achtzehntausendachthunderteinundzwanzig Kinder Milch. Verbraucht wurden insgesammt 5225 halbe Portionen Essen, das aus den Volksküchen geholt wurde, und 4760 Liter Milch. Da für die Beköstigung ein kleiner Beitrag erhoben wird, so war der Zuschuß seitens des Vereins nur gering; derselbe betrug 960 Mark. Für die Blindenanstalt war nur eine Beihilfe von 334 Mark erforderlich.

Fast in jedem Regierungsbezirke des preußischen Staates sind ähnliche Einrichtungen zur Verpflegung armer Schulkinder getroffen. In vielen Fällen leisten Kreise, Gemeinden, Kirchen wohlthätige Beihilfe — die Organisation der Einrichtungen liegt aber vielfach in den Händen der Frauenvereine, und wo ein Zweigverein des Vaterländischen Frauenvereins existiert, ist es zumeist eine der wesentlichsten Aufgaben derselben, gerade diese Disziplin humanitärer und hygienischer Wechselwirkung zu fördern. Auf dem flachen Lande bei enormen Entfernungen, im harten Winter kann da noch mancherlei wertvolle Erweiterung dieser segenspendenden Thätigkeit gegeben werden. Die Verteilung warmer Suppen beim Heimgange der Kinder aus der Schule hat insofern etwas Verlockendes, als auch anderen Mitgliedern einer total verarmten Familie von der Schulpflicht etwas zu gute kommt. Das ist aber doch nicht der eigentliche Beruf oder die eigentliche Aufgabe dieser Schulverpflegungsform. Wir glauben aus hygienischen Gründen für warme Milch oder warme Suppe beim Eintritt der Kinder in die Schule — namentlich im Winter — eintreten zu sollen. Wie außerordentlich segensreich Berlin in dieser Frage ohne Unterschied der Konfession gerade bei Kindern thätig ist, das ist ein bedeutungsvolles Kapitel aus dem großen Sammelwerke praktischer Menschlichkeitsbestrebungen, dem wir wahrlich mehr und mehr Leser und warme Herzen zugewandt wünschen. Eine glänzende Bestätigung der konfessionslosen und dadurch doppelt anerkennenswerten Bestrebungen auf diesem Felde bildet u. a. die israelitische Volksküche in der Residenz, Klosterstraße 99. Der eben erschienene erste Jahresbericht dieser ausgezeichnet geleiteten Anstalt sagt u. a.:

„Seit Anfang des Herbstes werden arme Schulkinder unentgeltlich gespeist. Veranlaßt wurde die Anstalt hierzu, weil Eltern, nachdem sie von der hier geübten Barmherzigkeit erfahren, sich bittend behufs Sättigung ihrer hungernden Kinder an die Volksküche wandten. Berücksichtigt werden zunächst diejenigen Kinder, welche von den Rektoren der Schulen als bedürftig bezeichnet und als solche uns überwiesen werden. Bis jetzt beträgt die Zahl der täglich gespeisten Kinder 250 bis 300, von denen auch durch die Ehrendamen festgestellt ist, daß sie zu Hause kein warmes Essen erhalten können."

Wenn man sich — wie wir persönlich — davon überzeugt hat, daß hier während der Wintermonate täglich mittags und abends über 2000 Portionen von schmackhafter, gesunder Kost verteilt werden, und die Kinder namentlich um die Mittagsstunde scharenweise oft aus weiten Entfernungen herbeiströmen, sich satt essen und den Kranken und Siechen daheim noch gute Nahrung mitnehmen dürfen, dann prägt es sich so recht praktisch und unabweisbar in den Sinn jedes humanen Empfindens ein, daß der Ankauf von solchen Speisemarken die größte und zweckentsprechendste Wohlthätigkeitsmaßnahme ist, die ein herzenswarmer Mann, eine opferfreudige Frau vornehmen kann, damit der Hohn auf alle Humanität, der in den Worten „hungernde Kinder" liegt, endlich, soweit menschliche Kraft reicht, vertilgt werde. Wir sollten meinen, eine schönere und reinere Lösung aller häßlichen und empfindlichen Kontraste, die nur der Mangel an Herz und Feingefühl nähren kann, als der über die Häupter unserer Kinder hinweg, sei nicht zu finden, nicht zu denken!

Duldergröße.

Die höchste Kunst, die tiefste Wissenschaft,
Vor welcher alle andern matt erbleichen,
Des Lebens hohe Schule ohnegleichen,
Es ist des Leidens schwere Meisterschaft.

Streitbaren Heldentumes stärkste Kraft,
Sie hat des Dulders frommen Mut zum Zeichen:
Sich willig beugend des Geschickes Streichen,
Siegt er, ob blutend auch die Wunde klafft.

Und der ist höchsten Priesternamens wert,
Der, in der Schmerzen heil'ger Zucht gelehrt,
Zum Gottesfrieden ist hindurchgedrungen;
Und nun, der Liebe Himmeldienst verdungen,
Sich tröstend zu der Schar der Brüder kehrt,
Mit selbstlos weisen Mitleids Engelzungen.

E. Itzerott.

Dornröschen.

Ein Liebesmärchen von **Paul Remer.**

I.

Der flackernde Schein der Nachtkerze beleuchtet ein wahres Chaos auf meinem Tische: Kragen, Kravatte, Handschuhe, Manschetten, — wie ich's eben von mir geworfen,

Digitized by Google

so liegt's da! Und auch eine weiße Rose, die verwelkt ist, gehört mit zur bunten Tischgesellschaft.

Sie blühte am Busen der kleinen Ballprinzessin; ich habe sie mir erbettelt — als „Erinnerung" . . . Sie war ja der heimliche Zeuge meiner verstohlenen Zärtlichkeiten. Wie oft kam sie ins Gedränge, wenn ich in der Hitze des Tanzes das liebliche Mädchen enger, als not that, an mich heranzog.

Sie blühte zwischen zwei Herzen; siehst Du, das war ihr Unglück. Zerdrückt — verwelkt! Das bleiche Köpfchen zur Seite geneigt, liegt sie jetzt da, wie eine Leiche. Aber ein leiser Duft löst sich noch aus den welken, wie runzeligen Blättern; es ist fast, als wolle die Tote noch sprechen, als müsse sie die duftenden Geheimnisse ausplaudern, die sie erlauscht in ihrem kurzen Blühn zwischen Herz und Herz.

II.

Laß mich vor Dir knieen —

Ich berge mein Haupt in Deinem Schoße, und leise liebkosend gleitet Deine Hand über mein wirres Haar. . . .

Ich liebe Dich, Kleine!

Nein, erschrick nicht! Nimm Deine Hand da nicht fort! Wie ein Segen ruht sie auf meinem Haupte, und es wird still drinnen, sonntäglich still — Das stürmische Gedankenmeer glättet sich unter der segnenden Berührung Deiner Hand.

Ich liebe Dich, Kleine!

Wie glücklich und ruhig ich mich in diesem Geständnis fühle! Ein heiliger Sonntagsmorgen bricht an in meinem Gemüt; in meinem Herzen klingt's wie Glockenläuten und rauscht's wie Orgelton.

Ich liebe Dich, Kleine!

Wie ein Gebet flüstern es meine Lippen, und in dem weiten Raum meiner Seele hallt's wider, fromm und feierlich — das Echo in einer Kirche . . .

III.

Komm, Kind, lege Dein Köpfchen an meine Schulter und lausche mir; ich will Dir eine fromme Geschichte erzählen:

„Jesus war mit seinen Jüngern nach Jerusalem gekommen. Und als er in den Tempel ging, um dort zu beten, da hatte der Eigennutz der Menschen aus dem Tempel eine Krämerbude gemacht. Und Jesus entrüstete sich, er trieb aus die Verkäufer und Käufer, er stieß um die Stühle der Wechsler und die Tische der Traubenhändler, und er lehrete und sprach: ‚Stehet nicht geschrieben, mein Haus soll heißen ein Bethaus allen Völkern? Ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht' —

„Und sieh, Kind, eine Mördergrube war auch mein Herz, als Du dahin kamst, um zu beten. Menschlicher Eigennutz und menschliche Begierde herrschten drinnen. Aber die Göttin der Liebe, die mit Dir gekommen, entrüstete sich, und sie trieb aus die fremden Gewalten und bösen Begierden, und sie zerriß den vielfach gestirnten Himmel meiner Leidenschaften und entfachte den einen Stern der wahren Liebe, und sie lehrte und sprach: Stehet nicht geschrieben, des Menschen Herz soll heißen ein Tempel der Liebe? Ihr aber habt ein Freudenhaus daraus gemacht —"

IV.

Sie glaubt an Gott, hat sie mir heute gesagt, und machte ein so drollig ängstliches Gesicht bei diesem Geständnis; sie fürchtete, daß ich sie verspotten würde . . .

Sie hat sich ihren Gott bewahrt wie ihre große Puppe, mit der sie noch zuweilen spielt – heimlich, heimlich, wenn niemand es sieht!

Denn sie schämt sich ihrer Puppe und — ihres Gottes . . . Sie möchte gerne groß sein und erwachsen und ist doch klein und ein Kind geblieben! . . .

Aber mein Spott schweigt vor Deiner Kindheit, Kleine — Auch ich glaube ja, glaube an Deinen Gott: Denn der Gott der Kinder ist wahr, — wahrer als der Gott der Erwachsenen! . . .

V.

Ja, Du bist noch ein Kind, und alles schlummert in Dir, Leidenschaft, Liebe und Glück.

Dein Herz ist wie das Schloß im Märchen, drin Dornröschen schläft; Jugend und Unschuld bilden die dichte Dornenhecke.

Weh' dem armen Ritter, der zur unrechten Zeit kommt! Die mitleidslosen Dornen halten ihn fest und zerfleischen ihn, ihn und sein Herz und seine Liebe.

Aber die Schicksalsstunde wird schlagen, da der rechte Befreier kommt! Dann wird die Dornenhecke sich öffnen, ein grünender, blühender Hag, und der Ritter wird sicher hindurchreiten.

Er wird das Dornröschen wach küssen, und mit ihm wird alles erwachen, Leidenschaft, Liebe und Glück.

Und mein blutendes Herz, das auch einst in den Dornen hängen blieb, es wird die Nachtigall sein, die Dir das Brautlied singt!

Briefkasten.

Herrn P. Gr. in L. Kaiserbuch längst bespr. Verleger hat Ausschnitt bekommen. „An einen Freund" ist zu persönlich, ebenso K.'s Gedicht. „Opferstein" soll kommen. Herzl. Gruß! — H. A. K. in L. „Lenzeinzug" kommt. Sonst siehe die vorhergehende Antwort. — Fr. M. J. in G. Auch die „Zigeunerfamilie" beweist, daß Ihre Begabung nur für das Haus genügt. Nebenbei bemerkt: Die 16 Zigeuner sind gar nicht erfroren. —

Inhalt der Nr. 27.

Die Sonntagskinder. Roman von Hans Werder. Forts. — Auf der großen Landstraße. Roman von H. Schobert. Forts. — **Beiblatt:** Ostern. Von Adolf Wilhelm Ernst. — König Gold. Von Carlot Gottfrid Neuling. I. — Abendsegen. Von Franz Evers. — Nach der Krankheit. Von Elsa Mayer. — Erinnerungsblatt. Von S. Barinkay. — Die Verpflegung hungernder Kinder vom Standpunkt staatlicher und privater Hilfsthätigkeit. — Duldergröße. Von E. Iserott. — Dornröschen. Ein Liebesmärchen von Paul Remer. — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche
Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 28.

Die Sonntagskinder.

Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

IV.

Der taunige, sonnige Morgen zog über dem Thüringer Waldthal herauf. Silberklarer Dampf lag über dem Wasser und die Bäume atmeten würzige Frische aus.

Die Fahrstraße entlang, die am Flußufer hinauf zum Bahnhof führte, ging raschen Schrittes Hedwig Volkmann. Ein weißer Strohhut beschattete ihr Gesicht, aus dem die rötlich geränderten Augen viel weniger klar, viel weniger selbstbewußt als sonst hervorschauten. Geweint hatten sie und gewacht.

In einer Viertelstunde ging der Zug nach Berlin ab. Hedwig wußte, daß er ihr Gebhard hinwegführen würde, — auf Wiedersehen in unabsehbaren Zeiten! Er hatte es nicht gesagt, sie hatte weder ihn noch seine Mutter gesprochen seit jener Unterredung am offenen Fenster, deren Zeuge sie gewesen. Aber sie wußte es ganz genau, und der Gedanke verursachte ihr unerträgliches Herzeleid.

Da eilte sie, zum Äußersten entschlossen. Sie wollte ihn noch einmal sehen, ihm sagen, daß er seinen Schützling zu ihr senden möchte, sie wollte der Verleumdeten ihr unbescholtenes Haus öffnen und versuchen, freundlich zu ihr zu sein. Mehr jedenfalls konnte sie nicht versprechen. Aber sie hoffte, er würde dann seinen Sinn ändern und das verirrte Herz ihr wieder zuwenden.

Der Bahnhof war erreicht, — von Gebhard noch nichts zu sehen. Erregt, ungeduldig, ging sie auf und ab. Die Schienen blitzten im Sonnenschein über dem silbern verschwimmenden Horizont zeigte sich die schwarze Rauchwolke des langsam heranrollenden Zuges.

Er hielt, die Thüren wurden aufgerissen. Mit spähendem Blick schaute Hedwig umher. Kam er nicht? Hatte er die Abreise aufgegeben? Lag ihm dennoch nicht so viel an der Erfüllung seines Wunsches? Schon wurde die Hoffnung laut in ihrem Herzen, daß noch nicht alles verloren wäre.

Da hörte sie seine Stimme hinter sich. Er ging mit einem gleichgültigen Bekannten und sprach mit diesem. Eben wollten beide einen Wagen besteigen, da fiel sein Blick auf Hedwig. Kaltes Erstaunen sprach sich darin aus, — sehr höflich zog er den Hut.

„Guten Morgen, liebe Cousine, erwartest Du hier jemanden?“

„Nein —“ ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Konnte er denn nicht ahnen, was sie herführte, ihr nicht einen Schritt entgegen thun? Ach nein, die Möglichkeit kam ihm gar nicht in den Sinn!

„Reisest Du nach Berlin zurück?“ fragte sie mit stockender Stimme.

„Gewiß, ich habe hier nichts weiter zu erledigen! Willst Du, bitte, meine Mutter nochmals von mir grüßen? Es thut mir leid, daß mein Aufenthalt so kurz sein mußte!“

Wie kalt und hart blickten seine Augen! Die Seele, die daraus leuchten konnte, war für sie nicht vorhanden! Das erkannte Hedwig, und um keinen Preis der Welt hätte sie's aussprechen können, was ihr doch das Herz abdrückte.

Nicht einmal einen Händedruck wechselten sie miteinander. Gebhard grüßte, sprang hinein, die Wagenthür wurde zugeschlagen und die Räder setzten sich in Bewegung.

Digitized by Google

Hedwig sah ihnen nach und hatte ein Gefühl, als rollten sie über ihr Herz hinweg.

Gebhard hielt sich nicht lange in Berlin auf. Er ging nach Prieborn, einer herzlichen Einladung der Fürstin folgend, denn einen ganzen Sommer zu verleben ohne den Schattenduft jener Wälder und den Elfenzauber, der dahinein gehörte, erschien ihm fast undenkbar. Der Hauptzweck seiner Reise aber war, mit Elfe und der Fürstin über Isoldes „Deportation" zu beraten.

Diesen Ausdruck hatte Egon dafür erfunden. Er war hier und genoß Gebhards Gesellschaft mit großer Vorliebe. Auf einer stundenlangen Wanderung durch die Hohensteiner Wälder mußte dieser ihm den ganzen Roman zwischen Waldemar und Isolde, wie er sich während seiner Abwesenheit abgespielt, erzählen. Und Gebhard that es rückhaltlos, denn er kannte Egon. Nur sein eigenes, stillschweigendes Zerwürfnis mit Waldemar berührte er nicht. Wortlos war es geschehen und wortlos sollte die Kunde davon verborgen bleiben, — unentweiht das Grab dieser Freundschaft, die ihm teuer und wert gewesen war.

Egon sagte nicht viel zu der Erzählung. Er schätzte seinen Bruder sehr hoch, doch sah er dessen Fehler so klar vor Augen, wie auf seinem Wege vor sich die Steine im Tageslicht. Er konnte ihm nachfühlen, welche Beweggründe ihn bestimmt, und wußte genau abzuwägen, wie weit er selber gegangen sein würde, nach der einen wie nach der andern Richtung. Die ganze Sache aber ging ihm nah, auch um Isoldes willen. Und was Gebhard dabei persönlich gelitten, das ahnte er viel mehr, als jener im entferntesten annehmen konnte. Sie schieden in großem Einverständnis, als Gebhard endlich abreiste.

Die Pläne für Isoldes „Deportation" aber scheiterten alle an ihrem festen Entschluß, ruhig den Sommer hindurch in Berlin bei Harald auszuharren. Nichts vermochte sie darin zu erschüttern. Sie wußte sehr wohl, daß ein Luftwechsel ihrer Gesundheit förderlich gewesen wäre, doch was war ihr gleichgültiger, als das? Warum sollte sie gesund werden, und für wen? Das Leben war ja so unwichtig und so schwer!

Endlich, als schon der Herbst heranzog, folgte sie einer Einladung der Prinzessin Konstantin nach Wendenstein, dem reizenden Landsitz, welchen diese im Sommer zu bewohnen pflegte. Der Prinz war im Manöver und seine Gemahlin verlebte mit ihrem kleinen Hofstaat die Tage der Trennung sehr still, seine Rückkehr erwartend.

Isolde genoß das Ausruhen und die Poesie dieses Aufenthalts mit Befriedigung. Sie war so froh, von dem Berliner Treiben erlöst zu sein und hegte den lebhaften Wunsch, nie wieder dorthin zurückzukehren. Wo sie sonst bleiben könnte, überlegte sie zuweilen ernstlich, ließ aber immer wieder den Gedanken als unausführbar fallen.

In dem Zimmer der Prinzessin stand der Flügel geöffnet. Isolde hatte mit der Hofdame im Garten gesessen und trat jetzt von draußen herein, angelockt durch die Klänge einer Chopinschen Polonaise, die mit entzückender Anmut und Eleganz gespielt wurde. Das Stück war beendet.

„Darf ich weiter zuhören, Hoheit?"

„Sehr geschmeichelt, kleine Muse!" erwiderte die Prinzessin lächelnd und zog Isolde neben sich auf den Sessel. „Aber Sie sollen jetzt etwas anderes, als nur zuhören! Sie müssen endlich wieder einmal singen, kommen Sie, ich werde begleiten! Sie werden das Leben mit neuem Mute anschauen, wenn Sie sich endlich Ihrer Kunst wieder zuwenden!"

„Ach Hoheit, wie gern möchte ich das!" rief Isolde, „aber ich kann ja nicht singen! Meine Stimme ist fort!" und ihre Augen füllten sich mit Thränen, die langsam wie große, schwere Perlen herniederrannen. „Ich habe noch zu niemandem davon gesprochen! auch mein Bruder weiß es nicht! Er denkt, nur das Grauen vor der Musik läßt mich verstummen. Und das könnte ja auch wohl sein! aber ich habe es doch einmal versucht, als er ausgegangen, doch kein klarer Ton in der Kehle! Da ging ich zu dem Arzt im Krankenhause, der mich behandelt hat. Er meinte, es sei eine Lähmung der Stimmbänder, — durch Schwäche und Nervosität hervorgerufen, ein Überbleibsel meiner Krankheit! Und er sprach von Schonung, Pflege, südlichem Klima! Aber was nützt das alles? es ist vorbei — ich weiß es wohl!"

„Armes Kind, das ist ja entsetzlich, was Sie da sagen!" entgegnete die Prinzessin voll wärmster Teilnahme. „Aber es ist zugleich unausdenkbar! Die Nachtigall kann ja nicht weiter leben ohne ihren Gesang, die Muse nicht ohne ihre Leyer! Wir müssen beide wieder zu beleben suchen!"

Isolde schüttelte traurig den Kopf. Sie hatte die Stirn auf den Flügel gelehnt, ihre Haltung drückte trostlose Ermattung aus.

„Ich habe zum letztenmal gesungen!" rief sie aus. „Es war auf meinem Zimmer, eines Abends, kurz ehe das helle Tageslicht über mich kam, das allen meinen Träumen ein Ende machte! Er war da und ich sang Isoldes Liebestod, so wie er's mich gelehrt!

In des Weltatems
Wehendem All
Ertrinken — Versinken —"

„Ach diese Musik!" fuhr sie leidenschaftlich ausbrechend fort. „Hätte ich sie niemals gehört, vielleicht wäre meine Seele gesund geblieben, — unversehrt von dem Feuer, dem ich doch nicht mehr entrinnen konnte! Nun mußte sie mein Schwanengesang werden!"

— — — — — — — — — — —

Als das Manöver zu Ende war, kehrte der Prinz auf sein Landgut zurück. Er war in aufgeräumtester Laune und erzählte allerlei spaßhafte und interessante Begebenheiten aus den Manövertagen, die er mit großem Darstellungs- und Nachahmungstalent vortrug. Die Stimmung war durch sein Erscheinen sehr belebt geworden.

„Wir werden übrigens Gäste bekommen," teilte er seiner Gemahlin mit. „Die Fürstin Hohenstein, welche ich in Berlin traf, hat mir mit Elfe und Egon ihren Besuch versprochen; in etwa acht Tagen, denke ich, werden sie kommen! Ich habe auch Eckard Hayden dazu eingeladen!" — — — — — — —

Digitized by Google

„Hoheit, in nächster Woche wollen Sie mir gütigst gestatten, abzureisen!“ sagte Isolde, als sie einmal allein mit der Prinzessin war. „Ich habe Ihre Güte nun lange genug beansprucht und kann meinen Bruder nicht länger einsam lassen!“

„Isolde, dies alles sind Ihre Gründe nicht! Weder das Beanspruchen unserer Güte, noch das Alleinsein Ihres Bruders!“ entgegnete die Prinzessin. „Gestehen Sie's, Sie wünschen nicht mit Hohensteins zusammenzutreffen?“

„Ja, Hoheit, ich leugne es nicht! Die Gegenwart der Fürstin schon mit ihrer mütterlichen Güte und Elses mit ihren klugen, verständnisvollen Augen wäre mir erinnerungsvoll und schmerzlich zum Vergehen! Aber Graf Egon, — das kann ich nicht ertragen! Wie er an ihn erinnert im Mienenspiel, in den Bewegungen, im Tonfall der Sprache, nein, der Qual fühle ich mich nicht gewachsen! Und ich würde durch meine Gegenwart nur das frohe Beisammensein stören, darum ist es am besten für alle Teile, wenn ich gehe!“

Und Isolde ging. Die Herrschaften bedauerten es herzlich, doch vermochten sie nicht, sie zurückzuhalten.

V.

Wendenstein war ein reizendes, elegant gebautes Schloß, im schönen englischen Park gelegen, den ein Tannenwald abschloß. Im Schatten desselben ein See, den man bis zu den Fenstern herüberblinken sah. Hinter diesen aber ein Heim von wohliger Behaglichkeit und künstlerischer Schönheit. So war es ein Aufenthalt, für die Besitzer wie für ihre Gäste gleich verlockend.

An einem wunderschönen Septembertage traf die Fürstin Hohenstein mit ihren beiden Kindern dort ein. Die Eisenbahnfahrt war lang und heiß gewesen und doppelt angenehm die stille Kühle in dem Salon der Prinzessin, wo diese ihre Gäste begrüßte.

„Wo ist eigentlich Fräulein Marita?“ fragte der Prinz, mit seinem scharfspähenden Blick umherschauend. „Dazu giebt es ja wohl Hofdamen in der Welt, daß sie einem helfen, die Honneurs zu machen?“

„Ich kann Dir nicht unrecht geben!“ lächelte die Prinzessin. „Aber wenn diese Hofdamen allerliebste Mädchen sind, die über Gebühr verwöhnt werden, so erntet man davon die Unbequemlichkeit, zuweilen die Honneurs allein machen zu müssen! Ich werde aber versuchen, ihr heute ein böses Gesicht zu zeigen, wenn sie sich endlich wieder einfindet!“

„Thu' das ja!“ rief der Prinz, „und lade mich als Zuschauer dabei ein!“

Die Damen zogen sich in ihre Gemächer zurück, die Herren saßen noch ein Weilchen rauchend in dem großen Gartenzimmer beisammen, dann trennten auch sie sich. Egon schlenderte mit seiner Cigarette in den Park hinaus. Die Sonne lag heiß auf den goldschattierten Baumgruppen und den tiefgrünen Rasenflächen. Zitternd stand die stille, klare Luft darüber. Bunte Falter schwebten vor ihm her und wiesen ihm den Weg. Er folgte ihnen gedankenlos. Sie waren ihm sympathisch, diese Kinder des kurzen, sonnigen Lebensgenusses und der farbenfrohen Abwechselung.

So kam er zum Ufer des Sees. Still und dunkelblau lag er da, ein Schilfkranz umrahmte den Spiegel, einzelne große Birken neigten ihre Zweige darüber hin, drüben stand der Tannenwald in feierlichem Schweigen.

Egon ging eine Strecke am Ufer entlang, immer dem einen blauen Falter nach, der wie ein großes, lebendes Veilchen vor ihm herschwebte.

Plötzlich sah er ihn nicht mehr und blieb unwillkürlich stehen. Da wurde sein Blick durch etwas anderes gefesselt. In dem Schilf dicht am Ufer lag ein Kahn und darin ruhte ein Mädchen, in weißem Sommerkleide, den Kopf auf ein rotes Lederkissen gedrückt und schlief. Ihren weißen Strohhut hielt sie lose in der Hand. Die tiefhängenden Zweige einer Birke breiteten kühlen Schatten über sie aus. Zu ihren Füßen lag ein großer Strauß von Herbstlaub und Feldblumen.

„Dies ist ja höchst merkwürdig!“ sagte Egon, warf seine Cigarette in den See, setzte sein Augenglas auf und betrachtete mit größter Spannung das poetische Bild.

Da aber machte das Mädchen eine unruhige Bewegung und schlug die Augen auf. Waren die blauen Falter wieder da? Genau so sahen diese Augen aus. Tiefliegende, dunkelblaue waren es, von aufgebogenen Wimpern umsäumt. Jetzt aber sprühte es wie ein Funke darin auf. Sie hob den Kopf empor.

Egon ließ das Monocle fallen und zog sehr tief den Hut.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, gnädigste Wasserfee! Die Schmetterlinge haben mich in dieses Zauberreich geführt, sonst wäre ich gewiß nicht so indiskret gewesen, den Weg hierher zu finden!“

Sie rieb sich wie ein Kind den Schlaf aus den Augen und betrachtete ihn von oben bis unten.

„Aber wer sind Sie denn eigentlich?“ fragte sie mit mehr Erstaunen als Neugierde.

„Ein armer, reisender Handwerksbursche, der um eine milde Gabe bittet!“ erwiderte er, noch immer den Hut in der Hand haltend.

„Netter Handwerksbursche! kann ich mir lebhaft denken!“ Sie zog die weiße Stirn, die zur Hälfte von krausen, quergeschnittenen Löckchen verdeckt wurde, in nachdenkliche Falten. „Sie sind doch nicht etwa einer von den Gästen, die wir erwarten? — o Himmel — und Frau Prinzessin hat mir anbefohlen, vor ihrer Ankunft zu Hause zu sein! um alles —“ Sie war aufgesprungen und ohne seine ausgestreckte Hand auch nur zu sehen, flog sie wie ein aufgescheuchter Vogel mit leichtem Satz vom Rand des Kahnes an das Ufer.

„Aber so bleiben Sie, meine Gnädigste, die Gäste sind seit einer Stunde angelangt, an der Thatsache

Digitized by Google

ändern Sie doch nichts mehr!" Doch sie hörte ihn nicht. Den Strohhut in der Hand, so daß die Sonnenstrahlen ungehindert auf dem rosigweißen Antlitz ihr Wesen trieben, ohne Wort, ohne Gruß rannte sie fort, quer über die Rasenplätze, auf zierlichen, sturmgeschwinden Füßchen und verschwand wie eine flatternde, weiße Wolke hinter den dunklen Laubwänden.

Wie angewurzelt starrte Egon ihr nach. „Dies war ja unglaublich!" murmelte er mehrere Male halblaut vor sich hin, und wie traumumfangen setzte er endlich langsam seinen Weg fort.

— — — — — — — — — — —

Vor Tisch, zu vorgerückter Nachmittagsstunde, versammelten sich die Hausgenossen im Salon der Prinzessin. Neben dieser stand jetzt Marita von Echtershausen, die kleine unpünktliche Hofdame, die vorhin die Stunden ihres Dienstes im Nachen am Seeufer verschlafen. Die Vorwürfe, die sie deswegen zu hören bekommen, waren ihr doch wohl recht schmerzlich gewesen, denn noch jetzt lag ein Ausdruck von Niedergeschlagenheit auf dem frischen, weichen Kinderantlitz und in den dunkelblauen Augen ein Schimmer, der auf kürzlich vergossene Thränen hindeutete. Dennoch sah sie reizend aus in ihrem einfachen blaßrosa Sommerkleide mit dem lockig aufgewundenen blonden Haar, in ihrer herben unberührten Frische einer wilden Rose ähnlich.

Sie war erst kurze Zeit in ihrer Stellung und man hätte sie nicht als sonderlich geeignet für dieselbe bezeichnen können. Doch die Prinzessin kannte sie von Kindheit auf und hegte warmes Interesse für sie, und die Kleine hing an ihrer Herrin mit schwärmerischer Begeisterung. Sie war elternlos und hatte bei ihr eine Heimat gefunden. Dies Bewußtsein befestigte und erwärmte das Verhältnis von beiden Seiten.

Elfriede hatte Marita schon im Laufe des Winters kennen gelernt und freute sich auf den näheren Verkehr mit ihr. Die beiden Mädchen tauschten hierüber herzliche Versicherungen miteinander aus.

Jetzt erschien Egon und mit ihm Eckard Hayden, der soeben erst eingetroffen war. Er hatte es wohl gehofft, aber doch nicht bestimmt gewußt, wen er hier vorfinden würde, und es lag etwas von leidenschaftlicher Dankbarkeit in dem Händedruck, mit welchem er den fürstlichen Hausherrn begrüßte.

„Etwas mußte ich doch für Sie thun, Wehwalt!" sagte der Prinz mit einem lachenden Blick, der nur für ihn allein berechnet war.

Egon stand vor der Prinzessin.

„Wie, Sie kennen Fräulein von Echtershausen noch nicht, Graf? das wußte ich ja gar nicht?" sagte diese. „Liebe Marita — Graf Tessin!" Aber diese bewegte kaum das Köpfchen zum Gruße und sah an ihm vorüber, als wollte sie nichts von ihm wissen.

Egons Platz bei Tisch war neben Marita, an ihrer anderen Seite saß Eckard, der Elfriede geführt. Mit diesem schien die kleine Hofdame sich ausschließlich unterhalten zu wollen, ohne Egon im geringsten zu beachten. Daß sie dadurch bei ihren beiden Kavalieren Mißfallen erregte, mochte der kleine Schalk recht wohl wissen, jedenfalls kümmerte sie's wenig.

Prinz Konstantin bemerkte es von seinem Platz aus deutlich genug und ihn belustigte Egons Enttäuschung, sowie Eckards kalte, verschlossene Gleichgültigkeit, die ihm einen keineswegs angenehmen Ausdruck verlieh. Die junge Dame mußte wirklich großen Angriffsmut besitzen, daß sie sich nicht zurückschrecken ließ. Elfriede schien nichts von seiner Verstimmung zu fühlen. Ihre Unterhaltung war heiter und belebt, wie man's an ihr gewohnt war. Aber darin bestand ja gerade Eckards Leiden, daß er ihr Gespräch hörte, ohne sich daran beteiligen zu können.

Als er den Blick des Prinzen auf sich ruhen fühlte, hob er die tief gesenkte Wimper und streifte ihn flüchtig mit dem seinen.

Jener hob lachend sein Glas.

„Nun, Wehwalt, auf bessere Zeiten! Frohwalt möcht' ich wohl sein!" Wehwalt leerte das Glas, doch änderte sein Ausdruck sich nicht.

„Warum nennen Sie ihn Wehwalt, Hoheit?" fragte Else. „Ich höre es heute schon zum zweiten Male!"

„Den Grund weiß ich auch nicht, Gräfin Elschen! Ich hoffte, Sie würden mir vielleicht zu einer Vermutung darüber verhelfen können?"

Sie lehnte sehr kühl das Köpfchen zurück. „Ich, Hoheit? Wie sollte denn Herr von Hayden mich eher ins Vertrauen gezogen haben, als Sie?"

„O, das habe ich gar nicht behauptet!" rief der Prinz. „Aber man spricht Ihnen einen großen, besonderen Scharfblick zu! Durch Mitleid — u. s. w. Sie kennen ja den Spruch!"

Ob sie ihn kannte! Else fand nicht gleich eine Antwort darauf. Eckards scharfes Ohr aber hatte das Zwiegespräch vernommen, und nichts vermochte ihn länger, den Plaudereien der Hofdame über die mit ihrer Prinzessin in Rom verlebten Wintermonate auch nur scheinbar zu lauschen. Er wandte sich Elfrieden zu. Leben und Ausdruck kam in sein Gesicht. „Die Gräfin verschwendet ihr Mitleid nicht so freigebig, als Euer Hoheit denken! Ich habe darin bereits Erfahrung gesammelt!"

„Hayden, Sie Frevler, Sie wissen nicht, wen Sie anzugreifen wagen, hier in meiner Gegenwart!" rief der Prinz. „Haben wir ihn überhaupt um seine Meinung gefragt, Gräfin?"

„Bitte, Herr von Hayden, gießen Sie mir ein Glas Wasser ein!" mischte sich wieder die kleine Hofdame hinein. „Und dann, bitte, beantworten Sie meine Frage, ob Sie die Bücher der Königin von Rumänien gelesen haben und ob Sie für sie schwärmen, wie ich!" Wieder legte sich's kalt und undurchdringlich über sein Gesicht. Was gingen alle Königinnen, Bücher und Hofdamen der ganzen Welt ihn heute an, da er Gräfin Else wiedersah nach monatelanger Trennung.

Als die Tafel aufgehoben war, blieb die Gesellschaft auf der Terrasse beisammen. Der Abend war köstlich. Sonnenschein lag über dem herbstlichen Laub des Gartens und blitzte auf dem See drüben am Waldrande. Sommerfäden spannen sich über den Rasen.

Egon stand auf den Treppenstufen und blickte

Digitized by Google

darauf hin. Dann plötzlich wandte er den Kopf zurück, seine Augen suchten die wilde Rose, zu der dort am Seeufer die Schmetterlinge ihn hingeführt. Da stand sie und die blutroten Ranken des wilden Weines woben einen leuchtenden Hintergrund zu dem zarten Bilde. In den Händen hielt sie eine silberne Kanne und füllte mit dem edlen schwarzen Trank die winzigen goldfüßigen Kaffeeschälchen.

Neben Marita war ein Platz frei. Rasch trat er hinzu, nahm ihn ein und war ihr stillschweigend behilflich. Es war ihm, als sammelte er feurige Kohlen auf ihr Haupt, nachdem sie ihn so unglaublich schlecht behandelt hatte.

Jetzt endlich setzte sie sich und reichte auch ihm ein Täßchen. Er sah sie an.

„Sind Sie immer so, gnädiges Fräulein, daß Sie die Menschen für Luft ansehen, die sich Ihnen bescheiden nahen, um Ihre Bekanntschaft zu suchen?"

„Nein, gar nicht! Aber ich weiß ja nicht einmal, wer Sie sind! Die Frau Prinzessin hat Sie mir als Graf Tessin vorgestellt, Sie sich selbst aber als armen, reisenden Handwerksburschen! was soll ich denn nun glauben?"

„Was ich Ihnen gesagt habe natürlich! Ich werde doch selber am besten über mich Bescheid wissen! Ich bat Sie um eine milde Gabe und Sie haben sie mir verweigert, ist das wohl christlich und mildthätig von Ihnen?"

„Hier darf nicht gebettelt werden, auf fürstlichem Grund und Boden!" sagte sie, noch immer ohne einen Blick auf ihn zu werfen.

„Ich hätte es auch niemals gewagt," erwiderte er. „Ich sagte Ihnen ja schon, nie wäre ich eingedrungen in dies Heiligtum! aber die Schmetterlinge haben mich zu Ihnen geführt!"

„Da waren gar keine Schmetterlinge! Oder Sie müßten selbst zu dieser Kategorie gehören!"

„Ich? gnädiges Fräulein, das ist eine sehr beleidigende Annahme! Gewiß waren die Schmetterlinge da, schöne blaue, genau so wie Ihre Augen! Als Sie die aufschlugen, erkannte ich sie wieder —"

Jetzt aber wandte sie den Kopf herum und ihre Augen blitzten ihn an, in ihrem Kinderzorn wie funkelnde Sterne.

„Wie können Sie das sagen! ich habe keine Schmetterlingsaugen! was gehen mich überhaupt Ihre Schmetterlinge an! Ich habe blaue, ganz ordentliche, treue Augen! Alle Echtershausens haben blaue Augen und blaue Helmdecken im Wappen, und unser Wappenspruch heißt: ‚Treu gegen Freund und Feind' und wenn Sie sich noch länger so feindlich gegen mich stellen —"

„So werden Sie diesen famosen Wappenspruch in der Praxis gegen mich anwenden!" unterbrach er sie, in gedämpfterem Tone sprechend, „und ich werde mich dem mit Entzücken unterwerfen! Aber was Sie dazu berechtigt, von meiner Feindseligkeit zu sprechen, das begreife ich wirklich nicht, gnädiges Fräulein!"

„Ja, gewiß!" rief sie, „ich war heute sehr unglücklich! Ich sollte pünktlich zurück sein von meinem Waldspaziergang und statt dessen habe ich da in meinem Kahn Zeit und Dienst verschlafen! Frau Prinzessin war furchtbar böse! Und dann soll ich es nicht auch sein?"

„Aber natürlich!" rief er. „Niemand kann es unfaßlicher finden als ich, wie man der wilden Rose darüber zürnen kann, daß sie keine Treibhauspflanze sein mag! Aber an all dem Unheil bin doch ich unschuldig, gnädiges Fräulein! Wenn mein Kommen Sie nicht erweckt hätte, so schlummerten Sie vielleicht jetzt noch da in Ihrem Schilfmeer! Anstatt mich dafür nun mit einer milden Gabe zu belohnen, zürnen Sie mir noch obendrein und beschuldigen mich der Feindseligkeiten! Ist das wohl hübsch von Ihnen?"

„Nein! — Ja, Sie haben ganz recht!" mit diesem Bekenntnis wandte sie ihr Köpfchen nach ihm hin und ihre Augen begegneten den seinen, so ehrlich, so unerschrocken treuherzig, als wäre der wackere Wahlspruch ihres Geschlechtes eigens erfunden für den Ausdruck dieser sprechenden blauen Sterne. „Treu gegen Freund und Feind" — wie mußte dieses Mädchen doch auch im Lieben treu und tapfer sein können!

Ein wunderbar aufregendes Gefühl, heiß und eindringlich wie Schmerz, zog ihm durchs Herz, und seine hübschen, lachenden Augen nahmen einen innigen, warmen Ausdruck an.

„Sie geben mir also recht? das ist wirklich nett von Ihnen! Dann werden Sie doch gewiß mir die erbetene milde Gabe nicht vorenthalten, wenn ich einmal meine Bitte wiederhole?"

„Das kann ich unmöglich versprechen!"

„Warum denn nicht?" fragte er dringend.

„Nun — wenn ich etwas verspreche, muß ich es auch halten, unter allen Verhältnissen! Und wie kann ich das, wenn ich nicht weiß, was es sein soll?"

Er wußte es selber nicht. Aber es war ihm, als hielte dieses Mädchen Schätze in seinen Kinderhänden und vermöchte, ihn reich und glücklich zu machen, wenn es ihm davon mitteilte!

Er konnte das Gespräch mit ihr für jetzt nicht fortsetzen, doch behielt er das Gefühl davon zurück, als hätte dieser Augenblick sein Leben in zwei Hälften geteilt.

Später am Abend ging die junge Gesellschaft noch in den Garten hinaus, um das Verglühen des letzten Abendschimmers über dem See und das Aufblitzen der Leuchtkäfer im tauigen Grase zu beobachten. Marita verließ an Eckard Haydens Seite das Haus.

„Sie waren heute bei Tisch recht gelangweilt durch mich, Herr von Hayden!" sagte sie, treuherzig zu ihm aufschauend. „Ich merkte es recht gut, aber sie mußten's schon aushalten, denn ich beabsichtigte meinen linken Tischnachbar dadurch zu ärgern!"

„Sie sind ja zu gütig, gnädiges Fräulein!" erwiderte Eckard mit herzlichem Lachen. „Wenn Sie also künftig sich liebenswürdig mit mir unterhalten, soll ich den Schluß daraus ziehen, daß Sie jemand anderes damit ärgern wollen?"

„Nicht immer! wirklich nicht!" rief sie mit Wärme. „Aber heute war es so, und ich konnte der

Digitized by Google

Versuchung nicht widerstehen, selbst auf die Gefahr hin, mich lästig zu machen."

Sie hatte nicht bemerkt, daß Egon an ihre Seite getreten war. „Wenn Sie sich wieder einmal versucht fühlen sollten, sich lästig zu machen," sagte er weich und einschmeichelnd, „bitte, so nehmen Sie mich doch als Zielscheibe. Ich stehe immer zur Disposition! Wollen Sie?"

Marita lachte ihn an und ihre Augen strahlten dabei, heller als das verglimmende Sonnenlicht, tiefer wie die am Himmel aufleuchtenden Sterne.

Ihre Schritte wurden kürzer, sie blieben hinter den andern zurück.

„Mögen Sie Fräulein von Echtershausen gern?" wandte Eckard sich jetzt an Elfriede.

„Ja, sehr! sie ist ein reizendes Mädchen, echt und unverfälscht wie Heidekraut!"

„Graf Egon scheint Feuer und Flamme zu sein!" bemerkte er halblaut.

„Das widerfährt ihm zuweilen und ich habe seinen Geschmack immer gut gefunden!" entgegnete Elfe. „Man hat in der Beziehung viel Sorge mit den Brüdern!"

Er schwieg ein Weilchen. „Ja, Sie hatten große Sorgen, als wir uns zuletzt sahen, Gräfin!" sagte er weich. „Ich habe oft daran gedacht! Es war mir so schwer, Ihnen nicht helfen zu können!"

Sie blickte ihn ernsthaft an. „Aber Sie halfen mir, Herr von Hayden! Sie waren der einzige Mensch, der es konnte, und ich war Ihnen dankbar dafür!"

„Wenn Sie das meinen, Gräfin, warum hielten Sie mich fern, unnahbar, — den ganzen langen Sommer? Es war eine trostlose Zeit!" Leise, gepreßt klang seine Stimme.

Durch Elfes Herz zog ein banges Empfinden. Wie gern hätte sie ihm gesagt, daß sie ihn schmerzlich, sehnlich vermißt und auch ihr der Sommer wie eine trostlose Zeit erschienen wäre! Dunkel aber empfand sie, daß sie es nicht durfte. Noch nicht! Ob die Zeit wohl einmal kommen würde?! „Es war nicht meine Schuld!" sagte sie leise aber fest. Dies wenigstens durfte sie. Es war die Wahrheit und niemand konnte sie ihr hindern.

VI.

Zwei Tage waren dahingegangen, unter Tennisspielen, Bootfahrten und Streifzügen durch Flur und Wald, — Musizieren und verständnisvollen Gesprächen. Und keine Blütentage und Nachtigallenabende im wunderschönen Monat Mai konnten sonniger und seliger sein, als diese Septembertage mit ihrem kühlen, klaren Herbstlicht über den verschleierten Fernen und dem rotgoldenen Laub.

Der dritte Abend drohte leider ungemütlicher zu werden, poesielos und steif, denn ein ältliches Ehepaar, Graf und Gräfin Roden, Nachbarn und Bekannte der prinzlichen Herrschaften wurden zu Tisch erwartet und mußten ehrbarlich unterhalten werden. Wie schade! Draußen zog ein so warmer Abend herauf, von Sternenschein erhellt, mit weißen Nebelschleiern über See und Thalgründen, so verlockend zum Schwärmen und Schweifen.

Das Diner mit den fremden Gästen war vorüber und die Gesellschaft saß im Boudoir der Prinzessin beisammen. Die Unterhaltung war belebt genug. Gräfin Roden, belesen und kunstverständig, hatte viel Schönes gesehen und gehört und sprach darüber wie ein Buch. Der Graf, ein hervorragendes Mitglied der konservativen Partei im Reichstage, vertiefte sich gern in politische Streitfragen mit jedem, der sich darauf einlassen wollte und fand in Egon einen redegewandten Partner, der jeden Stoff dieser Art mit Sicherheit beherrschte.

Am ungünstigsten standen die beiden Mädchen bei dieser Rollenverteilung, denn niemand richtete an sie das Wort und nur hin und wieder sprachen sie im Flüsterton miteinander.

„Was ist das?" fragte Marita plötzlich, „Hören Sie, Elfe, klang es nicht eben wie Musik?"

„Ja, wie Harfentöne! was kann das sein?"

Ein Lakai, der den Thee hereingebracht, vermochte Auskunft zu geben. Es seien Zigeuner draußen, ein alter Harfenspieler und noch sonst ein paar fragwürdige Gestalten. Ob er er sie fortweisen solle.

„O nein," bestimmte der Prinz rasch. „Sie sollen ungehindert ihre Stückchen vorführen! Veranlassen Sie, daß man ihnen etwas zu essen giebt!"

Der alte Graf, der sich durch diesen Zwischenfall nur ungern hatte unterbrechen lassen, nahm den Faden seiner politischen Auseinandersetzungen wieder auf und alles hörte ihm höflich zu. Nur Marita nicht.

„Hören Sie doch, Elfe, jetzt singen die Zigeuner!" flüsterte sie. „Kommen Sie fort! im Gartensaal steht die Glasthür offen, dort entgeht uns kein Ton, und es klingt so reizend —"

Leise erhob sie sich, einen fragenden Blick auf die Prinzessin werfend. Doch diese, mit der Gräfin beschäftigt, achtete nicht auf sie. Elfe an der Hand mit sich ziehend, schlüpfte sie zur Thür hinaus. Egons Blick folgte den beiden. Sein Interesse an der Politik erlahmte. Er wurde einsilbig, rückte aus den Kreise fort, immer tiefer in den Schatten. Plötzlich war er verschwunden. Eckard aber bemerkte, daß die Augen der alten Gräfin durch das Lampenlicht geblendet würden. Mit der Bereitwilligkeit des vollendeten Kavaliers holte er schnell einen Lampenschirm herbei, blieb dann aber stehen, zögerte noch einen Augenblick, um dann, Egon gleich, „in der Versenkung" zu verschwinden.

Im Gartensaal freilich hörte man die Zigeunermusik aufs deutlichste.

An dem offenen Fenster lehnte Marita und lauschte mit sehnsüchtig bangem Empfinden dem Liede, das draußen eine weiche Frauenstimme zur Harfenbegleitung sang. Wie schwermütig das klang! eine hoffnungslose Liebesklage, für den melancholischen Herbstabend wie geschaffen!

Auf Maritas blondem Lockenhaar lag goldig der Lampenschimmer, um ihre purpurnen Kinderlippen

Digitized by Google

ging ein schmerzlicher Zug. Ihre Augen, träumerisch, halb geschlossen, blickten lauschend in die Dämmerung hinaus. Neben ihr stand Egon. Er hörte nichts von dem Singen, er sah weder Sternen- noch Lampenschimmer, seine Augen umfaßten sie allein mit heißem Entzücken und sein Herz schlug ungestüm.

Draußen verstummte jetzt Gesang und Harfenspiel und eine Geige erhob melodisch und kraftvoll ihre Stimme.

Nah an der weitgeöffneten Glasthür saß Elfe in weiches Polster geschmiegt und lauschte gesenkten Hauptes. Im Rahmen der Thür aber lehnte Eckard Hayden.

„Wie musikalisch die Leute sind!" sagte er plötzlich. „Hören Sie nur, Gräfin, dies vorzügliche Geigenspiel!"

Elfe hob langsam den Kopf empor, ihre Augen erweiterten sich, ein merkwürdiger Ausdruck von Spannung trat auf ihr Gesicht. Was war das? — Richard Wagners „Albumblatt" — wie es Waldemar zu spielen pflegte, von einem herumstreifenden Zigeuner. Und dann eine Melodie — wo hatte sie doch die gehört? in Prieborn, in sternenheller Sommernacht, da der Wind in den Zweigen rauschte und leise die Geige ihr Abschiedslied dazu gesungen. Die Worte fielen ihr ein:

„Du gehst dahin wie das Sonnengestirn,
Das die Perser kniend verehren,
Und ich schaue, bis ich erblindet bin
Dir nach, o Tageskönigin,
Bis Du sinkst in blauenden Meeren!"

Die Sonnenanbetung!

Elfe erhob sich plötzlich, rasch, entschlossen und trat auf die Thür zu.

„Gräfin, wo wollen Sie hin?" fuhr Eckard aus seiner träumerischen Ruhe auf. „Sie werden doch nicht zu den Zigeunern —"

„Ja, ich habe den einen etwas zu fragen!" erwiderte sie. „Bitte, lassen Sie mich, Herr von Hayden, ich möchte ihn allein sprechen! Beunruhigen Sie sich nicht darum!" Sie ging an ihm vorüber und zog die Thür ins Schloß.

Auf der Treppe blieb sie stehen. Das Geigenspiel verstummte, drei dunkle Gestalten hoben sich ungewiß von dem schwarzen Schatten des Hauses ab. Aus dem hohen, breiten Fenster fiel der Lampenschein heraus und über die Freitreppe hin. Lichtumflossen stand Elfe da in ihrem weißen Kleide, als wäre sie es *selber*, von der das Licht ausströmte. Leicht vorgeneigt, spähte sie in das Dunkel hinein.

„Albano!" rief sie mit weicher Simme.

Ein Schrei antwortete ihr. Und dann stürzte er vorwärts, aus dem Dunkel heraus und stand vor ihr, hell beleuchtet, deutlich, unverkennbar. Seine Geige hielt er in der Hand und ließ sie zu Boden sinken, mit hastiger Bewegung riß er sich den Rattenfängerhut vom Kopf. So sah sie ihn ganz. Elend und verkommen sah er aus. Der schwarze Sammetrock, den sie so gut an ihm kannte, war farblos, geflickt und zerrissen, das Haar verworren, ungepflegt, sein Antlitz gelb und verhungert. In den schwarzen eingesunkenen Augen aber glühte Verzweiflung und ungestilltes Sehnen.

Das Zigeunermädchen trat an seine Seite und hielt der Dame bettelnd die Hand entgegen. Es war ein schönes Geschöpf, mit brennenden Augen und weißen Zähnen, Korallenschnüre um den braunen Hals.

Albano rief ihr hastig, unwirrsch ein paar Worte zu und langsam zog sie sich in den Schatten zurück. Elfe hatte kaum darauf geachtet.

„Sie sind es wirklich, Albano?" rief sie. „Wie ist das möglich! Nicht viel länger als ein Jahr ist es her und was ist aus Ihnen geworden!"

„Gräfin Elfe, Sie haben ja nicht einmal gefragt, ob ich es sei," rief er außer sich, „Sie haben mich gerufen! O, sagen Sie mir, woran haben Sie mich erkannt?"

„An Ihrem Spiel, Albano, an Ihrem Lied! ich erkannte es wieder! Die Sonnenanbetung! Und so konnte es niemand spielen, als Sie!"

„Gräfin Elfe, an meinem Spiel haben Sie mich erkannt? O dann erkennt auch meine Kunst mich noch an, dann stößt sie mich nicht von sich, dann giebt es noch Rettung für mich!" Er sank auf die Kniee vor ihr nieder und brach in ungestümes Weinen aus.

Tief bewegt sah Elfe auf ihn herab, doch ließ sie ihn weinen, ungestört. Sie fühlte, daß diese Erschütterung vielleicht eine Rinde durchbrach, unter der sein besseres Selbst aufs neue sich hervorzuringen vermöchte.

Endlich aber beugte sie sich sanft zu ihm hinab. „Freilich sind Sie zu retten, Albano, niemand zweifelt daran! Nun seien Sie ruhig, damit ich mit Ihnen sprechen kann!"

Er richtete sich auf und sah mit den thränenerfüllten Augen zu ihr empor.

„Darf ich den Saum Ihres Kleides noch berühren, Gräfin? Ich bin verkommen in Elend, aber nicht in Sünde und Laster, nicht ganz, nicht so, daß ich mich vor Ihren Augen verbergen müßte!"

„Kommen Sie jetzt mit mir, Albano," sagte Elfe, „wir wollen meine Mutter um Rat fragen —"

Mit einem Ausruf des Entsetzens fuhr er zurück. „Um alles in der Welt, nein! O, sagen Sie mir nur, der Fürst ist doch nicht hier?"

„Nein, nein, gewiß nicht! beruhigen Sie sich! Der Fürst ist sehr weit von hier, in Rio de Janeiro, am andern Ende der Welt! Nur meine Mutter und mein Bruder Egon!"

„Gott sei Dank! — Gräfin, ehe ich dem Fürsten so unter die Augen träte, ihn sehen ließe, daß ein Vagabund aus mir geworden, — eher liefe ich fort von hier und in den See dort hinein! Doch auch die Frau Fürstin soll mich so nicht wiedersehen, auch Graf Egon nicht! Lieber lasse ich alle Lebenshoffnung fahren und sterbe am Wege in Hungersnot, wie es sich für einen armen Seiltänzerjungen geziemt!"

„Sind Sie denn um nichts verständiger geworden in diesem Wanderjahre, armer Albano?" unterbrach sie ihn lächelnd. „Sie betteln vor den Thüren und nehmen Almosen von fremden Leuten. Nur von den wenigen, die Ihnen nahe gestanden,

Digitized by Google

die es wirklich gut mit Ihnen meinen, wollten Sie sich nicht helfen lassen?"

„Wie wollten Sie mir helfen?" fragte er, ruhiger werdend.

„Das kann ich so rasch selber nicht sagen! Vor allen Dingen müssen Sie eingekleidet werden, wie sich's gehört, und essen und trinken, damit Sie wieder zu Kräften kommen und dann! ja dann werden wir weiter sehen, dem Landstreicherleben wenigstens machen wir ein Ende, das versichere ich Sie!"

Er senkte tief den Kopf.

„Ich habe vor den Thüren gefiedelt, ja — aber nicht gebettelt! Es war Spielmannslohn, kein Almosen, das ich genommen! — Früher, von des Fürsten Güte empfing ich Almosen, das weiß ich wohl! aber seit ich die goldene Kette abgeschüttelt, habe ich mir gelobt, von keinem Menschen Hilfe je wieder anzunehmen! Nur von Ihnen, gnädigste Gräfin! Sie sind für mich kein Mensch, Sie sind der gute Engel meines Lebens, nein, mehr als das, die Muse, die Göttin meiner Kunst! Von Ihnen, wenn Sie sich erbarmen wollen, will ich mir helfen, mich retten lassen!"

„Aber wie kann ich es, ohne meine Mutter zu fragen?"

Er besann sich nicht, er sprach nur den Wunsch aus, der ihm schon seit Jahresfrist im Herzen brannte. „Geben Sie mir ein Empfehlungsschreiben an den Hofkapellmeister Richard Baumgart in Ilmhausen mit. Er thut, was Sie wollen. Erinnern Sie sich seiner nicht? Er hat in Berlin oft mit dem Fürsten musiziert und hörte Sie einmal spielen! Es ging ihm, wie so vielen, Gräfin, er verlor den Kopf darüber und komponierte Nokturnes und Serenaden für Sie! Er hat's sicher nicht vergessen!"

Else überlegte kurz und ernstlich.

„Kommen Sie morgen früh um zehn Uhr und lassen Sie sich bei mir melden, nur als ‚der Zigeuner', nichts weiter. Dann werde ich Ihnen das Gewünschte geben! Bis dahin leben Sie wohl! Hier nehmen Sie dies noch, es wird hinreichen zu einem Abendessen und Unterkommen für die Nacht! Es ist mein Eigentum, also brauchen Sie sich nicht zu besinnen!" und sie schob ein winziges Geldtäschchen von Perlmutter in seine Hand.

„Ich thue, was Sie mir befehlen, gnädigste Gräfin!" sagte er, mit seinem Hut den Boden streifend, hob seine Geige auf und verschwand im Dunkel der Schatten.

Else kehrte langsam ins Haus zurück. Da fand sie die Glasthür offen, die sie beim Hinausgehen so energisch geschlossen und sah Eckard Hayden vor sich stehen. Überrascht hemmte sie ihren Schritt.

„Sie sind mir gefolgt, Herr von Hayden?"

„Ja, Gräfin! Zürnen Sie mir deshalb? Glauben Sie, Ihre Frau Mutter hätte es geduldet, daß Sie sich dem Alleinsein mit diesen Vagabonden aussetzten?"

„Mit diesem Vagabonden — ja, gewiß! Ich kenne ihn, wie Sie wohl gehört haben und war meiner Sache sicher!"

Eckard schwieg. Sie hatte ja das Recht, seine Einmischung zurückzuweisen. Aber mußte es in dieser kühlen, hoheitsvollen Weise geschehen, die ihn so fern von ihr stellte, als wäre es Vermessenheit gewesen, die Grenzlinie zu überschreiten?

Else fühlte, daß sie ihm weh gethan. Still setzte sie sich ans Fenster, stützte den Kopf in die Hand und schaute in die Dunkelheit hinaus.

Marita, die vorhin hier gestanden, saß jetzt behaglich in der Sofaecke und Egon auf niedrigem Sessel zu ihren Füßen. Er hatte nichts gehört noch gesehen von dem, was um ihn her vorgegangen, so ganz fesselte ihn ihr Anblick und ihre Stimme allein. Jetzt schaute er auf.

„Die Zigeuner haben mit ihrem Gefiedel aufgehört, Hayden, erbarmen Sie sich und spielen Sie etwas, damit wir einen Vorwand haben, hier zu bleiben! aber nicht zu schön, bitte, sonst kommt die alte Contessa und will zuhören!"

„Still, nicht so laut, Graf! ich bin Hofdame und muß auf gute Sitte halten!" kicherte Marita.

„Gut, ich werde spielen!" sagte Eckard halblaut. Als er aber an Else vorbei ging, wandte sie den Kopf herum.

„Herr von Hayden —"

Er trat schnell zu ihr.

„Sie haben meine Unterredung mit Albano gehört?" fragte sie leise.

„Ja, Gräfin! Können Sie's mir nicht vergeben? Es war eine Indiskretion, gewiß! aber müssen Sie mich so hart dafür büßen lassen?"

„Ich habe Ihnen ja gar keine Vorwürfe gemacht, sondern Sie mir!" entgegnete Else. „Jetzt wollte ich einen Rat von Ihnen erbitten, nichts weiter!"

„Einen Rat — erbitten!" Er setzte sich zu ihr. „Gräfin, Sie wenden den Vorwurf auf mich zurück! Verzeihen Sie mir! es war mir ein schreckliches Bewußtsein, Sie verletzt zu haben!"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, nein, verletzt hatten Sie mich nicht! Aber Sie waren erzürnt über mein Benehmen und ich glaube, Sie thaten mir Unrecht!"

„Gräfin Else —"

„Ja! Sollte ich um irgend einer unbegründeten Besorgnis willen diesen einsamen, verlassenen Menschen seiner Not und Verkommenheit preisgeben, ohne mich um ihn zu kümmern? Er war meines Bruders Schützling, und ich besaß einigen Einfluß auf ihn, niemand vielleicht außer mir, und darum habe ich auch Verpflichtungen gegen ihn!"

Eckards Blick hob sich langsam zu dem ihren auf. „Ich bezweifelte ja nicht, daß Sie recht handelten, ich sorgte mich nur um Sie, und es war mir schwer, daß Sie mich so stolz in meine Schranken zurückwiesen! Gräfin Else — darf ich sie nie wieder überschreiten?" Wie ein Ansturm heißester Empfindung sprach es aus seinem Ton. Else fühlte sich von einem Gluthauch berührt, der sie bis ins Herz durchschauerte. Stumm lehnte sie sich zurück, und das Schweigen währte sekundenlang. Gewaltsam besann sie sich auf den ursprünglichen Faden des Gesprächs.

Digitized by Google

„Kennen Sie den Kapellmeister Baumgart in Ilmhausen?“ fragte sie endlich.

„Ja! Ich habe ihn öfter in Bayreuth und im Hause Ihres Bruders, des Fürsten, gesehen!“

„Und halten Sie ihn für die geeignete Persönlichkeit, sich Albanos anzunehmen und ihm zu helfen?“

„Ich weiß nicht! — Er ist ein bedeutender Musiker und ein kluger, liebenswürdiger Mensch, noch sehr jung und, wie ich glaube, ein schwieriger Charakter. Doch hat Albano in Ihnen eine Fürsprecherin, welche ihm jedenfalls am besten die Wege ebnen wird!“

„Das wäre mir die Hauptsache, denn helfen muß ich ihm!“ erwiderte Elfe. „Ich wollte eines Musikers Ansicht darüber hören, ob dieser Weg der richtige wäre! Mein Bruder Waldemar ist nicht hier, darum wandte ich mich an Sie!“

„Ich werde mir diese Auszeichnung zu verdienen suchen, Gräfin! Befehlen Sie, daß ich selber hinreise und mit Baumgart spreche? Ich thue es mit tausend Freuden, alles, was ich soll! nur nicht jetzt, während Sie noch hier in Wendenstein sind, — diese wenigen Tage —“

„Sie sind sehr freundlich, Herr von Hayden, ich danke Ihnen —“

Er nahm ihre Hand und preßte sie an seine Lippen, zum ersten Mal, so lange er sie kannte. Doch nur einmal, kurz und heiß. Dann gab er sie frei, stand auf und trat zur Seite.

Die Fürstin war hereingetreten, um sich nach ihren Kindern umzusehen, da die alte Gräfin endlich ihren Vortrag beendet hatte. Das unterhaltende Ehepaar rüstete sich jetzt zum Aufbruch, und als der fortrollende Wagen dasselbe entführte, einigten die Zurückbleibenden sich zu dem Schluß, daß auch die liebenswürdigsten Tischgäste unter Umständen recht angreifend sein könnten.

Das Beisammensein wurde an diesem Abend nicht mehr lange ausgedehnt.

Als Elfe mit ihrer Mutter die Treppe hinaufging, blieb sie plötzlich stehen und wandte sich zu Egon zurück, der ihnen folgte.

„Lieber Egon — hör' mich einen Augenblick an, ich habe eine große Bitte an Dich!“

„Eine Bitte — holdes Schwesterlein, sprich sie aus, den Mond hole ich Dir vom Himmel, wenn Du mir nur genau angiebst, wie ich's machen soll!“

Elfe legte beide Hände auf ihres Bruders Schultern und blickte schmeichelnd und eindringlich zu ihm auf.

„Liebster Egon, schenke mir den blaugewürfelten Anzug, den Du gestern vormittag trugst! Er kleidet Dich gar nicht, sieht unelegant und schäbig aus, und ich kann ihn so gut gebrauchen!“

„Liebes Elschen, willst Du auch meinen Tennisanzug und den Frack nebst Zubehör, und den neuen englischen Paletot? Es steht Dir alles zur Verfügung! Aber erkläre mir, warum Du das fortan tragen willst, ich kann es mir wirklich nicht kleidsam für Dich denken!“

„Laß das meine Sorge sein, Du Strick!“ lachte sie. „Sei nur gut und gieb mir den Anzug heute noch, hier auf der Stelle! Morgen um diese Zeit werde ich Dir bereits erzählt haben, wo er gestrandet ist! Und nun hole ihn, Herzensjunge!“

„Selbstverständlich! Aber dann thu' auch mir einen Gefallen, Schwesterchen! Lege bei Waldemar ein gutes Wort für mich ein, daß er meine Schneiderrechnung bezahlt! sie ist so unmenschlich hoch, daß mir die Haare zu Berge stehen, wenn ich nur daran denke!“

„Er soll sie Dir bezahlen!“ rief Elfe. „Als ob er nicht immer thäte, was Du von ihm verlangst!“

„Gut, ein famoser Handel!“ lachte Egon und küßte seine Schwester mit brüderlicher Wärme. Dann ging er und überreichte ihr einige Minuten später, säuberlich zusammengefaltet, die erbetene Gabe.

VII.

„Der Zigeuner von gestern abend wünscht gnädige Gräfin zu sprechen!“ meldete der Lakai. Elfriede empfing ihn im Vorzimmer.

Albano hatte sich sichtlich bemüht, seinem Äußeren einen sauberen und sorgfältigen Anstrich zu geben. Man sah jetzt beim Tageslicht eher als in der phantastischen Abendbeleuchtung gestern die Spuren einstiger, besserer Gewöhnung an ihm, wenn auch Hunger und Elend deutlich genug ihre Merkmale seinem Antlitz aufgeprägt hatten.

„Hier ist der Brief an den Hofkapellmeister Baumgart!“ sagte Elfe. „Ich wäre sehr froh, wenn er Ihnen gute Dienste leistete!“

Albano warf einen scharfen Blick darauf. „Das ist nicht Ihre Handschrift, gnädigste Gräfin!“

„Nein! es ist die meiner Mutter! ich pflege nicht an junge Herren zu schreiben!“

Albano schob den Brief zurück, dunkle Farbe lief über seine Stirn. „Das kann mir nichts nützen!“ sagte er kurz und schroff.

Elfe sah ihn an. „Mein lieber Albano, es können Ihnen weder Empfehlungsbriefe noch sonstige Hilfen etwas nützen, wenn Sie so unverändert starrköpfig und unbändig sind! Baumgart soll ein schroffer und schwieriger Charakter sein! Konnten Sie den sanften Druck von meines Bruders Hand nicht ertragen, wollen Sie es jetzt auch nicht einmal dulden, daß Ihr Wunsch in etwas anderer Form erfüllt wird, als Sie gedacht, — wie soll es möglich sein, daß Sie sich in der Fremde dort fügen und unterordnen, wo niemand Anteil an Ihnen nimmt und alle Rücksichten fortfallen! Ich hoffte so sehr, Ihnen helfen zu können, doch sehe ich zu meinem Kummer, daß es unmöglich sein wird!“

Albano blickte sie flehend an. „Gräfin, ich möchte Ihnen so gern beweisen, daß Sie mir unrecht thun, daß ich nicht undankbar bin, und nicht so unlenksam, als Sie meinen! Sie sollten mich doch besser kennen! Darf ich Ihnen nicht den Beweis liefern, daß ich dennoch Ihrer Hilfe und Teilnahme wert bin?“

Digitized by Google

„Ach, thun Sie das, Albano, es wird mich unendlich freuen!“ rief sie mit Wärme. „Hier ist der Brief, nun seien Sie vernünftig — und dort ein Anzug, den mein Bruder Egon mir geschenkt hat, nicht ahnend für wen er bestimmt ist! So können Sie nun wenigstens in ordentlichem Aufzuge an Ihrem neuen Bestimmungsorte erscheinen! Doch jetzt noch eins! Was wird aus Ihren Gefährten, dem alten Harfenspieler und seiner Tochter? sie schien mir noch sehr jung zu sein!“

Albano wich ihrem Blick aus. „Ich hätte mich zum Winter doch von ihnen getrennt, schon jetzt war dieses Leben kaum zu ertragen! Sie beide sind Zigeuner, — in mir ist das Seiltänzerblut doch nicht stark genug vertreten!“

„So geben Sie ihr dieses Kleidungsstück von mir! Es ist immerhin warm und wohl geeignet zum Umherstreifen im Winter!“

Er nahm auch dies noch, und dann dankte er der anmutigen Geberin mit all der Wärme und Hingebung, die nur sie in seinem Herzen zu erwecken vermochte. Bewegt und sorgenerfüllt für sein ungewisses Schicksal und seinen schwer zu lenkenden Charakter entließ sie ihren Schützling endlich.

Die Tage in Wendenstein gingen zu Ende, es zogen Regenwolken über den Himmel hin, und die Herbststimmung in Flur und Wald nahm einen schwermütigen Charakter an.

Der letzte Abend war es. Für morgen stand die Abreise bevor. Die Prinzessin hatte nach Tisch noch mit ihren Gästen einen Spaziergang durch den Park unternommen, nur Else war zurückgeblieben auf den Wunsch ihrer Mutter, da sie hustete und diese den Einfluß der feuchtkalten Abendluft für sie fürchtete.

Sie war allein im Hause und doch nicht allein. Es wogte eine Flut von Gedanken, Hoffen und Fürchten durch ihr Herz und um ihr Haupt, als wallte eine Schar von Gespenstern um sie her, die sie ängstigte und erschreckte. Die Luft im Zimmer erschien ihr schwül. Sie öffnete die Glasthür zur Veranda und blickte hinaus auf den herbstlich bunt gefärbten Park und die blaßgoldenen Abendwolken, die darüber schwebten.

Da war es ihr, als ginge eine Thür drinnen im Zimmer, als störten leise Tritte das atemlose Schweigen. Hatten die Gespenster greifbare Gestalt angenommen? Sie wagte nicht um sich zu blicken, ihr Herz begann zu pochen, bang, doch voll glühender Erwartung.

Nicht ihr aber näherten sich die Schritte, sondern dem Flügel, der in der Tiefe des Zimmers stand, und gleich darauf erklangen die Saiten unter einem Sturm aufwogenden Gefühls, klagend, flehend und jauchzend nacheinander, — so wie es nur dem Künstler verliehen ist, den lebendigen Schlag seines Herzens in Töne umzusetzen.

Else stand regungslos, den Kopf tief gesenkt, die herabhängenden Hände gefaltet, und lauschte hingerissen den Klängen, die süß und berückend ihr Ohr umschmeichelten. Es waren alles bekannte Weisen, die ihr Bayreuth ins Gedächtnis riefen und manche Stunde ihr vergegenwärtigten, da sie wie jetzt unter dem Bann dieser Musik gestanden, und sich gebeugt hatte vor ihrer Macht.

Aufmerksamer ward ihr Lauschen. Die Bayreuther Klänge gingen über in freie Phantasie: „Die Seligkeit“, eines von Eckards Liedern, welches sie so sehr liebte. In leidenschaftlicher Glut verwob er phantasierend die einzelnen Gedanken dieses Liedes, als wollte er zu ihr sprechen, und es war ihr wirklich, als könnte sie jeden Ton verstehen.

„Man könne schon auf Erden
So überselig werden!“

Diese Schlußworte besonders drangen ihr stürmend zum Herzen. Wie mächtige Wellen schlugen die Töne ihr überm Haupt zusammen, rissen alles Denken und Wollen mit sich hinweg und umbrandeten ihr Herz mit der Hochflut eines einzigen, sieghaft mächtigen Gefühls.

Fast unwillkürlich, als ob sie sich der Zaubermacht zu entziehen versucht, war sie auf die Veranda hinausgetreten. Hier sank sie auf einen Gartenstuhl, legte beide Arme auf den Tisch und den Kopf darauf. So blieb sie lange.

Es war inzwischen dunkel geworden, die goldenen Wolken verblaßt, und der frühe Herbstabend breitete schwarze Schatten zwischen den Bäumen und Sträuchern hin. Tiefes Dunkel lagerte unter dem Rankendach der Veranda, nur die weiße Elfengestalt hob sich licht und klar von dem Hintergrunde ab.

Plötzlich verstummte die Musik. Else erschauerte bangend bis ins Herz hinein. Sie wagte nicht zu atmen. Dann ein hastiger Schritt, und Eckard stand neben ihr. Er beugte sich über ihr gesenktes Haupt, seine Hand umfaßte die ihre, erst sanft, dann immer fester, mit heißem, zwingendem Druck.

„Gräfin Else, haben Sie mich verstanden?“ flüsterte er nah an ihrem Ohr. „Ich habe zu Ihnen gesprochen, meine ganze Seele vor Ihnen ausgeschüttet! Haben Sie mich verstanden, Else?“

Seine Stimme bebte, sein Atem streifte das duftige Haar an ihrer Schläfe.

„Ich habe Sie verstanden!“ sagte Else leise, doch mit süßer Gewißheit im Ton. Sie hob den Kopf auf, und es flutete ein Glanz wie Himmelslicht aus ihren Augen über ihn hin. Unsagbares Entzücken erfüllte sein Herz und raubte ihm für einen Augenblick völlig die Besinnung. Wenn sie ihn verstanden, wenn dieser Blick ihm ihres Herzens unermeßliche Schätze enthüllte, dann bot ihm ja das Leben den höchsten Preis der Glückseligkeit.

„Else, ist das wirklich wahr? Wissen Sie denn, was ich fordere von Ihnen? Wissen Sie, daß meine Seele seit lange Ihr Eigentum ist, und was ich als Gegengabe von Ihnen haben muß — — Dich selber, Else, mein Kleinod —“ und von seiner Empfindung fortgerissen, berührte er mit den Lippen die blütenweiße Stirn des Mädchens.

Else erhob sich hastig. Das Bangen wie vor einem Verhängnis, das bei seinem ersten Anblick sie berührt, erfaßte sie jetzt beängstigend und doch mit einem Schauer der Wonne. Sie wollte fliehen, doch der Druck seiner Hand, der Ton seiner Stimme, die

Digitized by Google

heißen Liebesworte, die er sprach, bannten sie fest wie mit Zaubergewalt.

Dann aber plötzlich traf irgend ein Lichtschimmer ihr Auge, ein harter Laut ihr Ohr. Es war, als ginge ein Luftzug kalt und scharf über ihr Haupt hin. „Der Tag — der neidbereite."

Die Thür ging hastig auf und die Fürstin Hohenstein trat heraus.

„Elfe — hier finde ich Dich? Herzenskind, um Dich vor der Abendkühle zu schützen, ließ ich Dich im Hause zurück! Bitte, geh hinein!"

Elfe löste langsam ihre Hand aus der seinen und mit einem tief aufleuchtenden Blick erst ihn und dann ihre Mutter streifend, ging sie an ihnen vorüber ins Haus.

Die Fürstin und Eckard Hayden standen einander gegenüber. Ein Lichtschein vom Zimmer her beleuchtete ungewiß sein Antlitz, dessen Ausdruck fiebernder Leidenschaft in seltsamem Widerspruch zu seiner sonstigen Ruhe stand. Sein Blick begegnete dem ihren mit entschlossener Herausforderung.

„Nein, mein lieber Herr von Hayden!" sagte die Fürstin langsam und mit vielumfassender Betonung. Eine kurze Pause der Spannung trat ein, dann fuhr er auf.

„Nein, sagen Sie, Fürstin? Das Wort in diesem Augenblick ist ein Todesurteil, und mehr als das! Aus welchem Grunde sollte ich mich ihm unterwerfen? Es giebt in der Welt keine Macht, die mich hier zurückschrecken könnte!"

„Nein, Herr von Hayden! So leichten Kaufes gebe ich mein Kleinod nicht aus der Hand! Meine Tochter ist achtzehn Jahre, ihr Kinderherz ohne jegliche Erfahrung, seiner eigenen Empfindungen noch ungewiß, von Ihrer Persönlichkeit beeinflußt, von dem Zauber Ihrer Kunst umgarnt! Ich werde sie zunächst diesem Banne entziehen, er wird seine Echtheit dann zu beweisen haben!"

Er war blaß geworden. „Fürstin, weshalb diese Zurückweisung? Fürst Waldemar hat mir öfter zu verstehen gegeben, daß ihm mein Verkehr mit seiner Schwester durchaus erwünscht wäre!"

„Aber nicht ich, Herr von Hayden! So warten Sie meines Sohnes Heimkehr ab, und gönnen Sie bis dahin meinem Kinde die Ruhe und Überlegung, welche ich für notwendig halte! Legen Sie, bitte, meiner Handlungsweise keine anderen Gründe unter, als die, welche ich Ihnen genannt! Sie werden heute sicher geneigt sein, mich mißzuverstehen und zu verurteilen!"

Eckards Gesicht war dunkel geworden in Groll und Schmerz bei ihren Worten. Fest und zuversichtlich aber stand er vor ihr.

„Fürstin, verzeihen Sie mir! Wenn Gräfin Elfe mich der Göttergabe ihrer Neigung für würdig hält, so stelle ich ihre Entscheidung als maßgebend für mich über jede Autorität der Welt!"

Über das schöne, feine Antlitz der Dame ging ein Ausdruck der Spannung und des Verständnisses. „Gut, Herr von Hayden! wenn diese Entscheidung sich als unumstößlich bewährt hat, — dann sollen Sie mir willkommen sein!" Sie streckte ihm die Hand hin. Eckard schrak zurück, des Zugeständnisses sich bewußt, das er einging mit diesem Handschlag. Fragend, finster schaute er zu ihr auf. Derselbe Blick begegnete ihm, klug, tief und klar, mit dem ihn Elfe angeschaut, wenn sie ihre schönen, ernsten Anschauungen siegreich vor ihm verteidigt. Und dies war Elfes Mutter.

Er nahm ihre Hand, entschlossen, mit festem Druck und zog sie an seine Lippen. Dann verließ sie ihn.

VIII.

Ein frostiger Morgen mit wolkenverhangenem Himmel und frischem Windstoß, der die goldenen Blätter vor sich hertrieb, brachte die richtige Abschiedsstimmung für die kleine Gesellschaft mit sich. Eckard Hayden war vor Tagesgrauen auf einen Rehbock ausgegangen und nicht zu Schuß gekommen, hatte sich dann noch zur Ruhe gelegt und erschien erst spät, sodaß man ihn bereits ungeduldig zur Tennispartie erwartete. Elfe durfte sich an derselben nicht beteiligen, denn ihr Husten war seit gestern abend schlimmer geworden, wie die Fürstin mit einem vorwurfsvollen Seitenblick auf Eckard bemerkte. Die Prinzessin behielt deshalb ihren Liebling zu einem kleinen Spaziergang auf den geschützten Parkwegen in ihrer Gesellschaft zurück.

Die letzte Tennisschlacht war ausgefochten, die Spieler trennten sich und schlenderten noch ein letztes Mal nach dem See hinunter. In zwei Stunden war die Frist des Beisammenseins abgelaufen.

Dunkler als sonst, leicht bewegt, fast zornig erschien der See. Keine Schmetterlinge schwebten am Schilfrande, der Kahn schwankte auf und nieder. Marita sprang hinein, blieb in der Mitte stehen und schaute fort nach dem Waldufer hinüber. Ihren breiten hellblauen Filzhut hielt sie in der Hand. Das blonde Haar war von der lebhaften Bewegung des Spiels ein wenig gelöst, und der Herbstwind tändelte übermütig mit den weichen Löckchen an Stirn und Nacken.

Egon stand, den einen Fuß auf dem Rand des Kahnes und hing an ihr mit sehnenden Blicken. In zwei Stunden mußte er fort und konnte diesen süßen Anblick nicht mehr genießen, nicht mehr in ihre Augen sehen, weder ihr entzückendes Lachen hören, noch ihr reizendes Grollen und Zürnen. Der Gedanke that ihm so weh, wie nie zuvor ein Scheiden und Meiden in seinem ganzen Leben.

„Fräulein Marita, wonach schauen Sie so unverwandt?" rief er mit weich bewegter Stimme. „Sehen Sie mich doch noch einmal an! Ich gehe ja nun fort und wer weiß, wann ich — je — wieder —" er brach ab, das Sprechen fiel ihm schwer. Sie aber ließ seinen Wunsch unerfüllt und senkte tief das Köpfchen auf die Brust.

Mit hastiger Bewegung sprang er in den Kahn, dieser schwankte und schaukelte. Die junge Dame,

Digitized by Google

auf solchen Stoß nicht vorbereitet, hätte das Gleichgewicht verloren, wenn nicht sein Arm sie umschlungen, so fest, so warm, daß sie sich beschützt und geborgen fühlen mußte, ob sie wollte oder nicht. Noch tiefer sank das Köpfchen und warme Rosenfarbe lief über das weiche Antlitz.

„Marita, meine wilde Rose, mein schlafendes Dornröschen, das ich mir auferweckt, für mich ganz allein! Sieh mich doch nur an, ein einzigesmal, ich bitte Dich so sehr ich kann! zeig mir Deine süßen Augen, bitte, bitte!"

Da hob sie endlich das Köpfchen zu ihm auf. In den blauen Tiefen glänzten helle Tropfen.

„Marita, ich habe Dich so grenzenlos lieb!" rief er mit bebend unterdrückter Stimme. „Ich wollte, ich könnte schon heut, diese Stunde, Dich an mich ketten durch heiliges Gelübde! Aber ich kann es nicht, ich bin abhängig von meinem Bruder und seiner Großmut! Ich muß auf seine Entscheidung und vielleicht auch noch länger warten! Marita — Treu gegen Freund und Feind — süßer Herzensschatz, sag' mir, wirst Du auch in der Liebe so treu und so tapfer sein?"

„Ja, Egon!"

Wie klang das so zuverlässig, so unantastbar echt! Egons Herz quoll über in unfaßbarer Wonne und seligem Hochgefühl.

Fest zog er sie an sich und drückte auf ihre Kinderlippen den Kuß, der sie zu seiner Braut, zu seines Herzens Eigentum ihm weihte.

Nun hatte sie ihm die milde Gabe verliehen, die kostbarste, die sie zu gewähren vermochte, hier auf der Stelle, wo der arme Reisende sie zuerst darum gebeten. Er konnte wohl zufrieden sein mit der Erfüllung seines Wunsches.

Die Abschiedsstimmung war noch vorhanden, doch lastete sie nicht mehr so drückend, wie am Morgen, auf den Anwesenden, denn der tiefinnerliche Herzensjubel, der Egons ganzes Wesen durchleuchtete, wirkte fortreißend auf sie alle.

„Ein Champagnerfrühstück als Henkersmahlzeit ist ein idealer Gedanke!" sagte er, mit seinen lachenden Augen durch das Monocle die Tafel überschauend. „Ein idealer Gedanke, und die Ausführung würdig dieses Märchenlandes, in dem wir hier gelebt haben! Wollen mir Euer Hoheit denn gestatten, ein letztes Glas auf Ihr Wohl zu leeren, mit unserm Dank an die Feenkönigin, die uns hier beherbergt und in ihrem Zauberreich nichts als Märchen hat erleben lassen! Doch was die Hauptsache ist, keine trügerischen, sondern eine märchenhafte Wirklichkeit!"

„Dieser Nachsatz scheint mir die Hauptsache zu sein, lieber Graf Egon!" gab die Prinzessin lächelnd zurück. „Märchen in der Wirklichkeit zu erleben, ist bekanntlich Sache der Sonntagskinder, welche die Vogelsprache verstehen und in den Sternen lesen können!"

„O, ein Sonntagskind bin ich nicht, Hoheit, ich armer sterblicher Alltagsmensch!" rief Egon. „Und doch habe ich hier Schmetterlinge und Vögel und Sterne verstehen gelernt!" Das Feuer, das aus seinen Augen sprühte, und die Rosen auf den Wangen ihrer kleinen Hofdame halfen der Prinzessin, diese blumenreiche Sprache verstehen. Lachend streckte sie ihm die Hand hin.

„Wohl Ihnen, wenn Sie das so schnell gelernt haben! Hoffentlich kommen Sie bald wieder zu uns und vervollkommnen sich in dieser heilbringenden Wissenschaft!" Er verstand sie, unendlich beglückt und küßte in feuriger Verehrung die Hand seiner fürstlichen Gönnerin.

„Und Sie, Wehwalt?" wandte sich Prinz Konstantin an Eckard. „Zurückweisender denn je, lehnen Sie alle Märchen und Feenbekanntschaften ab bis zum letzten Augenblick?"

Eckard war dem Gespräch nicht gefolgt. Zerstreut und zurückhaltend blickte er auf und versuchte zu lächeln, doch vergebens. „Der Name, den mir Euer Hoheit beilegen, ist ja bezeichnend genug!" murmelte er.

„Nur vorübergehend, ich garantiere Ihnen dafür!" flüsterte der Prinz ihm zu. Er wußte den Zusammenhang nicht, aber er ahnte ihn und verstand seines Freundes Stimmung. „Sie enttäuschen mich aber schmerzlich, lieber Eckard," fuhr er laut in leichtem Ton fort. „Als ich mir diese auserlesene Gesellschaft hier zusammenlud, lauter Sonntagskinder, selbst Egon, wie wir heute scheint, nicht ausgenommen, da hoffte ich bestimmt, sie würden sich alle mit Vogelsprache und Sternenlesen abgeben und des Märchenlebens würde kein Ende sein"

„Ich glaube, Sie dürfen diese Hoffnung als erfüllt ansehen, Hoheit!" wandte sich die Fürstin lebhaft ihm zu. „Es war gewiß ein Zauberland, in das Sie uns geladen! und unsere Schuld wäre es, wenn wir unberührt davon geblieben! Heißt es nicht von den Königen wie von den Dichtern, daß sie auf der Menschheit Höhen wohnen? Wie nun, wo sich beides vereinigt? wo wir hohen Fürstenrang mit dem künstlerisch geadelten Geist beisammen finden? Ist nicht unser Lieblingswort ‚Sonntagskinder' nur ein schwacher Ausdruck, um die sonnige Höhe zu bezeichnen, auf der solche begnadeten Menschen stehen?"

* * *

Es war ein unbeschreiblich melancholischer Herbstabend, an dem die Fürstin Hohenstein mit ihren beiden Kindern in Prieborn anlangte. Der Regen troff von den Bäumen, und das nasse, rotgelbe Laub hing schwer bis vor die Fenster herab. Graue Nebelschichten lagen über dem See und ließen nichts von dem jenseitigen Ufer erkennen. Feucht und frostig war es selbst im Hause.

Im Kamin brannte ein helles Feuer. Else saß davor und blickte stumm hinein, regungslos, mit völlig abwesenden Gedanken. Wie war das sonst so wenig ihre Weise. Aber heute konnte sie nicht anders. Der gestrige Abend war ihr voller Glück und Glanz erschienen, und was war darauf gefolgt? Ein Morgen, so grau und hoffnungslos, als sei die Sonne am Himmel erloschen. Dann eine Trennung, fast ohne Abschied. Kaum einen Blick hatte sie mit Eckard gewechselt. Nur ein Händedruck war ihr geworden, warm und fest, wie ein verkörpertes Manneswort.

Digitized by Google

Daran dachte sie jetzt, als einzigen Trost in dem bitteren Leid der Trennung.

Mit Herzensangst ruhten die Blicke der Mutter auf Elses Antlitz. Wie blaß und durchsichtig erschien es ihr.

Selbst Egons erheiternde Stimmung vermochte sich heute hier nicht zu behaupten. „Unser liebes Prieborn in Ehren, liebste Mutter, als Sommerlokal ist es unvergleichlich," sagte er. „Aber sobald die Tage feucht und dunkel werden, erweist es sich als fürchterlich! Wenn ich mir einen Vorschlag erlauben darf, so wollen wir sobald als möglich diesem lieblichen Waldthal Valet sagen und nach Berlin verschwinden!"

„Nicht nach Berlin!" entgegnete die Fürstin. „Du sollst uns, so lange Dein Urlaub noch währt, nach Oberitalien begleiten, mein Egon! Ich denke, am Como- oder Luganosee werden wir am besten das Nahen des Winters erwarten können. Wenn dieser dann erscheint, übersiedeln wir nach Rom! Nicht war, Else, mein Herzblatt?"

Else schaute auf. Mit banger, forschender Frage heftete ihr Auge sich auf die Mutter. Sie antwortete nicht, ein Frösteln wie Fieberschauer überrieselte sie, und langsam, nicht so leicht und elastisch wie sonst, erhob sie sich. „Ich möchte mich zurückziehen! Kommst Du noch zu mir, Mütterchen?"

„Ja, mein Liebling, ich komme!"

Else ruhte bereits unter ihren schneeweißen Vorhängen, und die Fürstin saß an ihrem Bett. Sie schüttete ihr ganzes großes Glück und ihre schmerzliche Enttäuschung vor dem Ohr der Mutter aus, erzählte ihr das leise Hoffen und Wünschen, dessen sie sich selber kaum bewußt gewesen, bis zu dem Augenblick, wo Eckard zu ihr gesprochen, und in ihrer eigenen Seele jenes Licht entzündet, bei dessen Schein die ganze Welt ihr erhellt und verklärt vorkam. Und dann der Schatten dieser plötzlichen Trennung, der so hoffnungslos ernüchternd, erkältend darüber gefallen!

Die Fürstin strich liebkosend mit weicher, kühler Hand über die heiße Stirn ihres Kindes. „Mein Liebling, wenn Eure beiderseitige Neigung so tief und echt ist, wie sie Dir jetzt erscheint, so wird ihr eine kurze Trennung als Probezeit nicht verderblich sein! Eckard Hayden hat darein gewilligt! Es wurde ihm schwer, daran zweifle ich nicht! Doch konnte er mir nicht unrecht geben! Wird meine Else anders darüber denken?"

Else schwieg einen Augenblick. Ihre schönen Kinderaugen standen voll Thränen. „Ich weiß es nicht warum das sein soll, Mutter! Ändern können Jahre und Jahrzehnte nichts an dem Gefühl, über welches ich mir klar geworden! Das Weitere muß ich Dir, — und ihm überlassen!"

Spät war es, als die Mutter ihr müdes, trauriges Kind verließ, es allein ließ mit seinem jungen Leid und seinen Thränen. Zwei Jahre, nicht viel länger war es her, seit Else jenen Fremden zuerst erblickt und die ersten ahnungsvollen Thränen um ihn vergossen. Damals waren sie so bald versiegt unter dem Lächeln ihrer unberührten Kindesseele. Jetzt war die Knospe erschlossen, unter rauhem Lenzessturm gesprengt und kein Sonnenschein da, um ihre Blüte zu entfalten.

(Schluß folgt.)

Auf der großen Landstraße.

Roman

von

H. Schobert.

(Fortsetzung.)

„Sie sind recht hart, Herr Doktor," sagte Hilde ohne alle Empfindlichkeit, aber in dem Bewußtsein, wie sehr ihr Unrecht gethan wurde, energischer wie gewöhnlich, „denn Sie machen mich für etwas verantwortlich, für das ich gar nicht kann, das allein in der Stellung der jungen Mädchen, besonders in den höheren Ständen begründet liegt. Was darf ich denn thun, ohne Anstoß zu erregen? Wir sind zur Thatenlosigkeit verurteilt, bis endlich unser warmes Herz gestorben, unser Mitgefühl für die Enterbten des Lebens erloschen, unser Wunsch nach Nützlichkeit und edler Freude erstickt ist, und wir mit Leib und Seele untergehen in den täglichen Hohlheiten eines leeren Daseins. Wer kann aber dafür?"

Heinz stand ganz starr und betrachtete die Sprechende mit großen Augen, er begriff gar nicht, daß er Hildegard Herskott vor sich hatte.

„Darüber haben Sie nachgedacht?" sagte er endlich ganz fassungslos.

„Leider!" meinte sie den Kopf abwendend, mit einem tiefen Seufzer, „nicht wahr, das haben Sie kaum vermutet, Sie sahen in mir nur eine von den vielen, die kein anderes Bedürfnis haben, als ihr Leben möglichst aümsant hinzubringen. Wie sollten Sie auch — was kennen Sie denn von mir!" — Sie bot ihm nun ihre fein behandschuhte Hand. „Gute Nacht, Herr Doktor, seien Sie mir nicht böse, daß ich Ihnen so lange lästig wurde."

Er drückte ihre Hand immer fester, er war ganz verblüfft und sah, obgleich er in ihr Gesicht blickte, doch nicht das heiße Rot, das ihr allmählich in die Wangen stieg, aber er ließ sie ins Haus eintreten, ohne noch etwas Besonderes hinzuzufügen.

Als Hilde die Treppe zu ihrem Zimmer empor-

Digitized by Google

stieg, strich sie sich verstohlen über die Augen, es that ihr doch recht weh, daß Schrattenbach eine so sehr geringe Meinung von ihr hatte, obgleich sie ihm nicht so Unrecht geben konnte. Das Gefühl, ihm oberflächlich und unbedeutend zu erscheinen, hatte sie ja schon lange gehabt, aber konnte sie etwas für den Zuschnitt ihres Hauses? Für der Stiefmutter Luxus und leichtherziges Wesen? Sie hatte manchen Kampf mit sich zu bestehen gehabt, um sich immer geduldig und klaglos Georgines herrschsüchtigem Temperament zu fügen, und nur weil sie es um ihres Vaters willen für ihre Pflicht hielt, bezwang sie stets ihr eigenes Empfinden. Im stillen hatte sie sich deshalb oft recht groß gedünkt und war sehr zufrieden mit sich gewesen, nun erschien ihr die Sache doch auf einmal in anderem Licht, als sie sah, wie ungerecht sie der einzige Mensch an dem ihr etwas lag, deshalb beurteilte.

Im Korridor traf sie die Kammerjungfer, die sie sofort zu Frau von Herskott herabbeschied, und sie nahm sich kaum Zeit, Hut und Jackett abzulegen.

Georgine saß im Salon allein, vom Feuer angestrahlt, das ihren Zügen etwas das Scharfe, ewig Wache nahm, die neuste Nummer der Modezeitung in der Hand, aber offenbar sehr schlechter Laune. „Du kommst jetzt erst nach Haus?“ fragte sie inquisitorisch. „Was soll das heißen, Hilde?“

Ihre Stieftochter setzte sich so, daß ihr Gesicht im Schatten war, dann begann sie das Geschehene zu berichten.

„Welche Narrheit!“ sagte Frau von Herskott ungnädig, „Du konntest Dir doch selbst sagen, daß ich mit der Rolle, die Du in dieser Angelegenheit gespielt hast, nicht zufrieden bin. Was gehen Dich fremde Kinder an! Und gerade vor Schrattenbach die Samariterin zu spielen, der uns alle kennt, ist einfach geschmacklos. Wenn er nun darüber spricht, das Gerede! Es giebt für junge Mädchen nichts Unverzeihlicheres, als sich durch Extravaganzen in den Mund der Leute zu bringen.“

„Der Doktor wird meine Handlungsweise ebenso natürlich und begreiflich finden wie ich, Mama,“ sagte Hildegard verstockt.

„Der Doktor! Nach dem frage ich am wenigsten, Kleine, der steht natürlich auf einer andern Seite des Lebens wie wir. Aber merke Dir eins: Unrecht thut stets derjenige, der von dem Herkömmlichen abweicht, und das gilt besonders von uns Frauen.“

Georgine sprach nicht so heiter und fröhlich wie sonst, ihre Stimme hatte im Gegenteil einen scharfen Ton, und ein häßlicher Zug, den Hilde wohl kannte, lag um ihren Mund. „Übrigens,“ fuhr sie fort, „um die Sache gleich beim rechten Ende anzufassen, es scheint mir, als ob Du Dich in letzter Zeit etwas mehr mit Doktor Schrattenbach beschäftigst, als mir nützlich und ersprießlich erscheint, ich möchte Dich bei Zeiten davor warnen, denn weder Dein Vater noch ich würden es dulden, daß Du aus mißverstandenen, sentimentalen Mädchenphantasien heraus ernstlich Deine Zukunft in Frage stellst. Bitte, merke Dir das.“

Hilde legte die Hände ineinander und sah mit großen, fast zornigen Augen auf ihre Stiefmutter. „Und was würdest Du meine Zukunft sichern nennen, Mama?“

„Eine anständige Partie, die es Dir ermöglicht, so weiter zu leben, wie Du es gewohnt bist. Sobald Dein Vater einmal stirbt, bist Du ein armes Mädchen, vergiß das nicht, und glaube mir, niemand ist im Leben deplacierter als eine arme Vornehme, die weder arbeiten noch entbehren gelernt hat, und nachher auf die Gnade ihrer Verwandten angewiesen ist. Ich kenne mehr wie eines solcher Beispiele,“ sagte Georgine kalt. „Aber das vergeßt Ihr natürlich, weil Eurer Unerfahrenheit kein Vergleich möglich ist.“

„Und Vera? Ist die etwa glücklicher?“ fragte Hilde einfach. Sie war innerlich gedemütigt und beschämt, daß ihre Stiefmutter mit so harter Hand an dem rührte, was sie vor aller Augen verborgen glaubte, und dies Gefühl wuchs, wenn sie an des Doktors ablehnende Haltung gegen sie und ihresgleichen dachte. Georgine brauchte keine Sorge zu haben, er dachte gar nicht an sie, dies nutzlose Glied der menschlichen Gesellschaft, das er aus seinem thätigen Leben heraus nur gründlich verachten konnte.

„Vera versteht sich eben auch nicht in die Verhältnisse zu schicken,“ antwortete Frau von Herskott übellaunig. „Sie macht ein Martyrium aus ihrem Leben, und könnte es doch so gut haben; mit unverständigen Menschen läßt sich überhaupt nicht rechnen.“

Ehe Hildegard antworten konnte, öffnete sich die Thüre und der Staatsrat trat ein, in Frack und weißer Binde, wie er soeben von einem Herrendiner des Gesandten kam. Seine Frau streckte ihm schon von weitem eine Hand entgegen, während sie mit der anderen ein kleines Billet in die Flammen warf.

„Da bist Du ja, mein Freund,“ sagte sie zärtlich und bot ihm die Lippen, „ich glaubte schon, daß wir heut darauf verzichten müßten, Dich zu sehen.“

Er küßte sie und streichelte das wirre blonde Haar, nachdem er hinter sie getreten war, innigste Zärtlichkeit sprach aus jeder Bewegung, den Zügen des schmalen, etwas abgespannten, blassen Gesichts. Seine Tochter hatte er noch nicht bemerkt. „Ich bin recht froh, daß die langweilige Geschichte zu Ende ist, und hörte mit großer Freude, daß ich Dich zu Hause und allein treffen würde, Georgine. Wir sind selten allein.“

Er setzte sich an ihre Seite und sah in ihr interessantes, von der Glut rosig angestrahltes Gesicht.

Sie zuckte die Achseln. „Was will man machen! Trinkst Du eine Tasse Thee mit uns, Emil?“

„Mit tausend Freuden.“

„Bitte, Hilde, schelle dann dem Diener.“

Das junge Mädchen erhob sich und streckte die Hand nach der elektrischen Klingel aus, erst jetzt bemerkte sie ihr Vater und nickte ihr freundlich zu, ehe seine Augen wieder seine Frau suchten. Er freute sich dieser offenbaren Übereinstimmung zwischen den beiden, die ihm auf der Welt am nächsten standen, und dankte es jeder im stillen in seinem Herzen. So ein kluger, feingeschulter Diplomat er nach außen hin war, seinen eigenen Familienverhältnissen

Digitized by Google

stand er mit einer geradezu rührenden Unbefangenheit gegenüber. Er ahnte nicht, daß Hilde die manchmal recht offenkundige Tyrannei ihrer Stiefmutter schweigend ertrug, um den geliebten Vater nicht zu beunruhigen, daß sie unbefriedigt und mit sehnendem Herzen ein Leben mitlebte, das viele ihrer Mitschwestern beneidenswert gefunden hätten, sie aber nicht auszufüllen im stande war, daß die Frau an seiner Seite, die er, der gereifte Mann, mit der leidenschaftlichen Liebe eines Jünglings liebte, sich auf ihre eigene Weise zu entschädigen suchte, daß sie ihm nur aus kluger Berechnung ihre Hand gereicht. Für alle diese Dinge war er blind. Der Frieden, dem er scheinbar begegnete, das heitere Lachen Georgines genügten, um ihn glücklich zu machen und jeden weiteren Gedanken zu verbannen. Frau und Tochter traulich am Kaminfeuer war ein Bild, das er wieder auf lange Zeit als Lichtblick mit in sein angestrengtes Diensteslеben hineinnahm.

Georgine war liebenswürdig wie immer in den seltenen Stunden, die der Staatsrat bei den Seinen zubrachte, auch Hilde hatte es sich zum Gesetz gemacht, ihn niemals mit einer Klage zu beunruhigen, aber als sie heut Abend in ihr einfaches Mädchenstübchen kam, war ihr sterbend traurig zu Mut. Sie sah lange aus ihrem Fenster in die dunkle Nacht hinaus, und als sie sich endlich zur Ruhe legte, hingen zwei schwere Thränen an ihren Wimpern.

Siebentes Kapitel.

Vera hielt einen Brief in der Hand, den ihr Frau von Herskott soeben durch ihren Diener übersandt. Er enthielt nur ein paar Worte in Georgines fahriger, steiler Handschrift, aber das Herz der Empfängerin klopfte stark beim Lesen, und der Atem wurde ihr schwer.

So genau, als ob es ihr jemand deutlich ins Ohr sagte, wußte sie, daß wenn sie Georgines Aufforderung nachkam und heute gemeinschaftlich mit ihr in die Oper ging, ter Welp da sein würde, und sie fürchtete sich vor jedem erneuten Wiedersehn. Daß es gewissermaßen hinter dem Rücken ihres Mannes geschehen mußte, dessen unmotivierte, aber, wie es schien, festsitzende Abneigung gegen den Maler sie genügend kannte, drückte sie, die eine Feindin jeder Verheimlichung war, schon ohnehin, aber sie fühlte auch in sich eine beklemmende Unruhe, wenn sie an Hendrik dachte, und seltsamerweise beschäftigte sie sich in Gedanken viel mit ihm.

„Warum nur?“ fragte sie sich verwundert; aber auch darauf fand sie keine Antwort.

Nachdenklich, den Brief lose in der Hand haltend, stand sie in ihrem Boudoir, überlegend, ob sich nicht eine passende Absage für heute Abend fände, trotz Hildes Geburtstag, als sich plötzlich eine kalte, krallenartige Hand um ihren Arm legte, fester als gerade nötig, und Lorenz' gelbes Gesicht neben dem ihrigen plötzlich auftauchte. Vera zuckte zusammen, der Brief fiel zu Boden.

„Was hast Du da?“ fragte er mit lauerndem Mißtrauen. Sie blickte auf das Papier herab.

„Einen Brief von Georgine,“ sagte sie ruhig.

Neuerdings hatte Konreuth es sich angewöhnt, unaufgefordert und auf leisen Sohlen in Veras Privatzimmer zu schleichen, wenn er sie dort wußte, um nachzusehen, was sie treibe, und die unglückliche Frau wagte nicht, ihn daran zu hindern, gehörte doch alles was sie umgab, mit Einschluß ihrer eigenen Person, dem Hausherrn, der nun von seinen Rechten den ausgiebigsten Gebrauch machte. Früher hatte sie in diesen Räumen wenigstens ein paar Stunden des Tages Ruhe und Einsamkeit gehabt, jetzt war auch das vorüber.

„Was hat Dir die Närrin wieder zu schreiben?“ fragte er grämlich, „oder sind es etwa Geheimnisse?“

Er hätte sich die letzte Frage sparen können, Vera wußte mit vollkommener Sicherheit, daß ihr Gatte diesen Brief lesen würde, selbst dann, wenn sie ihn mit ihrem eigenen Leben beschützt hätte. Sie bückte sich und hob ihn auf.

„Wenn —“ schrieb Georgine — „Lorenz nicht wohl genug sein sollte, um an unserem Opernbesuch teilzunehmen, so rede ihm nicht zu. Schrattenbach empfahl auch mir neulich die größte Ruhe für ihn. Keinenfalls darfst Du uns aber im Stich lassen, Hilde wäre unglücklich. Wenn sich Emil noch anschließt, kommt er jedenfalls erst später nach, Du aber könntest uns am besten aus unserer Wohnung abholen. Bitte Antwort.

Georgine.“

Lorenz Konreuth las den Brief langsam von Anfang bis zu Ende, ein hämisches Lächeln zuckte um seinen Mund.

„Meine Frau Cousine ist ja sehr besorgt um mich,“ sagte er endlich, „bestelle nur dem Diener, daß Du gleich ins Theater kommst.“

Vera blickte ihren Gatten erstaunt an. Kein Wort des Widerspruchs, des nörgelnden Hin- und Herquälens wie sonst, — sie begriff das nicht.

„Es ist wohl besser ich schreibe,“ sagte sie nach kurzem Zaudern.

„Meinetwegen, da Hildes Geburtstag ist, mag diesmal eine Ausnahme gelten.“

Er sah noch einmal in den Brief, auf den über das Papier gebeugten rotbraunen Kopf seiner Frau und verließ das Zimmer. Als er sich allein wußte, lächelte er vor sich hin.

Vera war sonst leicht mit ihrer Toilette zufrieden, aber an dem heutigen Abend konnte sie nicht so schnell fertig werden wie gewöhnlich, es war, als zöge sie immer wieder etwas aufs neue vor den Spiegel, und dabei sagte sie sich: „Es ist ja thöricht, er wird gewiß nicht da sein, wie käme Georgine dazu, ihn in Abwesenheit ihres Mannes aufzufordern.“

Als sie fertig angekleidet war, fand sie sich gar nicht vorteilhaft aussehend in dem hohen schwarzen Sammetkleid, das die Blässe ihres Gesichtes noch mehr hervorhob, und sie überraschte das Mädchen aufs höchste, als sie im letzten Augenblick noch einmal ihren Schmuck wechselte; statt der farblosen Brillanten nahm sie solche mit Türkisen untermischt, dann, schon im

Digitized by Google

Abendmantel, mit einem Shawl von rosa Tüll um den Kopf, ging sie zu ihrem Mann hinunter, um sich von ihm zu verabschieden.

Als sie die Thür öffnete, blieb sie betroffen auf der Schwelle stehen. Vor ihr stand Konreuth im schwarzen Gesellschaftsanzug und hellen Handschuhen, auf dem Sessel lag sein Pelz und Hut.

„Du kommst mit?“ fragte sie und hatte dabei einen Augenblick das Gefühl, als bebten ihre Kniee.

„Wie Du siehst,“ entgegnete er höhnisch, „selbst auf die Gefahr hin, Dir und meiner teuren Cousine den Abend zu verderben. Sonst war sie weniger besorgt für meine Gesundheit.“

Der Diener zog ihm den Pelz an. Vera sah das tückisch triumphierende Funkeln seiner eingesunkenen Augen wohl, auch daß er auf irgend eine Äußerung ihrerseits wartete, aber sie schwieg. Auf einmal war eine große Traurigkeit über sie gekommen, als hätte sie sich wunder was von diesem Abend versprochen, dem nun ein Riegel vorgeschoben war, ja, als bangte sie statt dessen vor den nächsten Stunden. Schweigend in ihrem eleganten kleinen Coupé sitzend, das lautlos durch den Schnee rollte, während Lärm und Kälte, Hunger und Armut unbeachtet neben ihnen her lief, kamen sie endlich an das Opernhaus.

„Mein Himmel, Du, Lorenz!“ sagte Georgine, ohne sich besondere Mühe zu geben, ihre unangenehme Überraschung zu verbergen. „Ich hatte Vera allein erwartet.“

Seine unheimlichen Augen irrten durch die Loge, was er suchte, hatte er natürlich gleich gefunden, ter Welp, der sich auf einem der hinteren Stühle so behaglich wie möglich hingestreckt hatte, den Hut auf den Knieen, die dunklen Augen fest auf die Eintretenden gerichtet.

„Das glaube ich wohl,“ bemerkte Konreuth bissig, und ein Blick glitt über Veras Gesicht, der sie erbeben machte, „ich weiß auch weshalb.“

In aller Eile, kurz bevor sich der Vorhang hob, machte Georgine ihre Verwandten mit den Herren von Sommer und von Zirkwitz bekannt, die sich in ihrer Begleitung befanden, und deren frischen, wetterharten, von Gesundheit strotzenden Gesichtern man den Gutsbesitzer anmerkte.

„Herrn ter Welp kennst Du, nicht wahr, Lorenz?“

Wie zwei sich kreuzende Klingen trafen sich die Blicke der beiden Männer zum ersten Mal, dann sah Konreuth zur Seite ohne Gruß und Antwort, als habe er leere Luft vor sich. Hendrik sprühte vor Zorn.

„Ich bedaure, gnädige Frau,“ sagte er laut und deutlich, ‚provozierend laut,‘ dachte die Staatsrätin im stillen.

Nun mußte sich Lorenz wohl oder übel zu einer kleinen Höflichkeitskonzession bequemen, er verbeugte sich bei der Vorstellung, aber eigentlich in einer Art, die ebenso beleidigend war, als völliges Ignorieren. Zum Glück begann gleichzeitig die Ouvertüre der Walkyre und schnitt jedes weitere zur Erleichterung aller Beteiligten ab. Aber Vera hatte heut nur geringe Aufmerksamkeit für Wagners großartige Tonschöpfung.

„Warum haßt er ihn?“ fragte sie sich voll erbitterter Unruhe, und antwortete sich gleich darauf selbst: „Weil er instinktiv fühlt, daß er mir besser gefällt als die anderen, daß er mir mehr sein könnte . .“

Sie atmete tief auf und bewegte geräuschlos ihren großen schwarzen Fächer. Da war die atemraubende Beklemmung wieder, die sie jedesmal befiel, wenn sie an ter Welp dachte, wie ein Stein lag es ihr dann auf dem Herzen.

Sie hatte mit leeren Augen auf die Bühne herabgestarrt, erst allmählich hörte sie die Worte des Gesanges.

Keiner ging — doch einer kam
Siehe der Lenz lacht in den Saal.

Es überlief sie, sie fühlte ganz deutlich, daß auch in ihr Leben jemand getreten war, der auf sie wie ihr Schicksal wirkte, und ihre Unruhe verstärkte sich. Sie ließ die Blicke über die niedrige Zwischenwand der Loge schreiten, in der nächsten, dicht an der Bühne befindlichen, hing ein großer Spiegel im Goldrahmen, und in diesem trafen sich ihre und Hendriks Blicke und wurzelten für einen Augenblick fest ineinander. Es war ein Zufall, aber er ließ Vera erbeben.

„Winterstürme wichen dem Wonnemond“

klang es von unten an ihr Ohr; diese einschmeichelnden süßen Töne waren ihr in diesem Augenblick wie eine selige Vorbedeutung. Ewig Winter blieb es ja nirgends, auch in ihr Leben würde einmal der Lenz Einzug halten . . .

Sie saß ganz still, nichts an ihr regte sich, nicht einmal die kleinen Löckchen im Nacken, und ter Welp von seinem erhöhten Platz aus sah nichts anderes, als die köstliche Linie des Halses, die Rundung der Schultern und die träumerisch lässige Haltung, die ihm nur teilweise Lorenz' dürftige Gestalt verbarg.

Jetzt erst, nun er ihren Gatten gesehen, gingen seine Wünsche und Hoffnungen in Bezug auf diese Frau ins Maßlose. Er hielt es weder für ein Unrecht, noch für eine Unmöglichkeit ihr näher zu treten, und war fest entschlossen, alles aufzubieten, was in seiner Macht stand. Das Leben hatte ihn gelehrt, daß das Herz keiner Frau eine uneinnehmbare Festung sei, daß alle Schranken der Sitte, des Gesetzes ins Wanken geraten können, und ebensowenig wie er darin ein Verbrechen sah, rechnete er es sich auch nicht an, derjenige zu sein, der so ein armes erstarrtes Frauenherz aus ihrem Scheintod erweckte zu . . . ja was denn? Darüber hatte er noch niemals nachgedacht und vermied es in diesem Augenblick vor allen Dingen.

Der erste Akt war zu Ende.

„Komm,“ sagte Georgine sich erhebend zu ihrer Nachbarin, „wir wollen ein wenig im Korridor spazieren gehen, ich möchte Dir etwas sagen.“

Vera vergaß diesmal auf ihren Mann zu blicken, etwas wie eine große Gedankenlosigkeit hatte sich ihrer bemächtigt. Auch Lorenz erhob sich in der Absicht, seiner Frau zu folgen, aber der eine der beiden Gutsbesitzer, dessen Körperfülle eine gewisse Bequemlichkeit verriet und bedingte, stürzte sich mit liebenswürdiger Bonhomie auf ihn, versicherte ihm, daß sie hier viel besser säßen, da es draußen

Digitized by Google

unerlaubt ziehe, und nagelte ihn somit gegen seinen Wunsch in der Loge fest.

Draußen hatte Georgine sofort Veras Arm losgelassen.

„Ah, Prinz Philipp," sagte sie erfreut, während sich ihr Gesicht tiefer färbte und ihre Augen aufblitzten. Ein scharfer Beobachter hätte bemerkt, daß Seine Durchlaucht entschiedene Fortschritte in der Gunst der Staatsrätin gemacht haben müsse, nach der Art und Weise, wie sie einander ansahen, aber dieser Beobachter fehlte.

Hildegard sprach mit Herrn von Sommer, ter Welp näherte sich Vera.

„Das also ist Ihr Mann! Um Gottes willen, das Ihr Mann! gnädige Frau?" sagte er halblaut, und in seinen Augen stand das ganze Entsetzen, das ihn bei diesem Gedanken befiel.

Sie drehte sich langsam zur Seite und blickte zu Boden. „Mußten Sie mir das sagen, Herr ter Welp?"

Er biß die Zähne zusammen, seine Augen funkelten.

„Ja, bei Gott, ich mußte es! Das Unerklärlichste, das ich bisher erlebt habe, Sie — und dieser Mann! Ihm kann und will ich nicht weichen!"

„Sie vergessen sich," sagte Vera tonlos, und sah ihm ernst in das erregte Gesicht. „Was braucht es überhaupt eine Erklärung über eine Ehe, deren beide Teile scheinbar nicht zueinander passen. Ich glaube, das kommt oft im Leben vor."

„Aber in diesem Fall handelt es sich um Sie, gnädige Frau, und man hat mir allerhand von Ihnen erzählt."

„Damit thut mir niemand einen Gefallen," sagte sie und verbarg einen Augenblick ihr Gesicht hinter ihrem Fächer. „Niemand! Wer sagt Ihnen auch, daß man die Wahrheit erzählt hat?"

„Mein Empfinden," entgegnete er schroff.

„O, das täuscht manchmal."

„In diesem Fall nicht," fuhr er in demselben Ton fort, „oder wollten sie mich wirklich glauben machen, Sie liebten diesen Mann?"

„Wenn es so wäre, Herr ter Welp," sagte sie kühl und abgemessen, obgleich ihr nicht so zu Mute war, „was ginge es Sie an?"

Er zögerte; seine dunklen Augen flammten über sie hin. „Das . . . das sage ich Ihnen später einmal! Und dann sollen Sie mir die Antwort darauf auch nicht schuldig bleiben, meine gnädige Frau."

Die Glocke hallte durch das Haus und rief die Lustwandelnden wieder auf ihre Plätze, Hendrik trat mit einer Verbeugung zurück, als Georgine auf Vera zukam, um mit ihr die Loge aufzusuchen.

„Hast Du," fragte die Staatsrätin ein wenig außer Atem, „Deinen Mann etwas bei ter Welp entschuldigt? Der gute Lorenz fängt wirklich an, unbequem zu werden, ich muß einmal Emil darauf aufmerksam machen. Was hat er denn eigentlich gegen den Maler?"

„Ich weiß es nicht." — Vera preßte die Federn ihres Fächers gewaltsam durch die Finger, ihr fiel es schwer aufs Herz, daß sie in Wirklichkeit kein Wort der Entschuldigung gegen ter Welp gehabt hatte. Dieser Mann hatte die Macht, sie völlig aus ihrer gewohnten kühlen Ruhe zu bringen, sie sich ganz unähnlich zu machen.

Während sie langsam die breiten Stufen in der Loge hinabschritten, blickte Vera unwillkürlich auf ihren Gatten. Er zeigte ihr das Profil, scharf von dem grellen elektrischen Licht beleuchtet, das ohnehin alle Linien verschärft und die Schatten vertieft, in seiner nächsten Nähe das runde, rötliche Gesicht des pommerschen Großgrundbesitzers, gemütlich und selbstzufrieden, im schärfsten Gegensatz zu den häßlichen, verbissenen und verkniffenen Zügen Konreuths. Kein Wunder, daß man von diesem Gesicht die Geschichte einer Ehe ablas, die das Weib, das sie eingegangen, aufs tiefste demütigte. Die Welt glaubte sie natürlich aus pekuniärem Interesse auf der einen, aus brutalem Wohlgefallen an äußeren Reizen auf der anderen Seite geschlossen, und Vera begriff plötzlich, daß, wenn es so gewesen wäre, sie nicht besser war, als eine jener Frauen, die man verachtet, weil sie sich verkaufen, und daß ter Welp, wenn er sich ihr näherte, wie er es bisher gethan, sich unter diesem zwingenden Einfluß befinden mußte, und sie kein Recht hatte, ihm zu zürnen.

Endlich war die Oper zu Ende, für Vera eine langsame Marter.

„Wir fahren nach Hause," sagte Lorenz, als sich die Damen in ihre Mäntel gehüllt hatten, „gute Nacht, Georgine."

Frau von Herskott packte ihn am Arm.

„Was Dir nicht einfällt! Emil erwartet uns im Restaurant, wir wollen doch Hildegards Geburtstag feiern. Nein, lieber Freund, davon ist keine Rede."

„Mich langweilt Euer vieles Geschwätz," sagte er mehr aufrichtig wie höflich.

„Nun, dann nehme ich Vera in unserem Wagen mit."

„Meine Frau kommt mit mir."

Georgine hatte ihn etwas abseits gezogen, ihre Augen funkelten zornig.

„Laß doch die abgeschmackte Rolle eines Komödientyrannen fallen, Lorenz," sagte sie scharf. „Wir belächeln sie höchstens, übrigens, damit Du meine Gründe würdigst, die mich veranlassen, auf Eure Begleitung zu dringen, höre mir zu."

Und sie flüsterte leise und eilig in ihn hinein.

Sein Gesicht verlor den mürrischen, mißtrauischen Ausdruck nicht, aber er hörte ihr wenigstens zu und stieg schließlich ohne Widerrede mit ihnen allen die Treppe hinab. Da drängte sich Hilde an Vera so dicht, daß niemand den Laut ihrer Stimme hören konnte und flüsterte:

„Sahst Du Doktor Schrattenbach, Vera? Er stand gerade am Ausgang und grüßte uns."

„Nein, leider nicht, das thut mir leid."

„O, ich dankte ihm für Euch alle," sagte Hilde mit einem gewissen kleinen Übermut, der ihr allerliebst stand, „hoffentlich sieht er es für voll an. Ach Vera, ich bin heute recht froh!"

Dann verschwand das rosige Mädchengesicht von

Digitized by Google

ihrer Seite und sie traten ins Freie hinaus, wo die Portiers nach den Wagen riefen, und Regen und Schnee ihnen in das Gesicht schlug.

Trotz des häßlichen Wetters gingen Schrattenbach und sein Freund Lenz zu Fuß in die Stadt hinein, die Konreuthsche und Herskottsche Equipage fuhren an ihnen vorüber, und unter den Gummirädern spritzte der Straßenschlamm hin, weit auf das Trottoir.

„Du bist doch ein komischer Kerl, Heinz," sagte Doktor Lenz und warf einen mißbilligenden Blick auf die beiden dahinstiebenden Wagen. „Obgleich Hausarzt, gehst Du nicht einmal in die Loge hinein und machst den Damen Deine Aufwartung. Das Vergnügen hätte ich mir jedenfalls geleistet."

„Zu welchem Zweck," fragte Schrattenbach ruhig und schob sein Opernglas, das er am Riemen trug, mehr nach rückwärts. „Etwa mit dem geheimen Hintergedanken, mich von ihnen zu einem möglichst kostspieligen Souper auffordern zu lassen? Lieber Ernst, das liegt mir verteufelt fern."

„Aber mein Gott, Du verkehrst doch bei ihnen, bist ihr Hausarzt, vielleicht nehmen sie Dir gerade Dein Fernhalten übel."

Schrattenbach lachte. „Ich glaube nicht, Ernst. Sie brauchen und honorieren mein Wissen, der Mensch ist ihnen höchst überflüssig, aber manchmal nicht gut zu umgehen; und weil nun besagter Mensch ein vernünftiges Geschöpf ist, ohne alle ehrgeizigen Bestrebungen, die wenige freie Zeit, die ihm bleibt, in den Dienst der gesellschaftlichen Hohlheit zu stellen, deshalb hält er sich fern sobald es angeht."

„Ich thäte es nicht," sagte Doktor Lenz, dessen beginnendes Bäuchlein bewies, daß er den Freuden der Tafel sehr hold war. „Übrigens, stellst Du Dich den Konreuths auch so fern?"

„Du weißt, der Mann ist mein tägliches Studium, er beschäftigt und interessiert mich vom ärztlichen Standpunkt ungeheuer."

„Und die Frau, Heinz?"

„Was heißt das?" fragte Schrattenbach brüsk, während er mit ungeduldig langen Schritten neben dem kleineren Kollegen einherging.

„Nun, ich meine, daß ich Dich bewundere. Ich dürfte nicht an Deiner Stelle sein! Täglich diese Frau sehen, täglich mit ihr in Berührung kommen, ohne mich in sie zu verlieben, das überstiege meine Kraft. Mir macht sicher ihr heutiger Anblick schon eine schlaflose Nacht."

Heinz runzelte die Stirn: „Frau von Konreuth ist sicher die letzte Frau, an die sich frivole Gedanken knüpfen könnten," sagte er sehr ernst. „Wenn es jemals Märtyrerinnen der Ehe gegeben hat, so magst Du sie dreist allen andern voranstellen, und wenn ich denke, was ihr noch bevorsteht —" er brach plötzlich ab.

„Aber dann, Heinz — dann! Als reiche, schöne junge Witwe steckt sie nachher die ganze Welt in die Tasche."

Schrattenbach antwortete nicht. Er war überzeugt, daß Vera daran mit keinem Gedanken dachte, hielt es aber nicht für nötig, den Spott seines sehr realistisch veranlagten Freundes über seine ideale Empfindsamkeit herauszufordern, er würde ihn verletzt haben.

„Die Weiber sind in der Regel verdammt praktisch," fuhr der kleine Lenz dessenungeachtet ahnungslos fort, „und ich verdenke es ihnen nicht. Sie führen eben Krieg gegen das stärkere Geschlecht mit ihren Waffen, auf ihre Manier, und meist sind sie uns über. A propos, kennst Du ter Welp persönlich? Dieser verwünschte Maler hat mir meine ganze Familie rebellisch gemacht. Meine beiden Schwestern schwärmen für ihn, die eine hat ihn auf der Straße gesehen, die andere ist sogar so bevorzugt gewesen, einmal Zeugin gewesen zu sein, wie eine ihrer Freundinnen auf der Straße mit ihm sprach, seitdem ist es gar nicht mehr zum Aushalten mit ihnen, auch meine gute Mutter erweist sich jetzt als angesteckt; ich soll ihr ein Photogramm seines Bildes besorgen. Also — kennst Du ihn?"

„Ja," sagte Schrattenbach lakonisch. Er fühlte, daß er eine ganz unmotivierte Abneigung gegen diesen Menschen hatte, und deshalb war es ihm doppelt peinlich über ihn zu urteilen.

„Wie gefällt er Dir?"

„Nicht sonderlich. Unsere Begegnung war zwar nur flüchtig, aber ich glaube doch, er und ich sind so verschiedene Naturen, daß wir uns gegenseitig abstoßen müssen, auch wenn wir uns näher kennten."

„Das glaube ich auch; der Kerl kommt mir vor wie weiche, heiße, parfürmierte Boudoirluft, für unsere Lungen, die wir das Atmen im Freien gelernt haben, einfach unmöglich. Übrigens verwandte er kein Auge von Frau von Konreuth."

„Hast Du Studien gemacht, alter Junge?" fragte Schrattenbach launig, und doch packte ihn die harmlose Bemerkung am Herzen, fraß dort weiter und beunruhigte ihn. An sein Heiligenbild durfte der Maler nicht die frevelhaften Hände legen, dann bekam er es mit Doktor Heinz Schrattenbach zu thun!

Achtes Kapitel.

Der Staatsrat empfing die Seinen schon in dem vornehm eingerichteten, strahlend hell erleuchteten Separatzimmer des eleganten Restaurants, das seine Frau zur Feier von Hildes Geburtstag ausgesucht hatte.

„Immer zu Hause Leute empfangen, ist auch langweilig und für die Hausfrau so ermüdend," hatte sie auf einen Vorschlag ihres Gatten gesagt, und damit, wie stets, ihrem Willen Geltung verschafft. Nun schien sie außerordentlich erfreut, daß Herskott nicht allein gekommen, sondern noch einige Gäste mitgebracht hatte, mit denen er im Lauf des Tages zufällig zusammengetroffen war, denn Georgine huldigte dem Grundsatz: ‚je mehr Menschen, je ungenierter der Einzelne', deshalb konnten es ihr nie genug werden.

Als die Neuangekommenen abgelegt hatten, rief sie ihre Stieftochter zu sich.

„Zupfe Dir das Haar rechts ein wenig tiefer

Digitized by Google

in die Stirn, Hilde," sagte sie halblaut, „und hier hast Du meinen Schwanenflaum, fahre Dir einmal damit über das Gesicht. So! Nun versprich mir, daß Du gegen Herrn von Sommer recht liebenswürdig sein willst, er ist der Neffe unserer guten Excellenz Murbach, ein reicher Großgrundbesitzer, der Deinen armen Vater zehnmal in die Tasche stecken kann. Sei ein klein bißchen vernünftig, Hilde."

Das junge Mädchen sah ihrer davonrauschenden Stiefmama sehr erstaunt nach, dann verfinsterte sich ihr Gesicht, sie hatte die letzte Anspielung wohl verstanden, und ihre harmlose Fröhlichkeit war auf einmal dahin. Sie hatte sich bis jetzt arglos und heiter mit Herrn von Sommer nnterhalten, nun, als präsumtiver Freier gefiel er ihr gar nicht mehr. Schweigend nahm sie den Platz an seiner Seite ein.

Der Staatsrath hatte Vera den Arm geboten, an ihrer andern Seite saß Sommers Schwager und Freund, Herr von Zirkwitz, und unterhielt sie mit einer begeisterten Schilderung seiner Kinder und seiner Frau.

„Weiß der Teufel, diese zwei Tage hier sind mir zu einer halben Ewigkeit geworden, ich habe beinahe Heimweh; gnädigste Frau werden lachen, aber es ist so. Morgen packe ich meinen Koffer und reise ab, Eduard mag sein Wasser selber waten," und dabei sah er melancholisch in sein Glas, das er häufig leerte.

Sie antwortete ihm höflich aber automatenhaft und hob so wenig wie möglich die Augen vom Teller, obgleich sie fast gar nichts aß, nur um nicht immer und immer wieder einem anderen Augenpaar zu begegnen, das fast liebkosend auf ihr ruhte und ihr das Herz erwärmte gegen ihren Willen.

„Mein Gott, Gnädigste, ein Vogel ist aber ein Vielfraß neben Ihnen," begann Herr von Zirkwitz, der mit einem gewissen Schauder gesehen hatte, daß Vera alles zurückschob; „darf ich Ihnen ein Glas Wein wenigstens einschenken?"

Er ließ dem Wort die That folgen, der Champagnerschaum floß über den Kelchrand und bildete eine perlende, sprühende Kaskade bis auf das Tischtuch herab, sie sah dem erst zu, dann ergriff sie das Glas und trank. Über den Rand hinweg hoben sich ihre Blicke wie bezwungen von einem unwiderstehlichen Zauber, und sie sah, wie auch ter Welp am entgegengesetzten Ende des Tisches trank, langsam, fast schlürfend, während seine Augen sie nicht verließen. Vera errötete heftig.

„Na endlich," sagte der joviale Herr von Zirkwitz. „Na endlich kriegen Sie einmal ein bischen Farbe, Gnädigste! Das sehe ich wirklich gern. Ihnen thäte auch Landluft gut, habe es dem Herrn Gemahl vorhin auch schon gesagt."

Vera war froh über den gutmütigen Schwätzer an ihrer Seite, das Sprechen wenigstens blieb ihr erspart. Sie blickte auf Georgine, die neben Prinz Philipp saß, — diesmal auf sein dringendes Verlangen, — und beide sahen sehr heiter und frohlaunig aus. In der That sagte aber gerade die Staatsrätin mit einem Ton, dem man nicht recht anhörte, ob er im Ernst oder Scherz gehalten war:

„Sie werden ungezogen, Durchlaucht, hüten Sie sich," und der Prinz fragte leise:

„Vor wem denn noch, Gnädigste? Das Schlimmste ist mir ja schon geschehen, ich bin unrettbar einer hartherzigen Siegerin anheim gefallen."

„Ich finde, Deine Frau kokettiert ganz unverschämt," sagte Lorenz Konreuth zu seinem Vetter, der eben den Teller bei Seite schob. „Wie kannst Du das dulden, Emil."

Über das feine, etwas müde Gesicht des Staatsrats glitt ein Lächeln.

„Ich vertraue meiner Frau völlig," sagte er mit einem Anflug von Stolz.

„Deshalb wird sie Dich desto eher betrügen."

Der andere sah den Sprechenden an. Sie waren sich ähnlich und doch so verschieden, wie nur zwei Menschen sein können.

„Meinst Du?" fragte er und das Lächeln verstärkte sich noch um ein weniges. „Ich glaube es nicht, denn wir lieben uns echt und ehrlich, trotz des Unterschiedes unserer Jahre, und Vertrauen ist der einzige, untrügliche Probierstein, der wahre Liebe von eigennütziger Anhänglichkeit unterscheidet. Soll sich Georgine amüsieren so viel sie will, ich bewache sie nicht ängstlich, sondern lasse ihr die Freiheit, die sie mit Recht fordern kann. Jeder Verdacht verleitet leicht zu Handlungen, die die Liebe in der Wurzel zerstören."

„Ich will Dir einmal etwas sagen," sagte Lorenz und hielt vorsichtig seine dürre Knochenhand vor den Mund, „höre mir zu. Vera trachtet mir nach dem Leben — ich weiß es — sie will mich beerben, will frei sein, und Euer Maler verhilft ihr dazu."

Der Staatsrat fuhr fast vom Stuhl in die Höhe.

„Welcher Unsinn!" rief er empört. — Aber dann kam ihm ein anderer Gedanke. Er sah Lorenz' flimmerndes Augenpaar, das irrende Licht, das sich in demselben zeigte, sah das eigentümlich verzerrte Gesicht seines Vetters, und ein anderer, schrecklicher Verdacht stieg in ihm auf. Er nahm sich vor, morgen ernstlich mit Schrattenbach zu sprechen. Fürs erste zwang er sich jetzt zum Lachen.

„Was das alles für Scherze sind, Lorenz," sagte er scheinbar gutmütig spottend. „Du weißt ebenso gut wie ich, daß derlei Dinge wohl oft in Romanen vorkommen mögen, aber im Leben recht selten. Außerdem Deine Frau! — Welche Idee!"

Aber er brauchte sich in diesem Augenblick keine Mühe zu geben, Konreuth zu beruhigen, dieser hörte offenbar kein Wort von allem. Mit einem seltsam apathischen, fast leichenhaft starren Gesicht saß er da und starrte in das Leere, die furchtbare Öde, die ihn zuweilen mit eisernen Armen umfing, ihm das Mark aus den Knochen, das Blut aus den Adern sog, hielt ihn augenblicklich gefangen und machte ein Steinbild aus ihm.

„Armer Lorenz! Ärmste Vera!" dachte Herskott voll Herzensgüte und streifte mit einem Blick tiefsten Mitleids das schöne Weib neben sich. Sie auf den

Digitized by Google

Zustand ihres Mannes aufmerksam zu machen, bekam er nicht über sich.

Es war spät geworden und die Tischordnung hatte sich hier und da zu lösen begonnen. Am Klavier, das mit einer kostbaren Decke verhangen in einer Ecke des Zimmers als Luxusmöbel stand, saß einer der Herren und spielte aus der eben gehörten Walkyre einige der bekanntesten Motive in immer neuer Variation, das Essen war längst beendet, nur der Wein perlte noch in den Gläsern und der erste Cigarrenrauch durchzog den Raum, da erst kam ter Welp auf Vera zu, das Champagnerglas in der Hand, er hatte Konreuths teilnahmloses Vorsichhinbrüten wohl bemerkt und die Gelegenheit wahrgenommen.

„Wollen Sie mir die Ehre erweisen, gnädige Frau, und mit mir anstoßen?" fragte er, sich über ihren Stuhl lehnend. „Ich hatte heut den ganzen Abend den Wunsch."

„Es ist doch nur eine Formsache, nichts weiter," wehrte sie, nahm aber trotzdem ihr Glas auf, um ihm Bescheid zu thun.

„Für mich nicht, ich wünschte — ach, ich wünschte so brennend, unsere Wünsche räumten uns gleichzeitig irgend eine beglückende Macht über den ein, dem sie gelten."

Sie schüttelte den Kopf und lächelte traurig.

„Wollen Sie sich auf meinen Platz setzen," fragte Herr von Zirkwitz gutmütig, als er sah, daß sich seine schöne, bisher ziemlich stumme Nachbarin unter dem Gespräch mit dem jungen Mann, dessen Schönheit selbst seinem sonst ziemlich blinden Auge aufgefallen war, allmählich zu erwärmen schien, „ich werde mir einmal meinen Schwager aufsuchen."

Er stand auf und ging an das Klavier, den Zuruf des Malers: „Vergelt's Ihnen Gott," nur mit einem freundlichen Kopfnicken beantwortend, da er es kaum verstanden.

„Endlich also! Endlich!" begann ter Welp, als er nun, neben Vera sitzend, ihr mit einem langen, heißen Blick in die Augen sah. „Auf diesen Augenblick habe ich gewartet Tag und Nacht, geduldig und ungeduldig, im Zorn und im Fieber, wie es gerade kam."

„Warum?" fragte sie, sich langsam rückwärts lehnend, daß ihre Schultern den Stuhl berührten, sie verschränkte die Hände im Schoß. Das kalte elektrische Licht, das über sie hinfloß, machte den Kontrast zwischen dem weißen Gesicht und dem dunklen Kleid noch greller und wieder glomm in ihm das Entzücken über ihre Schönheit auf.

„Ich wollte, ich dürfte Ihnen die Wahrheit sagen," antwortete er nach kurzem Zögern, „aber ehrlich heraus, ich wage es nicht! Sie sind so anders wie die anderen Frauen, und ich will nicht — ich will um alles nicht, daß Sie mir zürnen."

Sie sah ihm mit einem fast dankbaren Lächeln in das Gesicht, es that ihr wohl, daß er darum bangte ob er ihr auch nicht mißfiel.

„Und doch," fuhr er hastig fort, während ein helles Rot der Freude über ihren Blick in seine Wangen trat und ihm die Augen aufleuchteten, „muß ich diese kargen Minuten, in denen ich Sie sehe, mit Ihnen unbeobachtet sprechen darf, ausnutzen so weit es in meiner Macht liegt. Ich bitte, ich flehe Sie an, meine gnädigste Frau, gönnen Sie mir das Glück, Sie mitunter wiederzusehen! — Nein, schütteln Sie nicht so ablehnend den Kopf, es ist für Sie kein Unrecht, für mich aber die höchste Seligkeit! Jeder Hansnarr kann sein Heiligenbild anbeten, so oft es ihm gefällt und es muß ihm still halten, warum wollen Sie das nicht auch? Mein Mund soll nie etwas zu Ihnen sprechen, was Sie nicht hören wollen, aber meine Augen, diese nichtsnutzigen, schönheitsdurstigen Augen verlangen gebieterisch nach Ihrem Anblick. Wollen Sie ihn mir grausam entziehen?"

Er hatte sehr leise, in leidenschaftlichem Flüsterton gesprochen, Veras Herz schlug, trotzdem sagte sie:

„Es ist unmöglich, was Sie erbitten."

„Sie wiederzusehen?"

„Ja! Mein Mann ist krank und braucht meine Pflege, in unser Haus kann ich Sie deshalb nicht einladen" — — sie wurde rot und sprach etwas erregter in der Erinnerung an Lorenz' unfreundliches Benehmen, „ich selbst gehe fast nie aus —"

„Niemals zu Frau von Herskott? Giebt es keine Möglichkeit, Sie zuweilen dort zu treffen?" fragte er atemlos, „das ist es, an was ich dachte, — worauf ich hoffte —"

„Nein," sagte sie energisch, ihrem eigenen Wunsch zum Trotz, „ich kann das nicht thun, ohne mit meinem Empfinden in Kollision zu geraten. Ich weiß, mein Mann wünscht es nicht, daß ich — —" sie zögerte und stockte — unmöglich konnte sie ihm sagen, wie verhaßt er selber Lorenz war.

„Daß Sie mich sprechen," ergänzte er bitter. „Ich hätte allerdings blind und taub sein müssen, um das nicht zu begreifen! Aber warum, gnädige Frau — — warum?!"

„Ich weiß es nicht," sagte sie niedergedrückt, daß sie ihm solch' Geständnis machen mußte, „da ich aber einmal seine Frau bin, begreifen Sie, daß ich seinen Willen ehren muß."

„Und schreiten kalten Blutes und hocherhobenen Hauptes über ein Herz hinweg, das sich Ihnen zu Füßen geworfen hat. Recht so! keine Gnade, kein Erbarmen für den Narren, der freventlich an solchem erhabenen Tugendstolz zu rütteln wagt, gnädige Frau, er verdient es nicht besser!" redete er mit zorniger Empfindlichkeit auf sie ein. „Wie kommt er auch dazu? Sie sind ja ein Muster ehelicher Treue und doch — —" Er schwieg erbittert, voll von zorniger Erregung, die ihm gleichzeitig bitter weh im Herzen that — „und doch — menschlicher wäre wohl ein anderes Denken und Handeln —"

Vera sah ihn an, ein großer, tiefer Blick, klar wie Krystall und fest wie Eis.

„Ich thue meine Pflicht," sagte sie ruhig, „das muß mir genügen."

„Und verschmähen die Blumen am Wege, — ich weiß es ja! Gnädige Frau, Sie sind nicht beneidenswert."

„Wer weiß es!"

Digitized by Google

„Ich! denn ich kenne die Macht des gewaltigen Dämons, der über unserem nüchternen, alltäglichen Dasein steht und es adelt, ich kenne das Auf und Nieder einer großen Leidenschaft, und ich sage Ihnen, arm ist derjenige, der aus mißverstandenem Pflichtgefühl oder Tugendstolz diese einzige erwärmende und beseligende Sonne aus seinem Leben verbannt."

Seine Augen blitzten sie an, die Wärme, von der er sprach, ergoß sich auch über sie, aber trotzdem wich sie nicht um eines Gedankens Länge von dem, was sie sich als ihren Weg vorgezeichnet hatte. Sie schüttelte den Kopf. — — —

Inzwischen war Lorenz Konreuth allmählich aus dem Zustand geistiger Nacht erwacht; die große, öde Fläche, die ihn umgeben, ihm jeden Gedanken, fast das Bewußtsein nahm, belebte sich wieder, er empfand wo er war, er sah die Lichter, die Menschen ringsum, hörte das gedämpfte Klavierspiel. Der Stuhl neben ihm war jetzt leer, der Staatsrat zu den Seinen getreten, er sah Emils feinen, schmalen Kopf aus dem Nebel auftauchen — und dann blickte er zu Vera hinüber. Sie saß da, den Arm auf den Tisch gestützt, ihm fast den Rücken wendend, und neben ihr ter Welp, eifrig auf sie einsprechend. Dessen Augen glühten wie zwei Brandfackeln, das Gesicht war bleich. Seine Frau hielt den Kopf leicht vornüber geneigt und hörte ihm zu, er kannte diese Haltung, sie sprach von ungeteilter Aufmerksamkeit, und dieser Anblick gab ihm auf einmal seine Kraft und ganze Bosheit zurück. Leise glitt er auf den leeren Stuhl und beugte lauschend den Kopf vor. Vera sagte gerade:

„Jeder muß sich seinem Charakter nach mit den Bürden der großen Landstraße abfinden, haben Sie das nicht selbst so schön gedacht und ausgedrückt, Herr ter Welp?"

„Dies verrückte Bild also war es wieder, das ihr noch immer im Kopfe steckte," dachte Lorenz ingrimmig, „hätte doch der Kerl sonst was gethan, als diese Leinwand bepinselt!" — Warum er eigentlich das Bild und den Maler haßte, wußte er zwar nicht mit Bestimmtheit, aber das Gefühl war da und ließ ihn nicht los.

Hendrik seufzte und öffnete die Lippen, aber er kam zu keinem Wort, eine gelbe, dürre Knochenhand streckte sich plötzlich aus und umklammerte den Arm des Weibes, das erschrocken zusammenzuckte.

„Sperre Deine Ohren auf," rief Lorenz brutal und die Brillengläser funkelten tückisch, „ich sage Dir, daß ich nach Hause will."

Sie machte eine Bewegung, um ihren Arm seinem schmerzenden Druck zu entziehen, es gelang ihr nicht.

„Ich habe nichts gehört, entschuldige," sagte sie blaß werdend.

Nie in ihrem Leben hatte sie sich durch das Betragen ihres Mannes gedemütigter gefühlt, als in diesem Augenblick vor dem, dem sie am meisten die beschimpfenden Bande ihrer Ehe verbergen wollte.

„Entschuldigen soll ich," höhnte er, „daß Dir Dein liebenswürdiger Nachbar nicht Zeit ließ, Dich um Deinen Mann zu bekümmern? Ich habe keine Lust das zu entschuldigen, komm sofort." — —

Er warf einen hämischen Blick auf ter Welp, der aschfahl dasaß und mit großen Augen auf den Mann starrte, der es wagte, die Frau, die er vergötterte, in dieser Art zu behandeln.

Vera erhob sich ohne ein Wort, sie sah Hendrik nicht an, ihre Hände zitterten krampfhaft.

„Was starren Sie mir so aufdringlich in das Gesicht," fragte Lorenz impertinent, dessen Haß in diesem Augenblick sogar seine Feigheit beherrschte.

„Ich möchte mir die Physiognomie des Mannes einprägen, der es, trotz seines Standes, über sich gewinnt, eine schutzlose Frau — seine Frau — öffentlich derartig zu behandeln," sagte Hendrik schneidend.

„Um Gottes willen," flüsterte Vera angstvoll, „lassen Sie ihn."

Ihre großen Augen füllten sich mit Thränen, aber sie rieselten nicht über ihre Wangen, wie ein feuchter Schimmer umhüllten sie nur die Iris. Ein leidenschaftliches Mitleid glomm in Hendrik auf, und zugleich ein so wahnsinniger Zorn, daß es ihn gelüstete, diesen greisenhaften Tyrannen mit einem Schlage niederzustrecken. Unwillkürlich ballte er die Faust, und vor dieser weißen, aber muskulösen Männerhand sank Konreuths Mut wieder zusammen, er trat hinter seine Frau.

Da der Klavierspieler gerade seinen Platz verlassen hatte, so waren die lauten, scharfen Worte auch von den anderen Gruppen gehört worden, dazu ter Welps drohende Haltung — sofort kamen Herskotts beide auf Vera zu.

„Was gab's?" fragte Georgine neugierig und sah ihrer Cousine in das totenblasse Gesicht.

Vera antwortete nicht, der Hals war ihr wie zugeschnürt, statt ihrer ergriff ter Welp die Hand der Staatsrätin, sie fühlte, daß dieselbe wie Feuer brannte.

„Leiden Sie es nicht, daß Frau von Konreuth mit nach Hause fährt," flehte er, heiser vor Aufregung, „der Gedanke ist unausdenkbar, sie mit diesem Manne allein zu wissen, seien Sie gut, leiden Sie es nicht."

Georgine blickte noch immer ganz verständnißlos.

„Wollt Ihr fort?" fragte sie Vera.

„Ja," brachte diese endlich tonlos heraus, und dann fuhr sie schneller fort: „Herr ter Welp — ich bitte Sie — er," sie machte eine kleine Kopfbewegung zu Lorenz hinüber, von ihrem Manne zu sprechen, war ihr in diesem Augenblick unmöglich — „er ist krank."

„Eine schöne Krankheit, die sich in Brutalitäten ergeht," preßte er schroff hervor, noch immer vor Zorn zitternd.

„O — eine Scene also," sagte Georgine gedehnt und schob die Unterlippe vor. „Das ist in jeder Lage ein Horreur für mich. Und wie schweigsam alle auf einmal geworden sind — wie sie zu uns herschielen. Ich bitte Dich, Vera, treibe es nicht auf die Spitze, fahre mit Lorenz nach Hause, es ist ohnehin spät, wir brechen auch auf."

„Ich kann Sie nicht so gehen lassen — bedenken Sie doch — mein Gott, ich werde verrückt!" stammelte

Digitized by Google

ter Welp außer sich, die Hand an die Stirn pressend. Der Gedanke, Vera mit diesem rohen Wütenden allein lassen zu müssen, folterte ihn maßlos.

Frau von Konreuth lächelte matt. „Sie nehmen die Sache zu schwer, Herr ter Welp," sagte sie ruhig und streckte ihm die Hand entgegen, „allein ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme. Wie Sie sehen, sind aber meine Anverwandten gar nicht in Sorge um mich, das mag Ihnen der beste Beweis sein, daß dergleichen nichts auf sich hat. Lorenz ist manchmal etwas nervös gereizt. Leben Sie wohl!"

Ihre Augen trafen sich und blieben eine Sekunde ineinander wurzeln, aus den seinen sprach leidenschaftlicher Schmerz und wahnsinnige Zärtlichkeit, aus den ihren ein Etwas, das er sich nicht zu deuten wagte, nur ganz flüchtig, wie ein aufspringender Funke, dann sah er den gewohnten traurigen Ausdruck, den er jetzt nur zu gut begriff.

„Nicht Lebewohl," bat er, sich auf ihre Hand beugend, „sagen Sie: auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehn!" —

Es war ein langer Kuß, in dem er seine Lippen auf die schlanke Frauenhand preßte, und Georgine trat ungeduldig von einem Fuß auf den anderen; als Hendrik sein Gesicht aufrichtete, war es sehr bleich, aber ruhiger.

„Was hat es denn gegeben?" fragte Georgine neugierig, während Vera ihren Mantel umnahm. „Emil hat schon mit Lorenz das Zimmer verlassen wie ich sehe, hatte er etwa zuviel getrunken?"

Vera zuckte die Achseln; etwas wie eine Todmüdigkeit hatte sie befallen und machte ihr das Sprechen schwer, wie Blei lag es in ihren Gliedern.

„Es ist mir ganz scheußlich," fuhr Georgine geärgert fort, „das giebt gleich ein Gerede überall — warum war auch ter Welp so unklug, sich neben Dich zu setzen."

Vera heftete einen dunklen Blick auf ihre Cousine. „Beruhige Dich," sagte sie mit harter Stimme, „es ist nichts geschehen, was Deinen Zorn verdienen kann, und eine Vermittlung zwischen Lorenz und mir habe ich auch noch niemals gebraucht, die Welt hat also keinen Grund, sich zu erregen."

So entsetzlich verlassen und bitter gedemütigt hatte sich Vera noch niemals gefühlt wie in dieser Stunde! Zwischen ihr und ihren Verwandten bestand ja nur ein Scheinband, das sich gegen sie richtete sobald es ihnen paßte, anstatt für sie zu sprechen; sie war so verbittert in diesem Augenblick, daß sie auf Hildegards Abschiedsworte kaum hörte und nicht sah, mit welchem Ausdruck zärtlichster Angst das junge Mädchen an ihren Zügen hing, erst als Emil Herskott zu ihr trat und mit seiner ruhigen Stimme zu ihr sprach, wich ihr der Druck etwas vom Herzen.

„Lorenz sitzt schon im Wagen, ich fürchte, Vera, er ist kränker als wir geglaubt haben. Willst Du, daß ich mitfahre und ihn erst völlig zur Ruhe bringe? Ich bin in Sorge um Dich."

Sie blickte ihn an, und diesmal rollten die Thränen wirklich über die Wangen.

„Wie gut Du bist, Emil! Aber ich danke Dir, ich fürchte mich nicht, kläre nur Georgine über den Vorfall auf, zu dem gar kein Grund vorlag, sie empfand das Aufsehen peinlich. Und nun geh hinein, Du Guter, es ist kalt draußen."

„Ich hätte es nicht thun sollen, ich hätte mitfahren müssen," dachte der Staatsrat kopfschüttelnd. Aber er war so müde und abgespannt. Das viele Arbeiten und das viele Repräsentieren lag ihm täglich schwerer in den Knochen, und er sehnte sich nach einer endlichen Heimkehr. „Ob Georgine nicht bald ein Ende macht?" dachte er resigniert.

Er hatte nicht den Mut, ihr um seinetwillen eine vergnügte Stunde zu verkürzen, und sie stand gerade am Klavier in heiterster Unterhaltung mit Prinz Philipp.

Ter Welp war nirgends mehr zu sehen, er mußte sich unauffällig entfernt haben.

„Arme, ärmste Vera," dachte Herskott noch einmal mitleidig, dann strich er Hilde über den dunklen Kopf und näherte sich langsam seiner Frau. —

Es war spät, als man endlich aufbrach, und Herr von Zirkwitz hatte schon mehrmals endlos gegähnt, aber als er jetzt mit seinem Schwager auf die Straße trat, faßte ihn dieser unter den Arm, führte ihn fast dicht an den Häusern entlang, als fürchte er unberufene Begleitung und fragte dann in ziemlich lautem Flüsterton: „Sag mal, aber ehrlich, wie gefällt sie Dir?"

„Wer?" fragte er schlaftrunken.

„Wer? Das weißt Du nicht einmal, Mensch? Nun, die kleine Herskott, auf die mich Tante Murdach gütigst aufmerksam gemacht hat."

„Ein bißchen still und ein bißchen blaß nach meinem Geschmack, aber sonst ganz gut. Du, Eduard — der Wein war verteufelt schwer, mir ist ganz warm geworden."

Herr von Sommer blieb stehen und fuhr aufgeregt mit der Hand in alle Paletottaschen, um sich mit dem endlich gefundenen Taschentuch das Gesicht, trotz der Kälte abzuwischen. „Otto, ich will kein Geheimniß vor Dir haben," sagte er endlich feierlich. „Ich glaube, ich habe mich allen Ernstes in dies Mädchen heute abend verliebt. Du weißt, das hält bei mir ohnehin schwer, und wenn ich es jemals glaubte, war doch immer so ein gewisses Aber noch dabei, hier ist aber gar kein Aber — ich glaube, Otto, so etwa muß Dir zu Mut gewesen sein, als Du meine Schwester kennen gelernt hast."

„Wahrscheinlich. Höre, Eduard, ich bin verteufelt müde, es muß ja bald morgen sein, diese Großstadtgewohnheiten sind recht aufreibender Natur."

Sommer faßte aufs neue nach dem Arm seines Schwagers, er hatte durchaus das Bedürfnis, sein Herz zu entlasten.

„Schlafen kannst Du nachher auch noch. Hast Du gesehen, was für offene, klare Vogelaugen sie hat? Und denke Dir, ein Mädchen, das sich nach Arbeit, nach einem Wirkungskreis sehnt! Ich fragte sie scherzhaft, ob sie sich wohl getraute ein paar Strümpfe zu stopfen, da lachte sie und sagte: Ich wünschte nur, ich hätte täglich einen ganzen Berg davon."

„Ja, denn man tau," gab Zirkwitz seinen

Digitized by Google

Segen mit einem gewaltigen Gähnen, „Du weißt doch, daß sie nicht viel mehr hat, als das Hemd auf dem Leib, trotz des großen Trains, den sie führen."

„Und wenn sie nicht einmal das hätte, sondern nackt und bloß zu mir käme, ich wollte sie segnen; aber die Frage ist, ob sie mich auch will."

„Spaß! Du mit Deinen beiden Herrschaften, Deinem alten Namen . . ."

„Ja, das ist es eben, an all das soll die Kleine nicht denken, wenn sie mich nimmt. Lieb haben muß sie mich, so recht von Herzen lieb haben, sonst pfeife ich auf den ganzen Zauber. Herrgott, wenn sie das thäte . . ."

Mit einem Male wurde ihm weichmütig und melancholisch zu Sinn, er sah nach den blinkenden Sternen.

„Vorläufig komm zu Bett," sagte sein Schwager, ihn nun seinerseits unter den Arm nehmend, „und wenn Du meinen Rat hören willst, überstürze nichts. Ihr habt beide noch Zeit. Sieh zu, wie lange dieser Taumel anhält, und benimm Dich als ein verständiger Mann. Hast Du geprüft, dann kann Toni meinetwegen ihr Hochzeitskleid rüsten."

Neuntes Kapitel.

Ohne ein Wort, selbst ohne einen Laut war Konreuth mit seiner Frau nach Hause gefahren. Vera wunderte sich darüber, empfand es aber als unaussprechliche Wohlthat, obgleich sie nicht hindern konnte, daß schon die körperliche Nähe ihres Mannes sie nach dem erlebten Auftritt mit Ekel und Grauen erfüllte. Alles, was sie sich sonst zu Hilfe zu rufen pflegte: Mitleid mit seinem Leiden, Dankbarkeit, jetzt ließ es sie schmählich im Stich. Sie erinnerte sich, wie oft sie in der ersten Zeit ihrer Ehe die beschimpfenden Bande zu zerreißen versucht hatte, die man ihr angelegt, ehe sie noch deren Bedeutung auch nur im Entferntesten begriffen — es war immer vergeblich gewesen, und es würde in Ewigkeit vergeblich sein, darum galt es nun wieder, mutig den Kampf mit dem eigenen Empfinden aufzunehmen, nur daß er diesmal viel, viel härter sein würde.

Sie konnte es nicht ändern, ter Welps Augen standen vor ihr, ter Welps Stimme tönte unabläßig in ihren Ohren. Wenn er jetzt neben ihr sitzen würde, anstatt Lorenz, wie schön könnte das Leben sein, mit dem sie jetzt so bitter täglich rang. — Ein Schauer schüttelte sie über ihr eigenen Gedanken. Das war ja die Sünde, die sich ihr da nahte, eine Untreue des Herzens, zu der sie sich ebensowenig berechtigt glaubte, wie zu einer Untreue der That. Sollte sie wirklich nicht im stande sein, diesem Gefühl zu begegnen, so lange es noch Zeit war? — Sie bog sich vor und spähte angstvoll in das Gesicht ihres Gatten. Er war ihr einziger Schutz und Halt im Leben, das einzige morsche Wehr, das sie zwischen sich und der Sünde aufrichten konnte. Wenn nicht mehr, das sollte er ihr wenigstens sein. Sie wollte sich an ihn anklammern mit aller Kraft, nichts mehr hören, sehen, denken, als Pflicht und nur Pflicht.

Er schlief scheinbar. Die Augen geschlossen, kaum atmend, lag er in seiner Ecke; wie fahl, verzerrt, abstoßend doch sein Gesicht war!

Endlich waren sie zu Hause.

„Gieb mir meine Tropfen," sagte Konreuth, mürrisch wie immer. Sie stand vor seinem runden Tisch, das Tropfglas in der Hand, den schweren Plüschmantel über die Schultern zurückgeworfen, daß sich das weiße, krause, persische Lammfell bis hoch an ihre Wange hinaufschob und zählte behutsam die Tropfen in den Löffel; das magische Licht eines mit bunten Steinen besetzten grünen Lichtschirms beleuchtete sie von unten auf, traf das runde Kinn, die feine Nase, streifte noch die scharf gezeichneten Brauen und ließ die Stirn im Dunkeln. Lorenz saß auf seinem gewohnten Platz und sah ihr zu.

Kein Wunder, daß seine Frau den Männern die Köpfe verdrehte, sie war schön, wunderbar schön. O ja, er hatte immer Geschmack gehabt! Dieser Maler war natürlich wie ein Narr in sie verliebt, er mußte es sein, wenn er nur Augen hatte. Der Wein, den er seit langem nicht in solchem Maße genossen hatte, regte sich in ihm, und der Haß, den er instinktiv gegen ter Welp fühlte, verstärkte das. Es überkam ihn die teuflische Lust, diese Frau, die seinen Namen trug, die vor der Welt zu ihm gehörte, in diesem Augenblick zu zwingen, ihn zu küssen, zärtlich gegen ihn zu sein, und der Gedanke kitzelte seine Nerven, was wohl ter Welp empfinden würde, wenn er das wüßte; dieser Narr, der sich unterstanden hatte, feindselig gegen ihn zu werden, weil er ihm eins der vielen Rechte des Ehemanns gezeigt hatte.

Er erhob sich katzenhaft lautlos und schlich hinter seine Frau, sie bemerkte es nicht. Plötzlich legte sich sein Arm fest um ihre Taille, sein kleines, gelbes Gesicht näherte sich ihr so, daß sie seinen Atem spürte. Mit einem Aufschrei des Entsetzens ließ sie gleichzeitig Glas und Löffel fallen und wandte sich zu ihm.

„Was willst Du?" stieß sie atemlos heraus.

„Dich küssen, wie es mein Recht ist."

Sie suchte sich mit aller Gewalt zu befreien, aber sein Arm war wie ein Schraubstock, und der Mantel hinderte sie, mit einem Ruck zerriß sie den hemmenden Schluß am Halse, und schleuderte ihn zu Boden.

„Laß mich los," sagte sie mit fliegender Brust und funkelnden Augen, aber so ruhig wie möglich.

„Fällt mir nicht ein. Bist Du nicht meine Frau?"

„Leider!" preßte sie zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor.

„Und wenn ich Dich küssen will, so hast Du zu gehorchen."

„Lieber sterben."

Er faßte mit der anderen Hand nach ihrer Schulter, seine Kräfte waren in diesem Augenblick gewaltig, sie wand und krümmte sich in seinen Armen, es half ihr nichts, seine harten farblosen Lippen preßten sich auf ihren blühenden Mund.

Sie schrie auf wie furchtbar gepeinigt, es schüttelte sie von Kopf bis Fuß.

„Komm," sagte er mit triumphierendem Grinsen,

Digitized by Google

„ich werde heut einmal liebenswürdig sein und Dir den Mantel nachtragen, Dein galanter Maler thäte das sicherlich auch."

Sie sah ihn mit weit aufgerissenen, starren Augen an, er bückte sich nach dem Mantel, da stürzte sie fort wie von Furien gepeitscht. Ihre Balayeuse blieb an einem Nagel hängen, sie riß die Schleppe in Fetzen an sich. Dicht hinter sich glaubte sie den keuchenden Atem ihres Mannes zu vernehmen, und halb ohnmächtig schlug sie die Thür ihres Toilettenzimmers zu, schob den Riegel vor und sank dann zu Boden. Ihr Atem flog, ihr Herz hämmerte zum Zerspringen; dieser Auftritt hatte gerade noch gefehlt, um ihr einen Begriff von dem zu geben, was sich ihr Leben nannte!

Die mutige, stolze, kalte Vera, wie man sie allgemein nannte, blickte in zitternder, qualvoller Furcht auf die Klinke der Thür, ob sie sich nicht rege, immer noch hörte sie nichts anderes, als den keuchenden Atem ihres Gatten. Sie wagte sich nicht zu rühren, aus Furcht, ihre Anwesenheit zu verraten. Das überreizte, erregte Gehirn spiegelte ihr tausend Möglichkeiten vor, aber alles blieb still, nichts regte sich. Sie stand endlich auf und setzte sich auf die Chaiselongue, die Hände im Schoß. Zwei Wachskerzen, rosa beschirmt, brannten wie immer an den Seiten der mächtigen Psyche, ihr gerade gegenüber. Als sie unwillkürlich aufsah, bemerkte sie ihr Spiegelbild und ihre Augen blieben daran haften.

Wie tief unglücklich sie doch war, bei aller Schönheit, Jugend, Gesundheit und dem fürstlichen Reichtum, der sie umgab! Die in Lumpen gehüllte Bettlerin der Straße däuchte ihr beneidenswert im Vergleich zu ihr, denn sie war frei. Was aber war sie? — Eine elende, erkaufte Sklavin, die mit dem Verweigern einer Liebkosung an dem, der sie erstanden, eigentlich einen Bruch der Handelsbedingungen beging, denn auch das war ihm zugesprochen worden, war sein Recht vor Gott und den Menschen!

Ehrlos kam sie sich vor in diesem Augenblick, nicht besser wie die käuflichen Weiber, die man sich scheute in ihrer Gegenwart zu erwähnen, aber war sie denn besser? Blieb die grobe Immoralität, die sie begangen, als sie ihrem Gatten die Hand reichte, nicht dieselbe, obgleich Staat und Kirche ihren Segen darüber gesprochen hatten? Auch der letzte Fetzen, den sie sich bemüht hatte, um ihre Ehe zu ziehen, sank in dieser Stunde in den Staub; sie sah sich nackt und kahl, arm und elend, wie sie wirklich war und ihr Tugendstolz schmolz dahin, während ein ungeheures Mitleid mit sich selbst ihr Herz zusammenpreßte.

Nichts, was für sie sprach, nichts als die Erinnerung an ihren Vater! — Und da schüttelte es die unglückliche Frau aufs neue; sie verbarg das Gesicht in beide Hände, während krampfhaftes Schluchzen ihre Brust hob.

Er hatte nicht recht gehabt, als er ihre Heirat eine That der kindlichen Liebe hieß, als er sie mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, halb zwang, halb überredete, jetzt wußte sie es besser, aber es war längst zu spät, jetzt gab es für sie nur noch eine Hoffnung, die auf den dürren Sensenmann, aber davor bebte sie zurück.

Wenn sie wie Georgine wäre —! Vera richtete sich auf und strich das wirre Haar aus dem Gesicht. Die sände einen Kompromiß, um sich das Leben doch angenehm zu gestalten, ihm einen Inhalt zu geben und sich dadurch zu entschädigen für die vielen Stunden der Öde und Traurigkeit.

„Wär's ein Unrecht?" fragte es leise in ihrem Innern.

Wieder stieg ter Welps Bild vor ihr auf, er war besorgt um sie gewesen, er allein, und das dankte sie ihm; aber sie wußte auch, daß er noch mehr für sie übrig hatte als nur Sorge um ihr Ergehen, daß in seinem Innern eine leidenschaftliche Liebe für sie lebte, und sie hätte kein Weib sein müssen, um das nicht zu empfinden.

Mit den Händen die Augen verdeckend, saß sie lange da, dann warf sie sich auf die Chaiselongue, den Kopf in die Kissen bohrend, und der Verzweiflungsschrei: „Gott! Gott! Führe mich nicht in Versuchung!" drängte sich auf ihre bebenden Lippen.

Am nächsten Morgen war sie ruhiger geworden, die wilden Gedanken und Wünsche in ihr waren verstummt, ja sie schämte sich derselben. Nein, noch hatte die Sünde keinen Teil an ihr, noch kämpfte sie mit ungebrochenem Willen und festem Mut. Wenn sie das nächste Mal ter Welp wieder begegnete, wollte sie ihm sagen, daß niemals etwas imstande sein würde, sie in ihrem Empfinden zu erschüttern, und er — er war jung, schön, gefeiert, wenn er erst die Nutzlosigkeit seiner Huldigungen einsah, würde er sich zornig von ihr abwenden und sich einer andern widmen. Das war der Welt Lauf und sie mußte damit zufrieden sein, ob es ihr auch weh that; lieber alles andere ertragen, als ein Zerfallen mit sich selbst, denn sie wußte genau, sie war nicht dazu geschaffen, mit etwas zu parlamentieren, das sich ihr beim ersten Empfinden als Unrecht hinstellte.

„Glücklicherweise werde ich es ja auch nicht erleben," dachte sie, als sie die Gürtelschnur ihres Schlafrockes fester knüpfte, „bis hierher dringt nichts von der heiteren, lebensfrohen Welt da draußen."

Diesmal nahm sie die treue Auguste mit und postierte sie in das Nebenzimmer unter irgend einem Vorwand, der ihr das Blut in die Wangen trieb, so durchsichtig erlogen kam er ihr vor, dann ging sie mit bebendem Herzen zu Lorenz hinein.

Er saß mürrisch und zusammengeduckt in seinem Stuhl und hatte offenbar die Vorgänge der Nacht total vergessen, klagte über Kopfschmerzen und sah alle Augenblicke auf die Uhr, ob es noch nicht Zeit für den Besuch des Arztes sei. Vera war froh, daß sie ihn so fand, aber die Angst vor einem abermaligen Überfall machte sie doch ruhelos und beklommen, so daß sie sich ihrem Manne kaum zu nähern wagte.

Es wurde immer unerträglicher für sie, jeder neue Tag. —

Und auch an Emil Herskott stellte der Morgen so viel Anforderungen, daß er bald einsah, es würde

Digitized by Google

ihm unmöglich sein, sofort mit Schrattenbach zu sprechen, im Lauf der Woche fände er sicher Zeit dazu; nur heute nicht. Außerdem lachte Georgine über seine Angst, behauptete, Lorenz ließe sich eben nur darum so sehr gehen, weil ihm von allen Seiten Vorschub geleistet würde, und schließlich sei Vera auch nicht ganz ohne Schuld, und Hilde, die am Mittag zu Konreuths gegangen war, brachte den besten Bescheid mit nach Haus.

So tröstete sich denn der Staatsrat recht gern mit dem Gedanken, daß ja schließlich doch auch Schrattenbach täglich da sei und gewiß mit ihm Rücksprache nehmen würde, sobald es ihm notwendig erschien, und nach ein paar Tagen hatte er seine Sorge um die verlassene Frau des Kranken völlig vergessen. —

Es war bitter kalt geworden und der Schnee knirschte unter den Füßen der Passanten, als Hildegard eines Nachmittags eiligst durch die Straßen der Stadt lief. Georgine hatte ihrer Stieftochter in Anbetracht des nahen Weihnachtsfestes diesen einsamen Ausgang gestattet, und das junge Mädchen war auch tüchtig beladen mit Paketen, aber der Inhalt keines einzigen wäre derart gewesen, daß er Frau von Herskotts Billigung gehabt hätte.

Als Hilde in die Straße kam, in der Doktor Schrattenbach wohnte, sah sie sich scheu erst rechts, dann links um, und schlüpfte endlich in das große Hausthor von Nummer dreizehn, wo, wie sie wußte, die Familie des Kutscher Hilgers wohnte. Ihr Herz schlug, als beginge sie ein Unrecht, wie sie in dem viereckigen, schachtähnlichen Hofe stand. Da war der Eingang in das Hinterhaus, schmal, niedrig, in der grauen, stellenweise von Putz und Kalk entblößten Mauer, die steil aufsteigend, kein Ende zu nehmen schien. Als sie eintrat empfing sie zuerst ein schwärzliches Dunkel, das erst einige Stockwerke höher einem trüben Lichte wich. Ein dumpfiger, modriger Geruch, der sie die vier Treppen hoch begleitete, schien völlig von dem Hause Besitz ergriffen zu haben. Hildes Herz brannte in Mitleid mit den bedauernswerten Leuten, die verdammt waren, in solcher Umgebung ihr Leben hinzubringen, besonders wenn sie dabei an ihr eigenes Heim dachte. Sie nahm sich vor, diesen Armen hier als Engel der Barmherzigkeit zu erscheinen und überrechnete in Eile, wieviel ihr gelingen würde, von ihrem Taschengeld zu ersparen, um hier Gutes zu thun. Es war zwar nicht allzu reichlich bemessen, und die Stiefmutter pflegte sich stets ziemlich eingehend nach seiner Verwendung zu erkundigen, aber schließlich würde sich doch irgend eine Möglichkeit finden lassen.

Sie zog die Klingel, voll von guten Vorsätzen und Hoffnungen. Erst nach einer geraumen Weile ließen sich schlurrende Schritte vernehmen, die Thür öffnete sich und Hilde stand vor einem absolut licht- und luftlosen Raum.

„Zu wem wollen Sie denn?“ fragte eine mürrische Stimme, in der sogar ein Klang von Mißtrauen nicht zu verkennen war.

„Zum Kutscher Hilgers, ich will sehen, wie es em kleinen Kranken geht.“

Ihre Stimme war etwas scheu und ängstlich, dies Wohlthun auf eigene Hand war der jungen Aristokratin völlig fremd und verwirrte sie, aber sie blieb mutig bei ihrem Vorhaben. Einen Augenblick Stille, dann wurde eine Thür aufgestoßen und Hilde sah in ein ziemlich großes kahles Zimmer; aus einem Waschgefäß inmitten desselben qualmten ganze Wolken schweren weißen Dampfes zur Decke auf, beschlugen die Fenster und ließen im ersten Augenblick das Atmen unmöglich erscheinen.

Die Frau, die vor ihr stand, hatte am Hinterkopf einen dünnen blonden Zopf aufgesteckt, der ruppig und zerzaust aussah, ihr Gesicht verriet keine Freude an dem vornehmen Besuch, es sah grämlich und faltig aus.

„Da liegt der Rudolf,“ sagte sie, auf ein Bettgestell mit schweren Federkissen zeigend, und ging wieder an ihre Arbeit.

Der kleine Knabe hob neugierig den Kopf und blickte mit großen Augen auf die vornehme fremde Dame, er sagte auch nichts, und Hilde begann allmählich heiß zu werden.

„Liebe Frau,“ sagte sie freundlich, „wäre es nicht besser, Sie brächten das Kind in ein anderes Zimmer? Die Luft hier kann ihm unmöglich gesund sein.“

„Det können wir uns nich leisten,“ antwortete die Hilgers nach einer reichlichen Pause bissig, „wir sind man froh, wenn wir überhaupt 'n Dach über'm Kopp haben und können uns mit Gesundheit und Krankheit nicht jroß abjeben.“

„Aber dann machen Sie doch ein wenig das Fenster auf,“ riet Hilde wohlmeinend, der es zum Ersticken wurde, denn im Ofen brodelte irgend etwas, das seinen scharfen Duft energisch mit dem Dunst des Waschfasses vermischte.

Die Hilgers verwandte keinen Blick auf die Sprechende, sie sah in ihr Waschfaß hinein. Diese geringschätzende höhnische Art, in der sich die Frau aus dem Volke ihr gegenüberstellte, fiel doch sogar dem arglosen Gemüt des jungen Mädchens auf. Sie drehte sich energisch von dem wenig anmutenden Anblick der Wäscherin ab und da sie weiter keinen Stuhl im Zimmer sah, setzte sie sich auf den Bettrand zu dem Kinde, das offenbar die Lagerstatt der Eltern inne hatte.

„Hier habe ich Dir etwas mitgebracht, Rudolf,“ sagte sie beklommen, „Du weißt doch, daß Weihnachten vor der Thüre steht.“

Sie hatte sich vorgenommen, ihm vom Christkind zu sprechen, hatte sich auf den Jubel der Kinder gefreut, und nun saß sie hier, verschüchtert, unbehaglich, ihre Päckchen im Schoß, und aus dem blassen, abgezehrten Gesicht schauten sie die Augen des Knaben — die jeder ihrer Bewegungen folgten — mehr stumpf als freudig an.

Sie legte ihm eine Schachtel Bleisoldaten auf das Bett, als Käthe eintrat, im fadenscheinigen Kleidchen, die blaugefrorenen Hände mit einigen mageren Düten unter einer weiten Schürze der Mutter verborgen, vor Kälte zitternd.

Und auf einmal begriff Hildegard, daß sie mit

Digitized by Google

der Wahl ihrer Geschenke einen argen Mißgriff gethan. Sie hatte nur an den Jubel der Kinder gedacht, Spielzeug für Rudolf, eine Puppe für Käthe, viele unnütze Dinge, die dem Bedürftigen nichts sein können, lagen in ihrem Schoß, aber an ein warmes Kleidungsstück hatte sie nicht gedacht.

Niedergedrückt verteilte sie ihre Gaben. Der Dank der Kinder war kaum verständlich vor Scheu, sie trauten sich nicht, etwas von all den Herrlichkeiten zu berühren. Als Hildegard sich ernüchtert und beschämt erhob, streifte die Frau den Seifenschaum von den Händen, trocknete sie oberflächlich an der Schürze, stemmte die Arme in die Seite und fragte mürrisch:

„Ik weeß man jarnich, wat das nu allens is. Wat soll denn der janze Mumpitz."

„Ich sah wie der Kleine überfahren wurde, er that mir so leid, ich mußte immer wieder daran denken."

„I nanu — wirklich?" meinte die Hilgers spöttisch. „Zu so wat haben die Reichen doch sonst keene Zeit."

Hildegard, gelinde empört durch die brutale Hartnäckigkeit dieser Frau, schüttelte den Kopf. „Sie thun uns gewaltig unrecht, wir haben ebensogut ein Herz für Unglück wie Sie selbst."

Die Hilgers schob die Unterlippe vor als denke sie nach. „Mich kümmert andrer Leute Unglück jarnich," sagte sie barsch, „ik habe jenuch an mein eijnes zu schleppen. Einen Kerl der säuft, zwei Kinder, eens nich jesund, dat andre nu krank, is jenug für unsereenen."

„Was sagt Doktor Schrattenbach?" fragte Hilde, entsetzt über das gleichmütige Geständnis. Nun wußte sie plötzlich, welcher Geruch sich hier noch mit den anderen verquickte und ihr Abscheu erregte. Fusel war es. Sie schüttelte sich heimlich.

„Uf'n Dod jeht 's ja nich, er wird wieder besser, meint er, aber verkrüppelt bleiben sein Lebenlang, das is viel schlimmer für unsereinen, der nischt weiter hat als seine Knochen, und für den es von Morjen bis Abend arbeeten heeßt für das bißken Fressen."

„Reden Sie doch nicht so unmenschlich," rief Hilde empört, „haben Sie doch wenigstens so viel mütterliche Rücksicht und Schonung für Ihr Kind."

„Ach herrje! Wir sind nich dran jewöhnt mit Jlacees anjefaßt zu werden. Die Jöhre hört's nich zum ersten Mal, sein Oller sagt's ihm alle Dage, und recht hat er — wenigstens damit."

Sie sah nach dem Bett, wo der Knabe eben leise unter seinen Zinnsoldaten zu wühlen begann, während sich Käthe mit der Puppe im Arm flüsternd über ihn beugte, ein Schimmer von Glück überstrahlte die blassen Kindergesichter und schien die Mutter doch nicht ganz unempfindlich zu lassen.

„Sehen Se, Fräuleinken," fuhr die Hilgers jetzt aus freien Stücken fort, „et is jewiß recht jut und scheen, daß Sie herjekommen sind um den Kinderkens ene Freude zu machen, ik hätt's so wie so nich jekonnt dies Jahr, aber wat kann dat helfen. Et fehlt uns am Nötigsten, und wat ik verdiene, versäuft mein Liberjahn von Mann och noch. Wär't wenigstens en reicher Herr jewesen, der den Rudolf überfahren hat, denn könnte et uns noch wat indragen; det is ja det größte Pech dabei, det et man en leerer Wagen war. Der Junge bleibt zeitlebens unjesund und die Kurkosten kriegen wir ooch nich ersetzt."

Hilde fühlte sich fast physisch krank über diese Herzensroheit. Wie konnte man nur neben dem Leiden des eigenen Kindes an so untergeordnete Dinge denken, wie Kurkosten und dergleichen, es verletzte sie; und als ob die Hilgers ihrem vornehmen Gast die Gedanken aus dem Gesicht läse, fuhr sie fort:

„Ja, Fräuleinken, mit vollem Beutel sieht sich det janz anders an. Ik aber, wenn ik mir noch so sehr mit's Waschen abrakse, verdiene nich genug zum Leben und ooch noch Krankenpflegen dazu. Da is nu unser Doktor, wenn der nich umsonst käme, und dem Rudolf die Milleziehn noch mitbrächte, dann wäre et schon das Beste, wir machten alle zusammen ein Ende."

„Um Gottes willen," rief Hilde erschrocken, „wie kann man so etwas nur denken, Frau! Sind Sie sich nicht der großen Sünde bewußt, die Sie damit begehen würden?"

„Sünde is jut!" sagte die Hilgers trocken, und ein harter Zug legte sich um ihren häßlichen, von Zahnlücken entstellten Mund. „Wat hat denn Unsereens vom Leben? Sich schinden von Kleen uf bis ans Jrab. Glooben Sie wirklich, die Käthe oder der Rudolf, dem sie mir nu die Lunge gequetscht haben, verlieren wat an dieses erbärmliche Dasein?"

Hilde schüttelte ein Schauer, als sie zum ersten Mal einen Blick in das öde, hoffnungslose Elend solcher Armen that, die mit Gleichgiltigkeit sich wappnen müssen, um nur die Fortdauer eines Lebens zu ertragen, das ihr bisher so leicht erschienen war. Schreck, Mitleid und Angst kämpften in ihr. O, wenn ihre Stiefmutter jetzt hier statt ihrer säße, sie hätte gewiß nicht mehr den Mut, um ein unkleidsames Kostüm tagelang das ganze Haus zu quälen. Sie schämte sich fast vor dieser verarbeiteten Frau ihres Wohllebens, ihrer Lebensstellung. Sie begriff, daß es einen ewigen, untilgbaren Haß geben mußte, zwischen Besitzenden und Darbenden, und fühlte sich dadurch niedergedrückt bis zu Thränen. Wie schwer konnte das Leben sein!

Ihre Augen feuchteten sich wirklich, sie sah auf die Hilgers und öffnete den Mund, um das zu sagen, was ihr auf dem Herzen brannte, aber diese hatte ihre Aufmerksamkeit der Thür zugewandt. Draußen schien jemand polternd die Treppe zu erklimmen unter Stöhnen und Fluchen. Die Kinder duckten sich scheu und ängstlich zusammen, die Frau tauchte die Hände wieder in den Seifenschaum und sagte über die Schulter:

„Nu gehen Sie man, Fräulein, mein Mann kommt und bei der Kälte hat er jewiß wat in 'n Kopp. Für dat, wat Sie die Kinder gegeben, ooch schenen Dank."

Ehe aber die zitternde Hilde die Schwelle erreicht hatte, wurde die Thür von außen aufgerissen,

Digitized by Google

und ein brutal aussehender, taumelnder Mann trat ein. Er riß seine kleinen, von Branntwein und Kälte geschwollenen roten Augen so weit auf wie er konnte als er die frembe Dame vor sich sah, sagte aber zuerst kein Wort, erst als das junge Mädchen ein paar Schritte auf ihn zumachte um die Thüre zu gewinnen, fragte er heiser, mit unverschämter Vertraulichkeit:

„Na, Sie kleene Krabbe, wat wollen Sie denn hier?"

Hilde machte eine abwehrende Bewegung. „Ich bin im Begriff zu gehen," sagte sie so freundlich wie möglich, und doch klang etwas von der vornehmen Abwehr der Aristokratin aus jedem Ton, aus dem Blick, mit dem sie den Halbtrunkenen scheu und voll Ekel streifte.

Er empfand das und es ärgerte ihn; noch breitspuriger stellte er sich hin. „Na, haben Sie sich man nich so, Kleene, ik duh Ihnen nischt. Womit haben wir denn diese Ehre verdient? Oder wollten Sie blos mal sehen, wie erbärmlich und jemeen et bei armen Leuten aussieht. Kuken Se man jenau hin, da jiebt et keenen Sammt und Seide."

„Ich wollte nach Ihrem kranken Kinde fragen, das führte mich her," sagte Hilde halb geärgert, halb von Widerwillen übermannt.

Hilgers wurde aufmerksam. „O Je, kuk'ste aus die Luke? Det war woll Ihr Wagen, der meinen Jungen überfahren hat? Na, denn kann ik Ihnen man sagen, nu heeßt's blechen. Für en Lumpengeld lassen wir uns unsre Kinder nich halbtodt fahren, wenn wir uns auch unsre eignen Knochen dafür schinden müssen. Det muß anders werden sage ik! — Und et wird anders werden. Wozu wären wir denn endlich helle geworden . . ." Er hieb mit der Faust auf den Tisch, kam dadurch aus dem Gleichgewicht und schwankte ein paarmal hin und her. Hilde eilte schnell auf die Thür zu, schon streckte sie die Hand nach der Klinke aus, da fühlte sie ihren Arm festgehalten.

„Jawoll — anders muß't werden!" lallte der Kutscher und sein Atem, mit Fusel getränkt, schlug ihr in das Gesicht. Halbtot vor Angst blickte Hilde um sich. Die Frau wusch ruhig weiter, die Kinder flüsterten leise, ihnen allen war dies ja ein gewohnter, sehr wenig erregender Anblick, niemand kümmerte sich um sie.

„Jawoll — anders!" brüllte Hilgers noch einmal, ohne irgend etwas hinzuzufügen, vielleicht wußte er selber nicht, was er eigentlich anders wollte. Da öffnete sich die Thür, Heinz Schrattenbach trat ein.

„Doktor!" schrie das geängstigte Mädchen auf, und flüchtete sich zu ihm, er fühlte ihr Herz hämmern, wie bei einem kleinen gefangenen Vogel, sah ihr Gesicht dicht vor dem seinen.

„Sie hier?" fragte er maßlos erstaunt.

„Bringen Sie mich fort, bitte, bringen Sie mich nur fort," flehte sie bang.

Mit raschem Blick übersah Schrattenbach die Situation, er versprach sein Wiederkommen am Abend und ging mit Hilde die vier Treppen hinab ohne ein Wort der Frage; erst unten im Hof, als ihnen die kalte Winterluft ins Gesicht schlug, blieb er stehen und sah seine Begleiterin halb belustigt halb ärgerlich an.

„Wenn Sie mir also jetzt erzählen wollten, was Ihnen eigentlich passiert ist . . ." begann er. Aber Hilde ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Um Gottes willen, Doktor," rief sie aufs äußerste erregt, „sind das Menschen wie wir? Eine Mutter, die nur darnach verlangt, der Wagen, der ihr Kind überfahren, möchte nicht leer gewesen sein, um den Insassen tüchtig zahlen zu lassen für das Unglück, das den Knaben betroffen und dessen Gesundheit vielleicht zeitlebens schädigt; ein Vater, der trinkt und mit großen Worten um sich wirft, während er kaum noch fest auf den Füßen steht; Kinder, die nicht den Begriff der Freude zu kennen scheinen; mir ist schwindlig und elend, wenn ich nur daran zurückdenke, und — ich hatte mich so darauf gefreut, helfen zu können."

Sie blickte seitwärts und kämpfte augenscheinlich mit Thränen und Widerwillen. Schrattenbach sah sie an.

„Sie sind in Ihrer Art genau so ungerecht wie jene dort oben," sagte er ruhig, während er ihr das große Hofthor öffnete, „genau so, Fräulein von Herskott. Von diesen Leuten, denen das Gefühl des zu sättigenden Hungers, der Mangel an Wärme, kurz an all dem, was uns Lebensbedingung ist, also kaum beachtet wird, am nächsten steht, können Sie unmöglich einen Überschuß an Empfindungen und Gefühl verlangen; den stumpft das Ringen um das Notwendigste ab. Die ganze Menschheit ist einmal nichts anderes wie eine gewaltige Pyramide; je höher hinauf, je verfeinerter in Sitten, im Empfinden und im Äußeren, deshalb ist aber der Grundstein, wenn auch gröber und anspruchsloser, mit nichten zu verachten, denn er allein ermöglicht ja das Wachsen nach oben, und ist in sich ebenso berechtigt zu Ansprüchen an Glück und Leben wie die andern. Wer das nur recht begreifen und auch darnach handeln möchte. Es braucht nicht jeder zu arbeiten und kann doch sein Teilchen beitragen zu dem großen Werk der Humanität, zu dem gerade die Oberen verpflichtet sind."

Hilde seufzte beklommen. „Ich dachte es mir so leicht, so hübsch, wohlzuthun," sagte sie dabei. „Aber ich bin doch sehr davon zurückgekommen."

Er lachte auf. „Auch das will gelernt sein," gab er gut gelaunt zu, „und bei den Hilgers sind Sie nun wohl nicht gerade an die am leichtesten zu Behandelnden gekommen."

„Er ist Sozialdemokrat?" fragte sie halblaut, mit einer gewissen beklommenen Scheu im Ton, „nicht wahr?"

„Einer von denen, die das große Wort haben, ohne sich doch sonderlich klar über das zu sein, was sie eigentlich verlangen."

„Und dabei trinkt er, und ich bin überzeugt, er schlägt Frau und Kinder, wenn es ihm einfällt," sagte Hilde schaudernd. „Wie kann man überhaupt einer Idee nachleben wollen, gleichviel welcher Art sie sei, wenn man sich nicht mit ganzem Denken und Fühlen ihr hingiebt, sie allein zur Leiterin des ferneren Lebens macht! Ich würde nichts des Beachtens wert halten,

Digitized by Google

das sich mit Phrasen und Branntweingeruch umgiebt."

Schrattenbach sah seine Begleiterin ehrlich erstaunt an.

„Ich wundere mich über Sie, Fräulein Hildegard," sagte er zum ersten Mal mit einem Ton achtungsvoller Gleichstellung. „Aber erlassen Sie mir ein näheres Eingehen; es ist über dies Thema schon so viel gesagt worden, daß ich füglich darüber schweigen darf. Ich selbst bin aus der Mitte des Volkes hervorgegangen und weiß, daß es viel unverschuldetes Leid, viel Schmerzensthränen dort zu trocknen giebt, daß der Mensch immer Mensch bleibt, von der Hütte an bis hinauf zum Palast."

„Und doch," sagte Hilde etwas schüchtern, „war es Ihnen nicht recht, mich bei Hilgers zu treffen. Streiten Sie nicht, Doktor, ich sah es Ihnen an."

„Dann muß mein Gesicht sehr verräterisch sein!" Er sah sie belustigt an. „Im übrigen haben Sie nur die Wahrheit gesehen, ich leugne es nicht. Gerade Hilgers gefallen mir nicht sonderlich für ihr Debut im Wohlthun. Die Frau ist stumpf, schlampig und schmutzig, er trinkt, Ihnen können die größten Widerwärtigkeiten da passieren, denn wie mir scheint, hat sich in seinem Kopf der Gedanke festgesetzt, Sie wären die Besitzerin des Wagens, der ihm den Jungen überfahren hat. Nun überdenken Sie einmal die möglichen Konsequenzen. Jedenfalls wäre es mir lieber, Sie gingen nicht mehr hin."

„Und die Kinder, Herr Doktor?" fragte Hilde zögernd. „Zuerst hatte ich ja auch das Gefühl, bei der herrschenden Armut habe ich mit der Wahl des Spielzeugs nicht das Richtige getroffen, ich will Ihnen gestehen, mir war schrecklich unbehaglich zu Mute, dann aber sah ich doch wie die Kinder sich freuten. Besonders Käthe habe ich in mein Herz geschlossen, das Mädchen sieht aber aus, als ob sie niemals in die frische Luft kommt."

„Und deshalb gefällt sie Ihnen?" fragte er amüsiert.

Hilde errötete. „Nein, aber — sie hatte Vertrauen zu mir, Doktor, schon bei Ihnen damals, und ich möchte so gern einem Menschen auf der Welt nützlich und notwendig sein, deshalb bin ich ja hingegangen und . . ."

„Und werden öfter hingehen," fiel er ihr ins Wort. „In Gottesnamen, aber richten Sie es doch wenigstens so ein, daß Sie mich dort treffen, zuerst wenigstens, das wird mich beruhigen. Ich bin alle Tage um diese Zeit dort, so lange der Knabe meiner bedarf."

Sie streifte ihn mit einem schüchternen Seitenblick. Lieber Himmel, er sah nicht aus, als ob er daran dächte, daß solch verstohlenes Sehen ihm eine angenehme Erwartung sein würde, sie konnte dreist um dieselbe Zeit wie er zu Hilgers gehen, ohne daß ihre Stiefmutter ihr das als Mangel an Wohlerzogenheit vorwerfen durfte, es war nichts weniger als ein verliebtes Stelldichein; und mit einem halbunterdrückten Seufzer sagte sie gehorsam: „Ich werde es mir so einzurichten suchen, Doktor."

Auf den Straßen, die sie durchschritten, wogte ein lebhafteres Menschengewühl wie sonst, es waren ja kaum noch vierundzwanzig Stunden bis zum Weihnachtsabend, auf dem großen freien Platz hatten Händler ihre kleinen Bretterbuden errichtet und warteten, die Hände tief in den Taschen vergraben, die Nasen blau vor Kälte, auf Käufer, während sich die grünen Wälder von Tannenbäumen auf den Promenadenwegen einherzogen.

Vor einer der letzten Buden blieb Schrattenbach plötzlich stehen und nötigte auch Hilde dazu.

„Ich möchte Ihnen doch auch ein Weihnachtsangebinde überreichen," sagte er und sah dabei so lustig aus, wie sie ihn noch nie gesehen. „Darf ich?"

Sie errötete wieder und lächelte etwas verlegen, aber er wartete ihre Antwort gar nicht ab. Unter die mächtigen Pfefferkuchenherzen, die hoch aufgestapelt auf den primitiven Tischchen lagen, griff er aufs Geratewohl hinein und zog eins derselben heraus, das er seiner Begleiterin anbot.

„Nehmen Sie lieber dies," sagte die Verkäuferin, eine kleine rundliche Frau, die mit breitem Lächeln auf das junge Paar sah, aber Schrattenbach hielt sein Herz fest.

„Nein, nein, Fräulein Hilde, ich bin immer dafür bei der Stange zu bleiben," sagte er scherzend, „und Sie müssen sich nun auch schon meine Wahl gefallen lassen, wollen Sie?"

„Natürlich!" lächelte sie beklommen. Ihre Augen hatten die Devise überflogen, die aus herrlichem rotem Zuckerguß in etwas krummen Linien das Obere des braunen Herzens zierte.

Mein Herz gehöret Dir,
Gieb mir nun Dein's dafür.

Hatte Schrattenbach diese vielsagenden Worte gelesen, hielt er deshalb das zuerst erwählte Stück so fest? Wollte er ihr damit absichtlich etwas andeuten, was er auf andere Weise vielleicht noch zu verschweigen vorzog? Ihr Herz klopfte heftig, Jubel und Beklommenheit nahmen ihr fast den Atem. Sie wagte es nicht, den Doktor anzusehen, der nun wieder ruhig neben ihr herschritt, aber ihre bebenden Finger hielten das Herz so fest, als hielte sie damit ihr Glück.

„Sie halten mich gewiß für recht kindisch," begann Heinz nach einer kleinen Pause, „daß ich Ihnen so ein häßliches, gewöhnliches Ding anzubieten wage, wie dies Pfefferkuchenherz; aber ich liebe diese abscheulichen Dinger nun einmal, und kein Weihnachtsfest vergeht, ohne daß ich mich selbst damit beschenke. Diese Herzen waren der Traum meiner Kindheit, und, da meine Eltern sehr arm waren, mir stets unerreichbar. So etwas vergißt sich nicht."

Nun sah ihn Hilde an, ein sonniges Lächeln lag auf ihrem Gesicht. „Sie haben mir eine sehr große Freude damit gemacht, Herr Doktor," sagte sie, und ihr Ton klang heller als sonst.

„Wie gut Sie sind!" er drückte und schüttelte ihre Hand, wie die eines guten Kameraden, sie zu küssen fiel ihm nicht ein, aber er sah ihr mit einem ganz eigenen herzlich warmen Ausdruck in die Augen. „Vergnügte Feiertage!"

Hilde traf diesmal niemand auf dem Korridor oder in ihrem Zimmer, auch keine Botschaft ihrer

Digitized by Google

Stiefmutter, sie konnte sich ganz ihrem Glück überlassen. Vorsichtig, als sei es der größte Schatz der Erde, nahm sie das Pfefferkuchenherz hervor, las noch einmal den Vers darauf, und drückte es dann mit heißer Innigkeit an die Lippen.

Wenn er nur nach ihrem Herzen Verlangen trug, sie war ja so gern bereit, es ihm zu geben! Weder das Widerstreben ihrer Stiefmutter, noch die Erinnerung an seine Schwester war im stande, sie zu schrecken, er — er stand ja über allem! Was hätte sie nicht willig um seinetwillen auf sich genommen. — Sie lehnte einen Augenblick ihre Stirn gegen das braune Gebäck, das sie in Händen hielt, dann wickelte sie es sorgsam in Seidenpapier und legte es auf den Grund der kleinen Kassette, die ihre wenigen Reliquien barg — es war ihr teuerstes Stück darin. Sie wußte, daß sie den Mann, von dem es kam, liebte mit der ganzen Kraft ihrer einsamen, kaum erblühten Seele, daß das Glück ihrer Zukunft in seiner Hand lag, und daß sie bereit war, im Verein mit ihm jeden Kampf, jeden Sturm, den die Zukunft bringen mußte, aufzunehmen, wenn er sie nur liebte. Und in dieser Stunde glaubte sie felsenfest an diese so heiß ersehnte Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Strophen.

I.

Am Kamin.

(Nach dem Englischen.)

Lauschend auf der Funken Knistern
Wieg' ich auf dem Knie mein Kind.
Ach, wie viel die Flammen flüstern,
Eh' verglüht die gold'nen sind!

Von der Zukunft grauem Morgen,
Langen Lebens Lust und Müh' . . .
Wie viel Hoffen noch und Sorgen
Für das Kind auf meinem Knie!

II.

Wintersonne.

Über schneeigen Tannengipfeln
Flammen bleiche Sonnengluten,
Und es rieseln gold'ne Fluten
In den Büschen, in den Wipfeln.

Will dem Aug', dem thränenfeuchten,
Wohl im Bild die Sonne sagen:
Sieh! Trotz aller Deiner Klagen,
Auch im Winter kann ich leuchten?

III.

Erkenntnis.

Unerforschliche Natur,
Ewig still geheimes Walten,
Könnt' ich lüften je die Falten
Deines dunklen Vorhangs nur!

Herrlich du, titanengroß,
Lässest nimmer dich ergründen —
Doch vielleicht gönnst du das Finden
Mir dereinst in deinem Schoß.

IV.

Ruhelos.

Lautlos dämmert die Ferne,
Nur in der Nähe noch wacht
Ewig geräuschvoll das Leben,
Scheuchend den Frieden der Nacht.

Ferne liegt und vergessen,
Was ich erhofft und erharrt,
Aber ich finde nicht Ruhe —
Zu laut ist die Gegenwart.

V.

Erinnerung.

Mildes, feuchtes Frühlingswetter,
Sonnenwarme, weiche Luft
Säuselt durch die Blütenblätter —
Alles voller Licht und Luft.

Da erscheint mir im Geflimmer
Ein verblich'nes Angesicht,
Und es stirbt der Sonne Schimmer —
Alles ohne Duft und Licht.

VI.

Zur Dämmerzeit.

Duft haucht der Wiesen frisches Heu,
Vom kühlen Abendtau genetzt,
Ein spielend Lüftchen mich ergötzt,
Im Walde neckt des Kuckucks Schrei.

Zur Ruhe lenkt Freund Helios
Sein Goldgespann — es dunkelt sacht.
Birgst du für mich, ersehnte Nacht,
Sturm oder süßen Traum im Schoß?

Hans v. Schaubert.

Die schwarze Suppe.

Von **Walther Domansky.**

I.

Auf den Marktplatz von Sparta ergoß die Julisonne ihren vollen Schein. Der Boden brannte den Vorübergehenden unter den Füßen, denn es war nahe vor Mittag und die heißeste Zeit des Tages. Deshalb ließen sich vorläufig auch nicht viel Leute sehen, indem jeder den Schatten seines Hauses aufsuchte. Zu thun gab es ja auch für die edlen Spartaner wenig oder gar nichts. Bestand doch ihre einzige Beschäftigung in den Übungen zum Kriegsdienst,

Digitized by Google

welche sie ganz nach Belieben halten konnten. Nicht einmal zu einer Wanderung in das Gebirge verspürten sie Lust, obwohl die bewaldeten Häupter der Berge gar verlockend herübergrüßten.

An dem geräumigen Marktplatz befand sich außer anderen öffentlichen Gebäuden auch die Staatsküche. Nach der strengen Gesetzgebung des Lykurgos sollte ja keine Ungleichheit in mehr oder minder üppiger Lebensweise stattfinden. Deshalb war es auch für die Bürger Vorschrift, sich zur Mittagszeit auf dem Marktplatz einzufinden, wo die für alle zubereitete Mahlzeit gemeinsam eingenommen wurde.

In der offenen Thür der Staatsküche, aus welcher ein fettiger Dunst hervorströmte, stand der wohlbeleibte Stadtkoch Kleon und schmunzelte vergnügt, da die heutige Arbeit bereits nahezu beendet war. Der gute Stadtkoch hätte bei seiner Beleibtheit nimmer in den Krieg ziehen können, was doch für jeden spartanischen Bürger als Ehrensache galt. Aber die anderen verziehen es ihm gerne, daß er mit den Waffen nicht umzugehen vermochte, dieweil er den Kochlöffel so trefflich zu schwingen verstand. Und seine selbsteigene Erfindung war ja die berühmte schwarze Suppe, bei welcher er sichtlich wacker gedieh.

In diesem Augenblick wandte sich der dicke Stadtkoch in das Innere der Küche zurück und erteilte den zahlreich anwesenden Sklaven seine Weisungen. Sofort eilte eine ganze Anzahl von Sklaven auf den Marktplatz, wo lange Reihen von Tischen aufgestellt wurden. Die Vorkehrungen dazu waren höchst einfacher Art, indem man hölzerne Bretter auf in die Erde eingerammte Ständer legte. So war im Umsehen die Mittagstafel bereitet, und die edlen Spartaner konnten sich zu ihr einfinden.

Allmählich füllte sich der Marktplatz. Man kam und ging, wie es jedem gerade paßte. An dem einen Ende hielten sich mehr die angesehenen Bürger der Stadt zusammen. Da aber allgemeine Gleichheit herrschen sollte, geschah es nicht selten, daß ein biederer Handwerker sich in die vornehmere Gesellschaft mischte. Und dann mußte bereitwillig Platz gemacht werden, denn also wollte es die Gesetzgebung des gefeierten Lykurgos.

An dem einen Tische war es inzwischen ziemlich leer geworden. Nur ein angesehener Bürger, welcher zu dem Rat der Alten gehörte, saß auf der einen Seite, während auf der anderen ein paar Handwerker Platz genommen hatten. Die Sklaven, welche geschäftig hin- und hereilten und jeden neuen Ankömmling bewirteten, näherten sich auch diesem Tische, um die Speisen aufzutragen. Und da wurde sie herbeigebracht, die berühmte schwarze Suppe! Aus der groben Schüssel stieg ein heißer Dampf zu dem blauen Himmel empor. Und auf dem Grunde der bereits über die Hälfte geleerten Schüssel bewegte sich ein fragwürdiges Etwas hin und her. Es sollte eine Brühe von Schweinefleisch, Blut, Essig und Salz sein, und schwarz und rätselhaft sah das Gebräu jedenfalls aus. Der vornehme Ratsherr, welcher den Namen Aristomenes führte, ließ seinen Teller nur zur Hälfte füllen. Ehe er den Löffel in den schwarzen Grund tauchte, starrte er mit verzweiflungsvollem Blick zu den Bergen empor und horchte auf die Reden seiner Tischgenossen.

„Eine treffliche Einrichtung fürwahr, dieses Mittagsmahl unter freiem Himmel," begann der eine Handwerker. „Und dazu braucht jetzt niemand dem anderen in die Küche zu sehen, denn es giebt für alle dieselbe Mahlzeit. Geschieht den Reichen schon recht. Warum sollen sie prassen und schlemmen, während wir uns mit bescheidener Speise begnügen mußten. Nun mundet die schwarze Suppe allen gleich. Heil dem edlen Lykurgos!"

„Du hast recht, Nachbar," meinte ein anderer. „Unsere schwarze Suppe ist nicht zu verachten, denn sie giebt uns Kraft und stählt den Mut. Deshalb ist sie selbst bei unsern Feinden berühmt. Aber wem verdanken wir sie anders als dem guten Stadtkoch. Darum Heil unserm Stadtkoch Kleon!"

Der Ratsherr Aristomenes hörte das alles mit unterdrücktem Seufzen an. Er hatte früher einen an Leckerbissen ausgezeichneten Mittagstisch geführt und war dabei doch bis in sein Alter, welches schon über sechzig Jahre betrug, nur mager geblieben. Ebenso war es seiner Gattin und den Kindern ergangen, welche er durch einen frühzeitigen Tod verloren hatte. Also die schwarze Suppe war wirklich nicht die Ursache seiner Magerkeit. Und doch bürdete er ihr alle Schuld an seiner spärlichen Leibesbeschaffenheit auf. Sein Magen verspürte eben Sehnsucht nach den köstlichen Gerichten der früheren Tage. Schier voll Todesverachtung führte er ein paar Löffel mit der gefürchteten schwarzen Suppe zum Munde. Und als der Stadtkoch Kleon, welcher zwischen den Mitbürgern umherging und überall mit Wohlwollen begrüßt wurde, sich auch seinem Tische näherte, erhob sich der Ratsherr ingrimmig und schritt seiner Behausung zu.

II.

„Hurtig, Chloris, bereite diese zwei Täublein zu einem Imbiß."

Mit diesen Worten warf der Sklavenaufseher Harmodius zwei Feldtauben, welche er auf der Jagd erbeutet hatte, in die Küche seines bescheidenen Häuschens. Es war eine besondere Vergünstigung, deren sich der Sklavenaufseher erfreute, wenn er ein eigenes Heim besaß. Dafür hob er auch die Nase höher als seine Mitsklaven und bemühte sich, seinem Gebieter, dem Ratsherrn Aristomenes, möglichst ähnlich zu sein. Und ganz besonders bildete er sich etwas auf seine Pflegetochter Chloris ein, welche von eigenartiger Schönheit war.

Chloris ergriff die beiden Täubchen und näherte sich dem Herde. Dort hockte auf einem niedrigen Schemel die alte Daphne, das Weib des Sklavenaufsehers, und schaute mürrisch drein. Ohne ein Wort zu sprechen griff die Alte nach dem einen Täublein und rupfte die Federn aus, während die schöne Chloris das andere Täubchen zum Braten zurüstete Der Sklavenaufseher Harmodius verließ derweile das Haus, um etwas Holz für den Herd zu spalten. Nach einer Weile kehrte er mit dem Holz zurück und setzte sich ebenfalls an den Herd.

„Nicht wahr, Chloris, das soll uns beiden trefflich munden?" begann er das Gespräch, ohne daran zu denken, daß sein Weib auch einigen Anspruch auf den ungewohnten Leckerbissen erheben könnte.

Die schöne Chloris nickte nur leise mit dem Kopfe, und die alte Daphne schaute verdrossener drein, als sie es jemals gethan haben mochte. Dem Sklavenaufseher wurde es in der Gesellschaft der beiden wortkargen Frauen allmählich langweilig. Er rückte auf seinem Schemel ungeduldig hin und her und hätte gar zu gern mit der Pflegetochter das Gespräch fortgesetzt. Aber stellte die schöne Chloris sich nur so blöde, oder war sie es wirklich, kurz und gut, sie verrichtete schweigend ihre Arbeit, ohne viel aufzublicken. Die beiden Täubchen waren gerupft und wanderten in den Kochtopf,

Digitized by Google

unter welchem bereits ein lustiges Feuer prasselte. Der Sklavenaufseher Harmodius schaute sinnend in die Glut und freute sich des eigenen Herdes. Ja, wem glückte es auch so wie ihm, der sich vor allen seinen Mitsklaven einer eigenen Häuslichkeit rühmen konnte und sich noch einen besonderen Leckerbissen erlaubte, trotz der Gesetze des weisen Lykurgos. Freilich ahnte er es nicht, daß sein Herr und Gebieter einmal bei ihm vorsprechen würde. Und doch geschah das Unerwartete. Auf einmal that sich nämlich die Thür auf, und der Ratsherr Aristomenes trat herein.

Der Ratsherr machte ein höchst erstauntes Gesicht, als der angenehme Bratenduft in seine Nase zog. Er hatte dem Sklavenaufseher einen Auftrag erteilen wollen und fand nun die ganz behagliche Häuslichkeit desselben so verlockend, wie er es sich nimmer träumen ließ. Fürwahr, in dem Kochtopfe lagen wohl gar gebratene Tauben. Ach, gebratene Tauben, was wäre das für seinen Magen gewesen, der von wegen der schnöden schwarzen Suppe noch bedenklich knurrte!

Aber wie kam denn sein Sklavenaufseher zu solchen Leckerbissen, da doch die Gesetze des edlen Lykurgos jegliche Ausnahme von der Speiseregel verboten? Alsobald fuhr der Ratsherr den Sklavenaufseher Harmodius mit der Frage an:

„Wie? Du wagst es, Dir eine besondere Speise herrichten zu lassen? Kennst Du nicht unsere Gesetze?“

Der Sklavenaufseher Harmodius wurde nicht im mindesten verlegen.

„Vergönne es mir, o Herr,“ sagte er, „daß ich Dir alles erkläre. Hier meine Pflegetochter Chloris ist es, welche für sich die Speise bereitet. Und dazu ist sie als Ausländerin berechtigt. Denn sie ist ein Kind meiner verstorbenen Schwester und bei einer Wallfahrt nach dem Orakel zu Dodona in Athen geboren. Dort blieben ihre Eltern, so lange sie lebten, wohnen, und mithin gehört sie Sparta nicht an. Aus diesem Grunde bereitet sie sich zuweilen eine besondere Speise, wenn wir es dazu haben. Und wir — ja Herr, wir genießen dann auch des öfteren etwas davon.“

Der Ratsherr Aristomenes wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Konnte man das Gesetz des weisen Lykurgos also umgehen? Im Grunde genommen war nichts dagegen einzuwenden. Nur die alte Daphne hätte, wenn sie zu Wort gekommen wäre, etwas zu erinnern gehabt. Nämlich, daß die Speise dann auch gleicherweise auf alle Hausgenossen verteilt werden müßte. Aber der Ratsherr fragte sie nicht nach ihrer Meinung, warf nur noch einen prüfenden Blick auf die schöne Chloris, dann einen schmerzlichen Blick auf den Kochtopf und schritt nach Erteilung seines Auftrages zur Thür hinaus.

Draußen ballte er ingrimmig die Faust und lachte höhnisch vor sich hin.

„So geht es,“ murmelte er, „die Sklavenbrut mästet sich mit den schönsten Leckerbissen, und wir müssen hungern, wenn wir die elende schwarze Suppe nicht hinunterwürgen können. O Lykurgos, hättest Du doch in diesem Stück andere Gesetze gemacht.“

Damit näherte er sich seiner Behausung, wo ihn unterwürfige Sklaven empfingen. Aber er wies dieselben zurück und schritt geradenwegs nach der Vorratskammer, wo er sich sonst nicht sehen ließ. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß ihn niemand belauschte, langte er ein Brot hervor und schnitt sich ein tüchtiges Stück ab. Dann setzte er sich auf einen alten Dreifuß und kaute an dem Stück trockenen Brodes, während er mißvergnügt vor sich hinstarrte.

III.

Am folgenden Tage schritt der Ratsherr Aristomenes den Bergen zu, welche in der Umgebung von Sparta sich zu einer ansehnlichen Höhe erhoben. Er hatte Zeit, und somit wanderte er gemächlich seines Weges, ohne sich im mindesten zu übereilen. Zudem machte sich die Nachmittagshitze unangenehm fühlbar, was der Ratsherr trotz seiner Magerkeit empfand. Von der Mittagsmahlzeit her verspürte er noch einen gelinden Groll in seinem Herzen. Er war natürlich wieder nicht satt geworden, und so stieg er seufzend die Berge hinan. Wie ihm mochte es vielleicht noch manchem anderen seiner Mitbürger ergehen. Es konnte doch nicht jeglicher Gaumen denselben Geschmack haben! Aber was sollte daraus werden, wenn man infolge des unfreiwilligen Fastens kraftlos wurde? Dann war man ja auch zum Kriegsdienst untauglich, und danach wurde in Sparta die Tüchtigkeit des Mannes allein bemessen. Der Ratsherr Aristomenes wälzte schwere Gedanken in seinem wegen der Sonnenhitze schmerzenden Kopfe herum. Wie wäre es, wenn man gegen das Verfassungswerk des edlen Lykurgos in einem Punkte, nämlich der Essensfrage, einen Ansturm unternahm? Ringsum auf den bewaldeten Bergen flüsterte das Laub der Bäume geheimnisvoll und schien seine Gedanken zu teilen und weiterzutragen. Darob erschrak der Ratsherr, denn die unheimlichen Verschwörungsgedanken, welche er in seiner Seele hegte, wollte er doch vorläufig nicht offenbar werden lassen.

Mißmutig schritt er vorwärts bis zu einem lauschigen Plätzchen, wo er sich für eine Weile zum Ausruhen niederließ. Über ihm wölbte eine Eiche ihre breiten Äste und spendete kühlenden Schatten. Ja, hier war es schön im freien Waldrevier, und hier konnte jeder thun und lassen, was er wollte. Warum konnte es in der Vaterstadt Sparta nicht ebenso sein? Waren doch die freien Bürger Spartas in manchen Stücken ebenso eingeengt und begrenzt, wie die verachteten Sklaven. Nicht nur das, sondern der Sklavenaufseher Harmodius war sogar zu beneiden in Anbetracht der gestrigen gebratenen Tauben! Nein, darin mußte ein Wandel geschehen. Entschlossen sprang der Ratsherr von dem moosigen Rasen empor, auf welchen er sich niedergelassen hatte. Nichts anderes hatte er im Sinn, als in die Stadt zurückzukehren und die Bürger zu einer Versammlung aufzurufen, in welcher eine Änderung der Verfassung beantragt werden sollte. Dem Ratsherrn wurde es ganz warm im Kopfe von seinen hochfliegenden Plänen. Oder war es nur die Sonnenglut, welche ihm den kahlen Scheitel und die Wangen rötete? Unwillkürlich ging er etwas schneller, und so erreichte er in kurzem die Stadt.

Auf dem Marktplatz war alles wie ausgestorben. Nur der Stadtkoch Kleon stand in seiner Thür und sonnte sich, als ob er bei seinem Fett nicht schon genug zu schwitzen hätte. Dem Ratsherrn Aristomenes schien es so, wie wenn bei seinem Vorübergehen ein Lächeln um die breiten Mundwinkel des Stadtkochs flog. Sollte der dicke Kleon am Ende ahnen, was er, der vornehme Ratsherr, in seiner Seele bewegte? An dem Stadtkoch würde er natürlich bei seinen Umsturzplänen einen erbitterten Gegner finden. Denn der verlor ja sofort seine Stellung, wenn jedermann wieder nach Belieben kochen und essen konnte, wie und was er wollte. Und der dicke Kleon besaß einen großen Anhang unter hoch und niedrig, das wußte der Ratsherr ganz genau. Bei diesen Erwägungen entfiel ihm bereits wieder der Mut zu seinen Umsturzplänen. Eilig suchte er an dem Stadtkoch vorüberzukommen und näherte sich seinem Heimwesen.

Digitized by Google

Bevor er sich in seine Gemächer begab, welche ihm seit dem Tode seiner Gattin und seiner Kinder immer wie ausgestorben vorkamen, wollte er doch einmal sehen, ob die Familie des Sklavenaufsehers Harmodius sich heute etwa wieder einen Leckerbissen bereitete. Als er in das Häuschen des Sklavenaufsehers trat, fand er die drei Bewohner desselben wiederum beisammen. Aber dieses Mal wurde auf dem Herde nichts geschmort, und verwundert fragte der Ratsherr:

„Nun, giebt es heute nichts Besonderes in Deiner Küche, Harmodius?"

„O nein, Herr," erwiderte der Sklavenaufseher, „das kann nur zuweilen vorkommen. Alle Tage geht das nicht."

„Ich möchte es auch so haben wie Du, Harmodius," begann der Ratsherr von neuem. „Aber der edle Lykurgos hat mich nun einmal mit seinen Gesetzen zum unfreiwilligen Fasten verdammt. Die schwarze Suppe mag ich nicht essen."

„Du könntest es ja anders haben, Herr," erwiderte der Sklavenaufseher mit lauerndem Blick.

„Wie sollte das geschehen?" war die verwunderte Gegenfrage.

„Ich weiß nicht, Herr, ob ich es sagen darf," meinte der Sklavenaufseher und kraute sich das ergrauende Haar

Die beiden Frauen verrieten auf einmal mehr Teilnahme, und die schöne Chloris öffnete sogar wie fragend ihre Lippen.

„Rede nur," ermunterte der Ratsherr seinen Untergebenen, und der wackere Harmodius faßte sich kurzweg ein Herz und sagte:

„Du müßtest unsere Chloris heiraten, Herr. Dann könntest Du Dir auf Grund dieser ausländischen Verwandtschaft ebenfalls kochen und braten lassen, was Du willst. Denn die fremdgeborene Chloris darf niemand zwingen, sich mit der abscheulichen schwarzen Suppe zu begnügen."

Diese Worte wirkten wie ein plötzlicher Donnerschlag. Die alte Daphne starrte den Sprecher an, als ob sie nicht recht gehört hätte. Die schöne Chloris aber drehte sich vollends zu dem Ratsherrn um und lächelte ihn mit ihren weißen Zähnen an.

Der Ratsherr Aristomenes war eine Weile wie betäubt. Im ersten Augenblick fand er das Ansinnen seines Sklaven so unverschämt, daß er vergebens nach Worten suchte. Dann jedoch erschien ihm der Vorschlag in einem anderen Lichte. Die schöne Chloris war reizend genug, um auch noch einen Graubart, wie er es war, zu bezaubern. Und die Aussicht auf köstliche Mahlzeiten war ebenfalls gar verlockend. Aber er sollte die Pflegetochter seines Sklaven heiraten? Kleinlaut äußerte er dieses scheinbar unüberwindliche Hindernis, jedoch der schlaue Harmodius wußte auch hierfür Rat.

„Das Bedenken gilt nicht," meinte er. „Unsere Chloris ist eine freie Athenerin. Ihre Eltern lebten dort als Freigelassene. Du brauchst Dich also ihrer nicht zu schämen."

Der Ratsherr Aristomenes begriff schneller, als er es selber für möglich gehalten hätte. Ja, er streckte sogar der schönen Chloris die Hand hin, und richtig, das Mädchen legte die ihrige unbefangen hinein. Nach Verlauf von wenigen Tagen fand unter großen Feierlichkeiten die Hochzeit statt, zu welcher freilich mancher den Kopf schüttelte. Aber der Ratsherr wußte ja, was er that. Und das alles wegen — der schwarzen Suppe!

Der Birnbaum blüht auf dem Walserfeld.

(Alte Weissagung für das Jahr 1893. Salzburg.)

Der Birnbaum knosp't auf dem Walserfeld,
In Waffen starret die alte Welt.

Und bricht die schneeige Blüte auf,
Steigt schwarz ein drohend Gewölk herauf.

Und ist die reifende Herbstzeit da,
Dann gellt ein schmetternder Hornruf nah.

Die Trommeln wirbeln, Trompeten schrei'n,
Die Fahnen flattern ob dunklen Reih'n.

Die Helme blitzen im Morgenrot,
Aus blauen Augen das Feuer loht.

Der Boden zittert vom Roßgestampf,
Die Weichen schweißen vom Nüsterndampf.

Geschütze dröhnen vorbei — bereit
Zur Todeshymne im heil'gen Streit. —

Zur Grenze ziehen so, Mann für Mann,
Aus Deutschlands Herzen wir alle dann.

Der Heimat Jugend, des Volkes Mark,
Wie Löwen mutvoll, wie Eisen stark.

Und stirbt die Hälfte auf blut'gem Feld,
Die and're trotzet der halben Welt. —

— Im Walserfelde der Birnbaum sproßt,
Im Westen wettert's, dumpf grollt's im Ost.

Und ist die reifende Herbstzeit da,
Dann gellt das schmetternde Schlachthorn nah. —

Wilhelm Müller-Weilburg.

König Gold.

(Schluß.)

Inzwischen war die Tafel abgeräumt worden und plötzlich schallten volle Akkorde auf einer Harfe durch den Saal. König Gold schaute sich nach dem Spielenden um; es war derselbe Mann, welchen er in dem Boote des Fürsten gesehen hatte. Sobald die ersten Töne erklangen, gab das Mädchen dem Gast ein Zeichen zu schweigen und lehnte sich in ihren Sessel zurück. Ihre Augen ruhten unverwandt auf dem Spieler; der Ausdruck stillen Glücks trat wieder auf ihr Antlitz und ließ die lieblichen Züge noch reizender als zuvor erscheinen.

König Gold starrte düster vor sich nieder; er sah den Zauber, welchen der Gesang auf das Mädchen ausübte und verzweifelte, ob er die Macht besitze, ihn zu brechen. Und doch dünkte sie ihm gerade jetzt schöner und begehrenswerter als je; immer heißer und heißer schwoll die Leidenschaft in seiner Brust und er schwur, alles daran zu setzen, um ihre Gunst zu gewinnen.

Die letzten Töne waren verklungen, Totenstille herrschte in dem weiten Saal. Es war, als ob ein Bann über allen liege, als ob jeder im Wachen die Träume weiterspinne, welche der Gesang hervorgezaubert hatte. Erst als die Tochter des Fürsten für das Lied dankte, welches ihr zu Ehren gedichtet war, brachen auch die andern in lautes Lob aus. Da sprang König Gold empor und rief mit rauher Stimme, daß

Digitized by Google

er zwar in dieser Kunst kein Meister sei, aber doch versuchen wolle, die schönste Frau mit dem Besten zu ehren, was die Erde besitze. Er winkte seinen Zwergen, ließ eines der Kästchen bringen und schlug den Deckel auf. Ein Strom von bunten Lichtern quoll hervor; die edlen Gesteine leuchteten in den Strahlen der Sonne, daß man von ihrem Glanze geblendet wurde. König Gold breitete mehrere der Kleinodien auf dem Tische aus und fragte dann den Fürsten, ob er seine Tochter mit den Schätzen schmücken dürfe. Als dieser nickte, flocht er ihr einen funkelnden Reif in die Locken, legte Spangen um Hals und Arme und streifte Ringe an ihre Finger. Zuletzt nahm er einen kostbaren, goldenen Gürtel hervor; er war wie eine Schlange geformt, die auf dem Kopfe eine Krone von Rubinen und Diamanten trug. Als er auch ihn um ihren schlanken Leib gewunden hatte, trat er zurück, daß die Sonnenstrahlen voll über die Geschmückte gleiten konnten. Ein Funkeln und Blitzen und Flimmern erfüllte den ganzen Saal; alle Anwesenden waren aufgestanden und hatten sich in einem dichten Kreis um das Mädchen gedrängt. Nie war ihre Schönheit größer wie jetzt gewesen. Jeder blickte sie voll Entzücken an und brach immer wieder in neuen Beifall aus. Sie selbst lächelte freundlich, als ihr König Gold in einem Metallspiegel ihr Bild zeigte und sie bat, die Kostbarkeiten als ihre eigenen zu betrachten.

Von dieser Stunde an suchte König Gold die Herzen der Menschen durch seine Schätze zu gewinnen. Zuerst bethörte er die Frauen, indem er ihnen Schmuckstücke schenkte, und dann die Männer mit verzierten Waffen und reichen Schilden. Das Verlangen nach kostbaren Steinen und edlen Metallen wuchs immer mehr, denn bald sah man ein, daß derjenige, welcher sie besitze, die Menschen leichter beherrsche, als es früher der Stärkste unter ihnen gekonnt hatte. Das Ansehen des Königs stieg von Mond zu Mond; man umdrängte und schmeichelte ihm von allen Seiten und eilte, seine leisesten Wünsche zu erfüllen. Nur ein Mensch widerstand seiner Macht; es war jener Mann, welcher am ersten Abend seiner Anwesenheit gesungen, und den er durch seine Schätze verdrängt hatte. Seit König Gold da war, schien man ihn vergessen zu haben; nur die Tochter des Fürsten verlangte noch seine Lieder zu hören, sonst aber kümmerte sich niemand mehr um ihn und keiner vermißte ihn, wenn er einsam durch die Wälder ging oder am Meere saß und dem Spiel der Wogen zuschaute.

Als König Gold seine Macht so groß geworden sah, daß alle sich vor ihm beugten, beschloß er den entscheidenden Schritt zu thun und bat den Fürsten um die Hand seiner Tochter. Dem alten Herrn konnte nichts willkommener sein, als die Werbung; er hoffte nun seinen Gast, dessen zauberhafter Einfluß auf seine Unterthanen ihm in mancher stillen Stunde bedenklich geworden war, seinen Zwecken dienstbar zu machen und die eigene Macht mit seiner Hülfe zu vergrößern. Voll Freude eilte er zu seiner Tochter, um ihr das vermeintliche Glück zu verkünden; aber zu seinem Erstaunen schien die Nachricht keinen frohen Eindruck auf sie zu machen; ihre Wangen wurden plötzlich totenbleich und ihre großen Augen füllten sich mit Thränen. Der alte Herr merkte nun zwar, daß seine Tochter dem Fremdling nicht in gleichem Maße wie er gewogen war; aber er war nicht gewohnt, nach einem anderen Willen zu fragen und hätte gerade diesmal, wo es sich um seinen eigenen Vorteil handelte, keinen Widerspruch geduldet. Er sagte ihr deshalb kurz, daß sie die Verlobte seines Gastes sei und die Hochzeit in aller Kürze stattfinden werde.

Bald darauf trat König Gold in das Gemach, um seine Braut zu begrüßen. Als er das schöne Mädchen zum ersten Mal in seine Arme schloß war es ihm, als ob ihn ein glühender Strom heiß durchwalle; er war bezaubert von ihrer Nähe und sah nicht ihre traurigen Augen und hörte nicht den müden Klang ihrer Stimme. Sie hörte ihm schweigend zu, während er von seiner Liebe zu ihr sprach und kosend die blonden Locken streichelte. Erst als er fragte, ob sie einwillige, daß die Hochzeit schon in wenig Tagen gefeiert werde, zuckte sie zusammen. Aber sie faßte sich rasch wieder und entgegnete, es sei von jeher ihr höchster Wunsch gewesen, ein Schloß auf dem kleinen Hügel am Meere zu besitzen. Sie bäte ihren Verlobten, ihr dort eins bauen zu lassen, sobald es fertig sei, wollten sie in ihm die Hochzeit feiern.

König Gold lächelte und versprach, ihren Wunsch zu erfüllen. Noch in derselben Nacht berief er das unzählige Heer seiner Zwerge und fragte sie, in welcher Zeit sie das prächtigste Schloß, das jemals die Erde getragen habe, auf dem kleinen Hügel errichten könnten. Die Zwerge berieten sich eine Weile und entschieden dann, daß es in der dritten Nacht fertig sein sollte.

Schon am folgenden Morgen waren die Bäume auf dem Gipfel des Hügels gefällt und die Grundmauern des Schlosses gelegt; in der nächsten Nacht wuchsen die Türme und Zinnen in die Luft und in der dritten wurden die inneren Räume aufs herrlichste geschmückt. Die Zwerge hatten ihre ganze Kunst aufgeboten und das Schloß war so prächtig geworden, daß König Gold staunen mußte und seinen hülfreichen Geistern freudig dankte. Dann eilte er zu dem Fürsten und seiner Tochter, führte sie zu dem Zauberpalast und fragte das Mädchen, ob es nun sein Versprechen halten wolle. Wieder überzog Totenblässe das Antlitz der Braut und ihre Hand zuckte, als ob sie nach einem Halt suche; aber sie beherrschte sich und erwiderte, daß sie nun nicht länger zögern dürfe und die Hochzeit am nächsten Tage begangen werden sollte.

Während am Hofe des Fürsten eilig Vorbereitungen für das Fest getroffen wurden, wanderte der einzige, welcher an der allgemeinen Freude keinen Teil nahm, rastlos durch das tiefste Dunkel der Wälder. Dem Sänger war die Brust zum Zerspringen voll; er wußte, daß das schöne Mädchen, zu welchem er eine tiefe, innige Neigung im Herzen trug, dem reichen Fremdling nur auf den Wunsch des Vaters angehören wollte. Früher, als jeder voll Entzücken seinen Liedern lauschte, als der alte Fürst ihn wie seinen Sohn ehrte und die milden Augen seiner Tochter ihm so liebevoll lächelten, hatte er gehofft, daß sie sich eines Tages für ihn mit dem Brautkranz schmücken werde. Da war der bleiche Gast gekommen und hatte den schönsten Traum seines Lebens zerstört. Verzweifelnd rang er die Hände, wenn er dachte, daß morgen die Geliebte für ihn verloren sein sollte, und preßte das glühende Antlitz tief in das weiche feuchte Moos.

Plötzlich fühlte er seine Schulter leicht berührt; er sprang betroffen auf und erblickte eine schöne Frau, in welcher er die Herrin des Waldes, die Poesie erkannte. Sie fragte nach seinem Leid und er erzählte ihr, was geschehen sei. Die Poesie nickte gedankenvoll und entgegnete: Ich kenne die Gefahr, welche Dich, mein Liebling, und das ganze Menschengeschlecht bedroht. König Gold ist mein gefährlichster Feind; wenn sein Einfluß auf Erden an Macht gewinnt, geht sie für mich verloren. Ich will sehen, ob ich ihn diesmal besiegen kann.

Bei diesen Worten löste sie eine kleine Harfe von ihrem

Digitized by Google

Gürtel, reichte sie dem Sänger und sagte ihm, daß er morgen auf ihr spielen solle, wenn das Brautpaar den Schloßhof betrete. Sie werde dann in seiner Nähe weilen und versuchen, den Zauber des Königs Gold zu brechen.

Am nächsten Tage schmetterten laute Fanfaren in das Land und geschmückte Reiter und Reiterinnen eilten überall herbei, um der Braut das Geleit zu geben. Der Weg von dem Schlosse des Fürsten bis zu dem neuen Palast am Meere war mit kostbaren Geweben bedeckt und Blumen auf sie gestreut. Als die Sonnenstrahlen in schräger Richtung fielen, hob König Gold seine bleiche Braut auf das Pferd, um sie nach dem Lustschloß zu führen. Neben ihnen ritt der alte Fürst; um sie sprengte eine zahllose Menge Vasallen und riefen ihnen jubelnd zu.

Jetzt hatten sie den Schloßhof erreicht und wollten eben in ihn einbiegen, als ihnen eine einfache Weise entgegen schallte. Jedes hielt plötzlich den Zügel an; Totenstille lagerte sich über alle. Schmeichelnd drangen die Töne in jedes Ohr; dann wurden die Akkorde voller und rauschender, Entzücken und Begeisterung weckend. Und nun begann der Spieler ein Lied; er sang von seiner Liebe, von seinem Leid, von großen Thaten, welche die Herzen der Menschen rascher schlagen machen, von kühnem Streben, von frohem Siegen. Ein anderes Leben schien mit den Worten in die Brust der Hörer einzuziehen; ihre Wangen röteten sich und ihre Augen blitzten in freudigem Glanze.

König Gold war wütend emporgefahren, als die Töne an sein Ohr schlugen und er den Eindruck merkte, welchen sie auf alle hervorbrachten. Grimmig zog er an dem Zügel und wollte in den Hof sprengen; da sah er sein Schloß von einem dichten Nebel verhüllt und die goldenen und silbernen Schätze, mit denen sich die Menschen geschmückt hatten, plötzlich erblindet. Mit einem Schrei riß er sein Schwert hervor und wollte den Spieler niederstoßen; aber die blanke Klinge zersprang an der Harfe.

In diesem Augenblick verstummte der Gesang; hundertstimmiger Jubelruf erscholl. Die Macht des Liedes hatte gesiegt und den Zauber des Königs Gold gebrochen. Um ihn kümmerte sich niemand mehr; seine vor kurzem so begehrten Schätze achtete man nicht höher als nichtigen Tand.

Der alte Fürst drückte dem Sänger warm die Hand, pries seine Kunst und dankte ihm, daß er den Bann gebrochen, welcher über ihnen gelagert hatte. Seine Tochter aber nahm den Kranz aus ihren Locken und drückte ihn unter freudigem Zuruf der Menge dem Geliebten aufs Haupt. Das Schloß des Königs war noch immer von dichtem Nebel verhüllt; hoch über dem Walde aber strahlte in bunten, schimmernden Farben der Palast der Poesie.

Um König Gold war es einsam geworden, die Menge an den Hof des Fürsten zurückgekehrt. Der Hügel lag still und verlassen. Am Horizont stieg ein schweres Wetter empor. Das Meer wogte unruhig. Der Wind pfiff erst leise, dann lauter und heulender. Noch immer stand der König unbeweglich; seine Augen glühten, sein Mantel flatterte im Sturme. Endlich winkte er den Zwergen, die zersprungene Klinge zusammenzufügen; dann riß er die Geißel aus Gold von seiner Seite und schwang sie über der Erde. Ein greller Blitz leuchtete auf; Donnerkrachen erschütterte die Luft.

„Fluch Dir, armseliges Geschlecht“ gellte er schneidend hervor, „das mich heute um eines flüchtigen Scheines willen verlassen hat und doch nicht die Kraft besitzt, mir dauernd zu widerstehen. Ich will mich für diese Stunde rächen und nicht rasten, bis die Erde mir gehört und ihr alle unter meiner Geißel ächzt. Wie ich das schöne Weib liebte, so sollt ihr in Zukunft meine Schätze lieben, so heiß, so verzehrend, jede andere Empfindung erstickend, und wie ich in meiner thörichten Liebe zum Narren wurde und für sie hingab, was ich mein Bestes nannte, so soll ihr an meinem Gold zum Narren werden und für meine Schätze alles Gute, alles Edle opfern, was jetzt Eure Brust beseelt!“

Noch einmal schwang er die Geißel. Ein breiter Feuerstrom schlug zum Himmel empor. Die Erde wankte, das Schloß versank.

In der Tiefe der Erde sitzt König Gold; eine Hand hält das zweischneidige Schwert, die andere umklammert die Geißel. Seine glühenden Augen starren auf die rieselnden Goldkörner, welche die Seelen der Menschen bedeuten, die seinem Zauber verfallen sind. Alle hundert Jahre besteigt er einmal sein Sturmroß und jagt über die Erde. Hinter ihm tollt das Heer seiner Kobolde und schüttet grinsend Gold nieder. Die Menschen haschen gierig nach ihm; Haß und Neid, Zwietracht und Bosheit wächst. Sie verraten und betrügen, sie quälen und morden einander um des Goldes willen. Hat der König seinen tollen Ritt beendet, öffnet sich krachend der Boden und das nächtige Heer versinkt. Am Morgenhimmel aber glänzt ein Regenbogen und auf ihm schwebt die Poesie in die Lande, um ihre Getreuen zu sammeln. Doch ihre Schaaren werden kleiner und kleiner. Wehe dem Tag, an welchem sie vergebens die Erde durcheilt!

Carlot Gottfried Reuling.

Jetzt bin ich arm.

(Nach dem Italienischen des L. Molinare del Chiaro.)

Einst war ich reich; überhäuft von Ergüssen
Zärtlicher Freundschaft unzähliger Herzen,
Die mich beschenkten mit Blumen und Küssen,
Mich unterhielten mit Spielen und Scherzen. —
Nun ist's, als hätt' mich ein Fee'nspruch verwandelt,
Niemand beachtet mich — grüße ich warm,
Dankt man mir lässig — kühl werd' ich behandelt,
Denn ich bin arm.

Öfters schon hört' ich mein Mütterchen sagen:
„Siehe, im Kittel, im einfachen Kleide
Mögen die Herzen oft fürstlicher schlagen,
Als in Gewändern von Sammet und Seide.
Wahr ist's; doch krönt man die Reichen mit Würden,
Immer umgiebt sie ein schmeichelnder Schwarm,
Und man verachtet, beladet mit Bürden
Alle, die arm.

Sei's! — Ich verlebe zufrieden, im stillen
Mit meinem Mütterchen selige Stunden;
Ruhig verehrend des Ewigen Willen,
Hab' ich den Segen der Arbeit empfunden.
Und welcher Frieden fließt abends hernieder,
Hör' ich im Kirchlein, daß Gott sich erbarm',
Daß er vernehme das Fleh'n und die Lieder
Aller, die arm.

Jüngst, als der Pfarrer ein Schriftwort erklärte,
Sagte der Teure hold lächelnd: „Dort oben

Digitized by Google

Wird jeder Gute, der litt und entbehrte,
Himmlisch getröstet, erfreut und erhoben."
O, wie dies Wort, dieses liebliche, milde,
Mir in das Herz drang! — Es tröstet im Harm;
Ist eine Blume im Dornengefilde
Aller, die arm.

E. Ehrenberg.

Die Philosophie der Zukunft.

Von **Paul Remer.**

Es gab eine Zeit, da Philosophie und Wissenschaft ein Wesen ausmachten; das Wissen des Menschen von der Welt war rein subjektiv und erschöpfte sich mit metaphysischen Mutmaßungen. In einer zweiten Entwicklungsperiode traten Philosophie und Wissenschaft einander feindlich gegenüber; das objektive Erkennen erschloß binnen kurzem ungeahnte Horizonte, und selbstbewußt verleugnete die erfolggekrönte Wissenschaft ihre Vergangenheit. Eine dritte Epoche bahnt sich jetzt an; die beiden Feindinnen suchen nach Mitteln und Wegen zu neuer Verständigung. Die Philosophie zeigt das Bestreben, mit der Wissenschaft zu gehen, soweit diese festen Boden unter den Füßen gewonnen hat. Die Wissenschaft ihrerseits erkennt ihre Grenzen an und gesteht der Philosophie das Recht zu, über sie hinaus weiterzubauen.

Eine irdische Heimstätte mit einem Turm darauf, wie es der Traum des Baumeisters Solneß ist, — so wird der philosophische Zukunftsbau aussehen. Die Heimstätte ist die Wissenschaft; auf ihr erhebt sich der Turm der Philosophie, und er wächst hinaus aus dem Bereich bloßen Wissens in die Sphäre gottsuchenden Glaubens, und seine Spitze verliert sich vielleicht in den Wolken der Mystik. Wessen Blick nicht am Staube klebt, der kann schon heute im Nebel der Ferne die schwachen Umrisse erkennen. Schüchtern noch und dennoch siegesgewiß ist der neue Geist an der Arbeit, Pläne zu entwerfen und Material zu schaffen für den Zukunftsbau. Vor mir liegen zwei Werke, ein deutsches und ein französisches, die beide dafür beredtes Zeugnis ablegen. Das deutsche Buch nennt sich bescheiden „Einleitung in die Philosophie" von Friedrich Paulsen (Berlin 1892, Verlag von Wilhelm Hertz); das französische tritt zuversichtlicher auf als „Catéchisme dualiste" von A. Alhaiza (Paris 1892, Georges Carré, éditeur).

Friedrich Paulsen giebt mit seinem Buche weit mehr, als der Titel verspricht. Es mag ursprünglich seine Absicht gewesen sein, dem gebildeten Laien die ersten Schritte eines Studiums der Philosophie zu erleichtern, ihm einen Führer, eine Art Bädeker durch die verschiedenen philosophischen Systeme an die Hand zu geben. Aber Paulsen war viel zu sehr Persönlichkeit, um sich mit einer fleischlosen Aufzählung von Gedanken und einer kühl-objektiven Darlegung von Begriffen zu begnügen. „Das Abstraktum Verstand allein macht keinen Menschen", sagt er an einer Stelle, und diese Worte gelten auch für ihn, der ein Mensch ist. Sein Buch ist keine bloße Verstandesarbeit; eigenstes Wollen und Fühlen ringt darin nach Form und Ausdruck. Als Ganzes genommen, stellt sich Paulsens Einleitung als ein Versuch dar, auf geschichtlicher Grundlage eine eigene Philosophie zu begründen.

Wie ist diese Philosophie beschaffen? Zunächst ist sie keine Philosophie im eigentlichen Sinne des Wortes; sie versucht nicht, die große Welt in ein kleines System zu zwingen. Paulsen ist sich der bedingten Wahrheit aller Spekulation wohl bewußt, und er flieht sie deshalb. Er zeigt uns das geschichtliche Nacheinander der einzelnen Weltanschauungen, und er zeigt uns das gegenwärtige Durcheinander der Gedanken, die unsere Zeit bewegen. Aus alledem zieht er dann die Summe, und diese Summe ist seine Philosophie, naturgemäß eine Philosophie der Vermittelung. Aus der Erkenntnis, daß bis zu einer gewissen Grenze eigentlich alle recht haben, entspringt ihm der Wunsch, zwischen den bestehenden Gegensätzen zu vermitteln. Er scheidet aus, was sie trennt, und deckt auf, was sie verbinden kann. Er schafft so eine Philosophie, wie sie heute der Gebildete verlangt, der gleich dem Philosophen von der Relativität aller Wahrheit durchdrungen ist und mit seinem Glauben zugleich alle Weltanschauungen der Vergangenheit und Gegenwart umfassen möchte.

Religion, Philosophie, Wissenschaft sind die drei Formen menschlichen Wahrheitsdranges; zwischen ihnen eine Versöhnung zu bewerkstelligen, ist vor allem das Bestreben der Paulsenschen Philosophie. Die Religion wird geboren aus dem Gefühl, die Philosophie arbeitet gleichzeitig mit dem Gefühl und dem Verstande, das Werkzeug der Wissenschaft ist allein der Verstand. Damit ist schon die Vermittlerrolle der Philosophie gegeben. Sie steht zwischen den Schlachten, sie ist zu gleichen Teilen Religion und Wissenschaft, Glauben und objektives Erkennen verschmelzen sich in ihr zu einer höheren Einheit. Paulsen sieht deshalb die Aufgabe der modernen Philosophie geradezu darin, eine Brücke zu sein über den Abgrund, der heute noch klafft zwischen der religiösen Weltanschauung und der naturwissenschaftlichen Welterklärung. „Erst mit der Versöhnung der Wissenschaft und des Glaubens, worunter dann nicht ein System der Dogmatik zu verstehen ist, wird die Philosophie selber Frieden haben", heißt es im Vorwort.

Eine solche Philosophie der Vermittelung muß zunächst darauf bedacht sein, die Gebiete der Religion und der Wissenschaft fest zu begrenzen und dann jede Grenzverletzung, von welcher Seite sie immer geschehen ist, entschieden zu rügen. Das Gebiet der Wissenschaft beackert der Verstand; wo er seine Grenze findet, da liegt auch die der Wissenschaft. Sie soll nur Thatsachen geben, und, soweit sie dies vermag, ist es Pflicht der modernen Philosophie, mit ihr zu gehen. Vor allem hat diese sich mit dem Grundgedanken der Wissenschaft von der allgemeinen Naturgesetzmäßigkeit des Geschehens abzufinden. Aber so groß auch die Erfolge der Wissenschaft sein mögen, Paulsen bestreitet ihr andererseits des Recht, von dem schon Erforschten auf das noch Unerforschte dunkle Schlüsse zu ziehen. Was uns die Wissenschaft über die Wirklichkeit lehrt, ist nicht alles, was darüber zu sagen ist; die Wirklichkeit ist noch ein anderes und mehreres, als eine nach den Gesetzen der Mechanik bewegte Körperwelt. Die Wissenschaft überhebt sich im Materialismus; seiner Kritik und Widerlegung widmet Paulsen einen größeren Abschnitt. Er ist hier überaus glücklich; seine Empfindung führt ihn den rechten Weg: die Zeit des Materialismus neigt ihrem Ende zu. „Die Grenze unseres Witzes ist nicht die Grenze der Wirklichkeit" — mit diesen Worten giebt er nur einer Überzeugung Ausdruck, die dunkel schon in den Herzen der heranwachsenden Jugend lebt.

Die Religion ihrerseits muß sich vor allen Übergriffen in das Gebiet der Wissenschaft hüten; es sind ihr diese noch

Digitized by Google

immer gefährlich geworden und haben eine Kritik leicht gemacht. Der unglückliche Kampf, den sie im 17. Jahrhundert gegen die Kosmologie, in unserem Jahrhundert gegen den Darwinismus geführt hat, sollte ihr eine Lehre sein, daß Krieg mit der Wissenschaft nicht ihres Amtes ist. Wahrheiten sind flüchtig und wechseln, ewig ist allein die Wahrheit, und auf ihre Pflege sollte sie sich beschränken. Die Religion ist bloße Gefühlssache, sie strömt aus dem Glauben, der unmittelbaren Gewißheit des Gemüts, daß in der körperlichen Wirklichkeit eine geistige Kraft lebendig ist, die der Welt und des Menschen Schicksale bestimmt. Diese Gewißheit kann bestehen neben und über allen Ergebnissen der Wissenschaft und allen Systemen der Philosophie; und sie ist nicht geringer deshalb, weil wir sie mit den Mitteln des Verstandes nicht beweisen können. Im Gegenteil, ich möchte sagen: eine Wahrheit beweisen heißt, sie zu unserer Kleinheit erniedrigen; die größte und tiefste Wahrheit ist jene, für die der Verstand keine Beweise hat. Aus dem Gemüt kommt die Religion, zum Gemüt soll sie sprechen; was darüber, ist vom Übel und verletzt ihr eigenstes Wesen.

Zwischen Religion und Wissenschaft ist so eine eigentliche Verschmelzung nicht möglich, nur ein friedliches Nebeneinander; ihre Vereinigung feiern sie erst in der Philosophie. Sie übernimmt die Ergebnisse der Wissenschaft, soweit diese gesichert sind, und wächst dann in die Sphäre des Glaubens, des Gefühls, der Poesie hinein, indem sie Metaphysik wird. Paulsen zeigt den Naturwissenschaften gegenüber weites Entgegenkommen; er betrachtet sogar den Darwinismus als in seinen Grundanschauungen feststehend. Der Kern seiner Metaphysik dagegen ist die Hypothese Fechners von der allgemeinen Weltbeseelung, wie er sie in „Nanna“ und in „Zend-Avesta“ aufgestellt hat. Jedes körperliche System ist Träger oder Leib eines Innenlebens, das Weltsystem ist Leib oder Erscheinung Gottes. Das Äußere der Dinge ist nur ihr Schein, ihr wirkliches Sein ist der Geist, der sie beseelt. Paulsen war diese Anschauung wohl vor allem deshalb willkommen, weil sie seiner Philosophie die Vermittlerstellung zwischen Wissenschaft und Religion erleichtert. Das Reich der Wissenschaft ist die Körperwelt, das Reich der Religion und in weiterem Sinne der Metaphysik ist die Innenwelt, die als unsichtbarer Kern in der sichtbaren Schale steckt. Und hier darf die Religion ungestraft ihre Glaubenssätze aufstellen: Gott, Unsterblichkeit u. s. w.; nur einer Versuchung muß sie widerstehen: ihre Anschauungen zu vermenschlichen, zu verkörperlichen. Der Anthropomorphismus ist nach Paulsen im Aussterben begriffen.

Paulsen hat im großen und ganzen das Ziel erreicht, das er sich gesteckt hatte; er hat mit Erfolg vermittelt zwischen Wissenschaft und Religion. Seine Philosophie stellt sich als ein Glaube dar, der sich durch Wissen geläutert hat. Ein solcher Glaube ist heute Bedürfnis für den Gebildeten, der sich sein Gemüt durch den Materialismus nicht hat veröden lassen. Allerdings, Paulsens Einfluß wird auf die oberen Zehntausend des Geistes beschränkt bleiben; er ist zu universell angelegt, ihm fehlt jene kühne Einseitigkeit, welche allein auf weitere Kreise wirkt. Seine Philosophie ist ein Hinweis auf die Zukunft, nicht die Zukunft selbst. —

Weit genialer im Plan, weit kühner in der Ausführung ist das Gedankengebäude des Franzosen. Paulsen zeigte sich in seiner „Einleitung“ vor allem als Eklektiker; er nahm hier ein Stück und dort ein Stück, und in seinem Streben, das Verschiedenartige unter einen Hut zu bringen, drang er nicht vor zu einem in sich abgeschlossenen, einheitlichen System. Von der universellen Richtung seines Geistes abgesehen, stand er hier vielleicht trotz alledem unter dem Einfluß des Materialismus, der sich ja gerade rühmt, der metaphysischen Spekulation den Garaus gemacht zu haben. Der französische Philosoph fand seinen Weg geebnet vor; der Idealismus ist jenseits des Rheins, hauptsächlich in der Litteratur, weiter fortgeschritten als bei uns in Deutschland.*) Der Verfasser des „Catéchisme dualiste“ folgte nur einem dunklen Wollen der zukunftschaffenden Jugend seines Volkes, als er das Waghalsige wagte und wieder ein metaphysisches System mit dem Idealismus als Inhalt zu schaffen unternahm.

(Schluß folgt.)

Abendgang.

Stärkend in der Abendkühle
Frische Luft mein Haupt umfließt,
Daß sich reineres Gefühle
Durch den ganzen Menschen gießt.

Still nach außen, reich nach innen
Wandle ich und denke Dein.
Ach! mit allen meinen Sinnen
Wähne ich bei Dir zu sein.

Was nach **außen** untergehen
Muß durch der Entfernung Dunst,
Seh' ich **innen** auferstehen
Durch der Musen gold'ne Gunst.

In des Laubes Blätterrauschen
Raschelt mir Dein Kleid im Flug,
Deinen Atem zu erlauschen
Wähn' ich in der Lüfte Zug.

Und so malt, die in der Ferne,
Holde Täuschung mir ihr Bild;
Ausgestalten laß ich gerne,
Was im Busen drängt und quillt.

Und zum Reim wird der Gedanke,
Das Gefühl klingt aus im Wort —
Still verdichtet sich das schwanke
Bild zum Liede fort und fort.

Süße Täuschung hält die Sinne,
Und so stehst Du ganz vor mir;
Deines Frohbesitzes inne
Träumt mein Herz: Du weilest hier!

R. Zoozmann.

Inhalt der Nr. 28.

Die Sonntagskinder. Roman von Hans Werder. Forts. — Auf der großen Landstraße. Roman von H. Schobert. Forts. — **Beiblatt:** Strophen. Von Hans von Schaubert. — Die schwarze Suppe. Von Walther Domansky. — Der Birnbaum blüht auf dem Walserfeld. (Alte Weissagung für das Jahr 1893. Salzburg.) Von Wilhelm Müller-Weilburg. — König Gold. Von Carlot Gottfrid Reuling. Schluß. — Jetzt bin ich arm. (Nach dem Italienischen des L. Molinaro del Chiaro.) Von E. Ehrenberg. — Die Philosophie der Zukunft. Von Paul Remer I. — Abendgang. Von R. Zoozmann.

*) „Weiter fortgeschritten als bei uns“ — ist wohl nicht ganz richtig, besser heißt es: „wird wieder mehr beachtet.“ D. L.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leirner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche
Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 29.

Die Sonntagskinder.

Roman

von

Hans Werder.

(Schluß.)

IX.

Isolde war nach Berlin zurückgekehrt, um wieder mit Harald vereint ihre kleine, enge Wohnung zu beziehen. Doch sie wollte und konnte hier nicht länger bleiben, der Entschluß befestigte sich immer mehr und mehr bei ihr. Da faßte sie sich endlich ein Herz und schrieb an ihre alte freundliche Gönnerin, die Frau Konsul Dorving in Hamburg, — in deren Hause sie einst die selige Wiedersehensstunde gefeiert. Vielleicht vermochte diese mit ihren regen Kunstinteressen ihr für die Gründung einer neuen Existenz in Hamburg behilflich zu sein. Die alte Dame schrieb sofort zurück, mehrere Bogen eng angefüllt mit feiner zierlicher Schrift. Hochbeglückt, daß die liebe kleine Nachtigall sich ihrer alten Freundin erinnert, schlug sie ihr gleichwohl keine Sängerlaufbahn in Hamburg vor, sondern eine Reise nach Italien. Sie ginge dorthin, um den Winter in Florenz oder Neapel zu verleben und hätte bereits mit Grauen an die einsame Zeit dort in der Fremde gedacht. Eine ihr nahestehende Reisegefährtin wüßte sie nicht zu finden, eine fremde Gesellschafterin wäre ihr unerträglich. Nichts könnte ihr erwünschter und begehrenswerter erscheinen, als Isoldes Begleitung. Da sie außerdem hören müßte, daß das liebe Kind leidend gewesen, so wäre es wahrlich besser für sie, in Italien der Ruhe zu pflegen, als sich in Hamburg mit Konzerten und Gesangunterricht zu plagen. Zugleich bot ihr die reiche Patrizierfrau für diese Zeit ein Gehalt, welches es ihr ermöglichte, Harald um seine Begleitung zu bitten. Von ihm sich zu trennen, ihn in Einsamkeit zurückzulassen, darein hätte sie nimmermehr gewilligt, und so erschien es den Geschwistern nach jeder Richtung hin als Gewinn, ihre kleine Berliner Häuslichkeit aufzugeben und gemeinsam die Wanderschaft nach dem ersehnten Süden anzutreten.

Die Frau Konsul war erst nach Florenz und dann nach Neapel gegangen und mietete endlich für den Rest des kaum begonnenen Winters eine Villa auf Capri, welche sie im Verein mit ihrer „Nachtigall“ bezog. Unweit derselben, in einem romantisch gelegenen Gasthause, hatte Harald ein behagliches Unterkommen gefunden. Hier sah er seine Schwester täglich und Frau Dorving wußte nicht, wen sie am wärmsten in ihr Herz geschlossen, Isolde selber oder den Bruder mit dem feinen, blassen Gesicht und den schwärmerischen Künstleraugen.

Es war eine schöne, friedliche Zeit. Weit hinaus schaute Isolde von ihrem Fenster über das blaue, lichtstrahlende Meer. Vor ihr lag Sorrent mit seinen weißen Häuserreihen malerisch an die felsige, grün überkleidete Bergwand gelehnt, — zur Linken der Vesuv mit seiner Wolkensäule, die zur Nacht in eine rotglühende Esse verwandelt als ein Wahrzeichen vom Himmel aus der Wolkenhöhe herniederleuchtet.

Lichtgetauchte heitere Schönheit zu Füßen dieser hehren Großartigkeit hingebreitet, — sonnig lachendes Leben unter der drohenden Herrschaft vulkanischen Verderbens — darin liegt der eigene, mit nichts zu vergleichende Reiz dieses wunderbaren Erdenwinkels: des Golfs von Neapel.

Isolde lebte auf im Anschauen dieser Größe und Schönheit, in der salzig weichen Luft, die vom Mittelländischen Meer herüberwehte, — unter dem Sonnenschein Italiens. Und doch konnte sie nicht froh wer-

Digitized by Google

den. Wozu wieder aufleben? Weiter fristen das Dasein, das seines Inhalts beraubt war? — Sie konnte ja doch das Meer, den Vesuv und Neapel nicht ansehen, ohne daran zu denken, wie ihr Waldemar diese Herrlichkeiten geschildert, wie er sichs gewünscht, sie selber herzuführen und alle Schönheiten des Südens an ihrem bewundernden Auge vorüberziehen zu sehen. Nun schaute sie darauf hin, trostlos, wehen Herzens, und er war fern von ihr! Sie konnte nicht das Singen der schwarzäugigen Knaben im Mondenschein beim Klang der Guitarre anhören, ohne nach seiner Geige und ihren berückenden Melodien sich zu sehnen.

Ganz allmählich fing sie wieder an, Musik ertragen zu können. Nur nicht Richard Wagner, — nicht Tristan und Isolde, nichts, was die Erinnerung weckte und die Wunde wieder aufriß. Wie schlafwandelnd dahinzugehen von einem Tag zum andern, das war für sie die einzige Möglichkeit, das Leben weiter zu tragen.

Harald sah, daß sie sich erholte und kräftigte, daß aber dennoch ihre Gesundheit zart und schwankend blieb. Und er konnte sich der Besorgnis nicht erwehren, es möchte sich bei ihr das gleiche Herzleiden herausbilden, an dem er selber schon jahrelang unheilbar krankte. Großer Kummer und Seelenleiden hatten bei ihr den Grund dazu gelegt, — große Erschütterung konnte ein jähes Ende herbeiführen. Der Gedanke stand vor ihm als eine stete quälende Sorge, die fortan sein Leben beherrschen sollte, so wie sie um seinetwillen Isoldes Herz erfüllt. Er mußte jetzt oft daran denken, wie er einst zu Waldemar gesagt: Sie sind einer jener Menschen, die dem andern großes Glück oder großes Leid zufügen müssen. Ja, großes Leid!

Schon zog der Frühling herauf über Italien, die Mandelbäume standen in Blüte und der Duft der Veilchen mischte sich mit dem salzigen Hauch des Mittelländischen Meeres. In dem schattigen, immergrünen Garten von Frau Dorvings Villa gingen die Geschwister zusammen auf und nieder. Es war Abend. Still und dunkel, in träumerischer Brandung aufatmend lag das weite Meer. Wie eine feurige Perlenkette schimmerten die Lichter von Neapel am Golf entlang. Rot flammte der Krater des Vesuv. Weniger als sonst achteten Harald und Isolde auf das herrliche Schauspiel. Der Zeitpunkt rückte näher, der diesem idealen Leben ein Ende machen sollte, denn Frau Dorving sprach hin und wieder von ihrer Rückkehr nach Hamburg und schlug Isolde vor, sie dorthin zu begleiten. Doch in eine dauernd abhängige Stellung sich zu begeben, dazu konnte die freiheitgewohnte Künstlerin sich nicht so leicht entschließen.

Heute nun hatte Isolde einen Brief von der Prinzessin Konstantin erhalten, die an ihrem heimatlichen Hofe in Ilmhausen als Gast verweilte und dort ihren gewichtigen Einfluß zu Gunsten ihres Schützlings geltend machte. Die Verhältnisse erwiesen sich so vorteilhaft wie möglich, — und die Prinzessin konnte ihr mitteilen, daß ein Wirkungskreis, ihren Neigungen und Fähigkeiten entsprechend, in der kunstliebenden Stadt sich für Isolde eröffnete, geeignet ihrem Schicksal eine neue Wendung zu geben.

Über diesen Brief der Prinzessin und seine weitgehenden Folgen hatte sie jetzt mit Harald Rücksprache genommen.

„Froh wird mich das Leben nicht wieder stimmen," sagte sie, „aber es wird mir doch leichter werden, wenn ich es thätig und sorgenfrei, mit Dir und für Dich weiterleben kann!"

„Wenn Du nur wieder singen könntest, Schwesterchen," erwiderte Harald mit einem Seufzer. „Wie anders, nutzbringender und bedeutungsvoller läge jetzt auch die neue Laufbahn vor Dir!"

„Hörst Du, wie die Nachtigall singt?" rief Isolde, plötzlich stehen bleibend. „Und die Guitarre drüben fern im Sternenschein vor dem Fenster einer Schönen? Die ganze Frühlingsluft Italiens ist von Musik erfüllt, — sollte sie nicht auch mir endlich die Gesangskraft wiedergeben? Komm ins Haus, Harald, laß mich einmal versuchen!"

Sie eilte hinein. Die Frau Konsul empfing sie besorgt, daß ihr Pflegling so lange in der Nachtluft draußen geblieben. Doch Isolde glitt an ihr vorüber und nahm vor dem Flügel Platz. Ihr Herz pochte vor Erregung und ihre Stimme bebte. Und trotzdem vermochte sie zu singen, endlich wieder. Die Stimme, die so schmerzlich entbehrte, für immer verloren geglaubte, war ihr aufs neue geschenkt. Noch nicht in der alten Kraft und Fülle, doch schon mit der Weichheit und Ausdrucksfähigkeit, die ihr einen so unvergleichlichen Zauber verliehen.

Ein Schubertsches Lied war es, das sie sang;

„So laßt mich scheinen, bis ich werde,
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!"

Todessehnsucht und verklärte Entsagung sprach aus dem Gesange. Frau Dorving vergoß Thränen der Rührung, während sie diesen holden Tönen lauschte. Harald hörte schweigend zu. Er verstand sie wohl und sein Herz ward traurig dabei. Das große Leid hatte ihrer Seele Reife und Erfahrung gebracht, die selbst ihrer Künstlerschaft zu gute kommen mußten, doch unermeßliche Schätze hatte es ihr geraubt. Der Jugendglanz ihrer Stimme, der Jugendglanz ihres Daseins, — Sonnenschein und leichter Sinn und Lebensfreude, — sie waren unwiederbringlich verloren.

* * *

Auch nach Rom war der Frühling gezogen. Die vollen rötlichen Blütenzweige neigten sich über die Mauern des Palatin und im Garten der Villa Doria bedeckten Krokus und Anemonen den grünen Rasen.

„Der liebliche Knab' im Blumengewand
Ist knospenden Herzen als Amor bekannt!"

Es war, als trüge der laue Lenzeshauch die Erinnerung dieses Liedes an Elfriedes Ohr. Sie pflückte einige der zarten Frühlingsboten und blickte dann auf zu ihrer Mutter, die an ihrer Seite ging.

„Mütterlein, wir wollen abreisen, bitte! Wir waren schon so lange in Rom, vier Monate! Ich sehne mich endlich wieder fort!"

„Wohin, mein Liebling? Nach Deutschland zurück? schon jetzt? Dort ist es noch zu kalt! Wir sind verwöhnt durch die südliche Sonne und würden uns sehr unbehaglich fühlen!"

Digitized by Google

„Das glaube ich nicht!“ seufzte Elfe. „Ich bin nicht verwöhnt, ich friere hier in Rom, trotz des Frühlings! Du weißt es, weshalb, Mutter! Es kann nicht anders sein!“

Über das Antlitz der Fürstin ging ein Schatten der Besorgnis. „Ich würde Dir gern diesen Wunsch erfüllen, meine Elfe, wie jeden andern den Du aussprichst. Aber ich möchte Rom nicht verlassen, ehe wir hier Nachricht von Waldemar erhalten haben. Du weißt, er muß jetzt in Kairo eingetroffen sein, und wenn er dort erfährt, daß wir ihm so nachgerückt sind, so kommt er sicher herüber. Lange genug, dächte ich, hat er die Trennung und Verbannung von den Seinen und der Heimat durchgeführt. Ich hoffe ihn hier wiederzusehen und festzuhalten.“

Elfriede schaute mit abwesendem Blick an ihrer Mutter vorüber in die Ferne, als sähe sie über die Alpen fort, dorthin, wo ihre Gedanken weilten. „Ob es noch lange dauern wird, bis Waldemar kommt?“ fragte sie traumverloren. „Ich will ja gern darauf warten —!“

* * *

„Treffe Ende des Monats in Venedig ein. Könnt Ihr mich dort erwarten?“ So lautete die Kunde, welche Fürst Waldemar endlich übers Meer herüber zu seiner Mutter sandte.

Nach Venedig also! Elfe ergriff den Gedanken mit Wärme. Sie hatte für diesmal genug von Rom! Es war keine frohe Zeit, die sie da verlebt; Unruhe und Sehnsucht im Herzen, weit fort von dem, an welchen sie gedenken mußte, ohne eine Nachricht, ein Lebenszeichen die ganzen langen Wintermonate hindurch.

Dann endlich war der Frühling gekommen, mit seinem qualvollen Sehnen und Verlangen, und hatte ihr das Herz nur doppelt schwer gemacht.

In Venedig aber gab es keine Frühlingsfluren, keine Blumenpracht. Schweigende Paläste, schimmernde Lagunen, gleitende Gondeln im Winter wie im Sommer, und dorthin eilte sie jetzt mit ihrer Mutter, dankbar gegen Waldemar, der sie dahin gesandt, als hätte er in der Ferne ihren Kummer und ihre Sehnsucht geahnt.

Der Markusplatz lag im Mondenschein am warmen Maienabend. Heiß war der Tag und hatte Venedig im Schlummer gehalten. Jetzt erwachte das Leben. Lachend, lärmend, anmutig leicht, nach Italiener Weise, in frohem, buntem Gewühl wogte es auf und nieder. In den klaren Himmel empor, in feenhafter Beleuchtung ragten die Marmorpaläste, die den Platz umgeben, und der Markusdom mit seinen Goldmosaiken, wunderbar in Mondlicht getaucht. Lange wandelte die Fürstin Hohenstein mit ihrer Elfe im Anschauen des frembartigen Schauspiels auf der Piazza umher. Sie waren sehr allein. Die Fürstin erwartete ihre beiden Söhne, den einen von Kairo, den andern von Petersburg herkommend: doch noch fehlten sie beide und Mutter und Tochter fühlten sich ohne Kavalier und ohne sonstige Bekannte einsam und verlassen in der fremden Stadt.

In einer kleinen eleganten Konditorei fanden sie endlich ein behagliches Plätzchen, mit freiem Ausblick über die Piazza bis auf den Markusdom. Elfe schaute aufmerksam hinaus und lächelte über das lebhaft aufgeregte Treiben der lebensfrohen Italiener, über das bewundernde Staunen der fremden Reisenden, die vereinzelt sich dazwischen bewegten.

Plötzlich schrak sie zusammen und lehnte sich in den Stuhl zurück. „Mutter!“ rief sie leise. Die Fürstin wandte sich erschrocken um. Da erkannte sie, was Elfriede gesehen. Eckard Hayden ging an ihnen vorüber, fremd und zerstreut um sich blickend mit unbefriedigt suchendem Blick.

Eine lebhafte Bewegung der Fürstin ließ ihn aufsehen, im nächsten Augenblick stand er vor ihnen, den Hut in der Hand, atemlos in aufwallender Erregung, mit schnell wechselnder Farbe und leuchtendem Blick.

In warmer, fast enthusiastischer Lebendigkeit bewillkommnete ihn die Fürstin. Er setzte sich zu ihnen und hatte einer Flut von Fragen standzuhalten. „Aber wo kommen Sie denn her, Herr von Hayden?“ rief sie endlich. „Welch ein freundlicher Zufall führt Sie uns hier gerade entgegen, in dieser fremden Menschenmenge?“

„Ich komme von Rom, Fürstin!“

„Von Rom! Ist es möglich! Aber da hätten wir uns ja dort treffen müssen! Wie lange waren Sie denn da?“

„Einen Tag. Ich bin des Morgens angekommen, warf einen Blick auf das Kolosseum, einen zweiten auf den St. Peter und die Vatikanischen Galerien und reiste am Abend wieder ab, — hierher, Fürstin!“

„Das ist köstlich“, rief die Fürstin. „Sie werden mit großem Nutzen reisen, wenn Sie dieses abgekürzte Verfahren überall durchführen, mein lieber Herr von Hayden! Wie lange wird es denn der Lagunenstadt gelingen, Sie zwischen ihren Palästen und Kanälen festzuhalten?“

„Ich — kann es noch nicht sagen. Ich finde es hier — wundervoll!“ Sein Blick ruhte auf Elfe bei diesen Worten mit strahlend verklärtem Ausdruck. Sie erwiderte ihn nicht. Stumm zurückgelehnt saß sie da, ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Warum war er gekommen, und was brachte er ihr? War er noch derselbe wie an jenem Abend auf der Veranda?

Endlich raffte sie sich auf. „Wie geht es meiner lieben Frau Prinzessin?“ fragte sie.

„Sie sendet Ihnen tausend Grüße, Gräfin! Und auch der Prinz und Fräulein von Echtershausen. Die Kleine wäre so gern mit hergekommen, die Thränen standen ihr in den Augen, als sie mir die Grüße auftrug.“

„Und der Prinz, hat er inzwischen einen anderen Namen für Sie ersonnen?“ fragte sie mit einem Anflug von Lächeln.

„Nein, er nennt mich noch immer Wehwalt, läßt Ihnen aber sagen, Gräfin, Sie sollten einen neuen Namen für mich erfinden, er bäte Sie darum!“ Heißes Rot stieg bei diesen Worten zu seinen Schläfen auf. Elfe antwortete nicht. Tief senkten sich die dunklen Wimpern wie Schatten auf ihre zarten Wangen.

Die Fürstin erhob sich jetzt, und über den Markus-

Digitized by Google

platz gingen die drei zusammen, an den Säulen auf der Piazzetta und am Dogenpalast vorüber, zu der Marmortreppe, an der die Gondeln liegen. Leicht und rasch hingleitend trug sie das schlanke, schwarze Fahrzeug über die Lagune dahin. Tiefblau der Himmel über ihnen, mit Sternen besäet, tiefblau das Wasser um sie her, widerspiegelnd das Sternenheer und die tausend Lichter von den Palästen und vom Markusplatz. Meer und Himmel in eins versinkend, wie ein seliger Traum, — der nächtliche Traum Venedigs, wie man ihn hier in wachender Wirklichkeit und nirgend sonst auf Erden durchlebt.

Über das Wasser hin zog der Mond seine goldene Brücke und von dem Ruder troff es herab gleich blitzenden Edelsteinen. Rasch, wie hinschwirrende Leuchtkäfer zogen die Gondeln mit ihren Lichtlein vorüber. Eintönig, melancholisch erscholl der Ruf der Gondolieri zwischen dem Geräusch und dem Musicieren von der Piazza her.

„Das ist Venedig!“ sagte Eckard leise. „Man hat es gehört, gelesen, auf Bildern gesehen und nun man es erblickt, glaubt man dennoch zu träumen!“

„Ja, man träumt!“ rief die Fürstin. „Die große Vergangenheit Venedigs erwacht um uns her zur Geisterstunde und läßt das Wirklichkeitsgefühl des Einzelnen verstummen, damit er den alten, gewaltigen Märchen zu lauschen vermag.“

„Ach Mutter, laß die Vergangenheit Venedigs,“ sagte Elfe; „sie ist so grausam und blutig, die Seufzerbrücke hat sie mir verleidet! Und die Gegenwart, die wir erleben, ist so — schön!“

„Ist sie das, Gräfin?“ Es lag eine verzehrende Unruhe und Ungeduld in dem Ton, mit dem er das sagte. Er vermochte nur für Augenblicke zu sehen und zu hören, was um ihn her vorging. Eine fieberhafte Aufregung erfüllte ihn und teilte sich Elfriede mit.

Die Fürstin ließ die Gondel an der Marmortreppe der Riva anlegen, vor der Thür ihres Hotels, und sie gingen alle drei hinein. Daß Eckard den Abend bei ihnen blieb galt als selbstverständlich.

Elfe flog leichtfüßig voraus, die Treppe zu ihren Zimmern hinan. Die Fürstin wandte sich zu Eckard zurück: „Ich mache Sie nur noch darauf aufmerksam, Herr von Hayden, daß mein Sohn noch nicht von seiner Reise zurückgekehrt, mithin auch die Wartezeit nicht abgelaufen ist!“

„Aber Fürst Waldemar kann jeden Tag eintreffen,“ erwiderte Eckard zuversichtlich. „Ich habe an ihn geschrieben, und seine Antwort hier ist meine Legitimation, mit der ich vor Ihnen erscheine, Fürstin! Wollen Sie die Gnade haben, sie zu lesen und dann Ihren Verbannungsspruch aufzuheben? Ich kann mich ihm nicht länger unterwerfen!“

Zwischen die schön gezeichneten Brauen der Fürstin trat eine Falte. Sie nahm den Brief aus seiner Hand und ging voran zu ihrem Salon, wo sie, am Tisch unter der Hängelampe stehend, ihn entfaltete und las. Dann reichte sie ihn Eckard zurück, der in wartender, doch entschlossener Haltung vor ihr stand.

„Meines Sohnes warme Vorliebe für Sie ist mir ja längst bekannt“, sagte sie lächelnd und zugleich mit leisem Seufzer. „Wenn er Ihnen nun mit so großer Freudigkeit das Glück seiner Schwester anvertrauen will, so darf ich ja wohl nicht zurückstehen an froher Zuversicht. Muß ich also wirklich dieser starken Übermacht weichen?“

„Ja, Frau Fürstin, das müssen Sie!“ rief Eckard, den aufleuchtenden Blick fest und klar zu ihr aufschlagend. „Und ich darf hoffen, daß Sie es gern und freudig thun?“ Er erfaßte ihre Hand und küßte sie wiederholt.

„Von Herzen gern!“ sagte sie, den Druck der seinen erwidernd. „Sie wissen ja, welch unermeßliches Vertrauen ich Ihnen damit erzeige! Den köstlichsten Schatz, den die Erde für mich birgt, lege ich in Ihre Hand!“

Sie brach ab, warf einen langen Blick nach dem Balkon hin, zu dem die offene Glasthür führte, und verließ das Zimmer.

Eckard war ihrem Blick gefolgt und trat schnell auf den Balkon hinaus. Vor ihm lag die weite Lagune in ihrer nächtlichen Zauberpracht, und drüber wölbte sich der Zimmel mit seinem Sternenheer. Hier stand Elfe vor ihm, als stünde sie in einem Tempel. Unermeßlich in ewiger Herrlichkeit lag um sie her das dunkelnächt'ge Land, und wie daraus emporgestiegen, eine Lichtgestalt, „auf sonniger Höh'“ erschien sie ihm und erfüllte seine Seele mit grenzenlosem Entzücken.

„Elfe, soll ich denn wirklich zu den Nachtgeweihten gehören, denen Überirdisches beschieden ist?“ klang es bebend von seinen Lippen. „Elfe, mein Kleinod, mein Heiligtum! Es ist eine lange Zeit vergangen seit dem schönen Herbstabend in Wendenstein! Aber wie damals, so stehe ich heute vor Ihnen, nachdem Ihr süßes Bild wie ein verborgener Schatz geheimnisvoll in meiner Seele geruht hat. Haben Sie Ihr Herzchen auch geprüft, Elfe, und wollen Sie es mir lassen fürs ganze Leben?“

„Endlich“, flüsterte sie mit zitternder Stimme, das Auge gen Himmel gerichtet. Dann streckte sie ihm beide Hände entgegen. „Bis in den Tod!“ jauchzte sie ihm zu, mit dem seligen Aufleuchten ihrer schönen Augen, und er zog sie zärtlich an seine Brust, überwältigt von der Macht leidenschaftlicher Glücksempfindung.

Die Sterne droben in dem tiefen Himmelsblau zogen weiter ihre hehre Bahn und blickten lächelnd herab auf die beiden glückseligen Menschen. Sonntagskinder waren diese und verstanden sich auf die Sprache der Sterne. Heute lasen sie deutlicher denn je, was in ihnen geschrieben stand:

„Man könne schon auf Erden
So überselig werden!“

X.

Von Alexandrien über das Adriatische Meer herauf näherte sich der Dampfer der alten Meeresbeherrscherin Venedig. Schon tauchten über dem Flutenspiegel die schlanken Türme empor und bald schwamm

Digitized by Google

in dem silbernen Morgennebel das Bild der Stadt, einer Fata Morgana ähnlich. Die Möwen flogen kreischend neben dem Schiffe her. Sie hatten dem Reisenden, der über ein Jahr lang in der Fremde geweilt, die ersten Grüße von dem europäischen Heimatstrande entgegengebracht. Nun begleiteten sie freudig seinen Einzug in den Hafen. Er stand und schaute ihnen zu, wie sie dahin glitten, silberweiß auf den blauen Wogen, und horchte auf ihren schrillen Ruf. Er war ja auch als Sonntagskind der Vogelsprache kundig.

Und endlich war er da. Die Gondel trug ihn vom Bord des Dampfschiffes dem Hotel am Canal grande zu. Dann eilte er seine Mutter aufzusuchen und nach der langen, schmerzlichen Trennung hielt die Fürstin ihren geliebten ältesten Sohn in den Armen. Mit sorgenvollem Forschen ruhte das Mutterauge auf seinem Antlitz. Körperliche Anstrengung und seelische Kämpfe hatten ihre Merkmale hineingezeichnet und die tropische Sonne ein tiefes goldiges Braun darüber gelegt. Doch sonst unverändert: Waldemars Antlitz mit seiner durchgeistigten Zartheit und seinen heißen Poetenaugen. Wie war sie so froh, ihn endlich wieder zu haben, und mit welcher Wärme gab auch er sich der Empfindung hin, nach der langen Wanderschaft wieder heimgekehrt zu sein an das Herz seiner Mutter.

Dann aber näherte sich von dem Wohnzimmer her ein fliegender Schritt — ein Jubelruf! und ihn umschlangen die Arme seiner Schwester.

„Elfe, Du entzückendes Geschöpf, wie kann man's nur so lange ertragen ohne Dich!" rief er mit strahlendem Lachen. Ja, noch bezaubernder als sonst erschien sie ihm, es war eine Umwandlung mit ihr vorgegangen, der Eindruck trat ihm entgegen schon bei dem ersten Blick, mit dem er sie umfaßte.

„Welch ein Glück, daß Du endlich da bist, liebster Waldemar," rief sie, an ihn geschmiegt und das zarte, rosig erglühende Gesicht zu ihm erhebend. „Nicht nur, daß wir Dich wieder haben, ich will heute noch mehr von Dir: Deine Einwilligung und Deinen Segen!"

„Elschen — um Himmelswillen, Du hast Dich doch nicht verlobt? Und mit Eckard Hayden noch dazu?" Er trat auf diesen zu, der jetzt mit dem Stolz der höchsten Glückesanwartschaft an der Seite seiner Braut stand. „Hayden — unter allen Menschen, die ich kenne, sind Sie derjenige, den ich mir im Herzen erwählt zum Hüter dieses einzigen Schatzes! Aber was für ein ungeheures Glück Ihnen zu teil geworden ist, das kann ich heute wohl noch am besten beurteilen, der ich als ihr Bruder sie kenne von ihrem ersten Lebenstage an!"

Eckard erwiderte mit Wärme den Druck seiner Hand. „Aber Sie sind doch nur ihr Bruder, Hohenstein! Glauben Sie mir, ich weiß es doch noch besser!"

„Ihr wißt alle beide gar nichts!" ließ sich da Egons Stimme vernehmen. „Sag' mir vernünftig guten Tag, mein alter Junge! Ich bin eigens, um Dich zu sehen, von Petersburg bis Venedig gereist! Also wende mir, bitte, Deine Aufmerksamkeit zu!"

„Aber Mensch, das ist ja fabelhaft! Hast Du Schulden? Oder aus welchem Grunde mußt Du so schonungslos mit mir verfahren?" Die Brüder umarmten sich lachend und in Egon befestigte sich das Bewußtsein, daß sein Ältester für ihn thun würde, was irgend in seinen Kräften stünde.

Der Tag verging in dem engen Familienkreise wie ein Traum wolkenlosen Glückes. Ein gemeinsames Mahl, bei welchem in schäumendem Sekt das Wohl des Brautpaares getrunken und das Bruderverhältnis unter den Schwägern besiegelt wurde, bildete seinen Abschluß. Dann stiegen wieder Mond und Sterne über der schimmernden Lagune herauf und streuten ihren Märchenglanz über Venedig aus.

Eckard und Elfe saßen zusammen auf dem Balkon und schauten hinaus. Doch sah er nur den Sternenschein in Elfes Augen, der seines Lebens Seligkeit ihm bedeutete, und sie leuchteten bei seinen Worten in unendlicher Glücksverklärung.

Auch Egon blickte hinaus durch das offene Fenster. Ungeduldiges Sehnen erfüllte ihm das Herz.

Waldemar saß allein bei seiner Mutter und sie hielt seine Hand in der ihren, um sich der geliebten Nähe ihres Sohnes unzweifelhaft zu versichern.

„Mutter — wie geht es Isolde?" fragte er ernst und leise, die erste kurze Pause des Gespräches benutzend.

„Es geht ihr gut, mein Sohn! Gott sei Dank, daß ich Dir mit gutem Gewissen diese Versicherung geben kann! Sie war lange schwach und elend genug, doch der Winter in Italien hat ihre Gesundheit gekräftigt und ihre kostbare Stimme ihr wiedergegeben. Seit einigen Wochen ist sie mit Harald in Ilmhausen, wo sie zu bleiben gedenkt. Ich sah sie auf der Durchreise in Rom — sie ging mit Freudigkeit dieser neuen Zukunft und dem Wiederbeginnen ihrer künstlerischen Thätigkeit entgegen."

Waldemar lehnte sich in den Stuhl zurück.

„Mit Freudigkeit —" wiederholte er kaum hörbar. „Mutter, glaubst Du, — daß sie's überwunden hat?"

Die Fürstin zögerte einen Augenblick.

„Das ist eine andere Frage!" sagte sie dann, den Blick von ihm fortwendend. Er bedurfte keiner weiteren Antwort.

Jetzt trat Egon herzu und mahnte zum Aufbruch, — er hätte mit Waldemar unter vier Augen zu reden und könnte nicht länger darauf warten. Auch Eckard verabschiedete sich und eine gemeinsame Gondel führte die drei Herren ihrem Hotel am Canal grande zu. Dort angelangt, ließ Eckard die beiden Brüder allein.

„So, mein lieber Egon, nun mach' Dir's bequem!" sagte dieser. „Hier hast Du Cigaretten, aus Kairo mitgebracht. Kein Pascha kann sie echter rauchen! Und nun laß hören, was Dein Herz begehrt!"

Und Egon begann zu erzählen und zu schwärmen. Es war eine lange Geschichte ohne Ende und ohne Anfang und die gepriesene Cigarette erlosch ihm mehr als einmal dabei. Waldemar, der anfangs etwas

Digitized by Google

zerstreut ihm gelauscht, wurde allmählich von lebhaftem Interesse erfaßt.

„Aber sag' doch, Mensch, hör' ich recht? Darf ich meinen Ohren trauen? Zehnmal wenigstens in diesem Leben hast Du mir die Ehre erzeigt, mich zum Vertrauten Deines Liebeskummers zu machen, dreimal um meine Einwilligung oder Fürsprache zu bitten! Diesmal aber, bei den olympischen Göttern, scheinst Du's ernsthaft zu nehmen. Niemals noch hört' ich Dich in diesem Tone reden! Vor allen Dingen bekenne klar und deutlich: von wem sprichst Du überhaupt?"

„Von Fräulein von Echtershausen, der Hofdame der Frau Prinzessin Konstantin!"

Waldemar machte eine lebhafte Bewegung. „Marita Echtershausen? Wahrhaftig?"

„Ja, gewiß! Du kennst sie?"

„Ob ich sie kenne! Ein reizendes Ding! Hat das Herz auf dem rechten Fleck und weiß, was sie will und was sie fühlt! Und die hast Du Dir eingefangen, Du ungeheuerlicher Mensch, und bist Deiner Sache gewiß?"

„Ja, Waldemar, ich hab' ihr Wort und möchte Felsen darauf bauen! Ich habe sie so unbeschreiblich lieb, daß mir die ganze Welt verleidet ist, wenn ich nicht bei ihr sein kann! Ich will ja gern warten, wenn es sein muß, jahrelang — und will mir etwas verdienen und alles thun, was ich soll und kann! Nur aufgeben kann ich sie nicht!"

„Herzensjunge, Du sollst sie haben!" rief Waldemar mit Wärme. „Dein Geschmack war immer gut, in diesem Falle hat er sich selbst übertroffen!"

„Famos, daß Du der Ansicht bist!" erwiderte Egon. „Aber weißt Du auch, ob sie Vermögen genug besitzt, um mit einem armen Teufel, wie ich bin, leben zu können?"

„Ja, das hat sie; sei unbesorgt!" sagte Waldemar. „Und außerdem werde ich Dich so stellen, daß diese Frage keinesfalls als Hindernis in Betracht kommen kann. Es liegt mir daran, das Du vernünftig wirst und einen Hausstand gründest. Die kleine Echtershausen ist einfach und verständig erzogen. Ich kann Dich, Du Schlingel, und unsere Majorats-Erbfolge mit gutem Gewissen ihr anvertrauen!"

„Aber Du wirst doch selber heiraten?" schaltete Egon fragend ein.

Ein dunkler Ausdruck ging über Waldemars Gesicht. „Nein! Laß das! In dieser Unwahrscheinlichkeit ist es mir möglich, Dir zu geben, was Du zu der Heirat brauchst, ohne mir selber Beschränkung aufzuerlegen. Laß einmal sehen, — wie wäre es, wenn Du Langendorf übernähmest? Ein reizender Wohnsitz, von Hohenstein und Prieborn leicht erreichbar, würde vorzüglich für Dich passen! Die Pacht läuft im nächsten Jahre ab, dann wird das Gut frei! Jagd und Landleben gehört ja zu Deinen Passionen! Doch das alles können wir uns noch überlegen und alle Möglichkeiten der Zukunft ins Auge fassen. Jedenfalls sollst Du die Kleine haben! Wenn Du es willst, reisen wir zusammen nach Berlin, ich als Freiwerber, Du als siegestrunkener Glückspilz!"

„Waldemar!" rief Egon mit vor Bewegung unsicherer Stimme und preßte die Rechte seines Bruders mit ungestümer Wärme. Es war ihm, als müßte das Herz ihm springen vor überschäumender Empfindung.

Mit festem Druck antwortete ihm Waldemars Hand. Dann sanken beide in ihre bequemen Stellungen zurück.

In tiefem Sinnen ruhte Waldemars Blick auf dem glückbewegten Antlitz seines Bruders und endlich hob ein schmerzlicher Seufzer seine Brust. „Egon, was bist Du für ein glücklicher Mensch!"

Es war späte Nacht, als die Brüder sich trennten. Waldemar blieb allein, in seinem Sessel hingestreckt und rauchte und träumte. Ein Lied zog ihm durch den Sinn, das Isolde oft gesungen, zu dem Eichendorff die Worte, Schumann die Musik erdacht, von den zwei Gesellen auf der Frühlingsfahrt:

„Der erste, der fand ein Liebchen,
Die Schwieger kauft Hof und Haus,
Der herzte gar bald ein Bübchen
Und sah aus heimlichem Stübchen
Behaglich ins Feld hinaus.

Dem zweiten sangen und logen
Die tausend Stimmen im Grund,
Verlockend Sirenen und zogen
Ihn in die buhlenden Wogen,
In der Wogen farbigen Schlund!

Und wie er aufwacht vom Schlunde,
Da war er müde und alt,
Sein Schifflein, das lag im Grunde,
So still war's rings in der Runde
Und über den Wassern weht's kalt!"

Waldemar legte beide Arme auf den Tisch und sein Kopf sank darauf nieder. So blieb er lange. Ein unbeschreibliches Gefühl der Einsamkeit durchzog sein Herz, ein unheilbares, hoffnungsloses Weh! Wie lang war das Leben und wie leer! „Und über den Wassern weht's kalt!"

Allmählich hob er das Haupt wieder auf, stützte es in die Hand und blickte durch das offene Fenster hinaus in die weiche, blaue Sommernacht Venedigs. Ein Lied und verirrter, leiser Lautenklang tönte aus weiter Ferne an sein Ohr. Seine Wimper hob sich, der Blick seiner Augen vertiefte sich.

„Und der zweite war doch das Sonntagskind!" murmelte er vor sich hin.

XI.

Über Jahr und Tag schon lebte Isolde mit ihrem Bruder in Ilmhausen, und sie lebten der Kunst, ganz und ausschließlich. Isolde war eine gesuchte Gesanglehrerin und zugleich die gefeiertste Konzertsängerin. Ihre Stimme hatte wohl den ganzen zarten Schmelz der Jugendfrische nicht wiedererlangt, doch war dafür ihr Singen gereifter, durchgeistigter und bedeutender geworden. Die Maler und Musiker, deren es in der kunstliebenden Stadt gar viele gab, verkehrten eifrig bei ihr. Richard Baumgart, der geniale junge Kapellmeister erkannte in ihr die verwandte Künstlerseele und fühlte, daß sie

Digitized by Google

von den reichen Schätzen, über die sie zu verfügen hatte, nur einen geringen Teil erst vor ihren dortigen Bewunderern bekannt werden ließ.

Unerklärlich blieb es ihm, dem fanatischen Wagner-Anhänger, daß er mit dieser seiner Begeisterung bei ihr keinerlei Verständnis fand. Für ihn war der Bayreuther Meister die einzige verkörperte Vollendung aller Musik, aller Kunst überhaupt. Zu ihr durfte er nicht einmal davon sprechen! Niemals besuchte sie die Aufführungen der Wagnerschen Musikdramen, die er in Ilmhausen heimisch gemacht, und versuchte er einmal auf ihrem Flügel ein paar Takte von des Meisters Kompositionen, so verließ sie stillschweigend das Zimmer. Wie war es nur möglich, solche feindselige Verständnislosigkeit bei so fein organisierter Künstlerschaft.

Das freilich wußte er nicht, daß diese Töne bei ihr wie ätzendes Gift in eine stets offene Wunde fielen; daß sie an einer solchen krankte. Und er hatte es noch nicht erfahren, daß seines Meisters Kunst, so unermeßliche Schätze sie ihren Jüngern auch darbietet, doch ihrem Herzeleid keine Genesung zu bringen vermag, daß ihr quälender Zauber den Stachel nur noch schärft und das Auge mehr und mehr der finstern Weltanschauung öffnet.

Der einzige, der ihm diesen Widerspruch in dem Wesen der interessanten Sängerin hätte lösen können, war sein zweiter Geigenspieler Albano. Doch da er das nicht wußte, so befragte er ihn nicht darum und Albano pflegte ungefragt nicht zu ihm zu sprechen.

Seit mehr als zwei Jahren war dieser nun hier und sie lagen hinter ihm als die härteste Schule seines Lebens. So lange er unter des Fürsten Hohenstein Obhut gestanden, welch ein fürstliches Leben hatte er selber da geführt! Das kam ihm jetzt zu deutlichem Bewußtsein. Und wie er dann als Stadtmusikant von Rakolniecze den verführerischen Rattenfänger gespielt, wie er mit seiner Fiedel als Zigeuner das Land durchstreift, wie war er da frei und unabhängig gewesen! Hungernd und frierend, in zerrissenem Rock, doch über sich nichts als Gottes freien Himmel, im Arm die Geige, im Herzen einen Traum von Freiheit und Größe und Künstlerschaft.

Dann kam er nach Ilmhausen, mit Gräfin Elses Empfehlungsbrief. Der Kapellmeister hatte sein Können geprüft und ihm die ersehnte Anstellung verschafft. Das Honorar, welches er zunächst erhielt, war zu wenig zum Leben, zu viel zum Sterben. Ein schlechter Geldwirt war Albano natürlich überdies. So fuhr er fort zu darben und zu frieren. Nur mit der Freiheit war es vorbei. Weder seine „musikalische Richtung“ noch seine Ansichten irgend welcher Art erschienen dem Kapellmeister der geringsten Beachtung wert. Er hatte zu gehorchen, den verletzendsten Tadel hinzunehmen, die aufrührerischsten Gefühle schweigend hinunter zu würgen. Gefiel ihm das nicht, so stand es ihm frei, seinen Platz zu verlassen auf Nimmerwiederkehr, niemand hätte ihn zurückgehalten.

Namenlos litt er unter diesem Verhältnis. Hätte er nicht Gräfin Elfriede sein Versprechen gegeben, welches einzulösen ihm Ehrensache und ein Beweis der Dankbarkeit gegen sie erschien, — längst hätte er mit seiner Fiedel im Arm das Weite gesucht. So aber zwang er seine trotzige Natur zum Schweigen und Ausharren.

Einen Menschen hatte er gefunden, der sich seiner annahm, der für seine Kämpfe und Entbehrungen ein fühlendes Herz, für seine Ideale Verständnis besaß. Es war ein junger Schauspieler. Dieser hatte einst, als sie in einer Sturm- und Regennacht gemeinsam die Stätte ihrer Thätigkeit verlassen, den menschenscheuen jungen Musiker mit unter seinen Regenschirm und, fast gewaltsam, bis in seine Wohnung genommen. Dort hatten sie zusammen gesessen und gesprochen, bis der Morgen graute, und der Schauspieler hatte ihn nicht wieder aus den Augen verloren. Er war ein Künstler in jedem Blutstropfen und von allerfeinster Schule — in der „Höhenluft“ lebend, die den Künstler in seinem Streben adelt, — dem Menschen das Herz in der Brust größer und weiter macht. Und in dieser Atmosphäre gewöhnte sich Albano zu atmen. Er gewöhnte sich, das Leben mit andern Augen anzusehen, an einer Freundeshand sich zu halten, ohne dieselbe hätte er dies Leben nicht zu ertragen vermocht.

Mit der Zeit wurde es dann besser mit ihm. Sein Gehalt erhöhte sich und sein Freund verhalf ihm zu Unterrichtsstunden, die ihm einen Nebenverdienst einbrachten. Der Kapellmeister lernte seinen Fleiß und seine Begabung schätzen und wandte ihm Interesse und selbst Rücksichten zu Fast schien es, als wollte „Künstlers Erdenwallen“ nun endlich beginnen, etwas dornenloser zu werden.

In Isolde Bernhardis behaglichem Heim war Albano ein häufiger Gast. Sie war ihm nicht sonderlich gewogen. Seine stete Auflehnung gegen den Fürsten hatte sie schon in früheren Jahren gegen ihn eingenommen, dennoch aber war sie freundlich zu ihm und öffnete ihm ihre Thür, denn sie wußte, daß sie damit in Waldemars Sinn handelte. Auch glaubte sie in Albanos Anschauungen eine gewisse, wohlthuende Veränderung wahrzunehmen. Sie begann deshalb mehr sich um ihn zu kümmern, musizierte mit ihm und sang in den Konzerten zu seiner Begleitung.

Das alles war wertvoll und schön für Albano und brachte in sein Leben etwas von dem Licht und der Freude, deren er als Künstler so dringend bedurfte.

In dem Ilmhauser Kunstleben bereitete sich ein interessantes Ereignis vor. Zum ersten Mal sollte Tristan und Isolde gegeben werden, um des Meisters Gedächtnistag durch solche Feier würdig zu begehen. Richard Baumgart und der Opern-Regisseur, sein Freund und Gesinnungsgenosse, hatten diesen Plan ersonnen, der Hof brachte ihm das wärmste Interesse entgegen und so reifte er seiner Ausführung zu. Nur ein Hindernis türmte sich endlich vor ihm auf. Es gab in Ilmhausen keine Darstellerin der Isolde, und die angeknüpften Unterhandlungen mit auswärtigen Sängerinnen zerschlugen sich, eine nach der anderen.

Baumgart war in Verzweiflung, ruhelos im

Digitized by Google

Suchen und Grübeln, Tag und Nacht krankend an Enttäuschung und Furcht, seine Lieblingshoffnung zu guterletzt noch scheitern zu sehen. Selbst vor Isolde Bernhardis Ohr hatte er seinen Kummer ausgeschüttet, obgleich er wenig Teilnahme von ihr zu gewärtigen hatte. Doch las er in ihrem Auge etwas aufmerksam Verständnisvolles, das ihn überraschte und erfreute.

Albano, den er bei den Geschwistern vorgefunden, hörte diese Unterredung mit an.

Als der Kapellmeister sich verabschiedete, folgte er ihm, und sie gingen miteinander aus dem Hause und die Straße entlang. Baumgart fuhr, lebhaft sprechend und gestikulierend, in seinen Klagen fort. „Ob mir denn niemand noch einen einzigen Ausweg eröffnen kann?“ rief er aufgeregt.

Da entschloß sich Albano zu sprechen. „Ist es Ihnen bekannt, Herr Kapellmeister, daß Fräulein Bernhardi die Partie der Isolde beherrscht, wie nur je eine Sängerin, so groß ihr Ruhm auch sei?“

„Wie? was reden Sie da, lieber Freund? Fräulein Bernhardi, die Wagner-Feindin? ich verstehe Sie nicht!“

„Dann muß ich mich deutlicher machen, Herr Kapellmeister! Die Wagner-Feindschaft ist nur äußerlich, beruht jedenfalls nicht auf Kenntnislosigkeit. Vielmehr enthält diese Musik Erinnerungen für Fräulein Bernhardi, die ihr schwer sind, deren Zusammenhang mir teilweis bekannt ist. Jedenfalls kann ich Ihnen sagen, daß sie die Rollen der Brünnhilde wie der Isolde unter Leitung des Fürsten Hohenstein studiert hat und sie beide in der Vollendung zur Geltung brachte. Ich hab' es miterlebt, denn ich spielte die Begleitung. Nach meiner Überzeugung bedarf es nur einiger Bühnenproben, und Sie haben die herrlichste Isolde, die wir finden können!“

Der Kapellmeister war wie elektrisiert durch diese Eröffnung und bestürmte Albano mit Fragen, bis dieser nicht mehr aus noch ein wußte. „Dem Fürsten trau' ich es schon zu,“ schloß er endlich, „daß er ihr dergleichen einstudieren könnte, und jedenfalls darf sein Urteil uns maßgebend sein! Noch heute will ich an ihn schreiben!“

Das geschah, und Waldemars Antwort kam bald genug zurück. Es wären allerdings, schrieb er, fast drei Jahre, daß er Fräulein Bernhardi nicht mehr gehört, doch hielte er es für ausgeschlossen, daß eine Künstlerin, auf ihrer Höhe stehend, zurückgehen, anstatt wachsen könnte. Damals hätte sie die ‚Isolde‘ den höchsten Anforderungen entsprechend gesungen und selbst zu spielen vermocht. Schließlich bat er, ihn das Ergebnis dieser Eröffnungen wissen zu lassen, sowie den genauen Tag der etwaigen Aufführung. „Um diese Isolde zu hören, wäre mir kein Weg zu weit!“ schloß endlich der Brief.

O, was hatte ihn wohl bewegt, als er diese Worte schrieb? Wie ein Verhängnis fielen sie in Isoldes Leben.

Mit dem Brief in der Hand trat Richard Baumgart bei ihr ein. „Fräulein Bernhardi, Sie sind erkannt, und durch keine Macht der Welt vermögen Sie sich noch länger vor uns zu retten!“

Isolde wurde blaß, als sie die Handschrift erblickte. Wie so oft bei schmerzlicher Erregung hatte sie das Gefühl, als ob ihr Herz still stände, und ein stechender, vernichtender Schmerz blieb davon zurück.

„Ich kann die Tristan-Musik nicht hören, wie viel weniger singen! Es würde mir das Leben kosten!“ rief sie erregt im Tone der Überzeugung. Baumgart verstand diesen Ausspruch nicht, er bat und beschwor sie mit leidenschaftlicher Lebhaftigkeit. Isoldes Blick haftete auf den Schlußworten des Schreibens: „Um diese Isolde zu hören, wäre mir kein Weg zu weit!“

„Ich kann mich heute nicht entscheiden, muß erst mit meinem Bruder darüber sprechen,“ sagte sie endlich. „Wollen Sie morgen um diese Zeit wiederkommen, so will ich Ihnen dann Gewißheit geben!“

Als Harald später von einem Ausgange heimkehrte, teilte sie ihm Baumgarts Anliegen mit und gab ihm den Brief zu lesen.

Auch Harald war erschüttert, denn er erkannte die Vorboten des Unglücks, die Sturmvögel, die vor dem Wetter herziehen.

„Isolde, das kannst Du nicht annehmen, Du darfst es nicht! Wie kann ich hoffen, je Dein Leid geheilt zu sehen, wenn Du auf solche Weise ihm neue Nahrung zuführst!“

Isolde faltete die Hände über ihrem Haupt, und ihr Blick schweifte hinauf zur Wolkenhöhe. In anderem Licht stand plötzlich vor ihr, was sie verloren und was sie noch jetzt besaß! Die Schätze der Erinnerung und die Leere der Gegenwart, trotz Harald und seiner treuen Liebe.

„Geheilt will ich nicht sein, mein Sinn ist mächtig!“ rief sie mit den Worten Fausts. Entsetzt blickte Harald sie an.

„Ich darf es nicht dulden, daß Du ihn wiedersiehst! Er wäre gewissenlos genug, hierher zu kommen, und Dich könnte die Aufregung töten!“

„Und glaubst Du denn, Harald, daß dies matt hinschleichende Leben mir wertvoller sei, als eine Stunde solchen Wiedersehens?“

„Isolde, welche sündliche Sprache!“ rief Harald; „ist es Dir denn nicht möglich, dieser Liebe zu entsagen nach all den Jahren der Trennung und des Kampfes?“

„Dem Glück hab' ich entsagt, lange schon!“ war Isoldes Erwiderung, „meiner Liebe — das kann ich nicht! Nicht anders, als wenn ich dem Leben selber entsage! Ich will nicht sündlich sprechen, Harald, ich verachte das Leben nicht, aber ich fürchte auch den Tod nicht! — Laß mich eine Stunde lang wieder leben — auch in dieser Musik, die mir das Herz in der Brust getötet hat! Ich habe sie lange geflohen, — vielleicht war das ein falscher Weg! Sorge Dich nicht darum. Vielleicht bin ich mehr, als wir denken, genesen, und diese Feuerprobe giebt mich dem Leben wieder! ich will vor dem Versuch nicht feige zurückschrecken!“

Als Baumgart am anderen Tage wiederkam, holte er sich triumphierend die Erfüllung seines Wunsches.

Digitized by Google

XII.

Großes Aufsehen erregte in der musenfreundlichen Stadt die Kunde, daß die bekannte Konzertsängerin Isolde Bernhardi jetzt plötzlich an der Bühne des Theaters auftreten wollte und zwar in einer Rolle, wie die der „Isolde." An des jungen Kapellmeisters überraschende Unternehmungen war man gewöhnt, so auch an sein Geschick, sie durchzuführen. Die hohen Herrschaften brachten seinem Plane wohlwollendes Interesse entgegen, sprachen Isolde huldvoll darauf an und beglückwünschten sie zu der neuen Wendung ihrer Laufbahn, — und so sah denn auch das Publikum mit Spannung dem Ereignis entgegen.

Am Abend zuvor war Fürst Hohenstein in Ilmhausen eingetroffen und im „Preußischen Hofe" abgestiegen. Auch dies wurde als interessante Begebenheit aufgefaßt, denn er war am Hofe sowohl als unter den Künstlern wohlbekannt, und es mußte vielversprechend für die Vorstellung sein, daß sie einen Gast wie ihn ohne jede sonstige Veranlassung herbeilockte.

In dem Speisesaal des Gasthauses traf er mit einigen der Hofkavaliere zusammen. Sie erzählten ihm, daß gestern schon die Generalprobe stattgefunden. Die kleine Bernhardi sollte entzückend gesungen haben, heute aber der Ruhepause bedürfen, und es wäre doch eben schade, daß sie gar so schwach und hinfällig und darum für die Bühne nicht geeignet wäre.

Waldemar nahm schweigend diese Mitteilungen entgegen. Als er Isolde gekannt, war sie, wenn auch zart, doch frisch und gesund gewesen. Das war also anders geworden.

Am Vormittag ging er in die Stadt und ließ sich das Haus zeigen, in welchem sie wohnte. In einiger Entfernung blieb er stehen und sah nach den Fenstern hinauf. Seltsames Empfinden bewegte ihn. Warum nur war er hergekommeu? Sie wiederzusehen? Er durfte es ja nicht! Und doch war es unausbleiblich, und vielleicht ward der Zweck der jahrelangen leidvollen Trennung vernichtet durch diese unbedachte That. Sie war ohne Zweifel eine jener Hamletsthaten, bei denen er die Gedankenbläße außer acht gelassen. Die Aussicht, endlich seinen heißen Wunsch erfüllt, Isolde in „ihrer Rolle" auf der Bühne zu sehen, hatte ihn dazu gebracht, alle Bedenken verschwinden und alle Rücksichten vergessen zu lassen, ob auch Tod und Verzweiflung das Ergebnis davon waren.

Wie ein düsterer, ahnungsvoller Traum umwob es seine Seele, jäh aber schreckte er daraus auf, als die Hausthür aufging und jemand heraustrat. Doch es war nicht Isolde, nicht Harald, sondern die schlanke, langgliederige Gestalt und das voll gelockte Haupt des Kapellmeisters Baumgart, der erfreut auf ihn zueilte. Sie hatten sich schon am Abend zuvor flüchtig begrüßt.

„Guten Morgen, Fürst Hohenstein! Wollten Sie Fräulein Bernhardi besuchen?" rief der Kapellmeister.

„O nein," erwiderte Waldemar, „ich nahm nicht an, daß man heute bei ihr empfangen würde!"

„Die Richtigkeit dieser Annahme erstreckt sich sogar bis auf mich!" rief Baumgart. „Nur eine dienstliche Frage, — kurz durch die Thür erledigt! Sie hat mir versprechen müssen, heute bis zur Aufführung kein Wort zu reden. — Es ist ein Jammer, daß sie so geschont werden muß! Ein viel zu zerbrechliches Gefäß für diesen wertvollen Inhalt!"

Die beiden Herren gingen nebeneinander den Weg, den Baumgart eingeschlagen.

„Wissen Sie vielleicht," fragte Waldemar, „ob Fräulein Bernhardi erfahren hat, daß ich hier bin?"

„Keine Ahnung, Durchlaucht! Das heißt, Ihren Brief, in dem Sie andeutungsweise Ihr Kommen in Aussicht stellten, brachte ich ihr damals, und sie behielt ihn zurück, so viel ich mich entsinne! Seitdem haben wir nicht wieder von Ihnen gesprochen!"

Waldemar schwieg. Also seinen Brief hatte sie gelesen und zurückbehalten!

„Verehrtester, wohin stürmen Sie eigentlich?" fragte er dann abbrechend. „Ihr Schritt gleicht dem einer Windsbraut!"

„O verzeihen Sie, Fürst! Ich habe mir einige Orchestermitglieder bestellt, darunter auch Ihren einstigen Schützling Albano, einiger Stellen wegen, die ich mit Rücksicht auf den Vortrag der Bernhardi anders modelliert habe. Sonst aber bin ich fertig, habe mein Orchester in der Hand wie ein einziges Instrument, das ich spiele!"

„Wollen Sie mir gestatten, Ihrer Probe beizuwohnen?" fragte Waldemar. „Ich möchte mir meinen Albano ansehen und hören, was er leistet!"

„Mit dem größten Vergnügen! Seine Leistungen werden Sie erfreuen!" versicherte Baumgart. „Ihr Albano ist ein hochtalentierter Musiker und ein recht fleißiger, strebsamer Mensch! Ich muß sagen, daß ich nicht so viel von ihm erwartet hatte! Als er damals mit der Empfehlung Ihrer Frau Mutter zu mir kam, machte er mir einen sehr ungünstigen Eindruck, verkommen in jeder Beziehung, und dabei störrisch und aufsässig! Ohne jene Empfehlung hätte ich mich seiner nicht so angenommen, wie ich's gethan!"

„Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür!" entgegnete Waldemar. „Wie ich Albanos Charakter kenne und den Ihrigen, Herr Baumgart, muß das Verhältnis von beiden Seiten ein unbequemes gewesen sein!"

„Ja, ohne Zweifel! aber jetzt habe ich viel für ihn übrig! Es zeigt von großem moralischem Halt, daß er sich so hindurchgearbeitet hat, und wie gesagt, seine Begabung und sein Können sind durchaus beachtenswert!"

Die Orchestermitglieder waren schon beisammen und warteten. Als die Herren eintraten, erhoben sie sich, um den Platz für den Gefürchteten freizugeben, der mit rascher, geschmeidiger Bewegung zwischen ihnen hindurch zu seinem Pult eilte.

Fürst Waldemar blieb im Hintergrunde zurück, an einen Pfeiler gelehnt.

Zum erstenmal seit seinem Eintritt in die Hofkapelle ging das kurze Aufschlagen des Taktstockes unbeachtet an Albanos Ohr vorüber. Er stand unbe-

Digitized by Google

weglich, den Blick nach jenem Pfeiler hingewandt. Heißes, schnell wechselndes Empfinden glühte in seinen Augen auf und trieb einen jähen Farbenwechsel in sein Antlitz.

Doch zog ihm dieses Zaudern merkwürdigerweise keinen Unwillen zu. „Nun bitte sehr!“ sagte der Kapellmeister, sich nach ihm umwendend. „Wir haben ein Auditorium, vor dem ich gern Ehre mit Ihnen einlegen möchte!“

Da winkte der Fürst ihm einen Gruß zu, ernst aber freundlich, vielsagend. Und Albano, den Bann abschüttelnd, setzte seine Geige an und richtete den Blick auf den Taktstock seines Meisters. Wie ein Feuerstrom ging es ihm durch die Adern, ein Gefühl, als geigte er heute um Ehre und Glück seines Lebens.

Des Fürsten feines Ohr folgte jedem seiner Bogenstriche, nur den seinen allein, und sein prüfendes Auge bnrchforschte jede Einzelheit der ihm so wohlbekannten Erscheinung. Der Eindruck war günstig, zunächst durch die gesunde Gesichtsfarbe und den sorgfältigen Anzug. Die Züge waren geschärft und ausgearbeitet, die Stirn von Falten durchzogen, die ihn älter als seine Jahre erscheinen ließen. Blaue Adern um Augen und Schläfen verliehen ihm einen nervösen, künstlerhaften Ausdruck, der dem Gesicht sein charakteristisches Gepräge gab. Nur einmal während des Spiels begegnete des jungen Geigers aufflammender Blick dem des Fürsten, und wie ein Schrecken durchfuhr es ihn.

Die kurze Probe war beendet. Der Kapellmeister aber trat zu Albano hin und schob ein Notenblatt auf sein Pult. „Wollen Sie dies noch spielen, bitte, als kleines Extravergnügen?“

Es war Baumgarts eigene Komposition, welche, seinem Ausspruch nach, niemand bisher wie Albano ihm zu Dank zu spielen vermocht.

Dieser gehorchte schweigend. Als er geendet, nahm er seinen Geigenkasten, grüßte kurz und verließ den Saal.

„Nun, wie gefällt er Ihnen?“ fragte der Kapellmeister.

„O, — sein Spiel verrät den Schüler Richard Baumgarts! Sein Aussehen zeigt mir, daß meine Schwester recht gehabt, als sie mir versicherte: Er geht nicht zu Grunde! Seine Liebe zur Kunst wird ihn über Wasser halten!“

„Ja, das hat sie gethan!“ bestätigte der Musiker. „Ich glaube Sie versichern zu können, Fürst Hohenstein, daß Sie Ihren fortgelaufenen Schützling als Künstler wiedergefunden haben!“

„Ich teile diese Ansicht!“ war Waldemars Entgegnung.

Als sie zusammen aus dem Theater ins Freie traten, sahen sie Albano in einiger Entfernung stehen, als ob er gewartet hätte. Er zog den Hut, näherte sich aber nicht. Waldemar durchschaute seine Wünsche. Er verabschiedete sich von Baumgart und kehrte ohne Zögern in sein Hotel zurück. Wenige Minuten später ließ Albano sich bei ihm melden, und er empfing ihn sogleich.

An der Thür blieb dieser stehen, den Hut in der Hand, den Blick gesenkt.

Der Fürst näherte sich ihm um einige Schritte.

„Nun, Albano, — es ist lange her, seit wir uns zuletzt gesehen! Was führt Sie zu mir?“

Da schlug er die Augen auf. Eine dunkle Welle lief über seine Stirn hin.

„Wollen Sie mich nicht mehr ‚Du‘ nennen, Fürstliche Gnaden, — dann bin ich wohl umsonst gekommen, Ihre Verzeihung zu erbitten!“

Das war wieder der alte rebellische Trotz, in unverminderter Güte. Der Fürst lächelte vornehm dazu, wie er immer gethan, halb nachsichtig, halb belustigt. „Du bist also gekommen, mich um Verzeihung zu bitten?“ fragte er in gütigem Tone.

„Ja, — wenn ich darf! Ich habe mich schwer vergangen damals, aber viel später erst ist es mir zum Bewußtsein gekommen!“

„Seit wann, Albano?“

„Seit ich gelernt habe, was Mangel und was Knechtschaft heißt! Da erkannte ich, was Sie einst an mir gethan hatten! Ich bereue nicht, daß ich fortging aus Ihrem Hause, wohl aber, daß es aus dieser Ursache und in dieser Form geschah!“

„Das freut mich, und ich verstehe Dich darin!“ entgegnete der Fürst. „Da Du einmal fortgegangen warst, so gefällt es mir von Dir, daß Du nicht durch die Entbehrungen, die Du littest, zur Umkehr gebracht wurdest, daß Du aber jetzt zu mir zurückkehrst, wo Du meiner nicht mehr bedarfst! Du bist durch eine härtere Schule gegangen, als ich sie Dir zugedacht hatte, mein lieber Junge, und um so mehr freut es mich, daß Du Dich, gesund an Leib und Seele, hindurchgekämpft hast!“

„Ich danke Ihnen für dieses Wort, Fürstliche Gnaden,“ entgegnete Albano. „So ganz allein aber habe ich den Kampf doch nicht ausgefochten. Gräfin Else nahm sich meiner an und hier ein Freund, den ich gefunden, sonst — wüßte ich doch nicht, was aus mir geworden wäre!“

„Gewiß, das glaube ich gern! Es hätte Dir unter Umständen noch schwerer gemacht werden können! Aber was ich als die Hauptsache ansehe, — Du hast Dein Wort eingelöst, — bist als ein Künstler zu mir zurückgekommen! Ist es nicht so, Albano?“

„Ich weiß es nicht, Fürst, Sie sollen darüber entscheiden! Fleißig bin ich gewesen, alle die Zeit hindurch, um meiner Göttin, der Kunst, würdig zu bleiben! Ich habe mich auch im Klavierspiel weiter gebildet, — damit — ich noch einmal die Ehre haben könnte, zu Ihrer Geige die Begleitung zu spielen!“

„Sehr freundlich, mein Lieber!“ gab der Fürst zurück. „Aber nicht das Instrument, das Du beherrschest, giebt den Ausschlag, sondern die Erkenntnis, daß Du Deine Kunst Dir als ein Heiligtum bewahrt hast, daß Du ihr mit dem Herzen dienst. Deshalb hoffe ich, den Künstler in Dir anerkennen zu dürfen.“

Albano sah mit blitzenden Augen zu ihm auf. „Lassen Sie mich's nur einmal aussprechen, mein gnädiger Fürst! Sie sind trotz Ihrer Großmut nicht immer gut zu mir gewesen; oft zu geringschätzig,

Digitized by Google

oft zu nachsichtig, nur weil es Ihnen gerade so bequem war! und das schadete mir! Aber was ich Ihnen nie genug werde danken können: Sie allein haben mich gelehrt, wie man der Kunst dienen muß! Und wenn Sie mich jetzt als Künstler anerkennen, und die Frau Fürstin vielleicht als Sonntagskind, — so habe ich nur die eine Erwiderung darauf: ‚Herr Walter von der Vogelweid', der ist mein Meister gewesen!'"

„Albano!" rief der Fürst aufs höchste überrascht und tief gerührt zugleich. Gerade diesen Dankesausbruch hatte er am wenigsten erwartet! Er trat jetzt auf ihn zu und streckte ihm die Hand hin. „Wir wollen nun das alte Band aufs neue anknüpfen und begraben sein lassen, was dazwischen liegt, mein lieber Albano! Ich denke, wir werden uns fortan besser verstehen, als wir früher gethan. Sieh mein Haus nach wie vor als Deine Heimat an! Und wie Du als Knabe zu den Ferienzeiten selbstverständlich zu mir ‚nach Hause' kamst, so komm auch jetzt, sobald Du müde bist, und Dich nach dem Verständnis eines — Freundes sehnst!"

Erregt, mit festem Druck, hielt Albano die schlanke, kühle Hand des Fürsten in der seinen. Er machte eine Bewegung, als ob er sprechen wollte. Dann aber, rasch seiner Empfindung folgend, beugte er sich nieder und drückte seine Lippen darauf.

Als er später das Hotel verließ, war das Herz ihm voll von reinem, freudigem Hochgefühl.

„Und nun soll mein erstes sein, daß ich mir Urlaub nehme und ein paar Wochen ausruhe vom Zwange der Knechtschaft, und Freiheit genieße! Gräfin Else will ich wiedersehen! Ich habe mein Wort eingelöst, jetzt kann ich vor sie hintreten, vor sie, die Muse meiner Kunst, den guten Engel meines Lebens!"

XIII.

Die Wagen rollten zum Theater heran, der Saal füllte sich mehr und mehr, bis auf den letzten Platz. Eine kleine schmale Loge hatte Waldemar für sich allein genommen, und da saß er, tief im Schatten zurückgelehnt und überschaute den Saal. In geringer Entfernung sah er Harald sitzen, ohne von ihm bemerkt zu werden. Er fand ihn sehr verändert, die Züge scharf und gealtert, in den Augen ein krankhaftes Licht.

„Er wird nicht mehr lange leben!" dachte Waldemar. „Er stirbt, und dann steht Isolde allein in der Welt! Allein — und ich kann sie nicht schützen, kann nichts für sie thun!" Der Gedanke bemächtigte sich seiner mit quälender Gewalt.

Das Orchester war versammelt, einzelne leichte Geigenversuche ertönten. Jetzt war der Hof erschienen, die Lampen verdunkelten sich. Der schlanke junge Kapellmeister nahm seinen Platz ein, gab rasch und lebhaft das Zeichen und das Vorspiel begann.

Das Sehnsuchtsmotiv, Isoldes Liebessehnen, — auch Waldemar hatte diese Musik nicht wieder gespielt, noch gehört seit seiner Trennung von ihr, und nun bestürmte sie sein Herz mit leidenschaftlicher Erinnerungsklage. Ob nicht Isolde dasselbe empfand? Warum hatte sie sich doch hergegeben zu dieser Aufgabe! wie konnte sie sie durchführen? Es erschien ihm auf einmal unbegreiflich!

Nun ging der Vorhang auf.

„Frisch weht der Wind der Heimat zu,
Mein irisch Kind, wo weilest Du?"

Isolde lag da auf dem Ruhebett. Waldemar beugte sich atemlos vor. Er hatte sie so lange nicht gesehen, nicht mehr seit jenem Abend in seinem Zimmer, der ihrem Leben die verhängnisvolle Wendung gegeben. War auch sie verändert?

Anmut und Feuer lag in ihrer Bewegung, als sie sich aufrichtete mit dem Ruf: „Wer wagt mich zu höhnen, Brangäne, Du?"

Da stand sie, schön und zart, zu zart vielleicht, das Gesichtchen zu fein für die Königstochter auf der Bühne! Eine anmutige, poetische Isolde, doch weniger Fürstin, als liebendes Mädchen. Ihr Gesang aber war wundervoll, und ihr Spiel von edelster Harmonie. Ganz aufzugehen in den künstlerischen Absichten des Meisters, mit Unterordnung des eigenen Selbst, dies Bestreben durchleuchtete ihre ganze Darstellung und hob sie auf eine Stufe seltener Vollendung.

War denn das wirklich Isolde, die Schumann-Sängerin, die sich einst so ablehnend zu dem Bayreuther Meister gestellt, und die jetzt hier als Priesterin seiner unsterblichen Kunst auftrat? So hatte Waldemar es ihr prophezeit, und so geschah es nun in Wahrheit! Er hatte recht behalten und sein Werk war das! Sie aber, das fühlte er, gab ihr Herzblut hin für den Lorbeer, den er von ihr verlangte!

Der zweite Aufzug begann, und hier gab Isolde das Höchste und Tiefste, das sie zu geben vermochte. Unbeschreiblich war die Leidenschaft und Poesie ihres Liebesgesanges in der Gartenscene.

„Heißt unsre Liebe nicht Tristan und Isolde?
Dies süße Wörtlein Und — Was es bindet der Liebe Bund!"

O welches Erinnern riefen diese Töne in ihm wach und welchen qualvollen Vorwurf: Es hieß nicht mehr Tristan und Isolde! Zerrissen war der Liebe Bund, unheilbar, auf ewig! Warum war er nur nicht fern geblieben! warum war er gekommen, sich selbst und ihr zu erneuter Pein?

Waldemar hatte geglaubt, daß seine Leidenschaft längst angefangen, sich in wehmütig zärtliches Erinnern aufzulösen. Nun fühlte er sie auflodern mit alter Kraft und ihm das Herz mit heißem Weh erfüllen. Jene wundersamen Töne aber schürten die Flamme! Und Isolde mußte sie empfinden wie er! Jedesmal, wenn die Geigen flüsternd die Liebestod-Weise hinhauchten, erschien es ihm, als sähe er sie schaudernd erbeben.

Wäre nur erst diese Scene vorüber!

Sie war es endlich. Isolde gelobte, treu und hold dem Geliebten zu folgen in das Reich der Todesnacht, — und dieser sank erschlagen vor ihr nieder. Der Vorhang schloß sich über dem trostlosen Bilde.

Digitized by Google

Waldemar verharrte während des Zwischenaktes still in seiner Loge. Er vermochte es nicht, jetzt unter den Menschen zu erscheinen, Bekannte zu begrüßen, ihnen Rede zu stehen. All sein Denken und Fühlen war zurückgetaucht in glückselig schmerzliche Vergangenheit, und erzitterte zugleich unter dem Grauen vor einem kommenden Verhängnis, das er selber heraufbeschworen. In fieberhafter Spannung sah er dem dritten Akt mit seinem erschütternden Schluß entgegen.

Überwältigend sang Isolde den Liebestod, hinreißend, so wie er ihn einst sie gelehrt und wie sie ihn oft gesungen, nur mit einer Tragik und Tiefe, die er nie bei ihr gehört, kaum für möglich gehalten.

Und doch — mitten unter dem Banne ihrer künstlerischen Leistung begann er zu fühlen, mit steigender Unruhe, — daß ihre Kräfte nachließen, der Glanz ihrer Stimme sich abschwächte. Ein so leichtes Sinken nur war es, daß vielleicht niemand einen Eindruck davon gewann, doch Waldemar empfand ihn mit instinktiver Deutlichkeit.

Da, noch einmal raffte sie sich auf.

„In des Wonnemeeres wogendem Schwall, — In des Weltatems wehendem All — Ertrinken — Versinken — Unbewußt — Höchste Lust!“

Es verklang wie ein Jubel, für den es keine Steigerung — und zugleich ein Abschied, für den es kein Wiedersehen giebt. Die Musik verhallte.

Ein unermeßlicher Beifall erschütterte das Haus. Die Begeisterung, mit welcher das Kunstwerk, so wie die Leistung der Sängerin alle Herzen erfüllte, brach sich in ungestümen Wogen Bahn. Wieder und wieder mußte Isolde hervortreten. Mit Blumen und Lorbeerkränzen überschüttete man die holde Erscheinung. Sie vermochte die Fülle nicht mehr zu umfassen. Wie ein Frühlingsgenius hielt sie die Rosen alle im Arm, Lorbeerkränze hingen ihr über die Schulter und wanden sich um den Saum ihres Kleides. Ernst, doch mit verklärtem, weltentrücktem Blick schaute sie empor zu der jubelnden Menge.

Da sprang Waldemar auf, fortgerissen von überwallender Empfindung. Ihm allein gehörte ihr Blick und ihr Gruß, ihn sollte er erreichen! und atemlos beugte er sich vor. Da streifte das Licht einer Gaskrone mit grellem Schimmer sein Gesicht, und Isoldes Auge begegnete dem seinen. Doch schon hatte sie sich zurückgewandt, dem Maschinisten ein leises Wort zurufend. Der Vorhang fiel und verbarg sie den Blicken. Das Zurufen und Beifallklatschen verdoppelte sich, stürmisch verlangte man die Sängerin noch einmal zu sehen, noch eine Huldigung ihr darzubringen. Endlich trat, anstatt ihrer, der Regisseur vor das Publikum hin, mit der bedauernden Erklärung, die Künstlerin sei von einem leichten Schwindel befallen und könne nicht mehr erscheinen. Sie ließe sich mit freundlichem Dank entschuldigen.

Im selben Augenblick, als er zu sprechen begonnen, war Waldemar aufgefahren und hinausgestürzt, atemlos, kaum seiner Sinne mächtig, jedes Hindernis beiseite werfend, zur Bühne hin.

Da lag Isolde, — auf der Stelle, wo sie den Liebestod gesungen, besinnunglos hingestreckt, von ihren Rosen überschüttet, von Lorbeer umwunden, auf Lorbeer ihr Haupt gebettet. War so ihre Laufbahn beendet als Priesterin ihrer Kunst? Hatte sich in diesem ernsten, feierlichen Grün, das ihren Künstlerruhm bedeutete, ihr Schicksal erfüllt?

Auf dem feinen, schneeweißen Antlitz lag es wie Schatten des Todes.

Sie war geflohen vor Apollos sieghafter Macht. Nun hatte er sie dennoch erreicht und ihr Herz brach unter dem Banne. Zum Lorbeer verwandelt lag sie zu seinen Füßen.

* * *

Die späte Wintersonne stieg über dem Horizont herauf, schaute durch das unverhüllte Fenster in Isoldes Gemach und auf das schneeweiße Lager, das sie mit Rosenschimmer übergoß.

Da ruhte Isolde, die Augen geschlossen, das weiche hellbraune Haar auf den Kissen verstreut, von Sonnenfunken überhaucht, das bleiche Antlitz umrahmend wie ein Heiligenschein.

Am Fußende des Bettes saß Waldemar, in den Stuhl zurückgelehnt, den Blick auf sie geheftet. Wie lange schon, ob Stunden, ob Tage, er wußte es nicht. Ein Sturm durchtobte seine Seele und riß Blätter und Blüten mit sich hinweg.

Höher stieg die Sonne, es war heller Tag, und doch lag noch immer der Todesschatten über dem stillen Gemach.

Da endlich schlug Isolde die Augen auf, langsam, wie aus bangem Traum erwachend, und ein schmerzlicher Seufzer hob ihre Brust. Ihr Blick schweifte teilnahmlos über die Umgebung hin, blieb endlich auf Waldemar haften und der Funke des Lebens erwachte darin.

„Waldemar!“ rief sie leise. Es klang zweifelnd, ungläubig und doch voll süßer Gewißheit.

Er sank an ihrem Lager nieder, erfaßte ihre zarte, blasse Hand und bedeckte sie mit Küssen.

„Ja, ich bin es, Geliebte! Ich habe Dich endlich wieder! Kannst Du mir denn verzeihen, und willst Du mich dulden in Deiner süßen Nähe?“

Mit einem Blicke seliger Verklärung ruhte ihr Auge auf ihm, ihre fieberheiße Hand schmiegte sich zärtlich in die seine, ihre Linke legte sich sanft auf seinen Scheitel.

„Tristan — Geliebter!“ kam es wie ein Hauch über ihre Lippen. „O Liebster, was soll ich Dir verzeihen? Du bist zu mir zurückgekehrt, ich sehe noch einmal in Deine Augen — höre den Klang Deiner geliebten Simme! Das war alles, was ich verlangte vom Leben und vom Glück! Laß mich sterben!“

Todesmatt sank ihr Haupt zurück. Er preßte die Stirn auf ihre Hand, an seiner Seele nagten Reue und herzzerreißendes Weh.

„Du darfst nicht sterben, Süße, Holde! Du mußt leben für mich, für meine Liebe! Isolde, wie soll ich das Leben weiter tragen, wenn Du jetzt von mir gehst!“

Digitized by Google

„Mein Geliebter," flüsterte sie mit glückseligem Lächeln. „Du liebst mich noch, dann hat mein Leben seine Höhe und Tiefe erfüllt! Ich danke Dir dafür!"

Waldemar fand keine Antwort darauf. Mit schmerzerfüllter Zärtlichkeit küßte er sie wieder und wieder. Sie schloß die Augen, von Mattigkeit überwältigt. Lange saß er dann wieder, ihre Hand in der seinen haltend, nur ab und zu sprachen sie leise mit einander.

„Waldemar, hast Du Deine Geige mitgebracht?" fragte Isolde endlich.

„Ja, sie ist hier — ich kann sie gleich holen lassen!"

„O das ist schön! Dann spiele mir noch einmal: ‚So stürben wir, um ungetrennt, ewig einig ohne End' —"

Die Geige wurde gebracht. Waldemar stand, ans Fenster gelehnt, und spielte die Melodie, die sie zu hören verlangte. Er spielte mit aller Glut und Zartheit, all dem Feuer und der Süßigkeit, die nur er der Geige zu entlocken wußte. Er spielte wie Einer, dessen Instrument die Schwingen seiner eigenen Seele sind, und die Töne die rinnenden Tropfen des eigenen Herzbluts.

Als er geendet stürzte er hinaus, vom Sturm der Empfindung übermannt, fassungslos, verzweifelt. Er warf sich auf ein Polster nieder und verbarg das Gesicht in den Armen.

Drinnen aber rann der feine Sand des Stundenglases immer weiter, unaufhaltsam. Der bleiche Knochenmann, der es in seiner Hand hält, kennt keine Schonung, kein Erbarmen und kein Zaudern. Umsonst die Reuethränen, umsonst das Verlangen, wieder gut zu machen, was versäumt war in frohen Lebenstagen. Nun ist es zu spät.

Der Tag ging zu Ende, die Sonne sank. Zur Nachtzeit war Isolde eingeschlafen, ein letztes Glück im Herzen, das Lächeln der Liebe und Versöhnung auf den Lippen, den Strahl der Verklärung im brechenden Auge. Und alles Leid, welches das rauhe Leben dem Sonntagskinde bereitet, deckte friedvoll und milde der ewige Schlummer zu.

XIV.

Das marmorne Haupt Apollos, von Künstlerhand gefertigt, schaute von seinem hohen Sockel herab, als spräche es mit feuriger Warnung seiner Umgebung zu. Und diese gehorchte der Stimme des sonnigen Gottes. Denn obschon sie das Studierzimmer eines deutschen Professors bildete, so war sie doch kein schmuckloser, staub- und raucherfüllter Raum, wie man ihn sich für diese Bestimmung geeignet denkt, sondern ein großes, wohnliches Gemach. Bücher und Apparate, wie sie der Naturforscher braucht, gaben ihm freilich einen gelehrten Anstrich, doch zeigten sich in allen Stücken seiner Einrichtung die Gewohnheiten eines Mannes, der das Leben von der glänzenden Seite kennt. Einen eigenartigen und interessanten Schmuck des Zimmers bildeten die vielen Kunstwerke und Seltenheiten, welche ihre Herkunft auf Indien, Japan und Arabien zurückleiteten und die ihr Besitzer von seinen Reisen dorther in sein deutsches Gelehrtenheim überführt hatte.

Dieser, Doktor Gebhard Volkmann, wanderte langsam, gedankenvoll in seinem Zimmer auf und nieder. Allein, denn er war ein einsamer Mann, seit Jahresfrist Professor der Naturwissenschaften an einer kleinen norddeutschen Universität. Sonst hatte sich nichts in seinem Leben und in seinem Herzen geändert.

Die sprühenden Marmoraugen Apolls folgten ihm, und als er sich herumwandte, zog ihr Blick ihn an. Er blieb vor ihm stehen und betrachtete ihn. Ein Sonnenstrahl fiel zwischen den roten Vorhängen herein und warf ein lebenswarmes Licht auf das schöne Männerantlitz. Es war eine Porträtbüste Waldemar Hohensteins, als Apoll aufgefaßt, die ein junger Bildhauer, ein Schützling des Fürsten, einst in Rom gefertigt, als sie zusammen dort geweilt. Waldemar hatte sie ihm dann geschenkt, zur Erinnerung an die frohe, schöne Zeit mit ihren mancherlei Erlebnissen. Ach wie lange war das her und wie stand er jetzt einsam, unverstanden, im Leben da!

Der Sonnenstrahl ging weiter, das Marmorhaupt erblaßte, in Schatten getaucht. Gebhard wandte sich ab, setzte sich vor seinen großen offenen Schreibtisch und sank in sein Grübeln zurück. Vor ihm stand das Bildnis Isolde Bernhardis, das Harald ihm gesandt, in schwarzem Rahmen, ein schönes, vergeistigtes Antlitz mit dem Blick der Verklärung im Auge, eine letzte, schmerzliche Erinnerung an den Frühlingstraum seines Lebens, dem erst der Tod einen völligen Abschluß bereitet.

„Ach, wozu das Trauern und Grübeln!" Er schrak auf und wandte sich um. Sein Diener war hereingetreten und meldete einen fremden Herrn, der den Herrn Professor zu sprechen wünschte.

„Fremde Herren kenne ich nicht, ich ließe um seinen Namen bitten," gab der Professor ungeduldig zurück und der Bediente verschwand. Als er jedoch die Schritte wiederkommen hörte, erhob er sich lebhaft, erwartungsvoll. Doch blieb er stehen, atemlos vor Überraschung. Waldemar Hohenstein war es, der vor ihm stand.

„Waldemar — Du?"

„Ja Gebhard, ich!"

„Gott sei Dank, endlich wieder!" mit diesem Ausruf streckte ihm Gebhard beide Hände entgegen.

Waldemar ergriff sie mit Wärme und hielt sie fest. „So empfängst Du mich, Gebhard?" fragte er mit gedämpfter Stimme. „Ich hatte das nicht erwartet, denn nicht ich, sondern Du hast das Band zwischen uns zerrissen!"

„Aber Du wußtest, daß es unzerreißbar sei?" fragte Gebhard bewegt. Ein Lächeln ging durch Waldemars Augen.

„Wenigstens von meiner Seite, ja! Wie Du darüber dachtest, konnte ich nicht wissen und wäre deshalb nicht zu Dir gekommen, wenn ich nicht eine

Digitized by Google

Botschaft für Dich gehabt." Er hielt inne. Gebhard wußte, wovon er sprach.

„Setz' Dich auf Deinen Platz, Waldemar," sagte er.

Es stand neben seinem Schreibtisch ein tiefer, altmodischer Lehnstuhl, den Waldemar von jeher für das bequemste Möbel der Erde erklärt. Wie oft hatte er darin geruht und mit seinem geistreichen Geschwätz den Naturforscher bei der Arbeit gestört.

Der Lehnstuhl hatte immer noch diese Stelle behauptet, all die Jahre, obgleich es Gebhard niemals gern gesehen, wenn ein anderer darin saß.

„Richte mir Deine Botschaft aus, wo kommst Du her?" begann Gebhard zögernd.

„Vom Gebirge! Aus der einsamsten Wildnis der Karpathen. Dann war ich bei meiner Schwester einige Tage, und nun komme ich zu Dir. — Ich bringe Dir einen Gruß von Isolde! nichts weiter, als einen ‚herzlichen Gruß', aber sie trug mir auf, ihn Dir mündlich auszurichten. Darum bin ich hier!"

Ein langes Schweigen trat ein. Der Sonnenstrahl, der vorhin das Antlitz Apolls beleuchtet, lag jetzt hell scheinend auf Waldemars tiefgesenktem Haupt. Auch Gebhards Blicke ruhten darauf. Es hatten sich scharfe Linien hinein gegraben, in die edlen Züge des Gesichts, und auf dem weichgewellten dunklen Haar lag ein silberner Schimmer, als hätte eine eiseskalte Hand darüber hingestrichen. Der Anblick rief das alte Gefühl in ihm wach, mit dem er Waldemar all die vergangenen Jahre hindurch sein Sorgenkind genannt. Ob er ihn nun nicht schonen sollte? Doch nein, es mußte einmal gesprochen werden, so war es am besten jetzt gleich, ohne Zaudern.

„Du warst grade in Ilmhausen, als Isolde — starb?" fragte er.

Waldemar hob den Kopf auf und ein finsterer, entschlossener Ausdruck begegnete dem Blick des andern.

„Ja Gebhard! Nachdem einst, wie Du mir vorwarfst, das Herzeleid, das ich ihr angethan, die tödliche Krankheit hervorrief, die ihre Gesundheit für immer vernichtet, — nachdem ich sie dann verlassen und sie sich langsam aufgerieben in Sehnsucht und Verzagtheit, — da vollendete ich mein Werk! Ich veranlaßte sie — indirekt aus der Ferne — in einer Tristan-Aufführung die Isolde zu singen, und sie that es, weil sie wußte, daß ich es wünschte. Die Anstrengung und die seelische Erregung waren zu viel für sie. Nur die hohe Nervenanspannung ließ es sie durchhalten bis zum Schluß. Dann brach sie in einem Herzkrampf zusammen.

Wir brachten sie nach Hause, Harald und ich! Später ist sie noch einmal zu sich gekommen. — Ich war bei ihr, — da trug sie mir auch den Gruß für Dich auf. In der Nacht hat sich dann der Anfall wiederholt. Als ich am Morgen wiederkam — — war sie entschlafen." Seine Stimme war heiser geworden zum Schluß. Kein Wort hatte er seiner grausamen Selbstanklage hinzuzufügen und Gebhard hatte nichts darauf zu erwidern. Er wußte durch den Ausspruch des Arztes, der Isolde behandelt, daß sie den Todeskeim im Herzen getragen seit jener Krankheit, daß dieses Ereignis ihn nur früher zur Reife gebracht und statt langsamen Hinsiechens ihr ein schnelles Ende bereitet hatte. Er wußte, daß Waldemar seine Schuld vergrößerte, anstatt sie zu beschönigen. O, wie war er sich doch gleich geblieben.

„Und Harald?" fragte Gebhard endlich.

„Harald? Er duldete mich an ihrem Todeslager. Ja mehr als das, er litt nicht, daß ich mich mit dem richtigen Wort bezeichnete und thut, als wäre ich unschuldig vom Unglück betroffen, wie er!" Sein Blick erhellte sich ein wenig. „Er kommt jetzt zu mir nach Hohenstein und da soll er bleiben, so lange er lebt. Es wird eine sehr kurze Spanne Zeit noch sein, fürchte ich, aber die wenigstens will ich ihm angenehm gestalten. Else gab mir den Rat," setzte er hinzu.

„Du pflegtest Dich sonst nicht gern mit kranken Leuten zu befassen," bemerkte Gebhard trocken.

Waldemar zuckte die Achseln. „Man ändert auch zuweilen seine Ansicht über diesen und jenen Punkt. Ich habe mir die Fortsetzung meines Lebens überhaupt vergnüglicher gedacht, ehe dieses Grab sich zwischen mir und meiner Glückeszukunft öffnete. Nun ist es da und ist nicht zu überbrücken!"

„Nein, aber die Zeit wird seine Schrecknisse heilen," sagte Gebhard bewegt. „Mit Gottes Hilfe wirst Du einstmals in Frieden darauf hinblicken können."

Waldemar hob den schönen, schwermütigen Blick zu ihm auf. „Du hast mich einst sehr hart verurteilt, Gebhard! Und damals hatte ich das Werk doch erst begonnen, dessen Erfolg wir heute gemeinsam beklagen! und dennoch urteilst Du jetzt milder darüber?"

„Ich urteile eben nicht nach dem Erfolge," erwiderte Gebhard. „Er trifft Dich selber am härtesten, und Deine Selbstanklage richtet Dich schwerer, als ein anderer es könnte und dürfte. Ich bin Dein Richter nicht! Laß dieses Grab, an dem wir gemeinsam trauern, nicht länger zwischen Dir und mir stehen. — Die einzige Bitte, die Isolde je an mich gerichtet, war die, daß ich Dein Freund bleiben möchte. Sie hatte unsere Entfremdung erraten und darum hat Sie Dich zu mir gesandt, die Erfüllung ihrer Bitte einzufordern. Ich wäre sonst zu Dir gekommen, Waldemar! Ich wußte, daß Du wieder einmal von der Bildfläche verschwunden warst und habe Deinen Bruder gebeten, mich zu benachrichtigen, sobald Du heimgekehrt! so bist Du mir nur zuvorgekommen."

„Wirklich, Gebhard?" fragte Waldemar und der Schein eines Lächelns, melancholisch und befriedigt zugleich, glitt über sein Gesicht.

Gebhard stand auf, von warmer Empfindung durchglüht. „Weißt Du, Waldemar, wir sind beide einsame Menschen, aber wir sind es niemals, so lange wir zusammenhalten! Darum dürfen wir uns eigentlich nicht mehr voneinander trennen lassen!"

„Deine Logik ist überzeugend und ist mir aus dem Herzen gesprochen, Du lieber Kerl!" sagte

Digitized by Google

Waldemar mit einem warmen Blick. Und endlich wieder, nach der langen Trennung, schlossen sich ihre Hände ineinander mit eisenfestem Druck. „Gott sei Dank, daß der natürliche Zustand wieder hergestellt ist!“ fuhr Waldemar fort. „Es war zu ungemütlich! Hoffentlich fandest Du das wenigstens auch?“

„Ja, ich fand es, wahrscheinlich noch mehr als Du!“ entgegnete Gebhard. „Denn ich hatte nun niemand, um den ich mich sorgen und kümmern konnte, und solche Lücke gab es bei Dir wohl nicht. Ihr Sonntagskinder habt eben den Kopf voll schönerer Dinge, die Euch unabhängig machen von den notwendigen Lebensbedingungen anderer sterblicher Menschen.

„Unabhängig?“ wiederholte Waldemar. „Nein, Gebhard, das sind wir nicht! Wir stehen in dem schweren Konflikt zwischen unseren Idealen und der rauhen Wirklichkeit! Und Konflikt bedeutet Kampf, nicht Unabhängigkeit!“

„Aber Ihr steht auf sonniger Höh'!“ schaltete Gebhard ein. „Diese Definition für den Begriff ‚Sonntagskinder‘ ist mir immer am einleuchtendsten gewesen!“

„Ja,“ erwiderte Waldemar, „aber ich bleibe dabei: Höhenluft atmen und zugleich den Kampf ausfechten mit der eisernen Not des Lebens, — das ist ein Martyrtum, dem nur wenige gewachsen sind! Sieh — worin hat das Streben meines Daseins bestanden? Rücksichtslos meine Ideale in Wirklichkeit umzusetzen. Was hab' ich damit erreicht? Schiffbruch gelitten an meiner Selbstachtung und meinem Seelenfrieden! Wie Tannhäuser, als er aus Rom zurückkam — hoffnungslos! So stehe ich vor Dir! Und Isolde, die das gleiche Streben wie mich beseelte, die edler und zarter war, als ich, sie hat diesen Schiffbruch nicht durchgemacht, aber sie ist dem Kampf erlegen, hat ihren Sieg mit dem Leben bezahlt! Es giebt da keinen Ausweg!“

„Es giebt doch einen,“ entgegnete Gebhard. „Denke an Deine Frau Schwester Else, ein Sonntagskind, wie ich kein zweites kenne!“

Waldemar sah ihn nachdenklich, sinnend an, ging ein paarmal im Zimmer auf und ab und sank dann auf seinen Lehnstuhl zurück.

„Ja Du hast recht — meine Schwester Else! Sie steht mit den geklärtesten Idealen dem Leben gegenüber und weiß sie aufs schönste mit ihrer Pflicht in Einklang zu bringen! Diese Erkenntnis hat mir schon viel zu denken gegeben!“

„Weißt Du denn, was die Norm und Richtschnur ihres Lebens bildet?“ fragte Gebhard. „Der Wunsch, ihre Ideale rücksichtslos in Wirklichkeit umzusetzen, ist es nicht, — dieser Weg, der Euch Idealisten alle mehr oder weniger zum Pessimismus hinführt, Frau Else hat ihn immer zu vermeiden gesucht, und folgt mit ihrer edlen Auffassung von Kunst, mit ihrem sonnigen Liebesglück und all ihren hohen Idealen den einfachen Geboten des Christentums. Die Nachfolge Christi sei ihre Richtschnur, hat sie mir einmal gesagt!“

„Sie hat auch mir das gesagt,“ erwiderte Waldemar, „und ich habe oft ungläubig dazu den Kopf geschüttelt! Nun aber scheint es mir, sie hatte recht! So hat sie Eckard Hayden an sich gefesselt, vom ersten Augenblick an, und zieht ihn zu sich empor, wie Elisabeth den Tannhäuser! Aber ist es möglich, Gebhard? Hätten wir vergebens alle Schätze des Menschengeistes auf uns herbeigerafft, — um uns endlich von einer so furchtbar einfachen Theorie überwunden zu sehen? um zu dem Bekenntnis zu gelangen:

„Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher?“

„Dieses Bekenntnis hat Faust schon lange vor Dir abgelegt, mein Lieber! Du wirst vor ihm nichts voraus haben wollen,“ war Gebhards Entgegnung.

„Nein,“ sagte Waldemar, „aber es ist nicht leicht, dahin zu gelangen! Ich bewundere, daß Du es vermocht hast, Gebhard, als ein Mann der Wissenschaft, die sich auf Thatsachen stützt, und von göttlichen Offenbarungen keine Förderung zu erwarten hat!“

„Dennoch!“ erwiderte Gebhard. „Es hat vor kurzem ein Vertreter meiner Wissenschaft, der Bedeutendes in ihr geleistet, den Ausspruch gethan: ‚Ein wenig Naturwissenschaft führt ab von Gott, viel Naturwissenschaft aber führt hin zu ihm!‘ Ich meine, er hat wahr gesprochen!“

Wieder versank Waldemar in Nachdenken. „Soll ich die Konsequenz aus Deinen Worten ziehen,“ begann er endlich, „daß auch die Kunst auf ihrer Höhe zu Gott hinführt? Fast erscheint es mir, als wollten unsere größten Geister uns den Beweis dafür geben! Den Faust erlöst die göttliche Gnade durch der Liebe Macht aus den Händen des alten Satansmeisters! — Denselben Vorgang zeigt uns Tannhäuser und Parsifal. Haben uns Goethe und Richard Wagner vor ihrem Abscheiden diese Gewißheit als Vermächtnis hinterlassen wollen? Es ist dies die Überzeugung, welche meine Schwester Else vertritt! Ich glaube, Gebhard, das sind die rechten Sonntagskinder, die, wenn das Leben es vermocht hat, selbst ihre Ideale zu zerbrechen, — dennoch den Blick aufwärts gerichtet behalten, — einer ewigen Heimat zu!“

Ende.

Digitized by Google

Auf der großen Landstraße.

Roman

von

H. Schobert.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Ein einsames, glanzloses Fest lag hinter Vera, aber von Kindheit an war sie nichts anderes gewöhnt. Ihre Mutter hatte sie nicht gekannt, den Dienstboten blieb es überlassen, die Kleine aufzuziehen, zu erfreuen oder zu ärgern, wie es ihnen gerade einfiel, und bei dem kargen, unregelmäßigen Hausstand den ihr Vater zu führen gewohnt war, war wohl letzteres mehr an der Tagesordnung gewesen wie ersteres, umsomehr, da die Leute häufig zu wechseln pflegten. Einmal, auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau stehend, hatte es Vera versucht, Tannenduft und Lichterglanz in ihre öde Häuslichkeit zu zaubern, aber dieser Versuch endete mit einem kläglichen Fiasko. Der Vater, der den Abend vorher stark im Kartenspiel, der Leidenschaft, die sein Leben ausfüllte, verloren hatte, war sehr aufgebracht gewesen, hatte von lächerlicher Sentimentalität, bäurischer Beschränktheit gesprochen und seine Tochter in Thränen unter ihrem brennenden Baum allein gelassen, den sie mit kargen Mitteln, aber sehr viel Liebe und Sorgfalt geschmückt. Seitdem hatte es sich Vera abgewöhnt, den vierundzwanzigsten Dezember anders anzusehen, als jeden andern Tag, zumal auch Lorenz Konreuth durchaus nicht zu den Menschen gehörte, die für irgend eine Tradition ein pietätvolles Mitthun übrig hatten.

In den ersten Jahren ihrer Ehe hatte er ihr kostbare Geschenke gemacht, aber allmählich hatte das auch aufgehört. Was sie brauchte bekam sie ohnehin in reichem Maße, und große Freude verriet sie an nichts.

Als ihr aber Georgine an diesem Tage die Skizze schickte, die sie von ter Welp erbettelt, da saß die einsame Frau lange und starrte auf das Blatt herab, bis eine schwere, kaum gefühlte Thräne mitten auf das Papier fiel und es einen häßlichen Fleck gab. Dann hing sie es in ihrem Toilettenzimmer auf, dicht neben dem Kamin, damit sie es so recht von ihrem Lieblingsplatz aus im Auge hatte und befestigte ein frisches Tannenreis darüber.

Von dem Bilde, das ihr eine stumme und doch so beredte Predigt hielt, schweiften ihre Gedanken zu dem Maler. Sie durften es jetzt, ohne daß sie das bange, erstickende Gefühl befiel, wie in seiner Nähe. Er hatte alles Persönliche für sie verloren seit sie sich mit der ganzen Gewalt ihres Willens und ihrer noch niemals getrübten Reinheit gegen die Sünde wappnete, die sie sich nahen gefühlt. Nun war der Kampf zu Ende. Ihre Liebe konnte sie wohl besiegen, aber nimmermehr mit einem Gefühl der Mißachtung vor sich selbst weiter leben. Deshalb betrachtete sie ihn nur noch als eine Erinnerung und hatte standhaft jede Einladung Herskotts abgelehnt, einen Festtag bei ihnen zu verbringen. Sie wollte sich nicht wieder in Gefahr begeben.

Der Zustand ihres Mannes gab ihr außerdem Grund genug dazu. Selbst dem Unbeteiligten konnte es nicht verborgen bleiben, daß sich Konreuth veränderte, er wurde ruhelos, manchmal wie von einer großen Angst ergriffen und gefoltert, scheu und furchtsam fast, aber alle seine Gemütsbewegungen schienen in irgend einem Zusammenhang mit seiner Frau zu stehen, gegen die er jetzt nicht mehr grob und unangenehm war, die er aber belauerte und beschlich, als gälte es, sich eines schlimmen Übels zu versichern.

Schrattenbach kam öfter und dehnte seine Besuche länger als sonst aus, aber er war doch immer noch zu wenig im Hause, um sich ein ganz klares Bild des Geschehenen und Werdenden zu machen, und Vera, durch Zeit und Gewohnheit abgestumpft, achtete auf das sonderbare Wesen ihres Gatten nicht mehr als sonst. Im Grunde war sie der verhältnismäßigen Ruhe und Stille froh, vor allem aber, daß ihr Gatte seit jener entsetzlichen Nacht nach Hildes Geburtstag keine weiteren Annäherungsversuche gemacht hatte.

Am Sylvesterabend gaben Herskotts ihren zweiten großen Hausball, und natürlich waren auch Konreuths dazu geladen.

Als die Einladung kam, warf Vera sie achtlos beiseite. Für sie war es ausgemacht, daß sie nicht gehen wollten, es brauchte keiner besonderen Besprechung deshalb. Aber diesmal war Lorenz anderer Meinung.

„Ich sehe nicht ein," sagte er, und sein alter nörgelnder Ton klang wieder in gewohnter Weise durch, „warum wir uns von allem zurückziehen sollen! Glaubst Du wirklich, ich sei schon so krank? Ein altersschwacher Greis, der an nichts anderes, als an den Tod zu denken hat? So weit ist es, Gott sei Dank, noch nicht mit mir!"

„Aber die Aufregung, der viele Trubel, Lorenz — ich glaube, der Doktor leidet es nicht," suchte sie ihn umzustimmen, denn der Gedanke schon rann ihr kalt durch die Adern, mit ihrem Mann abermals ter Welp gegenüberstehen zu sollen, bewacht und bekrittelt von mindestens einem Dutzend neugieriger und böswilliger Augen.

Er schoß hinter den funkelnden Brillengläsern einen bösen Blick auf sie.

„Ich will es aber. Der Doktor mag wollen oder nicht, wozu bezahle ich ihn, wenn er mich nicht

Digitized by Google

gesund macht. Und ich bin gesund, daß Du es nur weißt — ganz gesund."

Aufspringend krallte er die magere Hand um die Tischecke, Vera sah, daß ihn ein Schauer schüttelte.

„Lorenz," begann sie noch einmal überredend, „Du überschätzest Deine Kraft, Herskotts werden es uns nicht übelnehmen, wenn wir fortbleiben . . ."

Er rieb die Hände wie im Frost aneinander.

„Ich bin des Redens überdrüssig," herrschte er sie an. „Wir gehen, ich will es! Ja, der Todeskandidat, mein schönes Weibchen, lebt vorläufig noch, und will sein Leben genießen."

Sie schüttelte den Kopf und schwieg, nachher steckte sie sich hinter Schrattenbach.

„Ich bitte Sie, Herr Doktor, leiden Sie es nicht, es kann nicht gut für Lorenz sein, denken Sie nur, wie schlecht ihm damals der Opernabend bekommen ist," sagte sie aufgeregt und strich sich mit dem Taschentuch nervös über das Gesicht.

„Herr von Konreuth ist leider in vielen Dingen sehr eigensinnig."

„Ja, aber Ihre Autorität — die Autorität des Arztes! Setzen Sie alles daran, ihn zurückzuhalten."

Er sah sie erstaunt an. „Ich glaube, Sie sind allzu ängstlich, gnädige Frau."

Vera hatte ein Buch ergriffen und drehte es zwischen den Fingern, der Ausdruck eines gehetzten Wildes lag in ihren eigentümlich gespannten Zügen. Heinz begriff sie nicht.

„Wenn Ihnen so viel daran liegt, gnädige Frau," sagte er kühl.

Nun blickte sie auf, — ein kurzer, schneller Blick, der ihn nur scheu streifte, ihm aber seltsam zu Herzen ging.

„Ich halte es für das beste," murmelte sie kaum verständlich.

Nach einer Stunde etwa kam Schrattenbach zurück.

„Unmöglich, gnädige Frau! Herr von Konreuth besteht mit einer seltenen Hartnäckigkeit darauf, den Ball zu besuchen. Aus welchem Grunde weiß ich nicht. Alle meine Vorstellungen haben nichts gefruchtet, er wurde sogar feindlich gegen mich. Es hat, scheint mir's, sich bei ihm eine ganz bestimmte Vorstellung festgesetzt, als sei es zwischen uns ein Komplott, ihn zurückzuhalten. Thun wir ihm den Willen, schaden kann es ihm, aller menschlichen Berechnung nach, nicht viel."

„Doktor! O Doktor!" sagte Vera jammernd und preßte die Handflächen zusammen.

Wieder fehlte Heinz der Schlüssel zu dem Benehmen dieser Frau. War es Liebe — war es Sorge, oder lebte ihr im Herzen verborgen ein anderer Grund, jedenfalls fühlte er sich aufgeregt und beängstigt, er trat einen Schritt auf sie zu, eine Frage, eine bange gepreßte Frage wollte ihm über die Lippen, da richtete sie sich hoch auf und sagte gelassener: „Dann hilft es eben nichts!"

„Wenn es Ihnen eine Beruhigung sein kann, gnädige Frau," sagte er nun etwas ernüchtert, „so werde ich mir erlauben, Sie morgen abzuholen. Da ich ohnehin eine Einladung in das staatsrätliche Haus habe, kann das nicht weiter auffallen, und es ist immer besser, ich bin in Herrn von Konreuths Nähe."

Sie nickte. „Das thun Sie, Doktor, um zehn Uhr ist unser Wagen bestellt."

Als sie ihm die Hand reichte, fühlte er, wie eiskalt und starr die Finger waren, die leise bebten; und er ging, völlig mit dem Rätsel beschäftigt, das diese Frau ihm aufgab, und das ihn mehr quälte, als er sich selbst gestehen mochte.

Der Sylvester hatte noch einmal all die Wetterunbill des ganzen Jahres in sich vereinigt. Sturm heulte um die Ecken der Straßen und Regen mit Schnee untermischt schlug prasselnd an die Scheiben der Fenster und lag als häßlicher grauer Schlamm auf Fahrdamm und Trottoir.

Ein Frösteln überlief Vera, als sie am Fenster stehend hinaussah, eine unbestimmte große Furcht hielt sie in ihren Banden. Als Auguste zum Ankleiden eintrat, schrak sie aus ihrem Brüten auf und atmete tief; was auch kommen würde, es mußte ertragen werden!

Eine Viertelstunde vor der festgesetzten Zeit schickte Lorenz den Diener und ließ fragen, ob seine Frau fertig sei. Eine rastlose Unruhe saß ihm im Blut und ließ ihn alles überstürzen.

Sie war angekleidet; der große Spiegel warf ein Bild von berückender Schönheit zurück, über das das Licht der rosa Wachskerzen ruhig und gleichmäßig hinfloß. Sie trug ein Kleid von champagnerfarbener Seidengaze mit einer Schleppe aus violettem Sammet; Waldveilchen mit Goldgras bildeten den Schluß der Achseln, den Schmuck des einfach frisierten Kopfes. Auguste dachte im stillen mit naiver Bewunderung, daß es kaum faßlich sei, wie ein irdischer Mensch soviel Schönheit zu tragen vermöge, und obgleich ein einfaches Mädchen, fühlte sie doch ihr Schönheitsbedürfnis erwacht und befriedigt durch den täglichen Anblick ihrer Herrin. Mit gefalteten Händen sah sie ihr nach, als Vera mit aufgeraffter Schleppe sich zu ihrem Gatten begab.

Als sie eintrat, saß er in seinem Stuhl, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, mit trockenen Lippen und stieren Augen, die offenbar nichts sahen. Die weiße Krawatte, der Frack bildeten einen sonderbaren Gegensatz dazu. Vera erschrak. Zögernd kam sie auf ihn zu und legte ihm die noch nicht mit dem Handschuh bekleidete Hand auf die Schulter.

„Lorenz!" sagte sie betroffen und halblaut.

Das hörte er nicht, aber seine Nasenflügel weiteten sich, es war, als söge er etwas mit Behagen ein, das gleichzeitig auf seine stumpfen, toten Sinne wirkte, er schloß die Augen und öffnete sie wieder, ohne seine Frau anzusehen, aber immer mit dem eigentümlichen Nasenspiel. Der Duft der frischen gesunden Weiblichkeit seiner Gattin war es, der ihn so berührte, der von ihr ausströmte, ohne daß sie es ahnte, und von ihm empfunden wurde wie etwas Fremdes, Köstliches; der Arm war schuld daran, der fest, weiß, bis zur Schulter entblößt, lockend dicht neben ihm auftauchte und seine Sinne so angenehm berührte. Ganz allmählich kam ihm ein dämmerndes

Digitized by Google

Bewußtsein, er hob den Kopf und sah sie an. Berückend schön stand sie vor ihm in der kostbaren Balltoilette, die Augen unruhig auf ihn geheftet, ein Bild des Lebens, der Kraft, der Gesundheit. Und während er zu ihr aufsah, erwachte in ihm plötzlich all das wieder, was er schon so oft empfunden, aber diesmal nicht zahm, unterjocht von der Sitte, der Erziehung, sondern mit elementarer Gewalt, die alles niederreißt, was sich ihr in den Weg stellt. Die Nähe der Frau, ihr Anblick stachelte ihn auf zu einem instinktiven bestialischen Haß gegen das, was sie besaß und was ihm unerreichbar war, — Gesundheit. — Wie eine Feuerflamme schlug es in sein armes krankes Gehirn und verheerte es völlig. Seine Augen unterliefen mit Blut, sein Atem kam stoßweise, röchelnd, Schaum trat ihm auf die Lippen. Vor ihm dehnte es sich wogend in endloser Fläche, rot, blutrot. Und der frische Duft der marmorfesten Haut reizte ihn wie die Peitsche das übermüdete Roß, bis zur Preisgabe seiner letzten Kraft.

Er stieß einen unartikulierten Schrei aus, brüllend wie ein wildes Tier, und sprang auf. Sein Körper, dieser elende, ausgedörrte Körper schien von Eisen, die Muskeln von Stahl. Entsetzt prallte Vera zur Seite, sie begriff nicht. Er stand vor ihr mit geballten Fäusten, gurgelnd, fauchend, tobend, ohne daß sie eine Vorstellung von dem hatte, was geschah; dann plötzlich, als sie eine Bewegung zur Flucht machte, sprang er wie ein Tiger auf sie zu, seine dürren Knochenhände griffen in das warme weiße Fleisch des Nackens, des Armes, das dicht vor seinen Augen flimmerte und seine Wut immer wilder zu reizen schien, als wolle er es zerreißen; sein heißer, dunstiger Atem schlug über sie hin, und die blutunterlaufenen Augen stierten sie mit dem teuflischen Ausdruck des Wahnsinnigen an.

Ein kurzes stummes Ringen entstand, Vera fühlte, daß ihre Kraft nichts bedeute diesem unerwarteten, schrecklichen Anprall gegenüber, sie blieb einen Augenblick still stehen, schweratmend, vollkommen gelähmt von dem schrecklichen Anblick der sich ihr bot, für den ihr allmählich das Verständnis dämmerte.

Da faßte Lorenz Konreuth mit der einen Hand in die kurze Achselnaht des Kleides und riß sie auseinander, daß die weiße entblößte Schulter herausquoll und die Waldveilchen zerrissen zu Boden fielen, mit der andern hielt er das entfliehende Weib fest, und dann schlug er seine Zähne, diese langen, gelben, scharfen Zähne in ihren Arm, daß das Blut in schweren, dunklen Tropfen hervorquoll und auf die sammtne Schleppe des Kleides herabrieselte.

Hatte sich seines kranken Gehirns die Idee bemächtigt, er würde Leben und Gesundheit aus diesem vollen, weißen Fleisch saugen, war es ein Ausfluß seines Hasses, der ihn dazu trieb, Vera wie eine Bestie anzufallen — er selbst hätte es wohl am wenigsten zu sagen vermocht. Er handelte vollkommen instinktiv, unter dem Druck eines Irrwahns, den ihm niemand zu lösen vermochte.

Einen kurzen, dumpfen Schrei stieß das gequälte Weib aus. Ihre Kraft verließ sie, sie wankte unter den Händen des Tobsüchtigen, — da — riß Schrattenbach mit der ihm eigenen schnellen Kürze die Thür auf und übersah mit einem Blick die Scene, die sich abspielte.

Er war im Pelz, hatte den Hut in der Hand, wie er gekommen war, Konreuths abzuholen; sein Gesicht wurde blaß wie der Tod. Mit einem Ruck riß er den Pelz von den Schultern, der Hut rollte zu Boden, mit einem Sprung stand er neben dem zitternden, halbohnmächtigen Weibe; seine schwere Hand riß Konreuth zurück und schleuderte ihn wie ein ekles, giftiges Gewürm mit voller Wucht zu Boden, ohne daß er sich auch nur umsah, wohin sein Patient fiel. Mit keuchender Brust, Schweißtropfen auf der Stirn, stand er vor Vera und starrte auf den weißen Arm, aus dem das Blut noch immer schwer und dunkel herabtropfte.

In diesem Augenblick riß der Schleier, den Heinz Schrattenbach bisher, halb aus naiver Unkenntnis seines Herzens, halb aus Ehrfurcht vor der Frau, vor sich selber über sein Empfinden gebreitet hatte, er sah eine riesengroße, allmächtige Flamme auflohen, der er machtlos gegenüberstand, ein Gefühl wahnsinniger, betäubender Leidenschaft durchraste ihn plötzlich und machte ihn unfähig, die Hand nach dem Arm auszustrecken, der verwundet und blutend dicht vor ihm herabhing und das duftende Ballkleid, den kostbaren Sammt befleckte.

Er fühlte, daß es auch für ihn, den beherrschten, willenskräftigen Mann eine Grenze gab, über die hinaus ihn der Wirbel seines gewaltigen Liebesgefühls erfassen und fortreißen würde, und daß diese Grenze in dem Augenblick erreicht war, wo er den Frauenarm vor ihm in seine Hand nahm. Er fühlte, daß er scheitern würde, und daß er nicht scheitern dürfe, wollte er sich nicht selbst verachten, daß er als ehrlicher Mann jetzt nichts anderes sein konnte, als nur der Freund, der Berater, der — Arzt vor allen Dingen.

Dicke Schweißperlen standen auf seiner Stirn, die Brust hob sich schwer und mühsam, er kämpfte den schwersten, furchtbarsten Kampf seines Lebens. Alles in ihm und um ihn drängte dazu, die schutzlose, leidende Frau in seine Arme zu reißen, ihr heiße Trostesworte zuzuflüstern, das rieselnde Blut mit seinen Lippen zu stillen, und doch rührte er sich nicht vom Fleck; nur seine Hände ballten sich zu Fäusten und aus den hellen Augen schoß ein Strahl der ganzen Glut, die ihn erfüllte.

Sie sahen sich beide an, lautlos, regungslos. Man hörte deutlich das Ticken der kleinen Uhr auf dem Kamin und dazwischen die röchelnden, hastigen Atemzüge des Kranken, sie schlugen an Schrattenbachs Ohr wie etwas Wesenloses, Unkörperliches, das ihn in diesem Augenblick nichts anging. Aber dann verdunkelte sich Veras Blick, es begann ein Schwanken und Wogen um sie, ein Singen und Klingen vor ihren Augen, der einzige feste Halt, an den es ihr schien, daß sie sich klammern müsse, Schrattenbachs Blick, aus dem ihr etwas Unbekanntes, Festhaltendes entgegengestrahlt hatte, umzog sich langsam wie mit Nebel, sie stieß einen tiefen Seufzer aus und glitt ohnmächtig zu Boden.

Digitized by Google

Da erst kam Leben in die regungslose Gestalt des Arztes, er war an ihrer Seite, er hob sie behutsam auf und hielt sie in seinen Armen. Ihr Blut befleckte ihm die weiße, gestärkte Hembenbrust, ihr Kopf lag an seiner Schulter, dicht vor ihm das blasse, süße Gesicht mit geschlossenen Augen und weißen Lippen. Er drückte sie an sich. Mit vollster Gewalt überkam ihn das Bewußtsein, daß ihm dieser eine Augenblick, — vielleicht nur dieser eine — vom Leben geschenkt sei, um ganz glücklich zu sein. Wenn sie die Augen aufschlug, war es vorbei mit allem, dann stand wieder die Wirklichkeit zwischen ihnen mit all ihren Klüften und Untiefen . . . .

Ihm war es, als müsse er sich die Gegenwart einprägen bis in das kleinste, nichts, nichts war unwichtig genug, um seinem Gedächtnis verloren zu gehen. Er blickte auf die Uhr, — sie zeigte fünf Minuten nach zehn. — Erst fünf Minuten! Und ihm war es, als sei Zeit und Ewigkeit versunken, er selbst mit allem seinem Wollen und Streben, als wäre ein neuer, fremder Mensch in ihm entstanden, ein leidenschaftlich begehrender, skrupelloser, ein Mensch, der nicht mehr die Selbstachtung beanspruchen dürfe wie der vergangene . . . Kaum wußte er, was er that, als er sich herabbeugte und seinen Mund auf Veras Lippen preßte. Wie Flammen schlug es ihm durch die Glieder, wie Feuer brannte es ihm in Hirn und Herzen, Funken tanzten ihm vor den Augen, und das Blut brauste wie toll in seinen Ohren.

Plötzlich fuhr er jäh zurück. Frau von Konreuth hatte die Lider gehoben, flüchtig — nur für eine kurze Sekunde unter einem tiefen Atemzug, aber es genügte, um Schrattenbach völlig zu ernüchtern. Wie Eis durchrann es ihn bei dem Gedanken, sie könne gemerkt haben, wie er ihr Vertrauen mißbraucht, nur das Weib in ihr gesehen, nicht die Patientin. Er blickte scheu in ihr Gesicht. Wieder lag es so blaß und kühl an seiner Brust wie vorhin, er mußte geträumt haben.

„Bin ich denn auch verrückt?“ dachte er voll Ingrimm, denn er fühlte, daß es doch, trotz aller Ernüchterung, für seine Selbstbeherrschung gut sei, wenn er ein Ende mache. Mit schnellem Entschluß und kräftigem Arm hob er sie auf, trug sie die wenigen Schritte bis zum Glockenzug und läutete. Ängstlich stürzte Auguste hinein. Aber schon durch die Bewegung war Vera zu sich gekommen, sie richtete sich auf und warf einen angstvollen Blick um sich; sie öffnete die Lippen, aber Schrattenbach schnitt ihr schroff jede Frage ab.

„Ich bitte Sie, gnädige Frau, regen Sie sich nicht noch mehr unnötig auf; legen Sie sich nieder, ich komme nachher, um bei Ihnen nachzusehen.“

Seine Stimme klang heiser, er sah sie nicht an. Auf die weinende Auguste gestützt, verließ Vera das Zimmer ihres Gatten. Der Kopf war ihr schwer und benommen, die Kniee zitterten und die Wunde am Arm brannte heftig. Es war ihr peinlich, sich in diesem Zustand den Blicken des Mädchens preisgeben zu müssen, aber diesmal wurde ihr Stolz doch durch die Schwäche, die sie befallen hatte, übertäubt. Sie ließ sich den armen, zerfleischten Arm waschen und einen notdürftigen Verband anlegen, das zerrissene, befleckte Kleid abziehen und sich in ihr loses, bequemes Morgenkleid hüllen. Ein dumpfer Druck war ihr zurückgeblieben, die Erinnerung an etwas Furchtbares, Entsetzliches, und dann an Schrattenbachs plötzliches Erscheinen, die folgenden Minuten . . . . . Sie sprang auf, badete sich die Schläfe mit kölnischem Wasser und ging zwar schwankend aber doch gefaßt und ruhig wieder in das Zimmer hinüber, in dem sie vor kurzer Zeit so viel Schauriges erlebt hatte.

Es war jetzt leer. Man hatte den Wahnsinnigen, der nun geduldig alles mit sich geschehen ließ, augenscheinlich ohne Bewußtsein, aber auch wehrlos unter Schrattenbachs überlegener Kraft, in sein Schlafzimmer getragen, ein großes, helles, mit weichlichem Luxus ausgestattetes Gemach, und war damit beschäftigt, ihn zu Bett zu bringen. Vera hörte nur das dumpfe Aufächzen und des Doktors kurze, energische Befehle; sie ging bis an die Thür vor und sah aus der Portiere heraus den Vorgängen drinnen zu.

Konreuth mußte sich verletzt haben, sie sah eine Schüssel mit blutigem Wasser am Boden stehen und dunkle Flecken auf dem hellen Teppich, jedenfalls hatte er, von Schrattenbachs Hand rückwärts geschleudert, einen schweren Fall gethan. Sie sah ferner, daß ihm die Hände mit seinem eigenen rotseidenen Taschentuch zusammengebunden waren, und ihre Zähne schlugen bei dem Anblick im Frost aufeinander.

Da hob Heinz den Kopf und sah sie stehen, gerade nachdem er um die dürren, zitternden Glieder des Kranken die gelbseidene Decke geschlagen. Er zuckte zusammen und richtete sich hoch auf. Einen Augenblick stockte sein Herzschlag, und als sie langsam auf ihn zu kam, war es ihm, als nahe sich das Gericht. Hatte sie jenen Kuß gefühlt, um den er sich jetzt selbst verachtete, denn er hatte ihn gestohlen — gestohlen wie ein Dieb, — einer wehrlosen, ohnmächtigen Frau. Zum ersten Mal in seinem Leben, daß ihn die Scham über sich selber anpackte mit der ganzen Vehemenz, der seine Gefühle überhaupt fähig waren.

Sie trat dicht an seine Seite und blickte zu ihm auf.

„Was ist es, Doktor, ich bitte Sie, sagen Sie mir die Wahrheit.“

„Ahnen Sie es nicht, gnädige Frau?“ fragte er heiser und wischte sich über die Stirn, während seine Augen am Boden umherirrten, — er wagte es nicht, sie anzusehen.

„Vielleicht!“ flüsterte sie mit einem Schauer, der ihren ganzen Körper durchrann.

Sie traten aus der Nähe des Bettes bis an den marmornen Kamin, den ein großer, mit Amoretten und Malerei geschmückter Spiegel krönte, und hier sank Vera erschöpft in einen der phantastisch dekorierten Sessel, die davor standen, während Schrattenbach vor ihr stehen blieb.

Eine bange, schwere Pause entstand, sie sah ihn mit ihren traurigen, großen Augen hilflos flehend an, jener feuchte Schimmer war wieder darin, der ihm jedes Mal das Herz schwellen machte, und dabei ein halb unbewußtes Vertrauen auf ihn, den stärkeren

Digitized by Google

Mann, das seine Gewissensbisse nur noch verschärfte. Er kam sich ehrlos und erbärmlich vor, wenn er an die letzte Stunde zurückdachte. Etwas von diesen Empfindungen mußte sich wohl auf seinem Gesicht ausprägen, sie es aber falsch auslegen, denn mit einer hilflosen Angst, in der er diese Frau nie gesehen, und mit halb erstickter Stimme begann sie abermals:

„Lieber Doktor, glauben Sie nicht, mich zu schonen, wenn Sie mir etwas verheimlichen, ich bin stark genug, alles zu hören. Alles!"

Sie lehnte den Kopf gegen das Polster und schloß die Augen. Daß die Schmerzen am Arm unerträglich wurden, mochte sie dem Arzt nicht sagen, der augenscheinlich so wenig Gewicht auf ihre Verletzung legte. Er blickte auf sie herab. Ach! Mit wie wild bewegtem Herzen! Aber gerade, daß er sich so gewaltsam zur Ruhe zwang, machte seine Stimme trocken und hart, als er endlich sprach.

„Gnädige Frau, es hilft da auch kein Bemänteln, die Thatsachen sprechen für sich — Herr von Konreuth ist unheilbar wahnsinnig." —

Sie zuckte nicht einmal zusammen, nur für einen Augenblick schloß sie die Augen und preßte die Lippen fest aufeinander.

„Unheilbar?" fragte sie nach einer kleinen Pause tonlos.

„Meiner Diagnose nach, ja! Ich verlange natürlich nicht, daß Sie mir so ohne weiteres glauben, gnädige Frau, konsultieren Sie Koryphäen, — geben Sie mir Kollegen zur Seite, — ich bin selbstverständlich mit allem einverstanden."

Sie blickte auf, gerade in seine Augen hinein, diesmal hielt sie ihn gebannt.

„Lieber Doktor," sagte sie ruhig, völlig gefaßt, „so unvorbereitet trifft mich Ihre Enthüllung nicht. Lorenz war manchmal in letzter Zeit so sonderbar. Aber ich habe eine Bitte an Sie, an Ihre Person — seien Sie in dieser schweren Zeit mein Freund, mein Berater, kurz alles das, was eine schwache Frau von einem Manne in der Stunde der Not erwartet. Lassen Sie mich nicht allein — ich fürchte mich! — Wollen Sie mir das versprechen?"

Einen Augenblick blieb er stumm. Nicht, weil er ihr das nicht gern gewährt hätte, um was sie ihn bat, aber er mißtraute sich auf einmal. Auch er fürchtete sich — aber vor sich selber — vor der dämonischen Macht dieser Frau, der er schon einmal, gegen seinen Willen, erlegen war, und die er dadurch erst kennen gelernt hatte. Würde er die Kraft haben, immer nur der Arzt, der Freund zu sein? Würde kein Zucken, kein Atemzug verraten, was plötzlich mit elementarer Kraft in ihm zum Ausbruch gekommen war? Er wußte, daß er einen schweren Kampf zu bestehen haben würde, und er prüfte seine Kräfte ernstlich, wie er gewohnt war, alles in sich und um sich zu betrachten.

„Wollen Sie, Doktor?" fragte Vera noch einmal leise. Ihm kam es vor, als habe ihre Stimme noch nie so bestrickend geklungen, als könne er nicht anders, selbst um den Preis einer schmählichen Niederlage, und mit beiden Händen das Haar aus der Stirn straffend, sagte er mit schwerem Aufatmen:

„Gewiß, gnädige Frau, ich will!"

Sie deutete auf den Sessel neben sich.

„Dann lassen Sie sich einen bequemen Hausrock holen, Doktor, und alles Nötige. Sie sind nun kein Fremder mehr, sondern mein lieber Hausgenosse. Georg mag das Nötige besorgen. O, lieber Doktor, wie dankbar bin ich Ihnen."

Sie bog sich vor und reichte ihm die Hand; er ließ sie nach kurzem Druck wieder fallen.

„Und nun sagen Sie mir das Nächstliegende, Doktor, hatten Sie diesen Ausbruch erwartet?"

„Später einmal, ja, — so schnell nicht! Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen damals den Rat gab, den Patienten in eine Anstalt zu bringen? Sie wollten nicht."

„Davon darf auch heute noch nicht die Rede sein, Doktor," sagte sie mit ihrer alten Energie. „Niemals! So lange Lorenz atmet, gehört er in seine Umgebung, in sein Eigentum. Ordnen Sie alles an, was Sie wollen, Wärter und Diakonissinnen, ich werde mich mit ihnen in den Dienst teilen, ja, ihn zum großen Teil allein versehen, denn ich halte das für meine Pflicht."

Heinz saß mit gesenktem Kopf und breit auseinander gestellten Beinen in dem zierlichen Möbelstück und starrte auf das Teppichmuster zu seinen Füßen, auch jetzt sah er nicht auf.

„Herr von Konreuth haßt Sie," sagte er endlich, nach einer langen Pause.

„Es scheint so, ich bin mir keiner Schuld bewußt."

„Und wenn sich nun ein solcher Anfall wiederholt? Es steckt oft eine teuflische List und Schlauheit in solch' einem armen, irren Gehirn, wenn er Sie heimtückisch verfolgt, wenn Sie ihm zum Opfer fielen. Wollen Sie sich auch unter dieser Möglichkeit seiner Überlieferung in eine Irrenanstalt widersetzen?"

„Ja," sagte sie schnell. „Es widerstrebt meinen Begriffen von Pflicht, bitte, überreden Sie mich nicht."

„Pflicht! Pflicht!" wiederholte er fast zornig. „Das ist ein Wort Menschen gegenüber, aber nicht in Bezug auf einen nur noch atmenden Körper, der niemand mehr etwas sein kann, der selbst kein Gefühl für das hat, was mit ihm geschieht! Diese Auffassung, gnädige Frau, ist zu gefühlvoll für mich."

Sie schüttelte den Kopf. „Sehen Sie sich um, Doktor, alles ist sein," sagte sie tonlos aber mit der stillen Entschlossenheit ihres herben Charakters, „soll ich ihn daraus entfernen lassen und mich selber darin behaglich einnisten, ich, der nichts weiter gehört hat, als das Kleid, mit dem ich zum Altar geschritten bin?"

„Also das war's!" sagte Schrattenbach tief aufatmend. „Der Reichtum band Sie an diesen Mann!" Seine Stimme klang verächtlich, er wußte es kaum, ihr aber stieg das Blut langsam in das Gesicht.

„Nein! Nein!" wehrte sie heftig, „denken Sie nicht so gering von mir, Doktor, Sie haben kein Recht dazu. Dankbarkeit war es, die mich zu ihm zwang, aber sie lag auf einer edleren Seite, — und Unkenntnis für die ich furchtbar gebüßt habe. Die Männer sind so schnell fertig mit ihrem Urteil —

Digitized by Google

und es ist meist so hart. Sie wissen nicht, wie einer armen schutzlosen Kreatur zu Mute ist, die mit offenen Augen und doch wie eine Blinde im Leben dasteht und zu der man sagt: Hilf Dir und mir! Du mußt es, weil es in Deine Hand gegeben ist! Wer ist denn da, der uns Arme beratet und führt? Aber wenn wir einmal ein Kreuz auf uns genommen haben, ob mit oder ohne Bewußtsein, gleichviel, wir haben dann nicht mehr das Recht, es von uns zu werfen, nur weil es uns wund drückt, dann kommt die Pflicht, tröstet und leitet uns weiter, und wenn nicht mehr, so giebt sie uns wenigstens karge Befriedigung. Ich thue nichts, was mir nicht im Einklang mit derselben erscheint."

„Das sind die Ideen eines Märtyrers, eines Fanatikers," rief Schrattenbach gedämpft aber ärgerlich, „damit zwingt man die Menschen, gegen sich selbst zu wüten! Ich bin ich, und habe das Recht meiner Existenz für mich . . ." Er hielt plötzlich inne, seine Augen hafteten an dem losen weißen Schlafrocksärmel seiner Nachbarin, er hatte sich rot gefärbt, während ihr Gesicht so weiß war, so weiß, daß nicht einmal die Glut im Kamin es zu beleben vermochte. Mit einem Fluch gegen sich selbst sprang Schrattenbach auf.

„Ich habe Sie vergessen, gnädige Frau."

Sie schüttelte den Kopf, aber das Brennen und Schmerzen im Arm verzerrten ihr Gesicht.

„Bitte, wollen Sie mir die Wunde zeigen?"

Sie sah unschlüssig um sich. „Auguste kann Ihnen behülflich sein, kommen Sie zu mir hinüber."

Das war ihm gerade recht, obgleich er sich nun nicht mehr fürchtete.

In Veras Toilettezimmer, wo die rosa Wachskerzen schon über die Hälfte herabgebrannt waren, fiel Schrattenbachs erster Blick auf ter Welps Skizze mit dem Tannenreis. Es gab ihm doch einen Stich, obgleich er sich Veras Vorliebe für dieses Bild erklären konnte, — dann untersuchte er den Arm. Die Wunden waren rot, dick geschwollen, brennend heiß, die Hand, mit der er sie berührte, dagegen eiskalt. Als er einen Verband angelegt hatte und den Kopf aufrichtete, war sein Gesicht sehr blaß und die Adern an Stirn und Schläfen dick geschwollen.

Elftes Kapitel.

Bei Herskotts gab es große Aufregung, als sie die Ursache des gestrigen Ausbleibens ihrer Verwandten erfuhren. Schrattenbach selbst hatte mit seinem Neujahrsglückwunsch die Kunde überbracht, und hielt nun noch ein Weilchen den sich überstürzenden Fragen stand.

„Ich mache mir Vorwürfe — wirklich Vorwürfe," sagte der Staatsrat, erregt auf und abgehend, „daß ich nicht eher ernstlich mit Ihnen gesprochen habe, Doktor. Wir konnten dann gemeinsam überlegen, auf welche Weise die arme Frau vor solchen grauenhaften Geschehnissen bewahrt bleiben konnte. Daß man doch nie Zeit zu dem einfach Menschlichen, dem Nächstliegenden findet! Ich bin schwer bekümmert, Doktor."

„Aber lieber Freund," unterbrach ihn seine Frau ungeduldig. „Was sprichst Du nur von Vorwürfen! Da dürfte man ja das Leid der ganzen Welt schließlich zu dem seinen machen und sich dafür verantwortlich fühlen. Unheilbar, sagen Sie, ist Konreuth, Doktor."

„Nach meinem Ermessen, ja, gnädige Frau."

„Nun, dann hat Vera keinen besonderen Grund, sich zu beklagen. Er kommt in eine Irrenanstalt, und sie ist eine freie, von Luxus und Wohlleben umgebene Frau, die leben kann, wie es ihr gefällt."

„Frau von Konreuth denkt anders," sagte Schrattenbach, angewidert von dem kühlen Cynismus dieser Denkart. „Sie beabsichtigt, Pflegerin bei ihrem kranken Gatten zu bleiben und ihn in seinem Palais zu belassen."

„Welch Unsinn!" rief Georgine.

„Aber erlauben Sie mal, lieber Doktor, mir scheint das auch nicht richtig, ernsthaftes Unglück kann daraus entstehen, dem schließlich meine Cousine zum Opfer fällt. Das dürfen wir nicht dulden, glaube ich."

„Einstweilen muß es doch wohl so bleiben. Herr von Konreuth liegt seit der Nacht an einem typhösen Nervenfieber schwer erkrankt, ich selber habe mich zu seiner Pflege in das Palais einquartiert."

„Ah, das ist etwas anderes," sagte Herskott, nicht ganz sicher, wie er diese überraschende Mitteilung aufnehmen sollte, denn seine Frau lächelte etwas spitz hinter ihrem Taschentuch hervor und warf ihm einen vielsagenden Blick zu. So setzte er nur noch hinzu: „Und Ihre anderen Patienten, Doktor? Können Sie denen den Arzt so willkürlich entziehen?"

„Schwere Fälle liegen gerade nicht vor," meinte Heinz nachdenklich und völlig ahnungslos. „Es läßt sich machen. Außerdem bindet mich auch meine Pflicht und mein lebhaftes Interesse an das Konreuthsche Haus."

Georgine war aufgesprungen und hinter ihren Gatten getreten. „Aber bedenken Sie denn auch, Doktor," sagte sie warnend, „daß man Ihrer Übersiedelung andere böswillige Motive unterlegen kann, die einen gewissen Schein von Wahrheit nicht entbehren? Wie ich Vera kenne, wird sie sich nun natürlich als aufopfernde Samariterin benehmen und sich wie eine Nonne bei ihrem Gatten vergraben. Das gute Kind ist in solchen Dingen zuweilen etwas excentrisch. Man wird es ihr zuerst hoch anrechnen, dann den Kopf darüber schütteln, endlich nach Gründen fragen, dann erfährt man Ihren aufopfernden Beistand . . . den Vers darauf, bitte, machen Sie sich allein."

Heinz sprang auf; seine Stirne war rot vor Zorn, seine Augen blitzten.

„Wer mit den Gemeinheiten der Menschen rechnen wollte, gnädige Frau, der thäte am besten, in die Wüste zu gehen, wollte er keinen Anstoß erregen. Ich bin überzeugt, Frau von Konreuth steht zu hoch für jede Verläumdung."

Georgine verzog den Mund. „Vielleicht weniger

Digitized by Google

wie jede andere! Denken Sie nur, schön, jung, reich, als Frau eines Menschen, der im Leben nur noch eine Null ist; wenn man da nicht flüstert und medisiert, dann weiß ich nicht, wo sich ein geeigneteres Feld bietet."

„Eine traurige Wehrlosigkeit der Frauen, eine Wehrlosigkeit, die jeden anständigen Menschen beschämen muß. Trotzdem, meine gnädige Frau, habe ich den Mut, auf meinem Posten zu bleiben."

„Und Vera auch?" fragte Georgine und blinzelte ihn von unten auf an.

„Ich werde Frau von Konreuth Ihre Gedanken nicht vorenthalten."

„Das ist wirklich nicht nötig, Emil oder ich werden das Amt besser übernehmen," sagte Georgine etwas feindselig.

Schrattenbach erhob sich, seine Augen blitzten zornig. „Darin werde ich Ihnen gewiß nicht hinderlich sein, gnädige Frau," grollte er, „aber auch mir müssen Sie gestatten, in dieser Angelegenheit ein Wort mit Frau von Konreuth zu sprechen, die mich genug kennt, um zu wissen, ob ich ihr nützlich sein kann als Arzt, oder ob der Schaden den Nutzen aufwiegt."

„Aber davon ist ja gar keine Rede," fiel ihm Georgine ungeduldig in die Rede. „Ihre Person, lieber Doktor, bleibt ja ganz aus dem Spiel! Wir leben eben in der Welt und müssen es verstehen, ihr Konzessionen zu machen, soll sie uns nicht auffressen. Vera muß sich den herrschenden Gebräuchen fügen, und daß ich da bin, ihr mit klarem Kopf das vorzustellen zu einer Zeit, die ihr naturgemäß die Überlegung raubt, wird sie mir später danken."

Heinz Schrattenbach biß sich wortlos auf die Lippen. Hatte diese Frau mit dem kühlen Abwägen der Thatsachen nicht eigentlich recht? Knebelte diese Welt, die sie da als oberste Autorität anführte, nicht alles mit ihren Vorurteilen? Unterstand nicht das beste, reinste Gefühl ihrem Forum und mußte sich wie ein Verbrechen verkriechen, sobald sie es nicht sanktionierte?

Und dann brannte ihm wieder der Vorwurf gegen sich selbst im Herzen und quälte ihn. Allerdings mußte es Schranken, mußte es Gesetze geben, die das Fühlen des Einzelnen im Bann halten zum Wohl des Gemeinsamen. Der Mensch ist schwach und im gegebenen Moment nur zu leicht geneigt, dieser Schwäche nachzugeben. Er hatte es an sich selber erlebt und keine Reue, keine Scham wusch die Erinnerung daran aus seinem Herzen.

„Ich werde also auf Frau von Konreuths letzten Entschluß warten," sagte er sich empfehlend, innerlich aufgeregter wie er sich merken ließ.

„Ich glaube, Georgine, Du bist doch etwas zu weit gegangen dem Doktor gegenüber," sagte Emil kopfschüttelnd zu seiner Frau. „Ein Arzt nimmt gewissermaßen eine Sonderstellung ein, besonders in solchem Fall."

Sie zuckte pikiert die Achseln. „Es war meine Pflicht, ihm das Bedenkliche klar zu machen. Übrigens, lieber Freund, begreifst Du, warum Schrattenbach sich da gar so fest einnistet, oder hältst Du es lediglich für einen Ausfluß seiner Nächstenliebe? Ich nicht! Er rechnet . . ." sie ergriff die Finger ihrer weißen Hand und zerrte sie ungeduldig auf einen Fleck, während sie ihre Meinungen aufzählte, „erstens auf ein bequemes Leben, so lange der arme Lorenz existiert, zweitens auf den Dank der Witwe — es soll ja oft vorgekommen sein, daß sich Ärzte auf diese Weise zu großen Partien verhalfen. Alles in allem, dieser Doktor wird höchst unbequem, finde ich."

„Aber Liebste, Du gehst doch wohl zu weit mit solchen Voraussetzungen," sagte Herskott beruhigend. „Ich halte ihn für einen Ehrenmann durch und durch, gänzlich unfähig, egoistischer Hintergedanken halber seinen Beruf von einer leichteren Weise aufzufassen, und bin eigentlich sehr froh, daß Vera ihn zur Seite hat."

„So! —" sagte Georgine höhnisch. „Lieber Emil, es giebt einmal Dinge, in denen wir Frauen viel klüger sind als ihr Männer! Erinnere Dich, wie oft ich Dir das schon bewiesen habe. Ich könnte Dir mancherlei von diesem lieben Doktor erzählen, was sich vielleicht anders anhört" — sie pausierte einen Augenblick — „aber ich weiß, Du liebst dergleichen Dinge nicht," fuhr sie dann fort. „Darum mußt Du mir aber auch in gewissen Dingen einen weiteren Überblick zugeben."

Er zog ihren Kopf zu sich herab und streichelte ihr blondes Haar, sie litt es widerwillig, wie unter einem Zwang, obgleich sie keine Bewegung machte. „Ich weiß ja, daß Du meine geliebte, kluge Frau bist," sagte er zärtlich. „Was sollte ich wohl ohne Dich im Leben; und bei manchen kleinen Schroffheiten bist Du doch von innen heraus rein und spröde wie Glas, das weiß ich wohl. Meiner Hilde bestes Vorbild."

Der Diener trat ein und meldete dem Staatsrat einige Gratulanten, seufzend erhob sich Herskott.

„Ich habe wahrhaftig weniger von Dir wie ein Tagelöhner von seiner Frau," sagte er, Georgines Hand küssend, unmutig, „und mein Verlangen, Dich immer um mich zu haben, wird täglich reger; ich denke ernstlich daran, den Dienst zu verlassen, weil ich diesen Zwiespalt nicht länger ertragen kann."

Er zog sie in seine Arme und küßte sie zärtlich, da Georgine nichts antwortete, sah er in ihr Gesicht.

„Meinst Du nicht auch?" fragte er mit einem warmen Herzenston, „Lorenz' Geschick zeigt uns doch deutlich genug, daß es kaum einer langen Spanne Zeit bedarf, um die engsten Bande zu sprengen. Mir ist es, als müsse ich Dich noch sehr — sehr lieben, meine Georgy."

„Ja!" sagte sie mechanisch, nur unter dem Eindruck, als gehöre sich jetzt eine Antwort; ihre Augen blickten leer, um den Mund zog sich eine feine Linie, wie Abscheu. Als er gegangen hob sie beide Arme hoch in die Luft und ließ sie dann flach herabsinken; so blieb sie ein Weilchen still stehen, dann schellte sie der Zofe und ließ Hildegard zu sich rufen.

Diese kam mit verweinten Augen, Veras Geschick ging ihr furchtbar nah, und sie hoffte, daß ihre Stiefmutter ihr auftragen würde, sofort in das Konreuthsche Palais zu fahren, statt dessen sagte Georgine:

Digitized by Google

„Setze Dich!“ und dann blickte sie ihre Stieftochter prüfend von oben bis unten an.

„Du bist nicht mehr jung genug, Hilde,“ begann sie endlich mit Nachdruck, „um Dir nicht vollkommen klar darüber zu sein, daß Du gestern abend auf unserem Ball Herrn von Sommer ermutigt hast, wie es nur ein Mädchen thut, das gewillt ist, den Bewerbungen eines Mannes Gehör zu geben.“

„Aber Mama!“ rief Hilde erschrocken. „Ich bin mir dessen nicht bewußt!“

„Um so schlimmer dann,“ sagte Georgine mit Entschiedenheit, „denn nur unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, kann ich Dir den Vorwurf ersparen, daß Du unverantwortlich kokettiert hast.“

In Hildes Augen stiegen, nervös wie sie war, wieder Thränen auf. „Du thust mir sehr unrecht,“ sie dämpfte ihre Stimme etwas, da sie ihre seelische Erregung wachsen fühlte. „Sehr unrecht, Mama! Ich bin gegen Herrn von Sommer nicht anders gewesen, wie gegen jeden Gast unseres Hauses. Nicht eine meiner Handlungen, kein Wort, das ich gesprochen, berechtigt Dich zu dem, was Du mir eben gesagt hast.“

„Liebes Kind,“ sprach Georgine etwas von oben herab, „ich will Dir ja gern glauben, daß Du Dir dessen gar nicht bewußt gewesen bist. Es liegt eben in Blicken, in Mienen, in der ganzen Art und Weise, wie man sich einem Herrn zuwendet, und daß das Dir unbewußt geschehen ist, freut mich doppelt, denn es spricht für meine Annahme, daß Dir Sommer gefällt. Ist es nicht so?“

Hildegard zögerte etwas. Sie konnte und wollte nicht leugnen, daß ihr der Gutsbesitzer mit den ehrlichen Augen, dem treuherzigen, vertrauenerweckenden Wesen gefiel, aber als Freund, als Bruder, nicht so wie ihre Stiefmutter vorauszusetzen schien.

„Ich halte ihn für einen guten Menschen,“ sagte sie endlich.

„Nun also. Gegenseitiges Anerkennen der Vorzüge des andern ist die sicherste Grundbedingung einer glücklichen Ehe.“

„Trotzdem werde ich Herrn von Sommer nie heiraten,“ entgegnete Hilde blaß aber entschieden, „dazu gehört in meinen Augen mehr, Mama. Auch hoffe ich, er denkt gar nicht daran.“

Frau von Herskott lachte.

„Kleine, mache Dich doch nicht lächerlich. Er ist ja über alle Maßen in Dich verliebt. Muß ich Dir das erst sagen? Mädchen pflegen das doch sonst recht gut zu wissen . . .“

„Unmöglich!“ stammelte Hildegard erschrocken. Ihr gutes Herz wehrte sich bei dem Empfinden, jemand wehe thun zu sollen, und doch kam ihr auch nicht einen Augenblick der Gedanke, welche glänzende Partie sich ihr bot, und ob da nicht vielleicht ein Ausgleich möglich sei zwischen ihrer Liebe und den äußeren Umständen.

„Unmöglich?“ griff Georgine gereizt Hildes letztes Wort auf. „Ich verstehe nicht, von welcher Unmöglichkeit Du sprichst! Jede andere würde außer sich vor Freude und Dankbarkeit gegen das Schicksal sein, und Du thust, als mute man Dir Gott weiß was, zu. Sei so freundlich und mache nicht solch eine Leichenbittermiene, ich werde ganz nervös davon! Dein Vater und ich sind einverstanden, daß diese Partie ein großes Glück für Dich ist; denn ich wiederhole Dir noch einmal, Du bist ein blutarmes Mädchen, kaum zu einer anständigen Aussteuer wird es reichen. Du triffst es so gut wie selten jemand, im Winter hast Du uns hier in der Stadt, am Hof; im Sommer die ausgedehnten Besitzungen Deines Mannes, was um alles in der Welt giebt es da noch zu überlegen, frage ich Dich!“

„Ich liebe ihn nicht, das ist alles!“ sagte Hilde tonlos, aber mit einem gewissen Klang in der Stimme, der ihre Stiefmutter gewaltig aufbrachte.

„Komme mir doch nicht mit dergleichen Narrheiten! Du bist alt genug, um auch Deinen Verstand zu Rate zu ziehen. Bei verständigen Leuten kommt die Liebe nach der Hochzeit eben so gut wie vor derselben. Ich wiederhole Dir noch einmal: Du hast kein Recht zu einem Nein! Dein Vater ist matt, alt, und sehnt sich nach Ruhe, das ist für ihn aber unmöglich, so lange er eine unverheiratete Tochter im Hause und zu versorgen hat. Ich — nun, daß die Stellung einer Stiefmutter viel Dornen und manche Entsagung mit sich bringt, begreifst Du doch wohl. Kurz . . .“

„Kurz — Ihr wünscht also mich loszuwerden,“ sagte Hilde bitter mit festgeschlossenen Lippen. „Von dieser Möglichkeit aus habe ich allerdings mein Elternhaus noch nie betrachtet. Aber es ist deshalb ja immer noch nicht nötig, daß ich mich verheirate, ich kann auch unter andern Bedingungen Euch von der Last meiner Person befreien und . . .“

„Und vielleicht Gesellschafterin oder dergleichen werden,“ höhnte Georgine und wickelte einen roten Seidenfaden unablässig um ihren schlanken Finger. „Nein, mein Kind, daraus wird niemals etwas, so lange ich in diesem Hause noch eine Stimme habe. Merke Dir eins: Die einzig mögliche Art Töchter gebildeter Stände aus dem Elternhause zu entfernen, ist eine Heirat, in diesem Falle eine Heirat mit Herrn von Sommer.“

„Nie und nimmermehr!“ rief Hilde aufspringend, unter Thränen. „Ich liebe ihn nicht, und ich halte es für ein Unrecht, ja noch mehr, für eine Entwürdigung, nur aus äußeren Rücksichten einem Manne meine Hand zu reichen, selbst wenn ich ihn als Menschen achte und recht gern habe.“

Frau von Herskott ging auf ihre Stieftochter zu und faßte sie nachdrücklich am Arm. Es lag etwas von der heimtückischen Wut einer Katze in ihren Bewegungen, in dem grünlichen Schillern ihrer Augen.

„Vor allen Dingen benimm Dich einmal, wie es Dir zukommt,“ sagte sie eiskalt. „Und damit Du Dir keine falschen Illusionen machst, laß mich Dir noch sagen, daß, wenn Du wirklich einen Gedanken an diesen saubern Doktor hast, es sehr nötig wäre, gerade in Bezug auf ihn die Augen aufzumachen. Es scheint mir, daß er sich in der ganzen Affaire mit Deinem Onkel Konreuth nicht wie ein Gentleman benommen hat, sondern wie ein berech-

Digitized by Google

nender, seine Pläne zäh für sich verfolgender Proletarier, der er ja auch ist. Rücksichten kennt er nicht. Er wird Vera kompromittieren und dann durch seine Heirat mit ihr auf dem Gipfel der pekuniären Glückseligkeit anlangen. Du siehst also, Kind, daß Du Dich ganz umsonst aufopferst. Du hast ja keine Reichtümer wie Vera zu erwarten."

Hilde zitterte vor Erregung von Kopf bis Füßen.

„Ich weiß nicht, Mama, mit welcher Berechtigung Du mir das alles sagst," fragte sie endlich. „Wenn es aber wahr wäre, warum machst Du Doktor Schrattenbach einen Vorwurf aus dem, was Du mir doch eben als ganz natürlich, ja fast als ein Opfer kindlicher Liebe hingestellt hast. Wo liegt der Unterschied?"

Einen Augenblick war Frau von Herskott wortlos, dann lachte sie ihrer Stieftochter in das Gesicht.

„Liebes Kind," sagte sie mit der ganzen Dreistigkeit, die den Grundzug ihres Charakters ausmachte: „Jedes Ding hat zwei Seiten. Schrattenbach ist ein Mann, der sich selbst ernähren kann, Du ein armes Mädchen, das sich und andern nachher zur Last wird. Ich glaube, Dein Vater giebt die Hoffnung, sich auf dem alten Sommerschen Majorat unter den tausendjährigen Bäumen des Parkes einmal von all seinem Aktenstaub gründlich rein zu baden, sehr ungern auf."

„Ich werde ihn bitten, mir nicht böse zu sein," sagte Hilde schmerzlich.

„Wenn Du noch einen Funken Takt besitzest, so schweigst Du wenigstens ihm gegenüber," brauste Georgine auf, der gar nichts daran lag, der Staatsrat nehme ohne ihre Vermittelung Rücksprache mit seiner Tochter.

Da brachte der Diener auf silberner Platte eine Visitenkarte: „von Sommer" las Georgine, sie behielt die Karte in der Hand, völlig gefaßte und liebenswürdige Wirtin.

„Ich lasse bitten," sagte sie in ihrem gewöhnlichen Ton, dann sich an ihre Stieftochter wendend, stieß sie ein langgedehntes „Nun?" — heraus.

Hilde preßte die Hände gegen die Brust, es war eine rührend hilflose Bewegung.

„Ich kann nicht, Mama — ich kann nicht!"

Georgine stampfte heftig mit dem Fuß.

„So geh' und laß Dich wenigstens jetzt nicht hier sehen."

„Zu Vera!" dachte das gequälte Mädchen, als sie eiligen Fußes die Stufen zu ihrem Zimmerchen heraufflog.

Die boshaften Andeutungen der Stiefmutter gegen die beiden Menschen, die ihr im Leben die nächsten waren, den Vater sah sie, trotz aller kindlichen Liebe, immer nur hinter der Person seiner zweiten Frau, hatten keinen Eindruck auf Hildes keusches Gemüt gemacht, sie waren bald vergessen. Aber es drängte sie zu jemand, der sie verstand, zu dem sie Vertrauen haben konnte, so recht von ihrem bedrückten Herzen herab zu sprechen. Das konnte nur Vera sein. In dem natürlichen Egoismus eines jeden Menschen, erschien ihr Leid ihr so riesengroß, daß es Veras Mitgefühl erwecken mußte, trotz des schweren Schlages, der sie selbst betroffen. Nachher wollte sie ja auch Mitleid mit ihr und dem Onkel haben, aber erst mußte Vera hören.

Sie flog fast den kurzen Weg bis ins Konreuthsche Palais, aber da wartete ihrer eine herbe Enttäuschung. Auguste kam mit verweinten Augen und sagte ihr, daß Frau von Konreuth nach heftigen Schmerzen und einer fieberhaften Nacht jetzt endlich eingeschlafen sei, daß der Doktor jede Störung streng verboten habe. Und im Zimmer des gnädigen Herrn sitze ein baumstarker Wächter, der niemand hineinlasse, daß man aber das Schreien und Toben bis zu der gnädigen Frau hinüber hören könne.

„Das Unglück! O, das Unglück!" wimmerte Auguste. „Wenn wir nicht den Herrn Doktor noch hätten, wäre es zum Totfürchten."

So ging denn Hilde noch mutloser und beklommener nach Hause, die Atmosphäre des Konreuthschen Hauses hatte ihr einen schrecklichen Eindruck gemacht.

Als sie zu Hause den Fuß auf die erste Treppenstufe setzte, kam Sommer gerade aus ihrer Wohnung heraus. Das helle Licht vom Treppenflur fiel voll auf sein Gesicht, es sah erhitzt und tieftraurig aus, Hilde bemerkte es von unten recht gut und erschrak. Hatte er etwa heute schon mit ihrer Stiefmutter gesprochen und sie ihm ihr Nein übermittelt? Aber davon hätte doch Georgine ein Wort erwähnt — freilich — dazu hätte sie selbst es vorher wissen müssen, vielleicht hatte der günstige Augenblick es mit sich gebracht.

Hilde fühlte, wie sich ihr Herz schmerzlich zusammenzog. Es war ihr so leid um den Mann! Kein Gefühl befriedigter Eitelkeit regte sich in ihr, im Gegenteil, sie empfand es fast als Schuld.

Wie langsam er ging — wie sein Gesicht ihr immer bekümmerter erschien! Er stieg Stufe um Stufe herab, wie mit einer schweren Last auf dem Rücken; da bemerkte er sie, die unwillkürlich zögernd stehen geblieben war. Er zuckte zusammen, sie sah es deutlich, welchen Ruck es ihm gab, und dann kam er eilig auf sie zu.

„Gnädiges Fräulein, ich möchte diese Begegnung beinahe als einen Schicksalswink auffassen," sagte er schnell und das Blut stieg ihm merklich zu Kopf. „Ich komme soeben von Ihrer Frau Mama und — und . . . Wollen Sie ein paar Schritte mit mir ins Freie kommen? Ich segne diesen Zufall."

Das kam alles so hastig und ungeschickt heraus, daß Hilde sofort wußte, was droben geschehen war. Eine große Beklemmung legte sich auf ihr Herz. Wenn Herr von Sommer doch ihre Entscheidung wußte, was gab es dann noch zwischen ihnen zu sprechen, es konnte beiden doch nur peinlich sein. Aber seine Augen sahen sie so ehrlich bittend an:

„Er hat gute, treue Hundeaugen," dachte Hilde gerührt, „und wer weiß, wie Mama mit ihm gesprochen hat."

Sie kehrte mit ihm um und trat wieder aus der Hausthür in die vornehm stille Straße hinaus. Er schlug den Weg ein, der sie in kürzester Zeit in den Park hinausführte und Hilde ging schweigend mit.

Digitized by Google

„Ich war also bei Ihrer Frau Stiefmutter mit meinen ergebensten Glückwünschen zum neuen Jahr, und nahm gleich die Gelegenheit wahr, daran auch den einzigen Wunsch zu knüpfen, den ich von der Zukunft erhoffte, — nämlich den . . .“ Er hatte seine Handschuhe in der Hand gehalten, zog sie mechanisch ineinander und zerrte unbarmherzig an dem Knäuel.

„Fräulein Hilde,“ sagte er plötzlich mit gepreßter Stimme, „Sie müssen es wissen, daß ich Ihnen unendlich gut bin. Sie müssen es mir angemerkt haben . . .“

„Um Gottes willen, sagen Sie nur das nicht,“ flehte sie zerknirscht. „Wir haben gern miteinander geplaudert, Sie sind immer lieb und nett zu mir gewesen, haben mir in vielen Dingen Ihr Vertrauen geschenkt und ich achte Sie hoch, Herr von Sommer. Ich wünschte, Sie wären mein Bruder, damit ich keinen Mißdeutungen Ihnen gegenüber ausgesetzt wäre, aber — aber . . .“ Auf ihren Wangen brannten jetzt auch zwei hochrote Flecke, sie sah zu Boden.

„Mißdeutungen?“ fragte er erstaunt.

„Mama meint,“ gestand sie ihm beschämt, „mein Benehmen Ihnen gegenüber sei mehr wie nur freundschaftlich gewesen, und das drückt und schmerzt mich tief.“

Sie sah ihn mit feuchten Augen flehend an, und er hatte das kaum niederzuzwingende Gefühl, als müsse er sie tröstend in seine Arme nehmen.

„Ihre Frau Mama hat also meinen Antrag vorgeahnt, Fräulein Hilde. Nun, ich glaube, viel Scharfsinn gehörte nicht einmal dazu. Was mich anbelangt, so kann ich Ihnen keinen Vorwurf machen — freilich, was man von ganzem Herzen wünscht, glaubt man auch. — Sie haben mich abgewiesen . . .“

„Seien Sie mir nicht böse,“ bat sie kindlich und sah ihn schüchtern an.

Er räusperte sich und schluckte heftig.

„Muß es wirklich sein?“ fragte er etwas belegt.

Sie waren jetzt in einen Seitenweg des Parkes gekommen, in dem wenig Menschen promenierten. Auf den Rasenflächen lag eine weiße Schneedecke, von den Baumgerippen tropfte es darauf herab, und bildete jedesmal einen tiefen narbigen Fleck, während sich die Sonne matt durch die Äste stahl und in der Ferne ein bläulicher Duft hing. Hildegards Herz schlug tief bekümmert, langsam rannen ihr zwei Thränen über die blassen Wangen. Sommer sah es.

„Weinen! Nein, das sollen Sie nicht,“ sagte er plötzlich rasch und richtete sich auf. „Ich bin ja ein Mann, Fräulein Hilde, und werde auch an diesem Korb nicht sterben. Aber weh hat es mir gethan, sehr weh, das leugne ich nicht. Ich hatte es mir so schön gedacht, wir beide auf Schmasow, unsern eignen Prinzipien und Theorien nachlebend, wie wir es für recht hielten, wenn uns auch die Leute auslachten. Denn die Welt hätte uns ausgelacht, Fräulein Hilde,“ versicherte er eifrig.

Plötzlich schwieg er still; der große Schmerz ihres „Nein“ stieg ihm wieder auf und nahm ihm die Stimme.

„Herr von Sommer,“ sagte sie halblaut, verwirrt, gequält durch den Kummer, den sie ihm anmerkte.

Er blieb stehen und nahm den Hut ab; der kalte Wind berührte seine Stirn, die feucht war, er wischte sie mit seinem Tuch ab.

„Sagen Sie mir nur das eine,“ begann er dann wieder, „lieben Sie einen andern?“

Hilde blickte zu Boden, ihr Fuß stieß an ein Steinchen und schob es mechanisch vorwärts, langsam stieg ihr ein glühendes Rot in die Wangen, Schläfen, Stirn. Sie schwieg.

„Die beste Antwort, die ich bekommen konnte,“ sagte Sommer ernst und wandte sich dem Heimweg zu. „Aber, Fräulein von Herskott, sind Sie sicher, daß er Sie verdient?“

„O Gott,“ sagte sie und sah auf. „Davon kann keine Rede sein. Mama würde es niemals dulden und vielleicht denkt er gar nicht an mich.“

„Dann wäre er ein Esel,“ sagte Sommer mit tiefster Überzeugung, „diesen Fall kann ich mir nicht vorstellen, aber freilich — daß ein solcher Mann existiert, schließt jede Hoffnung für mich aus.“

„Nicht wahr?“ meinte sie treuherzig und atmete befreit auf, „wie dürfte ich Ihnen das anthun! Ihnen, der Sie so gut gegen mich sind wie niemand, den ich von ganzem Herzen verehre und hochstelle. Sie verdienen es, nicht um äußerer Rücksichten willen geheiratet zu werden.“ Wie eifrig sie in ihren Worten war!

Er lächelte trübselig.

„Ich hab' auch immer so gedacht, Fräulein Hilde, bis vor ganz kurzer Zeit noch, und heute wär' ich selig, wenn Sie mich nur überhaupt nehmen wollten, gleichviel weshalb.“

„Nein!“ rief sie kopfschüttelnd, „dazu sind Sie mir zu viel wert!“

Er sah gerade in ihre Augen hinein, in denen sich der kalte, tiefblaue Januarhimmel spiegelte, ihm fiel es auf, wie klar sie waren, man meinte bis auf den Grund dieser reinen, vornehmen Mädchenseele blicken zu können.

„Wollen Sie mich wenigstens immer als Ihren Freund betrachten?“ fragte er hastig und bot ihr die Hand.

„Immer!“ sie legte die ihrige fest hinein.

„Wollen Sie mich rufen, wenn Sie irgendwie einmal in Zweifel, Not oder Gefahr geraten sollten?“

Sie sah ihn überlegend an. Wie kam er zu solchen Voraussetzungen?

„Ich meinte nur — wegen Ihrer Stiefmutter,“ murmelte er etwas verlegen und schob seine Handschuhe in die hintere Rocktasche. Hilde errötete und schwieg, sie sah seitwärts in die Bäume. Sollte Georgine ihm dasselbe gesagt haben wie ihr? Heiße Scham schnürte ihr die Kehle zu.

„Versprechen Sie es mir,“ wiederholte er hartnäckig.

Sie nickte, sprechen konnte sie nicht, wieder perlten zwei Thränen an ihren Wimpern.

„Ich wünschte,“ dachte Sommer ergrimmt, „ich bekäme den Kerl einmal unter meine Finger, der an diesem süßen Ding achtlos vorübergeht. Entweder

Digitized by Google

knöpfte ich ihm die Augen auf, oder — ich schlüge ihm den Schädel ein."

Und mit diesen menschenfreundlichen Gedanken trollte er sich so betrübt wie noch nie im Leben in sein Hotel.

„Körbe austeilen zu müssen ist das schrecklichste, was einem Mädchen passieren kann," reflektierte Hilde inzwischen in ihrem Zimmer, „und alle meine Bekannten sind so stolz darauf! Ich möchte es nie wieder erleben, nie! Der arme, gute Herr von Sommer!"

Sie wagte es heute nicht einmal, an Schrattenbach zu denken, es kam ihr wie ein Unrecht gegen den andern vor. Und als sie ihrem Vater unerwartet auf dem Korridor begegnete, schlang sie ihren Arm um seinen Hals.

„Sei mir nicht böse, lieber, armer Papa," flüsterte sie zärtlich.

Zwölftes Kapitel.

Georgine war zu Vera gefahren und hatte sie noch immer fiebernd und krank gefunden, gar nicht geneigt, auf ihre Vorstellungen betreffs des Arztes zu hören.

„Was geht mich die Welt an," sagte sie gleichgiltig und strich das gelöste braunrote Haar, das in seiner Schwere und Fülle von der Chaiselongue, auf der sie lag, bis auf den Boden schleppte, aus der schmerzenden Stirn. „Ich werde vorläufig nichts in ihr zu suchen haben."

„Mein Gott, Lorenz kann doch nicht ewig leben," meinte die Herskott obenhin, „dann bist Du reich, gefeiert, Dein Leben beginnt erst, wozu willst Du Dir durch eine unbedachte Handlung den Boden unterwühlen. Du beabsichtigst doch gewiß nicht, nachher als untröstliche Witwe herumzulaufen."

Vera faltete ärgerlich die Stirn.

„Georgine, ich glaube nicht, daß augenblicklich der geeignete Zeitpunkt ist, an dergleichen zu denken. Ebensowenig beabsichtige ich aber auch, aus äußeren Rücksichten Schrattenbach seines Versprechens zu entbinden. Seine Nähe ist mir ein unsäglicher Trost."

„Ich begreife wirklich nicht, was Ihr an diesem ungeschlachten Menschen findet," rief die Staatsrätin ungeduldig. „Mir wenigstens ist und bleibt er unsympathisch vom Kopf bis zu Fuß; er erinnert mich zu sehr an seine Herkunft, obgleich ich nicht sagen kann wodurch. Übrigens, damit Du Dich nicht wunderst, Vera, Hilde darf mir nicht her, so lange dieser Mensch sich hier breit macht. Sie hat sich da dummerweise etwas in den Kopf gesetzt, wie mir scheint, das mir gar nicht paßt. Sommer hat wenigstens heut vormittag von ihr einen Korb in aller Form nach Hause getragen."

„Sie hat recht," sagte Vera, die Hände an die brennende Stirn pressend. „Ganz recht! Das Eingehen solcher Ehen rächt sich oft furchtbar."

Georgine zuckte die Achseln. „Wozu wäre ich ihre Mutter, wenn ich es nicht für meine Pflicht hielte, sie möglichst gut zu verheiraten, wir sind arme Leute! Ja! Wenn Lorenz uns wenigstens eine gewisse Entschädigung damals ausgesetzt hätte, als er uns mit Eurer Hochzeit überraschte! Aber kein Gedanke daran! Übrigens pflegen Geisteskranke meist unverhältnismäßig lange zu leben. Und die ganze Zeit willst Du ihn um Dich behalten, Dich von allem zurückziehen — sorge dann nur, daß Du selbst noch menschlich bleibst."

Vera seufzte gequält. Sie war zu höflich, um Georgine zu bitten, sie allein zu lassen, aber ihr Kopf schmerzte fast unerträglich und der Wechsel von Licht und Schatten, durch ihrer Cousine rastloses Herumwandern verursacht, that ihren Augen weh.

„Willst Du Lorenz sehen?" fragte sie matt. „Ich glaube, er ist jetzt ganz ruhig."

„Nein, ich danke!" die Staatsrätin schüttelte sich voll Entsetzen. „Mir sind Kranke an sich odiös, und nun gar solch ein Bild. Ich glaube, ich käme nie mehr los davon! Du mußt gute Nerven haben, Vera, daß Du das kannst. Aber was ich Dir noch erzählen wollte, ter Welp hat jetzt eine andere Flamme, die kleine blonde Gräfin Szymanska. Auf unserm Sylvesterball war es fast skandalös, wie sie sich gegenseitig ansahen. — Ja, solche Künstler! Die sind auch nicht in der Welt, um die zehn Gebote zu halten."

Vera hatte die Augen groß geöffnet und starr auf die Sprecherin gerichtet. Es war wahr, sie hatte das alles vorausgesehen, nun sie es aber hörte, war es ihr doch ein Stich im Herzen. Wie so leicht vergißt doch die Welt! — Sie dachte absichtlich nicht: der Mann, an diesen durfte sie kein Anrecht haben.

„Die Szymanska?" wiederholte sie nur, ohne ihr Interesse zu sehr zu verraten. „Ich denke, die lebt außerordentlich glücklich mit ihrem Mann, hat reizende Kinder —"

Die Herskott schloß lächelnd einen Handschuhknopf.

„So lange die Welt die Augen schließt, dürfen wir es auch," sagte sie endlich philosophisch, „und ich glaube nicht, daß die kleine Gräfin so unklug sein wird, sich deshalb mit ihrem Mann zu brouillieren. Liebste Vera, man kann heutzutage manches thun, ohne gesteinigt zu werden, es kommt nur auf das Wie an."

Als Georgine gegangen, war Vera kränker als vorher, auf ihren Wangen brannten dunkelrote Flecke und Auguste konnte sich nicht enthalten, Schrattenbach einen Wink bei seiner Heimkehr zu geben.

Er schritt mit gemischten Gefühlen in seinem Zimmer auf und ab, davon Besitz zu ergreifen hatte ihm vormittag die Zeit gefehlt, jetzt mangelte es ihm an Lust, er konnte die häßlichen Worte, die Frau von Herskott zu ihm gesprochen, gar nicht aus seinem Gedächtnis tilgen, und sie hafteten um so fester, je mehr er sich dagegen empörte, weil das Bewußtsein hinzukam, daß er sich wirklich nicht als der ehrenfeste Mann mehr fühlte, wie bisher. Wenn auch keiner um den Kuß wußte, ihn quälte er immer aufs neue. Er war da, er ließ sich nicht wegraisonnieren, und Schrattenbach war auch der letzte, dem das bei einer Handlung gelingen konnte, mit der er selbst nachher in Zwiespalt kam.

Digitized by Google

Als er zu Vera eintrat, dachte er allerdings nicht mehr daran. Sie lag lang ausgestreckt, regungslos auf ihrer Chaiselongue mit geschlossenen Augen, nur ab und zu lief ein schmerzhaftes Zucken über ihr Gesicht. Offenbar hatte sie auf dem dicken Teppich sein Kommen nicht gehört, denn sie schrie vor Schreck leicht auf, als er sie anrief.

„Ich sehe, es geht Ihnen gar nicht gut," sagte er und legte seine kräftige kühle Hand auf ihre heiße Stirn.

Sie sah ihn an; etwas unsäglich Trauriges lag in den großen Augen.

„Wenn ich nur sterben wollte, Doktor."

Er hatte, wenn er ungeduldig wurde, ein gewisses Aufziehen der Achseln an sich, das er auch jetzt nicht unterließ.

„Davon ist natürlich keine Rede," setzte er in demselben Ton hinzu.

„Ich weiß es wohl — leider!" seufzte sie ganz außer sich, denn ihre frühere kühle Ruhe hatte sie mit dem Aufhören der widerstandsfähigen Körperkräfte fast ganz verlassen. „Es ist schrecklich, leben zu müssen, ohne den geringsten Willen dazu."

Er lächelte beruhigend zu ihr herab, zog dann ein Taburett an ihre Seite und faßte, sich setzend, nach ihrem Puls.

„Meine verehrte gnädige Frau, mir fällt es im Gegenteil oft auf, daß man so viel vom Tode spricht und dabei recht selten ernsthaft an ihn denkt. Ebenso geht es Ihnen; morgen, übermorgen, wenn Sie das Fieber und die Nervenerschütterung verlassen haben, liegt Ihnen ein derartiger Gedanke wieder so fern wie früher."

Sie sagte nichts, aber ihre Lippen verzogen sich schmerzlich und ihre Wimpern feuchteten sich, er konnte freilich nicht wissen, was in ihrer Seele vorging!

„Sie mögen recht haben — ich bin krank!" murmelte sie endlich, „und nun will man mir auch Sie noch nehmen — Sie, meinen besten Freund! Allein kann ich das nicht ertragen!"

Sie öffnete plötzlich die bis dahin geschlossenen Augen und griff nach seiner Hand.

„Bleiben Sie bei mir, Doktor," bat sie fast hilflos.

„Ja, gewiß — wenn Sie es wünschen," sagte er ohne Besinnen. Er hatte eigentlich alles mit ihr besprechen wollen, die Sache hin und her beleuchten, überlegen, aber all diese guten Vorsätze verschwanden in dem Augenblick, da sie um seinen Beistand bat. Welch Barbar hätte er sein müssen, jetzt noch kleinlich zu erwägen. Außerdem stand er zu der Gesellschaft und dem Tribut, den sie von all den Ihrigen fordern zu können glaubt, in den naivsten Beziehungen.

Für ihn war eben alles Klatsch, den er verachtete, dem niemand Rechnung zu tragen brauchte, der ein gutes Gewissen in der Brust trug. Daß es Verstöße geben konnte, die den, der sie beging, ächteten, auch wenn sie einem großen Gedanken entsprungen waren, davon hatte er kein rechtes Bewußtsein. Für ihn galt nur Mensch zu Mensch.

„Frau von Herskott war also hier?" sagte er nach einer kurzen Pause.

„Ja! Aber sie hat nicht recht, Herr Doktor!" stieß sie aufgeregt heraus, „sie kann nicht recht haben . . ."

„Jetzt einmal vor allen Dingen ruhig," sagte Schrattenbach und fuhr wieder mit der kühlen Hand über die heiße Stirn, „verbannen Sie alle überflüssigen Gedanken, und einstweilen darf niemand hier angenommen werden, das verbiete ich kraft meiner Autorität als Arzt."

Sie lächelte ein wenig, seine Berührung that ihr wohl, seine Nähe beruhigte sie offenbar. Wie ein müdes Kind streckte sie sich ein wenig, drehte den Kopf auf die Seite und schlief bald ein. Heinz rührte sich nicht. Durch das spinnwebfeine Store schlich sich ein blasser Strahl der Wintersonne und spielte über ihre regungslose Gestalt; das schwere Haar, von stumpfer rötlicher Farbe, über das weiße Bärenfell fallend, entsandte einen schwülen Duft, der ihm betäubend zu Kopfe stieg; die ganze Stille des Zimmers begann fast körperlich auf ihm zu lasten und die chinesischen kleinen Ungeheuer, die zierlichen Terrakottafigürchen, die überall umherstanden, schienen ihn höhnisch anzugrinsen, über die Rolle, die er hier als Herkules neben dem Ruhebett der modernen Omphale spielte.

Der energische Wille, dem er sonst doch stets unterstand, bäumte sich in ihm auf, aber er war doch nicht so stark wie die andern Gewalten, deren Spielball er seit gestern abend geworden. Mit einem scheuen Blick streifte er die Daliegende. War das Liebe, die ihn so weich, so seltsam traurig, so unmännlich machte? Er hätte Gott weiß was darum gegeben, dies übermächtige Gefühl von sich abschütteln zu können, aber es ging nicht, es war stärker wie er.

Und dann . . . sie war so allein, so unsäglich verlassen in der doch immerhin furchtbaren Wendung, die die Krankheit ihres Gatten jetzt genommen. Der Staatsrat in seiner gutmütigen Schwäche konnte ihr nichts sein, und vor dessen Frau hatte er eine Abneigung, die ihn vielleicht manchmal ungerecht gegen sie sein ließ, aber das konnte er nicht ändern.

Also war es Menschenpflicht ihr beizustehn, soweit es in seiner Macht lag, sich selbst zum Trotz.

Seine Hand, die auf ihrer Stirn lag, fing nach einer kleinen Weile zu zucken an, so stark und gewaltig begann sein Herz zu schlagen, so sehr er auch sich zu beherrschen versuchte. Er starrte in die entferntesten Winkel des Zimmers, die sich allmählich mit Schatten zu füllen begannen, er erwog eine brennende medizinische Frage, über die er erst vor einer knappen Stunde einen sehr erregten Wortwechsel mit Lenz geführt, alles vergebens. Die Frage verwirrte sich ihm zu einem sinnlosen Wortgeklingel, aus den Zimmerecken leuchteten Veras Augen, und jener zarte, allmählich betäubende Wohlgeruch, der von der Liegenden aufstieg, brachte ihn in einen Zustand halber Bewußtlosigkeit. Langsam zog er die Hand von ihrer Stirn und stand auf; Vera seufzte tief im Schlaf, erwachte aber nicht, und unhörbar ging er hinaus.

In seinem Zimmer, das nach dem Garten hinaus lag, fand er die Jalousien schon geschlossen, eine

Digitized by Google

verschleierte Lampe brannte und beleuchtete den einladend arrangierten Theetisch, der vor den Kamin gerückt war, heimische Behaglichkeit verbreitend. In diesem Punkt war der Doktor nun keineswegs verwöhnt, aber er empfand doch den angenehmen Unterschied zwischen sonst und jetzt, so sehr er sich im allgemeinen von allen sinnenschmeichelnden Eindrücken frei wußte. Zuerst aber trat er an das Fenster, riß es auf, und ließ sich die kalte Nachtluft um Stirn und Schläfe wehen, er brauchte Abkühlung. Die Jalousie vollends aufziehend, blickte er in den schweigenden, verschneiten Garten, über den sich der Sternenhimmel wölbte. Die dürren Äste der Bäume hielten in ihren Gabeln noch die Schneeüberreste fest, die ihnen der Sturm am Sylvester gelassen, an den Köpfen der Tritonen, aus deren Mitte im Sommer ein breiter Wasserstrahl aufsprang, hing er halbverweht; ganz von fern her leuchtete durch die kahle Herrlichkeit eine graue Mauer, die den Garten vom Nachbargrundstück abschloß. Und überall dieselbe tiefe, fast gespensterhafte Stille, die ihn schon in Veras Zimmer gequält hatte. Er war es gewohnt, mitten im treibenden Lärm der Großstadt zu hausen, das nie endende, rollende, dröhnende Geräusch der Straßen gehörte mit zu seinem täglichen Dasein, diese aristokratische, vornehme Ruhe war ihm neu und bekam ihm vorläufig nicht gut, denn sie hielt seine Gedanken hartnäckig in der einen Richtung gebannt, aus der er sie am liebsten völlig losgelöst hätte.

Als er das Fenster endlich schloß und sich zu seinem Thee hinsetzte, hing am rechten Ärmel seines Rockes ein langes, rotbraunes Frauenhaar, fein wie Seide und im Lampenlicht schimmernd. Er nahm es ab, hielt es lange nachdenklich in der Hand und wickelte es dann langsam um den Zeigefinger der linken. Schließlich lehnte er sich in den tiefen Sessel zurück, den ihm Georg sorgsam an den Tisch geschoben, und begann zu träumen, mit offenen Augen; zum ersten Mal in seinem Leben stand inmitten dieses Traumes ein Weib, schön, edel, gut, das man schon anbeten durfte ohne sich etwas zu vergeben, für das aber Liebe zu fühlen eine große Vermessenheit war, denn sie war das Weib eines andern und keine Natur, die sich mit irgend einer Versuchung in Kapitulationen einließ.

Er stellte sie so hoch — so unsagbar hoch! Und daß er das konnte, beglückte ihn im tiefsten Innern.

— — — — — — — — — — —

Acht, vierzehn Tage waren verflossen, ohne daß sich im Palais Konreuth etwas geändert hätte, es war das vollkommenste Klosterleben in Bezug auf seine Bewohner. Den dritten Tag nach ihrer Verletzung war Vera im Krankenzimmer erschienen, hatte die Diakonissin fortgeschickt und selber deren Platz neben dem Wärter eingenommen, auf dessen Beibehaltung Schrattenbach gedrungen hatte. Sie begegnete dem Doktor mit einer freundschaftlichen Herzlichkeit, die ihm das beruhigende Bewußtsein gab, jener Kuß, den er sich in der ersten Fassungslosigkeit erlaubt, sei von ihr nicht empfunden worden; dadurch war seine Stellung ihr gegenüber eine leichtere, ob- [illegible] er sich's deshalb doch nicht eher verzieh. Aber das Hilflose, Schutzsuchende, was sie zuerst an seine Seite getrieben, war ihrer alten, ruhigen, fast etwas kühlen Haltung wieder gewichen. So, wie er sie jetzt sah, so hatte er sie all die lange Zeit gekannt, in der seine Liebe zu ihr gewachsen war, ohne sich vorzudrängen, und so wurde sie auch wieder in ihre Tiefen zurückgedrängt.

Mit Lorenz stand es noch immer bedenklich, wenn auch Schrattenbach für den Augenblick weniger besorgt war. Daß er seine geistige Gesundheit nie wieder erlangen würde, das war ihm gewiß. Ob lebendig oder tot, wem konnte diese menschliche Ruine noch etwas nützen? Er that seine Pflicht, genau so wie bei jedem andern, aber besondere Teilnahme empfand er für den Kranken nicht, den er in einer Minute seines Lebens sogar grimmig, wie seinen Todfeind gehaßt hatte, obgleich er, als vernünftiger Arzt, gerecht genug war, sich die Berechtigung dazu völlig abzusprechen. Nur das bewußte Handeln konnte ein Recht auf Lohn oder Strafe haben, nicht der tierische Ausbruch eines kranken Gehirns.

Wäre es nach ihm gegangen, hätte er Frau von Konreuth vom Krankenbett ihres Mannes fern gehalten; es war kein schöner Anblick, diese winselnde, ausgemergelte, sich bäumende Gestalt, mit dem verzerrten Gesicht, in dem das Fieber tobte, aber das gelang ihm nicht, und er wagte auch nicht viel zu sagen, denn andrerseits mußte er ja wieder ihr Pflichtgefühl anerkennen und hochachten. Auch war es ihm ein heimliches Glück, ihr täglich nahe zu kommen in tausenderlei kleinen Dingen, die sich immer um den Kranken drehten. Von Herskotts ließ sich niemand sehen, sie fürchteten die Ansteckung, hatte Georgine schriftlich an Vera erklärt.

Eines Tages kam Schrattenbach ungewöhnlich spät von seinen täglichen Krankenbesuchen zurück, er sah finster aus, hielt aber in der Hand ein köstliches Bouquet Rosen, mit einer langen roten Atlasschleife zusammengebunden.

„Die schönen Blumen!“ sagte Vera, als er eintrat. Sie dachte nicht anders, als er habe sie gekauft und ihr mitgebracht, es wäre allerdings die erste Aufmerksamkeit gewesen, die er ihr damit erwies. Zu ihrem Erstaunen blieb er aber selbst bei ihren freundlichen Worten verstimmt, reichte ihr nur das Bouquet hinüber und meinte mit einem gewissen trockenen Ton:

„Wenn sie Ihnen Freude machen, gnädige Frau, so habe ich wenigstens mit meinem Botengang recht gethan.“

„Sind sie nicht von Ihnen? Ich glaubte,“ sagte sie erstaunt, nahm aber doch die prachtvollen Blüten aus seiner Hand.

„Leider nein, in dergleichen Dingen fehlt mir jede Erfahrung als auch jeder Geschmack, dazu muß man erzogen sein, gnädige Frau. Dieser Strauß hier ist ein kleines Meisterstück, er verrät ein Malerauge, merken Sie das nicht? Herr ter Welp gab ihn mir mit der Bitte, Ihnen denselben zu Füßen zu legen mit seinem ergebensten Gruß.“

Vera hatte sich halb abgewandt und das Gesicht in die taufrischen Blumen gesteckt, das gedämpfte

Digitized by Google

Licht des Krankenzimmers deckte ihr Erröten. Sie wartete erst einen kleinen Augenblick, um ihrer Stimme völlig Herr zu werden, dann fragte sie ruhig.

„Sie haben ter Welp gesprochen?"

„Ja, er erkundigte sich außerordentlich teilnehmend nach Herrn von Konreuth, und bedauerte lebhaft Ihr Verschwinden aus der Gesellschaft."

„Sie haben ihm den Zustand meines Mannes geschildert?"

Seit Lorenz krank war, nannte ihn Vera wieder „mein Mann".

„Nein," erwiderte er kurz, denn der Groll, daß er nicht einmal daran gedacht hatte, ihr in die dumpfe Luft des Krankenzimmers Blumen zu bringen, nagte heftig an ihm, er fühlte sich als Proletarier im Vergleich zu diesem schönen, oberflächlichen Maler, dessen leichtsinniges, nichtsnutziges Lächeln er haßte, und dem er sich doch sonst in allen Dingen weit überlegen wähnte, „nein! Man betrachtet solche Fälle als halbes Amtsgeheimnis, gnädige Frau!"

Vera seufzte; er wußte nicht, ob erleichtert oder ungeduldig, jedenfalls dauerte es eine lange Zeit ehe sie sagte: „Sie mögen ganz recht haben, Doktor."

Als Schrattenbach nach einer längeren Untersuchung von Lorenz' Bett zurücktrat, sah er durch die geöffnete Zimmerflucht Vera im zweitnächsten Raum stehen und sorgsam die Blumen in einen Krug von Delfter Porzellan ordnen. Über sie gebeugt, schien sie den Duft mit Behagen einzuatmen, und Schrattenbach ärgerte sich aufs neue. Gerade dem Maler gönnte er es nicht, daß er ihr eine Freude machte und ihre Gedanken freundlich mit sich beschäftigte. Das Ärgste aber war, daß Heinz auch nicht den Mut fand, nachher an seine Stelle zu treten und Vera täglich mit einem Strauß zu erfreuen; er fühlte sich als ihr bezahlter Hausarzt, und fürchtete dadurch seine Stellung zu verwirken, während ter Welp ihr gegenüber unabhängig, ihm dadurch weit voraus war.

Auch dies Gefühl empfand Heinz Schrattenbach zum ersten Mal in seinem Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Sehnsucht.

Von **G. Lotty.**

Es dehnen sich zwischen Dir und mir
Wohl viele, viele Meilen,
Könnt' ich, mein Lieb, so schnell von hier
Wie meine Gedanken eilen!

Da flög' ich über Berg und Thal
Und über den grünen Wald,
Ich rastete kein einzig Mal
Und machte bei Dir erst Halt.

Ich sagte Dir, daß ich Dein gedacht
Mit ungestümem Sehnen,
Und daß ich geweint in stiller Nacht
Um Dich viel tausend Thränen,

Und daß mit jedem Vögelein,
Mit jedem Frühlingswind,
Mit Blumen, Sternen und Sonnenschein
Dir Grüße sendet „Dein Kind".

Und daß es hofft von Tag zu Tag
Auf Gottes Gnad' und Güte
Die uns zusammenführen mag,
Eh' noch welkt die Frühlingsblüte.

Aus den Erinnerungen einer alten Schriftstellerin.

I.

„Nie werde ich es im Schriftstellern zu etwas bringen, und von heute an rechne ich mein armes Lebensideal zu den verlorenen Illusionen!" Die Freundin, an welche sich dieser mutlose Ausruf richtete, war eine alte Frau, die mit der aus Lebenserfahrung hervorgegangenen Klarheit lebendige Gemütswärme und Frische des Empfindens sich bewahrt und so mit der Würde und Weisheit der Jahre noch etwas von der Anmut der Jugend vereinigte. „Ideale sterben nicht," antwortete sie; „auch lassen sie sich nicht nach Willkür zu den Illusionen legen; denn sie sind ein Teil unseres besten Selbst. Aber ihre Verwirklichung verlangt oft viel Geduld und immer neues Hoffen." Und „ich hab's ja an mir selbst erfahren," fügte sie hinzu, indem das Lächeln der Erinnerung ihren Blick erhellte. Ich setzte mich ihr zu Füßen und bat sie, zu erzählen.

Draußen fiel die Dämmerung auf den Spätherbsttag; hinter den kahlen Bäumen lag am westlichen Himmel ein roter Streifen, über den nasse Wolken zogen; und der feuchte Novemberwind trieb die letzten dürren Blätter die vereinsamte Londoner Straße hinab. Drinnen aber war's traut und warm; die Freundin hatte aufs Kaminfeuer einen Holzklotz gelegt, — „ein Stück von einem armen toten Schiff," — und sein Schein erhellte heimlich das Gemach; er spielte auf den vertrauten Gegenständen, fiel auf die Bilder an der Wand und beleuchtete in sanfter Wärme ihr ausdrucksvolles Gesicht.

„Ich soll Ihnen erzählen, wie ich zur Schriftstellerin geworden bin," fing sie an. „Zwar ist es eine wenig ereignisvolle Geschichte, in der That, es ist keine Geschichte, — aber der einfachste Hergang einer individuellen Entwicklungsphase, wenn er nur vollkommen wahrheitstreu uns vorgeführt wird, hat sein Interesse. Und vielleicht kann die Schilderung meiner ersten Anfänge mit ihren Schwierigkeiten Sie ein wenig erheitern und ermutigen zum eigenen Streben.

Daß ich zum Schreiben kam, wundert mich oft heute noch, denn in der Jugend war mir „die Feder ein hassenswertes Instrument." Dem was ich schrieb, muß man es jedoch nicht angemerkt haben; denn aus den dicken Episteln, die ich nach meiner Verheiratung allwöchentlich den Eltern nach Deutschland sandte, schienen sie ein lebendiges Bild meines Lebens im englischen Heim zu empfangen. Auch die

Digitized by Google

Aufzeichnungen meiner Reisetagebücher, die ich am liebsten an Ort und Stelle niederschrieb, unter dem direkten Einfluß der Stimmungen in der Natur, ließen uns zu Hause an stürmischen Winterabenden die Schönheit des Sommers, die ganze Herrlichkeit Italiens wieder zur Wirklichkeit erstehen. Als ich dann einmal meinem Mann zur Freude meine Kindheitserinnerungen niederschrieb, und so die poesievollen Eindrücke und Erlebnisse durch die Feder flossen, um auf dem Papier leibhaftig wieder vor mir zu stehen, da entdeckte ich, daß Schreiben einen ungeahnten Reiz besitze. Ich freute mich nicht nur der eigenen Erinnerung, sondern mir war's zu Mute, als ob ich einer Geschichte lausche, welche nicht ich selbst, sondern die man mir erzählte. — Von jener Zeit an füllte ich oft leeres Papier, wenn es in mir selbst zu voll zu werden drohte. Als ich einen Abend mit freudiger Arbeit so verbrachte, kam mir wie ein Blitz der Gedanke in den Sinn: wenn ich ernstlich zu schreiben versuchte, wenn mein Geschriebenes einmal gedruckt würde! — Ich fand keinen Schlaf in jener Nacht. Die Thore eines Zauberschlosses hatten sich mir geöffnet, ich war unter dem Banne einer geheimnisvollen Herrlichkeit, welche ich darin erblickt. Wohl sagte mir der Verstand, daß ich sie nie erringen könnte, und ich glaubte ihm auch; aber die Phantasie befahl ihm still zu sein, weil es ein so schönes Märchen sei, was sie erzählte. So lag ich fast die ganze Nacht, dem Schlafe wehrend, wenn er mich übermannen wollte, die Phantasie aufmunternd, wenn sie ermüden wollte. Ich wußte ja, daß mit dem Morgen diese ganze entzückende Märchenwirklichkeit zum Traum zusammenfallen würde, um nimmer wieder zu erstehen.

Und so war's. Das Schicksal erfaßte mich mit seiner eisernen Hand; eine schwere Sorge trat in mein Leben und dann der Tod. In einem Alter, da die Empfindungen zur höchsten Kraft ausgebildet, noch die ganze Heftigkeit der Jugend in sich schließen, aber ohne deren Hoffnungsfähigkeit, war ich doch zu gesund im Gemüt, um meinen Schmerz als Lebensaufgabe zu betrachten. Der innige Verkehr mit einem hochstehenden Manne hatte mich aber an ein geistig reiches Leben gewöhnt, so daß mich jetzt ein ruheloses Verlangen nach Zweck und Ziel erfaßte, ein leidenschaftliches geistiges Hungern. Und dabei war es auch wieder in meinem Innern so übervoll, daß es zu zersprengen drohte. Zuweilen war dies Übervolle einer dichten Dunstmasse zu vergleichen, die, sich ballend und zerteilend, danach rang, eine Form zu erlangen, um als schönes Wolkengebilde gegen den freien Himmel zu steigen. Oder es war dem träumerischen Heben und Senken der Meereswogen ähnlich, ein rhythmisches Bewegen ohne Ende, dem das Gemüt sich überließ. Musik war's auch, die in mir tönte, mächtig und doch ahnungsschwer, mir verständlich und für die ich doch die Worte suchte. Der Schmerz hatte in mir eine geheimnisvolle Kraft geweckt, die daran arbeitete, sich frei zu machen. Mir war's, als müsse ich das, was sie in mir bewirkt, auch andern mitteilen; es erfaßte mich ein Verlangen nach der Sympathie der ganzen Welt. Und nach und nach trat aus all dem der Gedanke jener Nacht wieder hervor: wenn ich schreiben könnte! Ja, wenn ich es mitteilen könnte, was in mir lebt, wenn ich es in andere Herzen gießen könnte und so das eigene befreien, dann würde sich alles in Klarheit lösen, das sehnsüchtige Drängen hätte sein Ziel gefunden! Der Gedanke ward zum Wunsch und langsam, als mein stilles Geheimnis, wuchs [redacted] Hoffnung heran.

[redacted] machte ich eine eigentümliche Erfahrung. Wie ein Gegenstand, der in den Dunstkreis eines Himmelkörpers gekommen ist, dessen Anziehungskraft unterliegt, so schien es mit den Leuten und meiner Schriftstelleridee. „Warum schreiben Sie nicht?" hörte ich immer wieder, ohne daß ich mir erklären konnte, wie sie zu der Frage kamen. Was aber meine Freundin, die berühmte Schriftstellerin Miß Th. gemeint hatte mit den Trostesworten in meinem tiefsten Weh: „Sie haben das in sich, womit Sie andere bereichern können," das glaubte ich jetzt zu verstehen. Und daß ich versuchen wollte zu schreiben, ward in mir zum Entschluß.

Glauben Sie jedoch nicht, daß ich jetzt im frohen Bewußtsein der Autorschaft frisch darauf los schrieb. Es geschah vielmehr in Heimlichkeit, im Gefühl fast eines Unrechtes. Oft fiel mir dabei Jane Austin ein, wie sie eilig die dem Familienleben entzogenen Viertelstunden benutzte, unter ängstlichem Horchen ihre jetzt noch bewunderten Geschichten schuf, und wenn jemand in das Zimmer trat, erschreckt ihr beschriebenes Papier in eine Schublade warf. Man sollte denken, so könne die junge Begabung nicht gedeihen, und doch thut sie's; denn solche Verschämtheit ist naturgemäß. Der Keim soll im Verborgenen wachsen, bis die Pflanze stark genug ist, in Sonne und in Wind frei gegen den Himmel zu streben. Mein heimliches Geschäft ward mir zum neuen Lebensinteresse und in einsamen Stunden überkam mich zuweilen ein eigentümliches Glücksgefühl in der Hoffnung auf eine Verwirklichung meines Ideales.

Es war ein schöner Nachmittag, als ich in schwer zu beschreibender Aufregung bei meiner Freundin eintrat: zur „Revision" meiner kleinen Aufsätze. Die helle Frühlingssonne der nebelfreien Vorstadt schien durch das große Gartenfenster auf die reizvolle Unordnung der Bücher, alter Stiche und allerlei Kunstgegenstände, welche die Wände bedeckten, den Kaminsims und die Tische, — nicht als ihr Schmuck so sehr, denn als vertraute Hausgenossen, die Teil haben an unserem Leben. Unter ihnen das Bild von der Freundin Vater, Englands größtem Prosadichter, dessen Geist noch in dem Raum zu weilen schien. Ihre eigene Arbeit verriet sich in den bedruckten und beschriebenen Blättern, die vom Schreibtisch überflossen bis auf das großblumige Kattunsofa im Eck beim Feuer, auf welchem wir uns niederließen. Meine Richterin sah mich freundlich an mit dem hellen Blick, in dem Verstand, Güte und Humor in beständiger Wechselwirkung sich vereinten, während ich mit erstickter Stimme, unter Angst und Entzücken mein Werk vorlas! Wie hoffte ich auf ihr Lob! doch wenn sie etwas hübsch fand, so schämte ich mich. Wie verlangte mich zu hören, die Arbeit sei druckfähig! Doch wenn der Gedanke in mir aufstieg, erschien er mir wie eine Verrücktheit. Wenn jedoch im Text etwas Rührendes kam, vergaß ich alles und „schmolz an meinem eigenen Feuer," und die Dichterfreundin weinte mit. Als sie mir aber zum Schluß einen Brief gab, den ich dem Redakteur des E. Magazine mit meinem Manuskript selbst überbringen sollte — da war mirs, als hätte ich ein Königreich gewonnen!

Mein Manuskript! Ja, so hieß jetzt das Heft, welches ich krampfhaft in der Hand hielt, als sollte es mir jeden Augenblick entrissen werden, während ich im Sturmschritt und wie im Traum zwischen den Gärten von Wimbledon Park der Eisenbahnstation zulief. Die Müdigkeit des langen Weges empfand ich nur als dunkles Gefühl der Enttäuschung, wenn die Droschken an mir vorüberfuhren: denn es gelang mir nicht, sie anzurufen, noch auch den Blick der

Digitized by Google

Omnibuskondukteure auf mich zu lenken, denen sonst sprichwörtlich nichts entgeht. Meine Bemühungen blieben ohne Wirkung, denn sie waren eben die eines Traumes. Mein Manuskript! — seinetwegen ward die Welt um mich wie zu einer Vision aus weiter Ferne! Als ich im Bahnzug saß, ertappte ich mich auf dem Gedanken: ob die Leute wohl eine Ahnung haben, was das für ein Heft ist in meiner Hand? und es fiel mir ein, wie ich als kleines Kind am Ostermorgen im neuen Kleid zur Kirche ging, und mich fragte: ob sich die Hunde wohl wundern, daß ich heute so schön geputzt bin? Viel vernünftiger, als damals, war ich jetzt nicht!

Der Freitag kam, an dem ich in der Sprechstunde zwischen drei und vier Uhe mich auf der Redaktion des E. Magazine einstellen sollte; für den folgenden Morgen war meine Abreise nach Deutschland festgesetzt. Verfehlte ich die Stunde, so war es wohl um mich und meine Schreiberei geschehen. Das Unglück wollte, daß ich an jenem Tage Gäste zum Lunch erwartete. Sie trafen verspätet ein, es herrschte eine besonders gesprächige Stimmung bei der Mahlzeit, sie dauerte länger als gewöhnlich, und ich saß wie auf Kohlen. Fühlten denn die Leute nicht, daß in meinem Innern eine Schicksalsfrage herumtobte? Der Augenblick kam, da ich sie lösen mußte: mit der trockenen Kürze der Desperation erklärte ich meinen Freunden, daß ich gezwungen sei auszugehen und ließ sie verblüfft zurück. Halb vier Uhr! Das konnte noch reichen für die Fahrt von meinem im Westen gelegenen Haus bis in den Strand. Der „Hansom" flog. Es war die belebteste Stunde, während der Höhe der Londoner season und Oxford Street war ein undurchdringliches Wagengewirre. Die Kirchenuhren dagegen schienen zu rasen. Endlich ging auch mein Gefährt wieder vom Fleck und sauste die Straßen entlang: Regent Street, Waterloo Place, Trafalgar Square. Ich saß steif aufrecht, den Brief an den Redakteur, dessen Adresse ich zum siebzehnten Mal krampfhaft las, in der Hand; das Manuskript, das ich längst vergessen hatte, rollte am Boden. Da entfuhr mir plötzlich ein lauter Schrei: an dem hohen Rade des Hansomcabs klebt eine menschliche Figur, die sich mit ihm weiterbewegt, in großer Anstrengung sich auf den Füßen haltend! Doch es ist dem Kutscher gelungen, sein Pferd zum Stehen zu bringen, und der Mann tritt ruhig und unversehrt aufs Trottoir zurück, und zitternd vor Schreck halte ich gleich darauf vor meinem Ziele an.

Die Uhr in dem Buchladen, in welchen ich eintrat, zeigte noch zwei Minuten bis vier. Also erreicht! — Aber jetzt überkam mich die Angst, und ich wünschte fast, ich wäre zu spät gekommen! — Mutig jedoch folgte ich der stummen Einladung eines grauhaarigen Mannes, zwischen Bücherhaufen, durch dunkle Gänge, eine steile, teppichlose Treppe hinauf, an geheimnisvollen Thüren vorbei mit den Titeln bekannter und unbekannter Zeitschriften auf kleinen Messingschildern, — immer höher, bis ich endlich atemlos vor dem Namen meiner Zeitschrift und meines Redakteurs stille stand. Einen Augenblick darauf befand ich mich in einem kahlen, kleinen Raum, dessen gardinenloses Fenster auf erdrückend nahe, schmutzige Hinterhäuser schaute. Drei oder vier Pulte füllten den hinteren Teil des Zimmers, von wo ein paar junge Männer einen kalten Blick auf mich fallen ließen, um gleich wieder mit ihren Federn eifrig weiterzukratzen. Wie beneidenswert schienen sie mir in der Dintenatmosphäre ihres finsteren Winkels. Vornan im fahlen Licht, an einem Schreibtisch, von tollen Haufen beschriebenen Papieres verzweiflungsvoll bedeckt, saß ein Herr, der sich zur Begrüßung leicht erhob. In erdrückender Stille, mit einer Handbewegung lud er mich zum Sitzen ein, auf einem der Strohstühle, die in unheimlich gerader Reihe vor den Pulten standen. Mir war alle Hoffnung geschwunden; es war, als sollte ich nur noch ein wenig gefoltert werden, bevor ich den verwerfenden Richterspruch hörte. Meine nette, kleine Rede reduzierte sich auf ein halbes Dutzend einfältiger Worte, und zaghaft legte ich den Empfehlungsbrief in die Hand der fürchterlichen Gottheit: „Redakteur". Er durchflog ihn, legte das überreichte Manuskript, ohne es eines Blickes zu würdigen, beiseite, sagte in kältestem Geschäftstone ein Wort über das Zuschicken der Antwort und schaute mich aus den ernsten Augen an, als wäre es höchste Zeit, den Besuch zu enden. In einem letzten Impuls, seine Sympathie zu erwecken, reichte ich ihm beim Fortgehen die Hand, empfand es jedoch gleich darauf als eine ungebührliche Freiheit. Dann war die Thür hinter mir geschlossen, ich war auf die Straße gelangt, und kam erst wieder zu mir, als die eilige Menge an mir vorbeidrängte, und ich den Regen auf mich herabströmen fühlte. Ich erinnerte mich, daß ich nach Hause zu fahren habe, und rief eine Droschke an. Eine sonderbare Leere schien plötzlich in mein Leben gekommen, jetzt, da die große That vollführt war. Bald aber füllte sie sich mit einer eben so großen Hoffnung, die während einiger Wochen das Centrum all meines Denkens ward.

Das Resultat, meine Liebe? —

Es war in einem lieblichen, stillen Schwarzwaldthale, da der ländliche Postbote aus seiner großen Ledertasche mir einen dicken Brief überreichte. Der Stempel war London; daneben stand geschrieben: Manuskript. Darin lag ein gedruckter Zettel, von dem Redakteur unterschrieben; er enthielt das Wort: „unsuitable". Still und unbemerkt kroch ich in mein Zimmer und verbarg mit zitternder Hand mein armes Werk im tiefsten Eck eines Schubfaches, und wartete geduldig, bis die Gefühle des Ärgers, der Demütigung, des Kummers ihre Heftigkeit verloren, ehe ich wieder unter Menschen trat.

(Schluß folgt.)

Die Nacht ist rauh . . .

Die Nacht ist rauh, es raunt der Wind
Im Uferried der Lahn,
Der Berge Kuppen ragen schwarz
Ins düstre Blau hinan.
Von fern der Stadt Laternenschein
Flirrt bleich durchs Nebelmeer,
Das ob des Stromes Spiegel wallt
In grauen Schleiern her.

Aus Erlenwipfeln fällt der Tau
Mir kalt auf Haupt und Hand.
Die dunklen Fluten flüstern sacht:
„Manch Herz hier Ruhe fand,
Manch armes Herz, so müdgehetzt
Vom Frohn, vom Gram besiegt,
Hat sich in uns'ren kühlen Arm
Zum letzten Schlaf geschmiegt.

Was lebst Du, Thor — Tauch Dich hinab
Tief in Vergessenheit.
Was gilt des Denkers heißer Kampf

Digitized by Google

Der Menschheit Deiner Zeit;
Ihr Glück heißt Gold so heut wie einst
Am Berge Horeb schon,
Um bleiche Stirn ein Dornenkranz
War stets der Besten Lohn."

Die Nacht ist rauh — o, fort von hier.
Es wallt und lockt und sprüht,
Und wahr ist's ja, o Gott, auch ich,
Auch ich bin sterbensmüd.
Ich schreite rasch dem Städtchen zu,
Aus Nebel taucht's empor,
Von fern des Stroms berückend Lied
Klingt mir noch leis ins Ohr.

Wilhelm Müller-Weilburg.

Genie.

Von **A. Bauer.**

Die Frau des Gärtners kennt meine Liebhaberei, eine Weile ungestört durch den Garten zu wandern, auch wenn ich nur gekommen bin, um mir ein Schlingpflänzchen zu kaufen. Indem sie mir schon von weitem freundlich zunickt, macht sie eine einladende Handbewegung nach dem Treibhause und läßt mich an sich vorbeigehen. Vor einiger Zeit aber begegnete ich auf diesem Wege ihrem dreijährigen Söhnchen, welches die Steine und das Unkraut aus dem Garten fuhr. Schnell schob es die Schiebkarre beiseite und sagte: „Ich kann Dir auch das Treibhaus zeigen."

Im Weitergehen aber bückte der Kleine sich nach einem Pflänzchen, das der mit Jäten beschäftigte Bursche soeben fortgeworfen hatte, und rief: „O weh, o weh, Du hast ein Lebkoyenpflänzchen ausgerissen, o weh!"

Mit diesen Worten überzeugte er sich, daß die Wurzel noch heil und ganz war, machte ein Loch in die Erde, drückte sorgfältig die kleine Pflanze hinein und lief nach dem in einiger Entfernung stehenden Gießkännchen, um ihr etwas Wasser zu geben.

„Geh nur voran," rief er unterdessen, „ich komme gleich nach."

Das that ich nun nicht, sondern blieb stehen, bis der Junge fertig war, denn ich hatte meine Freude an ihm.

„Sieh mal, wie schön der Rhododendron blüht," sagte er bald darauf, auf einen Strauch vor dem Treibhause zeigend, während er die Thür aufstieß und vor mir hineinsprang. „Und hier haben wir so viele schöne Azaleen in allen Farben," fuhr er fort. „Die weiße Blume dort ist eine Spiraea und die daneben eine Deutzia. — Diese Pflanzen aber bekommen keine Blumen, sie haben nur schöne Blätter. Hier ist eine Dracaena, da eine Yukka und dort eine Aralia."

„Und wie heißt diese hier," fragte ich; „die will ich mir mitnehmen."

„Das ist eine Tradescantia," antwortete er; „aber willst Du Dir nicht lieber solch eine Fächerpalme kaufen? Die sind doch viel schöner."

„So, das sind also Fächerpalmen, und das Bäumchen daneben ist wohl eine Camelia?" fragte ich, um ihn irre zu führen.

„Ach, Du weißt aber auch gar nichts," fiel mir mein kleiner Führer in die Rede. „Kennst Du denn nicht einmal einen Laurustinus?"

„Wie haben Sie dem Kleinen denn all die lateinischen Namen beigebracht?" fragte ich die Mutter, welche in diesem Augenblick eintrat.

„Die hat ihm niemand mit Absicht beigebracht," antwortete die Frau mit Stolz. „Er fragt nur immer nach allem, was er sieht und hört, und was man ihm einmal gesagt hat, das vergißt er nicht mehr."

„Du bist ja ein kleines Genie," wendete ich mich an das Bürschchen, das beschäftigt war, mit seinen geschickten Fingerchen die welken Blättchen aus meiner beiseite gestellten Schlingpflanze zu entfernen. Da hob es aber schnell den Kopf und sagte mit großer Entschiedenheit: „Nein, ich bin ein Gärtner."

Noch lange nachher beschäftigte ich mich in Gedanken mit diesem kleinen Gärtner. „Der gewöhnliche, den Kindern eigene Nachahmungstrieb", erwog ich bei mir, „ist es nicht, was ihn zu dem Thun seines Vaters veranlaßt, sonst würde er nicht untersuchen, ob die Pflanze, die er in die Erde steckt, eine Wurzel habe oder nicht, und er würde die Blumenpflanze nicht von dem gewöhnlichen Unkraut unterscheiden können. Nur weil er angeborenes Talent besitzt, hat er das Geschick, die welken Blättchen der Schlingpflanze zu entfernen, ohne die andern zu beschädigen, und nur deshalb können seine Eltern es wagen, ihn unbeaufsichtigt im Garten hantieren zu lassen, ohne zu befürchten, daß er wie andere Kinder seines Alters Unheil darin anstifte. Indem er aber nach den Namen der Pflanzen frägt, Namen, die ihm doch fremd klingen und ihm keinen Anhaltspunkt in seiner Muttersprache gewähren, nicht nur seinem Gedächtnisse einprägt, sondern auch eine ganz bestimmte Vorstellung damit verbindet, verrät er außer seinem angeborenen Geschick in seinem jugendlichen Alter auch schon ein selbständiges Denken. Er weicht von dem Herkömmlichen ab, denn er wartet nicht, bis er zum Lernen angehalten wird, sondern folgt bloß seinem Wissensdrang und giebt dadurch seine Selbständigkeit, gewissermaßen seine Schöpferkraft zu erkennen. Wo andere einen Lehrmeister brauchen, der ihre Beobachtungsgabe durch Beispiele und Vergleiche anregt, ist er sein eigener Lehrmeister; was andere nach großen Schwierigkeiten erst erfassen, das nimmt er spielend in sich auf und doch mit dem ganzen Ernst, welcher der Sache gebührt. Er ist ein Genie. Und noch ein Merkmal des Genies trägt er an sich. Die ihm zusagende Beschäftigung giebt er auf, weil es ihm wichtiger erscheint, einem Kunden das Treibhaus zu zeigen, und darin unterbricht er sich wieder, um das im Wege liegende Pflänzchen zu retten. Er hat also Sinn für das Wesentliche. Was der Junge werden will, darüber wird er nicht im Zweifel sein, und wenn das Schicksal ihm nicht so günstig ist, daß er Naturforscher wird, so wird er ohne Zweifel Gartenkünstler."

Nach einiger Zeit, — es war an einem Aushebungstage, — als ich wieder bei dem Gärtner etwas zu thun hatte, betrat ich schon mit dem Gedanken an mein kleines Genie den Garten. Diesmal wurde ich aber nicht so zuvorkommend, wie das vorige Mal, von ihm empfangen. Die Schiebkarre, das Gießkännchen und die übrigen kleinen Gartengeräte lagen unbenutzt in einer Ecke, und als ich mich nach meinem kleinen Freund umblickte, kam er singend daher und trug einen Strauß von gemachten Blumen am Hut.

„Aha, da ist ja unser Gärtnersmann," rief ich, ihm den Weg vertretend.

Digitized by Google

„Nein," antwortete er mit großer Entschiedenheit, „ich bin heute in der Ziehung, ich werde Soldat."

„Was," sagte ich, im ersten Augenblick ärgerlich über seinen Wankelmut, „jetzt willst Du nicht mehr Gärtner sein, sondern Soldat? Weißt Du denn nicht, daß Du dann tot geschossen wirst?"

Da blickte er mich mit seinen offenen blauen Augen treuherzig an und antwortete: „Ich werde ja nicht totgeschossen. Ich schieße die andern tot."

„Ja, wenn die andern aber stärker sind als Du, dann zwingen sie Dich und machen Dich tot."

Ein dunkler Schatten flog über das rotwangige, frische Kindergesicht. Nachdenklich blickte der kleine Mann eine Weile vor sich hin; dann mit einem Male hob er entschieden den Kopf und stieß rasch die Worte hervor: „Und ich werde doch Soldat, ich muß es ja werden. Alle Jungen müssen Soldat werden."

Damit ließ er mich stehen und ging singend weiter.

Da geht er nun hin, dachte ich, gesund an Leib und Geist, lebensmutig und zielbewußt, und so wird er auch seinen Weg durchs Leben machen. Welches sein Beruf ist, das weiß er schon in einem Alter, da andere Kinder kaum sprechen können. Aber auch seinem Beruf, so lieb er ihm ist, kehrt er den Rücken, wenn die Pflicht es erheischt. Soldat will er werden, weil er muß, — weil es seine Pflicht ist, und seine Pflicht erfüllt er gern und mit Freuden, auch wenn ihm die Aussicht eröffnet ist, daß er ihretwegen sein Leben lassen soll.

Auch hier fällt sein Blick auf das Wesentliche. In ihm steckt nicht nur die geniale Anlage zum Gärtner. Er ist ein wirkliches Genie — ein Lebenskünstler.

Jeder Stand, jedes Fach, jede Kunst und jedes Handwerk hat seine genialen Vertreter, — seine Genies. Aber das vornehmste unter allen ist das Genie der Kunst des Lebens, jener Sprosse des von Gott selbst geadelten Geschlechts, ein geborener Aristokrat. Nicht immer dringt sein Ruf in die Ferne, nicht immer zu großen Thaten ausersehen, lebt es oft in stiller Größe, des eigenen Wertes unbewußt, von der eigenen Umgebung nicht anerkannt.

Dagegen ist mancher schon an seiner genialen Veranlagung zu Grunde gegangen, weil er die Kunst des Lebens nicht gekannt, nicht verstanden hat. Allen unseren halben, verkannten, verdorbenen, verkommenen und verrückten Genies fehlt das eine: sie sind keine Lebenskünstler. Dem einen fehlt der Kampf, um seine Kraft zu erproben, dem andern fehlt die Kraft, um den Kampf zu wagen. Dem ersten werden die körperlichen oder geistigen Anlagen, die ihn über Schwierigkeiten hinwegheben, welche andere erst nach eifrigem Studium und langer Gewöhnung überwinden, — das Glück, sich in der Kindheit gleichsam spielend in der geeigneten Umgebung auf den künftigen Beruf vorbereiten zu können, zum Verderben. Gar bald wird er sich seiner Überlegenheit über andere bewußt, aber nicht zugleich der Wahrheit, daß „Adel verpflichtet". Er fühlt sich besser und mehr als andere, aber er weiß nicht, daß er deshalb auch sein Thun mit anderem Maßstab zu bemessen habe; ihm fehlt die eigentliche Schöpferkraft. Einzelne geniale Leistungen mag er wohl hervorbringen, aber ein Genie ist er nicht.

Gerade umgekehrt ist es bei dem zweiten. Hindernisse stellen sich ihm in den Weg, aber er fühlt sich nicht stark genug, sie zu überwinden; und weil das Schicksal ihm verwehrt, groß zu werden, indem es ihm nicht günstig ist, seine Pläne und Ideen zu verwirklichen, so verzichtet er auch auf seine menschliche Größe — seine Menschenwürde. Er hat keinen Sinn für das Wesentliche, denn er strebt nicht danach, den Platz auszufüllen, auf den er von Gott gestellt ist.

Mehr als jedes andere, erfordert das Kunstgenie einen ganzen Charakter, einen ganzen Menschen. In seinem Werke giebt sich der Künstler selbst. Wie ein Spiegel strahlt es seine Fehler und Vorzüge wider. Hervorgegangen aus der bis zur Leidenschaft gesteigerten und von der besseren Erkenntnis überwältigten Sinnlichkeit, gleicht es einem errungenen Sieg, einer gewonnenen Schlacht und fördert wie eine solche den äußeren Ruhm und die innere Größe des Siegers. Die Waffe aber, womit er kämpft, heißt Selbstüberwindung, und sich selbst überwinden, heißt die Welt überwinden, denn der Mensch ist eine Welt im kleinen.

Willst Du wahrhaft glücklich werden —

Willst Du wahrhaft glücklich werden,
Lerne allem erst entsagen;
Ruhig wirst Du dann auf Erden
Freude, sowie Leid ertragen.

Nicht voll überstolzen Plänen
Wird es Dich zur Zukunft treiben; —
Der Enttäuschung bittre Thränen
Werden unvergossen bleiben.

Fern vom gierig-wilden Raffen,
Fern vom niedrigen Getriebe
Wirst Du für die Menschheit schaffen,
Als ein Priester wahrer Liebe.

Dankbar wirst Du stets genießen
Jedes Glückes kurze Stunden,
Bis sich Deine Augen schließen,
Bis der Tod auch Dich gefunden. — —

Egon Bredona.

Die Philosophie der Zukunft.

Von **Paul Remer.**

(Schluß.)

Wie der Titel des französischen Werkes andeutet, ist die darin enthaltene Philosophie der alte Dualismus in neuer Prägung. Der Verfasser Alhaiza geht von der Annahme aus, daß alles Sein zweierlei Antlitz trägt, daß es auf der einen Seite Geist, auf der anderen Stoff ist. Der Urzustand ist völlige Ruhe: der Stoff oder besser die Atome, in die er sich gliedert, verteilen sich gleichmäßig durch den Raum; mit der ihnen innewohnenden Energie, die der Verfasser die „Energie ihrer Lage" nennt, halten sie sich nebeneinander im Gleichgewicht. Dieses Gleichgewicht wird gestört, als die höhere Macht, der Geist, in Thätigkeit tritt und die tote Masse aus ihrer trägen Ruhe herausreißt, sie fernen Zielen zuzuführen. Die Atome kämpfen gegen diese Macht und streben, in ihrer ursprünglichen Lage zu verharren. Aus diesem Kampf wird das Chaos geboren, welches der noch schwankende Sieg ist. Aber der Geist ist der stärkere; er zwingt die Atome, sich zusammenzuballen zu Nebelflecken, Sonnen, Planeten, Monden. Aus dem Chaos ringt sich die

Digitized by Google

gesetzmäßig gegliederte Welt los, und das ist der erste Sieg des schaffenden Geistes über die plumpe Materie.

Doch damit ist der Kampf nicht beendet; er hebt nun von neuem an auf den einzelnen Weltkörpern, die durch die erste Entwicklung geschaffen worden sind. Die physische Ordnung der Dinge steht fest, ein neues Gleichgewicht ist hergestellt durch die Naturgesetze, die ihrem Wesen nach Gesetze der Bewegung sind. Der geordneten, aber immer noch toten Masse haucht jetzt der schaffende Geist den Odem des Lebens ein. Mit dieser Beseelung tritt der Kampf, d. h. die Entwicklung in eine neue Phase; Geist und Stoff ringen jetzt Brust an Brust. Im Leben sucht der Geist den Weg, der zurückführt zu seiner ursprünglichen Freiheit und Reinheit; aber die schwerfällige Masse hängt ihm an wie ein Eisengewicht und hemmt seinen Schritt. Dieser Zwiespalt erzeugt das zweite Chaos, das Chaos des Lebens, welches nach des Verfassers Ansicht auch heute noch nicht überwunden ist. Einen ersten Erfolg, nicht den endgiltigen Sieg über die Materie hat der Geist errungen mit der Schaffung des Menschen. In ihm wird das Leben sich seiner selbst bewußt; dieses Bewußtsein setzt schon eine gewisse Unabhängigkeit von der Materie voraus. Der Mensch ist daher das erste Lebewesen, wenigstens im Bereich unseres Erdenlebens, das vorgeschritten ist zur Erkenntnis einer höheren Macht und die Verehrung derselben hegt und pflegt als sein schönstes Recht.

Ist damit die Entwicklung abgeschlossen? Der Verfasser glaubt: nein! Der Mensch ist die augenblicklich vollkommenste Schöpfung, aber auch er ist noch Chaos, Sklave der Materie. Der schaffende Geist kann und wird sich nicht mit diesem unglücklichen Zwitterwesen begnügen; er wird streben, sich immer freier zu entfalten und reiner zu offenbaren. Als Ziel leuchtet in der Ferne volle Geistwerdung des Menschen, unumschränkte Herrschaft über den Stoff und seine Gelüste. Schritt für Schritt geht die Entwicklung weiter; ihr Anfang ist auch zugleich ihr Ende. Das Leben, das von Gott kommt, will zu Gott zurückkehren. Ist das Endziel erreichbar? Wir wissen es nicht. Vielleicht erlischt schon vorher das Leben, indem die materiellen Bedingungen schwinden, von denen es abhängig ist. Aber eine Gewißheit steht als Fels im flutenden Meer des Ungewissen: der Fortschritt! So lange es Leben giebt, wird es Streben und Vorwärtsschreiten sein, dem hohen Ziele vollkommener Vergöttlichung zu.

Das ist, aus den Einzelheiten losgelöst, der Gedankengang des ersten Teiles. Im zweiten wendet sich nur der Verfasser der Betrachtung des Menschen im besonderen zu. Er gelangt hier zu seiner Theorie von den Lebensschwingungen (rayonnement vital), die so eigenartig ist und in ihren Schlußfolgerungen so viel Neues und Überraschendes bietet daß es sich verlohnt, näher darauf einzugehen.

Die dualistische Philosophie gründet sich auf die Annahme, daß alles Sein der immerwährende Kampf der Lichtgewalt des Geistes gegen die finstere, fortschrittfeindliche Macht des Stoffes ist. Rein äußerlich stellt sich dieser Kampf als eine schwingende Bewegung der beteiligten Atome dar. Diese Bewegung aber bleibt nicht auf ihren Herd beschränkt; sie versetzt den umgebenden Äther in Schwingungen, teilt sich ihm so mit und verpflanzt sich fort in den Raum. Ein ins Wasser geworfener Stein macht nicht bloß ein Loch, er erzeugt Wellenbewegung, die sich schwächer, immer schwächer bis zum Ufer fortsetzt. Schall, Wärme, Licht sind Wellenbewegungen des Äthers, die deutlich von unseren Sinnen wahrgenommen werden. Neben und über ihnen nimmt der Verfasser eine andere Art von Ätherschwingungen an, für deren Wahrnehmung sich noch nicht ein besonderer Sinn bei uns herausgebildet hat, die wir aber dennoch schon dunkel empfinden. Auch Leben, weil Kampf zwischen Geist und Stoff, ist Bewegung, und nichts hindert zu folgern, daß auch diese den umgebenden Äther schwingen macht. Jeder Lebensherd (Pflanze, Tier oder Mensch) strahlt eine Wellenbewegung aus.

Die höchste Steigerung des Lebens ist das Denken des Menschen; in den Erscheinungs- und Bethätigungsformen desselben findet der Verfasser Gründe und stützende Beweise für seine Theorie. Daß auch Denken, äußerlich betrachtet, schwingende Bewegung der beteiligten Gehirnatome ist, hat die Wissenschaft festgestellt; Beweis ist die Wärmeentwicklung, die dabei stattfindet. Unmöglich können nun diese Atomschwingungen ihre Grenze finden an den Schädelwänden; auch sie verursachen notwendig eine Wellenbewegung des Äthers und fluten hinaus in den Raum. Einen sicheren Beweis erblickt der Verfasser in der Thatsache des Hypnotismus, der Willens- und Gedankenübertragung. Wie gelangt ein Gedanke von einem Menschen zum anderen? Doch kaum durch einen Sprung; nein, der in Schwingungen versetzte Äther leitet ihn hinüber. Um jeden Kopf wogt und flutet ein Wellenkranz; jeder Mensch hat gewissermaßen seine Atmosphäre für sich, welche die Vergrößerung und Ausweitung seiner Persönlichkeit bedeutet, und für welche diese nur den festen Kern abgiebt Der fromme Glaube, der um Köpfe von Heiligen und Märtyrern einen Heiligenschein dichtete, war mehr als ein Glaube, war das dunkle Gefühl für eine noch verborgene Wahrheit.

Weshalb weiß ich, daß jemand bei mir im Zimmer ist, obgleich ich kein Geräusch des Eintretens vernommen habe? Weil der Wellenschlag meiner geistigen Atmosphäre sich plötzlich bricht an dem einer fremden, und ich so benachrichtigt werde. Warum veranlaßt mich (z. B. im Theater) ein von hinten auf mich gerichtetes Opernglas, nach dem Beschauer mich umzusehen? Weil die Gedankenwellen des Betreffenden, durch seine Aufmerksamkeit in ein festes Flußbett gezwängt, alle auf mich zuströmen, und ich so wieder ein Fremdes in meine Sphäre eindringen fühle. Andererseits kann die Mutter sehr wohl empfinden, daß ihrem Sohn, der in der Fremde, vielleicht im Kriege weilt, plötzlich ein Unglück zugestoßen ist. Es werden immer Gedankenwellen vom Sohn zu der Mutter unterwegs sein; diese bleiben plötzlich aus, die Mutter hat ein Gefühl der Leere, und dieses Gefühl verdichtet sich zu der bangen Gewißheit geschehenen Unglücks. Der Verfasser bringt noch eine ganze Reihe anderer Beispiele, seine Theorie zu stützen; namentlich die Gebiete des Magnetismus und Hypnotismus bieten ihm reiche Ausbeute. Es würde aber zu weit führen, ihm durch alle Schlupfwinkel des Geheimnisvollen nachzukriechen; nur das mag gesagt sein, daß allerdings seine Theorie auf manches dunkle Problem ungeahnt helles Licht wirft.

Eine Schlußfolgerung jedoch, die der Verfasser aus seiner Annahme eines „rayonnement vital“ zieht, möchte ich noch anführen, weil sie der Phantasie des französischen Metaphysikers alle Ehre macht. Er sagt, und ganz mit Recht, daß eine einmal eingeleitete Bewegung, streng genommen, keine Grenze findet und mit immer schwächer werdendem Wellenschlag ins Unendliche hinauswogt. Fassen wir nun die geistigen Atmosphären z. B. der Erde zu einer einzigen zusammen, so wird diese so gewaltig sein, daß ihr Wellenschlag sehr gut

Digitized by Google

bis zu einem anderen Weltkörper, für diesen wahrnehmbar, bringen kann. Es ist daher nicht undenkbar, daß ein Austausch von Geist und Leben zwischen den einzelnen Gestirnen stattfindet, wie wir thatsächlich einen Austausch von Licht, Wärme und Elektricität zwischen ihnen schon kennen. Vielleicht erlauben eines Tages die Fortschritte der Wissenschaft, auch hier Gesetze aufzustellen; der Verfasser hat aber recht, wenn er hinter diese Vermutung vorsichtig ein großes Fragezeichen stellt.

Der dritte Teil des französischen Werkes ist dem Ausbau einer Religionsphilosophie gewidmet, wie sie sich aus der dualistischen Weltanschauung ergiebt. Alles Sein ist Kampf zwischen Geist und Stoff; eine höhere Form des Seins ist das Leben, mit dem der Geist ein gewisses Übergewicht über den Stoff erlangt; die augenblicklich höchste Form ist das Denken, in dem der Geist sich seiner selbst bewußt wird. Der Mensch ist so im Bereich unseres Wissens der erste, der die Erkenntnis findet, daß über der sinnlichen Welt eine göttliche Macht wirkt und schafft. Diese Erkenntnis kann nicht verloren gehen; im Gegenteil, sie wird sich immer freier entfalten und reiner offenbaren. Die Geschichte der Religion ist Beweis; es war ein weiter Weg von der Fetischanbetung des Wilden, die auf selbstsüchtiger Furcht vor der höheren Macht beruhte, bis zum Christentum, der Religion der selbstlosen Liebe. Die Menschheit durchwandert heute eine Periode des Zweifels; der Skepticismus unserer Zeit bedeutet aber nicht den Todeskampf der Religion, sondern seine ängstlichen Zweifel sind die Geburtswehen eines neuen Glaubens. Nicht der Inhalt hat sich überlebt, nur die Form, weil sie nicht verstanden hat, sich mit den Ergebnissen der Wissenschaft in Einklang zu bringen.

Eine neue Morgenröte dämmert am Horizont herauf und verkündet das kommende Licht. Die Herzen beginnen sich sacht zu erschließen der wachsenden Helle wie Blumenkelche, die während der Dunkelheit geschlossen waren. Wie wird die Religion der Zukunft beschaffen sein? Zunächst darf gesagt werden, daß auch sie noch nicht der äußeren Formen entbehren kann. Die Menschheit ist noch nicht reif für einen unmittelbaren Verkehr mit Gott; sie steht ihm noch zu fern, und ihre Anbetung wird wieder der Handlungen des Kultus bedürfen. Kirche und Priester werden wir erst in einer verhältnismäßig späten Zukunft abdanken können. Der Verfasser macht einige Andeutungen, wie er sich den zukünftigen Kultus denkt. Ich kann ihm hier nicht folgen; es sind die Phantasien eines Dichters, die aller Wahrscheinlichkeit nach vor der Wirklichkeit nicht standhalten werden. Ein Kultus ist eine äußerliche Sache und wächst unter dem beengenden Zwange praktischer Bedürfnisse und Gesichtspunkte.

Dagegen sind des Verfassers Ausführungen über eine natürliche Moral, die den Mittelpunkt der Zukunftsreligion bilden wird, sehr beachtenswert. Es wurde ausgeführt, daß er das Endziel der Entwicklung in der vollkommenen Vergöttlichung des Menschen erblickt, in dem endgiltigen Triumphe des Geistes über den Stoff. Er sagt nur: alles, was dieser Entwicklung förderlich ist, wird von dem religiösen Menschen als gut und moralisch, alles, was ihr hinderlich ist, als schlecht und unmoralisch empfunden werden. Als hinderlich der Entwicklung gelten ihm die Gefühle und Handlungen der Selbstsucht, weil sie im Kerne ihres Wesens auf tierische Instinkte zurückgehen, als förderlich diejenigen der Selbstlosigkeit, weil sie einen Sieg bedeuten über die Gelüste des Stoffes und eine Annäherung an den göttlichen Geist. Das Christentum ist daher bis jetzt die letzte und höchste Fassung des Gottgedankens, und sein Hauptinhalt wird von der Zukunftsreligion übernommen werden müssen. „In der Religion," sagt der Verfasser dann am Schlusse seines Werkes, „lauscht die menschliche Seele, die unter ihrer gegenwärtigen Unvollkommenheit leidet, auf die göttliche Troststimme, die ihr eine zukünftige Vollkommenheit prophezeit."

Vom rein philosophischen Standpunkt aus angesehen, verfolgen Paulsen mit seiner „Einleitung in die Philosophie" und Alhaiza mit seinem „Catéchisme dualiste" völlig verschiedene Ziele. Der deutsche Philosoph bietet im wesentlichen eine pantheistische, der französische eine dualistische Welterklärung. Ich bin hier mit Paulsen der Ansicht, daß dem Pantheismus der Vorzug gebührt. Er betrachtet das Sein als eins, die Welt ist ihm Erscheinung Gottes; er hat so die Einheitlichkeit voraus vor dem Dualismus, der das Sein zweiteilt in Geist und Stoff. Lassen wir aber die reine Philosophie beiseite und betrachten die beiden Werke, insofern persönliches Wollen und Fühlen in ihnen zum Ausdruck kommt, so erkennen wir sofort, daß im Grunde ein und derselbe Geist die Verfasser beseelt. Beide erkennen die Grenzen der Wissenschaft nicht als letzte Schranke an und streben darüber hinaus; beide bauen an einer idealistischen Weltanschauung und pflanzen den Turm der Metaphysik auf die irdische Heimstätte; beide unternehmen eine Ehrenrettung der Religion und ebnen ihr den Weg zu den Herzen neuer Menschen. Diese Übereinstimmung ist nicht zufällig; hier keimt Zukünftiges. Ein kommendes Geschlecht wird sich nicht allein begnügen mit plattem Wissen, es wird den Blick wieder heben vom Boden und hinaufschauen zum Himmel und seinen ewigen Wundern.

Sprüche.

Von **L. v. Oberhofen.**

Verborgen unserm Auge
Lebt manche Perle still
In schlichter Muschel Hülle,
Die niemand öffnen will.

*

In einem treuen Menschenauge
Ein klares, stilles Dichverstehen,
Das ist, als ob in Wintertagen
Der Frühling wollte auferstehen!

*

Kümmere Dich nicht um die Leute;
Wenn sie ihre Häute zu Markte getragen,
Wollen sie auch noch die Deine haben!

*

Eh' Du willst einem Menschen Freundschaft geben,
Da prüfe Dich, ob Du sie hältst für's Leben.
Es ist gar leicht, sich einem anzupassen,
Doch bitter schwer, ihn wieder zu verlassen.

*

Wenn Du nicht möchtest unverstanden sein,
Bemühe Dich, daß andre Dich verstehen,
Laß Deine Seele einen Spiegel sein,
Worin wir Deine guten Pläne sehen.

*

Digitized by Google

Wenn Du erraten willst,
Wo denn das Glück nur liegt,
So habe erst mit Ernst
Dein eig'nes „Ich" besiegt,
Geh' in Dein eig'nes „Selbst"
Dann tief und ernst hinein,
Und mit Erkenntnis kommt
Des Glückes Sonnenschein.

*

Im Glauben fest und rein,
Zweifels nicht schuldig,
In Liebe lauter sein,
Hoffend geduldig,
Im Denken treu und still
Und schaffend viel,
Führt, wenn der Herr es will,
Endlich — zum Ziel!

Briefkasten.

Frl. A. S. in C. Angenommen, aber ich bitte, nicht sobald wieder eine Sendung, denn wann soll ich denn das alles bringen? Besten Gruß. — Herrn Dr. J. B. in R. Über die „Theosophische Vereinigung" können wir Ihnen folgendes mitteilen: Begründet wurde sie am 7. Dezember 1892 zu Steglitz bei Berlin. Sie ist hervorgegangen aus dem geheimen Zuge unserer Zeit nach Verinnerlichung im Gegensatze zu der Überdruß erregenden bisherigen Richtung unseres Kulturlebens auf das Äußerliche. Die Begriffsbestimmung der Theosophie (nicht Theologie) findet die Vereinigung in dem lebendigen Aufwärtsstreben innerer Entwickelung, und drückt dies aus in ihrem Wahlspruch: „Lebe Deinem höchsten Ideal getreu!" Zu diesem Zwecke hat sie sich zur Aufgabe gesetzt, in jedem einzelnen das Bewußtsein der Unsterblichkeit zu wecken und zu heben, da ein bewußtes Streben nach Vollkommenheit ohne das Bewußtsein der individuellen Fortentwickelung über dies eine gegenwärtige Leben hinaus kaum möglich ist; denn man muß sich als den Zustand der Vollendung schon ein recht niedriges Ideal vorstellen, wenn man glauben wollte, es in einem Erdenleben in sich verwirklichen zu können. — Die „Theosophische Vereinigung" hält sich frei von allen dogmatischen und parteilichen Engherzigkeiten und macht keiner kirchlichen oder politischen Partei Opposition. Trotz ihres kurzen Bestehens hat diese Vereinigung bereits eine weite Verbreitung über ganz Deutschland und über die Reichsgrenzen hinaus gefunden. Leiter der „Vereinigung" ist Dr. Hübbe-Schleiden in Steglitz bei Berlin, durch den Programm und Satzungen kostenfrei zu beziehen sind. — Augenkranke alte Frau in N. Das Gedicht ist nett für den häuslichen Kreis; für die Öffentlichkeit genügt es nicht, da diese Gedanken schon sehr, sehr oft behandelt worden sind — Frl. Edith in B. Sie haben etwas Eigenartiges in der Empfindung. Aber noch fehlt die Klarheit. Senden Sie gelegentlich etwas Neues. Besten Gruß! — Ivo in J. Die Gedichte Ihres Freundes sprechen für ein liebenswertes Gemüt, aber leider ist seine ganze Begabung, so viel ich nach den vier Proben schließen kann, nicht eigenartig und kräftig genug, um heute durchzudringen. Er mag sich sein Leben mit diesen Blüten des Herzens schmücken und seine Umgebung damit erfreuen; auch das schon ist eine Gabe, für die man dankbar sein muß. Besten Gruß! — Savonarola. Gedicht hat lyrische Stimmung, aber die Bilder sind unbewußte Nachklänge gelesener Gedichte. Angenommenes wird mit der Zeit kommen. Lassen Sie sich Ihren Beruf nicht verekeln. Auch Freiligrath und mancher andere waren Kaufleute. — Herrn G. E. in H. „Am Waldquell" bringe ich. „Ein Wiedersehen" ist dichterisch besser, aber unklar und ohne rechten Schluß. Ihr Bühnenstück ist angekommen, ich hatte jedoch noch nicht die Zeit, um es zu prüfen. Besten Gruß. — H. E. Tsch. in Str. „Wunsch" besitzt zu wenig Eigenart. — Herrn P. Gr. in L. Was ist denn vorgefallen? Ich bitte um nähere Auskunft. Besten Gruß. — Frau Melanie. Für den Ostergruß herzlichen Dank. Ich erwidere in alter Gesinnung Ihre Wünsche! — Frl. M. B. in K. Leider in Form und Inhalt nur Kunstspielerei. — Fr. H. in N.-P. Leider ebenso. — Herrn H. H. R. in G. Nicht so gut wie manches früher gesandte Gedicht. — Herrn Dr. U. K. in E. Ja, Sie besitzen Begabung. Aber welchen Umfang und welche Tiefe sie erreichen kann, vermag ich noch nicht zu sagen. Humoristisches ist, wenn echt, stets willkommen. Besten Gruß. — Fr. S. S. in M. Auch „Der Tag bricht an" hält der Kritik nicht stand. Sie haben Herz, aber es fehlt Ihnen alle Herrschaft über Sprache und Form. Es thut mir leid, aber ich kann nicht anders urteilen. — Frl. H. Sch. in B. „Zur Konfirmation" ist herzlich gut gemeint, aber das genügt noch nicht. — Gerta aus Bremen. Leider eine Niete. — Frl. C. H. in L. Kunstspielerei. Ich kann (wie oft werde ich das noch aussprechen müssen!) Gedichte nicht zurücksenden. Die 10 Pf. sind in eine Sammelbüchse des Vereins für Kinderheilstätten geworfen worden. — Herrn E. J. in P. „Mutterstolz" gut, aber zu persönlich; „Weihe der Kunst" wahr, aber „reinen" für „reinigen" ist unmöglich. — Herrn Fr. Sch. v. Gr. in Frkf. „Liebesweh" noch zu anfängerhaft. Gedichte werden nicht zurückgeschickt. — Sascha in Hanau. „Machtlos" soll kommen. Übrigens „minder streng" kann ich nicht sein; ich müßte eher noch strenger werden. Besten Gruß. — Primaner E. W. in B. Die vier Gedichte sind sehr anfängerhaft. Das „Ex ungue leonem" kann ich nicht bestätigen. — Herrn Th. B. in W. Gedanke von „Ergebung" zu oft ausgesprochen. — Frl. E. T. in B. a. Rh. „Zuversicht" warm empfunden, aber Gedanke schon allzu oft benutzt. — J. K. Askania. Lassen Sie sich's nicht zu sehr zu Herzen gehen. Wenn Ihre Begabung auch nicht hinreichen sollte, Sie zum Dichter zu machen, so besitzen Sie doch in Ihrem Sinn für Schönes und Gutes einen Schatz von hohem Wert und können sich und anderen auch mit Ihrer freundlichen Begabung manche Freude bereiten. „Verschmäht" werde ich bringen. Besten Gruß. —

Inhalt der Nr. 29.

Die Sonntagskinder. Roman von Hans Werder. Schluß. — Auf der großen Landstraße. Roman von H. Schobert. Forts. — **Beiblatt:** Sehnsucht. Von G. Lotty. — Aus den Erinnerungen einer alten Schriftstellerin. Von Carola Blacker. I. — Die Nacht ist rauh . . . Von Wilhelm Müller-Weilburg. — Genie. Von A. Bauer. — Willst Du wahrhaft glücklich werden. Von Egon Bredona. — Die Philosophie der Zukunft. Von Paul Remer. Schluß. — Sprüche. Von L. v. Oberhofen. — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leirner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche
Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 30.

Die beiden Rittmeister.

Historischer Roman

von

Wusso Graf von Bredow.

Erstes Kapitel.

Mehr als ein Vierteljahrhundert hatte es bedurft, um die Spuren, welche die Stürme des dreißigjährigen Krieges in der Mark Brandenburg hinterlassen hatten, auch nur einigermaßen zu verlöschen.

Dank der väterlichen Fürsorge eines umsichtigen und tapferen Fürsten waren die zerstörten Ortschaften zum Teil wieder aufgebaut und thätige Bewohner in das entvölkerte Land gezogen worden.

Die neu aufgerichteten Häuser sahen, wenn auch nicht prächtig, so doch um so freundlicher und wohnlicher aus. Fachwerk mit Backsteinen ausgefüllt und mit hohem Stroh- oder Schindeldach versehen, in den meisten Fällen nur einstöckig, so waren durchweg die Wohnhäuser der grundbesitzenden Familien beschaffen. Die Natur that das ihrige, einen solchen Sitz zu verschönen und angenehm zu machen.

An dem Ufer eines der großen, mit dichtem Schilfkranz umrahmten, märkischen Seen lag ein derartig gebautes Haus und spiegelte sich mit seinen weißgetünchten Wänden in der klaren Flut. Man sah es ihm noch an, daß es auch zu den neuerrichteten gehörte, ebenso den Ställen und Scheunen, welche es umgaben. Es waren ihrer nur wenige, aber genügend, um den spärlichen Ernteſegen aufzunehmen.

Jenseits des Sees hoben sich von dem dunklen Hintergrunde eines Fichtenwaldes die hellen Mauern eines andern Herrenhauses, ähnlich dem hier an dem See gelegenen, malerisch ab. Die Entfernung zwischen den beiden Gehöften war nicht groß, und in kurzer Zeit gelangte man im Winter über die spiegelglatte Eisfläche von dem einen zum andern. Im Sommer aber brauchte ein rüstiger Fußgänger wohl eine gute Stunde, um an dem Ufer des Sees entlang von Lietzow nach Brand, so hießen die beiden Güter, zu gelangen.

Die benachbarten Edelsitze gehörten zwei Freunden, langjährigen Kameraden, welche der dreißigjährige Krieg zusammengeführt und schließlich hier einen Ruheplatz hatte finden lassen.

Auf Lietzow saß Axel Steenbock, weiland Rittmeister im Dragonerregiment Südermannland, ein geborener Schwede; auf Brand, Hans Achim von Kerkow, Rittmeister von demselben Regimente, aber Nachkomme einer alten brandenburgischen Familie.

Hans Achim hatte in jungen Jahren Wallensteins räuberische Horden die unglückliche Mark überfluten gesehen. Hilflos hatte er dulden müssen, als rohe, blutbefleckte Hände seine Eltern mißhandelten, sein Vaterhaus niederbrannten und sein Besitztum vernichteten; aber grimmiger Haß gegen die Zerstörer gährte in seinem Herzen auf, und blutige Rache schwur er damals den Feinden.

Ein neues Morgenrot brach für die ermatteten norddeutschen Kämpfer herein, als die Scharen des ritterlichen Schwedenkönigs an den deutschen Gestaden landeten.

Der Junker Hans Achim mit seinem getreuen Knecht und einstigen Gespielen Georg Wernicke, schloß sich Gustav Adolfs Fahnen an, und bald wurden im berühmten blauen Regiment, neben dem sogenannten gelben das beste der Armee, die Namen der Brandenburger mit Auszeichnung genannt.

Innige Freundschaftsbande knüpften sich hier zwischen den beiden Junkern Kerkow und Steenbock. Sie schliefen in demselben Zelt, unter derselben Decke, und teilten redlich das letzte Stück Brod und den letzten Trunk Wasser.

Ebenso fest wie die Herren hielten auch ihre Diener, Jürgen Wernicke und Gulden Braal, zusammen.

Im Laufe der Jahre aber veränderte sich vieles im schwedischen Heere. Die Politik ward eine andere, und die Soldaten waren nicht mehr dieselben, welche unter dem unsterblichen König gekämpft hatten. Mit Schmerz gewahrte Hans Achim, daß diejenigen, in

Digitized by Google

deren Reihen er focht, im deutschen Vaterlande noch übler hausten, als die Feinde, an denen Rache zu üben, er einst die Waffen ergriffen hatte. Die Begeisterung, mit welcher der Junker Kerkow in den Kampf gezogen war, hatte den Rittmeister längst verlassen, und sehnlichst wünschte er die Gelegenheit herbei, mit Ehren sich dem für ihn nicht mehr ehrenvollen Dienst zu entziehen.

Auf den Gefilden von Leipzig, auf denen elf Jahre früher Gustav Adolf seinen Sieg erfochten hatte, kämpften die beiden Freunde den letzten Kampf in diesem Kriege unter Torstensons Führung.

Von dem stattlichen blauen Regiment hatten nur wenige den Sieg überlebt. Unter ihnen befanden sich auch die beiden Freunde, aber dem Rittmeister Steenbock hatte eine feindliche Kugel das Bein zerschmettert, und nur der größten Aufopferung des selbst nicht unerheblich verwundeten Hans Achim von Kerkow gelang es, dem Kameraden das Leben zu erhalten. Dank seiner kräftigen Körperbeschaffenheit überstand Axel Steenbock wider Erwarten die Amputation des Beines und genas in verhältnismäßig kurzer Zeit so weit, daß ihn Hans Achim ohne nachteilige Folgen für den Verlauf der weiteren Heilung nach seinem väterlichen Gut in der Mark schaffen konnte.

Hier fesselte ihn bald die Nichte des alten Rats von Kerkow, die blauäugige Bertha, für immer an das brandenburgische Land, und im Verein mit ihr gelang es ihm, auf den Ruinen am See ein behagliches Heim zu gründen.

Frau Bertha ruhte nun längst in ihrem kühlen Grabe, aber an dem Ufer des blauen Sees wandelte Arm in Arm ein anderes Liebespaar. Der blonde stattliche Jüngling ist der Sohn des Rittmeisters Steenbock, und das schlanke anmutige Mädchen die Tochter seines alten Kameraden Kerkow. Jetzt bleiben die beiden Spaziergänger stehen, der Arm des Mannes umschlingt die verschämte Jungfrau und zärtlich drückt er einen Kuß auf ihre weiße Stirn. Das Mädchen sträubt sich ein wenig, aber Junker Heinrich Steenbock flüsterte ihr lächelnd ins Ohr: „Gretchen, es sieht ja hier niemand."

Und doch hat sich der Junker geirrt, wenn er denkt, ganz unbeachtet zu sein. Dort im dichten Schilf hält ein Kahn am Ufer, mit Fischergeräten beladen. Zwei verwitterte alte Männer sitzen in dem Fahrzeuge und lugen vergnüglich grinsend durch das Schilf. Ihre bedenklich gerötenten Nasen glänzen zwischen den grünen Halmen wie Nelken auf einer Wiese. Verständnisvoll nicken die Alten einander zu, dann nimmt der eine von ihnen, dessen Gesicht eine breite Narbe entstellt, die dampfende Thonpfeife aus dem Munde, holt unter der Bank ein Fläschchen hervor, thut einen gewaltigen Zug daraus und reicht es seinem Gegenüber mit den Worten:

„Zur Gesundheit, Kamerad Jürgen Wernicke! Was meinst Du? Die beiden dort wollen wir schützen."

„Das versteht sich, Gulden Braal. Ich glaube, sie werden unsern Schutz nötig haben, wenn das Gerücht wahr ist, daß der Wrangel mit seinen Regimentern aus Pommern hierher marschiert. Das unsere soll ja auch dabei sein. Herrgott im Himmel, ich würde mich doch freuen, die alten Kerle noch einmal wiederzusehen."

„Da werden verdammt wenig aus unserer Zeit noch vorhanden sein, verlaß Dich darauf, Jürgen. Sehen möchte ich die blauen Koller auch wohl noch einmal. Aber, aber, Jürgen, ich denke an das Donnerwetter, welches es dann zwischen unseren beiden Alten geben wird. Mir thun die armen Kinder nur leid. Wenn wir nicht gehörig aufpassen, Jürgen, so wird es nichts mit der Heirat. Mein Rittmeister zeigt sich jeden Tag bissiger, und mit dem Deinen geht es nicht anders. Weiß der Teufel, keiner von ihnen kann es länger als vierundzwanzig Stunden ohne den andern aushalten, und doch gehen sie niemals mehr voneinander, ohne sich furchtbar gezankt zu haben. Jürgen, wir streiten uns nie, alter Kamerad. — Aber zum Donnnerwetter! Du hast ja unterdessen die ganze Flasche ausgetrunken."

Der ehemalige Wachtmeister Wernicke überhörte scheinbar den unwilligen Ausruf seines alten Kriegsgefährten. Er schüttelte nur melancholisch den Kopf und murmelte leise:

„Ja, die ganze Welt kehrt sich um, jeden Tag wird es schlimmer. Zu unserer Zeit war es doch ganz anders." Mit diesen Worten ergriff er das Ruder und schob den Kahn in den See hinaus.

Die beiden invaliden Soldaten, die hier eben gegenseitig ihren Unwillen über ihre Herren zum Ausdruck gelangen ließen, hatten leider mit ihren Klagen nicht unrecht.

Wenngleich die alten Offiziere sich zusammen derartig eingelebt hatten, daß eine Trennung zwischen ihnen ganz unmöglich schien, so war doch mit der Zeit eine Meinungsverschiedenheit bemerkbar geworden, welche mit dem zunehmenden Alter immer schärfer hervortrat. Schließlich waren den beiden Alten ihre Zänkereien ebenso unentbehrlich geworden, wie ihre gegenseitigen Besuche selber. Da hierbei gewöhnlich auch dem Weinbecher fleißig zugesprochen wurde, so trennte man sich regelmäßig mit der Versicherung, einander nie wieder aufsuchen zu wollen, ein Vorsatz, der am andern Tage ebenso regelmäßig wieder vergessen wurde. Dauerte aber die Verstimmung einmal ausnahmsweise länger, so waren die Kinder, Heinrich und Gretchen, stets das versöhnende Element.

Die Ereignisse des großen Krieges bildeten stets das Gebiet, auf welchem die alten Herren mit nie erlahmender Heftigkeit aneinander gerieten. Je weiter die Zeit ihres gemeinsamen Kriegsdienstes zurücklag, um so verschiedener faßten sie diese Zeit auf.

Der Rittmeister von Kerkow war geborener Brandenburger. Als solcher empfand er lebhaft das Ungemach, welches die Fremden über sein Vaterland gebracht, und vergaß darüber die Dienste, die ihr Heer unter seinem großen Könige den Unterdrückten geleistet hatte. Er verwechselte die schwedische Armee wie sie in den vierziger Jahren war, mit derjenigen, welche Gustav Adolf nach Deutschland geführt hatte, und ihre Generäle mit dem König, in welchem er nur noch den Usurpator erblickte.

Das Umgekehrte fand naturgemäß bei Axel

Digitized by Google

Steenbock statt. So groß die Liebe auch war, die er für sein neues Vaterland gewonnen hatte, so blieb er doch stets ein glühender Verehrer des unsterblichen Schwedenkönigs und seiner Armee. Darüber aber vergaß er wiederum ganz den späteren Zustand der letzteren. Die Vorstellung ihrer musterhaften Ordnung unter Gustav Adolf verwischte in ihm allmählich die Erinnerung an die Zuchtlosigkeit der späteren Zeit, über die er sich selber einst bitter beklagt hatte Zudem schmeichelte es seinem Stolze, in sich einen der Retter seines neuen Vaterlandes zu sehen. Unter diesen Umständen war es nicht verwunderlich, wenn die beiden alten Kameraden oft und hart aneinander gerieten.

Als im Sommer 1674 der Kurfürst Friedrich Wilhelm gegen ein französisches Heer, welches plündernd und verwüstend in die Pfalz eingedrungen, zu Felde gezogen war, verbreitete sich allenthalben das Gerücht von einem feindlichen Einfall der schwedischen Armee in die von Truppen entblößte Mark. Seit dieser Zeit entbrannte der Kampf zwischen den beiden alten Offizieren mit noch nicht dagewesener Heftigkeit.

Das Neujahrsfest 1675 sollte, wie schon seit Jahren, in dem Hause des Rittmeisters von Kerkow gefeiert werden. In dem großen Eßsaal hatte Jürgen Wernicke die Tafel mit schneeweißem Tischtuch gedeckt, die selbstgegossenen Wachskerzen angezündet, und in dem mächtigen Kamine brannten mit lustigem Knistern gewaltige Kiefernkloben. Soweit der Feuerschein reichte, verbreitete sich allerdings eine behagliche Wärme, sonst aber blieb der große Raum recht empfindlich kalt. Dazu trieb der heftige Nordost eine ansehnliche Menge beißenden Rauches aus dem Schornstein in den Saal. Aber angenehm war der Aufenthalt doch, wenigstens für den Rittmeister von Kerkow und seine Familie; sie hatten es eben nicht anders kennen gelernt.

Der Rittmeister, eine hohe, hagere, etwas vornüber geneigte Gestalt, ging mit hastigen Schritten in dem Saal auf und nieder. Der Mann hatte scharfe, fast hart geschnittene Züge, um den von struppigem weißem Schnurrbart beschatteten Mund. Im seltsamen Gegensatz zu den herben Zügen blickten seine blauen Augen freundlich und gütig unter den buschigen Augenbrauen in die Welt. Der alte Edelmann verschmähte die Tracht der kürzlich aus Frankreich eingeführten Perücke, denn sein Schädel war völlig kahl und nur um die Schläfen herum zog sich ein Kranz silberweißer Locken. Der blaue brandenburgische Rock und die hohen Reiterstiefel, welche er trug, gaben seiner Erscheinung etwas Markiges und Ehrenhaftes. Ebenso einfach und doch vornehm gekleidet saß in ihrem Lehnstuhl am Kamin, mit Stricken beschäftigt, Frau Annaliese von Kerkow, die würdige Gattin des Rittmeisters. Ihr freundliches und sanftes Antlitz war von einem weißen Häubchen umrahmt, dessen lange Bänder auf ihre Schultern herabfielen. Die trotz des Alters feinen Hände bewegten sich in nervöser Hast mit den klappernden Stricknadeln, während ihre klugen Augen bald auf den ungeduldig umherlaufenden Gemahl ruhten, bald zu ihrer in offenbar nicht geringerer Unruhe am Fenster stehenden Tochter Margarete hinüberflogen.

Gretchen schien sich heute ganz besonders geputzt zu haben. Ihre starken blonden Zöpfe waren mit blauen Seidenbändern durchflochten und fielen über den Spitzenkragen auf das neue schwarzseidene Kleid herab, welches ihr von dem Vater zu Weihnachten aus Berlin mitgebracht worden war. Zu Ehren des Bräutigams hatte sie es angelegt, und nun ließen Onkel Steenbock und Heinrich gerade heut so lange auf sich warten.

Die schweigende Ungeduld der kleinen Familie wurde in diesem Augenblick von Jürgen Wernicke unterbrochen, welcher, eine mächtige Punschbowle in den Armen, zur Thür hereintrat. Der Rittmeister würdigte den alten Diener keines Blickes, sondern setzte mit dröhnenden Schritten seinen Marsch durch das Zimmer fort. Erst als Wernicke mit absichtlich lautem Getön den Deckel von dem Gefäß hob, welchem nun ein weißer, gar lieblich duftender Dampf entströmte, hob der Rittmeister das Antlitz empor, streckte die spitze Nase nach der Richtung der Bowle vor, und bewegte die Nasenflügel, wie ein Jagdhund, der das Wild wittert, aber nur noch nicht recht weiß, woher die Witterung kommt. Dann aber richtete er seine Gänge so ein, daß er allmählich dem Tisch, an welchem Jürgen hantierte, möglichst unauffällig näher und näher kam. Lächelnd beobachtete Frau Annaliese die Bewegungen ihres Mannes, der schließlich schmunzelnd vor dem kleinen Tischchen stehen geblieben war.

„Jürgen, ist er auch gut?“

„Halten zu Gnaden, Herr Rittmeister, wie noch nie!“

„Na, Jürgen, dann laß einmal kosten.“

Wohlgefällig lächelnd füllte der alte Diener einen Becher mit dem heißen Getränk. Vergnügt schnalzte der Rittmeister mit den Lippen.

„Gut, Jürgen, sehr gut, nur ein bischen schwach ist er noch.“

„Aber Mann,“ rief Frau von Kerkow warnend, als Jürgen nun den Inhalt einer ganzen Flasche in das Gefäß goß, „der Punsch wird gewiß wieder furchtbar stark. Nachher steigt er Euch in den Kopf, und dann zankt Ihr Euch, wie gewöhnlich.“

„Annaliese, das verstehst Du nicht,“ brummte der Rittmeister. „Jürgen, jetzt ist er wirklich ausgezeichnet. Brau nur für Dich und Gulden Braal auch einen Steifen; Ihr alten Kerle liebt ja einen kräftigen Trunk.“

„Ist schon besorgt, Herr Rittmeister,“ antwortete der alte Wachtmeister, sich schnell mit der verkehrten Hand über den Mund fahrend. „Ich liebe es ja weniger, aber der Gulden Braal kann das Zeug nie stark genug bekomnen.“

Der Rittmeister lachte vergnügt.

„Höre einmal, Alter, Braal behauptete das Gegenteil, als er letzthin unterwegs vom Schlitten gefallen und ruhig im Schnee liegen geblieben war. Ich bitte mir aus, daß das nicht wieder geschieht.“

„Halten zu Gnaden, Herr Rittmeister, heut binde ich ihn auf der Pritsche fest, wie er nachher loskommt, ist seine Sache, aber vom Schlitten soll er nicht wieder fallen.

„Teufel,“ fluchte der alte Rittmeister jetzt in

Digitized by Google

ärgerliche Stimmung geratend, „wo sie nur bleiben? Der Punsch und das Abendessen wird kalt. Steenbock hat mit seinem Bein alle Pünktlichkeit verloren. Wer weiß, ob wir bei diesen Zeiten noch einmal dazu kommen, zusammen Neujahr zu feiern. Giebt's was Neues, Jürgen?"

„Es kamen heute wieder ein paar flüchtige Bauern durch, Herr Rittmeister. Der Moses, der Handelsjude, ist auch hier. Er hat die Schweden gesehen und erzählt den Leuten in der Gesindestube Gräueldinge, die er von den Feinden vollführen gesehen. Unser Regiment soll in unsere Gegend kommen."

Der Rittmeister strich sich über den grauen Schnurrbart. „Schicke den Moses nachher herauf. Ich will von ihm selber hören, was er gesehen hat. Tod und Teufel! Die Mordbrenner denken, weil unser gnädiger Kurfürst außer Landes ist und dem Franzosenvolke die Wege aus dem deutschen Vaterlande weist, können sie mit uns inzwischen Schindluder spielen! Herrgott, wenn sie sich das einbilden, so sollen sie bald merken, daß es noch genug alte Offiziere im Lande giebt, um die Herren Schweden zur Vernunft zu bringen. Was meinst Du, Jürgen, würden unsere alten Knochen den Tanz mit ihnen noch aushalten?"

„Herr Rittmeister, wir hauen sie!" entgegnete Jürgen, eine stramme Haltung annehmend.

„Mann," rief Frau von Kerkow entsetzt, „Du wirst doch nichts Unbesonnenes thun? Denke nur, was soll aus uns werden, wenn die Schweden hier einrücken und Euch aufknüpfen, wie sie es schon mit vielen gemacht haben sollen, die ihnen Widerstand leisteten. Hans, Du bist ein alter Mann und taugst für den Krieg nicht mehr, überlaß das den jüngeren Leuten, deren Beruf das Fechten ist, und die keine Familie zu Hause haben."

„Annaliese, höre auf mit dem Gejammer," rief der Rittmeister, zornig mit dem Fuß auf den Boden stampfend, „Du weißt, daß ich mich dadurch nicht abbringen lasse, das zu thun, was ich für meine Pflicht und Schuldigkeit halte. Ich sage Dir, der Steenbock wird es machen, wie der Prinz von Homburg, der auch nur ein Bein hat und doch ein tüchtiger Feldherr ist, und ich werde sicher nicht zurückbleiben."

„Der Steenbock, meinst Du, wird gegen die Schweden fechten?" entgegnete Frau von Kerkow jetzt auch erregt. „Der wird sich wohl hüten. Du bist allein der Brausekopf, der keine Vernunft annimmt und durch seine Unbesonnenheit nicht nur sich, sondern auch Weib und Kind in das Verderben stürzen wird."

„Und ich sage Dir, daß der Steenbock seine Schuldigkeit so gut wie jeder brandenburgische Edelmann thun wird, wenn es nötig ist. Ich kenne ihn besser. Er redet nur immer solch thörichtes Zeug, weil er weiß, daß ich mich darüber ärgere."

„Sie kommen, Vater, sie kommen!" unterbrach plötzlich Gretchen mit freudigem Ruf den Redefluß des Alten, indem sie vom Fenster fortsprang. „Ich will dem Heinrich — nein, dem Onkel Steenbock," verbesserte sie sich schnell, „entgegengehen."

Wenige Augenblicke später ertönte von der Treppe her das regelmäßige Aufstampfen eines Stelzfußes, dazwischen das silberhelle Lachen des kleinen Edelfräuleins und die etwas rauhe Stimme eines älteren Mannes.

Hastig öffnete jetzt Herr von Kerkow die Thür, seinen Freund und Gutsnachbar willkommen zu heißen. Der aber hinkte schon ziemlich eilfertig am Arme seiner anmutigen Begleiterin in das Zimmer, schüttelte seinem alten Kameraden freundschaftlich die Hand und stampfte dann mit merkwürdiger Behendigkeit auf Frau von Kerkow zu, vor ihr mit seinem hölzernen Bein einen so lustigen Kratzfuß machend, daß die alte Frau die Sorgen, welche sie eben noch bedrückten, vergaß und in ein herzliches Lachen ausbrach.

„Ihr bleibt doch allezeit der alte Axel Steenbock. Immer habt Ihr Flausen im Kopfe. Nach Euer lauten Unterhaltung auf der Treppe zu schließen, sagtet Ihr der Grete wieder eine von Euren Schmeicheleien."

„Das versteht sich, Frau Cousine," erwiderte der lahme Rittmeister scherzend, „Ihr könnt es schon von dem sauertöpfigen Gesicht meines Herrn Sohnes ablesen, was ich meiner kleinen Nichte gesagt habe. Der Junge ist auf seinen eigenen Vater eifersüchtig. Frau Cousine, glaubt mir, es ist Zeit, daß wir die Hochzeit zwischen den beiden ausrichten, und daß ich ins Altenteil gehe, sonst bekommt er eines schönen Tages die Grete zur Stiefmutter statt zur Frau, und dann bin ich vor ihm meines Lebens nicht mehr sicher."

„Aber Herr Oheim, was sind das für Reden?" rief Fräulein von Kerkow errötend, indem sie schnell mit ihrer kleinen Hand des Alten Mund zu verschließen suchte. Der alte, lustige Rittmeister ließ jedoch diese Gelegenheit nicht unbenutzt, einen herzhaften Kuß auf die zarten Finger zu drücken, so daß Gretchen ebenso schnell ihre Hand wieder zurückzog.

Während jetzt Junker Heinrich Steenbock nähertrat, um ebenfalls Frau von Kerkow zu begrüßen, stand der Hausherr abseits und betrachtete seinen alten Kameraden mit Blicken, welche ein gewisses Mißfallen ausdrückten.

Der Rittmeister Steenbock war in Gestalt und Kleidung von seinem Freunde durchaus verschieden. Zur Korpulenz neigend, war seine Figur nur mittelgroß, sein Haupthaar trug er kurz geschoren. Ein ergrauter, nach schwedischer Mode zugespitzter Bart umrahmte sein stark gerötetes behäbiges Antlitz. Wie Hans Achim von Kerkow den brandenburgischen Rock, so trug Axel Steenbock mit ziemlicher Auffälligkeit den schwedischen Koller. Schwedisch war sogar das gewaltige Seitengewehr am breiten Bandelier. Rittmeister Steenbock bediente sich dieser Tracht teils aus Gewohnheit, teils aus Eitelkeit, um sich selbst äußerlich als einstigen Soldaten des unsterblichen Königs kenntlich zu machen, zum guten Teil aber auch aus Widerspruch gegen seinen Freund, weil dieser alles Schwedische haßte und nie vergaß, zu seinem Kameraden eine beißende Bemerkung über dessen Tracht zu machen. Heute ärgerte ihn die Kleidung des Alten aber ganz besonders.

Digitized by Google

„Höre einmal, Axel," begann er in gereiztem Ton, „wenn man Dich ansieht, könnte man wirklich auf den Gedanken kommen, Du seiest ein schwedischer Fourier, der im Begriff ist, sich nach den gefülltesten Fleischtöpfen für seine ausgehungerte Wolfsschar umzusehen. Wir werden wohl das ganze Volk auf den Hals bekommen, wenn es schon von weitem einen der Ihrigen so stattlich ausgepolstert sieht. Ich wünschte Deinet- und unsertwegen, daß Du nicht so als Lockvogel umhergingest. Lange genug bist Du nun in Brandenburg und hast seine Wohlthaten genossen, um brandenburgisches Wesen und brandenburgisches Denken anzunehmen. Die Zeiten sind nicht dazu geeignet, auch nur äußerlich als Landesfeind zu erscheinen."

Wie ein angeschossener Eber drehte sich Axel Steenbock bei diesen kränkenden Worten auf seinem Stelzfuß herum. Einen Augenblick zuckte es über sein Antlitz wie Wetterleuchten. Da fühlte er Gretchens weiche Hand auf seinem Arm und blickte in ihre bittenden Augen. Sofort war der zornige Ausdruck aus seinem Gesicht verschwunden und fast milde erwiderte er: „Mein Denken, Hans Achim, ist, so lange ich in diesem Lande weile, stets gut brandenburgisch gewesen, Du wirst aber nicht verlangen, daß ich über meine neue Heimat das Land meiner Geburt ganz und gar vergesse. Meine Tracht hat mit der Gesinnung gegen mein brandenburgisches Vaterland nichts zu schaffen. Ich habe sie mit Ehren seit meiner Kindheit getragen und will das auch weiter thun, bis es Gott gefällt, auch für mich zum großen Appell blasen zu lassen."

Der Rittmeister von Kerkow mochte das Ungerechte seiner Worte wohl empfinden, aber dieses Gefühl erbitterte ihn um so mehr. Im Begriff, eine heftige Erwiderung zu geben, wehte ein Luftzug ihm jedoch gerade den verlockenden Dampf des Punsches zu und erinnerte ihn im rechten Augenblick daran, daß er ja eigentlich mit dem alten Kameraden ein frohes Neujahrsfest feiern wollte. Wie einen Kloß, welcher ihn zu ersticken drohte, würgte er daher die beißende Bemerkung, die er schon auf der Zunge hatte, wieder hinunter.

„Na, laß gut sein, Alter," begann er in versöhnlichem Ton, „wir wollen uns heut nicht streiten, ein jeder von uns hat seine Eigentümlichkeiten, von denen er nicht gern läßt. Darum Kinder, setzt Euch zu Tisch. Ich glaube, Essen und Trinken sind durch Euer langes Ausbleiben kalt geworden, daß wir nun nicht weiter zögern dürfen. Jürgen schenke ein! Ist auch der Gulden Braal hier? Bring ihn nachher herein, Jürgen, Ihr sollt mit uns anstoßen, wie es immer gewesen ist. Sorge auch, daß der Moses unten etwas bekommt, seine Geschichten werden uns später die Zeit vertreiben. Vor allen Dingen, Axel, entschuldige Dich aber einmal, daß Ihr so spät gekommen seid."

„Das ist nicht mein Fehler," ergriff der Rittmeister Steenbock das Wort. „Ich habe mich selber darüber geärgert, daß wir so lange warten lassen mußten, doch hoffe ich, unsere gütige Hausfrau läßt gegen mich wenigstens Gnade walten. Schlimmer wird es freilich wohl dem Heinrich ergehen, der allein an allem die Schuld trägt. Aber ich will ihm trotzdem bei der Frau Cousine ein gutes Wort reden. Er ist heut schon nach Rathenow zum Landrat von Briest geritten. Unterwegs hat sein Pferd ein Eisen verloren, und daher die späte Heimkehr. Übrigens ist ihm von mir bereits eine Strafpredigt gehalten worden."

„Zum alten Briest?" fragte Hans Achim von Kerkow, der plötzlich sehr aufmerksam geworden war. „Was hast Du denn bei dem gewollt, Heinrich?"

„Das möchte ich auch gern herausbekommen," sagte Steenbock statt des Gefragten. „Was er mir darüber erzählt, glaube ich nicht recht. Die Freundschaft ist erst in letzter Zeit so groß geworden. Zwei-, ja dreimal in der Woche reitet er nach Rathenow."

Heinrich war bei diesen Worten bis an die Schläfen rot geworden und deutliche Verlegenheit verriet sich auf seinem Antlitz. Frau von Kerkow zog ihre Stirn in ernste Falten, Gretchen wurde plötzlich auffallend bleich und drückte unwillkürlich ihre Hand auf das zuckende Herz, denn das Gerücht von den häufigen Besuchen Heinrichs bei dem Landrat von Briest war bereits zu ihnen gelangt, und boshafte Zungen hatten dieselben mit der ältesten Tochter des Landrats, Elisabeth, in Verbindung gebracht. Der Rittmeister von Kerkow schien allein durch das Gehörte in besonders vergnügliche Stimmung versetzt zu sein und brach in ein lautes Lachen aus, als Heinrich noch immer unter dem Eindruck der Verlegenheit hervorstotterte: „Es geschieht nur wegen der fremden Pferde, die der Kurfürst kürzlich hat in das Land kommen lassen. Ich möchte unsere Zucht durch sie verbessern."

„Eure Schindmähren verbessern?" stieß Hans Achim noch immer lachend hervor. „Axel, Du brauchst mir das nicht übel zu nehmen, sie sehen zwar alle egal alt aus, aber ich glaube, die jüngsten von ihnen haben schon unsere Attacken bei Leipzig mitgeritten. Da wird wohl nichts mehr zu verbessern sein. Junge, gieb Dir keine Mühe, mir einen Bären aufzubinden. Ich weiß vollkommen, woran ich bin. Schlimmer aber ist es, daß der Landrat thörichterweise sich mit jungen Milchbärten berät, statt mit alten Offizieren. Reite lieber mit uns, mein Sohn, weckst den alten Briest doch nicht aus seinem Schlendrian."

Heinrich wurde bei dieser Anspielung des Herrn von Kerkow noch unruhiger als zuvor. Offenbar war ihm das Gespräch sehr peinlich. Ehe er aber noch ein Wort der Erwiderung fand, mischte sich Frau von Kerkow mit ernstem, doch nicht unfreundlichem Ton in das Gespräch.

„Lieber Heinrich, ich wünschte, Du ließest die häufigen Besuche bei Briests. Es wird darüber so mancherlei in der Gegend gesprochen. Wenn ich auch von der Grundlosigkeit des Geredes überzeugt bin, so muß ich Dir doch sagen, daß dadurch sowohl Deine Braut als auch Elisabeth von Briest bloßgestellt wird. Es giebt leider Leute genug, die aus den unschuldigsten Sachen Stoff zu übler Nachrede sammeln, und solchen Menschen muß man in seinem Benehmen stets Rechnung tragen."

Digitized by Google

Bestürzt blickte Heinrich zu seiner Braut hinüber. Voll Angst suchte er in ihrem Antlitz zu lesen, ob sie ihm vertraue. Aber Margarete hatte die Augen niedergeschlagen und die Lippen fest aufeinandergepreßt. Offenbar kämpfte sie mit den aufsteigenden Thränen.

Bei diesem Anblick verlor der Bedrängte den letzten Rest von Fassung, und ob des Vorwurfs, der ihm soeben von der würdigen Dame gemacht worden war, stiegen auch ihm vor Scham und Unwillen die Thränen empor. Da kam ihm von einer Seite, von der er es am wenigsten vermutet hatte, energische Hilfe.

„Laßt mir den Jungen zufrieden," polterte Hans Achim, halb lachend, halb ärgerlich. „Ich sage Euch, er hat recht und Ihr alle habt unrecht. Wäre der alte Briest nicht zu zaghaft, um meinen Rat zu befolgen, so würde ich wahrscheinlich eben so oft zu ihm reiten, wie Heinrich. Aber da der alte, eigensinnige Thor des Rates erfahrener Offiziere entbehren zu können glaubt, so werde ich ihm gewiß nicht nachlaufen. Wenn er nicht mehr weiter kann, wird er schon selber zu uns kommen. Ich denke, wir nehmen die Sache allein in die Hand, dann schließen sich auch die anderen sofort an, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht auch ohne den Landrat mit allen fremdländischen Mordbrennern fertig würden. Axel, mit Dir will ich nachher noch ein ernstes Wort reden."

„Aber Vater, Du reitest doch auch so oft nach Rathenow, kehrst Du dann nicht bei Briest an?" fragte Gretchen mit unsicherer Stimme. Bisher hatten sie Heinrichs Besuche in Rathenow wenig beunruhigt, denn sie war der Meinung, daß ihr Vater als ein häufiger Gast im Hause des Landrats doch sicher Heinrichs Verkehr daselbst beobachtet habe.

Rittmeister von Kerkow wurde über die Bemerkung seiner Tochter sichtlich betroffen, und ziemlich kleinlaut erwiderte er: „Nun ja, ich spreche mitunter ja auch bei Briests vor, aber ich habe in letzter Zeit mancherlei Geschäfte in Rathenow gehabt, die mich von einem Besuch beim Landrat abhielten. Im Grunde ist es gleichgiltig," murmelte er leise vor sich hin, „wir wollen ja offenbar dasselbe erreichen, nur auf verschiedenen Wegen."

Axel Steenbock saß inzwischen ganz starr vor Staunen und blickte voller Bestürzung bald Frau von Kerkow, bald seinen Sohn, bald seinen Kameraden an. Nun aber stieg ihm das Blut zu Kopfe.

„Frau Cousine," begann er, zum ersten Mal in seinem Leben gegen die alte Dame heftig werdend, „wenn mein Sohn ein solcher Schurke wäre, wie er nach dem von Euch angedeuteten Gerede der Leute sein soll, so würde ich ihn mit der flachen Klinge aus meinem ehrbaren Hause für alle Zeiten hinausprügeln, denn das gebührte ihm zum mindesten. Wenn er aber ein solcher Narr wäre, wofür Hans Achim ihn und den Landrat zu halten scheint, dann verdiente er mit dem Briest zusammen in das festeste Narrenhaus eingesperrt werden, weil die beiden in dem Falle nicht nur für einzelne Menschen, sondern für ein ganzes Land gefährlich sein würden. Es ist zwar lange her, daß Hans Achim vor seiner Schwadron geritten ist, und er hat seit der Zeit so manches vergessen, aber das kann er unmöglich außer Acht lassen, daß eine einzige Schwadron genügen würde, um einen ganzen Haufen kriegsuntüchtigen Volkes, wie er es vielleicht zusammenraffen könnte, nach allen Richtungen hin auseinanderzutreiben. Auf jeden Fall aber stimme ich mit der Frau Cousine darin überein, daß Heinrichs Besuche in Rathenow für die Zukunft unterbleiben sollen, denn auch mir fängt diese Sache an ungemütlich zu werden, wenngleich ich sicher weiß, daß weder Heinrich seine Braut, noch der alte Briest sein Vaterland verraten wird; denn anders kann ich es nicht bezeichnen, wenn jemand durch einen aussichtslosen Widerstand den Sieger gegen Land und Leute erbittert. Damit Du, Hans Achim, in dieser Beziehung aber beruhigt bist, will ich Dir nur sagen, daß Briest im Begriff ist, als treuer Diener unseres Herrn, des Kurfürsten, dem Lande einen besseren Dienst zu leisten, als Du vermeinst, denn er steht in Unterhandlung mit dem General Wrangel wegen der Bedingungen, unter denen derselbe sich verpflichten will, das Land nach Möglichkeit zu schonen."

„Das ist nicht wahr! Das ist eine Verleumdung des alten Briest," schrie der Rittmeister von Kerkow wütend, „Axel, Du hast Dir Lügen aufbinden lassen. So handelt kein märkischer Edelmann. Du solltest uns besser kennen. Heinrich, jetzt mußt Du mit der Wahrheit heraus, und wenn Dein Vater Dir noch so sehr zürnt, hier handelt es sich um die angegriffene Ehre eines alten würdigen Edelmannes. Sage Deinem Vater, daß der Landrat nicht daran denkt, mit dem Feinde zu unterhandeln. Nein! und abermals nein! Er hält es nur, entgegen meiner Ansicht, noch nicht für die rechte Zeit, die waffenfähigen Leute zur Verteidigung des Landes aufzurufen. Ist es nicht so, Heinrich?"

Der junge Mann, an dessen Lippen die Augen aller Anwesenden hingen, kämpfte sichtlich einen schweren inneren Kampf. Nur teilweise beantwortete er endlich des Rittmeisters Frage.

„Allerdings ist es so, wie mein Vater eben sagte. Der Landrat will mit den Feinden unterhandeln. Ich habe es aus seinem eigenen Munde."

Hans Achim stieß einen Fluch aus.

„Nun glaube ich es erst recht nicht, er belügt Euch, weil er Euch auch nicht traut!"

Der Rittmeister Steenbock sprang bei diesen Worten so heftig von seinem Sitze auf, daß der Stuhl hinter ihm umfiel und der würzige Inhalt des Bechers neben seinem Teller sich auf das weiße Tafeltuch ergoß.

„Ihm und jedem, der Schimpfliches von dem alten Rittmeister Axel Steenbock denken könnte, würde ich meine gute Klinge bis ans Heft in die Brust rennen! Hans Achim, obwohl Du auch einst die Ehre hattest, bei des Königs Regiment Südermanland zu dienen, scheinst Du doch nicht viel von dem Geiste bewahrt zu haben, der damals in diesem Regiment herrschte, wenn Du Deinem alten Kameraden so wenig Achtung zollst, daß Du dem Gedanken Raum giebst, es könne auch nur ein Schimmer von Verrat an ihm haften. Davor sollte mich, wenn

Digitized by Google

nicht Deine Freundschaft, so doch wenigstens die Wunde schützen, die mich zeitlebens verstümmelt und die ich im ehrenvollen Kampfe an Deiner Seite empfangen habe."

Auch der Rittmeister von Kerkow war emporgesprungen und hielt mit nerviger Faust die Lehne seines Stuhles umklammert, als wollte er im nächsten Augenblick seinen Gegner damit zu Boden schmettern. Nicht die Bitten der Frauen, welche besänftigend seine Arme umklammert hielten, vermochten ihn zu beschwichtigen, aber der Anblick der schrecklichen Verstümmelung seines Freundes und die Erinnerung an die gemeinsam durchkämpften Schlachten entwaffneten seinen Zorn. Er ließ die Lehne seines Stuhles los und setzte sich mit einem Seufzer wieder auf seinen Platz.

„Du willst mich seit langen Jahren absichtlich nicht mehr verstehen, Axel. Es fällt mir nicht ein, Dich für einen Verräter zu halten, aber verblendet bist Du, vollkommen vernarrt in den Ruhm Eurer Waffen, der längst nicht mehr besteht und schon zu unserer Zeit nicht mehr bestanden hat. Du kannst nicht verlangen, daß Leute, die nicht von Jugend auf Dich kennen, wie ich, Dir bei Deiner offen zur Schau getragenen Vorliebe für alles Schwedische Vertrauen entgegen bringen. Du willst Dich jetzt nicht mehr daran erinnern, wie oft wir die Horde, die wir befehligten, zu unserem Schmerz von Raub und Greuelthaten nicht zurückzuhalten vermochten. Ich sage Dir, heute sind jene Banden noch schlimmer als damals, das beweist schon ihr feiger Einbruch in ein Land, das sie für unbewehrt halten. Aber ich verzweifle noch nicht an Dir, Axel, Du wirst Dich Deinem alten Kameraden wieder anschließen und gemeinsam mit ihm für das arme Land kämpfen, wenn Du die Schandthaten schildern hörst, die Dein hochgepriesenes Heer und seine banditenhaften Offiziere verüben. Axel, Du sollst und mußt mit uns als Kampfgenosse in das neue Jahr gehen."

„Nein, Hans Achim," erwidere Steenbock, „das wirst Du von wir nicht erreichen, denn Du gehst mir in Deinem unbedachtsamen Eifer zu weit. Der Landrat mit seiner besonnenen Ruhe dient unserem Kurfürsten und seinem Lande mehr, als Du mit Deinem Ungestüm. Ich schlage mich zu seiner Partei. So wie die Sachen hier liegen, ist jeder Widerstand nur verderblich. Mit der geringen Zahl von Edelleuten kannst Du ebensowenig das Land verteidigen, wie mit dem ungeübten Bauernheer, noch dazu gegen das beste Kriegsvolk der Welt. Das sind die schwedischen Regimenter immer noch, wenn sie auch in letzter Zeit Unglück erduldet haben und dem überlegenen Feldherrntalent unseres Kurfürsten nicht zu widerstehen vermochten. — Auf den aber kannst Du jetzt nicht rechnen, denn er weilt unten in der Pfalz und kommt gewiß nicht sobald zum Entsatz. Später aber ist sein Heer ohne Zweifel so geschwächt, daß er für lange Zeit gar nicht wagen darf, dem stärkeren Feinde gegenüberzutreten. Ihr unüberlegten Hitzköpfe werdet es allein zu verantworten haben, wenn die Sieger, über den unnützen Kampf erbittert, das unglückliche Land die schwere Faust spüren lassen. An solchem wahnsinnigen Beginnen werde ich nie zum Mitschuldigen werden. Freilich, wenn mein Lehnsherr mich riefe, dann würde ich sicher nicht der letzte sein, der seinem Gebote folgte. Unser Kurfürst sieht aber wohl die Nutzlosigkeit des Widerstandes selber ein, denn er begehrt unserer Waffen gar nicht. Mit Eurem blinden Eifer handelt Ihr sogar gegen den Willen nnseres Herrn; da lobe ich mir die Vaterlandsliebe des alten Briest, der gehorcht seinem Fürsten und erhält ihm wenigstens die Hoffnung auf ein Land und nicht auf eine Wüste, zu der Ihr es zu machen auf dem besten Wege seid."

„O, Du kennst nicht die Kräfte eines Volkes, das, zur Verzweiflung getrieben, für seine höchsten Güter, für seine angestammten Fürsten, für Weib und Kind, für den Herd seiner Väter ficht," rief der Rittmeister von Kerkow in höchster Begeisterung aus. „Ein solches Volk vollbringt Wunder. Ihr gehört auch jetzt zu diesem Volke. Mögen die andern Euch Schweden nennen und Euch deswegen scheel ansehen. Für mich seid Ihr Brandenburger. Wo ich bin, da soll auch mein alter Kamerad sein, und mit offenen Armen werden die Euch empfangen, zu denen ich Euch führe. Schlag ein, Axel! ich bitte Dich, noch ist es Zeit, aber entschließen mußt Du Dich; denn im Verzweiflungskampf ist wider uns, wer nicht für uns ist."

Heinrich Steenbocks Augen blitzten bei den Worten des alten Mannes vor Kampfesmut und seine Wangen färbten sich wieder röter.

„Ich bestreite aber die Veranlassung zu dem Verzweiflungskampfe," entgegnete Rittmeister Steenbock, ohne die ausgestreckte Hand seines Freundes zu berühren. „Einen Kampf um Weib und Herd erzeugt Ihr nur künstlich, weil es so in Eure Einbildung hineinpaßt. Unverschuldet wird uns sicher kein Haar auf dem Haupte gekrümmt werden, und unser Eigentum wird uns so sicher wie in Friedenszeiten sein. Hier brechen doch nicht Vandalen ein, sondern ein Heer, das seit der Zeit des großen Königs ein Muster an Manneszucht gewesen ist. Du denkst freilich nur an die Jahre, wo wir von verräterischen Feinden umringt und halb aufgerieben von dem Mangel, uns jedes Stückchen Brot, jeden Trunk Wasser mit unserem Blute erkämpfen mußten. In solcher Lage wird freilich der Soldat erbittert, und es ist rein menschlich, wenn er dann nicht dem strengen Zügel gehorcht. Im Kriege kann es eben nicht so sanft hergehen, wie im Gesellschaftszimmer."

Der Brandenburger lachte rauh auf.

„Du sollst gleich eines Besseren belehrt werden. Moses kommt von Deinen harmlosen Freunden, er soll von seinen Erlebnissen unter ihnen erzählen. Wernicke, Jürgen Wernicke! Der Moses soll augenblicklich heraufkommen!"

„Ich gebe nichts auf das Gewäsch eines feigen reisenden Handelsjuden," rief Axel Steenbock verächtlich, indem er ungeduldig seinen Stuhl vom Tisch zurückschob.

„Hans Achim! lieber Vater!" baten Frau und Tochter in höchster Angst den Ergrimmten, „störe doch

Digitized by Google

das Neujahrsfest nicht durch Streit, laß doch den Moses unten, er kann ja ein andermal erzählen."

„Jürgen Wernicke, bringe mir sogleich den Moses her!" schrie der wütende Rittmeister, ohne auf die Bitten zu hören.

Jürgen Wernicke saß inzwischen mit Gulden Braal im Vorzimmer an einem kleinen Tische und spielte mit ihm ein Spiel, welches auch heute noch unter dem Namen „Schafskopf" bekannt und beliebt ist. Neben Jürgen stand eine Bowle, die an Größe derjenigen auf der Herrschaftstafel gewiß nichts nachgab, deren Inhalt aber bei weitem stärker war; denn Wachtmeister Braal hatte seinem alten Kameraden darüber mit den Worten: „Schwerenot! da zischt einem ja ordentlich die Kehle, wenn das Zeug die Gurgel hinunter läuft," ein Kompliment gesagt, wie es bei ihm sehr selten war. Meist beklagte er sich bitter darüber, daß man mit dem gutem Tropfen soviel schädliches Wasser in den Leib gießen müsse, und das könne doch auf die Dauer kein Mensch aushalten.

Wernicke grinste vergnügt über das dem Trank gezollte Lob, hatte er doch außer dem von seinem Herrn reichlich gespendeten Rum von seinen Ersparnissen noch eine Flasche von dem Vorrat gekauft, welchen Moses in einer verborgenen Kiste in seinem Wagen mit sich führte. Auf diese Weise war das schädliche Wasser fast ganz vermieden worden. Fleißig schenkte er dem Freunde ein und vergaß sich selber nicht, wie die roten Köpfe beider und die geringe Aufmerksamkeit, welche sie dem Spiele widmeten, bekundeten. Auch hier drehte sich das Gespräch um den Einfall der Schweden, nur wurde der Streit weniger hitzig geführt, weil die Nationalitätenfrage ganz in den Hintergrund trat.

„Hol's der Teufel! Braal," begann Jürgen, die Karten weglegend, als würden sie seinen Händen zu schwer, „meine alten Augen werden schon recht schlecht, ich kann bei Licht fast gar nicht mehr sehen. Das Wasser läuft mir forwährend darüber."

„Das ist kein Wasser, das ist Rum," bemerkte Gulden lakonisch, „wenn zu viel Öl auf die Lampe gegossen wird, dann läuft sie über."

„Ich habe nicht viel getrunken, ich bin vor Einschenken gar nicht zum Trinken gekommen."

„Na, wenn Du soviel eingeschenkt hast, dann mußt Du doch auch ausgetrunken haben. Du gießt doch nichts weg."

„Ich meine, daß ich Dir eingeschenkt habe. Aber höre nur, da drinnen wird es gut laut, die haben sich schon wieder bei den Köpfen."

„Jürgen, Du wirst ihnen wohl den Punsch zu stark gemacht haben. Mein Rittmeister verträgt das nicht. Wenn unsereiner einmal etwas zu viel hat, kann er wenigstens noch auf einem Bein stehen. Mein Rittmeister kann aber in solchem Falle auf keinem stehen."

„Aber die Rittmeister haben Wasser im Punsch und hier ist keins darin," erwiderte Jürgen, etwas [illegible] den Genossen anblickend.

[illegible]ann kommt das ganze Unglück natürlich vom [illegible]ies Gulden diesen Einwand mit uner[illegible]leichmut zurück. „Das Zeug ist nur gut, um im Sommer mit dem Kahn darüber zu fahren. Im Winter taugt es aber zu gar nichts."

„Gulden, paß einmal auf, Du wirst dem Wasser bald Geschmack abgewinnen, wenn erst Deine Landsleute, unsere alten Kameraden, hier einrücken. Sie müßten sich seit unserer Zeit sehr verändert haben, wenn sie uns ein anderes Getränk übrig ließen. Weißt Du, ich darf es ja meinem Rittmeister nicht sagen, aber im Herzen freue ich mich doch, vielleicht unser Regiment wiederzusehen. Ich glaube ganz bestimmt, mein Alter hängt auch noch sehr daran, und will uns nur als brandenburgischer Edelmann nichts davon merken lassen."

Gulden Braal machte ein sehr saueres Gesicht zu den Worten seines Freundes. „Bei uns ist es nun gerade umgekehrt. Mein Alter freut sich ganz offen über das Wiedersehen, ich aber nicht im geringsten, obwohl die Kerle meine Landsleute sind; denn nach meiner Erfahrung werden sie wie die Raben stehlen und gründlich bei uns aufräumen. Zuerst natürlich den Weinkeller. Ach meine armen Flaschen! Nach Sorten und diese wieder nach Jahrgängen liegen sie aufgeschichtet. Selber getraut man sich keine auszustechen, und nun wird sie dieses Gesindel, das gar kein Verständnis dafür hat, in Massen hinuntergießen. Aber ich darf ja zu meinem Rittmeister auch kein Wort darüber reden, für ihn sind augenblicklich die lieben Engelein im Himmel die reinen Spitzbuben im Vergleich zu seinen blauen Jungen. Ach Jürgen, das wird schrecklich tagen."

Im Vorgefühl kommender Dinge liefen dem Alten, in seiner punschseligen Stimmung, die hellen Thränen über die gebräunten Wangen.

„Laß gut sein, Gulden," flüsterte Jürgen, dem das schwere Getränk die Zunge bedenklich löste. „Wir bieten das Land auf und vertreiben die Feinde im Handumdrehen, denn mein Rittmeister und ich führen das Volk an. Du bist doch auf unserer Seite, Gulden?"

„Gewiß, gewiß! wo Du bist, da will ich auch sein. Aber vor den Weinkeller stellen wir doch eine Wache?"

„Das versteht sich!"

Durch dieses Zugeständnis war der Bund unauflöslich geschlossen. Die alten Freunde legten die Karten beiseite und fielen einander um den Hals, einer den andern stützend, als erster Erfolg des geheimen Bundesvertrages.

„Ich möchte wohl wissen, ob der grüne Junge, der Nikol Staiper noch beim Regiment ist. Er wurde Gefreiter, als wir fortgingen," nahm Gulden das Gespräch wieder auf.

„Der rotköpfige Staiper, den Du so mächtig hinter die Ohren schlugst, als Du ihn einmal, in Sachsen war es, bei der schwarzen Marie trafst? Erinnerst Du Dich? Nun, der kann wohl kaum noch ein grüner Junge sein. Er muß auch schon über fünfzig Jahre auf dem Rücken haben."

„Das stimmt," erwiderte Gulden, dessen zerfetztes Gesicht bei dem Gedanken an schöne, längst vergangene Zeiten ein seliges Lächeln noch mehr entstellte.

Digitized by Google

„In seiner Wut über den Schlag versuchte er nachher auch mit Dir anzubinden, weil Du mein Freund warst. Da kam er aber ganz an den Unrechten. Meiner Treu, ich sehe noch immer, wie Du ihn vor der ganzen Schwadron beim Ringen in den Sand warfst, daß er acht Tage nicht auf den Gaul hinauf konnte. Ihr wurdet dafür beide vierundzwanzig Stunden an die Kanone gebunden. Aber schön ist es doch gewesen!"

„Das war meine einzige Strafe," bemerkte Jürgen entschuldigend, „und im Grunde hatte ich ja recht. Schon damals gab es ein wüstes Gesindel unter uns, und jetzt soll es noch viel schlimmer sein. Der Jude, der Moses, erzählt ganz haarsträubende Dinge, ich werde ihn einmal herauf holen und ihm ein Glas Schnaps geben, den trinkt er für sein Leben gern, dann soll er uns berichten."

„Den Moses halte mir vom Leibe!" entgegnete Wachtmeister Braal, heftig seinen Becher auf den Tisch stoßend. „Der ist ein schleichender Hund, und wenn er sich noch einmal bei uns sehen läßt, schlage ich ihm alle Knochen im Leibe entzwei, daß er sie nachher in seinen langen schäbigen Rock auffammeln kann. Denke Dir nur, kommt der Fuchs vor einigen Tagen zu mir und will mich über allerlei in unserem Hause aushorchen, namentlich wie wir, der Rittmeister und ich, über unsere Landsleute dächten. Das Land hier würde ja doch schwedisch, und da könnten wir noch einmal eine große Rolle spielen, wenn wir den Schwedischen Vorschub leisteten. Du kannst Dir denken, daß ich ihn mir für die Niederträchtigkeit langen wollte, aber er mochte wohl Unrat wittern und lief so schnell vom Hofe hinunter, daß ihm die Rockschöße ordentlich flogen. Ich konnte mit meinen alten Beinen nur nicht so fix hinterher, aber das versichere ich, hätte ich ihn eingeholt, dann würde er jetzt auch ein Liedchen von dem alten Wachtmeister Braal zu singen haben. Ich bitte Dich nur, traue dem Kerl nicht, ich weiß, daß er ungehinderten Zugang zu den Schwedischen hat. Dahinter muß irgend etwas stecken. Selbst zu unserer Zeit wäre doch so ein Kerl mit seinem Kram nicht wieder ungeschoren fortgekommen."

„Hm," meinte Jürgen Wernicke zustimmend, „das ist mir auch aufgefallen. Jetzt kann ich mir denken, warum er mich fragte, ob ich nicht wieder Lust zum Kriegsdienst bekäme; bei den Schweden wäre doch heidenmäßig Geld zu verdienen. Aber sage mir, was hat das eigentlich für eine Bewandtnis? Er erzählte mir auch, daß Junker Heinrich so oft zum alten Briest nach Rathenow ritte, und daß es wohl bald dort eine Verlobung mit dem Fräulein von Briest geben würde. Übrigens sagt das der Moses nicht allein, sondern in der ganzen Umgegend geht das Gerede. Wir haben bis jetzt auf das Gewäsch nichts gegeben, aber schließlich müssen wir doch der Sache auf den Grund gehen, denn es ist unserer Ehre zuwider, in den Mund des Volkes zu kommen."

Gulden Braals Narbe wurde ganz blau, so trieb ihm der Ärger und der genossene Punsch das Blut ins Gesicht. Er machte den Versuch, sich zu erheben, stemmte aber nur die Hände auf die Kante des Tisches. „Wachtmeister Jürgen Wernicke von der zweiten Schwadron des Dragonerregimentes Südermannland," begann er seine Rede in besonders feierlichem Tone, „wie kannst Du Dich unterstehen, auf das Geklatsch eines jüdischen Landstreichers hin unsere Ehre in Zweifel zu ziehen? Glaubst Du, daß wir jemals unser, dem Fräulein Margarete gegebenes, Wort brechen könnten? Ein Schuft in meinen Augen, wer das behauptet! Ich würde ihm die Zunge aus dem Halse reißen, und wenn er mein Bruder, nein sogar, wenn er der Wachtmeister Jürgen Wernicke selber wäre."

„Wachtmeister Gulden Braal," entgegnete Jürgen, den Ton seines Kameraden nachahmend, „was berechtigt Dich, gegen mich grob und unverschämt zu werden, wenn ich an Dich eine Frage richte, zu der ich ein Recht habe. Hier handelt es sich um unsere Ehre, und die müssen wir wahren. Deswegen brauchst Du mir nicht die Zunge auszureißen, denn ich will Euch nicht beleidigen. Ich setze auch kein Mißtraun in den Heinrich, aber unser Gretchen härmt sich wegen der Sache, und darum will ich klar sehen, damit wir den Verleumdern das Maul stopfen können. Wachtmeister Braal, ich frage Dich noch einmal: was macht Ihr bei Landrats Elisabeth?"

„Bei der Elisabeth machen wir gar nichts, denn die ist meistens nicht da, wenn wir bei Briest zum Besuch sind. Wegen des Mädels also kannst Du Dich beruhigen."

„Nun zum Henker! was macht Ihr denn sonst in Rathenow, wenn Ihr nicht wegen der Elisabeth hinreitet?" fragte Wernicke beharrlich weiter.

„Was thut Ihr denn dort? Ihr reitet ja auch oft genug hin," entgegnete Braal als Antwort auf Jürgens Frage.

Der ehrliche Brandenburger geriet offenbar in große Verlegenheit. „O, wir reiten nicht ganz bis Rathenow," stotterte er, sich den Kopf reibend. „Bei dem alten Hause im Moor machen wir Halt. Darin bin ich aber noch nicht gewesen. Es kommen dort nämlich viele Edelleute zusammen. Wir Diener bleiben jedoch draußen bei den Pferden. Es ist wohl so eine Art Landtag, den sie da halten, aber geheim ist die Sache sehr. Ich glaube beinahe, es hängt mit unserm Bunde gegen die Schweden zusammen. Mehr vermag ich Dir darüber nicht mitzuteilen."

„Nun, meiner Treu, ebensowenig kann ich Dir sagen, was wir bei Briests machen," entgegnete Braal, „denn ich komme auch nicht zum Landrat mit hinein. Unser Heinrich hat mir aber noch kein Wort darüber gesagt, und wenn ich kein Recht habe, danach zu fragen, Schwerenot! dann hat es der Wachtmeister Wernicke noch viel weniger. Nur einmal, als wir von Rathenow kamen, hat mich der Heinrich gefragt, ob ich zu ihm halten würde, wenn er eine weite Reise machen müßte. ‚Wie das Heft zum Schwert!' hab ich ihm geantwortet, und das ist auch mein fester Vorsatz."

„Gulden!" schrie Wernicke entsetzt, „Ihr wollt doch nicht zu den Schweden reiten? Das wäre ja gegen unseren Bundesvertrag. Welches Versprechen wirst Du denn nun halten, he?"

Gulden Braal machte in diesem Augenblick kein

Digitized by Google

sonderlich kluges Gesicht. Erschrocken starrte er mit weit geöffneten Augen auf seinen Freund. Endlich stammelte er noch ganz fassungslos:

„Jürgen, er wird doch nicht solche Dummheiten machen? Daran habe ich ja noch gar nicht gedacht."

Bevor aber Wernicke eine Antwort zu geben vermochte, ertönte aus dem Saal die laute Stimme des Rittmeisters von Kerkow:

„Jürgen Wernicke, bring mir den Moses her!"

„Jetzt giebt es ein Unglück," seufzte der alte Wachtmeister, sich langsam erhebend, um den Befehl seines Herrn auszuführen. „Muß der Teufel auch gerade zu Neujahr den Juden herreiten."

Gulden Braals Stirn legte sich in sorgenvolle Falten, bedenklich blickte er nach der Thür des Speisezimmers, aus welchem die lauten Stimmen der erzürnten Rittmeister ertönten. Dann aber benutzte er Jürgens Abwesenheit, um seinen Becher vor dem hereinbrechenden Unheil noch einmal zu füllen. Kopfschüttelnd setzte er das leergetrunkene Gefäß auf den Tisch. „Hat Wernicke den Rum von dem Juden gekauft, dann ist auch sicher Wasser darin. Ich habe mir es gleich gedacht. Wenn das nur heute gut endet, sonst muß ich den schönen Muskat, den ich zum ersten Feiertag für Wernicke und mich angesetzt habe, allein trinken."

„Du sollst zum Herrn Rittmeister kommen! Bist Du denn taub?" schrie draußen Jürgen mit lauter Stimme, und gleich darauf schob er den Juden unsanft am Kragen zu der aufgerissenen Thür hinein. Hier sah sich Moses aber dem ergrimmten Schweden gegenüber, der etwas schwankend, einen Becher voll Punsch dem Erschrockenen so dicht vor das Gesicht hielt, daß der heiße Trank ihm fast die Nase verbrühte.

„Moses," schrie ihn Gulden an, „was ist hier drin?"

„Punsch, Herr Wachtmeister," stammelte der bedrängte Jude, der sich vergeblich Jürgens eisernem Griffe zu entziehen suchte.

„Nein, Wasser, Du nichtswürdiges Geschöpf!"

Jürgen Wernicke ließ vor Erstaunen beinahe seinen Gefangenen los. Das ging ihm denn doch über den Spaß. Er hatte den Punsch selber gebraut und wußte, daß er fast nur aus reinem Rum bestand.

„Du bist verrückt, Gulden!" Mit diesen Worten schob Wernicke seinen Freund beiseite.

„Komm mir blos noch einmal auf den Hof, dann sollst Du an mich denken," tobte Braal noch weiter, als sich schon die Thür zum Eßzimmer hinter Moses geschlossen hatte.

Bei seinem Eintritt stürzte letzterem der Rittmeister von Kerkow mit den Worten entgegen:

„Moses, jetzt erzähle uns einmal, was Du von den Schweden im Lande gesehen hast, aber, daß Du nichts verschweigst. Wiederhole alles genau, was Du unten in der Gesindestube berichtet hast. Erzählst Du es anders, so fliegst Du zum Fenster hinunter. Jürgen, paß auf, daß er nichts verheimlicht."

„Du Lump, wenn ich merke, daß Du von meinen Leuten Lügen erzählst, schlage ich Dir mit meinem Krückstock den Schädel ein!" eiferte Rittmeister Steenbock dagegen.

Moses blickte hilfesuchend um sich. Am liebsten hätte er den Rückzug angetreten, aber Jürgen Wernicke hielt an der Thür aufmerksam Wacht. Da suchte sich Frau Annaliese noch einmal ins Mittel zu legen und bat ihren Mann, den Juden doch wieder zurückzuschicken. Allein vergeblich. Hans Achim ließ sie nicht zu Worte kommen, und mit Thränen im Auge mußte Frau von Kerkow ihre Bemühungen aufgeben, da jetzt auch Rittmeister Steenbock Moses' Bericht zu hören verlangte.

„Wird's bald?" mahnte Herr von Kerkow ungestüm, „oder soll ich Dir die Zunge lösen?"

„Heraus mit der Sprache!" donnerte Axel Steenbock. „Was hast Du für Märchen aufzutischen?"

„Ich will alles berichten, Ihr Herren, nur müßt Ihr Geduld mit mir haben," stammelte der in die Enge getriebene Jude, sich noch einmal nach der rettenden Thür umschauend, vor welcher die breite Gestalt des alten Wachtmeisters Posten gefaßt hatte.

„Unweit der pommerschen Grenze stehen die schwedischen Vorposten, blaue Dragoner mit Kollern, wie ihn der Herr Rittmeister von Steenbock mitunter trägt. Die erste und zweite Schwadron liegen dort im Quartier. Ich dachte ein Geschäft bei ihnen machen zu können —"

„Hörst Du, Hans Achim," unterbrach Steenbock, in seiner Freude den Streit ganz und gar vergessend, die Rede des Juden. „Das ist unser Regiment, das sind unsere Schwadronen, die braven Jungen."

Hans Achim hörte gar nicht auf die Worte des alten Kameraden. „Erzähle weiter!" polterte er in drohendem Tone, einige Schritte an Moses herantretend. „Du jämmerlicher Kerl hast also sogar mit den Landesfeinden handeln wollen?"

Moses sprang ängstlich zurück, geriet aber hierbei mit seinem eisenbeschlagenen Stiefelabsatz auf den Fuß des hinter ihm stehenden Wachtmeisters. Jürgen zog das schmerzende Bein fluchend in die Höhe, während er mit der Faust dem Juden einen Stoß in den Rücken versetzte, der ihn wieder vorwärts trieb.

„Erzähle weiter!" mahnte Herr von Kerkow ungeduldig. „Wenn Du die Wahrheit sagst, soll Dir in meinem Hause kein Haar auf dem Kopfe gekrümmt werden, so wahr ich Hans Achim von Kerkow heiße!"

„Große Verwüstungen habe ich gesehen, Herr," fuhr Moses, durch die Worte des Rittmeisters kühner gemacht, in seinem Berichte fort. „Ach, wie haben die Herren Dragoner da gehaust, schlimmer noch als die Herren vom Fußvolk. Grausam viel Geld müssen sie bei dem Handel verdienen. Ganze Herden Vieh haben sie zusammengetrieben, und haben nichts, gar nichts dafür bezahlt. Ich wollte ihnen einige Stücke abkaufen, aber sie ließen mir nichts. Auch Geld nehmen sie und Schmucksachen, und wo die Leute es nicht gutwillig geben, da — —"

„Du lügst Jude, nimm Dich in acht!" unterbrach ihn Axel Steenbock, seinen Stock erhebend.

„Laß ihn weiter reden, er sagt die Wahrheit," eiferte Hans Achim dagegen.

Digitized by Google

„Scharen von Flüchtigen kamen heute durch die Gegend, und jeder erzählte dasselbe. Du mußt es ebensogut wissen wie ich."

„Es sind gerade solche Lügner wie Moses, die ihre Feigheit mit Märchen von Greuelthaten zu verdecken suchen. Von Dir erschwindeln sie noch einen Zehrgroschen, aber ich habe das Gesindel erkannt und treibe es von meinem Hofe hinunter."

„Moses, erzähle dreist weiter. Was geschieht mit den armen Bauern, wenn sie ihr Eigentum nicht gutwillig herausgeben?"

„Herr, so wahr ein Gott über mir ist, sie zünden die Häuser an, schlitzen den Leuten die Nasen auf und schneiden ihnen die Ohren ab. Drei Dörfer sah ich brennen. Die Schöffen von Löhme haben sie nackend ausgezogen und auf das Eis gelegt, bis die Gemeinde sie auslöste. Andern haben sie Unrat in den Hals gegossen, so daß den Leuten der Leib aufschwoll und platzte. Sie nennen es den ‚Schwedentrunk' geben."

„Du Lump!" donnerte Axel Steenbock, mit seinem Krückstock auf Moses zuschreitend. „Meine Schwadron, die erste vom Regiment, soll diese Schandthaten ausführen? Warte, jetzt stopfe ich Dir Dein verleumderisches Maul! Sage, was bekommst Du für Deine Hetzereien?"

„Bleibt mir vom Leibe!" schrie Moses in höchster Angst, „ich habe ja nicht gesagt, daß es die Leute von des Herrn Rittmeisters Schwadron gethan haben."

Hans Achim stellte sich zwischen seinen Kameraden und den Bedrängten. „Wernicke, laß den Juden hinaus!" befahl er dem Wachtmeister.

Moses schlüpfte gewandt durch die nunmehr freie Thür, aber draußen empfing ihn schon Gulden Braal mit den Worten:

„Du Schuft hast dort drinnen wohl wieder Streit angefangen? Kannst Du denn niemals Ruhe halten? Jetzt mache ich Dir das Fell dafür lose."

Die beiden Rittmeister blickten einander grimmig in das Auge.

„Axel, bleib zurück, der Jude steht unter meinem Schutz, er hat nur die Wahrheit gesagt," rief Herr von Kerkow erregt, seinem Freunde die Thür versperrend.

„So," schrie letzterer erbost, „dann bist Du wohl damit einverstanden, daß ein umherziehender Jude Deinen Kameraden, einen alten Offizier, in Deinem Hause beschimpft? Du bist auch verunglimpft worden, denn Du bist Offizier desselben Regiments. Aber Du scheinst anderer Ansicht darüber geworden zu sein, was man seinem Stande schuldig ist. Ich leide es nun einmal nicht, daß unsere Ehre angegriffen wird."

„Nicht unsere Ehre wird angegriffen, sondern die jener Mordbrenner, die einst brave Soldaten waren, als wir Schulter an Schulter mit ihnen fochten. Über die Ehre unseres Standes habe ich freilich andre Begriffe als Ihr; denn ich beschönige nicht Raub und Plünderung, nicht heimtückischen Überfall friedlicher Leute. Ich würde nimmermehr meinen Sohn zwingen, wie ein Feigling hinter dem Ofen zu sitzen, während der Feind hereinbricht, und unser Herr, der Kurfürst, selber an die Grenze zieht, um das deutsche Vaterland zu schützen. Axel," fuhr Hans Achim, seine Worte mäßigend, in fast angstvollem Tone fort, als er die gewaltige Erregung gewahrte, welche sich auf dem Antlitz seines Freundes widerspiegelte, „ich bitte Dich zum letzten Mal, laß ab von der Partei unserer gemeinsamen Gegner, Du weißt nicht, welches Verhängnis Dein unseliger Eigensinn über uns beide heraufbeschwört. Axel, ich habe mich für Dich verbürgt."

Steenbock achtete gar nicht mehr auf die Worte seines Kameraden, so sehr hatte ihn der Zorn über die empfangene Kränkung übermannt.

„Gulden, laß anspannen!" rief er mit lauter Stimme zur Thür hinaus. „In diesem Hause ist man seines ehrlichen Namens nicht mehr sicher. Rittmeister von Kerkow, Eure Schwelle habe ich heute zum letzten Mal überschritten. Den Damen empfehle ich mich zu Gnaden. Komm, Heinrich, wir sind schon zu lange hier gewesen."

„Ja, geht nur hin," tobte Hans Achim jetzt, ganz außer sich vor Wut darüber, daß alle seine Bitten nicht vermochten, den Freund zu seiner Partei herüberzuziehen. „Das Band ist zwischen uns für alle Zeit zerschnitten. Zurück von dem Mädchen!" rief er dem entsetzten Junker zu, der die halb ohnmächtige Geliebte in seinen Armen hielt.

„Aber um Gotteswillen, Herr Oheim, das kann doch Euer Ernst nicht sein, Ihr werdet uns doch nicht trennen wollen?" bat Heinrich, des Alten Hand ergreifend.

Der aber wehrte ihn von sich ab. „Nimm Dein Schwert und folge mir gegen die Feinde Deines Vaterlandes, dann soll mein Haus Dir das Vaterhaus ersetzen, und Du selber sollst mir als Schwiegersohn willkommen sein."

„Heinrich komm, ich befehle es Dir!" schimpfte Axel Steenbock, der mit seinem Stelzfuß schon auf der Treppe umherstampfte. „Schwerenot! wird es bald? oder willst Du warten, bis wir womöglich noch aus dem Hause geworfen werden, um die Schande voll zu machen?"

Verzweifelnd wandte Heinrich sich zum Gehen; aber noch einmal wollte er die Geliebte an seine Brust drücken, doch der Rittmeister von Kerkow vertrat ihm den Weg.

„Nichts da, aus ist es, rein aus!" rief er zornig. „Nur ein Mann, der für sein bedrängtes Vaterland zu kämpfen versteht, soll meine Tochter heimführen, kein Feigling, der sich in das Ofenloch vor der Gefahr verkriecht, — und wenn sie darüber zur alten Jungfer wird, so wahr ich Hans Achim von Kerkow bin!"

„Herr Oheim, das war Euer letztes Wort zu mir noch nicht!" rief Heinrich, trotz des Rittmeisters Zorn Gretchens Hand zum Abschied innig küssend.

„Heinrich, ich vergesse Dich nicht!" schluchzte das Mädchen. Aber seine Worte wurden von dem Krachen der Thür übertönt, welche Hans Achim hinter dem Davoneilenden in das Schloß warf.

„Da haben wir die Bescherung," flüsterte Jürgen dem sprachlosen Braal auf der Treppe zu; „ich dachte

Digitized by Google

mir gleich, daß es heute noch so kommen würde. Was nun?"

„Was nun?" ermannte sich Gulder endlich zu einer Antwort. „Jürgen, wir bringen die Kinder doch zusammen."

„Das versteht sich, und Freunde bleiben wir beide, auch wenn sich die Alten in den Haaren liegen; Du weißt doch, wir haben ja einen Bund gemacht."

„Den halten wir für alle Zeiten."

„Nun, dann müßte es ja mit dem Teufel zugehen, wenn nicht noch alles gut werden sollte."

Zweites Kapitel.

Mehrere Tage waren seit dem so jäh gestörten Neujahrsfest vergangen. Inzwischen ritt Herr von Kerkow zu wiederholten Malen in Begleitung seines treuen Wachtmeisters aus, ohne seinen Angehörigen Zweck und Ziel seiner Ausflüge mitzuteilen. Da Hans Achim von denselben immer spät und meist in sehr übler Stimmung zurückzukehren pflegte, so hatte sich seiner Familie begreiflicherweise einige Unruhe bemächtigt. Dieselbe wurde durch das Geheimnisvolle, mit welchem sich der Rittmeister gegen seine Gewohnheit umgab, denn auch Wernicke widerstand allen Versuchen, etwas Näheres über ihre Spazierritte aus ihm heraus zu locken, immer mehr gesteigert.

Eines Nachmittags, die Sonne neigte sich ihrem Untergange zu, und in dichten Flocken fiel der Schnee von dem bleigrauen Himmel herab, ritt Jürgen Wernicke wieder, des Rittmeisters Pferd gesattelt am Zügel führend, vor das Hausthor. -- Gleich darauf trat Hans Achim aus seinem Zimmer in den Saal, welcher der Familie als gemeinsamer Aufenthaltsraum diente.

Erstaunt blickten Frau und Tochter auf den Hausherrn, der mit schweren Reiterstiefeln, weitem Mantel und Ottermütze bekleidet war.

„Wie, Hans Achim," fragte Frau von Kerkow, befremdet ihren Ehemann anblickend, „Du willst wieder fort und noch dazu bei solchem Wetter und so spät? Ich bitte Dich, bleibe heute wenigstens zu Hause. Du kommst doch erst spät zurück, wenn Du einmal reitest, das weiß ich schon im voraus. Die Wege sind allenthalben verschneit, und leicht kann Euch im Dunkeln ein Unglück geschehen."

Der Rittmeister machte eine Bewegung der Ungeduld.

„Ich habe mich verpflichtet, heute zu kommen, und muß mein Versprechen halten," erwiderte er in gereiztem Tone. „Es liegen wichtige Dinge zur Beratung vor, und es könnte leicht Unheil daraus entstehen, wenn ich gerade heute fehlte."

„Dann reitest Du also nach Rathenow zur Versammlung? Mein Gott, Hans Achim, was beratet Ihr nur jetzt immer zu so ungewöhnlicher Zeit?"

„Wirst Du Heinrich auch bei Briest treffen?" fügte Gretchen, sich selbst vergessend, hinzu.

Der Rittmeister errötete stark. — „Wollte Gott, der alte Briest und Heinrich wären auch dort, aber gerade die Halben, die sich zu keinem entscheidenden Schritt aufraffen können, verderben uns das Spiel," brummte Hans Achim vor sich hin. „Nein," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „ich werde weder Briest noch Heinrich treffen. Übrigens bitte ich mir aus, daß in meiner Gegenwart keiner der beiden Steenbocks mehr erwähnt wird. Die Freundschaft mit denen dort drüben hat für alle Zeiten ein Ende."

Gretchen biß die Lippen aufeinander, um nicht durch einen Ausbruch des Schmerzes den Vater noch mehr zu erzürnen; aber ihre Augen füllten sich mit Thränen, während sie das Haupt senkte, um die Zeugen ihres Leides zu verbergen.

Frau Annaliese war aufgesprungen und hatte angstoll die Hand ihres Mannes ergriffen.

„Hans Achim," rief sie voll Entsetzen, „Du reitest nicht zu Briest? Was hat es mit diesen Versammlungen auf sich? Mein Gott, es ist also richtig mit der Verschwörung, von der die Leute reden, und Du gehörst mit zu den Verschwörern. Mann, Du wirst Dich und Deine Familie mit den verzweifelten Plänen zu Grunde richten; Hans Achim, ich bitte Dich, bleibe zu Haus!"

Der Rittmeister entzog sich ungeduldig den Armen seiner Frau, welche ihn fest umschlungen hatte.

„Possen, Annaliese, das verstehst Du nicht! Geh und kümmere Dich um Deine Wirtschaft, während Männer das Wohl des Landes beraten. Übrigens ist von keiner Verschwörung die Rede. Sehe ich etwa wie ein Verschwörer aus? Beruhige Dich, Frau, es handelt sich lediglich um eine Versammlung einiger Edelleute, die darüber beraten, ob wir nicht dem Kurfürsten durch eine Abordnung die allerunterthänigste Bitte unterbreiten sollen, baldigst in das unbeschützte Land zurückzukehren. Quast, die beiden Rochows, Hans von Hagen und einige andere Herren kommen auch."

„Aber warum die Geheimthuerei," fragte Frau von Kerkow, wenig durch die Worte ihres Mannes beruhigt, „wenn Ihr nichts Gefährliches im Sinne habt?"

„Das ist doch klar, Annaliese," erwiderte der Rittmeister, sich vergeblich zu einem Lächeln zwingend. „Die Schweden dürfen es nicht erfahren, ob und wann der Kurfürst zurückkehrt. Auch der alte Briest braucht von unseren Besprechungen nichts zu wissen, denn er hat die Teilnahme daran abgelehnt, vermutlich aus Furcht, daß der Kurfürst ihm wegen unseres Unterfangens zürnen könnte. Möglicherweise würde er unserem Plane sogar Schwierigkeiten in den Weg legen, wenn er dächte, daß wir unsere Absicht noch nicht aufgegeben haben. Übrigens mache Dir keine Sorgen, Annaliese, falls ich später als sonst nach Hause komme. Wir pflegen nach der Beratung ein Spielchen zu machen und einen guten Trunk zu thun."

Der Rittmeister wickelte sich fester in seinen Mantel, und ohne eine Antwort seiner Frau abzuwarten, schritt er eiligst die Treppe hinab.

Frau Annaliese rang oben im Zimmer in höchster Angst die Hände.

„Er sagt mir nicht die Wahrheit," murmelte

Digitized by Google

sie aufseufzend. „Aus keiner Versammlung ist er so nüchtern nach Hause gekommen, wie jetzt seit Wochen. Es liegt irgend ein Unheil in der Luft. Gott möge alles zum Guten kehren!"

Der Rittmeister nahm seinem wartenden Diener die Zügel aus der Hand und schwang sich mit jugendlicher Leichtigkeit auf das Pferd, dann trabte er, von Jürgen gefolgt, vom Hofe hinab, der Landstraße zu. Der Wind pfiff über die Heide und trieb den Männern die immer dichter wirbelnden Schneeflocken in das Gesicht. Bald starrten die Bärte der Reiter von Eis und Schnee. Jürgen Wernicke schnitt ein verdrießliches Gesicht und schimpfte halblaut vor sich hin, daß ein ehrlicher Christenmensch bei solchem Hundewetter über die Heide reiten müsse.

Das Antlitz seines Herrn klärte sich dagegen mehr und mehr auf, je weiter sie sich von dem Gehöft entfernten, und ein ungewöhnliches Feuer begann aus den Augen des alten Edelmannes zu leuchten; die halblaut gesprochenen unwilligen Worte seines Dieners, mochten wohl an sein Ohr gedrungen sein, aber anstatt darüber zu zürnen, überzog ein flüchtiges Lächeln seine harten Züge.

„Im Grunde hat der Jürgen nicht unrecht," sagte er zu sich selber, „man könnte gemütlicher bei uns zu Hause ratschlagen, als in der halbverfallenen Herberge im Moore; aber für einige würde es zu weit sein, während die alte Herberge allen leicht erreichbar ist. Zudem hat es so den Anschein, als reite ein jeder von uns nach Rathenow zu Briest, und schließlich ist der alte Martin Hennig verschwiegener als die eigenen Leute. Pfui, Jürgen," wandte er sich an diesen, indem er sein Pferd zu langsamerer Gangart zwang, „schämst Du Dich nicht, über den kurzen Ritt im Schneetreiben zu murren? Unter Torstenson gab es andere Märsche. Der fragte nicht nach Wind und Wetter, wenn es galt, die Kaiserlichen aus dem warmen Quartier zu jagen. Glaubten sich im Winter vor uns sicher, aber wir waren immer mitten unter ihnen, wenn sie es am wenigsten vermuteten. Es war zuweilen ein lustiges Hasentreiben. Was gilt es, Alter, ich glaube, Du würdest es gern noch einmal mitmachen?"

Der Wachtmeister ritt näher an seinen Herrn heran. „Heute erfahre ich mehr von der Sache," dachte er, während er sich das Schneewasser mit der Hand aus den Augen wischte und dadurch das schlaue Lächeln verbarg, das um seinen Mund spielte.

„Halten zu Gnaden, Herr Rittmeister," sagte er in gleichgiltigem Tone. „So hat der Moses auch gefragt, er meinte, bei den Schweden wäre ein Heidengeld jetzt zu verdienen."

„Bist Du nicht klug, Kerl?" fuhr der Rittmeister seinen Begleiter ärgerlich an. „Zu den Schweden wolltest Du gehen, und Moses hat es Dir geraten? Ich glaube gar, Du bist betrunken."

„Nein, Herr Rittmeister, mit den Schweden mag ich nichts zu thun haben, aber Lust bekam ich doch, als der Moses so zu mir sprach. Dazu erzählt man sich unter den Leuten hier, daß das Landvolk jenseits der Elbe von seinen Herren bewaffnet werden soll, um den Feinden den Übergang über den Fluß zu wehren, falls sie bis dorthin vordringen. Aber auch hier zu Lande, sagt man, wird es sich bald rühren. — Der kurfürstliche Rat von Marwitz ist seit einigen Tagen drüben in Rathenow beim Landrat von Briest, es soll gewiß gegen die Schweden gehen, oder gar gegen die Franzosen."

Der Rittmeister zog erstaunt die Zügel seines Pferdes an.

„Weißt Du das gewiß, Jürgen?" fragte er im Tone höchster Spannung. „Marwitz müßte dann geraden Weges aus dem Kriegslager hieher geeilt sein."

„Er ist bereits seit einer Woche hier. Ich hörte es vom Dietrich, dem Reitknecht des Herrn von Briest. Es wird dort viel geredet und besprochen, denn auch der alte Generallieutenant, der Herr Bodo von Winning, ist bei den Beratungen stets zugegen."

Der Rittmeister biß sich auf die Lippen und wurde ganz rot vor Erregung.

„Der alte Zauberer, der auf seinen Krücken kaum vorwärtsschleichen kann? — Da wird viel geschafft werden, wo der das Kommando führt. Doch erzähle weiter. Wer ist noch dabei?"

„Der kurfürstliche Kämmerer von Burg."

„Ein schlauer Fuchs, aber er hat einen Buckel und eine schiefe Hüfte. Jeder Windstoß pustet ihn um; der wird sich recht gut im Helm und Harnisch zu Pferde ausnehmen. Seine Kurfürstliche Gnaden wollen wohl den Feind durch Vogelscheuchen aus dem Lande graulen."

„O, es kommen auch jüngere Herren zur Beratung," fuhr Jürgen im Eifer des Gesprächs fort.

„Wer denn, fragte Hans Achim mißtrauisch, als der Wachtmeister plötzlich stockte. „So antworte doch!"

„Nun, der Junker Heinrich," platzte Jürgen heraus. „Ich habe den Dietrich danach ausgefragt."

„Der Henker mag verstehen, was sie dort drüben zusammenbrauen," sagte der Rittmeister mehr zu sich als zu seinem Diener. „Ich fürchte, sie wissen selber nicht recht, was sie eigentlich wollen. Gott gebe, daß die Zeiten des Kurfürsten Georg Wilhelm nicht wiederkehren."

Mit diesen Worten wandte er sein Pferd von der Landstraße ab und schlug einen wenig benutzten Weg über das sich weit vor ihnen ausbreitende Moor ein. Auf die Schneelandschaft war bereits abendliche Dämmerung herabgesunken, und bei dem dichten Schneegestöber würde es den Reitern vielleicht schwer gewesen sein, sich inmitten der öden, gleichförmigen Fläche zurechtzufinden, wenn nicht ein von Zeit zu Zeit aufleuchtender Feuerschein, sie geleitet hätte.

Nach einem halbstündigen Ritt hielten Hans Achim und sein Diener vor einem einsam gelegenen Weiler, welcher allein aus einer ärmlichen, mit Stroh gedeckten Hütte und einer zerfallenen, halb offenen Scheune bestand, in der zur Zeit vielleicht acht bis zehn Pferde Unterkunft erhalten hatten. Um ein Torffeuer auf dem freien Platze, zwischen der Hütte und der Scheune, standen etliche Männer und wärmten die vom Frost erstarrten Glieder. Die Leute

Digitized by Google

grüßten den Rittmeister ehrfurchtsvoll und halfen seinem Diener die Pferde zu denjenigen führen, welche sich in der erwähnten Scheune bereits befanden. — Hierbei bezeigten sie dem alten Wachtmeister eine mit Achtung gemischte Vertraulichkeit, welche Wernicke mit vieler Würde hinnahm. —

Der Rittmeister trat durch die unverschlossene Thür in das Innere der Hütte, aus welcher ihm eine dicke, mit Tabak und Grogdünsten geschwängerte, Luft entgegenschlug. Es war ein ziemlich großer, aber niedriger Raum, dessen rauchgeschwärzte Deckbalken man leicht mit der Hand erreichen konnte. Die Wände waren mit Lehm verkleibet, doch hatte der nagende Zahn der Zeit an einigen Stellen bereits diesen einfachen Putz zerbröckelt, die dadurch entstandenen Löcher waren nur notdürftig mit Stroh und Moos verstopft worden. Aus großen Feldsteinen stand an einer Langseite des Gemaches ein gewaltiger Herd errichtet, auf dem ein Torffeuer glimmte und das Wasser im Sieden erhielt, welches sich in einem Kessel befand, der an einer eisernen Kette über dem Herde hing. Ein weiter Rauchfang gewährte dem Qualm, der von dem Torffeuer und mehreren zur Erleuchtung der Hütte dienenden Kienfackeln aufstieg, freien Abzug, sofern ihn nicht ein über die Heide fahrender Windstoß samt einer Menge wirbelnder Schneeflocken durch den Schlot wieder in das Gemach zurücktrieb.

An einem roh gearbeiteten Tisch in der Nähe des Herdes saßen rauchend und zechend eine Anzahl Männer, deren Äußeres mit dem elenden Raum, in welchem sie sich befanden, in solchem Widerspruch stand, daß die Vermutung gerechtfertigt schien, ein besonders wichtiger Grund müsse sie an diesem Orte zusammengeführt haben. Bei dem Eintritt des Rittmeisters erhoben sich sämtliche Anwesenden und begrüßten denselben mit lärmender Freude.

Hans Achim hatte für jeden der jungen Männer, denn solche waren hier ausnahmslos versammelt, einen Händedruck und ein paar freundliche Worte. Mit besonderem Interesse richtete sich aber sein scharfes Auge auf einen hochgewachsenen Mann mit dunklem Bart und energischen Zügen, der sich während der Begrüßung des Rittmeisters im Hintergrunde gehalten hatte, jetzt aber mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung auf Herrn von Kerkow zuschritt.

„Herr von Uchtenhagen, Herr Rittmeister von Kerkow," übernahm einer der Herren die Vorstellung.

„Der Herr Abgesandte unserer Brüder jenseits der Elbe," begrüßte Hans Achim den Fremden, ihm beide Hände zum Willkommen entgegenstreckend. „Ich freue mich, Euch hier zu sehen, mein Herr von Uchtenhagen. Mit großer Teilnahme haben wir von Eurem unerschrockenen Entschlusse vernommen, dem Feinde unter allen Umständen den Übergang über den Fluß zu wehren. Ich hoffe, daß dieses mannhafte Beispiel, welches Ihr gebt, auch bei uns allgemein Nachahmung finden wird."

„Soweit wir es verhindern können," entgegnete der Abgesandte, in die dargebotene Hand einschlagend, „soll kein Schwede das jenseitige Land betreten. Wir hoffen dort so lange Widerstand leisten zu können, bis der Kurfürst mit dem Heere aus der Pfalz zurückgekehrt, oder wenigstens uns Hilfe sendet; auch wenn darüber einige Monate vergehen sollten."

„Mein lieber Herr von Quast," wandte sich Hans Achim an den ältesten der Edelleute, indem er mit einem Blick des Mißfallens und der Enttäuschung die geringe Zahl der Versammelten musterte, „erwartet Ihr noch jemand, oder sind wir vollzählig?"

„Es wird niemand mehr erscheinen," nahm der Angeredete das Wort. „Alle diejenigen, bei denen wir horchten, wie sie über einen bewaffneten Widerstand dächten, wollten sich nicht darüber äußern, bevor sie nicht den Willen des Kurfürsten erfahren und den Rat des alten Briest eingeholt hätten. Wenn die beiden Steenbocks nicht noch kommen, die Ihr mitzubringen versprachet, so sind wir alle versammelt."

Herr von Uchtenhagen schüttelte nachdenklich das Haupt.

„Ich fürchte," flüsterte er seinem Nachbar, einem Herrn von Rochow zu, „der gute Rittmeister von Kerkow hat in seinem Bericht an uns die Dinge mehr so angesehen, wie er sie wünscht, als wie sie in Wirklichkeit sind. Die Pläne des alten Herrn sollen übrigens denjenigen maßgebender Personen widerstreiten. — Wir drüben haben schon derartiges gehört!"

„Das sind leere Ausflüchte, um die eigene Unentschlossenheit zu bemänteln," erwiderte der Rittmeister dem Herrn von Quast. Doch es schadet nichts, wenn sie jetzt noch fern bleiben. Haben wir das Rad erst einmal zum Rollen gebracht, so wird es die Zauderer mit fortreißen. Die Steenbocks kommen auch nicht. Sie machen es gerade wie Eure Freunde. Wir können also die Beratung beginnen. Habt Ihr Euch vergewissert, daß kein Unberufener im Hause ist?"

„Der Moses, der Handelsjude, ist eingekehrt, aber er schläft im Stalle bei seinem Pferde."

„Der Moses?" fragte der Rittmeister stirnrunzelnd, „den hätte ich am wenigsten hergewünscht, der Mann kommt zuviel umher und plaudert bei seinen Geschäften allenthalben Neuigkeiten aus."

„Er war leider schon vor uns hier, und so konnten wir nichts machen. Wenn wir ihn vertrieben hätten, so würde dies erst recht Verdacht erweckt haben. Übrigens kann er nichts erhorchen, denn der Stall ist weit abgelegen, und unsere Leute beobachten ihn scharf."

„Nun so laßt uns ohne Zeitverlust beginnen. Ihr werdet Euch bei dem ersten Einblick in unsere Versammlung verwundern, Herr von Uchtenhagen," wandte sich der Rittmeister an diesen, „daß Ihr unserer nur so wenige hier versammelt findet, welche bereit sind, dem Feinde die Stirn zu bieten. Die Ursache davon, die viele zurückschreckt, offen mit uns gemeinsame Sache zu machen, ist aber nicht etwa Feigheit oder Gleichgiltigkeit gegen das Vaterland und unser angestammtes Fürstenhaus, sondern vielmehr eine gewisse Scheu, ohne oder gar gegen den Willen unseres Herrn Kurfürsten und des Landrats, seines ersten Beamten, zu handeln. Alle aber, die jetzt noch zweifeln und schwanken, werden bereitwillig

Digitized by Google

die Waffen für die gute Sache ergreifen, wenn sich entschlossene Männer, wie meine Freunde und ich, an die Spitze stellen. Liebe Genossen, sagt unserm edlen Herrn von Uchtenhagen, daß wir bereit sind, für das Vaterland aufzustehen und mit den Herren jenseits der Elbe gemeinsame Sache zu machen."

„Gewiß, gewiß, das wollen wir alle zusammen!" ertönte es freudig im Chore der Männer. „Was die Herren dort drüben fertig bekommen, das können auch wir."

„Ich glaube zwar, daß sich fast alle Edelleute und Bauern uns anschließen, sobald wir das Zeichen der Erhebung geben," begann Ludwig von Quast, ein trotz allem jugendlichen Feuer überlegender und verständiger Mann, „und wir selber folgen gern Eurem erfahrenen Rat, Herr Rittmeister, aber wißt Ihr auch genau, ob unser Beginnen unserem Durchlauchtigsten Kurfürsten genehm ist? Der Kurfürstliche Rat von der Marwitz weilt bei dem Landrat und hat demselben vermutlich geheime Befehle aus dem Kriegslager überbracht, Herr von Briest aber verhält sich ablehnend gegen jeden bewaffneten Widerstand."

Hans Achim vermochte kaum seinen Ärger zu verbeißen.

„Jedes Kind weiß, das der Marwitz zum Briest gesandt ist," ereiferte er sich, „aber nur um unsere Gesinnung zu erfahren, das ist doch klar. Da wird dem armen Herrn allerdings wenig Gutes berichtet werden. Daß es der Zaghaften viele giebt, die freilich nur eines kräftigen Anstoßes zum Handeln bedürfen, habt Ihr alle selber erprobt, daß aber mutige und entschlossene Männer bereit sind, die übrigen mit sich fort zu reißen, wird aus Mißgunst gegen uns verschwiegen. Wißt Ihr nicht, daß zum Rate bei Briest auch noch der alte Bodo von Winning berufen ist, der, obwohl krank und schwach, den Oberbefehl nicht gern verlieren möchte und mich als seinen Nebenbuhler betrachtet? Da ist ferner der Kämmerer von Burg, der mich für tollkühn und unbesonnen hält, weil ich seine hinterlistigen Ränke und Kniffe nicht billige. Sicher bereiten sie selber den Aufstand vor und halten die Sache nur so geheim, weil sie argwöhnen, daß wir ihre heimlichen Pläne und Mittel nicht gutheißen. Seiner Kurfürstlichen Gnaden ist es gewiß nicht zuwider, daß seine getreuen Unterthanen bereit sind, für ihn im offenen Kampfe ihr Herzblut zu verspritzen. Fragt nur den edlen Herrn von Uchtenhagen, der wird es Euch bezeugen."

(Fortsetzung folgt.)

Auf der großen Landstraße.

Roman

von

H. Schobert.

(Fortsetzung.)

Dreizehntes Kapitel.

„Wenn sich in der Nacht irgend etwas bei dem Kranken ändern sollte, Weigert, so rufen Sie mich sofort," sagte der Doktor, als er zum letzten Mal für diesen Tag ans Bett seines Patienten trat, — Vera hatte sich schon zur Ruhe begeben, — zu dem starkknochigen, hünenhaften Pfleger, der in höflicher Haltung vor ihm stand. „Ist Ihnen überhaupt heute im Lauf des Tages etwas aufgefallen?"

„Nein, Herr Doktor. Herr von Konreuth ist ruhiger gewesen wie die ganze Zeit."

Schrattenbach drehte den Lichtschirm, der das kleine Nachtlämpchen gegen das Bett zu verhüllte, ein wenig zur Seite, so daß der schmale, gelbliche Lichtstrahl auf den Kranken fiel. Er lag ziemlich ruhig da, mit halb geschlossenen Augen und leise sich bewegenden Lippen, die aber keinen Ton hervorbrachten, ein Bild des Jammers. Die Feuchtigkeit der Eisblase hatte seine stark ergrauten, dünnen Haare an Stirn und Schläfe festgeklebt, die Haut war glanzlos und lederfarben, tief in ihren Höhlen lagen die Augen. Er schien kein körperliches Empfinden mehr zu haben, denn der Lichtstrahl, der in diesem Dunkel fast grell wirkte, nötigte ihm kein Zucken oder Blinzeln ab.

Schrattenbach ging in sein Zimmer zurück und warf sich, nur halb entkleidet, auf den persischen Diwan. Die Thüre nach dem Krankenzimmer stand des Nachts auf.

„Ich denke die Krisis kommt," sagte er vor sich hin, als er die Lampe löschte, „jedenfalls muß ich darauf rechnen, schnell bei der Hand sein zu können."

Er zog die weiche Decke fest um sich und dachte daran, daß eine Zeit kommen würde, wo ihm dies Zusammenwohnen mit Frau von Konreuth wie ein schöner Traum erscheinen würde, sie einander vielleicht nur noch zufällig begegneten, ein paar konventionelle Redensarten austauschend — was dann? Würde er das ertragen können? Er warf sich mehrmals unruhig umher, endlich schlief er ein.

In dem ganzen großen, luxuriösen Palast herrschte die Ruhe der Nacht, nur der matte Schein des Nachtlämpchens im Zimmer des Herrn all dieser Kostbarkeiten gab Kunde davon, daß sich vor Krankheit und Schmerz weder Thor noch Thür verrammeln läßt.

Mitten in der Nacht fuhr Vera im Bett empor, sie war vollkommen wach, und ihr Herz hämmerte laut vor Schreck, sie hatte sich bei Namen rufen

Digitized by Google

hören, von Lorenz' Stimme, aber nicht wie sonst, barsch und brutal, sondern ängstlich, beinahe bittend. Sie war so vollkommen wach, daß ihr jede Täuschung ausgeschlossen schien, und tausend Möglichkeiten ihr Hirn durchzuckten. Vielleicht war der Wärter eingeschlafen oder fortgegangen, und ihn dürstete, vielleicht hatte er einen lichten Moment . . . Schrattenbach gab ja selbst zu, daß sich solche Krankheit einer genauen Vorherbestimmung entzog.

Ihr Mitleid erwachte. Hastig kleidete sie sich an. Inzwischen lauschte sie nach der Seite hinüber, auf der die Zimmer ihres Gatten lagen, aber nun war alles totenstill. Dennoch öffnete sie die Thür und trat auf den nur matt erhellten Korridor hinaus, aber auch hier regte sich nichts. Leise ging sie vorwärts, geräuschlos öffnete sie die Thür zu Lorenz' Wohnzimmer.

Sie hörte die tiefen, regelmäßigen Atemzüge des eingeschlafenen Wärters, sah den Kreis, den das Nachtlämpchen auf den hellen Teppich warf, die phantastischen Schatten an der Decke und den Wänden, das Dunkel, das in den Ecken des großen Zimmers lauerte, aus dem sich nur der gleißende Adler heraushob, der die schweren Falten des Betthimmels in seinen Fängen hielt, und hörte das leise, monotone Fallen der Tropfen, die aus der zur Seite gelegten Eisblase in den Eimer herabträufelten.

Ganz leise ging Vera näher an das Bett und beugte sich vorsichtig über den Kranken. Er hatte die Augen geöffnet und starrte ins Leere, zuckend fuhren seine Finger auf der seidenen Bettdecke hin und her und verursachten ein leises kratzendes Geräusch. Augenscheinlich hatte er sie nicht gerufen, bedurfte nichts. Aber als Vera ihm so in das entstellte, ausgemergelte Gesicht sah, überkam sie ein unsägliches Mitleiden mit dem Kranken. Sie vergaß, was er ihr angethan, dachte in diesem Augenblick nur daran, daß er ihren Vater großmütig vor Schande und Schmach bewahrt hatte, daß er ihr alles gegeben, was ihm gehörte, und daß er nun elend dalag, trotz all seines Reichtums, ein armes unglückliches Geschöpf, nicht mehr, wie die Tiere des Feldes.

Heiße Thränen lösten sich aus ihren Augen und fielen schwer in Lorenz' Gesicht, während sie neben seinem Bett geräuschlos in die Knie sank.

Der Wahnsinnige zuckte ein wenig, seine Hände lagen plötzlich still. Es war zu dunkel, um mehr wie die äußern Umrisse zu sehen, so bemerkte auch Vera nicht, daß sich seine Finger allmählich zusammenzogen, daß seine Augen zu funkeln begannen.

Da plötzlich — — — mit der Schlauheit und Geräuschlosigkeit des Fuchses hatte er ihren Hals umklammert, wie Eisen schlossen sich seine dürren Finger um ihre Gurgel.

Sie stieß keinen Schrei mehr aus, sie öffnete nur die Lippen, in ihre Augen trat der Ausdruck entsetzlichster, hilflosester Angst, das letzte, was sie sah, war das grinsende, verzerrte Gesicht des Wahnsinnigen dicht über ihr, dann verging ihr die Besinnung. —

Der Wärter schlief ruhig weiter. —

Schrattenbach war plötzlich aufgesprungen, er wußte nicht, weshalb, eiskalt rann es ihm durch die Adern, ein furchtbarer Traum mußte ihn gequält haben. Er atmete tief auf, dann ging er in das stille Krankenzimmer hinein.

Vor Lorenz' Bett lag etwas Weißes, Zusammengesunkenes, dicht über diesem schien sich der kleine Kopf des Kranken wie eine Schlange hin und her zu bewegen.

Was war das?

In einer Sekunde stand er vor dem Bett und sah mit Entsetzen die leblose Frau, deren Hals der Wahnsinnige noch immer umklammert hielt, — hörte sein leises Kichern. — Er stieß einen heiseren Schrei aus, der Wärter erwachte und taumelte empor — in dem finsteren Zimmer sah er zuerst nichts als etwas Formloses, Weißes, dann hörte er den Doktor seinen Namen rufen. — — — —

Nach einer Minute, die ihnen eine Ewigkeit dünkte, hatten sie Vera aus den Händen ihres Mörders befreit. Schwer wie Blei, regungslos wie eine Tote hing der schöne Frauenkörper in Schrattenbachs Armen. Er trug sie in sein Zimmer hinüber und bettete sie auf denselben Diwan, den er eben erst verlassen, der zitternde Wärter hatte die Lampe entzündet. Vera war bläulich im Gesicht, das Haar, vom Hinterkopfe herabgerutscht, hing ihr halb gelöst auf einer Schulter, Hände und Füße waren kühl, kein Hauch kam mehr über die geöffneten Lippen, sie schien tot.

Schrattenbach war es, als risse sein Herz mitten durch. Neben ihm stand der Wärter mit schlotternden Knieen und zitternden Händen.

„Um Gottes willen, Herr Doktor, machen Sie mich nicht brodlos, — die lange Nacht, — ich war so müde —," murmelte er neben ihm.

Schrattenbach sah ihn an, es funkelte etwas unheimlich Wildes in seinen hellen Augen.

„Wenn sie tot ist," — — preßte er kaum verständlich zwischen den Zähnen hervor, seine Hände ballten sich zu Fäusten, ein Zittern schüttelte seine mächtige Gestalt vom Kopf bis Fuß.

Der Wärter wagte kein weiteres Wort.

In der Stille der Nacht versuchten sie die Erdrosselte wieder ins Leben zurückzurufen, nachdem die Thüren zu Konreuths Krankenzimmer verriegelt worden waren. Schrattenbach hatte jede weitere Erinnerung an Lorenz verloren.

Im Nebenzimmer hörte er eine Uhr schlagen — halb — voll — er hatte gar keine rechte Vorstellung mehr von Zeit und Ort. Alle seine Gedanken, jede Fiber seines Seins konzentrierte sich nur in dem ringenden Willen, der Leblosen vor sich neuen Atem einzuhauchen.

Den Männern floß der Schweiß von der Stirn, man hörte ihr keuchendes Atmen, und das Entsetzen, das sie gepackt hielt, sprach aus den verzerrten Zügen ihrer Gesichter; der eine kämpfte um seine Existenz, der andere um das Liebste, was er auf der Welt hatte.

Endlich ließ Schrattenbach einen Augenblick entmutigt die Arme sinken. Seine Kunst schien zu Ende. Verzweiflung hatte sich seiner bemächtigt, zu stark

Digitized by Google

und gewaltig, als daß sie sich in irgend einer Art und Weise Luft machen konnte. Wie zu Stein erstarrt lehnte er mit dem Rücken gegen den Tisch, unempfindlich für alles, was ihn umgab.

Ihm war zu Mut, als wäre die ganze Erde über ihm zusammengestürzt, und er läge unter dieser fürchterlichen Last bewegungslos, zerschunden und betäubt . . .

„Herr Doktor!" — Er hörte den leisen, hoffnungsvollen Ausruf wie aus weiter Ferne an sein Ohr klingen, mit Gewalt mußte er all seine Sinne zusammennehmen.

Da stand Weigert vor ihm und faßte ihn am Arm, sein blasses, schweißbedecktes Gesicht, aus dessen Mund der Atem, keuchend vor Aufregung, kam, sah erregt aus. „Ich glaube, sie atmet wieder," sagte er mit erstickter Stimme.

Über den Tisch hinter Heinz schien ein leises Klingen zu laufen, so arg wurde der starke Mann von dieser Nachricht geschüttelt; er streckte die Hände erst tastend von sich wie ein Blinder, der plötzlich Licht sieht, dann stürzte er an den Diwan, sank vor ihm in die Knie und preßte sein Ohr auf Veras Herz.

Es schlug — leise, langsam, aber man hörte es wenigstens.

Er lehnte die Stirn an den Diwan und bedeutete durch eine Handbewegung den Wärter, zu seinem Kranken hineinzugehn, den man seit einer kurzen Zeit toben und schreien hörte. Er mußte allein sein, nur einen Augenblick allein! Der Übergang von der tiefsten Verzweiflung zur gewaltigsten Freude war zu plötzlich gekommen.

Und während er sich über sie beugte und gierig den wiedererwachten Atem trank, liefen ihm die ersten Thränen, die er als Mann geweint, in den Bart.

Diesmal küßte er sie nicht. Die Leidenschaft, die ihn damals bis zur Selbstvergessenheit beherrscht hatte, war einer tiefen, unaussprechlichen, fast heiligen Zärtlichkeit gewichen. Er hatte sie dem Leben aufs neue wiedergewonnen, zurückerobert, aber es war keine einzige egoistische Regung dabei in ihm, er dankte nur Gott, daß er das vermocht hatte. So darf einer Mutter beim ersten Atemzug ihres Kindes zu Mute sein, wie ihm in diesem Augenblick. — —

Allmählich erholte sich Vera, sie hob den Kopf und setzte sich, mit erstaunten Augen um sich sehend, aufrecht. Schrattenbach stand vor ihr, er wagte nicht zu sprechen; wohl ihr, wenn ihr das Geschehnis der letzten Stunde nicht gleich in das Gedächtnis zurückkehrte.

Sie sah ihn an, öffnete den Mund zu einer Frage — plötzlich besann sie sich, schrie leicht auf und verbarg das Gesicht in den Händen. Ein Schauer schüttelte sie.

Den ersten Augenblick hatte ihm ein zorniges Wort über ihre Unvorsichtigkeit entschlüpfen wollen, aber als er sie nun so sitzen sah, zitternd vor Furcht und nachträglichem Entsetzen, verging ihm jeder derartige Gedanke.

„Gnädige Frau," sagte er nur leise, „beruhigen Sie sich, die Gefahr ist vorüber."

Sie ließ die Hände sinken und blickte ihn stumm unter Thränen an; diesen Blick vergaß er nie.

„Warum haßt er mich?" fragte sie endlich, kaum verständlich.

„Wie das Böse naturgemäß das Gute," wollte er sagen, aber der Moment zu derartigen Worten schien ihm schlecht gewählt, statt aller Antwort nahm er ihre Hände in die seinen und küßte sie sanft, einmal, zweimal, wie man etwas Heiliges berührt.

Sie verstand das zarte Mitleid, die stumme Tröstung wohl, die darin lag, und es that ihr in diesem Augenblick unendlich gut. Sie hatte das Gefühl, als stände er ihr am nächsten auf der ganzen Welt und legte sich auch gar keinen Zwang vor ihm auf, sie weinte, und dann drängte sich ihr aufs neue die schmerzliche Klage über die Lippen:

„Ich habe furchtbare, entsetzliche Jahre an seiner Seite hinter mir, nie — nie habe ich irgend etwas versäumt, was mir Pflicht schien, und dies — dies nun das Ende! Aber Doktor, so will ich nicht sterben!" —

Sie warf sich auf den Diwan zurück und schluchzte heftig, ihre sonstige Ruhe war einer maßlosen Erschütterung gewichen, deren sie nicht Herr zu werden vermochte. Er ließ sie ruhig weinen, aber in seine Augen trat ein so intensiver Strahl des Mitleids, daß sich darin zeigte, wie seine ganze Seele nur von diesem einen Gefühl ausgefüllt wurde.

Endlich, nach einer geraumen Weile, sah sie auf und trocknete die Thränen; sie war allein, Schrattenbach hatte sie leise verlassen, um nach seinem anderen Patienten zu sehen. Ihr konnte er in diesem Augenblick nichts weiter nutzen, und ihr Anblick, so voll Schmerz und Verzweiflung machte ihn schwach.

„Ich glaube, es geht zu Ende, Herr Doktor," sagte der Wärter, auf den Kranken deutend, der sich in Krämpfen wand. Er bot einen schaurigen Anblick, so daß selbst Schrattenbach, der so viel menschliches Leiden schon gesehen hatte, sich erschüttert fühlte. Er faßte nach Puls und Kopf, der erstere schlug fadendünn, unregelmäßig, der letztere war mit kaltem Schweiß bedeckt; er sah in die trüben, blutunterlaufenen, halb gebrochenen Augen und wischte den Schaum aus den Mundwinkeln des Kranken, dessen Schreien durch das stille Haus, bis weit in die stille Straße hinausschallte.

Als er sich aufrichtete, fühlte er sich jäh am Arm gepackt. Er sah in Veras entsetztes Gesicht.

Sie stand, noch schwach auf den Füßen, ihrer Glieder und Sinne kaum mächtig bei diesem Anblick. Er legte schnell und entschieden den Arm um sie und zog sie von dem Lager des Leidenden fort.

„Das ist kein Anblick für Sie, gehen Sie in Ihr Zimmer und legen Sie sich nieder," sagte er schnell und schroff.

Aber sie umklammerte seine Schulter.

„Nie und nimmermehr! Ich bleibe hier. Glauben Sie, ich sehe nicht, wie es um Lorenz steht? Und da wollen Sie mich fortschicken — einfach zu Bett, wie ein müdes Kind?"

„Gnädige Frau," sagte er sanft und ergriff wieder ihre beiden Hände, „seien Sie gut und folgen Sie mir. Helfen können Sie nichts, aber

Digitized by Google

Sie müßten Nerven von Stahl haben, könnten Sie das ertragen."

„Ich will es auch nicht mit ansehen, Doktor, ich will nur hierbleiben, lassen Sie mich unbeachtet in einem Winkel sitzen, niemandem im Wege, — ich würde mir später Vorwürfe machen, wenn ich in dieser Stunde feige fliehe — lassen Sie mich hier."

Wie ihre bittenden, verweinten Augen allmächtig über ihn waren! Er war fest entschlossen gewesen, sie mit Güte oder Gewalt von diesem Schauplatz schrecklicher Leiden zu entfernen, nun war er besiegt.

„Ich habe kein Recht über Sie," murmelte er und ließ ihre Hände fallen.

Sie sah ihn dankbar an. „Giebt es denn kein Mittel, ihm etwas Linderung zu verschaffen?" fragte sie gequält. „Die Medizin kennt doch so viele!"

Er blickte nachdenklich auf Lorenz. Vorhin hatte er schon daran gedacht, aber unter Umständen konnte die kleinste Dosis bei diesem geschwächten Körper wirken wie ein zweischneidiges Schwert, wie ein Gifttrunk. Sein ärztliches Gewissen sträubte sich dagegen.

Er trat wieder zu dem Kranken. Der Anfall konnte vorübergehen und er weiter leben — Tage — Wochen vielleicht noch; länger aber hielt das schwache Lebenslicht keinesfalls mehr vor. Und war das überhaupt ein Leben zu nennen, dieses Hinvegetieren in stumpfer, dumpfer Bewußtlosigkeit, ohne Ahnung von seinen Handlungen, die doch in dieser Nacht beinahe ein Menschenleben gekostet hätten, ein junges dahingeopfertes Leben, das noch ein großes Anrecht besaß an irdisches Glück.

Wenn das noch einmal geschah? — Es rieselte ihm kalt durch die Adern — wenn der Zufall dann nicht so günstig war wie diesmal? — Er war ja schon vorhin verzweifelt gewesen und wußte genau, welche Verheerungen Veras Tod in seinem Gemüt angerichtet hätte — jede Stunde neu anrichten würde. Wozu dann selber auch noch weiter leben — ein Leben ohne Wunsch, ohne Hoffnung, ohne Glauben. — —

Ihr selbst bangte vor einem solchen Tod und — in seine Hand war es gegeben, das zur Unmöglichkeit zu machen.

„Du darfst es nicht!" sagte sein ärztliches Gewissen, dem er noch niemals im Zweifel gegenüber gestanden. „Du bist nicht Herr über Leben oder Tod, nur der ausübende Diener einer segensreichen Wissenschaft; so lange noch Atem und Leben in einem Körper ist, hast Du ihn zu erhalten, nicht zu zerstören, Du kannst das nicht verantworten. Maßest Du Dir an, die allmächtige Naturgewalt korrigieren zu wollen?" —

Er warf wieder einen Blick auf Konreuths zuckende Gestalt, zusammengekrümmt, schreiend und stöhnend lag er da, in heftigen Schmerzen.

Was erhielt er aber in diesem Skelett? Weder einen liebenden Gatten, noch einen segnenden Vater, oder einen begabten Geist — ein Tier — nichts weiter, und noch dazu ein gefährliches Tier.

„Doktor! Um Gott, Doktor, erbarmen Sie sich!—" Wieder war es Vera, deren leise, flehende Stimme in den Kampf seiner Gedanken eingriff. „Ist es nicht unmenschlich, einen Menschen so leiden zu lassen? Ich wecke Georg, er mag in die Apotheke laufen —, das muß ja einen Stein erbarmen."

Schrattenbach schüttelte abwehrend den Kopf.

Vera sah ihn zweifelnd an, sie begriff ihn nicht. Nach einer Pause sagte sie wieder fast vorwurfsvoll:

„Auf Sie baute Lorenz stets wie auf einen Felsen."

Er zuckte zusammen, sollte er nun aus Mitleid mit ihm zum Henker an ihm werden?

Pfui, ein häßliches Wort! Wie kam ihm das nur auf einmal in den Sinn. — Der ganzen Welt gegenüber stand er ja gerechtfertigt da, niemand hatte das Recht zum allerleisesten Vorwurf, denn das Mittel konnte ebenso gut rettend wirken, indem es Konreuth Ruhe, Schlaf, Schmerzlosigkeit brachte.

Aber wenn er sich lang darnach ausstreckte und starb? Wie dann? Würde es ihm nicht immer ein Vorwurf bleiben? Der Wärter zwar glaubte auch nicht daran, daß der Kranke diese Nacht überstehen würde, er sah es an den gespannten Zügen seines Gesichts; auch Vera ahnte etwas Ähnliches. Wenn das Ende also wirklich eintrat, würde niemand daran denken, es seiner Medizin zuzuschreiben — aber er selbst — er . . . .

„Lieber Doktor, da ist Georg," sagte Frau von Konreuth wieder und legte ihm die Hand auf den Arm, „schicken Sie ihn in die Apotheke!"

Er sah sie an, — wenn er ihr ehrlich sein Bedenken mitteilte, sie entscheiden ließ . . . . . Ein Lichtstrahl traf gerade ihr Gesicht, es sah totenblaß aus, die Augen, dunkel umrändert, blickten matt und erloschen unter den geröteten Lidern hervor. — Ein Ekel gegen sich selbst stieg in ihm auf, daß er so feig hatte sein wollen, sich hinter ihrer Entscheidung zu verschanzen. Nein! Wenn hier gehandelt sein mußte, wollte er allein es sein, und sich dann allein mit seinem Gewissen abfinden.

Sie hatte die Lampe so gerückt, daß er Licht und Platz zum Schreiben hatte, nun stand sie, beide Hände leicht auf die Platte gestützt und blickte auffordernd zu ihm hinüber. Er sah, wie ihre Finger in nervöser Ungeduld zuckten. Und plötzlich kam ihm der Gedanke — wie — wenn es eine instinktive Ahnung wäre, die sie ihn so drängen ließ, ein unbewußt geführter Kampf zwischen ihr und ihrem Gatten um das eigene Leben. — Vielleicht lag in der Zukunft noch mehr verborgen, als er sich selbst jetzt vorstellte, vielleicht galt es in diesem Augenblick den einen zu töten, um den anderen vor ihm zu retten. In der ganzen Welt tobt ja dieser Kampf um die Erhaltung des eigenen Ich, instinktiv oder mit vollem Bewußtsein, vielleicht galt er auch hier unbewußt demselben uralten Drang.

Dann — ja dann, riefen ihn Pflicht und Herz an die Seite der Frau.

Aus dem Nebenzimmer ein langgedehntes Geheul — — — mit entschlossenen Schritten trat Schrattenbach an den Tisch und schrieb ein Rezept. Georg nahm es ihm aus der Hand. — —

„Ich danke Ihnen tausendmal, im Namen des armen Kranken," sagte Vera sich an den Stuhl lehnend. Sie fand, daß auch Schrattenbach müde und gealtert aussah, vielleicht war es aber nur das

Digitized by Google

Licht, das ihn von unten herauf grell und unvermittelt anstrahlte.

Er stützte den Kopf in die Hand und zog mit der Feder gedankenlos Linien auf dem Löschblatt, sich immer wieder die Formel wiederholend, die er auf das Rezept gesetzt. Es würde wirksam sein — so oder so . . . ! — — —

Da kam auch schon Georg zurück, schneller als er gedacht, und die kleine blaue Pulverschachtel lag in seiner Hand.

Er war entschlossen gewesen, wenn es dem Kranken nur irgendwie besser gegangen, das Mittel nicht zu gebrauchen, aber Lorenz Konreuth wand sich nach wie vor in Schmerzen, und sein Schreien war in dumpfes, heulendes Röcheln übergegangen. Er bot einen Anblick zum Erbarmen.

Mit fester Hand mischte Schrattenbach ein Pulver und flößte es dem Zuckenden ein. Er wollte nicht mehr darüber nachdenken ob er recht oder unrecht that, er wollte nicht mehr grübeln; die einfache Menschlichkeit gebot ihm hier zu handeln, wie er that.

Atemlos umstanden alle das Lager und starrten dem Kranken in das Gesicht. Die unnatürliche Röte, die es bisher gezeigt, schwand allmählich, das Schreien, die Zuckungen ließen nach, lang und starr ausgestreckt lag der Körper da, der Atem wurde regelmäßiger — leiser, er schlief ein. —

Schrattenbach wandte sich um, keine Miene in seinem Gesicht zeigte irgend welche Bewegung, ruhig erwartete er das Kommende.

„Ist der Anfall vorüber, Doktor?" fragte Vera leise. „Warum gaben sie ihm nicht gleich ein Beruhigungsmittel?"

Er sah über sie ins Leere. „Wir Ärzte sind weder allmächtig noch allwissend," sagte er.

Sie ahnte den Doppelsinn nicht, der sich unter seinen Worten barg, ebensowenig wie den Druck, der ihm auf dem Herzen lastete. Sie wandte sich dem Diener zu und gab ihm einige leise Befehle, die ihn hinausführten. Auch der Wärter war mitgegangen, um sich nach den anstrengenden Stunden eine Stärkung geben zu lassen, der Arzt und die Frau befanden sich allein im Krankenzimmer. Er hielt unablässig seinen Patienten im Auge, aber er fühlte trotzdem Veras Nähe in jeder Fiber, sie stand etwas hinter ihm, ihr warmer Atem streifte zuweilen seinen Nacken, sein Ohr und es war ihm, als löse sich und verwehe durch diesen leichten Hauch alles das ins Endlose, was ihn bisher so schwer hatte ringen lassen. Wenn er wirklich ein Unrecht gethan, es war für sie, zu ihrem Schutz, und er hatte nur eine Gefahr aus ihrem Wege geräumt deren Größe sie zuerst kaum geahnt, nun doch an sich erfahren. Starr blickte er auf den Kranken, seine ärztliche Erfahrung hatte ihn nicht getäuscht; was er vorausgesehen trat ein, der morsche Körper war dem Betäubungsmittel nicht gewachsen, er unterlag — und was Vera für einen beruhigenden Schlaf hielt, war die beginnende Agonie.

Immer spitzer, immer gelber wurden die Züge Konreuths, immer leiser und in längeren Zwischenpausen hob sich seine Brust. — Keinen Blick ließ Schrattenbach von ihm, gerade als ob er die Macht hätte, dadurch das fliehende Leben zurückzuhalten; kein Laut, keine Bewegung störte die Ruhe des Sterbezimmers. Da öffnete der Kranke auf einmal die Augen — groß — weit — mit der durchsichtigen, leuchtenden Pupille derjenigen, die schon von der Erde Abschied genommen haben; er schien den Blick auf Schrattenbach zu heften wie zu einem Vorwurf, einer bitteren Anklage. — — Heinz war aber nicht der Mann sich irgend welchen sensitiven Anwandlungen hinzugeben, er wußte genau, daß der Geist des Daliegenden umnachtet, daß diese verklärten Augen, selbst bei klarem Bewußtsein doch nichts mehr sehen würden, und doch durchzuckte ihn dieser letzte Blick seltsam. — Eine halbe Stunde später — und Vera war Witwe. — Sie weinte nicht, als sie dessen inne wurde, aber sie bedeckte die Augen mit der Hand und senkte den Kopf vor der Majestät des Todes.

Sie hatten sich nie, auch nur in einem Augenblick ihres Lebens nahe gestanden, diese beiden Gatten. Der eine war der Tyrann, der andere das Opfer gewesen. Sie hatte ein elendes Leben an seiner Seite geführt, trotz Reichtum und Wohlleben, aber als sie jetzt auf den erstarrten Körper herabblickte, konnte sie sich mit einem Gefühl stiller Genugthuung sagen, daß er ihr mit seinem Mißtrauen wenigstens unrecht gethan hatte. Nicht ein Schatten von Schuld lag auf ihrer Seele, und als ihr die Versuchung genaht war, hatte sie sie siegreich bekämpft.

Langsam trat sie zu dem Toten und schloß ihm die Augen, dann schüttelte es sie wie im Fieberfrost, und Schrattenbachs Arm ergreifend, lehnte sie ihren Kopf an seine Schulter. Er war sehr blaß, aber vollkommen ruhig.

„Kommen Sie, gnädige Frau," sagte er in der zuredenden Art, die man schwächeren, hilflosen Geschöpfen gegenüber anschlägt, „legen Sie sich jetzt nieder. Sie sind bis aufs Äußerste erschöpft, es giebt hier nichts mehr für Sie zu thun." Er hatte leise ihr Gesicht emporgehoben, zog nun ihren Arm durch den seinen und führte sie durch das Zimmer, als ob sie von nun an zueinander gehörten. —

Da polterte hinter ihnen mit lautem Schlag etwas zu Boden.

Sie zuckten beide zusammen, blieben stehen und sahen sich scheu nach dem Toten um. Der lag still und regungslos, der Lichtschein spielte über sein wächsernes Gesicht und die blutlosen Hände, aber der schwere, mit Steinen besetzte Lichtschirm war zu Boden gefallen und schimmerte matt vom Teppich auf.

Auguste empfing ihre Herrin mit verweinten Augen und teilnehmenden Blicken. Sie hatte einige vertrauliche Andeutungen von Weigert erhalten, welche Schreckensscenen sich in der Nacht hier abgespielt hatten, und da that sie denn aus eigenem Antrieb, was ihr gut und beruhigend erschien.

Die silberne Theekanne stand gefüllt auf dem kleinen japanischen Tischchen vor dem Kamin, die verschleierte Lampe daneben, genau so wie es Heinz am Neujahrsabend in seinem Zimmer vorgefunden. Das gab ihm plötzlich einen Stich ins Herz; auf einmal wurde er sich bewußt, daß die Zeit vorüber, in der er Veras täglicher Hausgenosse war.

Digitized by Google

Zum erstenmal, daß er in dieser Nacht daran dachte, obgleich sein ganzes inneres Leben, jede Fiber in ihm von dem Bilde dieser Frau erfüllt war. Kein egoistischer Gedanke hatte ihn, selbst unabsichtlich, also beeinflußt, als er sich entschloß, Konreuth die Medizin zu geben, nur Mitleid mit dem Leidenden, Fnrcht für Veras Leben war es gewesen, das ihn endlich zu dem Entschluß gebracht. Hätte er sich selbst in Berechnung ziehen wollen — was konnte ihm Angenehmeres geschehen, als ein recht langes Fortleben unter den gewesenen Verhältnissen. Er fühlte sich durch dies Bewußtsein etwas erleichtert, — daß er ein Opfer brachte, schien ihm eine gewisse Sühne in sich zu schließen.

„Setzen Sie sich zu mir, Doktor, eine Tasse Thee ist Ihnen auch gut nach dieser Nacht," sagte Vera herzlich und stellte das chinesische Schälchen neben das ihre auf den Tisch. „An Schlafen ist für mich doch nicht zu denken."

Er setzte sich und brachte den heißen Thee an die Lippen, wie zerschlagen fühlte er sich auf einmal.

Sie saß neben ihm in dem weißen losen Morgenrock, den er so gut kannte; die Lampe warf einen rosigen Schimmer darüber. Würde er sie je wieder so sitzen sehen? Würde er je wieder allein mit ihr sein?

Ein leidenschaftlicher Schmerz quoll in ihm auf und würgte ihn in der Kehle. Sie war so herzlich und freundlich zu ihm gewesen, gerade in der letzten Zeit, das hatte nun alles ein Ende! Von diesem Augenblicke an war sie die reiche, junge Witwe, um die sich nun die ganze Welt drängen würde, was bedeutete er dabei! — Schrattenbach kannte den Wert seiner Person genau und pflegte sich nicht zu unterschätzen, aber in Bezug auf Frauen war er sein Leben lang bescheiden gewesen; es fiel ihm nie ein, zu denken, er könne hier oder da ein Herz erobert haben, und Vera gegenüber hatte er nie Selbstvertrauen besessen. Selbst in den verschwiegensten Momenten sehnsüchtiger Träume hatte er niemals im Ernst an die Möglichkeit ihres Besitzes gedacht.

Nach einer Weile, als er gar nicht sprach, sah sie ihn von der Seite fragend an.

„Ist Ihnen nicht wohl, lieber Doktor, oder woran denken Sie so angestrengt?" fragte sie endlich.

Er fuhr auf. „Mir fehlt nichts," sagte er rauh, „aber ich überlegte, ob es nicht besser sei, gleich jetzt von Ihnen Abschied zu nehmen; ich verlasse Ihr Haus in wenigen Stunden."

Sie bog sich ihm entgegen und sah ihn erschrocken an.

„Um Gott, Schrattenbach, das kann Ihr Ernst nicht sein! Ganz allein wollen Sie mich hier lassen? In diesen Räumen —" sie schauderte — „ich fürchte, das geht über meine Kraft."

„Meine Mission ist hier zu Ende," fuhr er in demselben Tone fort. „Bliebe ich jetzt noch eine Stunde länger hier, hätte Frau von Herskott mit ihren Warnungen recht. Sehen Sie das ein, gnädige Frau?"

„Ja! aber es ist schrecklich — schrecklich, so allein zu sein! Ich stehe meinem kommenden Leben gegenüber wie ein scheues Kind."

„Sie werden sich daran gewöhnen und dann sicherlich ganz zufrieden sein."

Sie hatte die Lider geschlossen, zwei Thränen quollen hervor und hingen an ihren Wimpern.

„Wenn ich nur einen einzigen wahren Freund hätte, einen Menschen, zu dem ich kommen könnte und bitten: rate mir! Aber ich habe niemand," seufzte sie beklommen, „und ich bin gar nicht die Frau, die sich die Welt gewöhnt hat, in mir zu sehen. Ich bin manchmal wie ein Kind, so bang und liebebedürftig. Nur das Mißtrauen, das mir Lorenz immer zeigte, zwängte mich in die kalte, unnatürliche Form. Haben Sie das nicht längst bemerkt, Doktor? Vor Ihnen ließ ich mich doch gehen."

„O ja!" sagte er lakonisch, nahm seine Tasse und trank den heißen Thee mit einem Zuge herunter, dann setzte er das Schälchen zurück. Der goldene Theelöffel klirrte heftig.

Ihre Gedanken waren an dem, was sie eben ausgesprochen, hängen geblieben, sie empfand deutlich, daß dies die ganze, große Sehnsucht, die sie manchmal bis zum Schmerzgefühl peinigte, völlig ausdrückte, so achtete sie nicht auf Heinz.

„Liebebedürftig," wiederholte sie noch einmal. „Ja, ich glaube, das ist es! Ich habe niemals in meinem Leben einen Menschen ganz und ausschließlich lieben können, bin niemals geliebt worden — das giebt eine Leere, die nichts ausfüllt. Ich habe Lorenz nie anders, als mit Furcht und Schrecken betrachtet, ich kann ihn nicht betrauern, ohne zu heucheln, und doch hinterläßt mir sein Tod eine Lücke. Nun bin ich ganz einsam."

Er saß da, etwas breitbeinig, steif aufgerichtet wie stets, machte auch keine Bewegung unter ihren Worten, aber ihm war zu Mute, als müsse er langsam ersticken.

„Gnädige Frau," sagte er plötzlich aufstehend, denn die Qual wurde ihm zu groß. „Sie müssen jetzt zu Bett. — Leben Sie wohl."

Auch sie stand auf. „Soll ich Sie morgen wirklich nicht mehr wiedersehen, Doktor?"

„O doch, nur nicht mehr als Hausgenosse. — Sonst — wenn Sie mich sonst jemals brauchen sollten — zweifeln Sie nie — nie an meiner Ergebenheit."

Er sprach tonlos und stammelnd, Vera schrieb es seiner Ermüdung zu.

„Lieber Freund," sagte sie innig, „nicht wahr, so darf ich Sie nennen, haben Sie Dank für alles — und gestatten Sie mir —" hier errötete sie und wurde ein wenig verlegen — „Ihnen ein Andenken an diese Zeit schicken zu dürfen — nur ein kleines Andenken an meine Person, damit Sie mich nicht ganz vergessen . . ."

Sie reichte ihm beide Hände, er führte sie an die Lippen zu einem langen Kuß. Seine Finger waren eiskalt, seine Lippen brennend heiß, es durchzuckte sie eigentümlich.

„Der Arme!" sagte Vera mitleidig, „er ist selbst halb krank."

Schrattenbach ging nicht in sein Zimmer, er

Digitized by Google

trat noch einmal zu Lorenz ein. Das feine Stimmchen der Kaminuhr meldete sieben; wo war die Zeit geblieben, und doch — was hatte sie alles in diese kurze Spanne eingeschlossen!

Er stieß den Laden auf, draußen wurde es Tag, ein graugelber, dämmriger Wintertag, der mit seinem nüchternen Licht in das Zimmer kroch, den Farben ihren Schimmer, der noch brennenden Wachskerze ihren Schein raubt und eine Menschenseele niederdrückt.

Heinz starrte fast gedankenlos auf den schweren grauen Himmel, dann auf den Toten. Diesem häßlichen, boshaften Gesicht hatte auch die ewige Ruhe nicht einmal ein höheres Gepräge aufzudrücken vermocht, ja, es schien fast, als lächelte es schadenfroh.

Er war so zerschlagen, geistig und körperlich, daß er in diesem Augenblick nicht einmal sein Gewissen fühlte; ein gewisser Stumpfsinn hatte sich seiner bemächtigt, nur daß es jetzt Scheiden von hier hieß, war er sich mit grausamer Klarheit bewußt.

Er stellte den Totenschein aus und übergab ihn dem Wärter, dann blickte er sich noch einmal wie suchend um, als nehme er von all den wertlosen Gegenständen Abschied, die Pulverschachtel steckte er zu sich, und dann ging er ans Einpacken, ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Während Vera ermattet schlief und die Leute im Hause die Vorbereitungen zu einem feierlichen Begräbnis ihres Herrn trafen, ging Heinz Schrattenbach allein und unbeachtet in den kalten, grauen Morgen hinaus, mit schweren Schritten und noch viel schwererer Seele.

Vierzehntes Kapitel.

„Tot!“ rief Georgine die Hände zusammenschlagend, als man ihr die Nachricht, daß Lorenz Konreuth in der Nacht verstorben, an das luxuriöse, mit Seide ausgeschlagene Bett brachte, in dem sie lange zu liegen pflegte, und bequemte sich alsdann aufzustehen, um ihrem Gatten das Geschehnis mitzuteilen. Aber während sie vor dem silbernen Spiegel saß und sich das Haar nur flüchtig ordnen ließ, mußte sie fortwährend darüber nachdenken, daß Vera nun eine reiche, völlig unabhängige Frau sei, deren Thun und Lassen keiner Kontrolle mehr unterstand, die sich amüsieren konnte nach Herzenslust, und der keine unbezahlte Rechnung in einem Geheimfach ihres Schreibtisches auch nur eine unbehagliche Sekunde machen würde, denn sie war reich — schwer reich.

„Natürlich versteht sie das alles nicht zu würdigen,“ dachte Georgine ergrimmt und stieß mit dem Fuß auf den Boden, „wozu braucht der Mensch gerade Geld, der nichts damit anzufangen weiß, während der, der es auf noble Art auszugeben verstände, darben, oder doch wenigstens von Schulden gequält werden kann.“

Sie überlegte, daß zwar ihre Cousine jeden Augenblick bereit sein würde, ihr aus der Verlegenheit zu helfen, wie schon früher, und daß jetzt, da sie Erbin war, Georgine sich noch weniger in den Summen genieren brauchte als bisher, „denn“, dachte sie erregt weiter, „von Rechts wegen hätte uns ja alles gehören müssen, wenn Lorenz nicht den dummen Streich gemacht hätte, sich zu verheiraten.“

Und es wäre freilich ein ander Ding gewesen, Besitzerin, als nur unberechtigte Mitgenießerin zu sein, wozu man das Recht sich immer erst durch eine demütigende Bitte erkaufen mußte.

Es ließ sich nicht leugnen, im Vergleich zu Vera hatte sie entschiedenes Pech gehabt! Nicht genug damit, daß ihr Mann nur über ein verhältnismäßig geringes Einkommen, den Bedürfnissen seiner Frau gegenüber, verfügte, und gar kein Privatvermögen besaß, so daß sie nach seinem Tode einmal nur auf die kärgliche Witwenpension angewiesen sein würde, hatte die alberne Hilde die glänzende Partie mit dem Majoratsherrn von Sommer, so kurzerhand abgewiesen, als wären derartige Anträge etwas absolut Alltägliches und nicht ein besonderes Glück. Nun, ihretwegen konnte sie später als gehudeltes Gesellschaftsfräulein ihrer Dummheit blutige Thränen nachweinen, das sollte sie nicht kümmern, aber auch Prinz Philipp zeigte sich nicht so generös, wie sie es im stillen erhofft hatte. Die Blumenarrangements, die er ihr schickte, waren zwar stets auserlesen, aber nur sehr selten barg sich ein kostbarerer Gegenstand in ihnen, und immer nur anläßlich einer besonderen Gelegenheit. —

Bis hierher war sie mit ihren Gedanken gekommen, als die Zofe ihre Arbeit vollendet hatte; Georgine fuhr sie noch eines kleinen Versehens wegen heftig an — sie war heut überhaupt übler Laune — dann ging sie den langen, teppichbelegten Gang hinunter, der die Arbeitsräume ihres Gatten von ihrer Behausung trennte.

Sie klopfte an und trat auf das „Herein“ des Staatsrats, der sich nicht einmal umsah, sondern eifrig über seinen Schreibtisch gebeugt dasaß, ein. Sie betrachtete ihn ein Weilchen aufmerksam. Er sah merkwürdig gealtert, gelblich und müde aus; das häßliche graue Licht des mit Schnee drohenden Februartages zeigte deutlich jedes Fältchen und das silberne Grau des dünnen Haares, das er sorgfältig über den Kopf gekämmt trug. Georgine näherte sich ihm leise und legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Emil!“

Er fuhr erschrocken zusammen und blinzelte etwas blöde zu ihr auf, seine Augen waren rot, heiß und trocken. Als er sie erkannte, flog ein zärtliches Lächeln über sein Gesicht.

„O Du!“ sagte er in einem Ton, dem man die Freude anhörte.

„Verzeih die Störung, aber ich muß Dir etwas mitteilen.“

„Du störst mich nie!“

Er hatte die Hand seiner Frau erfaßt. Etwas Erfrischendes, Belebendes ging von den schmalen, weißen Fingern aus, das er körperlich an sich empfand, deshalb hielt er sie fest.

„Lorenz ist diese Nacht gestorben.“

Der Staatsrat sprang auf, einen Augenblick lief ein heftiges Zucken über sein Gesicht. Die Jugend-

Digitized by Google

zeit stand plötzlich vor ihm auf, in der er mit seinem Vetter brüderlich vertraut gewesen, dessen Eltern er seine ganze Carriere dankte, denn er selbst war eine Waise und mittellos, trotz seines alten Namens. Das Leben hatte sie dann auseinandergerissen, ihre Freundschaft abgekühlt, ihre Charaktere, die einander nie sehr ähnlich gewesen, verschärft, kurz, sie waren sich fremd geworden, und doch empfand der Staatsrat in diesem Augenblick ehrlichen, echten Schmerz bei der Nachricht.

„Geht Dir das wirklich nahe?" fragte seine Frau, die ihn kühl betrachtet hatte. „Ich dächte, unter den herrschenden Verhältnissen wäre es so das beste."

„Du hast recht," sagte er mit einer gewissen Wehmut, „aber ich dachte in diesem Augenblick auch mehr an die Vergangenheit, als an die Gegenwart. Es ist doch etwas Eigenes um die Jugend, ihre Bande sind fester wie Eisen und halten uns fest bis ins späte Alter. Wir haben einmal sehr aneinander gehangen, Lorenz und ich."

Sie schürzte verächtlich die Lippen.

„Dann hätte er sich besinnen müssen, als er heiratete und Dir das ganze Vermögen entzog. Aber er war in allen Dingen der größte Egoist, der mir jemals vorgekommen ist. Glaubst Du, daß er Vera zur Universalerbin gemacht hat?"

Herskott sah nachdenklich aus. „Ich glaube, er sprach mir einmal davon; nun — liebste Georgy, seien wir einmal ehrlich, verdient hat sie es auch wohl."

Georgine trommelte ungeduldig mit den Fingern, die sie ihm längst entzogen, auf dem Schreibtisch.

„Ja, natürlich — wer spricht davon! Aber sie wußte auch, was sie that. Nun hat sie die beste Position der Welt."

Herskott heftete seine Augen ernst auf das Gesicht seiner Frau, sie hatten den unsicheren Blick Kurzsichtiger.

„Sie ist Witwe," sagte er mit sanftem Vorwurf.

Sie zuckte die Achseln und lächelte wegwerfend.

„Lorenz Konreuths Witwe! — daran hat das Herz keinen Teil."

Der Staatsrat legte plötzlich, einem Impuls folgend, seinen Arm um die schlanke, zierliche Frauengestalt und zog sie an sich.

„Wenn ich Dich nur nicht hergeben muß, das ertrüge ich nicht," flüsterte er bewegt, „das einzige, was mir das Leben lebenswert macht, bist Du, Georgy — Du!"

Wieder hielt sie so still wie gewöhnlich, wenn ihr Gatte zärtlich wurde; da ihr Gesicht an seiner Brust verborgen lag, konnte niemand den Ausdruck desselben sehen.

„Sage mir," fuhr er hastig fort, „daß auch Du mich liebst — daß auch Du mit vollem Herzen um mich trauern würdest, wenn ich einmal nicht mehr bin . . ."

Sie machte sich mit einer raschen Bewegung frei.

„Wie kannst Du nur so sprechen, Emil!" rief sie hart. „Ist das recht von Dir? Sind unsere Nerven nicht ohnehin aufgeregt genug, ohne daß Du auch noch das Unausdenkbare in Betracht ziehst?"

„Verzeih!" sagte er, liebkosend über ihr Haar streichend, „aber siehst Du, ich bin ein alter Mann, und wenn so einer nach dem andern aus der Generation scheidet, der man selber angehört . . ."

„Emil — Emil!" es klang fast beschwörend, „denke doch nicht an dergleichen. — Ich bin hergekommen, um das Nächste mit Dir zu verabreden. Wie lange trauern wir — selbstverständlich muß ich alle Einladungen absagen — schade, daß wir noch mitten im Karneval sind, —" sie verstummte und sah auf ihre tadellosen, mandelförmigen Nägel. An alle diese Unannehmlichkeiten hatte sie bisher nur flüchtig gedacht, erst jetzt traten sie ihr in ihrer ganzen Schwere entgegen.

„Ich habe Hildegard zu Vera geschickt," sagte sie nach einer Pause, „und ich muß vor allen Dingen an unsere Toiletten zum Begräbnis denken. Gieb mir Geld, Emil."

Er sah sie betroffen an.

„Das ist doch natürlich," beantwortete sie seinen Blick etwas ärgerlich. „Wir können doch nicht in Balltoiletten gehen! Trauer ist stets kostspielig."

Er zog eine Schublade auf und reichte ihr einige Scheine.

„Liebste Georgy," sagte er seufzend, „Du mußt Dich wirklich etwas mehr einrichten, es geht über meine Mittel, der Aufwand den wir machen — ich habe Sorgen."

Sie nahm ihn beim Kopf und küßte ihn auf die Stirn.

„Lege noch etwas zu, Emil, es reicht nicht."

Das war die einzige Antwort, die er auf seinen Stoßseufzer erhielt. —

Nach ein paar Minuten kam Georgine sehr fröhlich aus ihres Gatten Arbeitszimmer, sie hatte erreicht, was sie wollte.

„Ob ich den Juwelier bezahle?" dachte sie überlegend, „oder meiner Schneiderin etwas gebe; beide werden allmählich unbequem." —

— — — — — — — — — —

Mit dem ganzen Pomp seines Reichtums war Lorenz Konreuth unter Palmen und Dracänen, Wachskerzen und schwarzem, mit Silber ausgeschlagenem Tuch aufgebahrt worden, und um den kostbaren Sarkophag sammelte sich allmählich das Trauergefolge.

Vera stand inmitten der Herskottschen Familie im Nebenzimmer und hörte nur mit halbem Ohr auf Georgines geschwätzige Zunge, die ihr vorstellte, daß es ganz unmöglich für sie sei, allein in diesem großen Hause weiter zu leben.

„Du mußt Dir eine Gesellschafterin zum mindesten nehmen," sagte sie entschieden, „damit ist wenigstens dann der äußeren Form Genüge geschehen. Ich würde Dir ja Hilde geben, aber das nutzt nicht, die ist zu jung. Es muß doch eine ältere Person sein. Soll ich mich für Dich bemühen?"

Vera nickte gleichgiltig. Es war wie eine große Apathie über sie gekommen, seitdem die tägliche Pflege des Kranken von ihr genommen war. Sie fühlte sich deshalb nicht gerade unglücklich, aber ihr

Digitized by Google

schien es, als sei ihr Leben fortan ohne jeden Zweck, sie war sich noch nie so überflüssig vorgekommen.

„Du hast nicht einmal geweint," meinte Georgine fast vorwurfsvoll, als Georg meldete, daß alle versammelt und der Prediger soeben zur Einsegnung der Leiche erschienen sei.

Da sah Vera ihrer Cousine fest in die Augen.

„Ich bin keine Heuchlerin," sagte sie ernst.

Und doch sah sie beim Eintritt in den mächtigen Trauersaal zuerst nichts weiter, als eine gewaltige schwarze Masse, die sich vor ihr verneigte, ohne auch nur ein einziges Gesicht zu erkennen.

Man hatte den Damen Sitze unter den mächtigen Palmen bereitet; mit diesem grünen Hintergrund, in dem schwarzen Trauerkleid, aber ohne die Witwenschnebbe, hatte Vera etwas Königliches, besonders in der Art, wie sie sich hielt. Mancher Blick flog bewundernd zu ihr herüber, mancher taxierte im stillen den Reichtum und die blendende Schönheit dieser Frau, und gestand sich zu, daß das Facit ein recht annehmbares sei. Sie aber merkte nichts davon, denn sie hielt die Augen gesenkt. Georgines prüfender Blick dagegen flog über die Menge hin, sie sah, daß das Gefolge aus den edelsten Sprossen der Aristokratie bestand, sah die vielen Ordensbänder und Ehrenzeichen, über die hinweg sich flüchtige bewundernde Blicke auf die junge Witwe richteten, hörte die schwunghafte Rede des Predigers, der die vielen Tugenden des Verstorbenen pries, und dabei hätte sie gern gelächelt, wenn sich das geschickt hätte. Sie sah auch Schrattenbach, wie er groß, straff, den Kopf ein wenig gesenkt, dastand, ohne einen Blick für seine Umgebung, und zum ersten Mal mußte sie sich zugestehen, daß er eine ganz präsentable Erscheinung sei.

Da plötzlich zuckte sie zusammen, bewegte rasch, kaum merkbar, den Kopf, als wolle sie Vera etwas sagen, spähte noch einmal geradeaus — kein Zweifel — mitten unter den Leidtragenden stand ter Welps schlanke, elegante Gestalt. Er sah zu Vera hinüber, und dann — da er sich von Georgine erkannt sah, neigte er ein wenig den Kopf, und lächelte.

„Eine Unverschämheit eigentlich," dachte die Staatsrätin, „was hat er hier zu suchen."

Sie streifte flüchtig, nur mit einem Blick aus den Augenwinkeln, Veras Gesicht. Sie hatte die Augen aufgeschlagen und blickte gerade in der Richtung hin, wo Hendrik stand; sein schmaler Kopf tauchte zwischen zwei alten, kahlköpfigen Excellenzen auf, und seine dunklen Augen hingen an der jungen Witwe mit demselben leidenschaftlich heißen Blick, den er stets für sie gehabt, und der sie fascinierte gegen ihren Willen. Es genierte ihn nicht, daß in diesem Augenblick zwischen ihm und ihr ein Sarg stand; der Tote darin war ihm nicht allein gleichgiltig, er war ihm sogar widerwärtig gewesen; er hatte in ihm nichts anderes gesehen, als den tyrannischen Kerkermeister der Frau, die sein Blut in Wallung gebracht hatte, seit er sie zum ersten Mal gesehen, und die nun frei war . . . . frei! —

Er hörte schon lange nichts mehr von den Worten des Predigers, er sah nur Vera in den lang schleppenden Trauergewändern mit dem Hintergrund von Palmen, und als hätten seine Blicke die Macht gehabt, die ihren anzuziehn, so trafen sich plötzlich ihre Augen und tauchten eine Sekunde ineinander.

Dann atmete Vera tief auf, die Lider sanken, und sie saß wieder da, ruhig und unbeweglich wie vorher.

Das Trauergefolge hatte sich mit dem Sarg entfernt, das letzte dumpfe Geräusch, das die Ansammlung einer großen Masse mit sich bringt, verstummte. Die nickenden Federbüsche der vier Pferde vor dem Leichenwagen verschwanden um die Ecke, und die zurückbleibenden Damen wandten sich vom Fenster, an dem sie gestanden, in das Zimmer zurück.

„Um Gotteswillen Vera," sagte Georgine lebhaft, „laß uns in Deine Zimmer gehen, der Geruch hier macht mir Kopfweh, und ich denke, wir haben nun gerade genug unsere armen Nerven kasteit. — Wenn Lorenz," setzte sie mit beißendem Spott hinzu, „gehört hätte, was man ihm in dieser letzten Stunde alles nachgerühmt an Vorzügen und Tugenden, ich glaube, er wäre ehrlich erstaunt gewesen."

Dann schob sie ihren Arm unter den ihrer Cousine.

„Hast Du ter Welp gesehen, Vera?"

Frau von Konreuth nickte.

„Das muß man ihm lassen, er ist mindestens ebenso unverschämt wie genial, ich glaube, darin beruht sein hauptsächlichster Erfolg bei den Damen. Was wirst Du thun, wenn er Dir einen Kondolenzbesuch macht. Ihn annehmen?"

Vera sah nachdenklich aus. „Das kommt auf die Umstände an. Da er mir nichts gethan hat, werde ich nicht absichtlich ungezogen gegen ihn sein."

„O, ich begreife!" sagte Georgine mit einem so boshaften Lächeln, daß Vera errötete.

Fünfzehntes Kapitel.

Im März war's, und die Veilchen begannen zu blühen.

In Veras Zimmer saß jetzt ein kleines mageres Frauenzimmer mit glattem Scheitel und großer Nase, Frau Schröder, die Gesellschafterin. Ohne Widerspruch hatte sich Frau von Konreuth entschlossen, ein weibliches Wesen ins Haus zu nehmen, nicht allein ihrer Stellung halber, sondern mehr noch, weil sie sich grenzenlos allein vorkam.

Schrattenbach war in den nahezu vier Wochen ein einziges Mal gekommen, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und gleichzeitig für das hohe Honorar zu danken, das sie ihm in der zartesten Weise in einem wertvollen Renaissancekasten ihres verstorbenen Gatten, der gleichzeitig ihre Photographie barg, zugesandt hatte. Sie fand ihn abgespannt und schweigsam; er sprach von einer großen Arbeitslast, die er jetzt zu überwältigen habe, so daß sie es kaum wagte, ihn dringender zu einem zweiten Besuch aufzufordern.

Er kam ihr plötzlich wie in weite Ferne gerückt vor.

Digitized by Google

Was ihn bedrückte, ahnte sie ja nicht, ebenso wenig, daß er die Banknoten in ohnmächtigem Zorn zerdrückt, ihr Bild dagegen leidenschaftlich geküßt hatte. —

Auch ter Welp kam nicht.

Hatte sie ihn wirklich mit solcher Sicherheit erwartet, daß sie sein Fortbleiben wie einen Schmerz empfand?

Einmal hatte sie ihn gesehn, gleich ein paar Tage nach dem Begräbnis. In ihrer tiefschwarzen Kleidung, fast völlig verschleiert, war sie die Hauptstraße der Stadt durchwandert, mehr in dem Bedürfnis, unter Menschen zu sein, als eines Zwecks halber, und da war er dicht an ihr vorübergefahren in einer offenen Droschke, auf dem Rücksitz ein prächtiges Blumenbouquet, dessen Hülle aus Seidenpapier sich etwas verschoben hatte. So dicht ging sie an ihm vorüber, daß der Blumenduft bis zu ihr hinwehte, aber er saß in die Ecke gelehnt, ohne für die Fußgänger rechts und links einen Blick zu haben, in tiefen Gedanken.

Was beschäftigte ihn? Wohin fuhr er?

„Zur Szymanska!" dachte Vera plötzlich, und ein eifersüchtiger Groll stieg in ihr auf. „Darum findet er auch keine Zeit für mich."

Bis jetzt hatte er sie wirklich noch nicht gefunden. —

Vera stand am Fenster und blickte in den Garten hinaus, hinter ihr stichelte Frau Schröder stumm und eifrig.

Zum ersten Mal wehte es lind durch die Luft, schien die Sonne mit warmem Strahl auf die Erde herab; es ergriff sie plötzlich eine Sehnsucht nach Luft und Licht, daß sie schnell die Thür zum Balkon aufriß und hinaustrat. Frau Schröder sah auf, erhob sich, holte eine wärmende Hülle und legte sie ihrer Gebieterin um die Schulter, die mit freundlichem Lächeln dankte. Als sich die Gesellschafterin umdrehte, stand sie vor Georg, der eine Visitenkarte auf silbernem Teller trug.

„Empfängt die gnädige Frau?"

Frau Schröder zuckte die Achseln und setzte sich wieder. Georg bequemte sich auf den Balkon.

Ter Welp! In Veras Wangen schoß es heiß, ihr Herz klopfte, sollte sie ihn annehmen oder nicht?

Aber er ließ ihr gar keine Zeit zum selbstständigen Entscheid, auf dem Fuß war er dem Diener gefolgt und stand schon im Zimmer, als Vera noch immer zögerte.

„Gnädige Frau," sagte er bittend, in die Balkonthür tretend, „schicken Sie mich nicht zum zweiten Male fort."

Die Visitenkarte entfiel ihrer Hand, Georg bückte sich, hob sie auf und trug sie hinein; sie standen sich allein gegenüber.

„Sie sind mir nicht böse, daß ich gekommen bin," bat er, ihre Hand an seine Lippen führend, „aber ich hielt es nun nicht länger aus. Es ist genau ein Vierteljahr, seitdem ich Sie nicht gesehen, und auf einen Zufall warten," er zuckte die Achseln, „daß heißt unter diesen Umständen sehr geduldig sein."

Sie hatte sich äußerlich völlig gefaßt, obgleich der Gedanke, daß sie sich mit diesem Manne so viel beschäftigt hatte, daß sie ihm nun frei gegenüberstand, ohne ein Unrecht zu begehn, daß sie mit ihm sprechen durfte, wie sie gerade wollte, etwas eigentümlich Berauschendes für sie hatte.

„Ich freue mich sehr, Sie wiederzusehn, Herr ter Welp."

„Wahrhaftig?" Er schlug sich leicht gegen die Stirn. „Und ich Narr parlamentierte täglich mit meinen Wünschen, um mir nicht wieder einen demütigenden Abweis zu holen."

„Sie hatten auch wohl wenig Zeit, der Karneval ist ja erst jetzt zu Ende," sagte Vera und sah in die kahlen Baumäste, die sich dicht vor ihnen ausbreiteten.

Er blickte sie von der Seite an.

„Natürlich, — wie konnte ich zweifeln, daß das alberne Gerücht auch bis zu Ihnen gedrungen ist, gnädige Frau," entgegnete er grollend. „Frau von Herskott läßt sich solche amüsanten kleinen Chroniken wohl selten entgehen. Der Karneval war nur ein liebenswürdiges Mäntelchen, das Sie ihrer vorhergegangenen Bemerkung gutherzig noch hinterher umhängten, im Grunde sollte es einfach heißen: Keine Zeit, weil Sie der Gräfin Szymanska Anbeter sind, nicht wahr?"

Vera sah ihm offen in die Augen, obgleich sie es nicht hindern konnte, daß ihre Wangen jetzt brannten.

„Wie hätte ich wohl ein Recht zu solcher Andeutung?"

„Recht!" Er zuckte die Achseln. „Vielleicht hätten Sie's! Sie einzig und allein! Aber das gehört nicht hier her, sondern nur, daß ich von Ihnen nicht verkannt sein will."

Sie blickte auf den Rand des vergoldeten Gitters, das den Balkon nach außen hin abschloß, und verfolgte gedankenlos die Arabesken desselben. In ihr jubelte es über das ungestüme Aufbäumen, das in seinen Worten lag, gegen alles, was ihn vor ihr herabsetzen konnte.

„Kennen Sie die Gräfin Szymanska?" fragte er nach einer kleinen Pause.

„Was man so kennen nennt. Ich stehe der Gesellschaft überhaupt fern."

„Sie ist eine Polin und als solche vielleicht etwas freier in ihrer Art und Weise, als die anderen Damen, obgleich — —" er stockte ein wenig, „kurz ich habe sie gemalt und mich immer sehr gut mit ihr unterhalten, das leugne ich gar nicht. Aber läßt sich denn daran gleich jeder mögliche und unmögliche Klatsch knüpfen? Ich gebe sogar zu, daß ich ihr dankbar bin für die heitere, liebenswürdige Art und Weise, in der sie mir über eine Zeit hinweghalf, die mir sehr schwer, geradezu unerträglich geworden ist, soll ich Ihnen sagen, weshalb?"

Sie schüttelte leicht den Kopf und lächelte. Ihr war so glücklich und froh zu Sinn, wie vielleicht in ihrer frühesten Jugend, wenn der Frühling kam, — wozu sich diese Stimmung trüben.

Eine Weile sah er sie schweigend an.

„Darf ich wiederkommen?" fragte er dann plötzlich ganz unvermittelt.

Digitized by Google

Ihre Augen leuchteten auf.

„Gewiß! Ich freue mich sehr. Sie glauben nicht, wie einsam ich mich fühle."

„Oft?"

„Zuweilen!" Sie dachte an Georgine, an die Welt, und gegen ihren eigenen Wunsch mußte sie ihre Erlaubnis abschwächen.

Er nickte, zum Zeichen, daß er ihren Gedankengang begriffen, dann — die Augen immer noch auf sie geheftet, als käme er von ihrem Anblick nicht los, fragte er weiter:

„Würden Sie mir nicht die Erlaubnis geben, Sie zu malen?"

„O nein!" wehrte sie fast erschrocken.

„Frau von Herskott sagte mir schon, daß Sie eine merkwürdige Antipathie dagegen hätten, aber ich kann es nicht glauben. Und wenn selbst, würden Sie wirklich so grausam sein, mir diese Bitte abzuschlagen?"

„Ich fürchte doch!" sagte sie leise und entschieden. Je mehr sie fühlte, welche unerklärliche Macht dieser Mann über sie hatte, je mehr suchte sie sich ihm gegenüber zu festigen.

Er seufzte und runzelte ein wenig die Stirn.

„Verwöhnt haben Sie mich gerade nicht, gnädige Frau," begann er etwas ärgerlich, seinen Bart streichend; „und wenn ich nun wirklich so eitel und eingebildet wäre, wie man mir nachsagt, würde ich ohne ein weiteres Wort von meinem Vorhaben abstehen. Aber Ihnen gegenüber bin ich fähig zu bitten. Wollen Sie nun?"

Sie schüttelte abwehrend den Kopf. Ihm so stundenlang gegenüber zu sitzen, mit seinen Augen auf ihrem Gesicht, die ihr das Innerste aus der Seele zu lesen schienen, dünkte ihr einfach unmöglich.

Er beugte sich vor und sah ihr von unten auf in das Gesicht.

„Bitte!" sagte er kurz, halblaut, leidenschaftlich.

Es fröstelte sie plötzlich. Um die Ecke des Hauses kam ein kalter Wind, die Sonne war verschwunden.

„Was kann Ihnen nur daran liegen?" fragte sie, mühsam ihre Fassung bewahrend, mit einem leisen Lächeln.

„Ich möchte diese dunkle Trauertracht von Ihnen genommen sehen, sie steht Ihnen nicht und erregt mir ein wunderbares Empfinden. Ich würde Sie natürlich nicht in Trauer malen. — Außerdem aber habe ich mir Ihre Erscheinung schon zu nutze gemacht ohne Ihre Erlaubnis — als Märtyrerin in einem römischen Cirkus, auf die sich die wilden Tiere stürzen. Sie dürfen mir deshalb nicht böse sein, gnädige Frau, es ist etwas an Ihnen, was mir diesen Gedanken erweckte, und in der Hauptfigur konnte ich dann nicht los von Ihnen. — Das ist Künstlerfreiheit. — Dies Bild ist in seinen äußeren Umrissen fertig, nur Sie fehlen mir noch. Ich wollte nur um einen ganz flüchtigen Augenblick bitten, Stellung, Kopfhaltung will ich Ihnen absehen, und dann — die Augen. — Ist Ihnen indessen die Ähnlichkeit nachher unbequem, verwischen wir sie mit ein paar Strichen. Wann wollen Sie kommen und sich das Bild ansehen?"

Sie sah ihn zweifelnd an. „Ich glaube, vorläufig noch nicht, man würde es mir zum Vorwurf machen . . ."

Er lächelte spöttisch.

„Stehen Sie so sehr unter dem Bann des Herkömmlichen? Nehmen Sie doch Ihre Gesellschafterin mit, dann ist der Form Genüge geschehen. Sie allein habe ich gar nicht einmal erwartet."

Wera warf einen Blick in das Zimmer hinein, in dem Frau Schröder noch immer saß und arbeitete. Sie hatte in der ganzen Zeit nicht einmal aufgesehen.

„Lassen Sie uns hineingehen, es wird kalt," sagte sie.

Er vertrat ihr mit einer halben Bewegung den Weg.

„Wollen Sie kommen?"

„Ja!" Sie seufzte beklommen, fühlte ihm gegenüber aber die Unmöglichkeit eines Nein.

„Bald?"

„Ja!"

„Dann will ich mich für heute verabschieden. Auf Wiedersehen." Er küßte ihre Hand. Wieder durchdrang sie jene seltsame Wärme, die sie stets in seiner Nähe gefühlt. Sie öffnete ein wenig die Lippen und atmete schwer. —

Den Rest des Abends saß sie verborgen hinter einem Lichtschirm, die Hände im Schoß, den Kopf an die Lehne des Sessels gedrückt, und träumte mit offenen Augen.

— — — — — — — — — — —

Etwa zu derselben Zeit saß Doktor Schrattenbach mit seinem Freunde Lenz zusammen und besprach die Lasten des Tages.

„Da spreche mir noch jemand gegen die Duplizität der Ereignisse," sagte Lenz, behaglich sein Sauerkraut essend. „Derselbe Fall, der Dich bei Konreuth so in Anspruch nahm, wenn auch in anderer Form, hat sich jetzt in meiner Praxis doch fast ebenso zugetragen. Nun, mein Patient ist jetzt außer Gefahr. Ja, ich hoffe sogar auf eine bedingte Vernunft nach dieser Nervenkrisis."

Schrattenbach schob seinen Teller mit dem Essen zur Seite, er sah sehr blaß aus.

„Verordnetest Du ihm irgend etwas Bestimmtes?"

„Nein, ich ließ ruhig den Körper gewähren. Starb er, so konnte ich so wie so nicht helfen."

„Dann hatte er also keine oder nur geringe Schmerzen?"

„O doch, es war sogar gräßlich. Ich will Dir ehrlich gestehen, daß ich mehr wie einmal ein Zucken in der Hand fühlte, um ihm Morphium zu verordnen, aber Du weißt, das heißt nicht allein ein Todesurteil bestätigen, sondern es auch ausführen. Mein Gewissen war mir doch zu lieb dazu."

Schrattenbach lehnte sich in den Stuhl zurück und heftete seine klaren Augen fest auf den Freund.

„Und hätte Dich nichts dazu vermocht, dieser Deiner Überzeugung abtrünnig zu werden? Es giebt so viele Dinge, die an den Arzt herantreten können, daß dasselbe Ding nicht immer dasselbe bleibt. Nimm an, er hätte Dich angefleht, — seine Familie wäre durch ihn in Gefahr geraten — seine Lebens-

Digitized by Google

dauer wäre ohnehin nur noch eine kurze gewesen. — Haben wir stets recht, wenn wir uns auf diesen Standpunkt stellen, der doch manchmal in anderem Sinne ein unmenschlicher sein kann?"

Lenz legte Messer und Gabel hin und sah seinen Freund verwundert an.

„Das laß ich alles nicht gelten, lieber Alter," sagte er dann überlegend, „und ich weiß, Du auch nicht. Wir sind doch auch nicht allwissend, und so lange Leben im Menschen ist, müssen wir uns aufs Erhalten, nicht aufs Zerstören legen. Ich gebe es Dir zu, manchmal mag es ja wohl menschlicher sein, ein kurzes Ende zu machen — aber — ich würde es doch nicht thun. Es verstößt eben gegen unsere Pflicht — wer will denn auch Vorsehung spielen."

Heinz zuckte zusammen, ein Frösteln überlief ihn.

„Findest Du nicht, daß es hier kalt ist?" fragte er mechanisch.

„Die verdammte Ventilation zieht am Ende. Aber höre, mein Alter, Du gefällst mir nicht, siehst schlecht aus, hast auch kaum gegessen," meinte Lenz harmlos. „Hast Dir gewiß damals bei Konreuth etwas geholt, seitdem ist es mir schon wiederholt aufgefallen, daß Du nicht mehr bist wie sonst. Hast Du denn wenigstens etwas Ordentliches davon gehabt?"

Heinz nickte stumm.

„Na, das wird sich auch so gehören! Es ging schließlich ja schneller zu Ende, als wir glaubten."

„Es war die höchste Zeit," sagte Heinz in seiner alten Entschiedenheit, „es hätte der Frau sonst das Leben kosten können, ich erzählte Dir ja davon."

„Wohl, wohl! Aber warum sandtet Ihr ihn nicht in eine Anstalt? Frauenzimmerwünsche sind ja ganz gut, so lange sie nicht mit dem gesunden Menschenverstand kollidieren, aber schließlich hört doch ihre Berechtigung auf. Es war übrigens doch noch nicht völlig ausgeschlossen, daß er wieder gesund wurde."

„Nach meiner Ansicht völlig," sagte Heinz gereizt.

Lenz wiegte zweifelnd den Kopf.

„Ohne Dir zu nahe zu treten, ich sah die Sache doch noch mit Zweifel an — aber was streiten wir uns über des Kaisers Bart, — tot ist tot!"

Er aß gemächlich weiter; Schrattenbach wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. Da saß sein Freund neben ihm, gesund, robust, in der gemächlichen Gemütsruhe eines Mannes, der stets den geraden Weg der Pflicht gegangen war, ohne einen Blick nach rechts oder links, er ließ es sich schmecken, schlief, trank, rauchte, und nichts störte ihm die Behaglichkeit seines Daseins, während er — er — —!

Heinz erstickte den Seufzer hinter dem Rand des Bierglases, das er an die Lippen führte, ohne viel zu trinken.

Sie hatten ihn alle beneidet um seine glänzende Carriere, seine Kenntnisse und Charakterfestigkeit — wie gern hätte er jetzt mit jedem von ihnen getauscht. Was hatte ihm alles genutzt? Eine gährende, wühlende, verzehrende Leidenschaft, der er nie Worte leihen durfte nach dem, was geschehen, ein vorwurfbeladenes Gewissen hatte es ihm eingetragen, nichts weiter!

Er biß mit den Zähnen auf der Unterlippe herum, dann erhob er sich hastig.

„Du hast recht, mir ist gar nicht wohl," sagte er mit Anstrengung, stand auf und ging fort.

Lenz sah ihm beunruhigt nach.

„Er wird doch nicht — er wird doch nicht —" murmelte er in seinen Bart. „Aber wenn's einen hat, hat's einen gründlich; Gott sei Dank dauert alles nur seine Zeit, und der verfluchten Liebe ist sie am kärglichsten zugemessen. Die schöne Konreuth paßt auch am allerwenigsten zur Frau Doktor Schrattenbach. — Glück hat der Kerl freilich immer gehabt!" —

Sechzehntes Kapitel.

Eines Tages erschien Georgine bei Vera und fragte, wann sie miteinander ter Welps Atelier aufsuchen wollten.

„Zögere es nicht so lange hinaus, Liebe," meinte sie gutmütig, „Du hast jetzt so wie so nichts vor, und ich glaube, er erwartet Dich mit all der Ungeduld, die diesem eitlen, verwöhnten Menschen eigen. Ich bin jeden Tag bereit."

Vera war von der Einmischung ihrer Cousine betroffen, sogar unangenehm betroffen. Wer hatte über ihre Verabredung mit ter Welp gesprochen? Sie gewiß nicht; eine unerklärliche Scheu hielt sie ab, überhaupt seinen Namen in den Mund zu nehmen, also blieb nur er selbst. Was konnte ihm aber daran liegen, sich gerade Georgines Gegenwart bei ihren Atelierbesuchen zu sichern? Es berührte sie peinlich, das konnte sie sich nicht leugnen, gleichzeitig aber nahm es auch dem Gedanken, ihn bei der Arbeit aufzusuchen, das Schwüle, Beängstigende, das sie bisher empfunden, und stempelte es gewissermaßen zu einem alltäglichen Vorgang. Hatte er das beabsichtigt?

Ruhig, wie sie es eine Stunde vorher kaum für möglich gehalten, traf sie mit Georgine eine bindende Verabredung, und ebenso ruhig machte sie sich auf den Weg. Ein Wiedersehen unter den beobachtenden Augen ihrer Cousine verlor völlig jeden Nimbus. —

Es war ein lauer, köstlicher Vorfrühlingstag, als sie durch die Alleen des knospenden Parkes fuhren. Die Sonne schien so warm und hell, daß sie ordentlich den Staub vergoldete, den die rollenden Räder aufwirbelten. Georgine, unter ihrem großen Sonnendach, atmete wohlig auf.

„Wie gut Du es hast," sagte sie zu ihrer Cousine, „uns wird es nicht so! A propos, wie kommt es, daß Lorenz' Testament erst am Jahrestag seines Todes eröffnet werden darf? Hast Du etwas von dieser Bestimmung gewußt?"

Vera schüttelte den Kopf.

„Ich wette, es steckt irgend eine Teufelei dahinter. Unbeschadet des schönen Sprichwortes, daß man den Toten nichts Böses nachreden soll, muß ich Dir doch sagen, daß es keinen boshafteren Menschen

Digitized by Google

unter der Sonne gab, als den guten Lorenz. Bist Du nicht in Sorge, daß er Dich irgendwie verkürzt hat?"

„Und wenn selbst," meinte Vera gleichmütig, „was liegt daran! Mich hat der Reichtum gewiß nicht glücklich gemacht."

„Hm! Aber jetzt hat sich die Sache bedeutend geändert für Dich. Das glaube mir nur, es ist nicht angenehm, plötzlich aus all seinen unbeachteten Gewohnheiten, dem Luxus, der uns täglich umgiebt, herauszufallen und fortan auf seine Devise schreiben zu müssen: Begnüge Dich! — Das wird einmal mein Los sein nach Emils Tode; seitdem Lorenz Dich geheiratet hatte, mußten wir ja allen Hoffnungen entsagen, — ich bereite mich einstweilen schon immer würdig auf das Kommende vor. Aber das verursacht mir ungefähr den gleichen Genuß wie dem Hunde, dem man aus Mitleid den Schwanz stückweise abhackte." —

Hendrik kam den Damen freudestrahlend entgegen. In seiner eleganten braunen Sammetbluse mit dem lose umgeknüpften Halstuch hatte er etwas Geniales und zugleich menschlich Liebenswürdiges, was ihm im Gesellschaftsrock fehlte. Georgine bemerkte das sofort mit einem kleinen schmeichelhaften Kompliment gegen ihn.

„Also wirklich — Sie sind gekommen!" wiederholte er jetzt zum dritten Mal. „Ich habe beinahe Beklemmungen gehabt, als der Zeiger immer weiter vorrückte und alles still blieb; aber nun will ich nicht mehr daran denken."

„Wenn Sie ein menschliches Rühren spüren, ter Welp, so geben Sie mir irgend etwas zu essen," sagte Georgine sofort, ohne sich sonderlich in den bekannten Räumen umzusehen, „ich sterbe beinahe vor Hunger."

Er schlug die Portiere zum Nebenraum zurück, in dem mit alten Krystallen und Silber ein appetitlicher Frühstückstisch arrangiert war; Blumen dufteten in Schalen, Vasen und Körben aus allen Ecken heraus.

„Ich schlage vor, daß wir das zuerst in Angriff nehmen," meinte Georgine scherzend und zog schon die Handschuhe ab. „Du, Vera, wirst . . ."

Sie sah sich vergeblich nach dieser um, auch ter Welp war nicht mehr an ihrer Seite.

„Meinetwegen!" dachte sie gleichmütig, setzte sich und begann zu essen. Sie pflegte jeden Genuß, der sich ihr darbot, mit einer gewissen Gründlichkeit auszukosten, und diese gekochten Hummern, Gänseleberpasteten, Früchte und Flaschen mit schwerem alten Wein waren ganz nach ihrem Geschmack. Leichten Herzens überließ sie das andere Paar seinen Kunststudien.

Denn Vera war gleich zurückgeblieben, weil sie das große Bild auf der Staffelei, das mitten im Atelier stand, aufs höchste anzog. Es war die Märtyrerin im römischen Cirkus. Der Hintergrund kaum erst angedeutet, einzelne Köpfe herausgearbeitet, wie der des Kaisers, und nur der Vordergrund fertig. Die mit Sand bestreute Arena, der sich am Boden duckende Tiger mit den tückischen Augen, und mitten darin die einzelne Frauengestalt, an der jede Falte des Kleides, jeder Atemzug demütige, stumme Unterwerfung unter ihr Schicksal bekundete. Die Figur war fertig, das Gesicht erst angedeutet, aber schon in dem Geringen, was man sah, fiel die Ähnlichkeit mit Frau von Konreuth in die Augen.

„Sie können daraus ermessen, ob ich an Sie gedacht habe," sagte er halblaut, „nur daß mir nichts gelingen will, was mit Ihnen zusammenhängt. Es ist gerade, als erlahme meine Hand in dem Maße, in dem sich meine Phantasie mit Ihnen beschäftigt. Ihre Augen werde ich niemals finden, wenn Sie sie mir nicht leihen, und ich fürchte, meine Märtyrerin bleibt also unvollendet."

„Können Sie kein anderes Modell dafür finden als mich?" fragte sie, während ihre Blicke über das Bild glitten, das schon in seinem halbvollendeten Zustand einen großen Eindruck nicht verfehlte.

„Nein!"

„Dann bin ich gern bereit, Ihnen zu sitzen, — es wäre schade um das Geschaffene, wollten Sie es nicht fertig machen."

Er faßte nach ihrer Hand und küßte sie leidenschaftlich.

„Wie soll ich Ihnen danken," flüsterte er stürmisch, aber nur ihr verständlich.

„Wollt Ihr denn wirklich nicht essen?" fragte Georgine, mit dem Weinglas in der Rechten unter die Portière tretend und nach den beiden ausspähend. „Ich versichere Sie, ter Welp, es ist alles erster Güte, was ich bis jetzt vorgefunden habe, und macht Ihrem Geschmack mehr Ehre wie Ihrem Geist, denn ich habe bisher immer gehört, daß Männer, die an einem Übermaß des letzteren kranken, den ersteren gern vernachlässigen."

Sie stand zwischen den schweren Stofffalten, von rückwärts beleuchtet durch einen Sonnenstrahl, der ihr gefärbtes Haar in Goldfäden verwandelte; das Trauerkleid stand ihr durch diesen Kontrast besser, als Vera, und ter Welp sah das ebenso genau, wie damals die rote Nasenspitze. Ihn konnte wirklich niemand dafür verantwortlich machen, daß seine Augen so fein organisiert waren.

„Wir kommen schon," sagte er, Vera den Arm bietend und sie zu dem heiteren kleinen Mahl führend, das er hauptsächlich in der Hoffnung, sie bei sich zu sehen, mit aller Liebe und Sorgfalt gerichtet hatte.

„Sie verstehen es wirklich, den liebenswürdigen Wirt zu machen," sagte Georgine endlich lachend, ihre Serviette beiseite werfend, „ich habe heute von Ihnen gelernt. Aber nun, Vera, wenn es Dich noch nach Kunstgenüssen gelüstet, geniere Dich keinen Augenblick. Überlaßt mich meinen menschenfreundlichen Gedanken, und einer Cigarette, ter Welp, aber ich hoffe, eine Ihrer besten."

Sie lehnte sich auf den Diwan und machte ein außerordentlich verschmitztes Gesicht.

„Eine heimliche kleine Sünderin kann man ja sein," meinte sie, die Cigarette zwischen den Fingern hochhaltend, „sobald nur die Welt nichts davon erfährt, man alles hübsch zu cachieren versteht — zu einer Heroine fehlt mir leider nicht mehr wie alles. Deshalb, ter Welp, bitte ich dieser Cigarette wegen um unverbrüchliche Diskretion."

Digitized by Google

Er verneigte sich stumm, mit der Hand auf dem Herzen, und folgte dann eilig Vera, die sich bereits in das Atelier zurückbegeben hatte.

Georgine sah ihm mit einem häßlichen Lächeln nach; so sehr sie auch in Bezug auf ihre Cousine ihrer Sache sicher zu sein glaubte, so wenig maßte sie sich an, den Maler zu taxieren. Liebte er sie, oder war es nur eine flüchtig auflodernde Leidenschaft, weil ihre Erscheinung sein Künstlerauge gefangen nahm. Im Ernst konnte sie nicht recht begreifen, was ihn außer ihrer Schönheit an sie fesseln sollte. Vera war meist ruhig und schweigsam, versuchte nie, sich in den Vordergrund zu drängen, kokettierte niemals, — solche Frauen mögen außerordentlich tugendhaft und anbetungswürdig sein, unterhaltend sind sie nicht, und jede viel weniger bevorzugte Mitschwester, sofern sie nur die genügende Dosis Selbstvertrauen und Keckheit besitzt, wird ihnen in den meisten Fällen den Rang ablaufen. Aber Georgine vergaß eins bei ihrem Abwägen. Männer wie ter Welp haben zu viel in einer solchen Atmosphäre gelebt, um nicht deren Hohlheit vollständig zu würdigen. Sie haben zu viel Frauen kennen gelernt, die sich im Schmutz und Staub wohlfühlen, um nicht zu empfinden, daß Wesen, wie Vera, gewissermaßen eine Abart der gewöhnlichen Spezies und deshalb doppelt interessant und begehrenswert für den sein müssen, der die andern bis zum Überdruß genossen hat. Er hatte ihr von vornherein eine Ausnahmestellung in seinem Herzen eingeräumt und war bereit, ihr knieend zu huldigen.

Diese Empfindung trat ihm unwillkürlich auf die Lippen, als er an ihre Seite trat.

„Gott sei Dank, daß Sie anders sind, wie die andern," sagte er und sah in ihr schönes, blasses Gesicht; „eine kleinliche Sünderin würden Sie niemals sein, Sie hätten den Mut der großen That, wenn es je darauf ankäme."

Sie schüttelte den Kopf.

„Vielleicht irren Sie doch, Herr ter Welp, ich für meinen Teil würde es gar nicht ertragen, die Achtung meiner Nächsten zu verlieren. Ich glaube, ich bin weder zu einer Heldin geboren, noch könnte ich mich zu irgend welchen Heimlichkeiten entschließen."

Er sah sie mit großen offenen Augen prüfend an.

„Wie schlecht Sie sich kennen!" sagte er leichthin. „Freilich, es käme wohl darauf an, wofür Sie sich opferten, aber wenn Sie einmal vor solche Alternative gestellt würden, dann scheuten Sie auch nicht den Tiger da in der Arena."

Durch die hohe Fensterfläche flutete das Licht in breitem Strom, Vera blickte zu dem blauen Himmel auf, der sich über die Dächer der Stadt spannte und fragte sinnend:

„Lohnt sich wohl um irgend etwas in der Welt ein solches Opfer?"

„Ja!" sagte er rasch, „für die Liebe!"

Sie blickte ihn an, unwillkürlich schlug ihr das Herz.

„Für einen Künstler — das mag sein!"

„Glauben Sie, daß wir anders organisiert sind?"

„Nein, aber freier, fesselloser im Empfinden und Handeln."

„Wir nehmen die Blumen vom Wege," sagte er und wies auf eine kleine Kopie seines berühmten Bildes. „Manchmal aber, da giebt es doch Stunden, wo wir es nicht wagen, wo wir uns in Hoffnungen und Zweifel aufreiben . . ."

Sie saß in dem prächtigen Marie-Antoinette-Stuhl, er auf dem Taburett zu ihren Füßen, mit ihrer Hand konnte sie seine Schulter berühren, und die dunklen Augen, die zwischen Glut und Melancholie abwechselten, brannten auf ihrem Gesicht. Sie verstand ihn recht gut — sie mußte ihn ja verstehen! Ein nie gekanntes Glücksgefühl erfüllte ihr Herz.

„Vera!" sagte er ganz leise. Seine Lippen legten sich auf ihre Hand, dadurch geriet der dunkle Kopf fast ganz in ihren Schoß. Sie hatte einen Augenblick das Gefühl, als müsse sie ihre Rechte auf sein lockiges Haar legen und so Besitz von ihm nehmen für immer; da sah sie ihr schwarzes Kleid und erschrak.

„Herr ter Welp," sagte sie leise bittend.

Er fuhr auf. Georgine trat auf die Schwelle des Nebenzimmers, eine schwere, duftende Rose in der Hand.

„Sommer!" sagte sie und wies auf die Blume.

„Winterstürme wichen dem Wonnemond," intonierte er halblaut. Veras und sein Blick trafen sich, aus beider Augen sprach ein Strahl leidenschaftlichen Empfindens.

„Ich bin müde!" sagte Georgine gähnend. „Ter Welp, wenn wir das nächste Mal wiederkommen, setzen Sie uns gefälligst nicht so schweren Wein vor. Wann und als was wollen Sie denn meine Cousine malen?"

Er wies auf das Bild.

„Als Märtyrerin."

Georgine verzog den Mund. „Dazu hätten Sie mich niemals gebracht, lieber Freund! Ich bin abergläubisch und die Idee, von irgend etwas zerfleischt zu werden, oder eines unnatürlichen Todes zu sterben, wäre mir nervenzerstörend, selbst auf einem Bilde."

Auf der Rückfahrt sagte sie zu Vera:

„Ich weiß nicht recht, was ich von ter Welp denken soll. Augenscheinlich macht er Dir doch den Hof, aber seine Beziehungen zur Szymanska dauern im geheimen immer noch fort. Man zischelt sich ja tolle Dinge darüber in die Ohren."

„Das sind elende Verleumdungen," entgegnete Vera heftig.

„Meinst Du?" lachte Frau von Herskott. „Ich bin meiner Sache doch nicht sicher, dieser ter Welp ist ein Filou."

„Ich denke gar nicht an ihn, ich denke nur an sie," antwortete Vera, sich ihrer Heftigkeit schämend.

Georgine zuckte die Achseln.

„Ein Fehltritt hat eigentlich keine Bedeutung, so lange man sich nicht dabei ertappen läßt," meinte sie leichthin.

„Da bin ich doch anderer Meinung. Glaubst Du nicht, daß der Mensch verloren ist, der anfangen muß, sich selber zu verachten? Wo bleibt da das Gesetz der Moral."

„Moral! Laß mich mit so großen Worten zufrieden! Es giebt gar keine absolute Moral, es

Digitized by Google

giebt nur Umstände, Verhältnisse, und — ja — das Recht der guten Gesellschaft."

„Georgine!"

„Liebste Vera, wann ist Deine erste Sitzung?"

„Kommende Woche."

„Ich werde Dich begleiten, wenn es Dir recht ist. Das ist immer noch besser wie Frau Schröder, und unbequem beabsichtige ich Euch nicht weiter zu sein."

Vera nickte schweigend, noch an alle dem würgend, was sie ihrer Cousine gegenüber ungesagt gelassen hatte. Sie sprachen beide in andern Zungen, wo es sich um Denken und Empfinden handelte, da gab es zwischen ihnen kein Verständnis. —

Hendrik hatte jeder der Damen ein prächtiges Rosenbouquet mitgegeben, und über diese Blumen gebeugt stand zu Hause Vera, atmete ihren Duft ein und dachte an den Geber.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Frühlings-Symphonie.

I.

Lenzesahnung.

Gestern war der Himmel heiter,
Und die Luft war rein und klar,
In das Herz zog Frühlingsahnung,
Daß es eine Wonne war.

Heute weißgetüncht der Himmel,
Kleine Wölkchen, leichter Regen,
Grau im Nebelkleid die Berge,
Trostlos Ausschau'n allerwegen.

Doch mein Herz ist froh und munter,
Weil den Lenz es ahnend sah,
Läßt die Hoffnung sich nicht rauben,
Weiß, der Lenz, sein Lenz ist nah.

William Klette.

II.

Neuer Frühling.

Die Birke wirft den grünen Schleier
Sich strahlend um den schlanken Leib
Und steht in duft'ger Maienfeier
Erschauernd da, ein bräutlich Weib;
Die Amsel jauchzt mit vollem Schlage
Dem Hochzeitstag der Erde zu,
Ein jedes Blatt ruft: wage, wage!
Jedwede Knospe: Lieb auch Du!
Fühlst Du den Pulsschlag nicht der Erden,
Nicht diese Fülle Lieb' und Lust?
Hebt nicht das allgemeine Werden
Mit junger Hoffnung Deine Brust?
Sieh, tausend Triebe frisch erwachen
Für einen, den der Frost geknickt,
Sieh, tausend neue Blüten lachen,
Wenn sie ans Herz die Erde drückt,
Verwandelt in ein Meer von Wonne
Was jüngst noch wie ein ödes Grab,
Und Freudenthränen weint die Sonne
Im Maienregen d'rauf herab.

Agnes Harder.

III.

Lenzhochzeit.

Schneeglöckchen heben an zu läuten,
Die Veilchen weckt der linde West
Und flüstert: Will den Klang euch deuten:
Es naht ein hohes Freudenfest!

Die Sonne küßt die stumme Erde,
Die Schläferin, vom Traume wach;
Und flink, mit freudiger Geberde
Schmückt sie ihr jungfräulich Gemach.

Mit frischen Knospen, nicht zu zählen,
Ziert sie den Busen wonnesam:
Sie will dem Lenze sich vermählen,
Dem jugendschönen Bräutigam.

Er kommt, und tausend Sänger künden
Sein Nah'n mit süßem Liederschall;
Ihn grüßt auf Höhen und in Gründen
Der windgetrag'ne Widerhall.

Die Wälder schwingen ihre Fahnen,
Als zu der Braut der Holde tritt;
Und alle Menschen, die es ahnen,
Freu'n sich von Grund des Herzens mit.

Wilhelm Idel.

IV.

In knospenreichen Zweigen
Wiegt sich die Nachtigall.
Die Morgennebel steigen;
In knospenreichen Zweigen
Tönt wundersüßer Schall.

Es trägt der Wind die Weise,
Und durch die Wälder zieht
Ein Wipfelrauschen leise;
Es trägt der Wind die Weise,
Ein duftig' Frühlingslied.

Fritz Krempien.

Digitized by Google

In Beaume les Dames.

Von einem Stabsoffizier.

I.

Mit ernstem Gesicht, den grauen Cylinderhut von Zeit zu Zeit noch tiefer wie sonst in den Nacken schiebend und immer heftiger den Dampf aus der kleinen Thonpfeife blasend, saß mein alter, freundlicher Wirt neben mir auf der Gartenbank. Tiefe Stille herrschte in dem kleinen Gärtchen, summend flogen Bienen und Käfer von einer Blume zur anderen, die Grillen zirpten ohne Unterlaß ihre einschlummernde Melodie, kein Luftzug milderte die Schwüle des Wonnemonats; die neu erwachte Natur schien geheimnisvoll ihren Einzug zu halten.

Jetzt hatte der alte Herr seine Pfeife zu Ende geraucht, klopfte die Asche aus, und indem er mir die Hand reichte, sagte er in französischer Sprache: „Also heute müssen Sie fort. Madame und ich sind betrübt darüber, denn wir werden Sie wohl nie wiedersehen. Die vier Wochen, welche Sie nicht als Feind, sondern als Freund bei uns verlebten, waren lichte Tage in der trüben Zeit. Ich habe die Ehre, dafür zu danken, mit dem Wunsche, daß es Ihnen ferner gut gehen möge.“ Ein Händedruck, und Monsieur Vernais war in dem Hause verschwunden, ehe ich ein Wort erwidern konnte.

Noch längere Zeit verweilte ich in dem mir liebgewordenen Gärtchen und ließ jeden einzelnen Tag, welchen ich hier in Rougemont zugebracht hatte, an mir vorüberziehen.

Nach dem beständigen Marschieren von Paris bis zur Loire, von dort hierher in die Gegend von Besançon, hatte mir die Ruhe unendlich wohlgethan. Ich gedachte mit großer Befriedigung der verflossenen Stunden und mit innigem Danke an die beiden alten, braven Leute, die mich so gütig in ihrem Hause aufgenommen und mir das Leben so angenehm gemacht hatten. — Es war ein trauriger Abschied, den ich nahm; und als selbst die alte Louison von ihrem Küchenherde herbeieilte und mit der Schürze die Thränen aus ihrem durchfurchten Gesicht wischte, und auch François so schnell wie es ihm der lahme Fuß und die plumpen Holzpantoffeln erlaubten, über den Hof humpelte, da fühlte ich erst recht, wie schwer es mir wurde, das einsame Haus mit den friedlichen Leuten zu verlassen. Selbst der Gedanke an das reizende Beaume les Dames, wohin der Bataillons-Stab verlegt worden war, konnte mir keinen Ersatz für das bieten, was ich hier zurückließ, und mißmutig ritt ich aus dem verwitterten, baufälligen Thore dem neuen Ziele entgegen.

Doch nirgends tröstet man sich leichter als im Kriege, und so wurden denn auch meine Gedanken lichter und freudiger, je weiter ich in die grüne Landschaft hineinritt, zumal die Gegend mein Interesse in vollstem Maße in Anspruch nahm.

Hier auf derselben Chaussee, auf welcher ich jetzt ritt, hatte Bourbaki im Januar mit seiner linken Flügelkolonne den Rückzug angetreten, hier waren die zerschmetterten Haufen zurückgeeilt, um die Doubs-Übergänge zu erreichen und ihrem Unglücke weiter in die Arme zu eilen. — So hoben mich angenehme Gedanken über den wehmütigen Abschied in Rougemont hinweg, und als die Sonne zur Ruhe ging, hatte auch ich mein Nachtquartier — das reizende Beaume les Dames erreicht. - -

Beaume les Dames! Wie oft habe ich später dein gedacht, und wie oft denke ich noch jetzt nach langen Jahren an dich!

Ich sehe dich vor mir liegen wie an jenem Abende. Die schon dunkel gefärbten Höhen umgaben dich schützend, als wollten sie ihr liebliches Kind vor wildem Nachtsturm hüten, deine freundlichen Dächer nickten und grüßten und warfen der scheidenden Sonne die letzten Küsse zu — ein Frieden lag über dir ausgebreitet, als ob die Engel Gottes Wache hielten. —

Mit Hurra und Hallo wurde ich von den Kameraden, die vor dem niedlichen Café ihren Absinth und Rotwein tranken, angehalten. Ich mußte feierlich versprechen, in einer halben Stunde wieder da zu sein, um den Schrecken, der ihnen durch die Übersiedelung des Bataillons-Stabes bereitet worden war, bei einer Bowle vertreiben zu helfen.

Unkluger Weise versprach ich es, denn nicht gern trennte ich mich gleich den ersten Abend von meinen neuen Quartierwirten, die das Zimmer sogar mit einigen Blumensträußen geziert hatten. Ach, aber wie schämte ich mich erst vor ihnen, als der Hausherr mir bei anbrechendem Morgen die Hausthür aufschloß und sich freute, daß seine Befürchtung, seiner Einquartierung sei ein Unglück zugestoßen, sich nicht erfüllt habe. Die unglückselige Bowle hatte aber auch durchaus kein Ende nehmen wollen, und da mein Freund W. beim Heimwege seine Wohnung nicht fand, war mir doch nichts übrig geblieben, als ihm in kameradschaftlicher Weise nach Hause zu verhelfen. Er behauptete zwar den nächsten Tag, die Sache sei umgekehrt der Fall gewesen und berief sich darauf, daß ich in der Stadt ganz fremd sei; aber da auch er sich nur noch nebelhaft daran erinnerte, mußte der richtige Sachverhalt unaufgeklärt bleiben.

Die kommende Zeit war aber auch desto solider, und wurden die freien Stunden dazu benutzt, weite Ritte ins Land hinein zu unternehmen.

Beaume les Dames liegt in einem ziemlich kleinen, aber ungemein fruchtbaren Thalkessel, dessen Ränder steil und großartig emporsteigen und malerisch das kleine Städtchen umrahmen. Reißend durchbricht der Doubs das Gebirge, um alsdann sanft die Ebene zu durcheilen.

Schon in den ersten Tagen hatten wir häufig des Klosters Grâce de Dieu erwähnen gehört und sollten sowohl seine Lage, als auch der köstliche Schnaps, der daselbst von den Mönchen fabriziert wurde, noch berühmter sein, als die reizenden Bewohnerinnen von Beaume les Dames. Diese Behauptung erweckte natürlich das Interesse der zeitweiligen Garnison im höchsten Grade, und es wurde beschlossen, den ehrwürdigen Brüdern und ihren Kellern in pleno einen Besuch abzustatten.

An einem herrlichen Frühjahrsmorgen setzte sich die Kavalkade, aus fünfzehn Offizieren bestehend, in Bewegung. Wer nur einen Gaul hatte erlangen können, und wer nur jemals auf einem derartigen Tiere gesessen, beteiligte sich an diesem vielversprechenden Ritte. Unter Lachen und Scherzen trabten wir dem östlichen Bergrücken entgegen. Nachdem derselbe überschritten, und wir uns an der wahrhaft paradisischen Aussicht nach Beaume les Dames hin erfreut hatten, bog die kleine Reiterschar in eines der Längenthäler ein. Augenscheinlich war dasselbe durch einen Gebirgsbach gebildet worden, dessen Bett jetzt ausgetrocknet war.

Je weiter wir uns von der Hauptstraße entfernten, um so stiller und ernster wurde die Gegend. Senkrecht stiegen die Felsen einige hundert Fuß in die Höhe und schauten

Digitized by Google

feierlich hernieder; tiefe Ruhe lagerte über dem kleinen Thale, die nur hin und wieder durch das Klopfen eines Spechtes unterbrochen wurde. Keine Menschenseele war zu erblicken. Dazu warf die Morgensonne ihre brennenden Strahlen überaus freigebig auf Stein und Felsen hernieder, so daß Mann und Pferd mit Sehnsucht dem vielgepriesenen Grâce de Dieu entgegensahen.

Da zitterten feierliche Glockenklänge durch die Luft, sich melancholisch im Thale fortpflanzend, noch ein kurzer Trab, und schweigend lagen die ernsten Mauern des Klosters vor uns.

Verwundert und erschrocken schaute der Bruder Pförtner durch das vergitterte Fenster und schien von den unwillkommenen Gästen wenig erbaut zu sein. In der Meinung, wir wollten uns hier einquartieren, schickte er sofort die Entschuldigung voraus, daß das arme Kloster nicht in der Lage und darauf eingerichtet sei, so viele Gäste zu beherbergen. Nur die wiederholte Versicherung, daß wir dem armen Kloster einen freundschaftlichen Besuch abzustatten wünschten, brachte den braunkuttigen Gesellen dahin, die schwere Eichenthür zu öffnen.

Hier aber sah es gar nicht so ungastlich aus, als man vermuten mußte. Ein bequemer Stall nahm die Pferde auf, welche bald mit großem Behagen dem duftenden Heu zusprachen.

Während sich der Bruder Pförtner mit finsterem Gesicht und hastig den Rosenkranz betend, auf seinen Posten zurückbegab, erschien ein freundlich aussehender Mönch in mittleren Jahren mit treuherzig blauen Augen und stellte sich uns als Bruder Sprecher vor. Er sei vom Prior des Klosters bestimmt worden, die Herren umherzuführen und thue dies mit um so größerer Freude, als ihm dadurch Gelegenheit gegeben werde, sich seit langer Zeit wieder das erste Mal mit Fremden zu unterhalten. Auf die Frage, warum dies der Fall sei, erklärte er, daß ewiges Schweigen zu den verschiedenen Gelübden des Klosters gehöre. Bevor wir den Rundgang antraten, führte uns unser neuer Bekannter in ein niedriges, außerhalb des Klosters gelegenes Haus, um uns — wie er sich ausdrückte — auf die bevorstehende visitation vorzubereiten.

Zu unserer nicht geringen Freude gelangten wir in ein bescheiden eingerichtetes Gastzimmer, welches von den Mönchen für die Besucher und Bauern aus der Umgegend errichtet worden war. Zwei dienende Brüder kamen uns mit der Frage entgegen, ob wir Wein oder Chartreuse und zu essen wünschten. Und in nicht einer Viertelstunde stand ein ausgezeichnetes Frühstück, aus Eiern, kalten Hühnern, Brot und Butter bestehend, vor uns; ein guter Landwein perlte in den Gläsern, und mit stolzen Blicken präsentierten uns die Mönche ihren selbstfabrizierten Chartreuse, der allerdings an Duft und Kraft all' die verschiedenen Sorten überbot, welche wir während der Campagne in so reichlicher Auswahl kennen gelernt hatten.

Nachdem die Müdigkeit verscheucht war, kehrten Frohsinn und Heiterkeit auch bald zurück. Ein Glas nach dem anderen wurde auf das Wohl der hochedlen Mönche von Grâce de Dieu geleert, und letzteren blieb nichts übrig, als sich mit dem wiederholten Ausrufe: „C'est la guerre!" zu trösten und uns so tapfer Bescheid zu geben, daß wir mit Neid diesen prächtigen Durst bewunderten. Der Wein löste denn auch sehr bald die Zungen, die Mönche setzten sich zwischen uns und wurden mit Fragen derartig bestürmt, daß selbst unser Führer mit seiner über jede Beschreibung gelenkigen Zunge nicht alles beantworten konnte. Unser Verhältnis zu einander wurde noch intimer, als einer der Braunkutten, ein Riesenkerl von mindestens sechs Fuß Größe, erzählte, daß er früher französischer Kürassier gewesen und, da es ihm daselbst nicht gefallen, später Mönch geworden sei. Der Ärmste sollte die neue Kameradschaft aber teuer bezahlen, denn wenn er jedes Glas, das er auf dieselbe leeren mußte, mit einem pater noster hat sühnen müssen, dann brauchte er mindestens die nächsten acht Tage dazu

(Schluß folgt.)

Am Meer.

Von **Margarethe Kramme.**

Der Erde Glanz ist schon in Grau verschwommen,
Und dämmernd stille liegen Meer und Land.
Im weiten Bogen Well' auf Welle kommen
Und fließen silberschimmernd an den Strand.

Nur leise tönt das wechselvolle Rauschen.
Es schwillt, und schwindet wie ein Traum verweht.
Kein andrer Laut ist weithin abzulauschen
Der sanften Nacht, die durch die Erde geht.

O wie so groß in Deiner dunklen Fülle,
Traumhafte Erde! liegst Du vor mir da.
Unendlichkeit birgt sich in dieser Hülle,
Und Erd' und Himmel scheinen menschennah.

In Wellenlinien weit und immer weiter,
Bis sie den Blicken dämmerhaft verschwimmt,
Dehnt sich die See; aus ihrem Spiegel heiter,
Ein Funkenheer, das Bild der Sterne glimmt.

Ich stehe still und lausche nur und schaue
Und öffne ahnungssinnig mein Gemüt.
Unendlichkeit, der ich mich anvertraue,
Unendlichkeit in meiner Seele glüht.

Ob dunkel auch, wie meeresschwanke Wogen,
In meinem Geist noch Well' auf Welle fließt;
Es wölbt sich über mir der lichte Bogen
Des Himmels, der die Dämmerungstiefen küßt.

Und was die Brust in ihrem Schacht verborgen
An Schuld und Schätzen, was da drunten ruht,
Es regt sich heimlich voller Angst und Sorgen
Und zittert, wie der Stern auf dunkler Flut.

O neige Du, mein lichter Sternenbote!
Zu mir herab Dein treues Angesicht,
Bis alle Glut, die mir im Herzen lohte,
Als warmer Kuß in Deine Seele bricht.

Aus den Erinnerungen einer alten Schriftstellerin.

(Schluß.)

Eine Zeit lang blieb ich wie betäubt, dann aber regte sich der alte Drang, die Freude an der lieben Arbeit war unvermindert, und neue Hoffnung trat an die Stelle der verlorenen. Doch damit war es nicht gethan, und bei meiner Rückkehr nach London beschloß ich, auf den Rat der Dichterfreundin — Unterricht zu nehmen! War es schon nicht leicht

Digitized by Google

für eine Frau in meinem Alter, als angehende Schriftstellerin vor einen mächtigen Redakteur zu treten, so war es eine Beklemmung ganz eigener Art, jetzt als Schülerin zu erscheinen, und zwar erst, nachdem der gelehrte Pädagoge einige meiner Arbeiten gesehen und mich dessen für würdig erachtet hatte. — Dahin war es jetzt gekommen mit meinen Schriftsteller-Aspirationen! — Der Tag der ersten Stunde kam. Ich befand mich in einem Zustand der Spannung und der Unruhe, ja der Angst, die meiner Natur sonst fremd waren, und deren ich mich nur aus der ersten Jugend erinnerte. Doch so mächtig war der eine Gedanke, der jetzt Ziel meines Lebens geworden war, daß er mich Alter und Lebensgewohnheiten vergessen ließ, so daß ich mich selbst kaum erkannte.

Pünktlich auf die Minute trat Mr. B. bei mir ein; ein Mann von etwa vierzig Jahren. Heitere Energie des Wesens, scharfe Klarheit des Denkens, die Arbeit als Lebensideal: erschien er prosaisch, kalt. Darunter aber eine Vergangenheit des höchsten Strebens, bittere Enttäuschung, Kämpfe mit einem glühenden Herzen; seine sittliche Höhe der Preis für geopferte Hoffnungen und das überwundene Ich. So hatte ich ihn erkannt. Mit Strenge hütete er sein inneres Heiligtum; nur wenige Male, vielleicht ihm selber unbewußt, im schmerzlichen Sehnen der Vereinsamung — oder war's ein tieferes Empfinden? — öffnete er die verschlossene Thür. Doch schien er zu erschrecken bei dem Hereinscheinen eines warmen Lichtblickes des Verständnisses, vor dem, was er ins Leben rief; — und als verteidige er sich gegen einen Eindringling, wehrte er ihn ab mit herber Entsagung. — Ob wir Freunde geworden sind? das weiß ich selber kaum. — Ich denke an ihn mit Wehmut, als hätte ich ihm ein Leid gethan. — Welches? . . . Nachdem die Stunden, — zehn oder zwölf, — vorüber waren, haben wir uns nie wieder gesehen.

Doch nicht vom Mann, vom Unterricht wollte ich erzählen! Er begann, indem Mr. B. mir einen meiner Aufsätze vorlas, langsam, kalt, erbarmungslos, so daß was ich für phantasievoll gehalten, und die Dichterfreundin mit „Stimmungsduft" bezeichnet hatte, jetzt einfältig, leer, existenzunberechtigt erschien. An Stelle poetischer Stimmung sollten Thatsachen treten; — „too vague" war die immer wiederkehrende Bezeichnung, — und ein für mich geradezu unerreichbarer Realismus wurde von mir verlangt. Mit Selbsterlebtem, Selbstempfundenem sollte es ein Ende haben, meine Arbeiten sollten da anfangen, wo die Kinder anfangen: beim Sehen. — Der nächste Morgen fand mich in hoffnungsloser Verwirrung vor einer großen Photographie von Raphaels Parnassus, den ich beschreiben sollte. Die Menge der Gestalten auf dem eigentümlich ansteigenden Boden, ihre Kleidung, ihre Bewegungen, wie sollte ich das systematisch anschaulich machen, wo die Ausdrücke finden in einer Sprache, die auf einmal nicht mehr die notwendigsten Worte zu enthalten schien! Doch die Erinnerung an früheren Genuß durch dieses herrliche Gedicht in Farben und Formen war nicht zu bannen; und je mehr ich seine Bedeutung wieder erfaßte und mir in alter Gewohnheit jedes Äußere zum Ausdruck einer inneren Schönheit wurde, ergriff mich auch wieder die gleiche alte Freude, und unter ihrem Einfluß schrieb ich meine Aufgabe. — „Ich verlangte nur eine Beschreibung, und Sie haben einen Essay gemacht," war in der nächsten „Stunde" die strafende Einleitung zu einer Art Vivisektion, die nun mit dem armen Resultat meiner Begeisterung vorgenommen wurde, bis nichts mehr Lebendiges davon übrig blieb.

„Clearness and definition", Klarheit und Bestimmtheit waren von nun an die einzigen Begriffe, die noch in meinem Geist ertönten; alles Denken, Sprechen, Schreiben geschah in Hinsicht auf die harten Worte, unter deren Druck ich lebte. Ich verlernte unter ihrem Einfluß so sehr das Schreiben, daß ich jedes Billet, — sei's an einen Lieferanten oder meine Schneiderin, — zum wenigsten zweimal schreiben mußte. Ich lebte nur noch mit der Feder in der Hand und die Verschwendung von Briefpapier war ungeheuer! — An Selbstschaffen dachte ich nicht mehr, mußte ich ja doch erst Sehen und Denken lernen! Und als ich endlich vom bloßen Beschreiben zur Paraphrasierung von Gedichten von Coleridge und Wordsworth übergehen durfte, schien es mir ein herrlicher Fortschritt. Ich war gründlich demütig geworden und hatte meine Phantasie still beiseite gelegt. Wie sehr weit weg, das sollte ich bald erfahren. — Mein Lehrer wollte mich endlich wieder einmal die Flügel strecken lassen, und zwar auf die folgende Weise. Bei der Beschreibung eines lieblich poetischen Landschaftsgemäldes sollte ich das Papier in zwei lange Hälften teilen, um die eine mit der Beschreibung selbst, die andere mit meinen Bemerkungen oder was mir nur das Gemüt eingeben mochte, nach Herzenslust auszufüllen. Also endlich die Wohlthat, nach der ich fast verlernt hatte, mich zu sehnen! — Doch was geschah? Meine Liebe, — stundenlang saß ich vor dem leeren, weißen Rand, aber nicht das leiseste Gefühl, geschweige denn ein Gedanke zog durch meinen Geist! Ich suchte danach in jedem seiner Winkel mit einer Diogenes-Laterne, aber nichts, nichts kam mir in den Sinn! Und die paar mageren Reflexionen, die ich endlich hingeschrieben hatte, widerrief ich, sobald ich sie in dem Munde meines Professors hörte! Aber trotz alledem war ich nicht entmutigt, denn daß etwas in mir lebte, das fühlte ich zu deutlich; — die harte Behandlung war meinem träumerischen und fast weichlich idealistischen Gemüte nötig, wenn auch die erschreckte Phantasie eine Zeit lang sich verkrochen hatte. Als ich bald darauf Shakespearische Charaktere behandeln durfte, rührte sie sich auch schon wieder; und die Vorträge, die Mr. B. an meine jeweiligen Arbeiten knüpfte, wurden nun zu Besprechungen, von welchen auch er kein geringes Vergnügen zu empfangen schien.

Als nach etwa drei Monaten, aus äußerer Veranlassung, der Unterricht sein Ende nehmen mußte, bat ich Mr. B. in einem Briefe um sein Urteil über meine Befähigung. In zitternder Spannung hielt ich das kleine Blatt, das nun wieder über mein Schicksal entscheiden sollte, in der Hand. Auf zarte Weise schien mir der Brief die bittere Wahrheit anzudeuten, indem er mit den Worten schloß: „Sie haben eine ungewöhnlich große Receptivität, die nicht selten die Produktivität lähmt." — Also jetzt war wirklich alles aus! was ich für Begabung gehalten hatte, war nur mein heftiger Wunsch, und die Hoffnung eine Illusion! Wie war ich bereit gewesen, ihr jedes Opfer zu bringen, für sie zu arbeiten wie Jakob für seine Rahel sieben, ja siebzehn lange Jahre! Aber jetzt war's aus! Das Blatt war auf meinen Schoß gefallen und bewegungslos stierten die Augen darauf hin, während es in meinem Innern auf und nieder wogte, schluchzte und klagte. Als es sich ausgetobt hatte, war eine Stunde vergangen. Ich war geistig und körperlich so müde, als käme ich vom einem Leichenbegängnis; — ich hatte ja auch mein Ideal begraben. — —

Begraben? — Ideale sterben nicht! An ihrer Lebensfähigkeit unterscheidet man sie von Illusionen. Den folgenden Morgen erwachte auch schon wieder die Hoffnung in mir,

Digitized by Google

und unter ihrem liebevollen Schutz wagte sich dann schon der Glaube an mich selbst wieder hervor. Am gleichen Tage hatte ich auch mit unvermindertem, wonnigem Vergnügen schon wieder die Feder in der Hand!

In jenem Jahre war ein großer deutscher Denker mir als edler Freund ins Leben getreten. Bald hatte er mein Sehnen und mein Streben erkannt, unter seiner hilfreichen Aufmunterung getraute sich meine unterdrückte Subjektivität wieder aus ihrem Versteck und entwickelte sich rasch aus dem „häßlichen jungen Entlein", wenn auch nicht in einen schönen Schwan, doch in einen freien Vogel, der seine Flugkraft freudig fühlt. Ich schrieb jetzt von dem, was mir im Innersten lebte; Schmerz und Freude meines Lebens zogen an mir vorüber, und die Empfindungen krystallisierten sich zu Gedanken. Hebbel sagt, daß man innere Vorgänge erst zu Ende lebt, wenn man sie darstellt: „wir erobern uns selbst durch das Wort." In dieser Eroberung lag für mich das Finden meines Könnens und meiner Kraft. Dabei trug der Unterricht, welcher damals so viel zu unterdrücken schien, jetzt unerwartete Früchte in einer mir neuen Denkfähigkeit. Nach meiner Genesung von einer schmerzlichen Krankheit, die mir dadurch zu einer Zeit fast unbegreiflicher, reicher Heiterkeit geworden war, besuchte ich den Freund. In seinem kleinen Zimmer des Gasthofes G. in Ems, — wie deutlich seh' ich es noch vor mir, — entschied sich von neuem, und nun zum letzten Male, mein Wohl oder Weh. — Meine Arbeiten wurden für druckfähig erklärt; mein Freund selbst wollte ihre Aufnahme in eine der leitenden Zeitschriften befürworten.

Eines Abends in Deutschland, im Herbste so wie heut saß ich bei meiner alten Großtante, plaudernd von ihrer fernen Vergangenheit. Da wurde mir ein Brief gebracht: die Adresse von deutlicher, eiliger Hand, der Poststempel von Berlin. „Besten Dank für die Beiträge, sie sollen in der nächsten Nummer der Deutschen Roman-Zeitung erscheinen," lauteten die trockenen, inhaltsschweren Worte. — Also ich hatte es erreicht! Kaum konnte ich's glauben, und war erstaunt, daß bei jedem wiederholten Durchlesen des herrlichen Briefes sein Sinn derselbe blieb, und sich nicht wie in einem Märchen unter meinen Augen in den umgekehrten wandle. Denn im Märchen lebte ich ja; ein Märchen war das Theater wohin ich die Großtante, wie im Traum, begleitet hatte, und wo ich jeden Augenblick erwartete, daß mich die Leute erkennen und begrüßen würden als die Prinzessin, — die Schriftstellerin! — Doch, noch war ich verzaubert. Die Formel aber, die den Zauber lösen würde, um mich in meiner mir selbst unbegreiflichen Wirklichkeit zu zeigen — das war der Brief, den ich bei mir trug!

Bald darauf empfing ich ein gelbes Heft. Meine Ahnung zurückdrängend, blätterte ich gleichgiltig darin, indem die Titel der Romane und der Aufsätze, die Schriftstellernamen und die Gedichte ruhig an mir vorüberzogen. Da, plötzlich stockte mir der Atem; — was lese ich denn da? — In einer Deutlichkeit, wie ich sie noch nie an Gedrucktem gesehen stand oben an der Seite mein Name, so groß, so schwarz, daß er allein zu stehen schien, und als rufe er in die Welt hinein, so laut, daß alles vor ihm verstummen müßte! Eine nicht minder große Überraschung waren mir die Gedanken meines Essays selbst. Hätte man mir gesagt, jemand anderer sei der Verfasser, so hätte ich es fast geglaubt, denn so armselig, wie mir die Arbeit nach ihrer Vollendung erschien, so anziehend fand ich sie jetzt; dabei berührte sie mich aber auch wieder so wahr, wie es nur Selbstempfundenes thut. Am meisten überraschte mich ihre Ausdrucksweise: daran hatte gewiß die gütige Feder des Leiters der Zeitschrift ihren Teil. Doch als ich ihm dafür dankte, antwortete er, daß kein Wort in meinem Manuskript geändert sei.

Indem diese ersten kindischen Sensationen sich bald verloren, ging mir immer mehr eine Welt der inneren Freuden auf. Wie warm dachte ich der unbekannten Menschen, denen meine Gedanken vielleicht aus dem Herzen gesprochen, und die mir gut dafür sind. Der Leser sucht sich wohl von seinem Autor eine Vorstellung zu machen, er ist für ihn eine Persönlichkeit; für mich aber müssen alle meine Leser ein bloßer Begriff bleiben. Und doch sind sie eine Wirklichkeit, die mir das Herz schneller schlagen macht. Welche geheimnisvolle Vereinigung, so unsichtbar und ungreifbar und doch so eng! — In allen Teilen Deutschlands und weit darüber hinaus, wo sie auch weilen mögen, besitzt ein jeder von ihnen meine Gedanken ganz und ungeteilt, und ich selbst habe sie dadurch nicht verloren: Zerteilung und doch ein Ganzes, Vielheit bei der Einheit, Trennung und doch Vereinigung! Ist es nicht wunderbar? Ich war bewegt von einem eigentümlich neuen Liebesgefühl. — Das Glück, was ich mir geträumt, war in erhöhtem Maße eingetroffen. Der Freund suchte mir für diese seltene Lebenserfahrung die Erklärung zu geben: „Sie finden Dinge in der Erfahrung, wie Sie sich solche vorgestellt; je nun, der Erfahrende sind ja Sie selbst; und die Dinge sind für uns das, wofür wir sie nehmen. Das ist der Lohn für den Idealismus."

Wie Schriftsteller und sogar vielgelesene nur ein kaltes Publikum sich denken, welches die Verdienste eines Buches, ohne sie zu erkennen, als selbstverständlich hinnimmt, habe ich nie begriffen. Wir haben doch kein Recht, zu erwarten, daß es sich für die Mühe und Arbeit, die uns ein Werk gekostet, begeistere, ebensowenig dürfen wir auf ein inniges Verständnis rechnen, wenn unser Losungswort die vielgepriesene Objektivität ist, die den Menschen oft nichts weiter bietet als wertvolles, aber totes Material. Es ist die eigene Wärme nur, die dem Buch das Leben giebt, der eigene Herzschlag, der in anderen Herzen das Echo weckt; es ist unser eigenes bestes Selbst, welches wir hingeben müssen, um den Lohn der Gegenliebe zu empfangen; wenn nicht von den vielen, doch von den besten! — Illusionen? — ich glaub' es nicht. „Aber es giebt Illusionen," sagt ein bekannter Kritiker, „ohne welche der Mensch nie das poetische Wort gewinnt, um die Herzen zu erschließen." Der liebe Gott hatte wohl solche Illusionen in mich gelegt, denn die erste Kritik, die ich empfing, waren die Worte: „Wir haben Sie lieb gewonnen."

Sie möchten wissen, ob ich stolz auf die mir widerfahrene Anerkennung gewesen bin? Ich bekenne, daß ich mich auch auf das Vergnügen der Eitelkeit ein wenig gefreut hatte, aber das ist ganz anders gekommen, wie ich's mir gedacht: in meinem ganzen Leben war ich nicht weiter davon entfernt! Mir war's viel eher zu Mute, als hätte ich den Leuten Sand in die Augen gestreut und empfänge nun ein Lob, auf welches ich kein Recht besaß. Es wird so viel über Schriftsteller-Eitelkeit gesagt, und gar zu häufig wird das Bedürfnis nach Verständnis, das Sehnen nach Sympathie für bloßes Streben nach Menschenbeifall gehalten.

Wenn Bodenstedt einmal auf der Reise bei den Vorbereitungen zu einem Ständchen sich empört verwunderte, daß dasselbe weder für Fritz Reuter noch für ihn beab-

Digitized by Google

sichtigt sei, „die beiden vielgelesensten Dichter Deutschlands," — so war das Eitelkeit vom reinsten Wasser. Wenn jedoch Auerbach sich kindlich freute über seine erlangte Berühmtheit, und auf die naiv liebenswürdigste Weise „mit seinem Rufe hausieren ging," so war dies das Erstaunen eines bescheidenen Gemütes, als wollte es sagen: Seht nur, wie ich armer Teufel es so weit gebracht! — Wenn aber einer der bedeutendsten Denker unserer Tage freudig der Bitte des Setzers willfahrend, genau nur so viel Manuskript in die Druckerei schickte, als dieser jedesmal selbst (ohne andere Hilfe), setzen, — und so das Werk vollständig lesen konnte. — so war dies die warmherzige edle Freude an jeder, auch der kleinsten Anerkennung. — „Es thut wohl, zu hören, daß man nicht für den Bücherschrank geschrieben hat, sondern für lebendige Herzen," ist dieses großen Schriftstellers eigenes Wort.

Mein Schiff war vom Stapel gelaufen, und mit vollen Segeln arbeitete ich weiter. Die allbekannten Ärgernisse und Schwierigkeiten mit den Herren Redakteuren und Verlegern blieben natürlich auch mir nicht erspart; doch lernte ich bald einsehen, was für arme geplagte Menschenkinder sie sind, und suchte ihnen ihre ruhelose Existenz nicht noch mehr zu verbittern. Auch bestrebte ich mich, die Goethesche Lehre zu befolgen: „Man soll im Litterarischen jenem Säemann nachahmen, der nur säete, ohne viel zu fragen, wo es hinfiel." Neben den ernsteren Arbeiten hatte ich auch meinen „Strickstrumpf," wie Schiller den Wilhelm Meister nennt; und der meinige hatte wenigstens das mit dem Goetheschen gemein: daß er „bei der langsamen Arbeit schmutzig wurde."

Ich habe, Gott sei Dank, nie empfunden, was Schiller an Huber schreibt von dem „über alle Maßen jämmerlichen Los, von der Feder zu leben." Aber die peinlichen Schwierigkeiten, welche in der Arbeitskraft, im eigenen armen Selbst ihren Grund haben, mußte ich voll erfahren. Doch, wenn ein Schiller klagt über seine „Armut in allem, was man erworbene Kenntnisse nennt," so daß er „seine Gegenstände aus den Nägeln saugen muß," — wenn ein Goethe von seinem Wilhelm Meister sagt: „es wäre kein Wunder, wenn ich arg konfus darüber würde . . . ich will mich freuen, wenn meine Idee mich aus diesem Labyrinth herausleitet," und ein andermal klagend ausruft, daß ihn „in diesen Tagen weder etwas Xenialisches noch Genialisches angewandelt" habe, so zeigt dies tröstend für uns alle, daß auch dem höchsten Genius die arme menschliche Natur oft peinlich im Wege liegt. Wir sind ja unermeßlich weit von solchen Geistern entfernt in schöpfender Kraft; in einem aber können wir ihnen gleichen: in der Ausdauer des ehrlichen Arbeitens und Ringens. „Worüber ich schon fünf Wochen lang brütete, das hat ein milder Sonnenblick binnen drei Wochen in mir gelöst. Freilich mag meine Beharrlichkeit diese Entwicklung vorbereitet haben," schreibt Schiller an Goethe. — Er hat den Anfang einer Arbeit als „das schwerste und leerste" empfunden, so daß er versucht war, „damit gar nicht zu beginnen," und wie wahr ist das! Mich überkamen aber oft die traurigsten Stimmungen bei ihrem Ende. Mein Denk- oder Phantasieprodukt kam mir dann vor wie ein armer Maulwurf oben im Tageslicht, wo er sich mühevoll hinaufgearbeitet hat, und nun blind und einfältig dasteht ohne zu wissen, wie er sich helfen noch bewegen soll, noch wozu er gekommen ist. Drunten in seinen unterirdischen Gängen war er vielleicht kein so übles Tier, da hätte er lieber bleiben sollen! — Doch „nach einem langen Weg ist man immer müde," hat auch wieder zu unserem Troste ein Goethe gesagt. Und in meinen schwersten Stunden war mir das herrliche Buch des Briefwechsels unserer Geistesheroen eine Bibel, aus der ich Mut, Kraft und Tröstung schöpfte.

Dabei blieb mir aber bis auf den heutigen Tag die gleich frische Empfindung der beglückenden inneren Vorgänge meines Berufes: beim Werden der Idee die „gewisse musikalische Gemütsstimmung" — bei der Arbeit das Siegesgefühl der überwundenen Schwierigkeiten, die Freuden der schaffenden Phantasie, dieses anderen mächtigen Lebens innerhalb unseres gewöhnlichen Lebens, — die Himmelsblicke aus der Welt des eigenen Ich hinauf in eine wunderbare lichte Welt, — die tiefe Freude der gefundenen Gedanken. Es kam dazu die Liebe zu den selbstgebildeten Gestalten, — und das höchste Gut: gespendete und empfangene Menschenliebe!

So, meine Liebe, bin ich zur Schriftstellerin geworden, und mein Lebensideal hat sich erfüllt. Und „wenn ich die zusammentreffenden Umstände bedenke, wodurch dies beinahe Unmögliche auf einem ganz natürlichen Wege noch endlich wirklich wurde, so möchte man beinahe abergläubisch werden," sagt Goethe und verleiht damit meinem eigenen Erstaunen Worte. Nur möchte ich hinzufügen, daß, wenn wir auch hierin Gottes Wille und Fügung erkennen, der Aberglaube wegfällt, und das Wunder sich erklärt.

Die Freundin schwieg. Ruhig gefaltet lagen ihre Hände auf ihrem Schoß; die tiefe Sinnigkeit ihres Gesichtes war verklärt durch Jugendwärme, der Blick weilte noch in der Vergangenheit. — Das Ticken der alten Uhr und das leise Knistern des niedergebrannten Feuers waren vernehmbar in der Stille. Draußen hatte der Wind sich gelegt, und statt des roten Scheins des herbstlichen Abendhimmels schien jetzt der klare Mond herein und legte seinen Glanz auf der Freundin Silberhaar.

„Ideale sterben nicht," tönte es aber in mir wie Hoffnungsmelodie. —

Carola Blacker.

Verlorenes Glück.

Der Abend naht; die grauen Nebel steigen;
Es schließt die Welt die müden Augen zu.
Nur Du, mein Herz, willst nimmer ruh'n und schweigen,
Rastlosen Schlags webst neue Träume Du.

Du läßt nicht mehr, was einmal Du umschlossen;
Nach altem Glück Dein Sehnen suchen geht.
Und immer neu ersteh'n der Hoffnung Sprossen,
So viele auch der Täuschung Sturm verweht.

O besser ist's, Du hast es nie besessen,
Das Glück, deß flücht'ge Gunst Du nur gewannst,
Auf daß in ew'gem Ringen nach Vergessen
Du fühlst, daß nimmer Du's vergessen kannst.

Konrad Nies.

Aus dem Leben für das Leben.

Von O. v. L.

Ein Schaffender, der in sich „brennenden Ehrgeiz" hegt, darf sich nicht wundern, wenn seine Begabung zu Asche wird. In ehrlichem Ringen, mit offenem Auge für seine Fehler sich selbst genugzuthun: das allein kräftigt unser Können und gewinnt uns zuletzt auch den Beifall der Urteilsfähigen.

Digitized by Google

Wenn alle Männer und Weiber unserer Zeit so wären, wie sie in den Werken verschiedener nordischer Roman- und Schauspielschreiber geschildert sind, dann könnten nur eine allgemeine Pest und eine Neuschöpfung des Menschengeschlechts die Verhältnisse bessern. Aber wir können uns mit der Thatsache trösten, daß diese Jämmerlinge von Mannsbildern und diese verrückten Frauenzimmer künstliche Schöpfungen — nicht Kunstschöpfungen — sind, die für die Wirklichkeit nichts bedeuten und nur jenen wenigen Tausenden gefallen, die selber in sich die gesunde Geist-Natur in Grund und Boden verdorben haben.

*

Alles Nachahmen in Kunst, Denken und Leben bezeugt den Mangel an schöpferischem Eigenwesen. Da mit wenigen Ausnahmen die litterarische Jugend dem Fremden nachrennt, so kann aus ihr kein Werk hervorgehen, das eine wahrhafte Förderung der Poesie darstellt. Nur dort, wo volksgemäßes Empfinden sich verkörpert hat und zu verkörpern beginnt, dort allein sind die Keime des Werdenden vorhanden. Alles andere wird verschwinden wie Spreu im Winde.

*

Wer bei jeder ernsteren Aufgabe, vor die er sich gestellt sieht, sagt: „Ich kann nicht," wird mit der Zeit wirklich nicht mehr können. Wer aber sagt: „Ich will und muß," dessen Kraftkeim wird sich entfalten, wachsen und die Früchte edler Thaten tragen.

*

Weisheitlehren, die nur Dein Gedächtnis festhält, nützen Dir gar nichts. Wahrheit erlebend, lernst Du sie gebrauchen.

*

Vor etwa zwanzig Jahren begann der Ausspruch des Buddhismus: „Das bist Du!" in Zeitungen und Gesprächen aufzutauchen. Ein Schriftsteller verfaßte einen Roman unter diesem Titel; eine Schriftstellerin zerdröselte die Weisheit zu langen, dünnen Fäden und nähte damit den Stoff von Novellen und Romanen aus; junge Lyriker verfaßten Gedichte über das Wort, und andere schrieben Aufsätze und Betrachtungen darüber. Ebenso beginnen jetzt die Worte aus der Rüstkammer des dichtenden Denkers Nietzsche „verwendet" zu werden, und zwar besonders „Übermensch," „Knechts- und Herrnmoral." Schon habe ich sie in Novellen weiblicher Vielschreiber entdeckt. Das bedeutet stets den Gipfel der Volkstümlichkeit. Es ist doch gut, daß hier und da solche Wortmünzen auf den Markt des Lebens geworfen werden. In ihrem Besitz dünkt sich auch die Geistesarmut reich.

*

Ein herrschsüchtiges Weib kann niemals dauernd glücklich werden. Denn der tiefste Drang des weiblichen Wesens bleibt ungestillt: der Wunsch, einem Stärkeren zu dienen aus Liebe.

*

Wenn uns das wirkliche Leben ganz genügte, flüchteten wir nicht zur Kunst. Daher kann die Kunst sich auch nicht lange auf Wiedergabe des Wirklichen beschränken, sonst fallen die Menschen von ihr ab. Das ist's auch, was ihr stets von neuem idealistischen Inhalt giebt, das heißt: einen Bestandteil, der sich nicht mit Worten und Tönen, Formen und Farben erschöpfend wiedergeben läßt, und vom Schaffenden als Empfindung auf den fühlenden Genießer übergeht. Dieses Namenlose des Kunstwerks läßt sich überhaupt nicht fassen, da es in der Wechselwirkung zwischen ihm und dem Genießenden erst hervorbricht und von dem Eigenwesen des zweiten bedingt ist. Der Künstler selbst weiß niemals, wie viele wortlose Sprachen sein Werk reden wird.

*

Bei jedem Menschen giebt es Stunden, ja Tage, wo seine Gedanken und Empfindungen in Unordnung sind. Während sonst jedes von außen erregte neue Gefühl, jede neue Vorstellung sofort die Gruppe ihrer Verwandten finden und sich ihnen anschließen, irren sie dann gleichsam ohne Heim in uns umher und mehren die Verwirrung. In solchen Zeiten gilt es vor allem, sich von dem Gefühl der Unruhe nicht überwältigen zu lassen. Hast Du dann eine Entscheidung nötig, dann überhaste sie nicht; greife nicht gewaltsam zur That, denn sie wird zersplittert sein, wie ihre inneren Beweggründe es sind. Oft kann eine Stunde alles wieder in Ordnung bringen, wenn Du nur zunächst genug Kraft besitzest, Dich zur äußeren Ruhe zu zwingen. Vermeide jede heftige, fahrige Bewegung, sprich ruhig und langsam, atme tief und regelmäßig. Du bändigst so zuerst nur den Pulsschlag, aber diese Beherrschung des Äußeren erleichtert Dir in ungeahnter Weise die Beruhigung des Inneren.

*

Es ist herrlich, wenn man mit Aufbietung seines ganzen Wollens und Könnens arbeiten darf für einen edlen Zweck. Aber in den Kelch dieser Freude, einer der höchsten und reinsten, fällt gar oft als bitterer Tropfen die Vorstellung, daß wir auch eine solche Arbeit auf den Markt bringen müssen, um sie zu verkaufen. Diese Vorstellung bricht oft auch dem kräftigen Geiste die Flügel.

*

In dem Augenblicke, wo sich in das Herz eines Wahrheitskündigers die Eitelkeit eingeschlichen hat, wird er zum Verräter an seinem Gotte — und ist bald sich selber Götze.

Vermischte Anzeigen.

Ein Werk von gediegenem Werte ist Franz Lechleitners Kulturroman **Der Schreiber von Konstanz**, eine Rheinseegeschichte aus den Tagen des Minnesangs. (Wolfenbüttel 1892, J. Zwißler. 442 S.)

Die Handlung ist einfach, durchsichtig, aber dennoch interessant und lebhaft bewegt. Der historische Hintergrund, das Sinken der Staufenherrlichkeit, der Streit zwischen Welfen und Waiblingern, verleiht dem Gemälde eine größere Wucht in der Wirkung. Wie weit die handelnden Personen, abgesehen von Hartmann von der Aue, historisch sind, vermag ich nicht zu beurteilen. Heinzelin von Konstanz lebte ein Menschenalter später. Sein Wesen mag wohl im Schreiber von Konstanz und in dem fahrenden Schüler Klein-Heinzelin zum Ausdruck kommen. Die meisten der eingestreuten Lieder sind in der Form verwildert. Die Sprache des Romans ist klangvoll, überaus bilderreich, hochpoetisch. Die allerdings zahlreichen Pleonasmen, die aus dem Bestreben hervorgegangen sind, möglichst die lokale um jener Zeit eigentümliche

Digitized by Google

Farbe zu treffen, diese vielen veralteten Formen wirken für den Anfang befremdend auf unser Ohr. Ohne Frage aber überwiegen die Schönheiten, dieser kräftige Schwung, die Plastik der Sprache den gerügten Mangel bei weitem. Die lyrischen Momente sind mit entzückender Zartheit wiedergegeben. Das ganze Werk klingt und weht von Maienlust und Sangesfreude. Es ist eine farbenprächtige Apotheose auf den unverkümmerten unschuldigen Lebensgenuß, eine frühlings- und weinduftige Antwort auf das Taedium vitae, den Lebensekel. Das Herz muß einem aufgehen bei all diesem sonnigen Glück, dieser Maien-, Minne- und Wanderlust. Freilich drängen sich auch bittere Thränen dazwischen; aber sie vergrämen das Herz nicht. Allen Freunden einer gemütreichen, wirklich poesievollen Lektüre sei dieses Buch aufs angelegentlichste empfohlen.

M. W.

Vermischtes.

Über die Pensionsanstalt Deutscher Journalisten und Schriftsteller, die im Juli d. J. in München begründet werden soll, giebt die im Auftrage des vorbereitenden Ausschusses von L. Viereck verfaßte Denkschrift, die uns jetzt im Drucke vorliegt, nähere Aufschlüsse. Das Vermögen der Anstalt soll namentlich aus drei Einnahmequellen gespeist werden: Mitgliederbeiträgen, Zuschüssen der Verleger und außerordentlichen Einnahmen aus Festen, Vorträgen, Bazaren, Lotterien u. dergl. Die Mitglieder haben auf diese Weise durch sehr niedrig bemessene Monatsbeiträge, die sich auf 2, 50 Mk., 5 Mk. oder 10 Mk. nach den 3 Beitragsklassen beziffern, nur einen geringen Teil des Kapitals aufzubringen, der für die angestrebten Versicherungszwecke benötigt wird, während der Löwenanteil auf andere Weise zusammenkommt. Zu diesem Zwecke sind von einzelnen Verlegern bereits sehr nahmhafte Zuschüsse zugesichert — ein größerer Berliner Verleger zeichnete z. B. allein 10 000 Mk.! — während durch die Erfahrungen, die z. B. von der Bühnengenossenschaft und den bestehenden Lokalvereinen Deutscher Publizisten gemacht wurden, feststeht, daß ohne besondere Schwierigkeiten durch Veranstaltungen der verschiedensten Art alljährlich Hunderttausende aufgebracht werden können. So wird es möglich werden, jedem Mitgliede der Anstalt vom vollendeten 60. Lebensjahre an, ein Ruhegehalt zu gewähren, dessen Höhe einmal durch die eigenen Einzahlungen des Betreffenden, sodann aber durch die verfügbaren Mittel aus den übrigen Anstalts-Fonds bestimmt wird, und sich nach den bei der Bühnengenossenschaft gemachten Erfahrungen, die unter ziemlich ungünstigen Verhältnissen in 20 Jahren für rund 3000 Mitglieder gegen 6 Millionen Kapital anzusammeln vermochte, sicher schon in absehbarer Zeit auf einen auskömmlichen Betrag bemessen lassen wird. Das Ruhegehalt wird aber nicht nur den Veteranen, sondern auch den Invaliden gewährt, d. h. denjenigen Mitgliedern, die vor erreichtem 60. Lebensjahre unfähig wurden, ihren standesgemäßen Unterhalt zu erwerben, und ist außerdem ein besonderer Ruhegehaltszuschuß- und Unterstützungs-Fonds vorgesehen, um in Fällen, wo die satzungsgemäße Rente zu niedrig ausfallen würde, oder sonst ein Mitglied in Not gerät, hilfreich eingreifen zu können, und zwar, wie die Denkschrift hervorhebt, unter Verschweigung des Namens des auf diese Weise Unterstützten. Mit der Pensionskasse wird außerdem eine Sterbekasse verbunden und eine weitere Fürsorge für die Hinterbliebenen der nächsten Zukunft vorbehalten. Die Grundlagen zum ganzen Statut sind dabei nicht etwa ein Phantasiegebäude, sondern sie beruhen durchweg auf versicherungstechnischer Grundlage, zu der sowohl die Gutachten sehr namhafter Fachmänner als auch ganz besonders alle Erfahrungen herangezogen wurden, die mit ähnlichen Anstalten schon gemacht wurden. Ein der Denkschrift beigefügtes ausführliches Gutachten des bekannten Leipziger Versicherungstechnikers Dr. Wolf bezeichnet daher die Vorlage als „vorzüglich geeignet, die Grundlage für eine lebenskräftige Renten- und Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller zu bilden" — ein Urteil, das jeder unterschreiben wird, der die äußerst nüchtern gehaltene Denkschrift vorurteilsfrei geprüft hat. Es würde zu weit führen, auf die Einzelheiten des Entwurfes einzugehen. Wir erwähnen nur, daß die Organisation nicht nur das ganze Deutsche Reich, sondern auch Österreich, die Schweiz und alle sonst im Auslande lebenden deutschen Schriftsteller und Journalisten umfassen soll, und verweisen im übrigen auf die Denkschrift selbst, die vom Vorsitzenden des Ausschusses (L. Viereck, Herausgeber der „Wörishofer Blätter" in München) auf Wunsch jedem Interessenten kostenfrei zugesandt wird.

Briefkasten.

Gänseblümchen. Sie haben ein warmes Herz, aber das allein genügt nicht, wenn man künstlerisch schaffen will. Freuen Sie sich lieber an fremden Schöpfungen echter Kunst und Dichtung, das bereichert viel mehr als die Tändelei mit eigenen, unzureichenden Arbeiten. — Frl. M. W. in G. „Die Lotosblume" ist leider 70 Jahre zu spät geschrieben. Zu sehr verklungene Romantik. — Herrn A. Pf. in D. Ich kann Ihnen keinen andern Rat geben, als Ihre Begabung zu vernachlässigen, d. h. nie mehr zu dichten. — Herrn J. v. R. in Gr. „Zur Genealogie der Moral." Den Preis kann ich Ihnen nicht angeben. — Frl. H M. in N. Einfach: Groß-Lichterfelde bei Berlin, Postamt III. Behalten Sie aber Abschriften, denn Gedichte werden nicht zurückgeschickt. — Fr. San.-R. L. in B. Das Buch ist mir unbekannt. Man ist nicht imstande, alles zu lesen. — Rettungslos unbegabt: Die Frauen M. H. in H.; Käuzchen; A. Sp. in Br.; Clara; Else F; — die Herren P. F. in O. und C. R. in K.

Die neue Adresse des Leiters der D. Rom.-Ztg. lautet:
Otto von Leixner
Groß-Lichterfelde bei Berlin. Postamt III.

Inhalt der Nr. 30.

Die beiden Rittmeister. Historischer Roman von Wussow Graf von Bredow. — Auf der großen Landstraße. Roman von H. Schobert. Forts. — **Beiblatt:** Frühlings-Symphonie. — In Beaume les Dames. Von einem Stabsoffizier. I. — Am Meer. Von Margarethe Kramme. — Aus den Erinnerungen einer alten Schriftstellerin. Von Carola Blacker. Schluß. — Verlorenes Glück. Von Konrad Nies. — Aus dem Leben für das Leben. Von O. v. L. — Vermischte Anzeigen. — Vermischtes. — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 31.

Die beiden Rittmeister.

Historischer Roman

von

Wusso Graf von Bredow.

(Fortsetzung.)

„Es ist in der That so, wie Herr von Kerkow behauptet," nahm der Angeredete das Wort, „mit besonderer Billigung unseres Durchlauchtigsten Herrn Kurfürsten ergreifen wir die Waffen, um dem Feinde den Übergang über den Fluß zu wehren."

„Hört Ihr es?" triumphierte der Rittmeister.

„Wir sind überzeugt und wollen den Herren dort nicht nachstehen," begann Hans von Rochow leuchtenden Auges. „Ihr, Herr Rittmeister, sollt uns führen und das Zeichen zum Angriff geben. Wie die Herren dem Feinde den Übergang über die Elbe wehren wollen, so werden wir ihm den Durchzug durch das Luch streitig machen. Um der Sache und um unserer selbst willen, Herr Rittmeister, müssen wir aber darauf Bedacht nehmen, jede Möglichkeit auszuschließen, daß unser gutes Werk durch Verrat vereitelt werden könnte. Verzeiht, Herr Rittmeister, wenn ich hier im Namen der Versammelten und zum besten des Vaterlandes Worte spreche, die Euch vielleicht verletzen werden. Der Rittmeister Steenbock ist zwar Euer Freund, sein Sohn sogar der Verlobte Eurer Tochter, allein — —"

„Kein Wort von ihm!" brauste Hans Achim auf, „das ist einmal gewesen. Die Verlobung mit meiner Tochter habe ich aufgehoben, und der Alte ist mein Freund nicht mehr. Ich hatte ihre Gefühle für mich und ihre Anhänglichkeit an unser brandenburgisches Vaterland überschätzt, als ich Euch sagte, die Steenbocks halten fest zu uns wie das Heft zur Klinge. Ich gestehe es jetzt, ich habe mich schmerzlich getäuscht, sie sind nicht besser als alle die andern, die mit demütig gekrümmten Rücken warten, daß unser Allergnädigster Herr Kurfürst sie aus den Drangsalen rettet, selber aber keinen Finger bewegen mögen."

„Ihr habt Euch mit den Steenbocks erzürnt? Die Verlobung ist aufgehoben?" klang es im Tone höchster Verwunderung von allen Seiten.

„Gewiß!" bekräftigte der Rittmeister mit zorngerötetem Gesicht. „Doch laßt uns von etwas anderem reden, schon zu lange haben wir bei diesem Gegenstand verweilt."

„Verzeiht, edler Herr, wenn ich Eure Geduld noch länger mißbrauche," begann Hans von Rochow wieder, dem erzürnten Rittmeister fest ins Auge blickend. „Ihr habt Euch allerdings in den Steenbocks getäuscht, ich fürchte aber, Ihr täuscht Euch noch immer in ihnen. Werdet nicht ungeduldig, Herr von Kerkow, bedenkt, daß es sich nicht nur um unser und unserer Familien Leben, sondern um des Vaterlandes Wohl handelt. Alle, die wir hier versammelt sind, wissen, daß Axel Steenbock stolz darauf ist, Schwede zu sein, daß er mit Vorliebe schwedisches Wesen herauskehrt und bei jeder Gelegenheit seine alte Uniform trägt. Er ist um so gefährlicher —"

„Halt, Herr Hans von Rochow," fuhr der Rittmeister auf, der seinen Zwist mit dem alten Freunde sofort zu vergessen pflegte, sobald ein anderer ihn angriff. „Halt, Herr, Ihr wollt doch nicht etwa behaupten, der Rittmeister Steenbock könne ein Verräter sein? Nein, mag er eigensinnig, mattherzig und gleichgiltig gegen Freund und Vaterland sein, aber einer so schändlichen Gesinnung, wie Ihr sie andeutet, ist er nicht fähig. Bedenkt, Ihr Herren, daß wir alte Kameraden sind und daß mich mit beleidigt, wer ihn kränkt. Bedenkt, daß selbst der Landrat den Heinrich Steenbock zu seinen Beratungen zuzieht. Hütet Euch, eines Mannes Ehre anzutasten, so lange Ihr die Schuld ihm nicht beweisen könnt."

„Geduld, Geduld, Herr Rittmeister, wir wollen Euch nicht beleidigen, aber wir wollen uns doch sichern, bevor wir Euch in ein so gewagtes Unternehmen folgen. Der Verdacht liegt übrigens nahe. Ist es Euch etwa nicht bekannt, daß der Rittmeister Steenbock allen Nachbarn und Bekannten empfiehlt, den Feinden freundlich und zuvorkommend zu begegnen, indem er die Manneszucht und das gute

Digitized by Google

Regiment der Schweden rühmt. Ja, sogar seine Fürsprache bei den feindlichen Heerführern hat er angeboten. Das könnte er nicht thun, wenn er seines Einflusses dort nicht sicher wäre. Auch der Moses, der Handelsjude, führt verdächtige Reden. Er erzählt den Leuten viel von der Macht der Schweden, daß sie nun wohl bald die Herren im Lande seien, und daß der Steenbock dann gewiß eine große Rolle spielen würde. Ich fürchte, das ist kein leeres Hirngespinnst des Juden, denn etliche von den flüchtigen Bauern haben ihn im schwedischen Lager umherschleichen gesehen. Wer weiß, ob er nicht zwischen jenen und dem Steenbock den Vermittler spielt. Daß der Sohn aber mit dem Briest berät, ist kein Beweis für die Zuverlässigkeit des Vaters, zumal der Landrat selber uns nicht nur mit leeren Ausflüchten hinhält, sondern uns sogar alle möglichen Schwierigkeiten bereitet, so daß wir jetzt selbst unsere Versammlungen vor ihm geheim halten müssen —"

„Das sind thörichte Verdächtigungen!" eiferte Hans Achim dagegen. „Axel Steenbock ist nur ein Träumer, der die Zeiten seines großen Königs nicht vergessen kann, und der recht bald enttäuscht sein wird, wenn er seine Landsleute von damals mit denen von heute vergleichen kann. Er zweifelt jetzt noch an unserer Fähigkeit zum Widerstande. An Euch ist es, ihn eines Besseren zu belehren. Was den alten Briest anbelangt, so ist derselbe ein braver Mann, wenngleich unentschlossen und ängstlich, wie so viele. Es würde unrecht sein, ihn zu verdächtigen. Über das Geschwätz des Juden aber verliere ich kein Wort. Es muß Euch genügen, wenn ich für die Steenbocks bürge. Überzeuge ich mich von ihrer Untreue, so seid versichert, daß ich sie selber unschädlich machen werde, bevor sie uns in den Weg zu treten vermögen."

Die Rede des alten Rittmeisters verfehlte ihren Eindruck auf die Zuhörer nicht.

„Wir nehmen Eure Bürgschaft an, edler Herr!" tönte es von aller Lippen. „Ihr müßt die Steenbocks besser kennen, denn wir. Ihretwegen soll keine Zwietracht zwischen uns entstehen, und gern sind wir bereit, Euch zu folgen, wenn Ihr für sie einsteht."

Der Rittmeister entwickelte nunmehr seinen Feldzugsplan, nach welchem die Bundesgenossen jenseits der Elbe den Fluß überschreiten und sich in den großen Moorflächen, durch welche der Feind seinen Marsch nehmen mußte, mit den Verschworenen und denjenigen, welche sich ihnen unzweifelhaft im letzten Augenblick anschließen würden, vereinigen sollten, um auf den schmalen Dämmen die nichtsahnenden Schweden zu überfallen und in den Sumpf zu drängen. Aber schon hier erhielt die Einigkeit unter den Genossen einen gewaltigen Stoß, als Herr von Uchtenhagen zur allgemeinen Enttäuschung rundweg erklärte, daß seine Verbündeten jenseits der Elbe keineswegs gesonnen seien, ihre vortreffliche Verteidigungsstellung hinter dem Flusse aufzugeben, um sich in ein, bei der augenscheinlich so geringen Anzahl der Beteiligten, gefahrvolles und zweifelhaftes Unternehmen zu stürzen. Vergeblich suchte der Rittmeister, der seinen Zorn über das Mißlingen seines Lieblingsplanes nur schwer zu bemeistern vermochte, Herrn von Uchtenhagen umzustimmen. Nach langem Hin- und Herreden, wobei es an heftigen Auseinandersetzungen nicht fehlte, kam man dahin überein, daß die Verschworenen, um keinen Verdacht bei Freund und Feind zu erwecken, sich möglichst ruhig verhalten sollten, bis die Schweden ganz nahe gerückt seien, daß dann aber ein jeder von ihnen auf ein von dem Rittmeister gegebenes Zeichen die Einwohner der nächsten Dörfer, falls sie sich nicht gutwillig anschlössen, samt ihrem Vieh vor sich her in die sumpfige Landschaft zwischen Kremmen und Rathenow zu treiben habe. Hier glaubte man dem Feinde bis zur allgemeinen Erhebung des Landes nicht nur den Durchzug verwehren zu können, sondern ihm auch das Fouragieren unmöglich zu machen.

Als Hans Achim die Versammlung geschlossen und die letzten Reiter sich von dem Hofe des kleinen Weilers entfernt hatten, stieg von dem Boden der Hütte eine vor Frost und Angst zitternde Gestalt herab. Es war der Jude Moses, der von hier aus die Verhandlungen belauscht hatte, nachdem in seinem Planwagen Rock und Stiefel von ihm so geschickt zusammengelegt worden waren, daß sie bei oberflächlicher Betrachtung sehr wohl den Anschein eines schlafenden Mannes gewährten.

* * *

Näher und näher rückten die schwedischen Vorposten. Die geängstigten Landleute verbargen entweder ihre wertvollste Habe und erwarteten, in ihr Schicksal ergeben, was die Zukunft ihnen bringen würde, oder aber sie schlossen sich, wenn sie nichts weiter als ihr Leben zu verlieren hatten, der Schar der vor den Schweden Flüchtenden an. Die benachbarten Grundbesitzer suchten einander auf, besprachen die zu treffenden Maßregeln und flößten sich gegenseitig Trost und Hoffnung ein. Nur die beiden Rittmeister in Brand und Lietzow vermieden einander mit der größten Sorgfalt.

Axel Steenbock war am Tage nach seinem Zerwürfnis mit Kerkow zu dem Landrat von Briest gefahren, um demselben mit der Überbringnng einer Herausforderung an Hans Achim zu betrauen. Dieses Ersuchen hatte der Landrat kurz und bündig abgelehnt.

Der Feind rücke heran, das Volk sei kopflos in seiner Angst, daher habe er Wichtigeres zu thun, als sich in die Ehrenhändel einzelner Edelleute zu mischen. In einer Zeit, wo die größte Einigkeit not thue, sei es schlimm genug, wenn im Laude nicht einmal zwei alte Nachbarn Frieden halten könnten.

Hatte diese Zurückweisung Axel Steenbock, der augenblicklich seine Feindschaft mit Herrn von Kerkow für wichtiger hielt, als den ganzen schwedischen Überfall, verblüfft, so kränkte ihn der kühle Dank noch empfindlicher, mit welchem der Landrat des Rittmeisters Vermittelung zwischen der brandenburgischen Regierung und den schwedischen Heerführern ablehnte.

Da Steenbock sehr wohl wußte, daß Briest mit benachbarten Edelleuten in seinem Hause zu beraten

Digitized by Google

pflegte, er aber, wie er glaubte, allein zu den Versammlungen nicht hinzugezogen worden war, so argwöhnte er, daß man ihm in der That nicht traue, wie Hans Achim dies auch offen ausgesprochen hatte. — Daher verließ er in höchstem Zorn über die Kränkung das Haus des Landrats und suchte mit seinem Anliegen die nächsten Nachbarn auf.

Zwar waren es dieselben, welche Herr von Briest ihm vorgezogen hatte, aber Axel stand allein, er konnte sich an niemand weiter wenden. Und merkwürdig, von allen wurde er in gleicher Weise, wie von dem Landrat, mit seinem Anliegen abgewiesen. Den Grund dieser Ablehnung erklärte sich der argwöhnische Rittmeister aber nicht daraus, daß ein jeder mit sich, seiner Familie und der Gesamtheit zu viel zu schaffen hatte, um sich mit den kleinlichen Zänkereien einzelner zu beschäftigen, er suchte den Grund dafür vielmehr in einem geplanten, gehässigen Vorgehen gegen ihn, den Landesfremden. Der Glaube, daß man ihm mißtraue, schlug feste Wurzeln in seinem Herzen, und erfüllte ihn umsomehr mit Bitterkeit, als er sich dieses Mißtrauen nicht erklären konnte. Er war stets mit seiner Ansicht offen aufgetreten und hatte sich dabei, wie er meinte, zur Partei des Landrats bekannt. Jetzt stieß ihn diese Partei ohne jeden ersichtlichen Grund zurück. Er konnte sich das Benehmen der Herren nicht erklären, es sei denn, daß Kerkow mit seiner Behauptung recht hatte, und der Landrat mit seinem Anhange in der That selber auf Widerstand gegen die schwedische Macht sann. Nun fühlte sich Axel plötzlich verlassen und einsam in einem Lande, das er wirklich im Laufe der Jahre lieb gewonnen hatte. Unter diesen Umständen schlug sein Herz seinen alten Landsleuten umsomehr entgegen, weil er von ihnen Beistand zur Wiederherstellung seiner verletzten Ehre erhoffte, nachdem seine nächsten Freunde und Nachbarn ihm denselben versagt hatten.

Indessen saß Hans Achim meist in seiner Stube, vergrub das Antlitz in den Händen und brütete dumpf über seinen Plänen. Frau und Tochter sah er nicht an. Das Klagen hatte er ihnen verboten, aber den reichlich fließenden Thränen konnte er nicht wehren. Frau Annaliese war über das so jäh hereingebrochene Zerwürfnis mit ihrem langjährigen Freunde und Nachbarn tief bekümmert, und Gretchen verging fast vor Schmerz über den Verlust des Geliebten. — Das arme Mädchen hörte weder auf den Trost der Mutter, welche aus Erfahrung wußte, daß der Zorn ihres Ehegatten nie von langer Dauer war, noch glaubte sie den Versicherungen des redlichen, aber rauhen Wernicke, der sich vermaß, mit Gottes Hilfe alles wieder ins Reine zu bringen.

Am meisten aber litt Hans Achim selber unter diesen Zuständen. Dazu kam noch, daß ihn allmählich die in der Versammlung auf dem Moore übernommenen Verpflichtungen, so weit sie die Bürgschaft für die Steenbocks anbelangten, bitter zu gereuen anfingen. Wenngleich er im Herzen auch jeden Gedanken an eine Verräterei der letzteren von sich wies, so empfand er doch, daß sein unüberlegt gegebenes Wort leicht Veranlassung zu neuen und ernsten Zwistigkeiten mit dem einstigen Freunde und Kameraden werden konnte.

Natürlich mußte er diesen Kummer in sich verschließen und, um seine Besorgnis nicht zu verraten, blieb er seinen Bekannten möglichst fern. Da er den Verkehr mit seinem alten Genossen in Freud und Leid, dem er sich stets offen auszusprechen pflegte, schmerzlich vermißte, so kam es, daß sich Hans Achim in Brand gerade wie Axel Steenbock in Lietzow, für den verlassensten und einsamsten Menschen auf der ganzen weiten Gotteswelt hielt. Selbst seine gewohnten Spazierritte gewährten ihm keine Zerstreuung mehr. Sie waren sehr beschränkt worden, denn er ritt jetzt nur noch nach solchen Gegenden, wo er das verhaßte Lietzow nicht zu Gesicht bekam. Gretchen verkürzte ihm auch nicht mehr die Zeit, da sie ihm ihre Begleitung nicht anbot, und er sie nicht wie früher aufforderte, mit ihm zu reiten. — Sie sowohl, wie auch Frau Annaliese gaben ihm durch ihre stummen Klagen und Vorwürfe nur Veranlassung zu neuem Ärgernis, denn es war ihm ganz unbegreiflich, daß sie nicht so wie er selber dachten und fühlten, vielmehr ihre persönlichen Wünsche und Neigungen dem Wohle des Vaterlandes vorzogen.

In dieser traurigen Lage suchte der Rittmeister sich durch Grübeln über neue Pläne zu zerstreuen, wie er mit dem durch Güte oder Gewalt zusammengerafften Haufen von Landvolk das Vordringen des Feindes verhindern und ihm möglichst Abbruch thun könnte.

Rittmeister Steenbock dagegen erkundigte sich jeden Tag danach, wie weit die schwedischen Truppen vorgerückt seien, tadelte die Flüchtigen ob ihrer Feigheit und schalt diejenigen als ganz infame Lügner, welche ihm Ungünstiges über das Treiben der feindlichen Soldaten berichteten, sodaß bald niemand mehr dem reizbaren alten Herrn gegenüber, ein Wort des Tadels über das schwedische Heer zu äußern wagte. Mit vieler Befriedigung stellte Axel Steenbock nun die Thatsache fest, daß die Leute endlich von ihren thörichten Einbildungen zurückgekommen seien. — Heinrich und Gulden Braal allein waren kühn genug, ihre Zweifel an der Unschuld schwedischer Dragoner auszusprechen, was dann regelmäßig heftige Erörterungen der so grundverschiedenen Ansichten zu veranlassen pflegte. Im heftigsten Unmute ergriff der alte Rittmeister bei solchen Gelegenheiten seinen Krückstock, um durch einen weiten Spaziergang seine üble Laune zu vertreiben.

Nach einem besonders heftigen Auftritt, der durch Guldens Sorge um den Weinkeller hervorgerufen war, und im Verlaufe dessen der Wachtmeister sogar anzudeuten gewagt hatte, es sei doch besser, die vorzüglichsten Jahrgänge an einer abgelegenen Stelle zu vergraben, als sich so ganz und gar auf die Mäßigkeit der lieben blauen und gelben Jungen, wie der Rittmeister die Dragoner nannte, zu verlassen, stampfte Axel in grimmigem Zorn die verschneite Landstraße entlang. Er war schon ungewöhnlich weit gegangen, aber das durch den außerordentlichen Vorfall mehr denn je erhitzte Blut wollte sich noch immer nicht abkühlen. — Plötzlich sah er eine lange, schwarze

Digitized by Google

Gestalt auf sich zukommen, deren eigentümliche Kleidung den Juden bereits von weitem erkennen ließ.

„Das ist ja der Jude, der an dem Streit mit Hans Achim schuld ist," murmelte Steenbock unwillig. „Beinahe hatte ich schon den Ärger vergessen, und nun muß mir der Anblick dieses Kerls das Blut wieder von neuem durch die Adern treiben."

Mit abgewandtem Gesicht wollte er an dem Manne vorübergehen, als Moses ihm, zu seinem Erstaunen, mit der Mütze in der Hand, in demütiger Haltung den Weg vertrat.

Der Rittmeister erhob drohend den Krückstock zum Schlagen empor, aber der Jude wich nicht von der Stelle.

„Bist Du nicht der niederträchtige Schuft, der in Brand durch seine schändlichen Verleumdungen ein ehrbares Volk beschimpft und zwei Freunde zu Feinden gemacht hat? Geh mir aus dem Wege oder gestehe, daß alles, was Du an dem Abend gesprochen hast, nichtswürdige Lügen waren."

Der Jude trat vor dem drohend erhobenen Stock einen Schritt zurück, aber er behielt dabei den zürnenden Rittmeister fest im Auge.

„Was sollte ich thun?" fragte er dreist. „Würde mich doch der Herr Rittmeister von Kerkow aus dem Fenster geworfen haben, wie er drohte, so ich nicht nach seinem Willen gesprochen hätte. Schlagt nur zu, Herr, aber es wird Euch gereuen, wenn Ihr mich nicht angehört habt, denn Ihr werdet ohne meine Warnung ein verlorener Mann sein. Wenn Ihr mich aber nicht von Euch fortweiset und mich in Geduld ausreden laßt, so wird es zu Eurem Glück sein, und ich werde von Euch eine reiche Belohnung erhalten. Ich kann Euch auch rächen an allen Euren Feinden. Was gilt es? Der Herr Rittmeister kauft mir mein Geheimnis ab."

Axel Steenbock ließ den erhobenen Stock vor Erstaunen sinken.

„Ich soll Dir ein Geheimnis abkaufen? Nicht einen Heller gebe ich Dir, Du Schuft! Behalte Dein Geheimnis für Dich und gehe mir sofort aus dem Wege —"

Aber Moses ließ sich nicht mehr schrecken, glaubte er doch in den Augen des Rittmeisters einen Schein von Neugier bemerkt zu haben. —

Der Jude lächelte verschmitzt.

„Ich mein' es gut mit den Herren Schweden," begann er in vertraulichem Tone, „es sind Leute, die leben und leben lassen. Ich werde daher dem Herrn Rittmeister mein Geheimnis zuvor mitteilen, und Ihr mögt nachher selber den Preis dafür bestimmen. Wir werden schließlich beide so am besten fahren. Falls es der Herr Rittmeister richtig benutzt, wird er viel mehr dafür bekommen, als der Moses erhalten würde. Wenn ich dem Herrn Rittmeister einen großen Vorteil verschaffe, wird er mich nicht nur jetzt reichlich belohnen, sondern er wird es mir auch stets gedenken, sobald er hier im Lande ein mächtiger Herr sein wird, denn der Herr Rittmeister ist ein sehr freigebiger Herr, wie alle seine Landsleute."

Axel Steenbock runzelte finster die Stirn und drohender denn zuvor erhob er den Krückstock.

„Jude, Du sinnst doch nicht auf Verrat?" hub er in strengem Tone an. „Schlechter möchte es Dir dann bei mir ergehen als bei dem Herrn von Kerkow, da er Dich aus dem Fenster werfen wollte."

Moses, der kein Verständnis für die Empfindungen Steenbocks hatte, deutete dessen Unwillen zu seinem Unglück falsch.

„Im Gegenteil, mein Herr Rittmeister von Steenbock," erwiderte er in triumphierendem Tone, „ich sagte vorhin schon, daß ich Euch und der guten Sache einen Dienst erweisen will. — Ihr habt doch wohl von den geheimen Zusammenkünften einiger benachbarter Edelleute von Vermögen und Ansehen, gehört? Man spricht schon viel davon."

„Gewiß, das weiß ich, aber was soll es damit? Die Sache geht mich nichts an."

„Darum, weil der Herr Rittmeister den Verschworenen feindlich ist, erzähle ich ihm auch jetzt, was dort vorgeht, — würde mich sonst wohl hüten. Nun der Herr Rittmeister von Kerkow, die beiden Herren von Rochow, der Herr Ludwig von Quast und noch einige andere treffen sich regelmäßig in der alten Schenke im Moore, rechts vom Wege nach Rathenow. Ich bin dort auch oft eingekehrt, und da habe ich denn gehört, daß die Herren beim Anrücken der schwedischen Soldaten, Leute und Vieh aus den benachbarten Dörfern mit Güte oder Gewalt in das Moor treiben wollen, wo schon viele Waffen versteckt sind. Von dort aus gedenken sie das schwedische Heer während des Durchzuges zu überfallen."

Axel zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit dessen, was ihm Moses berichtete. Hatte doch Achim von Kerkow selber noch vor kurzem einen ähnlichen Plan entwickelt und ihn zur Mitwirkung dabei aufgefordert. Auch von den geheimen Zusammenkünften auf dem Moore hatte er in letzter Zeit viel gehört.

„Die Thoren! die Unbesonnenen! stammelte er erschrocken, „sie werden sich und andere in das Verderben stürzen. Hans Achim ist fähig, die kühnsten Pläne zur Ausführung zu bringen, selbst wenn sein Untergang dabei ihm klar vor Augen liegt. Man muß sie um jeden Preis an ihrem tollen Beginnen verhindern."

„Und Euch, Herr Rittmeister," fuhr der Jude mit hämischer Freude fort, „will man zuerst überfallen, wenn Ihr mit den Verbündeten nicht gemeinsame Sache macht. Die Ausführung dieses Vorhabens hat der Herr Rittmeister von Kerkow übernommen."

Axel Steenbock atmete tief auf. Eine so schlechte Handlung konnte er von dem alten Freunde nicht erwarten, dessen hielt er ihn nicht für fähig.

„Jude, Du lügst!" brach er im Sturm seiner Gefühle los. „Das thut Hans Achim von Kerkow nimmer."

„Ich lügen? Wozu sollte mir das nützen, Herr Rittmeister? Wißt Ihr nicht selber genug, um zu beurteilen, daß ich bisher die Wahrheit gesagt habe? Mit meinen eigenen Ohren habe ich klar und deutlich gehört, wie der Herr Rittmeister sich vermaß, über Euch herzufallen und Euch unschädlich zu machen. Dabei ist auch nichts Verwunderliches und Unmögliches. Ihr seid Schwede und deswegen den Herren

Digitized by Google

verdächtig. Außerdem habt Ihr Euch geweigert, an dem Bunde teilzunehmen. Ich weiß das alles, Herr, und mehr als Ihr denkt."

„Und was meinst Du, soll ich nun beginnen?" fragte Axel Steenbock mit einem argwöhnischen Blick.

„Das wird doch der Herr Rittmeister am besten wissen. Das schwedische Hauptquartier ist nicht weit, dort wird man dem Herrn Rittmeister nicht anzubieten wagen, womit man den armen Juden abspeisen würde, und wenn man Euch reich belohnt hat, werdet Ihr auch ermessen können, was Ihr mir verschuldet."

„Nimm gleich auf der Stelle, was Du verdienst, Du niederträchtiger Schuft!" schrie der wütende Rittmeister, indem er seinen Krückstock auf den wie versteinert dastehenden Juden niedersausen ließ. Als aber Hieb auf Hieb mit rasender Geschwindigkeit einander folgten, da erwachte Moses aus seiner Betäubung und ein Schmerz- und Wutgeheul ausstoßend, lief er die Landstraße entlang, so schnell ihn seine Beine zu tragen vermochten. Eine kleine Strecke noch verfolgte ihn der empörte Rittmeister fluchend und schimpfend, den geschwungenen Stock in der Hand. Dann aber hielt er keuchend inne, die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen einsehend.

„Es ist richtig so, wie es der niederträchtige Kerl erzählte. Der Gulden deutete schon solche Dummheiten an. Der Narr spielte sich auf, als wenn er mindestens eine Hauptperson dabei wäre. Sagte er nicht, er habe schon mit anderen zusammen Maßregeln getroffen, um den Weinkeller gegen Unberufene zu schützen? Jetzt kann ich mir es denken, da steckt der Wernicke und zuletzt Hans Achim dahinter. Bin ich denn von lauter Verrückten umgeben? Auch Heinrichs Augen glänzten verdächtig, als er mir gestern erzählte, es ginge das Gerücht umher, im Moore seien etliche Wagenladungen von Hakenbüchsen versteckt worden, und die Rochows hätten sogar ein paar Feldschlangen von der mecklenburgischen Grenze, unter allerlei Gerät verborgen, dorthin gebracht. Die Thoren! Ihr bischen schwer erworbenes Geld geben sie für ein Hirngespinnst hin. Im Grunde sind es lauter brave und edle Leute, aber überspannt und hitzköpfig. Ich muß sie auf jeden Fall retten." —

Unruhig ging Axel Steenbock einige Schritte weiter, denn der scharfe Wind pfiff durch seine Kleider und er begann empfindlich zu frösteln, aber bald blieb er wieder überlegend stehen. —

„Ich werde zu Hans Achim gehen und ihm erzählen, daß seine Pläne verraten seien . . . Nein, das geht nicht," fuhr er, energisch den Kopf schüttelnd, fort. „Sein Haus kann ich nicht wieder betreten, er würde mich gar nicht empfangen, und die anderen werden es ebenso machen. Das hieße nur Öl in das Feuer gießen. Soll ich zu Briest gehen und ihm raten, ein wachsames Auge auf die Hitzköpfe zu haben? Nein, zu Briest kann ich auch nicht mehr, nachdem er meine Bemühungen so rücksichtslos von der Hand gewiesen hat. Ich kann auch den Verdacht nicht los werden, daß er heimlich die Tollkühnen unterstützt und sich selber nur den Rücken zu decken sucht. Dem Heinrich mag ich aber ebenfalls nicht vertrauen. Der Landrat gebraucht ihn offenbar zu seinen Zwecken, und ich fürchte, daß er mit den Verschwörern mehr unter einer Decke steckt, als es mir lieb ist. Halt, ich habe es!" fuhr der Rittmeister nach einigem Nachdenken freudig auf. „Ich rette die Armen selbst wider ihren Willen. Im goldenen Löwen zu Rathenow sind heute viele Edelleute aus der Nachbarschaft versammelt. Dorthin reite ich auch und erzähle ihnen den Plan, wie ihn mir der Moses in seiner Dummheit verraten hat, dann weiß morgen das ganze Land die Geschichte, und Hans Achim muß seine Narrheiten aufgeben, er mag wollen oder nicht. Mögen sie hernach über mich herfallen, wie sie gedroht haben. Ich bin vorbereitet, meine Leute sind mir treu, so daß ich ihren Angriff einige Zeit aushalten kann. Inzwischen kommen die Schweden, oder der Landrat muß mir helfen." —

Fast außer Atem zu Hause angekommen, befahl Axel Gulden Braal zu dessen nicht geringem Erstaunen, sofort ihm sein Pferd satteln zu lassen, in aller Stille mit einigen verschwiegenen Leuten die Lücken der Mauer mit Holz und Steinen auszufüllen, dieselben in Verteidigungszustand zu setzen und die Thore gut zu verrammeln.

„Sie werden sich hüten und mich angreifen, wenn sie mich so vorbereitet finden," sagte er im Davonsprengen. —

* * *

Am andern Tage hatte Jürgen Wernicke schon frühzeitig seinem Herrn das Pferd satteln und vorführen müssen.

„Er will zum Hans von Rochow," brummte er unwirrsch, dem Rittmeister nachblickend. „Gewiß wieder zu einer Versammlung und dabei hat er mich nicht einmal aufgefordert, mitzureiten. Was sollen die anderen nur für einen Begriff davon bekommen. Sie werden denken, der alte Jürgen Wernicke sei abgesetzt oder eine Person von ganz untergeordneter Bedeutung, die bei der Sache keine wichtige Rolle spielt. — Bis jetzt hat mich das Dienervolk immer für den Höchstkommandierenden nach dem Herrn Rittmeister gehalten. Und das konnte ja auch nicht anders sein, nachdem ich ihnen erzählt, daß der Wachtmeister Jürgen Wernicke bei Leipzig die Schwadron aus dem Feuer geführt hatte, als sämtliche Offiziere tot oder, wie unser Rittmeister, verwundet waren. Ich kommandierte zwar nur dreißig Mann; zum Glück befand sich unter ihnen aber auch der Trompeter. Ach, wie war das schön, als der Kerl blasen mußte, wie ich befahl! Gulden Braal ist jetzt noch vor Neid fast außer sich, wenn das Gespräch darauf kommt. Ich wünschte, ich hätte nur noch einmal im Leben solches Glück wie bei Leipzig. Ich dachte immer, die Prophezeiung im Lager bei Torgau . . . Sieh, da kommt ja Gulden Braal!" unterbrach Jürgen plötzlich sein Selbstgespräch. „Wie der alte Junge winkt! Aber laß ihn nur herankommen, keinen Schritt gehe ich ihm entgegen, nachdem die Herren zu Neujahr in so unhöflicher Weise französischen Abschied genommen haben. Die wollen gewiß wieder mit uns anbinden. Aber

Digitized by Google

dieses Mal waren sie entschieden im Unrecht, darum wollen wir uns nicht wegwerfen."

Jürgen Wernicke lüftete höflich seinen Hut, aber entfernte sich nicht von der Stelle.

„Das macht Eindruck," murmelte er schmunzelnd, „unser Kamerad kommt schon näher."

In der That schritt Gulden Braal, das Vergebliche seines Winkens einsehend, auf seinen Freund zu.

„Warum so außer Atem, Wachtmeister Braal?" redete ihn Jürgen an, „was führt Dich so eilig zu uns?"

„Wachtmeister sind wir die längste Zeit gewesen, alter Bursche," entgegnete Gulden in halb scherzendem, halb ernstem Tone. „Jetzt sind wir Offizier vom Platz, Quartiermeister und sonst noch alles Mögliche. Darum kannst Du aber, wie zuvor, Du und Gulden zu mir sagen."

Wernicke lachte, bis ihm die hellen Thränen die Backen hinunterliefen.

„Sage einmal, mein Herr Offizier," fragte er, nachdem er sich von dem Ausbruch seiner Lustigkeit etwas erholt hatte, „hast Du jemals gehört, daß Leute mitten im strengsten Winter einen Sonnenstich bekommen?"

„Laß den Unsinn, Du hast viel Unheil angerichtet. Nachdem Du mich betrunken gemacht, hast Du mich zu dem Bunde verleitet, und nun ist das Unglück da."

„Du bist wohl wieder vom Schlitten gefallen und im Schnee liegen geblieben? Wäret Ihr nicht so eilig gewesen, dann hätte ich Dich auf Deiner Pritsche festgebunden, aber das ist kein so großes Unglück." —

„Immer die alte Geschichte, Jürgen, ich habe Dir schon hundert Mal gesagt, daß der Schlitten damals so schleuderte, weil mein Rittmeister den Weg doppelt sah und bald rechts, bald links fuhr. — Aber jetzt ist keine Zeit, alte Geschichten zu erzählen. Trefft Ihr denn noch keine Vorbereitungen? Ihr seid ziemlich lässig in der Erfüllung Eurer Bundesverpflichtungen."

Jürgen starrte seinen Genossen ganz sprachlos vor Erstaunen an. —

„Was für Vorbereitungen sollen wir treffen? Welche Pflichten erfüllen?" stammelte er endlich, einen Schritt von Braal zurücktretend.

„So, jetzt stellt Ihr Euch unschuldig wie neugeborene Kinder, wo Ihr merkt, daß es Ernst wird," fuhr Gulden ungeduldig fort. „Das nenne ich Feigheit. Bei uns ist ein Wunder geschehen, mußt Du wissen. Seit gestern ist mein Rittmeister wie umgewandelt. Wir hatten uns tüchtig gezankt, weil ich den besten Wein vor unseren lieben Landsleuten an einen sicheren Ort bringen wollte. Der Alte war außer sich vor Wut und lief, um sich den Ärger zu vertreiben, die Landstraße entlang nach Rathenow zu. Als er mir zu lange ausblieb, geriet ich in Sorge, daß ihm etwas geschehen sei, und machte mir darüber Vorwürfe, daß ich ihn so aufgeregt hatte. Schon wollte ich ihm nachgehen, da kam er plötzlich schneller zurück als er gegangen war, sagte zu mir weiter nichts, als daß ich in aller Stille das Gehöft in Verteidigungszustand setzen solle. Dann läßt er sich sein Pferd satteln und sprengt nach Rathenow, vermutlich zum Landrat. Was er aber will, hat er weder mir, noch dem Heinrich gesagt. Ich denke mir, er hat sich auf dem Spaziergange überlegt, daß der Wachtmeister Gulden Braal doch einmal wieder recht hat. — Alter Freund, mir kommt die Sache jetzt recht bedenklich vor, und ich fürchte, wir haben uns in die Nesseln gesetzt, zumal wir von Euch, wie mir scheint, wenig Unterstützung erwarten dürfen. Wenn wir nicht den dummen Bund gemacht hätten, so würde ich dem Rittmeister raten, die Sache doch nicht zu weit zu treiben. Denke doch, Jürgen, wenn die Schweden eine einzige Kanone auffahren, so blasen sie die alte Mauer mit einigen Schüssen um. Da Ihr uns nun aber doch einmal in den Sumpf geritten habt, so könnt Ihr uns wenigstens etliche Hakenbüchsen leihen, vielleicht auch eine oder zwei Wallbüchsen. Ihr bekommt sie ja wieder, wenn alles gut geht."

„Ja, wo sollen wir denn die hernehmen?" fragte Wernicke, dessen Erstaunen während der Erzählung seines Freundes immer mehr gewachsen war. „Aber ich werde jedenfalls mit meinem Rittmeister darüber sprechen, denn wenn es so steht, ist es sicherlich Zeit, daß auch wir unsere Anstalten treffen. Übrigens Deine Gründe werden schwerlich diese Umwandlung mit Rittmeister Steenbock verursacht haben. Er hat sich wohl überlegt, daß die Heirat mit unserem Gretchen doch vorteilhafter ist, als die Freundschaft mit seinen Landsleuten und darum will er sich jetzt wieder bei uns ‚liebes Kind' machen."

„Wir machen uns bei niemand ‚liebes Kind', verstehst Du mich?" brauste Braal empört auf.

„Werde nicht heftig, Alter," entgegnete Wernicke ruhig, „Du nimmst Dir viel heraus, weil Du glaubst, Du wärest jetzt gewissermaßen Offizier und ich nicht. Aber erinnerst Du Dich vielleicht noch an das, was die alte, braune Hexe am Wachtfeuer bei Torgau prophezeite? Ihr habt damals viel darüber gelacht."

„Nein, ich kann mich nicht darauf besinnen."

„Nun, eines Abends, es war an demselben Tage, als Du dem Nikol Staiper die Augen so auswischtest, kam fahrendes Volk zu uns in das Lager, es waren böhmische Leute. Die Männer machten Kunststücke, die Weiber sagten wahr. Schließlich lasen sie uns von den Händen ab, daß wir beide ganz bedeutende Kerle . . ."

„Du, jetzt entsinne ich mich!" unterbrach Gulden seinen Freund. „Dir insbesondere sagten sie, daß Du auf dem Schlachtfelde ein junger, hübscher Offizier werden würdest. Die Weibstücke haben nie unverschämter gelogen; denn als Du jung warst, bist Du sicher nicht hübsch gewesen, in Deinem Alter bist Du aber geradezu ein garstiger Kerl. Mit dem Offizierwerden war das auch nur Flunkerei."

„Schimpfe nicht auf die alten Weiber," sagte Jürgen ärgerlich, „denn sie behalten doch recht. Sieh, ihre Prophezeihung lege ich so aus: Sie meinten, ich sei jung und hübsch; daß ich es war, kann nur der Neid bestreiten, und ich würde einmal Offizier werden. Damit verhält es sich folgendermaßen: Ka-

Digitized by Google

vallerie müssen wir jetzt unbedingt haben, wenn wir gegen die Schweden fechten wollen. Pferde besitzen wir, und die Bauerjungen können reiten, aber ausgebildet müssen die Kerle werden. Mein Rittmeister kommandiert das Ganze. Er darf sich daher um das Einzelne nicht kümmern. Da ist es doch das Nächste, daß er als den Erfahrensten seinen alten Wachtmeister damit betraut. Mindestens also kommandiert Wernicke eine Schwadron. Nun ärgere ich mich schon ein paar Tage darüber, daß mir keine Befehle gegeben werden, ich könnte in der Zwischenzeit die Kerle so schön ausexerzieren, insbesondere den Trompeter, denn einen Trompeter muß ich auf jeden Fall haben, ohne den thue ich es nicht."

„Bringe doch im geheimen immer Eurem alten Hirten das Signalblasen bei, der hat ja ein Kuhhorn. Das thut es im Notfall auch."

Wernicke warf seinem Genossen einen zornigen Blick zu.

„Spotte nicht, Gulden," sagte er in mißbilligendem Tone. „Die Trompete wird Euch und Euer Nest drüben am See noch einmal retten. Du hast ja solche Angst vor der schweren Artillerie; aber mache Dir deswegen keine Sorge, die nehme ich auf mich. Denke Dir, die Schweden rücken heran, gerade auf Lietzow los. Mein Rittmeister hat aber schon davon Wind bekommen. — ‚Wernicke', kommandiert er, ‚laß Deine Schwadron sofort aufsitzen und rücke nach Lietzow ab, das Fußvolk folgt auf Leiterwagen.' — Ich lasse den Trompeter zum Aufsitzen blasen, zehn Minuten später ist die Schwadron auf dem Marsch nach Lietzow. Inzwischen sind die Schweden Euch vor das Thor gerückt. Sie schicken einen Parlamentär, Rittmeister Steenbock will nichts von Übergabe wissen. Jetzt fahren sie Artillerie auf. Bum! Bum! fallen die ersten Schüsse, die Mauer ist umgeblasen. Da bekommt Ihr es mit der Angst und wollt unterhandeln . . ."

„Das ist eine niederträchtige Verleumdung!" unterbrach Gulden seinen Freund, vor Wut mit den Armen durch die Luft fahrend. „Die Mauer steht noch, ich habe ja inzwischen einen Wall hinter ihr aufschütten lassen. Ein feiger Hund, der nach den paar Schüssen schon an Ergeben denkt!"

„Ruhig, Braal," fuhr Wernicke fort, besänftigend seines Freundes Arm niederziehend. „Die Mauer steht also noch, aber Angst habt Ihr doch ein wenig. Plötzlich schweigt die Artillerie zu Eurem Erstaunen. Die Schweden haben mich mit meiner Schwadron bemerkt und richten die Kanonen von neuem. Aber ich lasse ohne Zaudern zur Attacke blasen. Bum! — Bum! — fliegen uns ein paar Kanonenkugeln über die Köpfe. Jetzt laden sie Kartätschen, aber da sind wir mitten unter ihnen und hauen alles nieder. Die Batterie ist genommen. Jetzt macht Ihr einen Ausfall. Das feindliche Fußvolk setzt sich im Birkenwäldchen fest, und das Gefecht kommt zum Stehen. Es wird uns höllisch schwer, gegen die Überzahl anzukämpfen. Da langt zum Glück unser Fußvolk auf den Leiterwagen an, und die Schlacht ist gewonnen. Was sagst Du nun, Braal? und, Gulden," fügte er geheimnisvoll hinzu, „im Notfall haben wir auch Kanonen, drüben im Moore sollen sie versteckt sein; aber Du darfst nichts davon ausplaudern."

„Ja, wenn sich die Sache so macht, dann bin ich zufrieden. — Vergiß nur nicht die Hakenbüchsen, und bestelle dem Fräulein Gretchen, daß der Heinrich sie in einer halben Stunde an der Gartenmauer am See erwartet. Deswegen bin ich ja hauptsächlich hergekommen. Herrgott, wie das spät geworden ist! Wenn mein Rittmeister merkt, daß ich fort gewesen bin, so giebt es ein schönes Donnerwetter. — Lebwohl, alter Jürgen und übe Deinen Kuhhirten inzwischen ordentlich ein."

Wernicke rief seinem Kameraden, empört über dessen Spott, ein derbes Schimpfwort nach und ging dann kopfschüttelnd in das Haus, um seine Bestellung an Jungfer Gretchen auszurichten.

Drittes Kapitel.

„Gretchen, wie danke ich Dir, daß Du gekommen bist," sagte Heinrich, als sich die Liebenden an der von Braal bezeichneten Stelle im Garten trafen. „Schon fürchtete ich, daß auch Du uns wegen des Streites am Neujahrsfeste zürnen möchtest, mir aber ganz besonders wegen meiner Besuche bei Briest. Gretchen, habe doch Vertrauen zu mir, bald werde ich Dir ja alles erklären können, nur jetzt noch bindet mich ein Versprechen, das ich dem Landrat und etlichen um das Wohl des Vaterlandes besorgten Männern gab. Gretchen, sprich doch, verzeiht Ihr, Du und Deine Mutter, uns wirklich das Ärgernis, das wir bei Euch erregten?"

Gretchen lächelte unter den Thränen, die ihr unaufhaltsam die Wangen hinabrannen.

„Herzliebster, wie sollten wir Dir wegen des Streites der Väter zürnen? bist Du doch ganz unschuldig daran gewesen. Auch dem Oheim machen wir keinen Vorwurf daraus, daß er seine Landsleute liebt und achtet. Er ist kein geborener Brandenburger wie mein Vater."

„Du magst nicht unrecht haben, Gretchen," erwiderte Heinrich sinnend. „Allein mein Vater hat noch einen anderen Beweggrund, wenn er den Plänen des Oheims entgegen ist. Allenthalben spricht man davon, daß Dein Vater an der Spitze einer Verschwörung steht, die sich gegen den anrückenden Feind richtet. An der Wahrheit des Geredes ist wohl nicht zu zweifeln, und mein Vater ist sowohl um Euer eigenes als um des ganzen Landes Wohl besorgt, falls die Pläne der Verschworenen zur Ausführung gelangen; denn er ist der Ansicht, daß sie dem Feinde keinen Abbruch thun, wohl aber das allgemeine Verderben heraufbeschwören werden. So wie die Verhältnisse augenblicklich liegen, hat er mit seiner Ansicht nur zu recht."

„Mein Vater denkt und handelt wie ein brandenburgischer Edelmann," entgegnete Gretchen stolz, „wollte Gott, des Kurfürsten Unterthanen fühlten alle wie er. Doch deswegen soll zwischen uns kein Streit

Digitized by Google

entstehen. Der Unfrieden zwischen unseren Vätern und das Gerede über Deine Besuche bei Briest, bereitet uns schon Kummer genug. Unvorsichtig bist Du gewiß gewesen, sonst hätten die Leute nicht so aufmerksam werden können. Ich will ja gern Deinen Worten glauben und nicht in Dich dringen, wenn Dich ein Versprechen zum Stillschweigen verpflichtet, doch bitte, beschränke Deine Besuche so viel als möglich in Rathnow, unsere Ehre leidet unter dem boshaften Geklatsch. — O, Heinrich," unterbrach sie sich, plötzlich laut aufschluchzend, „ich vergaß, daß Du ja frei bist, daß zwischen uns alles aus sein soll. Sie werden sagen, es geschah der Elisabeth wegen."

Heinrich zog die Geliebte an seine Brust.

„Sprich nicht so, Gretchen, es bricht mir das Herz, wenn ich höre, daß Du an unserem Glück verzweifelst. Vertraust Du mir, so kann keine Macht der Erde uns trennen. Sorge Dich nicht um die Besuche bei Briests. Von Tag zu Tag hoffe ich, meiner Verpflichtung dem Landrat gegenüber ledig zu werden. Dann ist auch der Augenblick gekommen, wo ich, in wahrem Sinne des Wortes, den Kampf um Dich beginne. Dein Vater hat geschworen, Dich nur dem Manne zur Gattin zu geben, der sich würdig im Kampfe für das Vaterland erweist. Ich will mich bemühen, das zu erfüllen, was der Oheim von seinem zukünftigen Eidam erwartet. Mein Vater äußerte früher selber den Wunsch, daß ich dem Vaterlande gegen die Franzosen dienen möchte, erst des Oheims heftiges Drängen verwandelte diesen Wunsch in das Gegenteil. Ich aber sehnte mich stets danach, unter des Kurfürsten siegreicher Führung Ruhm und Ehre im Dienste des Vaterlandes zu erwerben. Jetzt nun bin ich hierzu fest entschlossen, sei es auch gegen den Willen meines Vaters. Bist Du, Geliebte, doch der Preis, den es zu erringen gilt, und den zu erwerben ich weder Anstrengung noch Gefahr scheuen werde."

„Mein Gott, Heinrich," jammerte Gretchen, „was beginnst Du? Soll ich Dich denn ganz verlieren? Ich würde es nicht überleben, falls Du nicht wieder heimkehrtest. Aber selbst, wenn Du an Ruhm und Ehren reich zurückkämest, wenn Dich mein Vater mit offenen Armen empfinge, würde dann der Oheim Dich nicht verstoßen? Würde er Dir je Deinen Ungehorsam gegen seinen Willen vergeben? Nein, Heinrich, ich kann das Opfer nicht annehmen. Der Fluch Deines Vaters lastete zu schwer auf Dir und bald würdest Du bereuen, Deiner Liebe wegen das Glück und die Zufriedenheit Deines alten Vaters zerstört zu haben. Bedenke, Heinrich, daß der Eltern Segen den Kindern Häuser erbaut. Ich darf niemals die Ursache der Zwietracht zwischen Euch werden, wenn ich auf Erden vor meinem Gewissen noch Ruhe finden soll."

„Gretchen, Deine Angst läßt Dich die Zukunft zu schwarz sehen," beruhigte Heinrich das weinende Mädchen. „Um mein Leben brauchst Du nicht zu bangen. Eine Stimme sagt mir, daß ich gesund und unversehrt aus dem Felde heimkehren werde. Es wäre ja schlimm, wenn jeder, der in einen frischen, fröhlichen Krieg zieht, das Leben lassen müßte. Denke doch an unsere Väter, an Braal und Wernicke und an so viele unserer Nachbaren, die jahrelang im Felde gelegen, so manche Schlacht mitgeschlagen haben und doch wieder in die Heimat zurückgekehrt sind. Ohne Dich hat das Leben für mich keinen Reiz, ich würde es nur vertrauern. Für Dich bin ich aber bereit, alles zu wagen, und etwas muß gewagt werden, sonst bist Du mir für immer verloren. Ich glaube, mein Vater wird uns nicht zu heftig zürnen, wenn ich Deinetwegen wider seinen Willen handele, denn er liebt Dich fast noch mehr als mich selber, und unsere Verbindung ist sein sehnlichster Wunsch. Auch ist es ja zum Abschiednehmen noch nicht an der Zeit," beruhigte er lächelnd das Mädchen, dessen angstvolle Blicke an seinen Lippen zu hängen schienen, „denn etwas ganz Merkwürdiges, daß ich mir bis jetzt noch nicht zu deuten vermag, hat sich bei uns zugetragen. Denke Dir, Gretchen, gestern kam mein Vater von seinem gewohnten Spaziergang ganz außer Atem und aufgeregt nach Hause. Mit wenigen Worten befiehlt er Gulden Braal, das Gehöft in Verteidigungszustand zu setzen. Während wir uns, vor Erstaunen keines Wortes mächtig, ansehen, läßt er seinen Braunen satteln und vorführen. Er legte selber Hand dabei an, denn nichts ging ihm schnell genug und, ohne uns irgend welche Aufklärung zu geben, sprengt er nach Rathenow zu. Unter der Leitung des alten, kriegserfahrenen Gulden Braal, thaten wir inzwischen nach seinen Befehlen und tauschten unsere Ansichten über den Grund derselben aus. Erst spät kam mein Vater heim und prüfte, was in seiner Abwesenheit geschehen war. Im ganzen schien er zufrieden, nur einige wenige Ergänzungen und Umänderungen hatte er noch zu treffen. Natürlich war meine Neugier und Ungeduld auf das höchste gestiegen, und da mein Vater noch immer geheimnisvoll schwieg, so wagte ich es endlich, ihn nach der Ursache dieser seltsamen Vorbereitungen zu fragen. ‚Es ist besser für Dich, wenn Du so spät als möglich erfährst, was sich zugetragen und mich zu diesen Vorsichtsmaßregeln bewogen hat,' antwortete er kurz. ‚Etwas Erfreuliches ist es für Dich keinesfalls. Es muß Dir genügen, zu wissen, daß unsere Feinde uns zu überfallen gedenken, und daß ich mich ihrer nach besten Kräften erwehren will. Darum verbiete ich Dir auch strengstens, das Gehöft zu verlassen.' Mit Mühe und Not erlangte ich die Erlaubnis, heute noch einmal ausreiten zu dürfen, einiger wichtiger Besorgungen wegen, die ich vorgab. Als er mich entließ, zeichnete er mir genau den Weg vor, den ich innehalten sollte, auch befahl er uns, sechs berittene und wohlbewaffnete Leute mitzunehmen, die unbeobachtet an einer abseits gelegenen Stelle vor Rathenow auf meine Rückkehr von dort warten sollten, ich selber aber mußte ihm versprechen, nach Besorgung meiner Angelegenheiten unverweilt heimzureiten. Die Leute habe ich unweit von hier in einem Busche versteckt zurückgelassen, denn ich schämte mich, am lichten Tage wie ein Wegelagerer aus den Zeiten des Raubrittertums mit solchem Gefolge einherzureiten. Dich mußte ich aber noch einmal sprechen, Gretchen, darum bog ich vom

Digitized by Google

Wege ab und schickte die treue Seele, den Braal, voraus."

„Mein Gott," seufzte das Mädchen niedergeschlagen," werden die Unruhen und Sorgen denn gar nicht aufhören? Jeder Tag bringt neue und immer schlimmere Ereignisse. Was denkst Du über Deines Vaters Absichten?"

„Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Braals Überzeugung, daß er, wie Dein Vater, den Widerstand gegen die anrückenden Schweden vorbereitet, teile ich nicht. Eine so unbegründete Änderung seiner Ansicht traue ich ihm nicht zu. Außerdem wäre es zu thöricht, fast unbewaffnet ein feindliches Heer vor einem offenen Hause aufhalten zu wollen. Sind des Oheims Pläne, wie mein Vater ganz richtig sagt, zu tollkühn, so würde eine solche Absicht reiner Wahnsinn sein. Nein, dahinter muß etwas anderes stecken."

„Heinrich," unterbrach Gretchen entsetzt den Geliebten, dessen Hand angstvoll ergreifend, „ich habe eine schreckliche Ahnung. Unsere Väter trennten sich in grimmigem Zorn. Sie rüsten sich, um einander zu überfallen und den Streit mit dem Schwerte in der Faust auszufechten. Wir werden dann die Opfer ihres Hasses werden."

„Närrchen!" lachte Heinrich, das Mädchen an sich ziehend. „Wer kann so etwas in unseren Zeiten für möglich halten? Leben wir denn etwa noch unter der ungeordneten Herrschaft des finsteren Raubrittertums? Freilich, ich selber glaubte fast, in jenes schlimme Zeitalter zurückversetzt zu sein, als ich mit meinem reisigen Gefolge hinter mir vom Hofe ritt. Doch beruhige Dich deswegen, Geliebte, die Schrecken, wo das Schwert des Bruders den Bruder traf, sind zum Glück längst vorüber. Unser Herr Kurfürst hat den Hitzköpfen, deren es vielleicht im Lande noch hier und da geben mag, den Zaum zu fest angezogen, als daß sie noch Sprünge nach ihrer Väter Weise machen können. Jedenfalls will ich aber zum Landrat, um mit ihm die Sache gründlich zu besprechen."

„Thue es, Heinrich," sagte Gretchen, über ihre eben geäußerte Furcht jetzt selber lächelnd, „er ist ein sehr verständiger und erfahrener Mann. Wenn Du irgend kannst, so teile mir mit, was er denkt und rät."

Heinrich versprach, sobald es ihm möglich sein würde, mit der Geliebten wieder zusammenzutreffen. Nach einem herzlichen Abschiede ritt der Junker, von den Blicken des Mädchens gefolgt, gen Rathenow. Kurz vor der Stadt sprengte der Rittmeister von Kerkow in vollem Laufe, ohne Heinrichs ehrfurchtsvollen Gruß zu erwidern, an ihm vorüber. Erstaunt hielt dieser sein Pferd an und sah verwundert dem wie rasend dahinjagenden Reiter nach. Unwillkürlich erinnerte er sich der vor kurzem von Gretchen geäußerten Besorgnis. So oft er sich die thörichten Gedanken auch aus dem Sinne schlagen wollte, sie kamen doch immer wieder, bis er durch das Thor in Rathenow einritt.

* * *

Der Landrat von Briest, ein kräftiger, großer Mann, im Alter von fünfzig bis sechzig Jahren, ging mit hastigen Schritten in seinem Arbeitszimmer auf und nieder. Die sorgfältig gepuderte Lockenperrücke umrahmte ein Antlitz mit energischen, vom Laufe der Zeit noch wenig beeinflußten Zügen. Seine durchdringenden, klugen Augen, von dunklen Brauen überwölbt, hafteten während der Wanderung des alten Herrn mit einem Ausdruck von großem Mißbehagen am Boden. Schweigend beobachteten ihn drei andere Herren, welche um den kunstvoll geschnitzten Eichentisch auf ebensolchen hochlehnigen Stühlen saßen. Der älteste von ihnen, ein Mann, der die letzte Stufe des Greisenalters erreicht zu haben schien, war der kurfürstliche Generallieutenant von Winning. Dichter weißer Bart umrahmte sein durchfurchtes Antlitz und fiel tief herab auf die mit einer schweren, goldenen Kette geschmückte Brust. Seine trotz des Alters hellen Augen folgten jeder Bewegung des Landrats und zeigten, daß sein Geist noch ungetrübt war, während seine zitternden Hände, die sich auf einen Stab stützten, sowie die Krücke, die neben seinem Stuhle lehnte, auf die Gebrechlichkeit seines Körpers hindeuteten.

Ihm zur Linken saß ein kleines, verwachsenes Männchen, das in dem hohen Lehnstuhl fast verschwindend, wie ein Zwerg erschien. Der erste Blick auf diese magere, in nervöser Hast sich unaufhörlich hin und her bewegende Gestalt, erregte Mitleid mit diesem unschönen Körper, vielleicht gar Lachlust.

Ein zweiter Blick auf das Antlitz des Mannes genügte, um den Eindruck, welchen die Mißgestalt desselben hervorgebracht hatte, zu verwischen. Die feinen, geistvollen Züge des marmorbleichen Gesichtes, die schönen, lebhaft blickenden Augen wirkten um so anziehender, je länger man sie betrachtete. Der Geheim-Kämmerer von Burg war als einer der klügsten Männer aus der Umgebung des Kurfürsten bekannt und geachtet. Die wichtigste Person in dieser Versammlung war aber unzweifelhaft der Rat von der Marwitz, welcher dem eben Geschilderten gegenüber saß. Sein Äußeres verriet sofort den Diplomaten und gewandten Hofmann, die schwere, goldene Kette auf seiner Brust den hohen Rang, welchen er bekleidete. Allenthalben begegnete man ihm mit um so größerer Aufmerksamkeit und Achtung, als es bekannt war, daß er geraden Weges aus dem Feldlager des Kurfürsten kam und zwar, wie man vermutete, mit besonderen Befehlen für den Landrat. Jetzt saß er vornüber geneigt, das Kinn leicht mit der Hand gestützt und beobachtete, während ein leichtes Lächeln seine feingeschnittenen Lippen umspielte, die Wirkung der Worte, welche er soeben an Herrn von Briest gerichtet hatte.

Der Landrat ging noch einige Male auf und nieder, dann blieb er plötzlich vor Herrn von der Marwitz stehen.

„Bei Gott, unser Allerdurchlauchtigster Herr Kurfürst hat mir ein gar zu schwieriges Amt aufgetragen, das mir mit jedem Tage beschwerlicher wird. Schon jetzt erscheine ich allen Freunden des Vaterlandes als ein zweideutiger Mann, wo nicht gar als ein Verräter. Meine alten Genossen und Nachbarn, lauter brave und edle Herren, ziehen sich

Digitized by Google

mit offenbarem Mißtrauen von mir zurück, denn sie begreifen nicht, daß ich, ein kurfürstlicher Beamter, mit den Feinden meines Lehnsherrn in Unterhandlungen stehe. Soviel ich mir auch Mühe gab, meine Verbindung mit den Schweden geheim zu halten, die Thatsache ist doch bekannt geworden. Ableugnen konnte und wollte ich sie nicht, denn das würde diejenigen, die zum äußersten Widerstand entschlossen sind, in der Ansicht bestärken, daß wir ihre Pläne im Geheimen billigen und im gegebenen Augenblick unterstützen werden. Die Hitzigsten von ihnen, Kerkow, Quast und die beiden Rochows, wenden sich seit einigen Tagen sogar ab, wenn sie mir begegnen, um mich nicht grüßen zu müssen, und das Schlimme ist, ich schäme mich, als ob ich diese Mißachtung wirklich verdiene. Ich muß gestehen, edler Herr, oft schon habe ich darüber nachgedacht, ob die Pläne jener braven Männer, die bereit sind, für das Vaterland Leben und Eigentum zu opfern, in der That so unausführbar scheinen. Die Wiesen und Moore, zu denen der Feind nur auf wenigen schmalen Dämmen Zugang hat, lassen sich unschwer lange Zeit, selbst gegen ein überlegenes Heer, verteidigen; und sollten wir unterliegen, bevor der Herr Kurfürst zum Entsatze heranrückt, so ziehen wir uns hinter die Elbe zurück. Das Land jenseits des Flusses soll doch auf jeden Fall verteidigt werden." —

„Und diesseits finden wir dann eine Wüste, wenn wir zurückkehren," fiel dem Landrat Herr von der Marwitz ernst in das Wort. „Mit Eurem Widerstand dient Ihr dem Fürsten nur schlecht, denn bei der tapfersten Gegenwehr könnt Ihr Euch hier nicht halten, bis unser Herr zum Entsatz heranrückt, da Ihr auf keine Hilfe von ihm rechnen dürft, bevor er seinen Verpflichtungen dem Reiche gegenüber vollständig nachgekommen ist."

„Marwitz hat recht," nahm der greise General das Wort, „mein Verstand sagt mir, daß die Pläne des Kriegsrats allein die richtigen sind, wenngleich mein Herz mich zu dem heldenmütigen Unternehmen Kerkows und seiner Genossen hinzieht. Schade, daß wir dasselbe auf jeden Fall hintertreiben müssen. Auch uns widerstrebt das Doppelspiel, welches wir veranstalten sollen, von ganzer Seele, und ich muß bekennen, daß ich zur Zeit, als Kerkow mir seine Absichten mitteilte, wahrscheinlich mit ihm gemeinsame Sache gemacht haben würde, wenn mir nicht bereits die Befehle Seiner Kurfürstlichen Gnaden bekannt gewesen wären. Damals hätte sich vielleicht mit Unterstützung auch nur weniger kriegsgeübter Truppen, ein kraftvoller und erfolgreicher Widerstand vorbereiten lassen. Jetzt aber ist jeder Versuch hierzu ein vergebliches Unterfangen, ja, ich halte es sogar nicht einmal mehr für möglich, ohne das Heer des Kurfürsten den Schweden den Übergang über die Elbe zu wehren, sofern sie ernstlich zu einem solchen entschlossen sind. Der Plan des Kriegsrates bietet dagegen viel Aussicht auf Erfolg, falls er geschickt und vor allen Dingen schnell genug ausgeführt wird. Kerkow und seine Anhänger könnten hierbei viel besser mitwirken und gute Dienste leisten. Ich bin daher noch immer dafür, sie in das Geheimnis zu ziehen, bevor wir sie uns ganz und gar entfremden."

„Daran ist nicht zu denken," erwiderte der Landrat bestimmt. „Kerkow ist viel zu eigensinnig, um seiner Ansicht zu entsagen, in die er sich mit seinem Feuereifer hineingearbeitet hat. Daß die Herren aber bereits sehr weit gegangen sind und zum Äußersten entschlossen scheinen, habe ich gestern zu meinem Bedauern erfahren. Außerdem würde der Charakter jener Männer sie schlecht befähigen, eine nach ihrer Meinung wenigstens zweideutige Rolle zu spielen. Kerkow dürfte es empören, einem Feinde freundlich entgegen zu kommen, den man bei passender Gelegenheit zu überfallen gedenkt. Ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich ähnliche Empfindung hege, doch liegt bei mir die Sache anders, sofern ich Beamter unseres Herrn Kurfürsten bin und als solcher unbedingt gehorchen muß, das mir anvertraute Land aber in die höchste Gefahr geriete, wenn ich in dieser drangvollen Zeit vom Amte zurückträte."

Ein heftiges Zittern lief bei diesen Worten über die Gestalt des greisen Generals und mit einer Stimme, die seine innere Bewegung erkennen ließ, wendete er sich zu dem Landrat.

„Herr von Brieſt, ich bin ein alter, schwacher Mann, der dem Tode fast mehr angehört als dem Leben. Irdischen Lohnes wegen würde ich meine letzten Tage sicherlich nicht durch eine ehrlose Handlung beflecken. Faßte ich meine Thätigkeit hier im Rate so auf wie Ihr, so würdet Ihr mich gewiß nicht in dieser Versammlung sehen. Ist denn der Schwede etwa ein offener, ehrlicher Feind, der eine ritterliche Behandlung verdient? Überfällt er uns nicht auch gegen Recht und Billigkeit, in dem Augenblick, da wir wehrlos sind? Wenn sich das brandenburgische Land für ihn als eine Falle erweist, so haben wir ihn nicht hereingelockt, sondern als ungebetener Gast ist er darin erschienen. Ich will dem Feinde gewiß nicht schmeicheln, aber ich werde ihm auch nicht die Gefahr verraten, in der er schwebt."

„Seine Kurfürstlichen Gnaden verlangen von Ihren Dienern nichts, was sich mit der Ehre nicht verträgt," sagte Herr von Marwitz, mit nachdrücklicher Betonung.

„Um des Himmelswillen, keinen Streit, Ihr Herren, wo gerade jetzt die höchste Einigkeit notwendig ist," suchte der Geheimkämmerer die erhitzten Gemüter zu beruhigen. „Wo es das Wohl eines ganzen Landes gilt, darf man nicht jede That mit demselben Maßstabe bemessen, den wir anzulegen pflegen, wo es sich um unsere eigenen Interessen handelt. Dann aber, lieber Brieſt, faßt Ihr die Stellung, die Ihr dem Feinde gegenüber einzunehmen habt, nach meiner Ansicht, ganz falsch auf. Ihr habt ja im Grunde nichts anderes zu verrichten, als das, was Ihr auch in dem Falle thun würdet, wenn Ihr nicht wüßtet, daß der Kurfürst beabsichtigt, sobald er in der Pfalz freie Hand erhält, plötzlich und unerwartet sein Land von den Feinden zu säubern. Ihr würdet nämlich im Bewußtsein, daß jeder Widerstand nutzlos ist, von dem Feinde die denkbar günstigsten Bedingungen für das Eurer Obhut anvertraute Land zu erlangen suchen. Ihr müßtet und würdet Euch dem Feinde unterwerfen und seine Anordnungen so gut als möglich ausführen, um seinen Zorn nicht zu reizen. Wenn Ihr unsere

Digitized by Google

ungebetenen Gäste aber milde stimmen wollt, so könnt Ihr nicht umhin, freundlich und entgegenkommend zu sein, und sie, da sie leider Gottes augenblicklich die Herren im Lande sind, auch als solche zu behandeln. So allein behütet Ihr das Land, wie es Eure Pflicht ist. Behandeltet Ihr aber die Schweden grob und würdet ihnen gleich in Eurer vermeintlichen Ehrlichkeit damit unter die Nase fahren, daß unser Herr Kurfürst ihnen in einigen Monden gründlich die Wege weisen wird, so dürfte natürlich das Land den größten Schaden durch Eure Unvorsichtigkeit erleiden, abgesehen davon, daß Ihr geradezu als Verräter der Pläne unseres Herrn Kurfürsten handeltet. Nun sollen wir allerdings noch einen Schritt weiter gehen und den Feind in den Glauben wiegen, daß wir selber an jeder Befreiung von ihrer Herrschaft verzweifeln. Ist das denn aber eine so arge Täuschung, daß sie Eurer Ehre widerstreben kann? Stellt Euch die Verhältnisse nur einmal klar vor, so habt Ihr alle Ursache, ernstlich an der Rettung zu verzweifeln. Unser Herr steht mit seinem kleinen Heer, der ganzen Streitmacht unseres Landes, den Franzosen gegenüber. Die Feinde dort sind keineswegs zu verachtende Gegner und die Dinge liegen für sie nicht ungünstig. Wo es aber irgend eine schwierige Kriegsthat zu vollführen gilt, da werden die Brandenburger immer vorangeschickt. Kein Wunder also, wenn ihre Zahl in diesem Kriege immermehr zusammenschmilzt. Sie zu ergänzen, wird bei den erschöpften Kräften des Landes kaum möglich sein. Andererseits hat sich der Feind hier mit einem weitaus stärkeren Heere ohne jeglichen Verlust festgesetzt. Seine Soldaten sind durch keine Kämpfe, keine anstrengenden Märsche ermattet worden. Der Mangel bedrückt ihn nicht; zudem ist er durch die Elbe gedeckt und in der Lage, wo es ihm notwendig erscheint, sich durch Verschanzungen zu sichern. Alles dies zusammengenommen, hege ich zwar noch Hoffnung auf den endlichen Sieg unseres angestammten Fürsten und will mein Bestes thun, um ihn zu ermöglichen, aber es bedarf sicherlich keiner Heuchelei, um vor dem Feinde meine Siegesgewißheit zu verbergen, denn eine solche habe ich überhaupt nicht. — Wenn Ihr aber Bedenken tragt, hin und wieder Eurem Fürsten Nachrichten über den Zustand und die Absichten seiner Feinde zukommen zu lassen, so müßt Ihr erwägen, daß er so lange Euer Lehnsherr ist, als Ihr dem Feinde nicht gehuldigt, und er Euch nicht Eures Lehnseides entbunden hat. Dem Lehnsherrn aber seid Ihr verpflichtet, jeglichen Vorschub angedeihen zu lassen. Das fordert Euer Eid.

Diese Worte wurden von dem General und dem Rat mit großem Beifall aufgenommen, nur Herr von Briest schien nicht ganz von ihnen befriedigt zu sein.

„Ich habe mir das auch schon gesagt, lieber Burg," erwiderte er seufzend, „aber ich fürchte, was Ihr eben vorbrachtet, sind nur Spitzfindigkeiten, um unser wachsames Gewissen zu beschwichtigen. Leider muß ich mich aber wohl bei Euren Gründen beruhigen, denn ich sehe keinen anderen Weg, um aus dieser üblen Lage herauszukommen."

Herr von Burg beeilte sich nun, seine Ansicht noch weiter zu entwickeln, als plötzlich das Gespräch der Herren durch ein leises Klopfen unterbrochen wurde. — Nachdem der Landrat selber geöffnet und mit dem vor der Thür stehenden Diener einige Worte gewechselt hatte, wandte er sich mit bedenklichem Antlitz wieder zu den Herren.

„Heinrich Steenbock bittet um eine Unterredung, ich fürchte, er bringt uns unerfreuliche Nachrichten und habe ihn daher, ohne Eure Erlaubnis abzuwarten, zu uns beschieden."

Wenige Augenblicke später trat der Junker, vom eiligen Ritt bestaubt und erhitzt, ins Zimmer. Die Anwesenden hießen den jungen Mann als einen vertrauten Bekannten und häufigen Teilnehmer ihrer Beratungen herzlich willkommen.

„Wir haben Euch heut nicht erwartet, Heinrich," nahm General von Winning das Wort. „Ihr sagtet doch neulich, daß Ihr nicht mehr gut abkommen könntet, da Euer Vater Argwohn geschöpft habe und über Briest sehr aufgebracht sei. Hat er Euch etwa die Erlaubnis erteilt, zum Heere nach der Pfalz zu reisen? Ihr seht so unternehmend aus, junger Herr. Die schönen Augen Eurer lieben Braut werden sich wohl bald mit Thränen füllen wegen des Abschiedes."

„Mein Vater hat mir nie die Erlaubnis verweigert, zu den Fahnen unseres Durchlauchtigsten Herrn zu eilen. Ich glaube sogar, er zürnt mir innerlich darüber, daß ich den Wunsch, dies zu thun, noch nicht ausgesprochen habe. Ihr selber hieltet mich doch davon zurück, da Ihr meintet, meiner noch zu bedürfen, um dem Kurfürsten Nachrichten zu überbringen. Nun aber fürchte ich, daß ich weder mit meines Vaters, noch mit Eurer Erlaubnis von hier fort kann."

„Was ist denn so plötzlich geschehen?" fragte der Landrat, während sich die Augen aller Anwesenden mit Spannung auf das Antlitz des jungen Mannes richteten.

„Mein Vater ist nicht mehr neutral wie bisher; um es kurz zu sagen, er hat sich gerüstet, einem Feinde zu begegnen, ob den heranrückenden Schweden, vermag ich nicht zu sagen, jedenfalls scheint er sich, nach den Vorbereitungen, die er getroffen, für den bedrohten Teil zu halten."

Ein Ausruf des Erstaunens und des Unglaubens ertönte von den Lippen der Herren.

„Sollte der Herr von Kerkow ihm doch mit seinen Plänen den Kopf verdreht haben?" fragte Herr von Winning. „Ich hätte es kaum für möglich gehalten bei der hohen Achtung, die Axel Steenbock für die kriegerische Tüchtigkeit seiner Landsleute hegt."

„Gott bewahre uns vor unseren Freunden, sie machen uns mehr Not als unsere Feinde," seufzte der Landrat. „Die heilose Zeit verwirrt die bedächtigsten Köpfe. Jetzt könnt Ihr sehen, mein Herr von Marwitz, welches beschwerliche Amt Ihr mir auferlegt habt. Ihr, Herr General, seid auf falscher Spur, wenn Ihr vermeint, Steenbock wolle vereint mit Kerkow gegen die Schweden fechten. Ganz das Gegenteil ist der Fall. In wenigen Stunden vielleicht schon werden sich die alten Herren in Brand und Lietzow selber in

Digitized by Google

den Haaren liegen. Daß es so kommen würde, habe ich gestern schon gewußt, nachdem ich von den Reden gehört, die Steenbock hier im goldenen Löwen gehalten hat."

In höchster Spannung vernahmen die Herren nun die Begebenheiten der letzten Tage, die ihnen noch unbekannt waren, und welche Brieſt ihnen jetzt erzählte.

„Mein Gott!" rief Heinrich entsetzt aus, als der Landrat geendigt, „so hat mich meine Ahnung doch nicht getäuscht. Ich muß sofort zu meinem Vater und Kerkow! Ich will sie bei ihrer alten Waffenbrüderschaft beschwören, nichts Übereiltes zu beginnen. Nur über meinen Körper hinweg sollen sie ihre Schwerter kreuzen!"

„Halt, junger Mann! Ihr würdet durch Euer Dazwischentreten nur Öl in das Feuer gießen," sagte Herr von der Marwitz, seine Hand beruhigend auf des Junkers Arm legend. „Soweit ich die beiden alten Hitzköpfe kenne, werden sie sich durch gute Worte nicht auseinanderbringen lassen, am wenigsten aber, wenn sie von Euch kommen, da jede der streitenden Parteien verlangen würde, daß Ihr Euch gerade ihrem Willen unterordnen solltet. Nein, unser Freund Brieſt muß mit seinem ganzen Ansehen im Namen unseres Kurfürsten gegen sie auftreten und, wenn sie in Güte sich unseren Weisungen nicht unterwerfen, Gewalt anwenden. Die Zeit ist jetzt vorbei, wo man mit Rücksicht auf ihre Vaterlandsliebe Herrn von Kerkow und seine Anhänger ihren unausführbaren Kriegsplänen nachhängen lassen konnte, denn jetzt fängt ihr Treiben an, dem Staate gefährlich zu werden."

„Die Gewalt wird jedenfalls von durchschlagender Wirkung sein!" bemerkte der Landrat spottend. „Ich werde den Amtsdiener, den Büttel, den Ratsdiener und vielleicht auch noch die beiden alten Nachtwächter schicken, um Ruhe zu gebieten. Meine ganze Macht, und sehr geeignet, zwei alten Soldaten aus dem Heere Gustav Adolfs, Respekt einzuflößen. Aber reitet getrost heim, mein Sohn, und seht, so gut Ihr es vermögt, nach dem Rechten. — Zwischen Eurem Vater und Eurem Schwiegervater wird es wohl beim Anknurren bleiben, zum Beißen fehlen den Herren die Waffen. Außerdem werden die Diener auch nicht allzueifrig aufeinander einschlagen, denn die Dörfer liegen nahe beisammen und die Leute darinnen sind alle unter einander befreundet und verschwägert. Der Amtsdiener Merten ist ein verschlagener und gewandter Mensch, ich werde ihn dort unbemerkt in unserem Sinne wirken lassen. Mit meinem Machtgebot möchte ich nicht gern zwischen die beiden alten Herren treten, denn da ich meinem Befehl keinen Nachdruck verleihen kann, so würde es meiner Autorität schaden, wenn ich ruhig zusehen müßte, wie sie meine Anordnungen übertreten."

„Mein Gott, Herr von Brieſt, Ihr sagt, es fehle an Waffen, um ernstes Unheil anzurichten?" begann Heinrich wieder, noch keineswegs beruhigt. „Das mag wohl auf Seiten meines Vaters zutreffen, nicht aber bei Herrn von Kerkow. Ihr wißt doch selber, daß im Moore eine ganze Anzahl von Musketen, Pieken und auch etliche leichte Feldstücke verborgen liegen; die wird Herr von Kerkow sicher gegen uns zuerst anwenden, denn er hält sein Wort im guten wie im bösen, mag es ihm auch noch so schwer ankommen. Darum müßt Ihr helfen, bevor die Tollkühnen mit ihren Vorbereitungen zu Ende sind. Rat und Hilfe von Euch zu erbitten, bin ich gekommen und nun . . ."

„Und nun versage ich sie Euch," ergänzte der Landrat des jungen Mannes Rede, indem ein flüchtiges Lächeln seine Lippen umspielte. „Wegen der Waffen könnt Ihr Euch beruhigen, die werden niemandem mehr schaden. Denkt Ihr, ich würde dieses gefährliche Spielzeug unseren hitzigen Freunden in den Händen lassen, während die Feinde jeden Augenblick heranrücken und durch den nutzlosen Widerstand der ‚Getreuen', wie sich die Verbündeten nennen, alle unsere sorgfältig vorbereiteten Pläne zu Wasser werden können? Nein, diesmal hat Mertens Spürsinn unbeabsichtigt auch Euch einen guten Dienst geleistet. Er kundschaftete den Versteck bald aus und brachte auf mein Geheiß alles, was er dort vorfand, an einen sicheren Ort."

Heinrich atmete etwas erleichtert auf, während die kurfürstlichen Räte und der alte General ihres Freundes Umsicht lobten. —

„Wir werden uns wohl hier nicht wieder treffen," wandte sich Herr von der Marwitz, an den jungen Steenbock, als derselbe sich verabschiedete. „Meine Mission ist beendet, und morgen gedenke ich zum Heere zurückzureisen, dort aber hoffe ich Euch bald zu sehen, junger Herr, und meiner besten Empfehlungen könnt Ihr versichert sein. Unsere schwedischen Freunde werden sich ja wohl binnen kurzem hier häuslich niedergelassen haben. Sobald dann der Landrat eine genügende Übersicht über die Verhältnisse erlangt hat, wird er Euch mit den bezüglichen Nachrichten an unseren Durchlauchtigsten Herrn abfertigen. Die höchste Vorsicht bei Ausführung Eures Auftrages, der mit Rücksicht auf Eure Jugend ein sehr ehrenvoller ist, brauche ich Euch wohl nicht erst an das Herz zu legen, denn Ihr werdet Euch selber sagen, daß das Wohl oder Wehe eines ganzen Landes von Eurer Klugheit und Entschlossenheit abhängt."

Heinrich versprach, stolz auf die ihm zu teil gewordene Ehre, sich des in ihm gesetzten Vertrauens würdig zu erweisen und entfernte sich etwas beruhigter als er gekommen war, während die anderen Herren ihre Beratung über die Mittel zur Rettung des Vaterlandes noch lange fortsetzten.

Zu derselben Zeit ungefähr, als Heinrich in Rathenow einritt, sprengte der Rittmeister von Kerkow in gestrecktem Galopp über den Hof seines Hauses gerade auf die große Glocke zu, die neben der Hausthür hing und bestimmt war, mit ehernem Rufe die Dienstleute von Brand zur gemeinsamen Arbeit zu versammeln. Jürgen Wernicke eilte herbei, um seinem Herrn das Pferd abzunehmen, aber Hans Achim saß nicht ab, sondern ergriff das Glockenseil und läutete mit einer Heftigkeit, als gelte es, die Toten im Umkreise von mehreren Stunden zu erwecken.

„Die Schweden kommen!" stieß er atemlos hervor, „und Steenbock rüstet sich, mit ihnen gemein-

Digitized by Google

same Sache zu machen, denn anders kann ich mir die Drohungen, die er gestern im goldenen Löwen ausgestoßen haben soll, und die Anstalten, die er heute trifft, nicht erklären. Aber das darf er nie vollführen, so wahr ich Hans Achim von Kerkow bin! Lieber zerstöre ich das Nest des Verräters vom Grunde aus, daß kein Stein auf dem anderen bleibt."

„Behüte uns der Himmel," murmelte Jürgen Wernicke entsetzt. „Jetzt ist er verrückt geworden, rein toll."

Der Wachtmeister äußerte Zweifel an der Wahrheit des Gerüchtes, um seinen Herrn nur erst zu beruhigen, allein der hörte gar nicht auf die Worte des alten Dieners, sondern zog die Glocke mit ungeminderter Heftigkeit.

„Aber Herr Rittmeister!" schrie Wernicke jetzt ganz verzweifelt, da er das Unheil herannahen sah. „Der Herr Rittmeister Steenbock hält ja zu uns. Gulden Braal hat den Platz gegen die Schweden in Verteidigungszustand setzen müssen, und heute morgen war er schon ganz früh hier und bat, wir möchten ihm einige Hakenbüchsen zur besseren Verteidigung leihen. Nun haben wir doch aber selber keine, wenn der Herr Rittmeister nicht etwa . . ."

„Das ist doch ein zu unverschämter Betrug!" unterbrach Hans Achim seinen Diener heftig. „Also Dir haben Sie aufgebunden, daß es wider die Schweden gehen sollte? und die Waffen verlangen sie obendrein auch noch von uns? Dummkopf! Du wärst wohl thöricht genug gewesen, sie auszuliefern, wenn Du welche gehabt hättest? Aber höre, wie Dich Dein sauberer Freund Braal bei der Nase herumgeführt hat. Axel Steenbock rühmte sich gestern vor allen im goldenen Löwen versammelten Edelleuten, daß er unsere Pläne vernichten wolle. Wir möchten ihre Ausführung versuchen, er würde uns schon heimleuchten. Die nötigen Anstalten hierzu hat er getroffen, wie mir Moses erzählte, und wie ich mich durch eigenes Anschauen überzeugte. Aber so leicht als er es sich denkt, soll ihm der saubere Plan nicht gelingen. Wenn sich Braal noch einmal hier sehen läßt, wird er an den ersten besten Baum aufgehängt, wie es den Landesverrätern gebührt. Verstanden?"

Vor Staunen und Schrecken vermochte Wernicke kein Wort der Erwiderung zu finden.

Von allen Seiten eilten jetzt die Dienstleute herbei und scharten sich um ihren Herrn, der hoch zu Roß in ihrer Mitte hielt.

Auch Frau Annaliese und Gretchen kamen erschrocken herbei und fragten nach dem Grunde des Läutens. Jürgen Wernicke zuckte stumm mit den Achseln, der Rittmeister aber fuhr sie heftig an und gebot ihnen, in ihr Zimmer zu gehen.

„Weiber haben hier nichts zu schaffen," sagte er rauh, „am wenigsten aber solche, die zu den Feinden halten."

Neues Unheil ahnend, gehorchten die Frauen dem Befehle.

Wie ein Feldherr sein Heer, so musterte Herr von Kerkow gebietenden Blickes seine Unterthanen.

„Bringt Eure Sensen und Dreschflegel herbei," befahl er den Erstaunten. „Jürgen, sorge dafür, daß die Sensen gerade gezogen und die Dreschflegel mit Stacheln versehen werden. Mach auch die Musketen im Hause zurecht. Laß Theerfackeln und Pechkränze anfertigen und sieh, daß genügend Hebebäume und Brecheisen vorhanden sind."

Wachtmeister Wernicke stand stramm vor seinem Rittmeister, wie vor langen Jahren, er wagte kein Wort des Widerspruchs. Als aber am Nachmittage der Hof von dem Geräusch der Schmiedehämmer ertönte, welche emsig arbeiteten, das unbesonnene Werk des Rittmeisters vorzubereiten, schlich sich der alte Wachtmeister, ängstlich wie ein Verbrecher umherschauend, nach dem See, stellte sich auf den kleinen, dort liegenden Handschlitten und glitt mit Hülfe eines eisenbeschlagenen Stockes wie der Sturmwind über die spiegelglatte Fläche dem Dorfe Lietzow zu. Ihm voraus war aber schon längst das Gerücht von den Ereignissen in Brand geeilt.

Erst leise, dann lauter und lauter tönte es durch die einzige Straße von Lietzow: „Die Kerkowschen rüsten sich, uns zu überfallen."

Aus allen Häusern kamen die Männer herbei und scharten sich auf dem Gutshofe zusammen, besorgt nach dem Fenster ihres Herrn emporblickend. Niemand setzte in das Gehörte einen Zweifel, denn alle wußten um den kürzlich ausgebrochenen Streit zwischen ihrem und dem Brandschen Herrn, und alle kannten die ungestüme Heftigkeit des letzteren. Axel Steenbocks plötzlich getroffene Vorbereitungen waren auch nicht unbemerkt geblieben und steigerten jetzt die Unruhe der Leute ins Fieberhafte.

Das Gesumme so vieler Stimmen schreckte den Rittmeister aus seinem Brüten empor. Neugierig trat er an das Fenster und sah erstaunt auf die versammelte Menge hinab. Auf der Rampe des Hauses standen Heinrich und Gulden Braal, welche eifrig mit den Männern sprachen.

„Das thörichte Volk wird wieder über eine Nachricht unnützerweise in Schrecken versetzt sein", murmelte der Rittmeister vor sich hin. „Da hilft aber kein Reden, sie lassen sich von der Grundlosigkeit ihrer Furcht doch nicht überzeugen. Die Hetzer und Unruhestifter haben ihnen die Köpfe so verdreht, daß sie jetzt die schwedischen Soldaten mehr als den Teufel fürchten. Oder sollte Hans Achim seine Drohung wahr machen? Nun, er wird mich vorbereitet finden und bald merken, daß ich meine Klinge noch ebenso sicher zu führen weiß, als zu der Zeit, da wir in ruhmreicheren Tagen Schulter an Schulter miteinander fochten.

Der Rittmeister öffnete jetzt das Fenster und lehnte sich hinaus.

„Herr", schrieen die Umstehenden durcheinander, „Herr, die Brandschen ziehen mit Waffen und Gerät gegen uns. Sie wollen uns das Haus über dem Kopf anstecken. Kein Stein soll auf dem anderen bleiben, wegen der Schweden, hat der Herr von Kerkow geschworen."

Axel Steenbock warf schnell das Fenster zu und stampfte, so eilig sein Stelzfuß es ihm erlaubte, die Treppe hinab. Heinrich und Gulden Braal kamen ihm unten schon entgegen.

Digitized by Google

„Es ist nichts, nur ein tolles Gerede der Leute", suchte ersterer seinen Vater zu beschwichtigen. Der Wachtmeister aber ließ die Lippe hängen und stotterte ganz fassungslos:

„Herr Rittmeister, ich dachte es sollte mit den Brandschen zusammen gegen die Schweden gehen. Heute morgen war ich bei Wernicke, der wird nun wohl selber Rittmeister spielen. Ich bat ihn um einige Hakenbüchsen für uns und nun . . ."

Weiter konnte er aber nicht sprechen, denn Axel Steenbock schleuderte ihm einen so zornigen Blick zu, daß der Alte unwillkürlich ein paar Schritte zurücktrat.

Der Rittmeister würdigte weder ihn noch Heinrich einer Antwort, sondern wandte sich der erregten Menge zu. Mit wachsendem Zorn hörte er den verworrenen Bericht, dann aber lebte der Soldat ganz in ihm auf. Mit Umsicht und Energie traf er seine Anordnungen. In kurzer Zeit lagen Sensen und Dreschflegel bereit, die Gewehre waren geladen und das ganze Gehöft in eine kleine, wohlverwahrte Festung verwandelt.

Voll Schmerz und Unwillen sah Heinrich dem kriegerischen Treiben zu.

Von der Unüberlegtheit der beiden alten Rittmeister fürchtete er das Schlimmste. Axel Steenbock aber legte die tiefe Niedergeschlagenheit seines Sohnes anders aus. Mit unverkennbarer Selbstgefälligkeit wandte er sich an Heinrich:

„Soweit also mußte es kommen, bevor Du Deinem Vater Glauben schenkst. Jetzt siehst Du selber, was die Verrücktheit des alten Narren in Brand zuwege bringt."

„Ich habe den blinden, aber wohlgemeinten Eifer Kerkows nie gebilligt, darüber wird Euch die Zukunft belehren, Vater, weil mein Entschluß unabänderlich feststeht, aber an dem, was hier vorgeht, tragt auch Ihr die Schuld, denn Ihr habt Eure Ansicht nicht minder schroff vertreten, als Kerkow die seinige. Der Himmel mag jetzt Blutvergießen zwischen Euch, die das Schicksal zu Freunden bestimmt hatte, verhüten. Soviel in meinen Kräften aber steht, will ich versuchen, das drohende Unheil abzuwenden, und wenn ich mit meinem Körper zwischen Euch treten soll."

Erstaunt blickte der Rittmeister auf Heinrich, dessen Worte ihren Eindruck nicht zu verfehlen schienen. Kaum erkannte er seinen Sohn wieder, den die Macht der Verhältnisse in wenigen Tagen aus einem sorglosen Jüngling in einen ernsten, überlegten Mann verwandelt hatte.

— — — — — — — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Auf der großen Landstraße.

Roman

von

H. Schobert.

(Fortsetzung.)

Eine große, unaussprechliche Seligkeit erfüllte sie, indem sie sich sein Bild zurückrief. Sein schönes Gesicht mit den dunklen Augen, die schlanke, weiße Hand, der Ton seiner Stimme, alles hatte selbst in der Erinnerung noch Leben für sie. Eine gewaltige Sehnsucht nach ihm erfaßte sie und machte sie unfähig zum ruhigen Denken und Sitzen; eine seiner Blumen in der Hand, ging sie ruhelos durch die lange Zimmerreihe, die schwarze Trauerschleppe hinter sich herziehend, die für sie so gar keine Bedeutung mehr hatte. Nur als Symbol der Freiheit konnte sie ihr noch erscheinen. Ein Drängen und Gähren war in ihr, daß sie sich kaum selbst verstand, eine atemlose, süße Angst, daß sie sich nach der Stirn fassend die Haare von den Schläfen zurückschob. Es rang sich da, ohne ihren Willen, ohne ihr Zuthun ein gewaltiges Gefühl in ihr empor, dessen Dasein sie freilich längst geahnt, dem sie bange ausgewichen, das sie mit aller Kraft ihrer starken Seele eingedämmt hatte, als es ihr ein Unrecht geschienen, das sie aber doch niemals ganz zu zerstören vermocht, und dem zu widerstehen sie jetzt keine Ursache mehr hatte. — Keine Ursache! — denn wenn sie auch nicht zu den Frauen gehörte, die gleich jeden Mann, der ihnen eine Aufmerksamkeit erwies, als Sklaven an ihrem Triumphwagen sahen, so hätte sie doch blind sein müssen, wenn sie nicht bemerkte, daß auch über Hendrik längst dasselbe Gefühl gekommen war, das sie beherrschte.

Sie liebten sich beide — beide! Und zwischen ihnen stand nichts mehr als das schlichte schwarze Trauerkleid, das sie noch trug — auch diese Zeit würde vorübergehen .... Sie sah sich prüfend in die Psyche, die in ihrem Ankleidezimmer stand, und zum ersten Mal freute sie ihre eigene Schönheit, der Glanz und Reichtum, der sie umgab, denn sie dachte dabei an den, dem dies alles gehören sollte, sobald er nur die Hand danach ausstreckte. Dann blickte sie auf die Skizze, die neben dem Kamin hing, auf die einsame Frauengestalt mit den todstarren Zügen, und zum ersten Mal empfand sie wie einen Trost, daß sich auch an ihren Weg Blumen drängten. Ja, Hendrik hatte recht, das Leben war doch schön, wert gelebt zu werden, voll von Freude und Glück; nur diejenigen, die im Finsteren wandeln können es nicht glauben, weil ihnen der Blick dafür geblendet ist. —

Ein tiefes Mitleiden mit all denen, die darben und leiden müssen, überkam sie, als sie sich in ihrem

Digitized by Google

rosenfarbenen Boudoir auf die Chaiselongue streckte. Ach, wenn sie doch allen helfen könnte! Es war so herrlich, glücklich zu sein — zu träumen — zu hoffen! — —

Und etwa um die nämliche Zeit stand auch Hendrik ter Welp nachdenklich in seinem Atelier vor dem unfertigen Bilde und dachte an Vera.

„Sie ist anders wie die anderen, und wahrhaftig, ich liebe sie bis zur Raserei, wenn sie um mich ist. Aber — wohin soll das führen? Mit einer Frau wie Vera Konreuth scherzt man nicht und geht nachher mit der sanften Erinnerung an schöne Stunden und einem freundschaftlichen Händedruck auseinander. — Es wäre auch schade, wenn es so wäre! — Eine Frau muß es doch geben, die dazu geschaffen ist, das Gute in uns zu erwecken, uns wieder glauben zu lehren an das Geschlecht unserer Mütter und Schwestern . . . .! Ah, bah! schließlich ist ja das auch nur eine Idee . . . . Aber Vera will ernst genommen sein, und heiraten . . . . .“ Er warf ein ganzes Bündel trockener Pinsel, die er allmählich in Gedanken aufgenommen hatte, mit schnellem Ruck Leiseite, daß sie zu Boden stürzten — — „Es hat mich immer ein Schauer bei dem Gedanken befallen. Künstler sollen frei bleiben, wenn sie schaffen wollen — und doch — und doch — Vera ist eben einzig — begehrenswert, wie kein zweites Weib . . .“

Er setzte den Hut auf und ging ins Freie. So sehr ernst war ihm der Kampf zwischen Für und Wider doch nicht. Sie beherrschte zu ausschließlich seine Phantasie, sein Denken, und er war es gewöhnt, dem Augenblick abzuringen, was sich ihm gerade bot, ohne sich an irgend welche Konsequenzen zu binden.

Siebzehntes Kapitel.

Jede Woche zweimal stand Vera ter Welp Modell, natürlich nur mit Kopf und Antlitz, denn die Gestalt in altgriechischer Gewandung, die Hand und Arm freiließ, war ja schon vorher fast fertig gewesen. Sie that es gern, es ermüdete sie auch nicht weiter, und nur wenn Hendrik seine Augen länger und mit heißerem Ausdruck auf ihr ruhen ließ, errötete sie langsam.

Diese stumme Sprache war aber auch das einzige, was sie sich gegenseitig gewähren konnten; denn Georgine lag daneben im Schaukelstuhl, einen französischen Roman in der Hand, Orangen essend, plaudernd, stets darauf bedacht, ter Welps Aufmerksamkeit durch irgend etwas auf sich zu ziehen, da es ihr unmöglich war, sich selbst auch nur für kurze Zeit mit der Rolle einer unbeachteten Dritten zu begnügen; ihre Person mußte überall im Vordergrund stehen. Es war ihr auch ganz gleichgiltig, ob ter Welp manchmal ungeduldig den Kopf in den Nacken, oder den Pinsel beiseite warf, ihr genügte völlig, daß sie auch an diesen Stunden, die die Schönheit einer anderen verherrlichten, ihren Teil hatte.

Einmal aber sagte Hendrik doch halblaut zu Vera, die sich über einen kostbaren Fetzen alter indischer Goldstickerei, die einstmals wohl einen Tempel geziert haben möchte, bewundernd beugte: „Müssen Sie Frau von Herskott stets um sich haben, gnädige Frau? Manchmal ist mir's unerträglich.“

Sie sah ihn an. „Ich begreife das wohl, aber — was soll ich machen?“

„Ändern wir die Sitzungstage,“ schlug er vor.

„Georgine ist eine böse Feindin, sie würde es uns büßen lassen.“

„Aber sind Sie nicht frei und unabhängig? Wenn Ihnen etwas an meiner Stimmung liegt, kommen Sie mit wem Sie wollen, nur nicht mit Frau von Herskott.“

„Ich will sehen.“

Sie stand so unter dem Bann ihrer Liebe, daß sie auch keinen Augenblick an Widerspruch dachte. Zudem begriff sie ihn ganz, auch ihr nahm Georgines Geschwätz die Stimmung und die Ruhe. Sie überlegte nur noch, auf welche Weise sie ihrer sehr empfindlichen Cousine die Sache beibringen sollte. Der Zufall kam ihr zu Hilfe.

„Ich habe diese vier Treppen zu ter Welps Atelier rechtschaffen satt,“ sagte Georgine ein paar Tage später. „Gerade die herrlichsten Tagesstunden muß ich dort versitzen; Du kannst Dir morgen Deine Schröder mitnehmen.“

Vera war glücklich für ter Welp. Sie teilte es ihm in einem Briefe mit, und als Antwort kam er selbst eine Stunde darauf ins Konreuthsche Palais. Im allgemeinen hatte er das in der ganzen Zeit sehr selten gethan, gewisse Gründe hielten ihn davon ab. Außerdem sah er Vera ja zweimal wöchentlich bei sich im Atelier, begegnete ihr im Stadtpark, wenn sie ausfuhr, kurz, er verstand es, sich ihr zu nähern ohne sie zu kompromittieren. Sie begriff ihn recht wohl und dankte ihm seine zartfühlende Sorge im stillen. Die Frau, die er zu der seinigen machen wollte, mußte er vor allen Dingen vor übler Nachrede schützen, oder er zog sich selber mit in den Staub.

Als ihn Georg in Frau von Konreuths Boudoir wies, dessen Glasthüren nach dem Balkon zu offen standen, war er fast unangenehm überrascht, sie nicht allein zu finden; Hilde saß neben ihr. In deren Gegenwart war natürlich jedes Aussprechen unmöglich, es brauchte nicht erst eines Blickes, um ihn daran zu mahnen. Aber daß er es so treffen mußte, verstimmte ihn namenlos, und er überlegte, ob es nicht geratener wäre sofort wieder zu gehen. Aber Vera nahm ihm dazu die Möglichkeit.

„Sie stören nicht, nicht im geringsten,“ sagte sie, sein Zögern bemerkend, „im Gegenteil, Hilde und ich sind froh über diese Unterbrechung unseres trübseligen tête-à-tête!“

„Warum trübselig?“ fragte er, sich setzend.

„Hilde ist verstimmt, ich weiß nicht weshalb,“ sagte Vera lächelnd, „das liegt wohl manchmal in der Luft.“

Hildegard sah ihre junge, schöne Tante von der Seite an. Sie kam ihr in diesem Augenblick im Ton und Aussehen fremd vor. Das Glück, das sie innerlich mit sich herumtrug, verschönte sie in ganz neuer, überraschender Weise, aber das junge Mädchen

Digitized by Google

empfand dies Fremde fast mit einem Vorwurf. Auch ter Welp fiel es auf, als er sie in dieser abendlichen Beleuchtung mitten unter dem Glanz ihrer kostbaren Umgebung wiedersah. In seinem Atelier, in dem schlichten schwarzen Kleid, erinnerte sie so wenig an die vornehme große Dame, daß es ihm war, als fände er sie heute erst wieder, und gleichzeitig damit lohte auch die alte, wilde Leidenschaft wieder in ihm auf.

„Aber Sie sind hoffentlich nicht verstimmt, gnädige Frau?"

„Nein, ich bin sogar sehr froh." Sie warf ihm einen verständnisvollen Blick zu, „Sie doch auch, ter Welp."

„Unbeschreiblich!" — Er erwiderte den Blick. Dies Hin und Her zwischen ihnen, nur ihnen allein verständlich, war von ganz besonderem Reiz für beide. „Ich glaube, es ist lange her, seit ich zum letzten Mal dies absolute Glücksgefühl an mir erfahren habe."

„Das macht der Frühling!" sagte Vera träumerisch und blickte über seinen Kopf hinweg ins Freie. „Er verheißt immer so viel und doch folgt ihm meist nur ein trockener, staubiger Sommer und ein Herbst mit welkem Laub; aber wer mag bei aller Pracht daran denken."

„Niemand!" antwortete er leise, „und wie gut ist das für die arme Welt."—

Als sie zum ersten Mal seit dem Tode ihres Gatten mit ihm auf dem Balkon gestanden, hatten die Bäume noch mit kahlen Ästen in die Luft hineingeragt, jetzt grünte und blühte alles ringsum. Ein Duft von Flieder und Maiblumen drang durch die geöffneten Thüren ins Zimmer hinein, und man hörte das Plätschern der Fontäne. Ihm fiel ein, daß er sich damals — beim ersten Erblicken des Hauses, diesen Garten fast ebenso vorgestellt hatte, und die Herrin desselben sich gegenüber, genau so wie es jetzt in Wirklichkeit war, und ein Gefühl der Befriedigung schwellte ihm die Brust, als er ihren Augen begegnete.

Sie hatten einen Augenblick geschwiegen, jetzt wandte sich Hilde dem Maler zu. —

„Haben Sie wirklich so viel Ursache, über die arme Welt zu klagen?" fragte sie spöttisch, und gar nicht bemüht, das zu verbergen, „ich dächte, einem Mann wie Ihnen gäbe das Leben keine Ursache zum Klagen."

„Dann stehen wir beide gleich, gnädiges Fräulein."

„Wissen Sie das so genau?" fragte Fräulein von Herskott und sah ihn fast zornig an. „Ich glaube, in keinem Fall machen die Männer größere Trugschlüsse, als wenn es sich um das Behagen oder Empfinden einer Frau handelt."

Hendrik hatte gar keine Lust, auf diese kleinen Stachelreden einzugehen, ihm war so friedlich und wunschlos zu Sinn wie selten, und er empfand den lebhaften Wunsch, dies Gefühl festzuhalten; in Veras Nähe zeigte es sich fast immer. Deshalb faltete er die Hände bittend ineinander wie ein kleines Kind, und sich seiner jungen Herrin entgegenbeugend sagte er:

„Bitte [illegible] — stören Sie mir wenigstens in dieser Stunde den Kreislauf meines Blutes nicht; jeden anderen Tag stehe ich Ihnen gern zur Verfügung und verspreche auch, mich dann rechtschaffen mit Ihnen zu zanken."

Hilde zog den Mund ein wenig fester zusammen und schwieg, sah auch beharrlich weg, um den erstaunten, fragenden Blicken ihrer Tante nicht zu begegnen.

„Herr Doktor Schrattenbach!" meldete Georg in die entstandene Stille.

Hendrik ter Welp hatte, wie es zu seinen Lieblingsgewohnheiten gehörte, das niedrigste Taburett, das im Zimmer zu finden war, zu seinem Sitz gewählt; er saß dadurch beinahe zu Veras Füßen, vielleicht für das überraschte Auge des Eintretenden zu nah; jedenfalls zögerte Heinz ein wenig auf der Schwelle und sagte dann, halb unschlüssig, ob er gehn oder bleiben sollte:

„Gnädige Frau haben Besuch — das wußte ich nicht — ich wollte nicht stören."

Vera hatte sich schon erhoben, war ihm ein paar Schritte entgegengegangen und streckte nun herzlich die Hand aus; daß sie errötete, fühlte sie zu ihrem eigenen Unbehagen.

„Wie können Sie von Stören reden, Doktor, da Sie ohnehin so selten kommen! Nein, ich lasse Sie gewiß nicht wieder fort, gar keine Rede davon. — Die Herren kennen sich sicher!"

Eine stumme, förmliche Verbeugung der beiden gegeneinander, man sah es ihnen an, daß keiner sonderlich durch diese Begegnung entzückt war.

„Ich bin auch noch hier, Herr Doktor," sagte Hilde, Schrattenbach die Hand reichend. „Wenn ich mich nicht melde, übersehen Sie mich noch gänzlich. Wie geht es Ihnen?"

Ihre besorgte Frage war gerechtfertigt, er sah blaß und matt aus.

„Wenn es dem Arzt schlecht geht, so ist das keine Empfehlung für ihn bei seinen Patienten," meinte Hendrik scherzend, denn es hatte sich ein gewisses frostiges Unbehagen, von allen empfunden, plötzlich auf die kleine Gesellschaft gelagert, und er hatte vielleicht die gute Absicht, das mit seinen Worten zu zerstreuen; aber Schrattenbach schien nicht zum Scherzen aufgelegt.

„Wenn der Arzt kein Charlatan ist, wird es ihm niemals einfallen, mit seiner Person Reklame machen zu wollen," entgegnete er viel schroffer, als es eigentlich nötig war.

Hendrik ter Welp wandte sich ab und lächelte etwas von oben herab, Veras Augen suchten fast bittend die seinen, und nur Hilde rückte etwas oppositionell ihren Stuhl zu dem des Arztes heran. Niemand beachtete es. Ein Weilchen quälte sich die Konversation, nur das Oberflächlichste berührend so hin, dann stand Vera auf.

„Wollen wir eine Promenade durch den Garten machen, meine Herren? Es ist köstlich draußen," schlug sie vor.

Frau Schröder war wie ein Geist aus irgend einer Versenkung plötzlich neben ihrer Herrin aufgetaucht und hielt ihr ein leichtes Gewebe für Kopf

Digitized by Google

und Schultern hin, da aber Vera lächelnd abwehrte, setzte sie sich wieder mit gebeugtem Kopf still über ihre Häkelarbeit in einen fernen Winkel des Zimmers. Hilde und Schrattenbach waren dadurch zuerst in den Garten hinabgekommen und schritten im breiten Mittelweg nebeneinander hin; Vera und ter Welp folgten ihnen ohne Eile.

„Ein famoses Frauenzimmer. Ihre Gesellschafterin," sagte Hendrik lachend und strich sich den Bart. „Wo haben Sie dies Prachtexemplar aufgelesen? Ich bewundere, daß Sie imstande sind, sich an diesen Anblick zu gewöhnen; ich wäre in acht Tagen krank dadurch. Wahrhaftig, wir haben es doch recht schlecht, wir Fanatiker des Schönen. Wie selten kommen wir zu unserem Recht."

„Und wie furchtbar egoistisch ist dies Recht," sagte sie, vorwurfsvoll zu ihm aufsehend. „Schönheit gerade ist das vergänglichste Gut. Sie war arm, verlassen und ist häßlich, deshalb nahm ich sie."

„Das macht Ihrem Herzen alle Ehre . . . ach, überhaupt, gnädige Frau, ich glaube manchmal, ich bin ein unangenehmer Patron, und diejenige, die ich einmal bitten werde, mein Leben zu teilen, muß viel Geduld mit mir haben. Das Äußerliche und Innerliche hängt zu eng bei mir zusammen, das ist nicht gut. Ich war so gut, so glücklich, gnädige Frau, vor einer ganz kurzen Spanne Zeit, aber der Doktor hat mir Stimmung und Laune verdorben; ich hatte mich auf einen kurzen Spaziergang mit Ihnen wie ein Schuljunge gefreut — so vieles Ihnen zu sagen — nun ist mein Gleichgewicht gestört, und ich kann nur bitten, rechnen Sie mir das nicht allzu hoch an."

„Was hat Ihnen der Doktor gethan?" fragte Vera nach einer Pause.

„Mir — o nichts! Er ist mir nur unsympathisch. Diese brutalen Kraftmenschen sind mir im Leben immer etwas roh vorgekommen; zu meinem Freund möchte ich ihn nicht haben."

Er riß einen blühenden Fliederzweig ab und peitschte ihn unablässig durch die Hand, etwas Unruhiges, Nervöses hatte sich seiner bemächtigt.

„Und ich glaube, es giebt keinen treueren, verläßlicheren Freund als gerade ihn," sagte Vera entschieden. „In den schrecklichsten Stunden meines Lebens habe ich Gelegenheit gehabt, das auszuprobieren, und stets fand ich ihn an meiner Seite. Sie sind ungerecht, ter Welp."

Er sah sie mit großen Augen an.

„Ich vergaß — —" sagte er endlich mit bedeckter Stimme, „er steht Ihnen nahe — verzeihen Sie mir —" und dann zwischen den zusammengepreßten Zähnen, „O, ich großer, großer Narr!" —

Sie faltete ein klein wenig die Stirn, er sah es wohl, und plötzlich ergriff ihn eine Angst, er könnte diese Frau, deren er sich so sicher gewähnt, verlieren. Erbarmungslos riß er den Fliederzweig in Stücke und schleuderte sie seitwärts.

„Ich kann es eben nicht ertragen, daß Sie einen anderen bevorzugen," flüsterte er leidenschaftlich erregt und blieb stehen, um ihr in die Augen zu sehen . . .

Sie hatten beide nicht bemerkt, daß das andere Paar nicht mehr voranging, sondern jetzt hinter ihnen war; Schrattenbachs Augen wurzelten von der Sekunde an nur noch auf der hohen, schlanken Frauengestalt, die mit etwas gesenktem Kopf neben ihrem Begleiter ging.

„Wir haben uns so lange nicht gesprochen, Herr Doktor," sagte Hilde mit dem ganzen versteckten Jubel eines unschuldigen Mädchenherzens, dem der Zufall einmal unerwartet einen brennenden Wunsch ohne jedes eigenmächtige Zuthun erfüllt. „So lange nicht! Die flüchtigen Begegnungen in unserm Hause abgerechnet, wo wir kaum ein paar Worte wechseln konnten, seit dem Weihnachtsmarkt nicht. Erinnern Sie sich noch an den Weihnachtsmarkt, Doktor?"

Er sah zerstreut in ihr lächelndes Gesicht, gerade als müsse er sich erst auf sie besinnen.

„An den Weihnachtsmarkt — o ja!" sagte er in demselben Ton. Sie hatte kein Arg dabei.

„Ich habe das Herz sorgfältig aufgehoben." Eine Blutwelle schoß in ihr blasses, zartes Gesicht; klang das nicht fast wie ein Geständnis? Er hatte es wohl nicht so aufgefaßt, wenigstens irrte nur ein gleichgiltiges Lächeln um seinen Mund.

„Das ist sehr lieb von Ihnen, Fräulein Hildegard, das arme Herz hat sich diesen Vorzug gar nicht träumen lassen . . ." er strich mechanisch über seinen Bart, und sie bog einen Fliederzweig zu sich herab, um dadurch zu verstecken, daß sich ihre Augen mit Thränen füllten.

„Wie geht es dem kleinen Rudolf?" fragte sie endlich nach langer Pause; das Schweigen wurde ihr so drückend.

Er sah sie verständnislos an, seine Augen mußten sich erst losreißen von dem Paar vor ihnen, denn er war ein viel zu kraftvoller Mann, um nicht in diesem Augenblick das Gefühl der Eifersucht, das in ihm aufloderte, auch in seiner ganzen Gewalt zu empfinden.

„Rudolf?" wiederholte er fragend.

„Den kleinen Hilgers — den überfahrenen Knaben," half sie ihm ein.

„O den! — Es thut mir leid, Ihnen da nicht viel Gutes berichten zu können; er ist siech, und wie mir scheint, geht er dem Ende entgegen. In Luft und Licht wird eben in den Kreisen noch viel gesündigt, und dann soll es der Arzt gewesen sein, der nicht geholfen hat, weil es sein Portemonnaie nicht füllt. Das Feld der Humanität zu bearbeiten ist ein ebenso schwieriges wie undankbares Geschäft — einstweilen noch."

„Das sagen Sie, Herr Doktor?"

„Ich habe vielleicht mehr Grund dazu wie andere."

„Und den Lohn, den Sie in sich tragen?"

Er lachte kurz auf, dann preßte er die Lippen zusammen, fest, gewaltsam — über seine breite Stirn huschte ein finsterer Schatten.

„Eitel Spiegelfechterei, mein gnädiges Fräulein, wenigstens will es mir manchmal so scheinen, wenn ich die Dinge mit nüchternen Augen ansehe. Da ist zum Beispiel ein Kerl, der es gut und ehrlich mit aller Welt meint, der überall helfen möchte, selbst auf seine

Digitized by Google

eigenen Kosten, aber der erste beste Schönreder oder kokette Waschlappen ist im stande, ihn überall herabzusetzen, um dafür desto heller zu prahlen, obgleich nichts anderes in ihm steckt, als seine eigene glänzende Selbstliebe. Meinen Sie nicht, daß man unter solchen Bewandnissen die Lust zum Philantropen verliert?"

„Doktor, was ist Ihnen geschehen?" fragte Hilde erschrocken. Es war, als erwachte er aus einem Traum.

„Habe ich Sie erschreckt?" antwortete er, herzlich sich zu ihr etwas herabbeugend. „Seien Sie mir nicht böse, Fräulein Hilde, ich habe manchen Ärger herabzuwürgen gehabt in letzter Zeit, und in Ihrer Nähe geht mir leicht das Herz auf."

Sie lächelte glücklich, alle Verstimmung war mit einem Male dahin.

„Sprechen Sie zu mir, wie Sie wollen, ich werde es stets als Auszeichnung betrachten," sagte sie dann.

Er sah sie an. „Sie haben wirklich ein goldenes Herz! Was werden Sie aber nun denken, wenn ich Ihnen sage, daß es mich martert, ja ganz wütend macht, mit ansehen zu müssen, wie dieser geniale Künstler da vor uns den unschuldigen Fliederzweig malträtiert; ihm scheint das Beste eben gut genug, seine begehrliche Hand danach auszustrecken . . ."

„So mögen wir ihn beide nicht," sie sah zuversichtlich zu ihm auf; „und ich glaube, auch Vera denkt dasselbe; wir hatten wenigstens früher immer die gleichen Sympathien und Antipathien. Aber sie ist so gut, sie kann gegen niemand unfreundlich sein, und er malt sie.

„Er malt sie!" wiederholte Heinz dumpf. — Vor seinem Geiste entstand plötzlich ein scharf umrissenes Bild: das Atelier, Vera, ter Welp . . . er seufzte tief auf.

„Mama hat bis jetzt Vera stets begleitet, sie sagt, es sei tödlich langweilig," plauderte Hilde harmlos weiter.

„Gott sei Dank — o Gott sei Dank!" Er sprach es nicht laut, aber er dachte es mit einem Gefühl unsäglicher Befreiung.

„Soll ich noch einmal zu Hilgers gehen, Doktor? Vielleicht freut es den Kleinen," fragte Hilde nach einer Pause. „Ich war zweimal da, zu unserer verabredeten Zeit, aber ich traf Sie nicht — freilich war mein Onkel damals gerade schwer erkrankt — Sie zogen hierher — und ich fürchtete mich doch jedesmal entsetzlich, der betrunkene Vater könnte unversehens nach Hause kommen, wie damals, wissen Sie noch?"

„Ja gewiß, und ich rate Ihnen ernstlich, Fräulein Hilde, gehen Sie nicht mehr hin. Der Mann ist kaum noch zurechnungsfähig, und die fixe Idee hat sich jetzt seiner bemächtigt, daß er an allen Reichen und Gutgekleideten seinen Sohn zu rächen habe; nicht wahr, Sie sind vernünftig."

„Ich verspreche es Ihnen!" — Es klang so kindlich gehorsam, so demütig . . . schade, daß Schrattenbachs Ohr [illegible] war. —

„Schröder! Wo sind Sie? Wo stecken Sie? Wo ist die gnädige Frau mit meiner Tochter?"

Georgines scharfe, helle Stimme rief das in Veras Boudoir hinein, und erschrocken zuckte die Gesellschafterin zusammen.

„Draußen im Garten gnädige Frau"

Sie sagte es bescheiden und ruhig, aber in ihr gelbliches Gesicht stieg doch ein blasses Rot des Unmuts. Sie war trotz ihrer dienenden Stellung aus einer gebildeten Familie, ihr Gatte, ein verarmter Gutsbesitzer, hatte sich selbst entleibt. Die herrische, nichtachtende Art und Weise der Staatsrätin kränkte sie tief. Eben erst hatte sie aus dem Fenster denen dort unten nachgeblickt, von denen wohl keiner in seinem Leben Sorge oder Entbehrung gekannt haben mochte, und still für sich die wohl schon tausendmal in das All hinausgeschrieene, gejammerte Frage gethan: „Warum gerade ich! — Warum muß ich darben, entsagen, ertragen, wo es doch anderen so gut geht?"

Georgine hob die langstielige Lorgnette an die Augen.

„Wer sind die beiden Herren?"

„Herr ter Welp und Doktor Schrattenbach!"

Frau von Herskott stürzte auf den Balkon.

„Hilde!" rief sie im ärgerlichen, schärfsten Ton.

Das Mädchen zuckte zusammen.

„Himmel! Die Mama," sagte sie, und es klang deutlich Verdruß aus ihrer Stimme.

Sie gingen alle auf das Haus zu, um die Staatsrätin zu begrüßen, deren Laune keineswegs rosenfarben schien. Sie gab sich auch gar keine Mühe, das irgendwie zu unterdrücken, im Gegenteil erklärte sie diktatorisch, daß sie nur gekommen sei, ihre Stieftochter zu holen.

„Ich lasse Dich ja in so guter Gesellschaft zurück, daß Du uns leicht entbehren wirst," sagte sie zu Frau von Konreuth. „Kleide Dich an, Hilde."

Dagegen gab es nun keine Berufung, und das junge Mädchen gehorchte seufzend, während die beiden Damen einen Augenblick auf den Balkon traten.

„Empfängst Du die beiden Herren öfter um diese Zeit bei Dir?" fragte Georgine beiläufig. „Ich bin ganz erstaunt, Du hast nie etwas davon erwähnt."

„Es war heut der reine Zufall."

„Ich müßte Dir auch raten, sei nur ja recht vorsichtig, Du glaubst nicht, wie alle Welt auf ter Welp aufpaßt, und in ein gutes Renommee bringt er gerade die Damen nicht, mit denen er intim verkehrt. Bei Szymanskys soll es seinethalben zum Eklat gekommen sein, man munkelt von Scheidung. Und Du weißt, eine Witwe ist für der Leute Mäuler ein sehr ergiebiges Objekt."

Vera richtete sich hoch auf und maß ihre kleine boshafte Cousine mit großen Augen.

„Ich hoffe, meine liebe Georgine, Du behältst dergleichen Andeutungen und Warnungen künftig für Dich; ich wenigstens brauche sie nicht. Ich bin Herrin meiner Handlungen, und zwar stets eine ziemlich strenge."

Sie stand da mit den Airs einer beleidigten Königin, und ihrer Cousine unliebsames Gedächtnis

Digitized by Google

erinnerte sie in diesem Augenblick an jene Scene, wo Vera vor ihr als Richterin gestanden, mit denselben großen, empörten Augen, derselben Haltung; sie biß sich auf die Lippen und schwieg.

„Sie fühlt sich jetzt," dachte sie empört. „O, wenn ich nur einmal Gelegenheit hätte, ihr das alles heimzuzahlen!"

Dann besann sie sich, daß sie Veras Hilfe nicht entbehren konnte, wollte sie ihren Juwelier bezahlen, und so machte sie eine entschuldigende Bemerkung und ging mit sicherer Direktion in ein launiges Gespräch über die neuesten Tagesereignisse über.

Als Vera sich so hoch vor ihrer Cousine aufrichtete, die eine Hand leicht auf das bronzene Gitter gestützt, den Oberkörper etwas zurückgebogen, hingen ter Welps Augen mit leidenschaftlichem Entzücken an ihrer Gestalt. Schrattenbach stand neben ihm und bemerkte es wohl.

Es war diesmal ehrliche Bewunderung der plastischen Form, die sich so ohne sein Zuthun vor seinen Blicken zeigte, gerade als wäre sie mit raffinierter Kunst komponiert, und ter Welp hatte alle Ursache, sich daran zu freuen. Er vergaß, daß ihn der Doktor mit der allerknappsten, kühlsten Höflichkeit bisher behandelt hatte, ohne weiteres wandte er sich lebhaft zu ihm.

„Sehen Sie nur diese Haltung der Schultern, dies Aufwärtsbiegen des Nackens und die köstliche Kurve über Taille und Hüften, die sich in den schweren schleppenden Falten des Kleides verliert; ich gäbe etwas darum, könnte ich das festhalten — es ist geradezu wunderbar für mein Künstlerauge! Und man findet es so selten — o, so selten! Echte, ungekünstelte Grazie."

Er war ganz erfüllt von der Studie, die er da mit den Augen machte, ohne sich bewußt zu werden, daß diese Analyse eigentlich für jeden Unbeteiligten etwas Verletzendes haben mußte, und Schrattenbach schob die Brauen so dicht zusammen, daß sie nur eine einzige breite Linie bildeten. Diese indiskreten Blicke raubten ihm fast die Überlegung, wenn er sich vorstellte, wem sie galten.

„Ich möchte Ihnen raten, Ihre Bewunderung in dieser Art und Weise lieber für sich zu behalten," sagte er grollend, und seine Worte waren scharf wie Schwerter. „Es könnte ungebildete Leute genug geben, die daran Anstoß nehmen, ich zum Beispiel — ich gehöre dazu!"

Ter Welp sah seinen Widersacher einen Augenblick verständnislos an, dann irrte ein leichtes, nichtsnutziges Lächeln um seinen Mund. „Ah, pardon — ich vergaß! Nicht jeder hat freilich Augen zu sehen, aber bei einem Mediziner nimmt mich diese Prüderie allerdings doppelt Wunder."

Und wie er das sagte! O, Schrattenbach hätte ihn erwürgen können! Und in diesem Gefühl stieß er grollend heraus: „Ich bin allerdings der Meinung, daß mich meine Wissenschaft nicht dazu berechtigt, mit meinen Blicken den Menschen gewissermaßen die Kleider vom Leibe zu reißen, am allerwenigsten Damen."

Ter Welp sah ihn belustigt an, klopfte einmal, zweimal mit dem Fingerknöchel leise gegen die Tischplatte, wandte sich zur Seite und pfiff halblaut einen Gassenhauer zwischen den Zähnen.

Achtzehntes Kapitel.

Ein paar Tage später, der Juni hatte gerade sein heißes, staubiges Regiment angetreten, befand sich Vera auf dem Wege in ter Welps Atelier, diesmal in Begleitung ihrer schweigsamen Schröder.

Von dem Konreuthschen Palais quer durch den Stadtpark hatten sie nur eine Viertelstunde weit, und da es noch ziemlich früh war, beschloß Vera den Weg zu Fuß zu machen. Fast wurde es ihr leid. Ein dunstiger Himmel, das Grün der Bäume glanzlos und verschossen durch den Staub, der sich in dicker Schicht darauf gelagert hatte, eine schon recht unbarmherzige Sonne und ringsum rote, echauffierte Gesichter, dazu ihr schweres Trauerkleid; erst im dichteren Baumschatten wurde es ihr wieder wohler.

Erhitzt und durstig kamen sie bei ter Welp an. Er betrachtete Vera mit etwas unzufriedenen Blicken. So gar nicht gewöhnt, sie anders als vornehm kühl zu sehen, wie es sich für ihre Erscheinung einmal am besten paßte, mißfiel sie ihm im ersten Augenblick, aber als sie den großen Hut abgenommen, ihm ihr Gesicht zeigte, so rosig und mädchenhaft durch die etwas locker gewordenen, wirren Haare, mit einem Lächeln auf den Lippen, das von Heiterkeit strahlte, war er schnell wieder versöhnt, ja, er fand nun einen doppelten Reiz an ihr.

Eiligst lief er mit einem Korbsessel herbei, in den sie sich setzen mußte, schleppte alle möglichen Getränke zu ihrer Erquickung heran und zeigte so sehr die eigentliche, bestechende Liebenswürdigkeit seines Charakters, daß Vera um keinen Preis ihre Erhitzung und Müdigkeit drangegeben hätte. Dann setzte er sich ihr gegenüber und sah mit einer geradezu kindlichen Freude zu, wie sie von den Erdbeeren aß und gekühlten Wein dazu trank.

„Ich glaube, Ihnen steht alles, gnädige Frau," sagte er aus tiefstem Herzen.

Sie lachte. „Machen Sie mich nur nicht eitel, ter Welp."

Dann führte er sie vor sein Bild. „Sehen Sie einmal her, gnädige Frau, finden Sie eine Veränderung?" Er sah sie dabei etwas beunruhigt von der Seite an, und sie trat überrascht einen Schritt zurück.

Über die Brüstung der Arena lehnte seit ihrem letzten Hiersein eine neue Gestalt, ein Jüngling, der mit heißen, leidenschaftlichen Augen auf die Christin und den Tiger starrte, während seine Züge qualvolle Angst und ingrimmigen Zorn ausdrückten. Die rechte Faust hatte eine Rose gepackt, aber als wäre sie in diesem fürchterlichen Moment kraftlos und gebrochen, hing sie schlaff über die Brüstung herab, unfähig, der Geliebten den letzten Abschiedsgruß zu senden. Er stand dem Mädchen gerade gegenüber, aber sie hatte keinen Blick für ihn, und doch sah man die schlanke,

Digitized by Google

kräftige Jünglingsgestalt ordentlich fiebern unter der Gewalt der Leidenschaft, die ihn bestürmte.

„Gefällt es Ihnen?“ fragte er endlich, etwas unsicher über ihr langes Schweigen.

Da streckte sie ihm beide Hände entgegen. „Sie sind ein Meister, ter Welp, und ich bin stolz darauf, Ihnen bei diesem Kunstwerk etwas behülflich gewesen zu sein.“

Er hielt ihre Hände fest. „Behülflich? Seine Schöpferin sind Sie gewesen! Alles, was daraus wird, danke ich Ihnen — Ihnen allein.“

Ihre Augen tauchten ineinander, als wollten sie sich gar nicht mehr loslassen; sanft und leise zog er ihre Gestalt etwas an sich — sie widerstrebte nicht.

Frau Schröder saß in der entferntesten Ecke des Ateliers mit ihrer unvermeidlichen Häkelarbeit, und sie hatten sie vergessen, die beiden Glücklichen. Da wagte die stumme Zeugin einen kleinen kurzen Husten, und errötend trat Vera einen Schritt zurück, befreite ihre Hände und sagte schnell gefaßt: „Wollen wir nun beginnen?“

Hendrik faßte mit der Rechten wie zufällig nach einem aufgespannten mächtigen Rahmen, dessen Leinwand noch leer war, rückte ihn seitwärts — und nun waren sie auf einmal den Augen eines jeden Spähers entrückt.

„Setzen Sie sich wieder, gnädige Frau, es ist heute zu heiß zum Arbeiten, und ich bin so wenig bei der Sache — das nächste Mal — oder nachher — gönnen Sie mir einmal ein kleines Plauderstündchen.“

Dann saß er lange, den Kopf in die Hand gestützt, und sah sie an; seine Augen hatten einen tiefen, strahlenden Blick. Endlich sprach er: „Es existiert doch für jeden einmal irgend ein Zauber, gegen den es keine Rettung giebt. Ich war in meinem ganzen Leben ein Sieggewohnter und habe niemals daran gedacht, je ein Unterjochter werden zu können. Wenn aber für solchen Menschen einmal die Stunde schlägt, wird er zuerst ungläubig staunen, denn was sich ihm da offenbart, ist ihm etwas ganz Unerwartetes, nie für möglich Gehaltenes, und schließlich wird er verloren sein wie jeder andere. Ich habe es an mir selber erfahren.“

Die großen, dunklen Augen, die sich bisher an das Stückchen Himmel geheftet, das durch das Atelierfenster hineinschien, glitten langsam, langsam in die seinen. Vera wußte, daß auch für sie die Stunde gekommen, in der sie ihre Seele auf ewig an eine andere hingab. Ein Schauer überrieselte sie, halb Wonne, halb Schreck darüber, daß ihr nichts, auch gar nichts ihm gegenüber blieb, das einem Widerstande nur ähnlich sah. Er streckte die Hand nach dem Kleinod ihrer Liebe aus, und sie gab es ihm, als sei es von Anbeginn der Welt an nicht anders bestimmt. Er hielt ihre Augen mit den seinen gefangen, aber ihr Schweigen erschreckte ihn etwas.

„Schüchtern wie ein Knabe bin ich plötzlich geworden und weiß nicht, ob ich reden darf oder schweigen soll. Aber dem Herzen lassen sich keine Vorschriften machen, die Liebe kommt ohne unser Zuthun, und ich liebe Dich, Vera — ich liebe Dich, seit ich Dich zum ersten Mal gesehen! Du weißt das wohl, aber Du weißt nicht, wie es mich verzehrt hat, dies Feuer, wie es mir Leib und Seele versengt hat, immer nur der eine Gedanke — Du! Immer nur das eine Begehren — Dich!“

Er hielt einen Augenblick inne, sein Herz schlug, seine Lippen bebten. Sie hatte die Augen geschlossen, ihre Wimpern waren feucht, die gefalteten Hände im Schoß zitterten etwas. Da warf er sich neben sie auf die Kniee, seine Arme umfaßten ihren Leib, seine Stirn lehnte in den Falten ihres Kleides. „Vera, sprich ein Wort, liebst Du mich?“

„Ja!“

„Willst Du mein sein für Zeit und Ewigkeit?“

„Ja!“

Ihre Hände lagen um seinen Hals, sie bot ihm die Lippen, zum ersten Mal in ihrem Leben einem Manne, den sie liebte, zum ersten Mal aus innerstem Herzensbedürfnis. Er wußte das nicht, aber er empfand doch die Keuschheit, die diese Frau umgab, und die sie ihm um so teurer machte, hatte sie doch selbst in diesem Augenblick nicht einmal ein Wort der Leidenschaft für ihn; aber es machte ihn nicht irre, ihre Augen waren beredt genug.

Er atmete tief auf. „Kann ein Mensch so glücklich sein! Wenn ich nur irgend etwas opfern könnte, um die Götter zu versöhnen, daß sie mir diese überreiche Gabe in den Schoß warfen. Vera, hast Du eine Ahnung, was ich empfinde? Vera, findet meine Seligkeit einen Widerhall in Deinem Herzen?“

Sie lehnte die Stirn gegen die seine, und leise flüsternd erzählte sie ihm von ihren Kämpfen gegen ihre Liebe, als sie noch Lorenz Konreuths Gattin war. „Damals war es ja ein Unrecht, Hendrik, und ein Unrecht durfte ich nicht auf mein Gewissen laden.“

Er küßte ihre Hände, schweigend. „O, heilige Einfalt,“ dachte er dabei aus seinen Erfahrungen heraus, „als ob die Liebe nicht stets mächtiger ist wie Recht und Unrecht.“ Und gleichzeitig freute es ihn doch, daß sie ihm gegenüber so hoch und unantastbar geblieben; er meinte, dies gäbe ihrer jetzigen schrankenlosen Liebe erst die rechte Weihe.

„Aber jetzt bist Du frei, Vera, jetzt trennt uns nichts mehr.“

„Unsere Herzen nicht, aber dies hier,“ sie wies mit der Hand auf ihr schwarzes Kleid, „noch stellt es Ansprüche an mich, auch denen will ich genügen; ist aber das Trauerjahr vorüber, dann Hendrik . . .“

„Vera,“ rief er leidenschaftlich, „das kann Dein Ernst nicht sein! So viele Tage des Glückes sollten wir uns freiwillig rauben? Wer steht uns dafür, daß wir nicht achtlos eine Gottesgabe zurückweisen, die uns nur für eine kurze Spanne Zeit geschenkt wird? Wer kennt die Zukunft? — Und warum? Nur um das Andenken eines Mannes zu ehren, der kein Andenken verdient! Was kümmert uns die Welt, wenn wir unsere Liebe, unser Glück besitzen.“

Sie kam ihm ganz nahe, ihre Wange streifte ihn. „Hendrik, mein Geliebter, o, nicht so, nicht so! Wir müssen uns vornehm halten, ich wenigstens, ich kann nicht anders. Mir graut davor, daß man über

Digitized by Google

uns sprechen könnte, es hat etwas so Herabwürdigendes. Und man würde es thun — und mit Recht — Georgine wäre die Schlimmste. Das Jahr geht auch vorüber, und dann — dann bin ich ganz Dein. Aber nicht der Saum meines Gewandes soll bis dahin beschmutzt werden, damit ich meiner heißen Liebe zu Dir auch würdig bleibe."

Er seufzte ungeduldig. „Heiße Liebe," wiederholte er ungeduldig, „die fragt nach nichts, setzt sich über alles hinweg, hat nur den Wunsch des gegenseitigen Besitzes; o, Vera, heiße, opferbereite Liebe kennst Du nicht."

Sie schloß ihm mit der Hand den Mund. „Hendrik, wenn ein Opfer nötig wäre um Deinetwillen, ich wäre mutig genug, es aller Welt zum Trotz zu bringen, ich würde stückweis sterben um Dich. Aber dies ist kein Opfer, dies ist nur ein Beugen unter das Herkommen, dem wir alle unterthan sind."

„Wie Du willst," sagte er endlich geduldig. Ihm kam es fast vor, als ob sie recht habe. Er war freilich noch niemals in die Lage gekommen, auf Wartezeit gesetzt zu werden, aber dafür war es auch Vera, die das von ihm verlangte. Er liebte sie in diesem Augenblick fast doppelt dafür.

Ihre Hände ergreifend, küßte er sie andächtig. „Vera, meine Geliebte, meine Braut! Und müßte ich ein ganzes Leben um Dich werben, der Preis lohnt es wahrlich. Uns kann nichts mehr auseinanderreißen als der Tod."

„Nichts als der Tod!" wiederholte sie leise.

Ihre Augen leuchteten, heiße, hingebende Liebe sprach aus jeder Fiber ihrer Gestalt; er betrachtete sie mit entzückten Augen, aber schon streckte sie die Hand nach der verhüllenden Staffelei aus. „Es ist Zeit!" flüsterte sie ihm zu, und gehorsam rollte er die schützende Wand zur Seite, hatte er doch sein Glück gefunden und festgehalten.

„Wann darf ich kommen?" fragte ter Welp beim Abschied, und „Morgen!" lautete die Antwort.

Als er wieder allein in seinem Atelier stand, sah er sich um wie ein Träumender. War es denn möglich? Vera sein, sein für das ganze Leben! Er empfand keinerlei Beängstigung darüber, daß er nun gebunden sei, der Gedanke an eine Heirat erschien ihm auf einmal im rosigsten Lichte. Freilich, er liebte sie! Ihm war, als sei jetzt erst, nach dem Geständnis ihrer Liebe, ein heißer, gewaltiger Strom in ihm entfesselt, der jeden unlauteren Gedanken mit sich fortschwemmte; daß er diese je gehabt, erschien ihm auf einmal verächtlich. Er hatte zuweilen davon gehört, daß die wahre Liebe veredle und dann spöttisch über solchen Wahn gelacht. Die Liebe, die er bisher gekannt, hatte ihn wahrlich nie veredelt! Und nun empfand er es an sich selber. Wie er sie liebte! Er freute sich dieses starken Gefühls, das ihm bewies, wie wenig er doch noch untergegangen war im Schlamm jener leichtfertigen Tändeleien, die manchem Herz und Mark vergiften.

Freilich, Vera war voll Herzensgüte, jung, schön, reich, was wollte er noch mehr! — Über das letzte glitten seine Gedanken flüchtig hinweg, er fühlte es mit Stolz, daß er auch im stande sein würde, für sie zu arbeiten. Wie lange allerdings, das machte er sich bei dem Hochdruck seiner Empfindungen nicht ganz klar.

Er warf sich auf die Chaiselongue, sprang aber bald wieder auf, noch hatte er etwas zu thun. Aus einer kostbaren, alten Mappe aus dem Cinquecento holte er Papier und Couvert und schrieb einen Brief, kurz nur, aber sehr inhaltreich. Er begann: „Teure Kascha", und endete: „Dein Freund Hendrik." Adressiert war er an die Gräfin Szymanska.

Dann — als dieser Brief bestellt war, reckte er die Arme in die Luft und atmete befreit auf. —

Als die kleine Gräfin ihn zugestellt erhielt, hatte sie zuerst einen Wutanfall, stampfte mit den Füßen, ballte die Fäuste und geberdete sich wie eine Unsinnige. Dann wurde sie ruhiger, überlegte lange, vergoß ein paar Thränen, nahm sich vor, einen Aussöhnungsversuch zu machen, ließ endlich ihre Kinder kommen, küßte sie und fühlte sich ganz reuig gestimmt. Dann legte sie sich zufrieden zu Bett und dachte zwischen dem Einschlafen: „Eigentlich ist es ganz gut so. Auf Reisen ist man so wie so getrennt, und zur nächsten Saison findet sich sicher ein anderer, der mir die Cour macht; immer derselbe wäre für eine verheiratete Frau auch zu unpolitisch."

Neunzehntes Kapitel.

Vera stand auf ihrem Balkon und sah in den blühenden Garten hinab; sie hatte schon lange so gestanden und war sich dessen kaum bewußt. Wie hatte sie gehungert und gedurstet nach Glück, trotz der kalten Entsagung, in die sie sich gehüllt. Nun sollte dieser Hunger und Durst gestillt werden. Hendrik war ihre Lebenssonne geworden, und mochte nun kommen, was da wollte, sie kannte ihren Charakter genau, für sie hatte die ganze Erde von jetzt ab nur diesen einen Mann.

Heute sah sie ihn wieder, aber zwischen dem Gestern und dem Heut lag nichts anderes, als eine einzige Erinnerung an ihn.

Sie hatte in der Nacht schwer geträumt; jetzt unter dem Zwitschern der Vögel, dem Duft des Fliedors und der Frührosen, der zu ihrem Balkon aufstieg, kam ihr das wieder ins Gedächtnis. Im Traum lag vor ihr eine grell beschienene Landstraße, auf der Sonnenglut brannte, und auf der mancherlei Gestalten mit schweren Bürden beladen keuchend vorwärts zogen, ohne sich umzublicken. Auch sie war unter ihnen. Aber ihr Rücken war leicht, ihre Stirn hoch erhoben, und ein kühler Wind umfächelte sie; neben ihr ging Hendrik, lachend, leichten Fußes, genau so wie sie ihn täglich gesehen. Sie wußten beide, daß sie in seinem Bilde einherzogen, und er sagte: „Siehst Du, das habe ich doch vergessen, es giebt auch glückliche Menschen, die leicht und frei die große Landstraße des Lebens ziehen, wie wir beide." Da lachte sie auch, und er bückte sich und pflückte ihr Blumen vom Wegesrand, einen ganzen Arm voll,

Digitized by Google

und drückte sie ihr lachend in die Hände. „Du wolltest ja keine Blumen," sagte er übermütig, „aber nun ich sie Dir gebe, mußt Du sie nehmen." Und sie nahm sie alle. Aber auf einmal war ter Welp fort, und sie allein in der Hitze, dem Staub und Sonnenbrand. Sie fühlte, wie die Blumen in ihrem Arm schwer wurden wie Blei, wie ihre Füße ermüdeten, ihre Brust keuchte und sich ihr Haupt neigte, wie das all der anderen, und die Blumen nahmen ihr den Atem und drückten sie wund, aber sie behielt sie doch fest in den Händen, obgleich sie welk und farblos geworden waren. Endlich konnte sie nicht mehr weiter, und als sie in dumpfer Qual stehen blieb, todesmatt, fast verdurstet, da hielt sie keine Blumen mehr, sondern statt ihrer ringelten sich Schlangen um ihren Arm, ihren Leib, ihren Hals, stachen ihr ins Herz, erwürgten sie, und mit einem entsetzten Schrei fuhr sie erwachend in die Höhe.

Da tönte draußen die Glocke. Ter Welp kam, um seine Braut zu besuchen; wie konnte sie da noch an ihren Traum denken!

Es waren köstliche Stunden voll heimlicher Seligkeit und heißer Liebe, die sie miteinander verlebten. Frau Schröder schien taub und blind geworden zu sein, zum Überfluß hatte sie sich seit gestern dicke Wattebäuschchen in die Ohren gestopft, und selbst Vera vergaß auf Augenblicke die Gegenwart einer Dritten. Nun aber war es zu Ende. Die kleine Kaminuhr schlug elf und auf einen bittenden Wink hin erhob sich ter Welp, um Abschied zu nehmen.

Frau Schröder war plötzlich diskret verschwunden, und er zog die Frau, der er sich nun für immer angelobt hatte, in seine Arme.

„Lebewohl, meine Geliebte!"

Sie lächelte ihn an. „Weißt Du, daß Du das Wort niemals hören wolltest? Du verlangtest stets nach einem: auf Wiedersehen."

„Damals! Ja damals! Da fürchtete ich noch mehr wie ich hoffte, jetzt ist das Gegenteil der Fall, ich fürchte nichts mehr und hoffe alles." Er sah siegessicher und glückstrunken aus. „Auch daß Du mich noch zu einem ganz vollkommenen Menschen machst, Vera!"

„Bleib nur wie Du bist," sagte sie zärtlich, ihm beide Hände auf die Schultern legend. „So gerade liebe ich Dich."

Als sie sich endlich getrennt hatten, blickte Vera noch einen Augenblick selbstvergessen vor sich hin. Ja, sie hatte die Wahrheit gesagt. So gerade, wie er war, so liebte sie ihn! Dies heiter tändelnde, dies etwas leichtfertige, dabei so leicht zu begeisternde und zu beeinflussende Wesen, kleidete ihn so gut. Nichts hätte sie an ihm missen mögen. Sein bewegliches Temperament reagierte auf jede Gefühlsregung, sei es zum Zorn oder zur Freude; sie wußte, daß das notgedrungen Stunden im engeren Zusammenleben zur Folge haben mußte, in denen es nicht so friedlich herging wie in der heutigen. Das Leben hatte ihr zu gewaltsam die Binde von den Augen gerissen, als daß sie noch im stande gewesen wäre, in irgend einem Menschen einen Gott zu sehen. Aber war das nicht ein Glück? Gerade daß sie ihn liebte mit all seinen Schwächen und Fehlern, daß machte sie so glücklich. — Wie sie ihn hegen und pflegen wollte, ihren genialen Künstler, von dessen Ruhm die Welt widerhallen würde, wie sie ihm stets das demütig liebende Weib sein wollte! Ein fanatischer Wunsch packte sie plötzlich, ihm ein Opfer bringen zu können, groß genug, daß er ihre grenzenlose Liebe daraus ermessen konnte, vor dem eine andere an ihrer Stelle zurückgeschreckt sein würde . . . aber große und heroische Opfer sind heutzutage nicht mehr an der Tagesordnung.

Und er liebte sie so warm, so innig; aus jedem Blick, jedem Händedruck merkte sie es, und wie sehr hatte sie sich nach Liebe gesehnt. Schon für dies Geschenk durfte sie nie aufhören, ihm zu danken . . . und die Welt — Georgine — nannte sie stolz! Aber wer kannte sie denn auch. — Es war ihr eine Genugthuung, daß Hendrik der erste und einzige sein würde, dem sie sich ganz erschloß, und dem sie zugleich sagen konnte: Sieh, meine ganze trostlose Vergangenheit weist keinen Augenblick, keinen verborgenen Gedanken auf, dessen ich mich zu schämen hätte.

Sie ahnte gar nicht, daß er ihre moralische Reinheit instinktiv empfand, und daß das gerade die stärkste Fessel für Naturen wie die seinige ist.

In einem wahren Glücksrausch schritt Hendrik indessen die stille Straße hinab und blieb am Rande des Stadtparks überlegend stehen. Eine kühle, würzige Luft, durchtränkt mit dem Geruch blühender Linden wehte ihm aus den schweigenden, kompakten Baummassen verführerisch entgegen, auf der Straße war es noch heiß und staubig vom Tage, gelb und schläfrig brannten die Laternen in ziemlichen Abständen und zeigten ein menschenleeres Pflaster, im Park zirpten die Heimchen, ein Glühwürmchen taumelte am Rande hin, als wollte es ihn locken. Dazu kam, daß sein Heimweg quer durch den Park kaum eine Viertelstunde, auf der begangenen Straße dagegen mindestens noch einmal so lange dauerte; freilich hatte er die Chance, einem leeren Wagen zu begegnen, was hier schwerlich der Fall sein würde, und vor dem Begehen des Parkes zur nächtlichen Stunde war gewarnt, denn es trieb sich allerhand Gesindel hier herum, dem zu begegnen nicht gerade angenehm war, wenn es auch noch keinen ernstlichen Unfall gegeben hatte.

Ter Welp überlegte also; aber das Frische und Duft ausströmende Grün gegenüber dem brütenden Straßenstaub trug den Sieg davon, mutig, ja selbst tollkühn bis zur Verwegenheit war er schon oft gewesen, so faßte er denn seinen Stock fester, dessen goldener schwerer Knopf als eine nicht zu unterschätzende Waffe dienen konnte, und schlug den schmalen Nichtweg ein, der direkt auf sein Atelier zuführte. Schon nach wenigen Schritten umfing ihn tiefe Nacht. Gespenstig, riesengroß ragten die dicken Stämme neben ihm aus dem Boden, mit ihrem Blättergewirr die schwache Helle des Himmels, der außerdem leicht bezogen war, völlig auslöschend. Zuweilen rauschte es in den Zweigen auf, wie ein gewaltsames Aufstöhnen klang es, obgleich das nur ein großer Vogel oder das plötzliche Aufspringen eines kurzen Windes sein konnte, denn es erstarb fast gleich darauf; oder ein trockener

Digitized by Google

Ast splitterte unter seinem Fuß, ein helles, weithin klingendes Geräusch in der Stille der Nacht. Kein Fußtritt weit und breit zu hören, die Nähe eines Menschen nicht einmal instinktiv zu fühlen, er war völlig einsam auf dem schmalen Weg und zu dieser Stunde. Alle Vorsicht fahren lassend, schritt Hendrik gemächlich weiter; er hatte den Stock unter den Arm geklemmt und blieb nun stehen, um sich eine Cigarre anzuzünden. Den Hut etwas rückwärts geschoben, beleuchtete das aufblitzende Streichholz grell und scharf sein schönes Gesicht, das so unleugbar den Stempel der oberen Zehntausend trug. Er warf das Streichholz zu Boden, es erlosch, und er ging ruhig weiter.

Dicht vor ihm war eine Kreuzung, und rechts daran stand eine Bank; schon bei Tageslicht ziemlich versteckt, war sie jetzt selbst beim genauen Hinsehen gar nicht zu unterscheiden, ebensowenig wie die beiden Menschen, die darauf saßen. Es waren augenscheinlich Leute, die sich anschickten, hier die Nacht zuzubringen; ein penetranter Fuselgeruch umgab sie auf einen Umkreis von einigen Schritten. Von ihren Gesichtern konnte man in der Dunkelheit nichts sehen, aber der eine sprach eigentümlich lallend, mit einer tonlosen Stimme wie ein Gewohnheitssäufer.

„Die Hunde! Die Hunde! Alle müssen sie mir r'an ans Messer, — und wenn sie mich einen Kopf kürzer machen — allens einjahl — ganz einjahl . . . meinen Jungen haben sie mir totgefahren — und nicht mal 'ne Entschädigung habe ich gekriegt . . ."

„Halt's Maul, Hilgers," sagte der andere unwirsch und stieß seinen Schlafkameraden in die Seite. „Dir sind wohl die Reden heute abend in den Kopf gestiegen? Alles Unsinn, sage ich Dir, bis wir es nicht so machen wie die Franzosen — Revolution — alles köpfen — teilen."

„Köpfen oder totstechen ist allens eins," stammelte Hilgers, „der erste, der mir über den Weg kommt, muß dran glauben, sage ich Dir! So eine Schand! — Das Kind totfahren und dann keine Entschädigung — nich mal Geld für den Sarg — und ausgepfändet haben sie uns — und rausgeschmissen . . . der erste muß ran, sage ich Dir . . ."

„Pst — da kommt was — halt Dich still — vielleicht ist's ein Schutzmann."

In demselben Augenblick flammte das Streichholz auf und beleuchtete Hendriks Gesicht.

Hilgers faßte mit der rechten Hand in die Hosentasche und fingerte eine Weile darin herum, dann erhob er sich fast lautlos, sein Begleiter auch. Nun ließen sie den einsamen Wanderer passieren; in der helleren Kreuzung sah man ganz deutlich die dunkle Silhouette, ehe sie wieder in das Baumdickicht tauchte. Mit wenigen Schritten waren sie an seiner Seite, der eine etwas vor, der andere zurückbleibend.

„Eine kleine Gabe, Herr," sagte der Nüchterne, aber sein Ton war so unverschämt, daß es Hendrik zornig durchrieselte. Er faßte seinen Stock wagerecht.

„Zuerst in anständiger Manier, oder sonst packt Euch."

„Verfluchter Hund!" schrie da Hilgers hinter ihm los und gleich darauf fuhr sein Messer ter Welp in den Rücken.

Er schrie auf — er drehte sich um und blindlings, mit zusammengepreßten Zähnen schlug er mit dem schweren Stock ins Dunkel, — da noch einmal ein wahnsinniger Schmerz, der ihm den rechten Arm lähmte, er schrie zum zweiten Mal auf, dann brauste es ihm vor den Ohren, halb bewußtlos taumelte er noch ein paar Schritte weiter und sank dann zu Boden, in das entfliehende Bewußtsein mischten sich ihm Schritte, die sich eilig entfernten.

„Vera!" war sein letzter Gedanke.

Auf dem Baum über ihn hatte ein Käuzchen gesessen, es flog mit heiserem Schrei und schwerem Flügelschlag auf und weiter in den Park hinein; die Zweige rauschten noch ein Weilchen, dann wurde es wieder still, und ungesehen verrann Hendriks Blut in dem sandigen Boden des schmalen Weges.

Die beiden Missethäter waren entflohen; vielleicht heimlich erschreckt über das, was geschehen, vielleicht aus Sorge um ihre eigene Sicherheit, kehrten sie auch nicht zurück, obgleich wohl anzunehmen war, daß der Verwundete oder Getötete Geld oder Pretiosen bei sich tragen würde. Erst als sie den Rand des Parkes erreicht hatten, sagte Hilgers prahlerisch:

„Den habe ich kalt gemacht, Ede! Ja, was ein Mann ist, der hält immer sein Wort."

— — — — — — — — — — —

Merkwürdig, was Frau Schröder immer für geheimnißvolle Ausgänge hatte! Die Dienstboten hatten das beobachtet und klatschten weiblich darüber. Fast mit der Sonne stand sie auf und verließ das Haus. Zu der Stunde, in der Vera nach ihr zu verlangen pflegte, war sie zwar längst zurück. Einmal war sie hochrot und außer Atem kurz vor dem Läuten der gnädigen Frau erst gekommen, nachdem schon alles die Ohren gespitzt hatte, was nun herauskommen würde, denn darüber waren sich die weiblichen Domestiken sämtlich einig: zu einer Liebesgeschichte sei die Schrödern doch längst zu alt und zu häßlich. Die männlichen zuckten zwar die Achseln und meinten: über den Geschmack ließe sich nicht streiten — aber erklärt war damit doch ebensowenig.

Auch heute war Frau Schröder gleich nach Sonnenaufgang aus dem Hause geschlüpft, wie gehetzt die stille Straße hinab und dann einbiegend in den schmalen Richtweg, der quer durch den Stadtpark ein beträchtliches Stück Weges abschnitt. — Dort verlangsamte sie ihren Schritt. Es war so wunderbar draußen und die an frische Landluft und thätige Körperarbeit gewöhnte Frau wurde sich einmal wieder aufs neue klar, welch ein namenloses Opfer sie mit dieser Scheinarbeit, die ihren Gewohnheiten so gar nicht entsprach, und diesem vornehm thatenlosen Leben eigentlich gebracht hatte.

„Es ist aber für die Kinder," dachte sie, während ihre thränengefüllten Augen sehnsüchtig von Baum zu Busch und Strauch, bis auf den leuchtend grünen Rasen glitten.

Die Kinder! Das war das große Geheimnis in Frau Schröders Leben. — Vor ihrer Herrin durfte sie keine haben, denn es war die ausdrückliche Be-

Digitized by Google

dingung gestellt: eine anständige, kinderlose Frau ohne Anhang — und um die beiden kleinen heimatlosen Würmer vor dem Verhungern zu retten, hatte sie sich dazu verstanden, sie zu verleugnen.

In einem billigen Vorort der Stadt untergebracht, bei fremden Leuten, drängte das arme Mutterherz voll Sorge und Angst dazu, sie so oft wie möglich zu sehen, und seitdem nun gar der kleine Karl an einer schweren Knieerkrankung im Bett liegen mußte, lieblos behandelt, ungepflegt, wie es sich ihrem armen Gehirn vorstellte in den langen Tagesstunden, die Augen dabei mechanisch auf ihre ewige Häkelarbeit gerichtet, lief sie jeden Morgen die dreiviertel Stunden Weg hin und zurück, nur um zwei Stunden an seinem Bettchen zu sitzen, die kleine Emma auf dem Schoß und ihm Märchen zu erzählen, oder mit irgend etwas Gutem sein Naschmäulchen zu stopfen.

Diesem armen Weib war alles in der Welt zum Schmerz ausgeschlagen, und selbst das Mutterglück trug für sie die versteinten Züge der Trennung, Not und Armut. — Sie war auch vollkommen verschüchtert von all den Hieben, die ihr das Leben gegeben, wagte kaum zu sprechen, alles aus Furcht vor irgend einem Verstoß. Wie ein verprügelter Hund schlich sie dahin, froh, wenn man ihr das tägliche Brot nicht nahm und sie im Frieden ließ.

Für Vera hatte sie dabei im stillen eine Art scheuer Zuneigung gefaßt; ihr Auge erfreute sich an der schlanken, vornehmen Erscheinung der jungen Frau, die alles besaß, wonach es den Menschen gelüsten kann, und es so wenig achtete, weil sie kein Entbehren kannte; ihrem geschärften Ohr deutlich vernehmbar war der Klang von Herzensgüte und gewisser freundlicher Rücksicht in dem Ton der Stimme, wenn sie zu ihr sprach, die ganze vornehme Stille des Hauses war ihren armen gepeinigten Nerven eine Wohlthat, und wenn die Kinder nicht gewesen wären ...

Sophie Schröder seufzte bekümmert, aber ihre sorgenden Gedanken, die ganze Art raffinierter Selbstquälerei, die sie für sich erfunden hatte seit dem jähen Umschwung ihrer Verhältnisse, hielt heute nicht stand. Es war gar zu köstlich ringsum.

Die Sonnenstrahlen kamen noch ganz schräg durch die Bäume und warfen die alten Stämme in grellen dunklen Schatten auf den leuchtend grünen Rasen; ungestört und zutraulich zwitschernd, hüpften die schlanken Vogelleiber über den weißen Kies der Wege, und der Boden strömte eine würzige herbe Frische aus. Die Mandelbäume, die in diesen Bosketts inmitten des Rasens standen, schimmerten wie eine gewaltige phantastische Blume, so übersät waren sie mit roten Blüten, und im noch beschatteten Grase hing der Tau in klaren Tropfen.

Sophie löste die Hutbänder und ging langsamer wie sonst, dieser köstliche frische Sommermorgen wäre fast imstande gewesen, sie die Vergangenheit vergessen zu lassen.

Auf einmal blickte sie schärfer geradeaus; mitten im Wege lag etwas Dunkles, Langes — ein Mensch!

Die gute Schröder war Zeit ihres Lebens ein Hasenherz gewesen, diese morgendlichen einsamen Spaziergänge waren das Großartigste, was die Mutterliebe bisher ihrer Zaghaftigkeit abgerungen, und fast niemals war sie bisher einem Menschen begegnet. Ihr stockte der Atem — wer konnte das sein? Ein schlafender Betrunkener? Und so leise als möglich mußte sie sich vorbeistehlen. Mit wildem Herzklopfen näherte sie sich immer mehr dem regungslos Daliegenden, jetzt sah sie schon, daß er feine Kleider trug, daß der Hut, weit fortgeschleudert, seitwärts lag, und nun — nun stockte ihr Fuß und Herz, denn sie sah noch etwas anderes — einen schmalen dunklen Streifen, der sich über den Weg hinzog und in dem weißen Sand versickerte — Blut! —

Ihr begannen die Zähne laut zu klappern, die Kniee bebten unter ihr, aber wie von einer magnetischen Kraft angezogen, ging sie mit weit ausgestrecktem Kopf immer näher und näher — so — gerade so hatte ihr Mann ja auch dagelegen, als er mit einem Schuß seinem Leben ein Ende gemacht hatte! — Und als sie nun ganz nahe war, sah sie, daß der Körper in einer großen Blutlache lag, die Kleider waren ganz durchtränkt, und dann sah sie das Gesicht ... Sophie Schröder warf beide Arme in die Luft und stieß einen gellenden Schrei aus, die Vögel verstummten und flogen davon, die Blätter der Bäume rauschten wie im Schrecken, und fast sinnlos vor Entsetzen stürzte sie, instinktiv das Richtige wählend, den breiten Weg zu ihrer Rechten hinab und kam so sehr schnell auf die Fahrstraße. Noch waren nicht viel Menschen da, aber auf den ersten stürzte sie zu, packte ihn am Arm und brachte eine ganz verworrene Erzählung hervor, aber ihr Zittern, ihr fliegender Atem sprachen deutlicher als Worte.

Ein paar Minuten später standen mehrere Menschen um den Daliegenden. War er tot, oder nur verwundet?

Sie nahmen sich nicht lange Zeit, danach zu forschen, sondern hoben ihn auf.

„Wohin?" fragte der Vorderste, ein stämmiger Mann, und sah sich nach den andern um.

„Ins Krankenhaus, wenn ihn keiner kennt," lautete die Antwort.

„Doch — ich — ich kenne ihn!" schrie Sophie Schröder, sich vordrängend, „gar nicht weit von hier ist sein Atelier, da tragt ihn hin."

Und in ihrem alten, häßlichen, braunen Strohhut, der vor Aufregung schief auf ihrem Kopfe saß, mit dem losgegangenen dünnen Zopf, der auf ihrem Nacken hing, führte sie den traurigen, sich langsam bewegenden Zug an.

Der Welps Wohnung lag im ersten Stock, zwei elegante Zimmer, und hier bettete man ihn, nachdem man die erschrockenen Wirsleute geweckt, und nun ein Rufen und Rennen und Hasten. — Einer stand dem andern im Wege und keiner dachte an das Notwendigste.

„Einen Arzt!" sagte Sophie Schröder endlich, als sie vor dem gelbweißen, leichenstarren Gesicht zurückfuhr, über das sie sich furchtzitternd gebeugt, und an dem sich während des langen Weges keine Muskel gerührt hatte.

Der Arzt kam, ein junger Mann, offenbar noch

Digitized by Google

nicht ausgeschlafen und dem aussichtslosen Fall gegenüber ziemlich gleichgiltig. Denn aussichtslos, nach der stundenlangen Blutung, schien ihm der Zustand zu sein. Er legte einen Verband an, gab der Wirtin einige Verhaltungsmaßregeln und ging dann mit dem Versprechen, in zwei Stunden wiederzukommen.

Über das eben noch so laute, mit Menschen gefüllte Krankenzimmer breitete sich tiefe Stille.

„Ob er sterben wird?" fragte die Gesellschafterin, neben die Wirtin tretend.

„Noch atmet er," sagte diese scheu, denn sie war viel zu abergläubisch, eine Sache zu berufen, und liebte ihren vornehmen Mieter auf ihre Weise. „Gott, wer das gedacht hätte."

Sophie Schröder streifte mechanisch die Handschuhe über die Finger, sie dachte nur an Vera, und da kam ihr auch in richtiger Folge die Erinnerung an ihren Dienst und an die Zeit, die inzwischen verflossen sein mochte.

Eilig machte sie sich auf den Heimweg.

Es war längst neun Uhr vorüber, als sie, matt an Leib und Seele, die Stufen emporschlich, die zu ihrem Zimmer führten. Erst auf der Straße war es ihr klar geworden durch die Blicke der Vorübergehenden, welch absonderliches Bild sie abgeben mußte; sie wollte sich erst reinigen und in Ordnung bringen, ehe sie ihrer Herrin die Schreckenskunde überbrachte.

Aber Vera hatte bereits ihre Gesellschafterin vermißt, und nun konnte sich Auguste doch nicht enthalten, von deren täglichen geheimnisvollen Morgenspaziergängen zu berichten, denn im Grunde ihres Herzens fühlte das Mädchen etwas wie eifersüchtigen Haß gegen diese hergeschneite Fremde, von der sie sich verdrängt glaubte. Voll ungläubigen Staunens hörte Vera zu. Sie hatte sich viel zu wenig um die Person ihrer schweigsamen Gesellschafterin bekümmert, um aus eigener Anschauung urteilen zu können, sie war ihr bequem, das genügte vollauf, aber Augustens geheimnisvolle Andeutungen machten sie unruhig.

Und diese hatte es sich nicht nehmen lassen, auf der Treppe die Heimkehrende zu erwarten und so wie sie war, vor die Herrin zu führen. Mit einem dumpfen, stumpfen Gefühl ergab sich Sophie in diesen Racheakt.

Vera maß die vor ihr Stehende erstaunt von Kopf bis Fuß. Ihr Kleid zeigte große, unregelmäßige Staubflecken, ihr Haar hing noch immer und der Hut saß schief.

„Wo kommen Sie her, Frau Schröder?" fragte sie in strengerem Ton, als sie sonst ihren Untergebenen gegenüber annahm. „Ich hörte von täglichen Spaziergängen bei Sonnenaufgang. Was veranlaßt Sie, zu einem solchen geheimnisvollen Verlassen meines Hauses, zu so ungewöhnlicher Zeit?"

„Darf ich das nicht?" fragte Sophie schüchtern, sie wurde ordentlich kleiner vor den Augen derjenigen, die ihr Brot, ihre Zukunft in Händen hielt.

„Ich hoffe, Sie werden mir den wahren Grund sagen," entgegnete Vera, „dann . . ."

In Sophie bäumte sich plötzlich etwas auf, der Rest von Kampfesmut, den sie noch besaß.

„Ja, gnädige Frau, ich werde Ihnen die Wahrheit sagen," begann sie, einen Schritt näher tretend. „Ich bin alle Morgen zu dieser Zeit im Nachbardorf gewesen und habe meine Kinder besucht, denn ich habe Kinder, gnädige Frau, und daß ich sie verleugnen mußte, um Brot für sie zu erarbeiten, das ist mir bis jetzt der bitterste Stachel meiner Armut gewesen."

„Und warum haben Sie das denn nicht gesagt?" fragte Vera mitleidig, als sie die Erregung der kleinen, zitternden Person vor sich sah.

„Die Vermieterin verlangte das, gnädige Frau. Frauen mit Kindern werden nicht gern genommen in den Häusern, in denen man eine Gesellschafterin braucht, und da ja das tägliche Brot die tyrannischste Macht auf der Welt ist, blieb mir wohl nichts anderes übrig. Es that ja auch nichts, nur sehen mußte ich sie doch manchmal — und da — da ging ich so früh . . ."

„Von jetzt an haben Sie das nicht mehr nötig," sagte Vera gütig, „einmal in der Woche mögen sie die Kinder sogar herkommen lassen, damit sie hier im Garten spielen und Sonntags gebe ich Ihnen ganz frei. Sehen Sie nur, wie Sie zittern, Sie haben Ihre Gesundheit schon ganz untergraben."

„Nein, das ist es nicht," stieß die Schröder schluchzend heraus, „nur daß ich Ihnen Ihre Wohlthat so schrecklich vergelten muß, gnädige Frau . . ."

Eine unheimliche Ahnung zog plötzlich Veras Herz zusammen. „Was ist geschehen?" fragte sie rasch.

„Heut morgen" — die Schröder schnäuzte sich inzwischen, aber ihr fiel keine vorbereitende Wendung ein — „ich habe Herrn ter Welp schwer verwundet im Stadtpark gefunden."

Wie von einer Feder emporgeschnellt stand Vera plötzlich vor ihr und ergriff ihren Arm.

„Reden Sie deutlicher — ich verstehe Sie nicht — Herrn ter Welp?"

Nun ergoß sich ein Strom breiter Beredsamkeit aus Frau Sophiens Mund, sie zeigte die Blutflecken ihres Kleides, ihrer Hände, und Vera stand vor ihr in leichenhafter Starrheit, mit dem Gefühl, als habe ihr Herz aufgehört zu schlagen.

„Läuten Sie — bestellen Sie das Anspannen — begleiten Sie mich dann zu ihm!" stieß sie atemlos heraus.

Dann plötzlich besann sie sich. „Sie werden hungrig sein, liebe Schröder, es ist wohl besser, ich fahre allein."

Aber die Gesellschafterin wehrte heftig ab, und eine halbe Stunde später standen beide an ter Welps Bett.

Scheinbar war Vera ganz ruhig, aber ihre Hände waren eiskalt und ihr Gesicht leichenblaß, als sie sich über ihn beugte. Er lag noch immer bewegungslos, nur die leisen, kaum hörbaren Atemzüge kündeten noch ein schwaches Leben. Sie fiel weder in die Knie, noch stieß sie einen Schrei aus, als sie in sein fahles Gesicht mit den so furchtbar

Digitized by Google

veränderten Zügen blickte, still setzte sie sich auf den Stuhl neben seinem Bett, die Hände fest verschlungen, als hätte sie nur noch dies eine auf der Welt zu thun, diesen leisen Atemzügen zu lauschen, sie festzuhalten, oder mit ihnen zu erlöschen.

Auf einmal kam ihr ein Gedanke; sie winkte der Schröder. „Fahren Sie zu Doktor Schrattenbach — bringen Sie ihn her — sagen Sie ihm, ich ließe ihn dringend bitten."

Heinz Schrattenbach beugte sich ein Weilchen später über den Kranken, er hatte Vera nur flüchtig und stumm begrüßt, denn ihre Anwesenheit hier traf ihn schon wie ein Dolchstoß. Als er dann mit seiner Untersuchung fertig war, folgte sie ihm lautlos in das Nebenzimmer. Sie zitterte, eine gewaltige Angst schnürte ihr die Kehle zusammen.

„Wird er leben bleiben, Doktor?" fragte sie und preßte die Hände fest auf das schlagende Herz.

Er sah in ihr Gesicht und wußte, daß ihm diese Frau auf immer verloren war — auf immer! Und gleichzeitig fiel es ihm ein, daß er ja mit keinem Gedanken die Möglichkeit gestreift hatte, sie je zu besitzen, daß er sich am Sterbebett ihres Mannes rein von jeder selbstischen Regung gewußt, daß ihm nur das Bewußtsein damals den Mut gegeben . . . Woher kam er denn nun plötzlich, dieser rasende, eifersüchtige Schmerz, der ihm einen Augenblick das klare Denken trübte. Er trat mit dem Rücken an das offene Fenster, seine Fäuste packten das breite Holz davor, als wollten sie es mit einem Griff zermalmen; er fühlte, er müsse etwas Hartes, Widerstandsfähiges unter sich haben, wollte er Herr über sich bleiben.

„Wird er leben bleiben?" fragte Vera noch einmal. Ihre großen Augen waren weit offen und thränenlos, aber ein Blick brach aus ihnen hervor, der mehr von ihrer bebenden Angst verriet, als es Worte oder Thränen gekonnt.

„Ich weiß es noch nicht," sagte er heiser.

Da faltete sie die Hände und streckte sie ihm entgegen.

„Retten Sie ihn, Doktor, o retten Sie ihn!" flehte sie verzweifelt, „seien Sie barmherzig, lassen Sie ihn nicht sterben."

„So sehr liebt sie ihn!" dachte er bitter, „was hatte er denn gethan, um soviel Liebe zu verdienen."

„Ich liebe ihn — namenlos — unausdenkbar! Mein Leben ist zerstört, wenn er stirbt — Doktor, Sie sind mein Freund — bei diesem warmen Gefühl für mich beschwöre ich Sie, retten Sie ihn mir!"

Sie war vorgestürzt und hatte krampfhaft seinen Arm umklammert, gerade als hielte sie damit die Hoffnung; alles an ihr zitterte und bebte.

„Ich würde willig mein eigenes Leben für ihn hingeben, nichts — nichts kann mich mehr von ihm trennen, nur der Tod allein, der Tod darf aber nicht kommen — er *darf* nicht, hören Sie? Ich habe auch ein Anrecht an Menschenglück! Soll ich es denn nur sehen von weitem, nur einen Begriff von seiner Stärke und Süßigkeit bekommen, damit es mir zugleich wieder genommen wird? Ich beschwöre Sie, Doktor, retten Sie ihn mir — meinen einzig Geliebten."

Schrattenbach war aschfahl unter ihren Worten geworden. Trotz der Hitze draußen fröstelte es ihn von Kopf bis Fuß. Er hatte das Gefühl, als wenn eine marmorne Gottheit, zu der er bisher wunschlos gebetet, plötzlich von ihrem Piedestal heruntergestiegen sei und ihm zeigte: Du Narr, ich bin Fleisch und Blut wie du, nicht fromme Anbetung wollte ich, sondern warme, menschliche Liebe.

Er hatte zu spät entdeckt, daß diese Göttin auch menschlich war . . . und wenn eher, würde es ihm genutzt haben?

In seinem Kopf war ein wildes, wüstes Chaos, sein Herz wie zerrissen von tausend Schmerzen.

„Ich bin kein Gott," preßte er langsam zwischen den Zähnen hervor.

Sie sah ihn an, ihre Augen weiteten sich entsetzensstarr, dann taumelte sie, griff mit der Hand in die Luft und sank halb bewußtlos auf den nächsten Stuhl.

„Er wird also sterben," jammerte sie.

Wie sie da lag in dem schwarzen Trauerkleid, vom Hinterhaupt nur die braunrote Frisur mit den kleinen Nackenlöckchen sichtbar, in der Haltung des Körpers, in jeder Falte des Kleides rasenden, verzweifelten Schmerz, da überwältigte Heinz Schrattenbach einen Augenblick die Bitterkeit.

Dazu also hatte er sie befreit und sein Gewissen belastet, daß sie ihre Seele an diesen da drinnen gehangen hatte — an diesen! Welch ein Komödienspiel ist doch das Leben!

Dann aber stieg wieder die Frage in ihm auf, wie es nur möglich sei, daß dieses Wissen ihn doch so im Innersten verwandelt habe. Waren seine Gefühle nicht so rein gewesen, wie er sich damals selber eingeredet? Hatte, ihm unbewußt, der Egoismus doch seine Hand dabei gehabt? Dann erst — dann war seine damalige Handlung verwerflich.

„Ich müßte kein Mann sein," tröstete er sich, „wenn nicht in diesem Augenbick das eigene Begehren in mir erwachte und mit mir durchginge, wo ich sie um einen andern weinen sehe, aber ich werde überwinden."

Er atmete laut und beklommen, als wollte er sich dadurch gewaltsam zur Ruhe zwingen, aber der quälende Druck wich nicht.

Er fragte sich plötzlich, warum er hier wäre, hier, am Krankenbett seines Todfeindes. War es nötig, daß er sich den Stachel selbst noch tiefer in die Brust drückte, indem er Veras Liebe, ihren Schmerz so hüllenlos und verzweifelt vor Augen hatte. Es gab ja andere Ärzte genug, mochte sie von denen einen holen.

Er ging quer durch das Zimmer, um der Schröder Bescheid zu sagen, mit dem brennenden Wunsch, nur erst draußen zu sein, fort aus dieser weichen, luxuriösen Umgebung, in der die Frau, die er leidenschaftlich liebte, um einen andern weinte. Aber Vera hatte seine Schritte gehört, sie richtete sich auf, totenblaß, mit verwirrtem Haar, und Augen, die von unvergossenen Thränen brannten.

„Gehen Sie nicht, Doktor," sagte sie halblaut,

Digitized by Google

heiser, „lassen Sie mich in der fürchterlichsten Stunde meines Lebens nicht allein! Sie haben ja immer an meiner Seite gestanden wenn es not that, — ich vertraue Ihnen so blindlings — mir ist es als könnte ich noch hoffen wenn Sie hier bleiben — lassen Sie mich nicht allein!"

Er zögerte erst, dann kehrte er sich zu ihr um.

„Es ist noch nicht alle Hoffnung verloren," sagte er dumpf, „alles kommt auf die Konstitution an."

Sie schnellte auf und kam auf ihn zu.

„Doktor! Doktor! Noch Hoffnung? — O!" — Sie umklammerte ihn und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust. Er fühlte, daß sie jetzt erlösende Thränen fand. Wieder blickte er auf den braunroten Haarknoten herab und mit einem Schlage wußte er, was er hier zu thun hatte. Ter Welp retten — mit dem Aufgebot seiner ganzen Kunst.

„Leben um Leben," dachte er energisch. „Für das eine, das Du widerrechtlich genommen, giebst Du dies dem Dasein zurück, und wenn es Dir gelingt, bist Du quitt mit Deinem Gewissen." Er hob den Kopf hoch, konnte jemand ernstlicher büßen als er es unter diesen Umständen that? Der Frau, die er liebte, gewann er einen anderen dem Tode ab und blieb selbst wunschlos beiseite stehen. — Wunschlos — nein, das nicht! Ein dumpfes, brennendes Gefühl nagte in ihm, das verzweifelte Ähnlichkeit mit Neid hatte.

Er trat an das Bett des Kranken, dessen schönes, regelmäßiges Gesicht in der wächsernen Blässe sanfte, edle Züge aufwies, nun die Augen nicht mehr mit dem bestrickenden Zauber, der ihnen eigen war, darin dominierten. Lange und aufmerksam blickte er in dasselbe und that in Wahrheit doch nichts anderes, als den Kampf zu Ende kämpfen, der noch immer in ihm tobte.

In diesem Augenblick hatte er kein Recht ihn zu hassen, das wußte er ja deutlich genug, und war auch nicht willens, sich solche Schwäche zu schulden kommen zu lassen, mochte sie noch so menschlich sein. Diese schöne, blasse, bewegungslose Hand hatte das Idol seines Lebens spielend an sich gerissen und ihm nichts hinterlassen als nagenden, bitteren Schmerz, aber das verlor in dieser Stunde seine Bedeutung. Es war ein kranker, mit dem Tode ringender Mann, den man seiner Fürsorge anvertraute, den er zu retten hatte, wollte er nicht zum zweiten Mal an seinem Beruf zum Verräter werden. — Was später geschehen würde . . . er wußte es nicht, für ihn gab es ja keine Hoffnung mehr, aber er hatte das unabweisbare Gefühl, als käme er mit diesem Mann noch einmal im bösen zusammen, wenn es ihm gelang, ihn zu retten. Und merkwürdigerweise brachte ihm dies Gefühl eine gewisse Befriedigung.

Neben ihm stehend blickte Vera angstvoll in sein Gesicht, er nickte ihr beruhigend zu.

„Wollen Sie den Kranken ganz meiner Obhut anvertrauen? Ich werde dann dafür sorgen, daß er gehörige Pflege hat und Ihnen täglich Nachricht schicken."

Mit einer kaum merklichen und doch so demonstrativen Bewegung trat sie dichter an das Bett.

„Ich verlasse ihn nicht — ich bleibe bei ihm," sagte sie ruhig, als wäre dieser Entschluß einfach selbstverständlich.

„Das werden Sie nicht thun," fuhr Schrattenbach auf, „bedenken Sie . . ."

Sie legte ihm ihre Hand auf den Arm, ein unendlich trauriges Lächeln glitt über ihr Gesicht.

„O Doktor, Sie haben nie einen Menschen geliebt, sonst würden Sie wissen, daß ich nichts anderes denken und bedenken kann als ihn! Glauben Sie, ich hielte es aus zu Hause, fern von ihm — mit der brennenden Angst um ihn im Herzen, und wenn sein erster bewußter Blick vielleicht seine Umgebung streift, sitzt eine Fremde neben ihm, und er sucht mich vergebens — das wäre einfach unerträglich und ich sagte Ihnen schon einmal: ich bin keine Heldin."

„Sie wissen nicht was Sie thun," widersprach er, gepeinigt durch diese leidenschaftliche Hingabe, die sich ihm so gar nicht verschleierte.

„Ja, ich weiß es, es ist möglich, daß sie alle schreien werden, aber was thut das! Eine kleine Weile — nachher müssen sie ja doch schweigen, — und wenn er stirbt, Doktor —" sie holte tief Atem, „dann hat auch mein Leben ein Ende. Also für was soll ich mich zu so unerhörter Qual verurteilen!" —

In diesem Augenblick gellte draußen die Glocke, der Kranke zuckte ein wenig, Schrattenbach runzelte die Stirn.

„Ich habe kein Recht, Ihnen meine Meinung zu sagen und zu verlangen, daß Sie sie befolgen, gnädige Frau," sagte er kurz. „Aber absolute Ruhe für den Patienten muß ich haben, darauf wollen Sie gefälligst bringen."

Sie war schon aus der Thür geschritten, leise, unhörbar; von draußen drang Stimmengemurmel, das sie so schnell wie möglich dämpfen wollte. Als der Schein des hellen Fensters hinter ihr auf den dunklen Korridor fiel, hob sich ihre hohe Gestalt einen Augenblick plastisch scharf im Thürrahmen ab. Das Gemurmel verstummte von selbst, der Einlaßbegehrende, der sich von der geschwätzigen Wirtin das Geschehnis erzählen ließ, von dem er keine Ahnung gehabt, trat wie in maßlosem Erstaunen einen Schritt zurück, riß die Augen weit auf, und nahm dann einen schleunigen Rückzug, ohne daß ihn Vera erkannt hätte. Die Glocke wurde fest umwunden, und über der Wohnung des Kranken lag die Stille, die in einer großen Stadt zu schaffen ist.

Zwanzigstes Kapitel.

Durch die breiten Wege des Parks fuhr Frau von Herskott, zum ersten Mal in Halbtrauer, bequem in die Kissen eines anständigen Mietswagens zurückgelehnt. Daß sie keine eigene Equipage besaß, nagte ihr schon seit Jahren am Herzen, aber diesem Wunsch seiner Frau gegenüber blieb der Staatsrat unnachgiebig, — und immer zu ihrer Cousine schicken — da wehrte sich doch etwas in Georgines Herzen, wenn es auch nur kleinlicher Hochmut und grollender Neid

Digitized by Google

war, zudem kannte man überall die Livree der Konreuths, und es ist nicht angenehm, mit geborgten Sachen einher zu stolzieren. — Sie hatte ein langsames Tempo befohlen und spähte aufmerksam umher, verhältnismäßig war es noch früh und weniger heiß wie sonst, ein kühler Wind ging und machte den Aufenthalt im Freien angenehm. Endlich hatte sie gefunden, was sie suchte, aus einem Nebenweg kam Prinz Philipp mit seinem Adjutanten, offenbar vom Dienst, denn beide waren bestaubt. Georgine zog die Stirne kraus.

„Immer dieser langweilige Pinsel, dieser Eckhoff," dachte sie ärgerlich, „warum Philipp nicht allein kommt."

Sie gab ein Zeichen zum Halten und wartete dann, bis die beiden Offiziere an ihren Wagen traten.

„Guten Morgen, Durchlaucht," sagte sie und sah ihm eigentümlich herausfordernd in das Gesicht. „Wollen Sie ein Stückchen mitfahren?"

„Ich danke," sagte er und sah sie wieder an, aber wie zerstreut, mit etwas anderem beschäftigt, jedenfalls fiel es ihr auf. Sie lehnte sich weit über den Schlag.

„Was würden Sie sagen, wenn ich nun Lust zu einer Promenade verspürte und um Ihre Begleitung bäte, meine Herren."

Prinz Philipp faßte an seine Mütze, aber er sah eher alteriert wie erfreut aus. „Mit tausend Freuden, Gnädigste."

Georgine merkte das alles und fühlte sich beunruhigt, sie stieg hastig aus. Als sie den Kutscher heimschickte, fragte sie halblaut, schnell:

„Ist etwas geschehen?"

Er schüttelte unmerklich den Kopf, und sie atmete auf.

„Kommen die Herren vom Dienst?" fragte sie liebenswürdig, wie stets ihre Art war.

„Doch nicht," nahm Seine Durchlaucht das Wort. „Von einem Privatgang, der uns, das heißt mir, allerdings wohl etwas eingeheizt hat, nicht, Eckhoff? Gnädigste haben schon von dem Malheur gehört, das ter Welp betroffen hat?"

„Ich? kein Sterbenswörtchen weiß ich."

„Nun, er ist in dieser Nacht meuchlings überfallen; voller Messerstiche, halbtot haben sie ihn heut morgen in seine Wohnung gebracht. Als ich das erfuhr, ging ich gleich hin zu ihm, um mich von der Wahrheit der Gerüchte zu überzeugen."

„Nun — und?" Georgine blickte ihm mit ungeheucheltem Schrecken in das Gesicht, „wie fanden Sie ihn?"

„Man ließ mich gar nicht vor, die Ärzte befürchten das Schlimmste."

„Der Arme," sagte Georgine mitleidig, „lassen Sie mich einen Augenblick sitzen, mir ist der Schreck so in die Glieder gefahren, obgleich ich sonst keine größere Aversion habe, als gegen diese Bänke hier."

Sie setzte sich, die beiden Herren blieben vor ihr stehen. Zum Prinzen aufblickend fuhr sie lebhaft fort:

„Hat man denn irgend einen Grund zu diesem Attentat gehabt? Eifersucht vielleicht? Solche Künstler pflegen nicht allzu wählerisch zu sein."

Der Prinz zuckte die Achseln.

„Das scheint doch nicht so, möglichenfalls eine Verwechslung der Person, ich glaube, daß ter Welp seine anregenden Abenteuer in anderer Sphäre suchte, als in der, wo man mit mitternächtlichen Messerstichen sich zu rächen sucht."

Sie sah ihn wieder fragend an, mit ihrem scharfen Wahrnehmungsvermögen begriff sie, daß er ihr irgend etwas verheimlichte.

„Ist das alles, was Sie wissen, Durchlaucht?"

„Alles!"

Sie stand auf. „Ich kann doch nicht weiter gehen," sagte sie, sich auf ihren Stockschirm stützend, „mir ist ganz elend und matt geworden, indem ich mir die Einzelheiten vorstellte, wenn ich nur einen Wagen haben könnte, um nach Hause zu kommen."

„Eckhoff," wandte sich Prinz Philipp an seinen Adjutanten, „wollen Sie die Freundlichkeit haben . . ."

Er war noch nicht ganz außer Hörweite, da trat sie dicht vor den Zurückgebliebenen.

„Was verheimlichen Sie mir, Philipp?"

„Nichts — was ter Welp betrifft, aber —" er zögerte, sie stampfte ungeduldig mit dem Fuß — „aber — wissen Sie, wen ich als seine Pflegerin fand? Frau von Konreuth!"

Sie starrte ihn mit großen Augen an.

„Vera? Unmöglich! — Ein Irrtum!"

„Kein Gedanke daran, ich habe sie gesehen, ich, mit diesen meinen beiden Augen, und so selbstverständlich stand sie da, als gäbe es gar nichts anderes — ich denke, Sie sollten das nicht dulden, Georgine!"

Sie sah ihn scharf an, er war offenbar aufgeregt, seine Finger maltraitierten den dünnen, fahlen Schnurrbart gnadenlos.

„Was geht's mich an, bin ich ihre Hüterin?" sagte sie nach einer kleinen Pause verächtlich, denn das augenscheinliche Interesse für eine Sache, die ihn gar nichts anging, ärgerte sie bei dem Prinzen gewaltig, sie fühlte etwas, das der Eifersucht ähnlich sah.

„Sie sind ihre Verwandte, Georgine, und Sie wissen, wie die Welt urteilen wird, wenn sie diese unbesonnene Handlung erfährt. Noch ist es Zeit, ich gebe Ihnen mein Wort, zu schweigen."

Sie zuckte wütend die Achseln.

„Mag die tugendhafte Vera doch selbst sehen, was sie thut, und für sich sorgen! Sie sind ja gewaltig mitleidig, mein Prinz! Und wenn sie wirklich um ter Welps willen ihren Ruf ruiniert, sie ist ja reich genug, um das Defizit zuzudecken."

„Ich dachte, sie wäre Ihre Verwandte — Ihre Freundin."

Sie lachte. „O gewiß. Aber glauben Sie, ich leiste ihr einen Dienst damit, wenn ich sie von der Seite ihres Geliebten reiße? Übrigens ist Vera auch die letzte, die Vernunft walten läßt, und — sie wird ihn doch lieben," setzte sie höhnisch hinzu.

„Ja! Wahrscheinlich!" sagte er nachdenklich und stieß mit der Säbelscheide mehrmals in den Kies. „Wahrscheinlich. — Wie merkwürdig — gerade er! Aber eben darum!" —

„Ihre Aussprüche sind mir zu sybillinisch, Durchlaucht," entgegnete Georgine ungezogen, „ich

Digitized by Google

werde erst darüber nachsinnen müssen! Da kommt der Wagen. Adieu!"

Sie stieg ein und fuhr fort, empört mit den Zähnen knirschend; also auch der Prinz hatte in Veras Fesseln gelegen, sie war ihm nur ein Surrogat — gar zu deutlich merkte sie die Eifersucht aus seinen Worten, und der Neid und Haß gegen ihre Cousine schlug wieder in hellen Flammen in ihr auf.

„Schade!" dachte Durchlaucht, als ihn seine empörte zeitweilige Herzenskönigin verlassen, „schade, daß die Welt so ist, wie sie einmal ist. Der einzelne kann nichts dagegen, ohne unter die Füße zu kommen. Diese Konreuth! Wer hätte so viel Glut unter dieser Kälte gesucht! Der Welp ist zu beneiden! — Ob auch sie — das glaube ich nicht. Wir Männer sind es überhaupt nicht wert, daß Frauen sich für uns steinigen lassen! Bah! Auf die Dauer wäre auch solch Liebesfanatismus unbequem. Das neide ich ihm nun wieder nicht. Enfin — der vernünftige Mensch wird sich immer am wohlsten in gemäßigter Temperatur fühlen — jedenfalls habe ich nach bestem Ermessen gehandelt, als ich der Herskott die Sache nahe legte; mag die nun thun, was sie will!" —

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Zur Abendstunde.

Der Dämm'rung Schleier sank auf das Gemach,
Webt' leise Schatten um ein Greisenhaupt,
Tief sinnend in die bleiche Hand geneigt.
Es grub die Zeit da manche Furche ein, —
Mehr noch das Leben;
des Gedankens Spur
Thront auf der hohen, ernsten Männerstirn
Und tiefer Augen schmermutsvoller Blick
Packt Dich gewaltig, läßt Dich nicht mehr los.
Was schrieb des Leidens Griffel da hinein?

Willst Du es wissen, steige mit hinab
In jenen dunklen Schacht, Vergangenheit,
Darin der Greis, rückschauend, heut versank.

„Wonach Du ringst mit voller, ganzer Kraft,
Das wird Dir, denn die tiefe Sehnsucht ist
Ausdruck des innern Wesens rechtem Mann."

So ward er einst gelehrt, und auf der Stirn
Brannt' ihm geheimnisvoll der Weihekuß
Des Genius — nur zu oft ein Leidesmal!

Ein Meer von Melodieen wogt und wogt
Durch seine Seele, doch er zwang sie nie
Zu kräftiger Gestaltung, wie's auch sang
Und stürmend jauchzte:
In die reine Form,
Von der er träumte, konnte er doch nie
Die Töne bannen, ob er rang und rang.

Dann sah er sie; sie ward sein treues Weib.
Es galt zu schaffen und zu wagen frisch,
Die Not, die bitt're, trat an ihn heran —
Entsagen hieß es da dem stolzen Traum.

Was er gehofft von künft'ger Tage Ruhm,
Was seinen Namen zu den Sternen hob,
Was seiner Jugend leuchtend vorgeschwebt,
Ins Grab der Hoffnung sank es still hinab.

So manche Falte in dem Angesicht
Erzählt von jener Stunden schwerem Kampf,
Da trat ins Auge jener tiefe Blick,
Der Dich ergreift mit ehrfurchtsvoller Scheu.
Er hat gerungen manchen langen Tag,
Bis er sich selbst und das Geschick bezwang.
Was es gekostet, — Einer weiß es nur,
Der stand bei ihm in mancher Schmerzensnacht!

Bald schied auch sie; ein Sohn blieb ihm zurück,
Ein tücht'ger Kopf, doch was den Greis bewegt
In Jugendtagen, was sein Glück und Leid,
Niemals vergessen, — das verstand er nicht.
Das Alter kam mit stetig leisem Schritt
Und streut ihm auf das Haupt des Winters Schnee.

Wie allgemach des Körpers Kraft erlahmt
Regt seine Schwingen mächtig noch der Geist.
Was lange schlief, wacht allgewaltig auf,
Ein Meer von Tönen wieder ihn umrauscht.

So war es heut, und von der Lippe bricht's:
„Wird jener Kampf denn niemals ausgekämpft
Ich habe lange doch dem Traum entsagt,
Was soll dies Singen, das mich lockt und lockt,
Wie Klänge einer fernen Zauberwelt?
Geschworen hab' ich's, — nie soll diese Hand
Die Saiten rühren, still verklingen mag
In eig'ner Brust, was rauschend sie durchwogt."

Tief, immer tiefer sinkt das Greisenhaupt:
„Du hast geboten und es schwieg der Sturm,
Gieb mir den Frieden, gnadenreicher Gott!"

Die Abendschatten lagern dichter schon
Auf dem Gemach, still sitzt der Alte da,
Gesenkt das Antlitz.
Horch, ein weicher Ton
Schlägt an sein Ohr, er fährt empor, er lauscht,
Ob Wirklichkeit, ob nur der alte Wahn.

Anschwillt der Töne Flut, wallt brausend auf,
Das ächzt und stöhnt, das jubelt, seufzt und klagt,
Das schreit empor als wie in tiefster Qual,
Das jauchzt und zittert wie in höchster Lust —
Und aus dem Chaos löst sich wunderbar
Und majestätisch, heil'gen Ernstes voll,
Wie Orgelklang, wie Festesglockenlaut,
Erhaben, einfach ein Choralgesang,
Durchglüht von hehrer Freude heißem Dank.
Es ist, als ob nach tiefer, dunkler Nacht
Der Tag anbricht und bei des Frührots Schein
Ein Engel kündet: Licht, es werde Licht!

Digitized by Google

Die Hände still gefaltet zum Gebet,
Im Auge hoher Freude milden Glanz,
So sitzt der Greis, verklärt das Angesicht.

Womit der Genius ihm den Sinn berauscht
Seit Kindertagen, was in ihm gegährt
Und die Gestaltung niemals doch gewann,
Das strahlen diese Klänge jubelnd aus.
Der Jugend ganzer Zauber faßt ihn an,
Die Seele schwebt in lichten Ätherhöh'n.

Die Töne schweigen.
Auf die Schwelle tritt
Ein Jüngling jetzt; des Alten welke Hand
Erfaßt die seine – wie sein Auge strahlt
In Flammengluten der Begeisterung!

„Sohn meines Sohnes, Du, mein eigen Ich,
Das Du erfaßt, der Form und Leben gab
Dem, was ich fühlte in der tiefsten Brust.
Was sehnsuchtsvoll zum Licht hinauf begehrt,
Was ins Unsterbliche den Menschen drängt
Und ihn erfüllt mit schöpfungsfroher Qual,
Du sprachst es aus Geist Du, von meinem Geist —
Gern sterb' ich nun: es lebt, was ich empfand!"
Er steht verklärt.
Des Jünglings Feuerblick
Taucht in das Greisenauge tief hinein.
Ein Götterfunke hin und wieder flog —
Der Genius hat den Genius froh gegrüßt.

Anna Hinckeldeyn.

Junge Mädchen.

Von **Gabriele von Lieres.**

IV.

Das langmütige Herz.

Sie gehört einer Familie an, in welcher man, weil der Ursprung aus Werktüchtigkeit und saurer Mühe um's Brot noch nicht allzuweit zurückliegt, nun um so stolzer zu alltäglicher Beschäftigung nicht einen Finger rührt.

In der man thörichterweise diesen Ursprung zu verwischen sucht wie einen Fleck. In welcher man abbrach mit den Genossen vergangener Zeiten und noch nicht heimisch geworden ist in den höheren Kreisen, die der frischerworbene Reichtum erschließen soll.

Hansens haben das größte Portemonnaie auf fünf Meilen in der Runde. Auch das stolzeste Ahnenschloß mit Butzenscheiben und mit rätselhaften Wappen über den Thüren erstand das Haupt der Familie. Dennoch findet die letztere es nicht leicht, in der ersten Gesellschaft vertraut zu werden.

Papa Hansen zeigt, als Überbleibsel aus der Vergangenheit, eine gewisse Schwerfälligkeit in Bezug auf Geldausgeben. Obwohl er es dazu hat! Den Keller voll Sekt, kostet es ihm doch immer Überwindung, eine Flasche davon preiszugeben. Mama fühlt sich ungemütlich im Kreise der Freifrauen und Gräfinnen von waschechtem Stammbaum, obwohl sie das Bewußtsein haben darf, in ihrer Gewandung vielmals prächtiger zu erscheinen, als die manchmal äußerst bescheiden gekleideten blaublütigen Damen.

Auch die Töchter gelangen nicht über den oberflächlichen Verkehr mit jungen Komtessen hinaus. Der Familie wird es schwer, in der Feudalität Wurzel zu schlagen, obwohl sie sich insgesamt verpflichtet fühlt, die feudalsten aller feudalen Gesinnungen zu hegen und zu vertreten.

Gewiß, es wird noch kommen! Hansens werden ihr Ziel erreichen. Haben sie doch Geld, Equipage, guten Willen und konservative Gesinnungen. Nur so schnell schließt sich der Junker nicht an.

Daß sie sich vorderhand mit bescheideneren Vertrauten begnügen sollten, ist undenkbar bei der Ausschließlichkeit dieser Menschen, welche noch über diejenige spanischer Granden und venetianischer Dogen geht.

So fehlen den guten Leuten zwei wichtige Bildungs- und Anregungsmittel: Arbeit und Freunde.

Und ohne die ist's langweilig im Leben, und man kommt auf Dummheiten.

Alma findet das auch. Nämlich, daß es langweilig ist. Sie ist die Lieblingstochter ihres Vaters; bis auf einen bestimmten Punkt, die klügste unter ihren Geschwistern. Sie hat ein belebtes Gesicht, eine zierliche Gestalt, schöne dunkle Augen. Geschmack und Pünktlichkeit in Äußerlichkeiten, Witz im Gespräch, eine gerade Denkart. Sie könnte etwas aus sich machen.

Aber sie macht nichts aus sich. Der Hansensche Hochmut ist von der ganzen Familie am stärksten bei ihr ausgeprägt. Leider!

Denn sie entäußert sich vieler Freuden des Lebens durch Schuld ihres Bestrebens, bis über die Menschenmöglichkeit hinaus vornehm sein zu wollen. Sie erleidet dadurch Verluste nicht nur am Verkehr mit liebenswerten Menschen, an harmlosen Freuden. Sie verliert darüber auch die Frische des Empfindens.

Sie mißachtet nicht nur billige Stoffe und einfache Menschen, sondern ebenso — — bescheidene Gefühle. Sie will von allem allerwege nur das höchste haben.

Nicht aus himmelstürmendem Idealismus, nur aus Dünkel.

So fand sie denn schon mit sechzehn Jahren das Leben nicht sehr kurzweilig und wartete mit Spannung auf irgend etwas, das im stande sein möchte, ihr dieses läppische Erdendasein der Anteilnahme würdig zu machen.

Eines Tages lief ihr denn auch Hans Echt Baron von Trautenberg in den Weg, ein mit einem außergewöhnlich schönen Schnurrbart und einem außerordentlich alten Adel versehener Lieutenant, der ob seiner guten Vermögensverhältnisse und jugendlich einnehmenden Art bei Männern und Frauen hochangesehen war. Alma überlegte kurz, dann brannte sie. Ha, hier war er, der Moment, würdig einer Alma Seele aus gähnender Langeweile in aufregende Flammen zu wandeln! Ja, sie wollte lieben! Nicht lieben, wie andere Mädchen, auf Gegenneigung hin. Nein, lieben, wie Alma, frei, groß, uneigennützig, ewig! Milde lächelnder Mond, du siehst es!

Sie kam sich interessanter vor als je.

Nachdem sie sich vorher schnell den guten Hans Echt in einen Halbgott umgewandelt hatte, legte sie noch an demselben Abend ein Merkbuch an und verfaßte drei Gedichte, in welchen man die Worte „Herz" und „Schmerz" lesen konnte.

Man muß bekennen, daß auch Hans Echt an diesem Tage nicht ganz gleichmütig war. Alma ist ein niedliches Mädchen, und als er nach einem guten Diner mit ihr und der übrigen Gesellschaft im Parke lustwandelte, empfand er

Digitized by Google

eine Bewegung, von der er wahrhaftig selbst nicht wußte, ob sie vom Sillery Grand Mousseux aus Papa Hansens Keller hervorgerufen worden war, vom Gedächtnis einer Jugendliebe, die Hans Echt als Gymnasiast gehabt hatte und noch zuweilen betrauerte, oder von den schönen Augen der Dame an seiner Seite.

Wie dem auch sei, der Lieutenant hielt sich mannhaft aufrecht. Dergestalt, daß er, gefeit durch seine Wohlhabenheit gegen die Verlockung von Almas Mitgift, die ganze Geschichte verschlafen hatte, als er am anderen Morgen erwachte.

Als er das Goldtöchterchen wiedersah, war er ruhig. Nicht so sie. Daß er sich heute einer anderen, reifen Schönheit widmete, beugte sie zwar, doch es erschütterte sie nicht. Sie hatte einmal geschworen, daß sie ihn „ewig" liebe; sie konnte sich nicht selbst Lügen strafen.

So liebt sie ihn ergebungsvoll immer weiter, nachgerade seit zehn Jahren. Er ist inzwischen im Auslande gewesen, wiedergekommen, hat sich verheiratet, ist dick geworden. Alles vergebens. Sie bleibt beharrlich. Sie hat sich ihr ganzes Lebensschicksal aufgebaut auf der Thatsache, daß er ihr einst eine Rose mit den Worten überreichte: „Rot ist die Liebe."

Das war ihr Glück, das soll ihr Unglück sein!

Ja, und wie denn anders? Abgesehen davon, daß es einer Alma nicht ansteht, sich zu bescheiden — — wie gewöhnliche Sterbliche einen Irrtum als solchen zu bekennen. Was in aller Welt sollte die Arme, Beschäftigungs- und Gefühllose den lieben langen Tag anfangen, wenn sie nicht gewissenhaft die jeweiligen Temperaturgrade ihrer Neigung und Verzweiflung aufzeichnete und verständnisvoll die allenthalben in ihrem Zimmer umherstehenden Bilder moderner Künstler betrachtete, welche seelenvolle Mägdlein in leichter Gewandung und stimmungsvoller Umgebung darstellen? So laßt sie wenigstens schmachten!

Das Leben ist ja so leer! Besonders, seit Alma infolge einer abfälligen Bemerkung des Grafen Soundso über Federfuchser, Farbenkleckser und Musikonkels, auch ihre geistigen Interessen auf das geringste Maß eingeschränkt hat.

Wirklich, nichts auf der Welt kann sie sonst mehr erschüttern. Höchstens eine neue Modenummer oder eine Einladungskarte mit einer neunzackigen Krone darauf lenken sie flüchtig ab.

Um ihrem Schmerz nicht untreu zu werden, hat sie verschiedene, wenn auch nicht glänzende, doch annehmbare Heiratsanträge zurückgewiesen.

Durch Schuld ihrer ausdrucksvollen Augen, sowie der schopenhauerisch scharfen Weltauffassung, die sie ausspricht, kennt ihr ganzer Bekanntenkreis bereits das Geschick der Unglücklichen. Einige Backfische bewundern sie.

Hans Echt ist zuweilen wütend über Alma. Das trifft immer damit zusammen, daß seine Kameraden ihn mit seiner ausdauernden Verehrerin wieder einmal gefoppt haben. Sonst zeigt er sich in angeborener Gutmütigkeit und heimlich geschmeichelter Eitelkeit nachsichtig gegen das arme Mädchen.

Am Krankenbett.

Von **F. Schulze.**

Ja, bete, bete, o Mütterlein!
Dein Sohn, in schwerer Seelenpein
Ringt er sich wohl die Hände wund,
Doch nimmer beten kann sein Mund.

Das, was ihn auf das Bett gestreckt,
Mit Totenfarbe die Wangen ihm deckt
Und dann im Fieber gepackt ihn hält,
Das hat ihm das Beten ganz vergällt.

Des Mütterleins linde Hand, sie dämpft
Die rasende Glut, die in ihm kämpft.
„O, Mütterlein, sag, was hilft es mir doch
Zu leben: lebt denn meine Liebe noch?"

„Die Liebe Dein, mein armes Kind,
Sie stirbt im Herzen nicht so geschwind.
Ich weiß es wohl, sie schafft Dir Pein;
Gott gebe Dir Trost, Du Einziger mein!"

„Ja, gieb mir Trost, gieb mir den Tod,
Gott, ende meine Qual und Not!"
So betet der Jüngling in wildem Schmerz;
Der armen Mutter schier bricht er das Herz.

Und dennoch hat sie sich aufgerafft,
Gerungen mit ihrer schwachen Kraft
Um den, der sterbend da vor ihr liegt,
Und Mütterchens Kraft hat den Tod besiegt.

Als endlich der Kranke vom Lager erstand
Und Mütterchen bleich und hohläugig fand,
Und als ihn die zitternden Arme umfingen;
Die welken Lippen an seinen hingen:

Da kam ein Engel und tilgte dann mild
Aus seiner Brust ein verblassendes Bild
Und setzte ihm ein das strahlende neue
Der Mutterliebe und Muttertreue.

In Beaume les Dames.

Von einem Stabsoffizier.

(Schluß.)

Doch jetzt wurde es Zeit, an den Zweck unseres Besuches zu denken. In der fröhlichsten Stimmung betraten wir den Säulengang, welcher in die inneren Räume des Klosters führte. Ein eisiger Hauch wehte den Eintretenden entgegen, und ein unbeschreibbarer Modergeruch erfüllte die Räume. Wer nicht nüchtern war, wurde es hier gewiß, und das grobgeschnitzte Christusbild am Eingange in die große Vorhalle sah die ausgelassene Gesellschaft so strenge und fest an, daß die Stimmen unwillkürlich gedämpft wurden.

Mit großem Interesse hörten wir den Auseinandersetzungen unseres jetzt so würdigen Führers zu. Hier erklärte er Reliquien, welche ja jedes Kloster mehr oder minder besitzen muß, in dem Nebengange befanden sich recht gute Fresko-Gemälde aus irgend einem Jahrhundert — im großen ganzen aber war es ein Kloster wie alle übrigen.

Die jetzt eben ihre Zellen verlassenden Mönche huschten mit gesenkten Blicken an uns vorüber, ihr Schritt hallte wie ein Hauch von den Wänden und Pfeilern hernieder, aus der Kapelle tönte das monotone Singen und Beten. Was uns am meisten interessierte, waren die Regeln und Anordnungen, denen die Mönche unterworfen waren. In der Nacht um zwei Uhr wurden sie durch Glockengeläute geweckt, worauf sich ein jeder an seinem Lager durch ein halbstündiges Gebet auf den Tag vorbereitete. Die an den Bettwänden hängenden

Digitized by Google

Geißeln ließen erkennen, daß diese halbe Stunde nicht allein zur Selbstprüfung, sondern auch zur Selbstbestrafung angeordnet war. Auf die Frage, warum denn an diesem und jenem Lager die Geißeln mit doppelten Knoten und hölzernen Griffen versehen seien und vielfach dicke Blutspuren trügen, erklärte unser freundlicher Bruder, daß diese Kasteiung freiwillig geschähe, und ein jeder die Art und Weise des Geißelns mit seinem Gewissen abmachen müsse.

Nach abgehaltenem Morgengottesdienste beschäftigten sich die Mönche teils im Garten, teils wurden sie zur Anfertigung der Bekleidung und des Schuhzeuges oder in der im Thale weiter aufwärts liegenden Fabrik verwandt, in welcher aus Kräutern der ausgezeichnete Liqueur bereitet wurde. Um zehn Uhr versammelten sie sich im Eßsaale zu gemeinschaftlichem Mahle, nur aus in Wasser gekochtem Gemüse bestehend, wozu jeder ein Glas Rotwein erhielt. Nur Kranken wurde Fleisch zugeteilt, und es gab Mönche im Kloster, welche seit zwanzig Jahren nicht einen Bissen Fleisch über ihre Lippen gebracht hatten. Während der Mahlzeit wurden Gebete vorgelesen, worauf ein jeder ebenso stumm fortging, wie er gekommen war.

Eine Einrichtung, die uns alle auf das tiefste empörte bestand darin, daß hier im Eßsaale einmal in der Woche eine öffentliche Beichte abgehalten wurde, wobei ein jeder verpflichtet war, die Verstöße des anderen gegen die Ordensregeln oder sonstige Vergehen dem Prior anzuzeigen. Welch' furchtbare Waffe war hierdurch einem jeden in die Hand gedrückt! War es da wohl möglich, daß einer dem anderen mit Offenherzigkeit und brüderlicher Liebe entgegentreten konnte, wo spionieren und anklagen zur Pflicht gemacht wurde?

Wir waren froh, als wir den Eßsaal, der uns nunmehr wie eine Folterkammer vorkam, verlassen konnten und in die Küche eintraten, welche durch ihr properes Äußere einen ungemein wohlthuenden Eindruck machte.

Hier fiel uns einer der beschäftigten Mönche auf, welcher durch Gesten teilweise gegen uns, teilweise gegen die anderen Mönche, unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Wir konnten natürlich nicht verstehen, was er damit bezweckte, bis sich auf einmal ein Mönch nach dem anderen entfernte und er allein mit uns zurückblieb. Da aber löste sich seine Zunge, und mit Thränen in den Augen erzählte er in deutscher Sprache, daß auch er ein Deutscher sei, daß die Kunde von dem für uns so ruhmreichen Kriege auch in diese stillen Mauern gedrungen und er Gott gebeten habe, ihn wieder einmal mit seinen Landsleuten zusammenzuführen. Gerührt drückten wir ihm der Reihe nach die Hand, und ehe noch ein weiteres Wort gewechselt worden war, kehrten die übrigen Mönche in die Küche zurück.

Ob er am nächsten Beichttage wohl dafür hat büßen müssen?

Wie uns unser Führer weiter berichtete, wurde zur Vesper nochmals Gottesdienst abgehalten, dann gingen die Mönche wieder ihren Beschäftigungen nach, versammelten sich im Sommer um acht, im Winter um sechs Uhr zur Abendandacht und begaben sich, nachdem sie ein Stück trockenes Brod genossen, sofort zur Ruhe.

Während dieser Erzählung traten wir aus einem Raume in den anderen und trafen im Bibliothekssaale den Prior des Klosters, eine wirklich schöne und vornehme Erscheinung. Er hieß uns willkommen, erkundigte sich nach unseren weiteren Wünschen, und bald war ein Gespräch über die jetzige Lage Frankreichs im besten Gange. Zu meiner Freude konnte ich ihm den Weg mitteilen, auf welchem er unbehelligt durch die von unseren Truppen besetzten Ortschaften in das nächste Kloster gelangen könne und gab ihm zu diesem Zwecke meine Karte an einzelne Kameraden mit, welche sich in den betreffenden Dörfern befanden.

Nachdem wir uns zur Erinnerung an Grâce de Dieu noch geweihte Rosenkränze, Bilder und Buchzeichen gekauft hatten, verließen wir die stillen Räume und atmeten auf, als wir wieder das finstere Gesicht des Bruder Pförtner sahen, der schon mit dem Schlüssel in der Hand am Thore auf uns harrte. Unserem Führer sagten wir nun herzlich Lebewohl, und wie ich in seinen Gesichtszügen zu lesen glaubte, that es auch ihm leid, daß wir scheiden mußten. Eben wollte ich durch das Thor ins Freie treten, als ich mich noch einmal grüßend nach unserem neuen Freunde umwandte. Dabei fiel mein Blick auf die Geißel, welche aus seiner Kutte hervorragte. Er schien meine Gedanken sofort zu erraten, denn ohne meine Bitte machte er dieselbe los und reichte sie mir hin.

Noch bis auf den heutigen Tag hängt sie mit verschiedenen anderen Erinnerungen aus dem Feldzuge über meinem Schreibtische, und so oft das Auge sie streift, kehren die Gedanken zu dem freundlichen Mönch im Kloster Grâce de Dieu zurück, der sich gewiß freuen würde, wenn er diese Zeilen lesen dürfte, die ihm einen herzlichen Gruß von den Ufern des Rheins bringen sollen.

So heimlich und still es im Inneren des Klosters gewesen war, hier draußen war es doch schöner. Singend flogen die kleinen Vögel von Baum zu Baum und hielten Rundschau über das herrliche Stück Erde, welches sie sich zur Wohnstätte ausgesucht hatten, Bäume und Kräuter sproßten übermächtig empor, von dem Felsen plätscherte lustig ein Wasserquell herunter und darüber ein Himmel so blau und rein, wie er schöner nicht gedacht werden konnte.

Ahnungslos, welche wunderbare Naturerscheinung sich uns heute noch darbieten sollte, wanderten wir das Thal hinauf und besuchten die schon vorhin erwähnte Fabrik, welche romantisch auf Felsen erbaut, tief in das Thal hinuntersah. Hier fragte uns einer der anwesenden Mönche ganz zufällig, ob wir von der Eisgrotte kämen, und als wir dies verneinten, deutete er auf einen Fußweg, welcher in die Nähe des Klosters hinunterführte.

Hier fanden wir nach einigem Suchen in einem Felsen eine thorähnliche Öffnung, welche von Bäumen und Sträuchern fast verdeckt wurde. Hineinführende Fußspuren zeigten an, daß dies der Eingang in die Grotte sein müsse, und neugierig stiegen wir in die Tiefe hinunter. Ein eisiger Hauch umgab uns und ließ erkennen, daß wir auf der richtigen Fährte waren. Kräuter und Blumen, welche aus dem Gestein herauswuchsen, waren mit Tau übergossen. Noch fünfzig Schritte weiter hinein und dicker Reif lagerte bereits auf den Felswänden, welche glitzernd und strahlend das Tageslicht widergaben. Bald war die Natur erstorben, dicke Eiszapfen hingen von den Wänden herunter und der Boden war mit Eis bedeckt, so daß wir nicht weitergehen konnten und es vorzogen, sitzend in die Tiefe hinunterzurutschen. Das war allerdings die wunderbarste Schlittenpartie, welche wir wohl jemals im Wonnemonat Mai zurückgelegt hatten! Erstaunen und Verwunderung über diese eigentümliche Naturerscheinung wuchsen von Minute zu Minute.

Jetzt gelangten wir auf ein Eisfeld von ungefähr fünfzig

Digitized by Google

Meter im Quadrat und hatten hier einen Anblick, an dessen Wahrheit man zweifeln könnte, wenn ihn nicht so und so viele Augen genossen hätten.

Der Eindruck war überwältigend.

Armdicke Eiszapfen von 20 bis 30 Fuß Länge hingen nebeneinander von der Decke in die Höhle hernieder, die Wände und den Boden bedeckte schneeweißes Eis. Noch wunderbarer aber waren die einzelnen Figuren, welche sich aus dem herabtropfenden und am Boden wieder gefrierenden Wasser gebildet hatten.

Es schien eine Unmöglichkeit, daß diese Mutter Gottes mit dem Christuskinde, daß diese Kapelle, welche gewiß zwanzig Fuß hoch emporragte, nur von der Natur und ohne menschliche Hilfe erschaffen sein sollten. Wenn sich auch die Gesichter nicht scharf ausgeprägt zeigten, so waren doch Gewandung, namentlich aber die Kanzel ein Meisterwerk — eines Michel Angelo und Thorwaldsen würdig.

Es fanden sich noch mehrere, aber nicht so schöne Eisformationen vor, leider kann ich mich nur noch dunkel auf dieselben erinnern — das aber weiß ich noch gewiß, unser Erstaunen war längst in Andacht übergegangen, und Totenstille herrschte in dem domartigen Raume.

Um einige zurückgebliebene Kameraden von der Wahrheit des Gesehenen zu überzeugen, schlugen einzelne mit den Säbeln große Stücke Eis aus den verschiedenen Figuren heraus und nahmen sie mit.

In gehobener Stimmung traten wir den Rückweg an, der bei weitem schwieriger wie das Heruntersteigen war und nur durch Einschlagen von Löchern in die Eiskruste und gegenseitige Unterstützung bewerkstelligt werden konnte.

Am Eingange aber schauten die grünen Bäume und der blaue Himmel in die Grotte hinein, als wollten sie Zeugnis davon ablegen, daß der allgewaltigen Mutter Natur nichts unmöglich ist.

Gegen Abend trafen wir wieder in Beaume les Dames ein. Noch wochenlang tanzten die glitzernden Eiszapfen vor mir her, und im Traume sah ich die Mutter Gottes in ihrem krystallnen Dome, den ihr die Natur aufgebaut, herrlicher als es Menschenhand je vermocht haben würde.

Elend.

Das war des Elends finst're Graungestalt,
Der ich in das Medusenantlitz blickte!
Entsetzensstarr bin ich zurückgeprallt,
Und Wahnsinn fast den Geist mir schon umstrickte.

Erloschʼnen Auges irrt' ich dann umher,
Bewußtlos schier und fern von Stadt und Hause, —
Wie wenn ich tausend Jahr' gewandert wär',
So ganz verwandelt kehrt' ich heim zur Klause.

Das Herz verdorrt, mein Auge thränenlos,
Der Arm erschlafft, mein Saitenspiel zersprungen,
Ein stummer Bettler und ein Schatten bloß
Von mir, der nach dem höchsten sonst gerungen.

Lebendig abgestorben, Zoll für Zoll,
Wird kein Empfinden mehr die Wange färben —
Ach, wüßt' ich nur, was solch ein Leben soll?
Gern würf' ich's fort, denn ich bin müd' zum Sterben!
Doch darf's nicht sein! denn Leben heischt die Pflicht,
Sie war mein Stab in all' den trüben Tagen
Und spricht zu mir, wenn einst mein Auge bricht:
Du warst ein Mann und hast Dein Los getragen!

Curt Rothardt.

Der Bruder, der Bruder hat's verschuldet.

Von **Leo Horst.**

„Hap — aich!" Scharf und schrill wie der kurze Warnungsruf des Spähers einer Schmugglerbande beim blitzartigen Herannahen der schwarzen Hermandad klang's von der Thüre her ins Mannschaftszimmer.

„Rapport rechts schaut!" krächzte der heisere Feldwebel, trat dem Kompagniechef auf drei Schritte entgegen, salutierte und meldete, daß der Rapport gestellt.

Sekundenlang flogen des Hauptmanns Adlerblicke durch das blank gekehrte, riesige Zimmer, über die gut gerichteten Bettgestelle und die stramm und ruhig stehenden Soldaten, die auf den Bänken und Tischen ihren Sonntagsstaat fein sauber machten; dann nahm er Meldungen und Bitten ab.

„Herr Hauptmann, ich bitte gehorsamst um Erlaubnis über die Zeit."

Mit finsterem Blick maß der Kommandeur den jungen, etwas schmächtigen, bildhübschen Soldaten, der den Rapport abschloß, und entgegnete strenge: „Gefreiter Gustainschek, Sie wissen, daß ich aus Prinzip während der ersten Regimentsübungen, die noch ungewohnte Anstrengungen an den Soldaten stellen, keine Extravaganzen zulasse. Dazu ist der Rasttag . . . ."

„Herr Hauptmann," fiel der Einsternige dazwischen — „der Bruder und die Schwester kommen heute. Ich habe sie schon jahrelang nicht gesehen; und es ist meine erste Bitte um längeres Ausbleiben."

„Ah, Sie wollen mir Vorschriften diktieren! Feldwebel, lassen Sie den vorlauten Gefreiten nach abgehaltenem ‚Befehl' krumm schließen! Rapport abtreten!"

„Herr Hauptmann . . . ." Mehr brachte Gustainschek nicht über die bebenden Lippen. Mit schlotternden Knieen und bittend erhobenen Händen ging er dem Kompagniechef nach. Mitten auf der Schwelle kehrte sich letzterer doch noch einmal um und sagte hastig: „Ich schenke Ihnen die ‚Spangen'; ‚Befehlfrei' sollen Sie auch haben, aber keine Erlaubnis."

In wilder, trotziger Laune ging Gustainschek nach der Menage auf den Südbahnhof.

Wie froh und glücklich war er vor einer Woche, da er den Brief gelesen, der ihm die Ankunft seiner Geschwister gemeldet! In welch' fröhlicher Ungeduld hatte er der Stunde des Wiedersehens entgegengeharrt!

Da sein schwächlicher Körper der schweren Bergmannsarbeit in den Köflacher Kohlengruben, die seinen Vater und älteren Bruder ernährte, nicht gewachsen war, mußte Matthias schon frühe — kaum vierzehn Jahre alt — in der Fremde sein Glück suchen. Doch sein offener Kopf und seine zähe Willenskraft brachten ihn vorwärts. Zuletzt bekleidete er in einem großen Kaufmannsgeschäft zu Serajewo die Stelle eines ersten Kommis. Daselbst wurde er „abgestellt" und seinem heimatlichen Regiment, das dermalen in Wien lag, eingereiht. Wie er es mit dem Leben ernst genommen, war

Digitized by Google

er jetzt ein braver, ganzer Soldat. So kam es, daß ihm als dem ersten und einzigen von der Jungmannschaft im Monate März der Kompagnieschneider ein Sterndl auf die meergrüne Parole heftete. Ja, in der nächsten Woche wollte ihn der Hauptmann abermal behufs Beförderung dem Regimentskommandeur vorstellen!

Doch was lag ihm jetzt daran! Heute wollte er sich einen guten Tag machen; seine Lieben, die ihm fast fremd geworden, recht lange um sich haben! Und dies bescheidene Verlangen hatte der „böse" Hauptmann rundweg abgeschlagen, seine Herzensfreude getrübt.

Als er aber seine Lieben ans Herz drückte, die klaren, tiefen Himmelsaugen der lieblich erblühenden Schwester küßte und in freudigem Erstaunen die robuste, riesenhafte Gestalt des Bruders betrachtete, da verflog wie ein gruseliges Traumgebilde die grämliche, verbitterte Stimmung und er war fröhlich und heiter wie in den seligen Kindertagen.

Es war um die sechste Nachmittagstunde, als sie von Schönbrunn mit der Tramway in den Prater fuhren. In der Praterstraße traten sie in einen Uhrmacherladen: sie wollten dem Vater eine Uhr mitbringen. Der Geschäftsinhaber legte ihnen ein Schock Zeitmesser zur Auswahl vor. Peter, der Bruder des Gefreiten, nahm einige in die Hand, aber die eine war zu teuer und jene gefiel ihnen nicht. Sie wollten eben fortgehen und Peter ergriff schon die Klinke, da vertrat ihnen plötzlich der Meister den Ausweg. Im Nu waren zwei Sicherheitsmänner zur Stelle, die Peter durchsuchten und in der That aus dem linken Stiefel eine silberne Remontoiruhr hervorzogen, die der Langfinger in die Hosentasche gesteckt. Der Lehrbursche nämlich hatte den „böhmischen Zirkel" bemerkt, seinen Herrn durch Blicke verständigt und die Polizei herbeigeholt.

Mit leerem Blick sah der Gefreite zu; und erst als ein Schutzmann seine Schwester faßte, um sie fortzuführen, kamen ihm Besinnung und Worte wieder. Aber seine flehentlichen Bitten, die bitterlich weinende Schwester frei zu geben, da sie doch ganz unschuldig sei, schlugen an taube Ohren. Auch auf dem Kommissariat erwirkte er nicht ihre Freiheit.

Gegen Mitternacht wankte Gustainschek laut fluchend und tobend heim. Da er keinen Erlaubnisschein vorweisen konnte, führte ihn die Thorwache aufs Inspektionszimmer.

„Aber, lieber Gustainschek, was haben Sie denn gethan!" redete ihn der diensthabende Offizier an. „Wissen Sie, was Ihnen bevorsteht?"

„Um Gottes willen" — stammelte der Gefreite — „ich bin ja schuldlos. Der Bruder .... der Bruder ...." Unter heftigem Schluchzen näherte er sich taumelnd dem Lieutenant, der vom Sofa emporschnellte.

„Gustainschek, was ist Ihnen? Sie sind trunken! Legen Sie sich jetzt nieder, ich werde schon morgen mit dem Hauptmann sprechen."

Mit den Händen um sich schlagend, taumelte der Gefreite ins „Mannschaftszimmer B. der I. Kompagnie", das in einem Winkel des dritten Hofes lag und drin ein halber, ihm unterstellter Zug das Nachtquartier hatte, und warf sich auf den Strohsack. Plötzlich fuhr er auf, rannte durch die Stube, jodelte, stöhnte gleich darauf schauerlich und sank wie leblos auf sein Lager. Auf die Fragen besorgter Kameraden, die erschreckt aufsprangen, hatte er keine Antwort.

Bald wurde es wieder stille im Zimmer; nur der Gefreite wälzte sich lange schlaflos auf dem Strohsack. Dann erhob er sich geräuschlos, zog seinen Koffer unter dem Bett hervor, öffnete ihn, setzte sich auf dessen Rand und blätterte in einem Bündel Briefe. Der rechte war wohl nicht darunter; denn er wühlte gleich wieder herum. Da fiel sein Blick auf ein Päckchen mit scharfen Patronen. Ein höhnisches Lächeln huschte über sein wilderregtes Gesicht, die Augen blitzten. Mit zitternden Händen riß er die Schachtel hastig auf, steckte ein Geschoß zu sich, sperrte den Koffer ab, ergriff ein Gewehr, lud, stellte es zu Boden, bog sich darüber und drückte mit dem Fuße ab.

In der Diensttasche des Leichnams fand sich ein Zettel, darauf mit Bleistift kaum leserlich geschrieben: „Der Bruder, der Bruder hat's verschuldet! Ich verzeih' ihm. Gott schütze die Schwester!" ....

Das Hünengrab.

„Wozu steht mitten auf dem Acker
Das Hünengrab?
Dort könnte Frucht stehn; Knechte, wacker!
Und tragt es ab!"

Der Frevler nur kann das verlangen;
Der Gute ehrt,
Was aus der Zeit, die längst vergangen,
Sich treu bewährt.

Oft regt sich's auch in Deinem Herzen
So wehmutsvoll,
Als ob sich Jammer alter Schmerzen
Erneuen soll.

„Nicht Zeit verbraucht zu solchen Dingen!"
Ruft der Pedant;
„Du kannst's statt dessen vorwärts bringen,
Arbeit zur Hand!"

O hör' ihn nicht; voll Liebe pflege
Das leise Leid;
Ein Denkmal ist's auf Deinem Wege
Aus alter Zeit.

J. Kulp.

Meyers Konversations-Lexikon.

Fünfte Auflage.

Im Jahre 1885 ist der erste von A — Atlantiden reichende Band der vierten Auflage ausgegeben worden. Seitdem wurde nicht nur sie abgeschlossen, sondern auch drei Ergänzungsbände sind erschienen. Und wieder liegt der erste Band der fünften Auflage vollendet vor.

Die Arbeitskraft des Verlags und seiner Mitarbeiter verdient bewunderndes Lob, aber fast möchte man wünschen, daß endlich auf diesem Gebiete eine minder beschleunigte Gangart zur Regel würde. Gesunder Wettbewerb hat sein Verdienst. Die Anstrengungen Meyers, Brockhaus' und der Union, die den Pierer neu herausgab, sind sicherlich von Vorteil gewesen, da sie zu der höchsten Kraftanstrengung anspornten. Kein Volk besitzt solche Werke, die für verhältnismäßig so billigen Preis so viel bieten. Aber zuletzt muß doch eine Überfüllung des Marktes eintreten.

Das Bibliographische Institut hat jedenfalls in diesen Jahren ununterbrochen für die fünfte Auflage vorausgear-

Digitized by Google

beitet. Das beweist der erste Band. Ich habe ihn genau mit dem der früheren Auflage verglichen. Es sind nicht nur eine große Zahl neuer Stichworte aufgenommen, sondern auch die alten Artikel sehr oft bearbeitet. Was überflüssig war, ist beseitigt, das Ungiltige durch Neues ersetzt; die naturwissenschaftlichen Abschnitte haben überall Ergänzungen, z. T. Neubearbeitung gefunden. Die Quellennachweise sind vermehrt und bis auf die Gegenwart weitergeführt. Das gilt auch für die biographischen Abschnitte über Zeitgenossen. Man findet die neuesten Werke und andere Angaben verzeichnet und es sind auch solche Männer angeführt, die auf irgend einem Gebiete augenblicklich genannt sind und darum von manchem aufgesucht werden könnten. Neueste Thatsachen der Technologie sind verzeichnet, ebenso die der Politik, soweit es das Stichwort fordert.

Weitgehende Umänderungen und Ergänzungen zeigt der Bilderschmuck. Der erste Band der vierten Auflage hatte 34 Illustr. Beilagen und 154 Abbildungen im Texte; der neue 81 Beilagen und 165 eingedruckte Bilder. Daneben sind viele Karten, Pläne und andere Beigaben ganz neu; so z. B. die Pläne von Adelaide, Alexandria, Amsterdam u. a.; die Karten von Afrika, sowohl die Fluß- und Gebirgskarte, als auch die politische; eine dritte ganz vortreffliche, das äquatoriale Afrika darstellend, ist neu hinzugekommen. Sehr vermehrt sind die Farbendrucke; so durch schöne Blätter zur Kultur Afrikas, Asiens und Amerikas; Ägyptische Malerei; Amerikanische Altertümer. Vollendet in der Wiedergabe sind die Bilder zur Naturgeschichte (Adler, Algen, Aquarium, Alpenpflanzen, Arktische Fauna u. a.). Auch die Schwarzdrucke der vorigen Auflage sind durch neue ersetzt; besonders zahlreich auf den Blättern zum Stichworte Architektur.

Man kann mit bestem Gewissen sagen, daß das Unternehmen den Höhepunkt dessen darstellt, was heute auf diesem Gebiete und in diesem immerhin beschränkten Umfange geleistet werden kann. Druck, Papier und Einband sind tadellos. — Über die späteren Bände wird stets nach Erscheinen Bericht erstattet werden.

O. v. L.

Vermischte Anzeigen.

Klostermanns Grundstück. Nebst einigen anderen Begebenheiten. Von Julius Rodenberg. (Berlin 1891. Gebr. Paetel. 187 S.)

Das vorliegende neue Buch von Julius Rodenberg bekundet aufs neue das anmutige, gewandte Erzählertalent des Verfassers. Es enthält acht in sich abgerundete, stimmungsvolle Plaudereien; das ganze Buch ist von einem elegischen Hauche durchweht, der Stimmung des Herbstes; aber ein sonniger, gemütvoller Humor läßt sie nur leise empfinden. Berlin in der guten, alten, gemütlichen Zeit und die hastende, aufstrebende Weltstadt, die alte und die neue Zeit, das ist der Angelpunkt, um den sich Rodenbergs Plaudereien meist drehen. Nicht alle Aufsätze sind gleich gelungen. Klostermanns Grundstück, Zum billigen Vergnügen, Der Hochzeitswagen sind die wertvollsten dieses Buches, die mich aufrichtig erfreut haben.

Hobelspähne. Novellen von Karl Strecker. (Leipzig, W. Friedrich. 165 S.)

Dieses Buch mit dem wenig geschmackvollen und ziemlich willkürlichen Titel — (die überflüssige Vorrede kann daran nichts ändern) — enthält drei Novellen, die sich ganz hübsch lesen. Die erste Arbeit ist ein gut ausgeführtes Stimmungsbild; aber der Inhalt ist doch etwas zu alltäglich. Die Schilderung des Charlottenburger Herrenreitens ist recht anschaulich und lebendig. Die zweite Novelle ist ein humoristischer Abenteuerbericht. „Wie es Herrn Karl Hase in Lohme erging," betitelt er sich. Der kalauernde Ton, der sich allzubreit macht, gefällt mir nicht, wenn er auch Liebhaber finden mag. Es finden sich aber auch Stellen von wahrhaft erquickendem Humor. Jedenfalls ist dieser Schwank sehr lustig zu lesen. Am höchsten steht die letzte Erzählung; „ . . . Der Größte unter ihnen." Auszusetzen habe ich zwei Dinge an ihr. Einmal ist das Verhältnis zwischen dem jungen Gutsherrn und dem Tagelöhnermädchen zu undeutlich gezeichnet, und gerade hier liegt ja der Kern der ganzen, künstlerischen Wirkung, die tragische Schuld. Zweitens stört das allzuhäufige Heranziehen symbolisierender Vorgänge. Die vielen beziehungsreichen, andeutenden Zufälle wirken schließlich naiv — komisch. Im übrigen gilt von dieser Arbeit dasselbe wie von den anderen — sie liest sich gut.

Vermischtes.

Anekdoten über Napoleon. Frédéric Masson veröffentlicht in „Vie Comtemporaine" höchst interessante Studien über Napoleon I. Wir heben aus dem Artikel vom 1. April folgendes heraus.

Schrift und Rechtschreibung Napoleons I. Die Schrift Napoleons ist schlecht, aber sie ist um so schlechter, je länger der Brief ist. In den Anmerkungen kann man ihr im allgemeinen folgen und die Zahlen sind immer von unbedingter Deutlichkeit. Ohne Zweifel ist diese Handschrift, welche von Jugend an vernachlässigt war, später durch die Kurzsichtigkeit noch verschlechtert worden; aber die Schriftzüge gewisser berühmter Schriftstücke, die am meisten als Faksimile wiedergegeben wurde, z. B. der Abdankungsakt und der Brief an den Prinz-Regenten können keinesfalls als maßgebende gelten. Sie tragen die Spuren zitternder Erregung, welche die Lage erklärlich macht. Im allgemeinen gelingt es, die Briefe zu entziffern.

Die Ansprache, welche Napoleon auf dem Champ de Mai hielt und die er Wort für Wort eigenhändig auf einzelne Blätter niederschrieb, ist durchaus deutlich. Sobald Napoleon es wollte, gelang es ihm, lesbar zu schreiben, aber sicher ist, daß diese Sorgsamkeit ihn unendlich ermüdete.

Verwickelt ist die oft ungenaue Orthographie; zuweilen von italienischen Reminiscenzen beeinflußt, wenn er zum Beispiel das G für das C anwendet, wie in Cabinet, das er „Gabinet" schrieb (auch Gaffarelli für Caffarelli); zuweilen zeigen sich unbewußte Versuche einer neuen Orthographie, vor allem in den Eigennamen, die er schrieb, wie er sie aussprach: er verfehlte nie, Tayerand oder Tailleran für Talleyrand zu setzen. Alle Welt sagte so, das war die Überlieferung. Auch andere Namen, selbst von Personen, die er näher kannte, die ihm vertraut waren, wurden unter seiner Feder verändert. Taschèr, der Name seiner Frau, wurde Tachèr. Sein Sekretär Meneval mußte sich ganz ohne Grund in Menevalle umwandeln. Dagegen traten in geläufigen Worten nur zuweilen Ungenauigkeiten auf, aber viel seltener.

Der wohlwollende Napoleon. Eines Tages erscheint d'Hauterive zur Audienz mit einem Bericht über eine

Digitized by Google

Persönlichkeit des Faubourg Saint Germain. Es handelt sich um den Lebensunterhalt einer Frau und mehrerer Kinder. D'Hauterive beginnt zu lesen, Napoleon wird erregt: „Wollen Sie mich denn zum Waisenvater stempeln? Was soll das bedeuten?" Und er reißt den Bericht aus d'Hauterives Händen, durchstürmt sein Kabinett, das Papier in der Luft schwingend und wiederholt: „Zum Waisenvater! Zum Waisenvater!" D'Hauterive folgt dem Kaiser außer sich, erreicht ihn, nimmt das Papier und liest den Rapport bis zu Ende. Napoleon beruhigt sich, tritt näher und sagt einfach: „Es ist gut für dies Mal" und nimmt den Antrag an. Dasselbe wiederholt sich in der Sache Gérard de Raynevals und ebenfalls in der Angelegenheit der Abgesandten fremder Botschafter. Der alte Praktikus d'Hauterive bietet die Spitze, setzt seine Ideen durch und der überwundene Napoleon giebt nach. Er ist durchaus nicht der einzige, der dem Kaiser Seitenhiebe versetzt. Decrès, dem Marine-Minister, wird es zur Gewohnheit. Und wer macht die Entschuldigungen? Napoleon: „Ich bin böse," schreibt er, „daß Sie sich über mich geärgert haben, aber ist der Zorn erst vorüber, so bleibt nichts davon zurück; ich hoffe doch, Sie werden mir's nicht nachtragen."

Napoleon, so eifrig während des Konsulats, daß er fast täglich im Staatsrate erschien, präsidierte noch im Jahre 1809 jede Woche zwei Sitzungen von dreien. Die Sitzung wurde um 12½ Uhr eröffnet; er erschien gewöhnlich gegen 1½ Uhr, durchflog die gedruckte Tagesordnung, die auf seinem Pulte nebst einem allgemeinen Berichte über die zu besprechenden Angelegenheiten niedergelegt war. Zuweilen war für Napoleon ein persönlicher Bericht abgefaßt, wie z. B. d'Hauterive seinen Bericht über die Rechte der Botschafter nur für den Kaiser allein absetzen ließ. Napoleon bezeichnete die Sache, welche ihm besonders wichtig war und leitete die Verhandlung ein. Im Staatsrate, sagt ein Zeuge, hatte Napoleon, weit entfernt davon, der Besprechung Fesseln anzulegen, einen Freimut Platz greifen lassen, welcher sich den äußersten Widerspruch gestattete; er selbst rief ihn hervor, um alles kennen zu lernen, was man seinen Ansichten entgegensetzen konnte. Man kann nicht sagen, daß er sich dabei nicht aufregte. In der Verhandlung, deren Gegenstand die Bank von Saint Georges war, wo Corvetto Berichterstatter ist, läßt er sich hinreißen, ihm zu sagen: „Aber mein Herr, in dieser Angelegenheit sind Sie doch der Advokat aller Welt." Corvetto fühlt sich verletzt, er nimmt sich vor, am Sonntagsempfange nicht teil zu nehmen; aber Regnauld de Saint Jean d'Angely kommt ihn zu holen. Gut denn, er wird schmollen, sich in der Menge verlieren. Aber sobald Napoleon Corvetto bemerkt, spricht er ihn mit seinem süßesten Lächeln an: „Ich bin sehr erfreut, Sie hier zu sehen, Herr Corvetto, um Ihnen zu sagen, daß ich in der Sitzung vom Mittwoch sehr zufrieden mit Ihnen war. Ich verlange es, daß sich im Rate jeder offen äußert, wenn ich nach seiner Meinung begehre."

Die Erholung Napoleons I. In seinem Kabinette sowohl, als im Rate schien er sich angelegen sein zu lassen, dem Ausspruch gerecht zu werden: „Ich kenne für mich keine Grenze in der Arbeit," und natürlicherweise dachte er, seine Mitarbeiter seien beschaffen wie er. Eines Tages suchte er, in Gegenwart eines seiner Minister, im Kabinette des Innern auf einem kleinen Tischchen, welches seinem Sekretär diente, einige Notizen; er fand und las laut den Anfang eines Briefes vor. „Seit 36 Stunden konnt ich mich aus dem Kabinette nicht losmachen ..." Das Billet war für die Frau des Sekretärs bestimmt, welche nahe bei den Tuilerien wohnte. „Sie sehen," sagte Napoleon, „daß er noch Zeit findet, Liebesbriefe zu schreiben, und er beklagt sich."

Und doch blieb zuweilen eines Tages die Maschine seines Geistes plötzlich stehen. Die Natur verlangte eine notwendige Ausspannung jählings, vollständig. Das Volk nannte das la flême (den Bummeltag). Eine Unfähigkeit zu jeder Arbeit selbst zu jeder Zerstreuung, stellt sich ein. Ein Ruhebedürfnis zwang das überreizte Gehirn, welches so erschöpft war, als ob es keinen Gedanken mehr erzeugen könne, auf Stunden nieder. Er ging und kam, drehte sich hin und her, ohne das Palais, ja selbst ohne sein Kabinett zu verlassen, streckte sich auf die Causeuse, schlummerte oder that wenigstens so, setzte sich auf den Schreibtisch seines Sekretärs, oder auf einen Arm seines Fauteuils, schaukelte sich und sprach in abgebrochenen Sätzen von seinen Plänen, seiner Gesundheit, seinen Eigenschaften und seiner Vergangenheit. Er zupfte ihn an den Ohren, klopfte ihm sanft die Schultern oder die Wange und langweilte sich, wenn er jenen seine Arbeit fortsetzen sah. Oder er durchforschte die Fächer seiner Bibliothek, bald das eine, bald das andere prüfend; machte bei Corneille und Voltaire Halt, griff nach einem Bande und deklamierte eine Stelle, gewöhnlich aus Cäsars Tod. Zuweilen sang er mit starker Stimme und sehr falsch Bruchstücke aus Romanzen oder alten Opern wie „Devin de Village", auch sentimentale Albernheiten aus dem Almanach des Muses und wenn sein Geist düster gestimmt war, Hymnen aus der Zeit der Revolution, Strophen aus dem Chant du Départ. Selten ging er in die Luft und wiederholte oft eine Viertelstunde lang dieselben Worte. Besonders liebte er eine Romanze, von der er nur einen Vers kannte:

„Oui, c'en est fait, je me marie ..."

und eine Hymne, welche mit den Worten begann:

„Marat, du peuple le vengeur"

deren Fortsetzung aber ihm fremd war. Zuweilen vergnügte er sich an diesen Tagen damit, die Siegel auf die Umschläge, die Meneval vorbereitet hatte, zu drücken. Aber das war ein gefährliches Spiel: im Jahre 1809 irrte er sich in den Umschlägen, schickte an den Kaiser von Österreich einen Brief, den er an den Kaiser von Rußland geschrieben hatte; glücklicherweise konnte man des Überbringers noch habhaft werden und ihm die Botschaft unter einem Vorwande wieder abnehmen. Seitdem verzichtete Napoleon auf diesen Zeitvertreib.

Inhalt der Nr. 31.

Die beiden Rittmeister. Historischer Roman von Wussо Graf von Bredow. Forts. — Auf der großen Landstraße. Roman von H. Schobert. Forts. — **Beiblatt:** Zur Abendstunde. Von Anna Hinckeldeyn. — Junge Mädchen. Von Gabriele von Lieres. — Am Krankenbett. Von F. Schulze. — In Beaume les Dames. Von einem Stabsoffizier. Schluß. — Elend. Von Curt Notharbt. — Der Bruder, der Bruder hat's verschuldet. Von Leo Horst. — Das Hünengrab. Von J. Kulp. — Meyers Konversations-Lexikon. Von O. v. L. — Vermischte Anzeigen. — Vermischtes.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leirner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 32.

Die beiden Rittmeister.

Historischer Roman

von

Wusso Graf von Bredow.

(Fortsetzung.)

Vor Grimm und Kälte zitternd, stand Gulden Braal, eine alte Muskete in der Hand, hinter einer Verrammlung, welche den Zugang des Gehöftes vom See her versperrte. Um sich zu erwärmen, stampfte er mit den Beinen und schlug die Arme über die Brust. Dann fluchte er wieder auf die Urheber seines augenblicklichen Unbehagens, auf seine Landsleute, den Rittmeister von Kerkow und Wernicke, der ihn nach seiner Ansicht ganz niederträchtig hintergangen hatte, da er ihn als Bundesgenossen behandelte und im Innern gewiß schon überlegte, wie den ehemaligen Freunden am sichersten der Garaus zu machen sei. Über seinen eigenen Herrn erlaubte ihm der schuldige Respekt nur sein Bedauern auszusprechen. Um sich ja nicht ein heftiges Wort über denselben entschlüpfen zu lassen, griff er öfter nach der neben ihm stehenden Flasche und spülte den harten Ausdruck hinunter, wenn ihm ein solcher auf der Zunge schwebte. Aus der häufigen Anwendung dieses Mittels zu schließen, schien er auch gegen seinen Rittmeister nicht geringen Groll zu hegen.

Am Ende kam ihm aber der Gedanke, daß der ganze Lärm wohl auf einem Mißverständnis beruhe, weil er bei seinem Besuche in Brand auch nicht die geringsten Spuren des geplanten Überfalles bemerkt hatte; so viel stand aber bei ihm fest, mit dem gemeinsamen Kampf gegen die Schweden war es nichts, und die Hoffnung auf die hervorragende Stelle, die er in demselben einzunehmen gedachte, mußte er aufgeben.

„Nun läuft mir der Glückspilz, der Jürgen, doch den Rang ab," seufzte er tief, „und daran ist blos der Eigensinn meines Herrn schuld. Narrenspossen, verdammte!" fuhr er nach einer Weile in seinem Selbstgespräch fort. „Muß ich alter Esel hier um nichts und wieder nichts in der Kälte stehen und ein Tollhaus gegen das andere bewachen. Der Kerkow mag manches zuwegebringen, aber einen solchen Streich, wie diesen vermeintlichen Überfall, traue ich ihm doch nicht zu. Wenn etwas Wahres daran wäre, so hätte uns Wernicke sicher einen Wink zukommen lassen. Herrgott, nein, die Brandschen werden schön über unsere Dummheit lachen! Ich bin nur zufrieden, daß der Jürgen mich hier nicht sieht, ich würde vor Scham in die Erde sinken." —

Gulden Braal hielt mit seinem Selbstgespräch inne. In der Dämmerung sah er die Gestalt eines Mannes pfeilschnell über die Eisfläche dahergleiten.

„Donnerwetter! wenn ich mich nicht ganz täusche, ist das Jürgen. Dann wird es am Ende doch Ernst. Warte, alter Junge, Dir will ich wenigstens einen Possen spielen."

Mit diesen Worten legte er sein Gewehr auf die Gabel und richtete es gegen den Ankommenden. Der letztere stieg, atemlos von der eiligen Fahrt, an das Ufer und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Vor der Barrikade angelangt, stutzte er und blickte sich verwundert um.

„Aha, die haben sich wirklich vorgesehen", brummte Wernicke. „Ist das nun gegen die Schweden gerichtet, wie Gulden heute früh sagte, oder gegen uns, wie der Rittmeister behauptet? Ich muß versuchen, unentdeckt hinüberzuklettern. Sonderlich gute Wache scheint man hier aber nicht zu halten, und wenn ich heute nacht nicht einen festen Riegel vorschiebe, so sind wir morgen früh drinnen und nehmen das ganze Nest aus, bevor man es sich versieht. Was wird Gulden für ein dummes Gesicht machen, wenn ich so unvermutet vor ihm stehe. Der Wachtdienst scheint hier wirklich recht gemütlich zu sein."

Über Jürgens breites Gesicht zog ein vergnügliches Grinsen. Dasselbe verschwand aber schneller als es gekommen war, denn er gewahrte plötzlich den drohend auf sich gerichteten Musketenlauf und bemerkte zugleich im Dämmerlicht das unheimliche Glimmen einer Lunte.

„Halt, Werda?" rief ihn eine rauhe Stimme an.

Digitized by Google

„Ich bin es, Jürgen Wernicke."

„Wachtmeister Wernicke, steh oder ich gebe Feuer!"

„Dummkopf, mache jetzt keine Narrenspossen, ich muß den Junker Heinrich und Dich sprechen, laß mich augenblicklich hinein."

„Das könnte Dir wohl gefallen? Daraus wird nichts, Freund Wernicke, bleib nur ruhig unten, wo Du bist. Es ist verflucht kalt heute, und ein Schluck thut gut. Wenn Du noch lange da stehst, wirst Du wohl auch gern einen nehmen wollen?"

Mit diesen Worten setzte Braal verlockend das Gefäß auf die Brustwehr. „Ich weiß zwar nicht, wie Du zu der Flasche kommen wirst, denn ich kann sie Dir doch nicht hinunterbringen, und wenn Du näher kommst, schicke ich Dir eine blaue Bohne so heiß in den Leib, wie sie nur eben aus dem Laufe fährt."

„Sei nicht verrückt!" rief Wernicke jetzt ungeduldig. „Ich habe keinen Augenblick zu verlieren. Du siehst doch, ich bin allein und ohne Waffen."

Gulden Braal lachte schadenfroh über die Ratlosigkeit seines Freundes.

„Was weiß ich, ob Du nicht schon wirklich Rittmeister bist und Deine Schwadron hinter Dir hast? Wenn ich Dir jetzt wieder vertraue wie heute morgen, dann haust Du mir eins auf den Kopf, und Ihr seid drinnen im Hofe. Nein, warte nur ruhig, bis es morgen früh wieder heller ist."

Mit Wernickes Geduld ging es aber nun ganz zu Ende.

„Jetzt höre mein letztes Wort, wenn Du nicht ebenso toll geworden bist, wie alle anderen", rief er außer sich vor Zorn und zitternd vor Kälte. „Morgen früh nimmt mein Rittmeister Euer Schwedennest mit Sturm und zündet es an allen vier Ecken an. Das müssen wir heute nacht noch verhindern, und darum ist jeder Augenblick kostbar. Ich habe mir schon einen Plan gemacht, wie wir wenigstens den Frieden sichern können, aber der Heinrich und Du, Ihr müßt mir helfen. Laß mich also sofort zu dem Junker, oder ich versuche es mit Gewalt. Dein rostiges Schießeisen fürchte ich nicht, Du wirst Dich auch wohl bedenken, auf einen alten Kameraden zu feuern."

„Sacht! sacht! Freund Jürgen, mit Gewalt setzest Du bei mir nichts durch, so wenig wie Dein Rittmeister. Ihr spielt uns ja einen netten Streich. Das ist wohl der Anfang von dem Bund, den wir geschlossen haben? Aber wenn Du uns wirklich helfen willst, dann ist es etwas anderes, das hättest Du gleich sagen sollen. Na, komm nur herauf, ich will Dir noch einmal auf Dein altes Gesicht hin vertrauen. So, nun nimm erst einen Schluck, der macht den Kopf klar und die Füße warm, aber zum Junker kannst Du nicht. Der Rittmeister läuft umher wie ein brüllender Löwe und trifft er Dich hier, so sei versichert, daß Du zehn Minuten später am Scheunenthor hängst, mit einem derben Strick um den Hals."

„Ganz dieselbe gütige Absicht hat mein Rittmeister mit Dir, wie er mir heute sagte, falls Du Dich noch einmal bei uns sehen läßt," sagte Wernicke, als er mit Braals Hilfe die Verschanzung erstiegen hatte, „und im Grunde kann ich sein Vorhaben nicht einmal tadeln. Für so eine verdammte Spitzbüberei, wie Du sie heute früh vollführt hast, gebührt Dir mindestens der Strick. Wir also waren die Feinde, die Ihr so mannhaft bekämpfen wolltet, und Du alter Heuchler forderteſt sogar von mir die Hakenbüchsen dazu? Ein Glück, daß ich keine besaß, sonst würde ich sie Dir in meiner Vertrauensseligkeit wohl gegeben und jetzt zum Dank vermutlich den ersten Gruß daraus empfangen haben. Oder geschah das Ganze bloß, um auszukundschaften, ob Ihr den Tanz wohl mit uns wagen dürftet? Während Du Dir über die gelungene List ins Fäustchen lachtest, habe ich mir den Kopf zerbrochen, wie ich Euch mit meiner Schwadron aus der Verlegenheit reißen könnte; denn das muß Dir Dein einfältiges Hirn doch selber sagen, ohne mich seid Ihr rein verloren, wenn . . ."

„Mein alter, guter Kamerad," unterbrach Gulden den Zürnenden mit weinerlicher Stimme, „ich denke ja gar nicht an Verrat, und mein Rittmeister sicher auch nicht. Ich bin jetzt noch fest davon überzeugt, daß es eigentlich gegen die Schweden gehen sollte, bis das verdammte unsinnige Gerücht kam, Ihr wolltet uns angreifen. Übrigens," fuhr Braal mit sicherer Stimme fort, „brauchst Du Dich gar nicht so zu ereifern. Du hast ja eben selber zugestanden, daß Ihr uns morgen früh überfallen wollt, da scheint mir doch der Verrat auf Eurer Seite vorhanden zu sein."

„So, also Du meinst immer noch, daß Ihr eigentlich mit uns zusammen gegen die Schweden fechten wolltet? Da hätte Dein Rittmeister nur nicht gestern im goldenen Löwen aller Welt erzählen müssen, daß er uns die Hälse brechen würde. Nein, mein Freund, in eine so dummgestellte Falle gehen wir doch nicht, und dann hat der Moses gesagt . . ."

„Laß mich nur mit dem Moses zufrieden," unterbrach Braal seinen Kameraden heftig, „von dem Landstreicher will ich nichts hören. Außerdem wird es mit dem Hälsebrechen nicht so schlimm werden, dazu sind doch immer mehrere notwendig, und ich will Dir im Vertrauen sagen: heute war der Merten schon hier, des Landrats Amtsdiener, der sagte den Leuten, die Lietzowschen und die Brandschen wären alle miteinander befreundet und verschwägert, da sollten sie sich zu keinen Dummheiten hinreißen lassen, sonst kämen der Herr Landrat und der Herr Kurfürst selber, die würden ihnen die Ohren schön zausen, wenn sie nicht Ruhe hielten. Der Herr Kurfürst hat ihnen einfach sagen lassen, es wäre sein Wille, daß sie sich miteinander vertrügen. Damit Punktum! Ich glaube, nun wird keiner groß muckſen."

„Hm," meinte Jürgen nachdenklich, „bei uns im Dorfe ist er allerdings auch gewesen und wird wohl ähnliches gesagt haben. Aber bei meinem Rittmeister war er nicht. Der ist auch unser Herr, wem soll man nun gehorchen? Braal, wir wollen die Sache selber in die Hand nehmen und uns aus der Verlegenheit ziehen. Vor allen Dingen muß aber Junker Heinrich mit uns einverstanden sein."

Die beiden alten Soldaten berieten nun eifrig, was zu thun sei. Endlich schlug Braal vor, er wolle selber den Junker holen, und Wernicke solle

Digitized by Google

inzwischen Posten stehen. „Denn ohne Ablösung gehe ich nicht," setzte er entschieden hinzu.

Wernicke fügte sich dem Willen seines Kameraden und spähte jetzt ebenso aufmerksam, die Muskete in der Hand, über den See hinaus nach Brand zu, wie es kurz vorher noch Braal gethan hatte.

Einige Augenblicke später kam Gulden mit Heinrich bereits zurück. Letzterem war eine schwere Last vom Herzen genommen, als er hörte, daß Wernicke da sei, um mit ihm zu beraten.

„Ich wußte doch, daß Du uns helfen würdest, alter Jürgen," sagte er freudig zu dem Wachtmeister. „Nun hoffe ich, daß es nicht zum äußersten kommt. Ist es denn wirklich wahr, daß mein Oheim so Schlimmes gegen uns vorhat? Ich kann es kaum glauben. Legt denn Gretchen kein gutes Wort für uns ein? Und vermag denn Frau von Kerkow gar nichts über ihn, oder zürnen sie uns etwa auch?"

„Da hilft kein gutes Wort. Mein Rittmeister hört auf niemand mehr, er ist ganz außer sich vor Zorn darüber, daß Ihr es mit den Schweden haltet und gewaltsam seine Pläne hindern wollt. Morgen in aller Frühe gedenkt er Euch zu überfallen, denn er hat sich nun einmal in den Kopf gesetzt, Euch zuvorzukommen. Darum müssen wir schnell handeln. Gretchen weiß um mein Vorhaben und wird uns helfen."

Die drei Männer zogen sich nun in einen dunklen Winkel der Mauer zurück und berieten dort eifrig miteinander. Ihre Unterredung schien aber durchaus nicht sehr trostlos zu sein, denn mehrere Male brachen sie in ein halb unterdrücktes Gelächter aus. Endlich machte sich Jürgen Wernicke wieder auf den Weg.

„Das Gesicht von Deinem Rittmeister möchte ich morgen sehen," sagte Braal vor Vergnügen grinsend. „Ich bin froh, daß ich ihm nicht die Meldung zu machen brauche."

„Mir ist auch nicht besonders wohl dabei zu Mute, wenn ich daran denke," entgegnete Wernicke kleinlaut. „Aber was thut man nicht alles, um den Frieden wiederherzustellen. Ich begreife gar nicht, wie Du Dich darüber noch freuen kannst, Braal."

„Liebster, bester Wernicke," jubelte Heinrich, den Alten in seine Arme schließend, „das vergesse ich Dir nie, was Du unsertwegen thust."

„Wenn alles gut geht, bin ich schon belohnt genug," wehrte der Alte Heinrichs stürmischen Dank zurück. „Brecht nur bald auf, denn über den See könnt Ihr nicht kommen, der Mond scheint zu hell, und mein Rittmeister ist gewaltig auf dem Posten. Ich muß mich sehr in acht nehmen, daß er mich nicht gewahr wird. Wenn der Mond untergegangen ist, könnt Ihr über den See zurück, Ihr müßt es sogar, denn das wird den Verdacht besser von mir ablenken. Weiß der Teufel! wohl ist mir bei der Geschichte nicht. Kommt bald, denn Ihr werdet die Schleife nur langsam durch den tiefen Schnee fortschaffen können. Übrigens wenn Euer Vater trotzdem etwas gegen uns unternehmen sollte, so benachrichtig Ihr uns doch auch rechtzeitig?"

„Das versteht sich, Jürgen, nie in meinem Leben würde ich Dich im Stiche lassen."

„Nun, dann behüt Euch Gott, Junker." Die Männer drückten sich noch einmal die Hand, Wernicke stieg wieder auf seinen Schlitten und flog im nächsten Augenblick über den See nach Brand zurück.

Dort herrschte im Herrenhause tiefes Schweigen. Die Bewohner schienen in Schlaf versunken, und nur das Zimmer des Rittmeisters war noch erleuchtet. Aber trotz dieser scheinbaren Stille hatte sich die Familie von Kerkow noch niemals in so weit vorgerückter Nachtstunde in solcher Aufregung befunden, wie heute.

Frau von Kerkow saß weinend im dunklen Zimmer neben ihrer Tochter, die kaum zu atmem wagte und die Hand auf das pochende Herz drückte, um ihre entsetzliche Angst zu bekämpfen. Leise unterhielten sich Mutter und Tochter zusammen.

„Mein Gott, mir ist so schrecklich bange," flüsterte Frau von Kerkow, „wenn nur alles gut geht. Du solltest lieber oben bleiben und den Männern die Arbeit überlassen, denke nur, wie furchtbar es wäre, falls er Euch überraschte und Dich dort unten träfe. Ich habe kein Vertrauen zu Jürgens Plan. Der Vater ist noch auf, er ist wachsam und wird alles vereiteln. Gretchen, bleibe bei mir."

„Nein Mutter," entgegnete das Mädchen entschlossen, „es muß das äußerste gewagt werden. Morgen früh will der Vater Lietzow überfallen, weil der Oheim seinen Landsleuten beisteht und die Waffen heimlich hat aus dem Moore fortnehmen lassen, mit denen die Verbündeten die Schweden bekämpfen wollten. Ich hörte alles vorhin, als Vater es dem Jürgen erzählte. Er ist darüber ganz außer sich vor Zorn, aber Wernicke meinte, solche Schlechtigkeit traue er dem Rittmeister Steenbock nicht zu. Der Vater wollte jedoch auf nichts hören und wies ihn zur Thür hinaus. Denke nur wie entsetzlich, wenn der Oheim oder Heinrich oder gar Vater selber in dem Kampfe fallen würde. Jürgen hat schon alle Vorbereitungen in Lietzow gesehen."

„Es wäre furchtbar, ich würde es nicht überleben," jammerte Frau von Kerkow. „Ja, wenn der eine oder der andere von ihnen noch in einem ehrlichen Kampfe für das Vaterland fiele, statt in einem so unnützen Blutvergießen zwischen alten Freunden. Ich wünschte die Schweden kämen und verhinderten den Zwist."

„Unser Plan wird schon glücken," tröstete Gretchen ihre Mutter, obwohl sie selber des Trostes gar sehr bedurft hätte. „Heinrich, Jürgen und Gulden sind ja besonnene Männer, aber sie schaffen allein die Waffen nicht schnell genug fort, darum muß helfen, wem irgend zu vertrauen ist."

„Ich möchte auch helfen, soviel in meinen Kräften steht," sagte Frau von Kerkow, „aber ich bin es nicht im stande, die Angst übermannt mich."

„Nein, Mutter, bleibe hier, Du würdest uns nur im Wege sein, doch wenn Du hörst, daß der Vater uns überraschen sollte, dann komm herab und hilf uns, ihn besänftigen."

Ein leichtes Klirren ertönte in diesem Augenblick

Digitized by Google

am Fenster, als wenn ein Steinchen gegen die Scheiben geworfen würde. Gretchen erhob sich bebend vor Aufregung.

„Jürgen giebt das Zeichen," sagte sie, gewaltsam ihre Bewegung niederkämpfend. „Ich muß jetzt zu ihm. Ach, wenn wir doch jemand noch zur Hilfe hätten, damit es schneller vollbracht würde. Der Moses ist gewiß verschwiegen, außerdem wandert er morgen früh weiter, er hätte uns so gut beistehen können, aber Jürgen will niemand Vertrauen schenken."

„Es ist besser so," flüsterte Frau von Kerkow. „Geh mit Gott, mein Kind. O, das wird morgen ein schrecklicher Tag werden, selbst wenn alles gut abläuft."

Leise öffnete Gretchen die Thür und schlich unhörbar die Treppe hinab. Frau von Kerkow drückte ihr Antlitz zwischen die Kissen und lauschte mit angehaltenem Atem. Aber es blieb längere Zeit hindurch still wie zuvor, selbst die wachsamen Hofhunde schienen in tiefen, unnatürlichen Schlaf versunken. Da plötzlich, war es Täuschung oder Wirklichkeit? dumpfe Schläge hallten an ihr Ohr. Sie vermochte ihre Angst nicht mehr zu bemeistern, sie stand auf und trat an das Fenster. Aber der Hof lag einsam und verlassen da, nichts Verdächtiges war zu bemerken. Jetzt wiederholte sich das Geräusch, aber nun war es ein Rutschen und Fallen, dann tönten dazwischen wieder ein paar Schläge.

Frau von Kerkows Angst wurde unerträglich.

„Mein Gott, mein Gott," stöhnte sie entsetzt, „er muß es ja hören."

Allerdings war das verdächtige Geräusch auch zu Herrn von Kerkows Ohren gedrungen. Der Rittmeister öffnete das Fenster und blickte hinaus. Aber nichts Außergewöhnliches bot sich seinen Augen dar. Bis nach Lietzow beinahe konnte er den See überschauen, doch nichts regte sich auf der weiten Fläche. An der inneren Mauer des Hofes lehnten regungslos ein paar Wächter. Ein eisiger Wind drang in das Zimmer und drohte das Licht zu verlöschen. Hans Achim schloß das Fenster wieder.

„Sollte mich die Aufregung täuschen?" murmelte er, im Zimmer auf- und niedergehend, „es ist mir, als hörte ich fortwährend ein leises Geräusch, aber es kann nichts Verdächtiges sein, die Hunde würden sonst einen Laut geben, sie sind stets wachsam."

Auf dem See sprang eine Hartborste mit weithin hörbarem Rollen.

„Das ist es gewesen," fuhr der Rittmeister in seinem Selbstgespräche fort. „Das Eis springt. Merkwürdig, was für Täuschungen die Aufregung doch hervorbringt. Und warum eigentlich diese Aufregung? Weil ich meine Pflicht gegen meinen Fürsten erfüllen und die sträfliche Handlung eines Verräters rächen will, der zufällig mein Jugendfreund ist? Hat er sich nicht selber gerühmt, unsere tollen Pläne, wie er sagt, zu zerstören, und hat er sich nicht vermessen, Gewalt gegen uns anzuwenden? Es ist ganz klar, nur er kann die Waffen aus dem Moore fortgeschafft haben. Vor einigen Tagen war alles dort noch in schönster Ordnung und heute meldet mir Hans Rochow, daß sämtliche Waffen fort, schändlich gestohlen sind. Jetzt, gerade jetzt, wo der Feind nur wenige Märsche von uns entfernt steht, und wo es gilt, die Mannschaft zu sammeln und zu bewaffnen. In meiner Hoffnung, ihn schließlich doch für uns zu gewinnen, habe ich ihm zuviel vertraut. Der Schändliche hat seinen Zweck nur zu gut erreicht, denn jetzt ist es unzweifelhaft vorbei mit allen Plänen."

Der Rittmeister bedeckte sein Antlitz mit den Händen und seufzte. Sein Jugendfreund war ein Verräter. Gegen ihn, mit dem er in blutigen Schlachten Schulter an Schulter gekämpft hatte, sollte er morgen das Schwert ziehen, sein Haus niederbrennen und ihn selbst vielleicht töten. Er sah die blutigen Leichen des alten Kameraden und seines Sohnes vor sich liegen. Aber das Bild, das seine erregte Phantasie ihm vorspiegelte, wurde noch schrecklicher. Er erblickte auch, wie ein Weib sich über die Körper der von ihm Getöteten stürzte. Das Weib war seine Tochter, und die Donnerworte tönten in sein Ohr: „Vater, Du hast mein Lebensglück zerstört, Du hast nicht ihn allein, sondern auch mich, Dein Kind, getötet." Der Rittmeister ballte die Faust und stöhnte vor Seelenschmerz auf.

„Ich muß, ich thue meine Pflicht. Ich habe mein Wort für seine Redlichkeit verpfändet. Die Waffen muß er wiedergeben, sonst werden die Genossen mich für das Scheitern unserer schönen Hoffnungen verantwortlich machen, da gilt keine Vaterliebe, keine Rücksicht. Aber ich wünschte, die Schweden wären hier," fügte er leiser hinzu. Im nächsten Augenblick errötete er jedoch vor Scham über diesen Wunsch. — Sein Zorn gegen den alten Freund und Nachbarn war schon im Schwinden begriffen, nur die Ansicht von seiner vermeintlichen Pflicht ließ ihn noch bei seinem schnellgefaßten Entschlusse beharren. Im Grunde wäre ihm ein Ereignis, welches unerwartet die Ausführung desselben verhindert hätte, nicht unwillkommen gewesen. Aber diese Empfindung wollte er sich noch nicht eingestehen.

Gretchen bebten die Kniee vor Angst und Ungeduld, als sie die Treppe so geräuschlos als möglich hinabstieg. Unten angekommen, fand sie die Hausthür nur angelegt. Einen Augenblick zögerte das Mädchen und lauschte aufmerksam, ob irgend ein Geräusch im Hause sich hören ließ. Entschlossen öffnete es dann die Thür und trat auf den Hof. An der Wand des Hauses lehnte im Dunkeln eine Gestalt. Es war Jürgen, der dem Mädchen winkte, ihm zu folgen.

„Sind Heinrich und Gulden hier?" fragte Gretchen leise. Der Alte nickte bejahend mit dem Kopfe, dann schlichen beide dicht an dem Hause entlang, unter dem Fenster des Rittmeisters vorbei.

„Wie die Kerle schlafen," begann jetzt Wernicke das Gespräch, auf einen der Wächter deutend, der in einer Vertiefung des Hofthores kauerte, „die werden uns heute nicht stören, morgen früh weckt sie der Rittmeister mit einem Donnerwetter. Ich habe ihnen aber auch einen Grog von Braals Sorte gebraut, den kann kein anderer vertragen als Braal selber und höchstens ich noch ein Gläschen hier und da zur Gesellschaft."

Digitized by Google

Der Alte kicherte in sich hinein vor Vergnügen über den Grog und seine List.

„Jürgen," hub Gretchen besorgt an, „Du hast doch nicht auch etwa davon getrunken?"

„Aber Fräulein, wie könnt Ihr so etwas von mir denken?" entgegnete Wernicke beleidigt. „Das heißt, ein Gläschen nur zur Erwärmung habe ich zu mir genommen, als ich dem Junker Heinrich und dem Gulden eines hinunterbrachte."

„Werden die Hunde uns nicht verraten?"

„Keine Sorge. Die sind so unschädlich gemacht wie die Wächter. Hört nur wie sie knurren und schnarchen im Schlafe, aber keiner von ihnen wittert heute etwas."

„Jürgen, wie hast Du nur den Schlüssel von der Schirrkammer, wo die Waffen liegen, bekommen?"

„Ja, den hat der Herr Rittmeister eingeschlossen. Ich will ihn auch gar nicht haben, denn wenn ich ihn benutzte, so würde das nur Verdacht auf uns werfen, und ich möchte dem Herrn um keinen Preis der Welt unter die Augen treten, wenn er irgend einen Argwohn gegen mich hegte. Nein, wir kommen auf einem anderen Wege besser in die Schirrkammer. Die alte Lehmwand nach dem See zu, ist morsch und bröcklich. Eine Stelle hat sogar schon große Risse, in die ich heute nachmittag öfter Wasser hineingegossen habe. Das friert bei der Kälte sofort und treibt die Wand auseinander. Mit dem Brecheisen helfen wir dann nur nach."

„Gretchen, bist Du wirklich trotz aller Gefahr gekommen?" ertönte plötzlich Heinrichs Stimme, der mit Gulden aus dem Dunkel hervortrat und die Braut mit seinen Armen umpfing.

„Um Gottes willen, still!" mahnte Jürgen zur Vorsicht. „Schweigt nur so lange, bis wir an Ort und Stelle sind. Seht Ihr denn nicht den Schlitten mit dem Plane dort? Er gehört dem Moses. Der Jude schläft darinnen trotz der Kälte und meines Zuredens, im Hause zu übernachten. Der Blutegel konnte sich von seinen Schätzen nicht trennen. Wenn er erwacht, so ist auch unser Unternehmen verraten."

Moses Namen erregte einen förmlichen Sturm in Guldens Brust.

„Was?" rief er wutschnaubend, die knochigen Hände nach dem Schlitten ausstreckend, „der Kerl ist schon wieder hier? Dieser Lump, der Wasser in den Rum gießt und überhaupt an dem ganzen Unglück schuld ist? Ich habe geschworen, ihm die Knochen zu zerschlagen, wo ich ihn finde. Jetzt kommt er mir nicht so leichten Kaufes davon!"

„Bist Du des Teufels, Braal!" fuhr Wernicke mit halblauter Stimme seinen Kameraden an, indem er den Wütenden, welcher den eigentlichen Zweck seines Hierseins ganz vergessen zu haben schien, mit kräftiger Faust am Kragen packte. „Sei vernünftig, Gulden, ich habe Dir noch einen guten Schluck mitgebracht. Du weißt doch, Kamerad, den Du so gern trinkst." Brummend und innerlich weitergrollend, ließ sich Gulden von seinem Freunde am Arme fortziehen. Hand in Hand folgten ihnen Heinrich und Gretchen.

„Ist es denn wirklich wahr," flüsterte das Mädchen dem Geliebten zu, „daß Dein Vater den Schweden helfen und uns überfallen will? Ich hörte, wie mein Vater es dem Wernicke sagte, denn zu uns spricht er nicht mehr über den Streit mit Euch, weil die Mutter und ich Euch entschuldigten und ihn baten, nicht mehr zu den Versammlungen zu reiten, wo sie einander nur aufreizen und tolle Pläne schmieden."

„Ganz im Gegenteil," versicherte Heinrich, „mein Vater denkt nicht daran, den Deinen anzugreifen, oder seinen Landsleuten irgend welchen Vorschub zu leisten, denn er ist ein so guter Unterthan unseres Fürsten wie nur irgend einer von den Nachbarn. Er will Euch alle vielmehr vor dem sicheren Verderben bewahren und hat die Vorbereitungen, die Deinen Vater so erzürnen, nur getroffen, weil er des Oheims leicht aufbrausende Heftigkeit kennt, und weil ihm jemand in den Kopf gesetzt hat, die Verschworenen würden ihn zwingen, gemeinsame Sache mit ihnen zu machen. Übrigens siehst Du ja selber, daß die Vorsicht meines Vaters nicht ganz ungerechtfertigt war. Doch wenn uns heute unser Vorhaben gelingt, so ist jede Gefahr beseitigt. Meinen Vater habt Ihr nicht zu fürchten, er ist zufrieden, wenn er nicht angegriffen wird. Die beiden alten Herren werden bald einsehen, daß sie einander Unrecht gethan haben, wenn jeder den anderen stillsitzen sieht und dann ist die Versöhnung zwischen ihnen wohl sicher."

„So ist an dem ganzen Unglück eigentlich nur ein Mißverständnis schuld?"

„Gewiß, mein Herz."

„Ach, wie gut ist es doch, daß Du noch nicht zum Heere des Kurfürsten geritten bist," fuhr Gretchen in hoffnungsvollerem Tone fort. „Wer würde uns sonst beistehen? Heinrich, vielleicht brauchst Du uns nun gar nicht mehr zu verlassen."

„Daran ist nicht zu denken, mein Lieb, Du weißt ja, ich muß Dich erst erobern."

„Aber was soll werden, wenn in Deiner Abwesenheit unsere Väter das ausführen, woran wir sie jetzt verhindern?"

„Dann, Geliebte, sind die Schweden hier und die werden die streitsüchtigen alten Herren besser im Zaume halten, als wir es vermögen."

Gretchen erwiderte nichts mehr, traurig lehnte sie ihren Kopf an die Schulter des Geliebten.

Bei dem Lehmschuppen, welcher als Schirrkammer benutzt wurde, angelangt, zog Wernicke den Junker leise am Arme.

„Tretet mit mir einen Augenblick zur Seite, ich möchte Euch wohl etwas fragen, von dem die anderen nichts zu hören brauchen. Antwortet mir aufrichtig, Junker, denn ich will wissen, ob ich meinem Herrn recht oder unrecht thue, wenn ich ihn heute zum ersten Male in meinem Leben hintergehe. Habt Ihr oder Euer Vater uns die Waffen vom Moore genommen, wie mein Rittmeister behauptet, damit wir gegen Eure Landsleute nicht fechten können?"

Über Heinrichs Gesicht glitt ein Lächeln, als er den mißtrauischen Blick gewahrte, welchen der Wachtmeister auf ihn richtete.

„Nein, Alter, an dem Raube sind wir unschuldig; durch uns ist Euch kein Stück davon fortgekommen.

Digitized by Google

Aber weil Du mir vertraust, will ich Dir wieder Vertrauen schenken und Dir sagen, daß sie im Namen unseres Gnädigsten Herrn Kurfürsten von dort fortgeschafft worden sind."

Jürgen schüttelte erstaunt den Kopf.

„Wo der nur das alles herweiß," meinte er betreten. „Den Merten hat er uns auch schon auf den Hals geschickt. Unser Herr Kurfürst mischt sich doch in alles. Hoffentlich hat er nichts dagegen, wenn wir das Zeug hier auch beiseite schaffen."

Heinrich beschwichtigte leicht die Bedenken des alten Dieners, der nun mit erleichtertem Herzen die Rollen verteilte, welche er seinen Begleitern bei der Ausführung des Vorhabens zugedacht hatte. Gretchen mußte vor der Scheune stehen bleiben und das erleuchtete Fenster des Rittmeisters, sowie die Hausthür überwachen, damit von dort her keine Überraschung während der Arbeit zu befürchten war. Die Männer selber führte Jürgen um die Scheune nach der dem See zugelegenen Seite. Dann holte er unter dem Schnee Brecheisen und Hebebäume hervor, die von ihm dort verborgen worden waren. Die Werkzeuge wurden in die Risse der Mauer gesteckt, und den vereinten Kräften der Männer gelang es in kurzer Zeit, die vorhandenen Lücken zu erweitern. Jetzt brach ein großes Stück der Mauer durch die Gewalt der Hebebäume ab und rollte mit dumpfem Gepolter den Schutthaufen hinunter. Es war dasjenige Geräusch, welches der Rittmeister bis in sein Zimmer gehört hatte. Ängstlich lauschend stellten die Männer ihre Arbeit ein. Gleich darauf kam Gretchen eilenden Laufes um die Ecke der Scheune und erzählte, daß ihr Vater das Fenster geöffnet und auf den Hof gesehen habe. Die Bundesgenossen drückten sich in den Schatten einer Mauer und beobachteten von hier das Haus. Keiner wagte sich zu bewegen, vor Angst, daß ihr Unternehmen zum Schlusse doch verraten werden könnte, und deutlich vermochte jeder das Klopfen des eigenen Herzens zu hören. Aber alles blieb still, und bald konnte man die hohe Gestalt des Rittmeisters hinter dem Fenster wieder auf- und niederwandeln sehen.

Die Männer machten sich, erleichtert aufatmend, von neuem an die Arbeit. Durch die genügend weite Öffnung in der Mauer konnten sie jetzt bequem in das Innere der Scheune gelangen. Jürgen Wernicke holte Zunder, Stahl und Stein aus der Tasche seines Rockes und bemühte sich, damit den Docht einer kleinen Lampe in Brand zu setzen. Bald erleuchtete ein leidlich heller Schein den weiten Raum der Schirrkammer.

Ein Ausbruch des Erstaunens entschlüpfte Heinrichs und Guldens Lippen beim Anblick der zahlreichen, an den Wänden ringsumher aufgeschichteten, Waffen. Da lagen gerade gezogene Sensen, mit Stacheln versehene Dreschflegel, Piken und Stangen mit eisernen Haken daran. Auch an Pechkränzen und starken Hebebäumen war kein Mangel.

„Das muß man gestehen," sagte Braal, nachdem er sich von dem ersten Eindruck der Überraschung erholt hatte, „Ihr habt es ehrlich mit uns gemeint. [illegible]r das Zeug alles gegen uns bestimmt?"

„Nein, Bruder," erwiderte Jürgen seufzend, „etwas war auch zum Empfang der Herren Schweden bestimmt. Aber das beste davon soll ja der Herr Kurfürst an sich genommen haben. Weiß Gott, er kann es gewiß nicht nötiger brauchen als wir."

Der Alte fuhr sich mit der einen Hand über die Augen, als er wehmütig mit der anderen auf eine Anzahl von Säbel wies, die sorglicher als alle anderen Waffen verwahrt in einer Ecke der Scheune lagen. „Es ist der Anfang und, wie ich fürchte, auch das Ende meiner Schwadron," flüsterte er Braal, nur diesem hörbar, zu. Die verfluchten Weiber im Lager von Torgau haben mich doch betrogen, denn mit dem Fechten gegen die Schweden ist es nun vorbei. Schade um das schöne Kopfstück, das ich der alten Hexe damals gab."

Die letzten Worte des Gespräches hatte Heinrich, so leise sie auch gemurmelt waren, doch verstanden.

„Warum soll es mit dem Fechten gegen die Schweden nichts sein, Alter?" fragte er lächelnd. „Ich denke, wenn wir uns selber nicht mehr in den Haaren liegen, können wir um so besser dem Feinde die Zähne weisen. Paß auf, Jürgen, ich nehme Dich beim Wort, wenn Du so große Lust hast, Deine alten Knochen noch einmal daran zu wagen. — Unser Herr Kürfürst wird bald rufen."

Jürgen schüttelte ungläubig den Kopf.

„Der wird sich gerade eines alten, abgedankten Wachtmeisters erinnern. Es müßte auch schnurrig zugehen, wenn ich meinen Herrn verlassen sollte. — Doch nun ans Werk! Helft mir den großen Haufen Holz und Sägespähne beiseite schaffen."

Die Männer arbeiteten emsig und nach kurzer Zeit wurde eine Fallthüre sichtbar, welche Wernicke mittels eines an der Thür befestigten großen Ringes öffnete.

„So!" sagte er, den Schweiß sich von der Stirne wischend. „Jetzt werde ich hinabsteigen, und Ihr reicht mir die Waffen zu."

„Aber Jürgen," wandte Heinrich bedenklich ein, „wird mein Oheim nicht darauf kommen, die Waffen hier zu suchen? Der Gedanke liegt doch eigentlich sehr nahe."

„Das fürchte ich nicht. Der Raum diente in Zeiten der Not dazu, wertvolle Gegenstände darin zu verbergen. Jetzt ist er lange Jahre nicht mehr benutzt worden. Von den Leuten kennt ihn niemand außer mir, und ich glaube, auch der Herr Rittmeister wird sich seiner kaum erinnern. Das Holzzeug liegt schon länger auf der Thür, als Ihr alt seid, Junker. Schließlich müssen wir es darauf ankommen lassen, denn wegschaffen können wir die Waffen nicht in so kurzer Zeit, und ich weiß kein besseres Versteck."

Heinrich vermochte nichts dagegen einzuwenden, und Jürgen stieg mittes einer Leiter in die schwarze Tiefe hinab.

Mit aller Anstrengung arbeiteten sie, denn die Zeit war schon bedenklich vorgerückt. Ein Stück nach dem anderen verschwand von dem aufgeschichteten Waffenvorrate dort hinunter, aber so emsig die drei Genossen sich auch mühten, für ihre Ungeduld schritt das Werk doch zu langsam vorwärts. Mit einem

Digitized by Google

Seufzer der Erleichterung reichte Heinrich endlich die letzte Pike hinab. Gleich darauf stieg Wernicke aus dem dunklen, feuchten Raume empor. Fast wäre er dem Freunde ohnmächtig in die Arme gesunken, so hatte ihn die üble Luft, die dort unten den Keller füllte, benommen. Während er sich erholte, verschlossen Heinrich und Gulden die Thür sorgfältig und stampften vorsichtig die hohe Lage modrigen Holzes wieder über dem Eingange fest. Bald verriet nichts mehr das Vorhandensein eines solchen.

Zur Zeit, als die drei Verbündeten am eifrigsten im Innern der Scheune beschäftigt waren, schlich unbemerkt von ihnen eine Gestalt durch die Büsche des kleinen, am Ufer des Sees gelegenen Gartens. Sie mußte das Geräusch in der Scheune gehört haben, vielleicht gewahrte sie auch den Lichtschein, welcher durch die Öffnung der Wand in das Freie drang, denn plötzlich stutzte sie und lauschte einen Augenblick aufmerksam, dann aber näherte sie sich, noch vorsichtiger als zuvor, dem Gebäude. Als sie dasselbe beinahe erreicht hatte, kniete sie nieder und kroch, von Zeit zu Zeit innehaltend und auf jedes Geräusch achtend, der Öffnung immer näher. Vor derselben angelangt, erhob sich der Mann, denn als solcher war die Gestalt jetzt zu erkennen, ein wenig, steckte seinen Kopf vorsichtig in das Loch und beobachtete lange das Treiben in dem Schuppen. Dann aber zog er sich plötzlich zurück und erreichte mit wenigen Sprüngen wieder die schützenden Gebüsche am See.

„Es war mir eben so, als hätte ich einen menschlichen Kopf in der Öffnung gesehen," sagte Heinrich leise, indem er besorgt um sich blickte.

„Es ist alles ruhig," entgegnete Wernicke, „Ihr müßt Euch getäuscht haben. Wenn einer der Unsrigen hier gewesen wäre, so würde er sicher Lärm geschlagen haben. Aber jetzt holt die Schleife, ich werde inzwischen Fräulein Gretchen von ihrem Posten abrufen."

Aus dem nahen Rohrdickicht zogen Gulden und Heinrich ein einfach aus Stämmen zusammengefügtes Gestell und schleiften dasselbe, eine deutlich erkennbare Spur hinterlassend, vor die Öffnung in der Scheunenwand. Dann zerstampften sie rings den Schnee, daß es den Eindruck gewährte, als ob hier ein Schlitten gehalten hätte, und mehrere Männer bei demselben beschäftigt gewesen wären. Ein paar Stangen und Pechkränze wurden an der Öffnung und am See verstreut, wie wenn sie unbemerkt verloren worden.

Mit Worten herzlichen Dankes drückte Heinrich dem alten Jürgen die Hand und zog seine Braut noch einmal stürmisch an seine Brust.

„Du nimmst von mir noch Abschied, bevor Du reitest, Heinrich, das versprichst Du mir?" flüsterte Gretchen in leisem Tone.

„Könnte ich wohl so weit fort von Dir, ohne Dich noch einmal gesehen zu haben?" fragte Heinrich vorwurfsvoll.

Die Liebenden hätten einander noch viel zu sagen gehabt, aber die beiden Alten drängten jetzt zum Aufbruche.

„Ihr seid schon zu lange hier gewesen," sagte Jürgen. „Jeden Augenblick können wir entdeckt werden. Es wäre doch schlimm, wenn zum Schlusse, nachdem alles so gut von statten gegangen ist, unser schönes Werk vereitelt werden sollte. Darum macht Euch schnell fort, Junker."

Heinrich und Braal ergriffen die Seile der Schleife und mit einem letzten Abschiedsgruße zogen sie das Gestell, welches eine breite Spur auf dem Schnee zurückließ, in der Richtung nach Lietzow über den See.

„So," frohlockte Jürgen über seine gelungene List, als er den verschwindenden Gestalten nachblickte, „jetzt fällt so leicht kein Verdacht auf uns. Wenn der Rittmeister die Spuren sieht, dann muß er ja denken, daß die Lietzowschen hier waren und das Zeug auf einem Schlitten fortgeschafft haben. Ich will aber zur Vorsicht auf dem Eise noch etwas hin- und hergehen, damit es den Anschein gewinnt, als wenn mehrere Männer den Schlitten gezogen hätten. Wie gut, daß ich keiner von den Wächtern bin, über die wird sich morgen das ganze Donnerwetter entladen."

Als Wernicke auf den Hof zurückkam, rüttelte er die immer noch Schlafenden in unsanfter Weise durch einige Püffe und Stöße aus ihren Träumen auf, dann meldete er dem Rittmeister, daß nichts Neues passiert sei. Letzterer übernahm nun selber Wacht und Verantwortung.

* * *

Beim ersten Tagesgrauen versammelten sich erwartungsvoll die Brandschen Unterthanen auf dem Gutshofe und harrten der Befehle des Herrn. Aber lange warteten sie vergeblich. Niemand erteilte ihnen eine Anweisung. Erst leise, dann lauter und lauter tauschten sie ihre Ansichten untereinander aus. Das Gewirr so vieler Stimmen drang bis in die Wohnräume der Herrschaft, aber der Rittmeister ließ sich nicht sehen. Endlich erschien Jürgen Wernicke und gebot den Leuten nach Hause zu gehen.

Hans Achim aber saß völlig vernichtet auf seinem Lehnstuhle.

Vor Tagesanbruch war er bereits mit dem sorglich gehüteten Schlüssel nach der Schirrkammer hinabgegangen, um die letzten Vorbereitungen zur Ausführung seines Unternehmens zu treffen. Wieder war ihm das Herz so schwer wie am Abend zuvor, und wieder betraf er sich bei dem geheimen Wunsche, die Vorsehung möchte seiner That ein Hindernis bereiten. Rasch jedoch schüttelte er diesen Gedanken von sich ab, und energisch stieß er den Schlüssel in das Schlüsselloch. Einen Augenblick nur zauderte er noch einmal, dann ging die Thür auf. Aber beinahe wäre er vor Schreck zur Erde gesunken. Haufen von Spähnen und Holzstücken lagen auf dem Boden des weiten Raumes, allein keine Sense, keinen Spieß, keinen Dreschflegel entdeckte Hans Achim. In der Mauer gegenüber aber klaffte ein mächtiges Loch, durch welches man die weiße Fläche des Sees überblicken konnte. Der Rittmeister stürzte auf die Öffnung zu und lehnte sich hinaus.

Digitized by Google

Eine breite, deutliche Spur führte von hier hinab über den See nach Lietzow. Dort am Rande der Eisfläche lagen noch einzelne Waffen, welche, wie Herr von Kerkow meinte, von dem voll beladenen Schlitten herabgefallen und im Dunkel der Nacht unbeachtet geblieben waren. Die Lösung des Rätsels schien ihm nun nicht schwer. Der Feind hatte ihn überlistet und seiner Waffen beraubt. Aber wie war das nur möglich gewesen, ohne daß die Wächter, ohne daß er selber von dem Überfall etwas gemerkt hatte? Der Rittmeister schlug sich vor die Stirn. Das verdächtige Geräusch in der Nacht fiel ihm ein. Er hatte sich also doch nicht getäuscht.

Eine geraume Zeit währte es, bevor er sich von seinem Erstaunen so weit erholt hatte, daß er seinen getreuen Wachtmeister herbeiholen konnte, um ihm das Unbegreifliche zu zeigen. Wernicke erschien erst nach einigem Rufen zögernd und unsicher. Wäre Hans Achim nicht selber zu bestürzt gewesen, hätte er die Spuren eines bösen Gewissens von dem Gesicht seines Dieners ablesen müssen, aber er sah diesen gar nicht an, sondern starrte nur durch die Öffnung nach Lietzow hinüber. Auf diese Weise hatte der Wachtmeister Zeit, sich zu sammeln. Wie im höchsten Erstaunen schlug er die Hände über den Kopf zusammen.

„Alles fort," stammelte er, „durch das Loch über den See nach Lietzow. Ich habe während meiner Wache die Runde um den ganzen Hof gemacht, aber nichts Verdächtiges bemerkt. Das kann nur gegen Morgen geschehen sein, oder aber, Herr Rittmeister, die Sache ist nicht mit rechten Dingen zugegangen."

„Unsinn, Jürgen! Nur ihre größere Schlauheit hat den Diebstahl ermöglicht. Unsere eigene Sorglosigkeit und irgend ein Verräter im Hause haben ihnen dabei geholfen."

Jürgen Wernicke zog bei dem Worte, „Verräter" ein Gesicht, als wenn er einen Schluck Essig hinabwürgen müßte.

„Herr Rittmeister," rief er plötzlich aus, „der Moses hat gestern mit seinem Schlitten hier genächtigt, jetzt ist er fort mit samt dem Fuhrwerke. Er muß ganz früh aufgebrochen sein, kein anderer, als der Jude hat ihnen geholfen. Das soll der Schurke mir büßen, wenn er jemals wieder unter meine Finger kommt. Ach, ich hatte alles so schön vorbereitet, und jetzt ist durch den niederträchtigen Juden unser ganzer Plan zerstört worden."

Zu Jürgens Schrecken, der sich auf ein tüchtiges Donnerwetter gefaßt gemacht hatte, und dem dasselbe wie eine Erlösung von der Gewitterschwüle erschienen wäre, entgegnete Herr von Kerkow kein Wort, sondern begab sich schweigend hinauf in sein Zimmer.

Ähnlich gestalteten sich die Dinge in Lietzow.

Auch hier war der Rittmeister Steenbock schon frühzeitig auf dem Hofe und musterte seine kleine Garnison, jeden Augenblick des Angriffs gewärtig. Emsig tummelte er sich umher, hier lobend und dort tadelnd. Hier wurden noch Hindernisse der Verteidigung beseitigte, dort andere dem Angriff bereitet. Dabei beobachtete er mißtrauisch die Gesichter seines Sohnes und seines Dieners, auf welchen sich der Ausdruck schlecht verhehlter Freude widerspiegelte. Axel Steenbock nannte ihn boshaft, denn er meinte, die beiden verhöhnten ihn wegen seiner Anordnungen. Sie glaubten ihm also immer noch nicht. Als aber Stunde auf Stunde verrann, ohne daß irgend ein Angriff versucht worden wäre, da fing er allmählich an, sich selber nicht mehr zu glauben. Er war über sich mißmutig, weil er seinem alten Kameraden doch unrecht gethan hatte, und er zürnte Heinrich und Gulden Braal, weil sie, wie er sich einbildete, seine Leichtgläubigkeit verspotteten.

„Mein Gott," stöhnte er, „wenn nur Hans Achim nichts von der Dummheit erfährt, den Triumph gönne ich ihm doch nicht."

Kurz entschlossen versammelte er seine Unterthanen und redete sie folgendermaßen an:

„Leute, ich danke Euch für Euren Diensteifer, aber derselbe ist nicht mehr nötig. Ich hatte Euch hier zur gemeinsamen Abwehr versammelt, falls uns in der Nacht vereinzelte, schwedische Reiter angreifen sollten, die wie fast alle Soldaten leicht zu Gewaltthaten geneigt sind, wenn sie von den Offizieren nicht überwacht werden. Unsere Vorsicht ist jetzt unnötig, und Ihr könnt daher ruhig nach Hause gehen."

Erstaunt blickten die Leute sich an und zogen, ärgerlich über die unnütze Anstrengung, vom Hofe. Ihnen war das Verhalten ihres Herrn unerklärlich, denn sie meinten, bisher wegen des Brandschen Rittmeisters unter Waffen gerufen worden zu sein. Jetzt hatte Axel in Wahrheit zu dem Schaden noch den Spott.

Viertes Kapitel.

Über Lietzow brachen jetzt recht ungemütliche Tage herein. Nachdem der erwartete Angriff Hans Achims nicht erfolgt war, gelangte Steenbock mehr und mehr zu dem beschämenden Bewußtsein, daß er sich von Moses habe ein Märchen aufbinden lassen, und daß er deswegen bei allen Nachbarn lächerlich geworden sei. Vergeblich mühte er sich, diese unangenehme Empfindung dadurch zu bekämpfen, daß er sich einzureden suchte, Hans Achim sei nur durch die in Lietzow getroffenen Vorsichtsmaßregeln von seinem Beginnen abgeschreckt worden. Im Grunde aber glaubte er hieran selber nicht. Dagegen hoffte er, daß der bevorstehende Einmarsch seiner Landsleute den peinlichen Eindruck der letzten Begebenheiten bald verwischen und ihm selber in seiner Einsamkeit Zerstreuung gewähren würde. In der Meinung, von seinen brandenburgischen Freunden und Nachbarn mißtrauisch behandelt und vernachlässigt zu sein, hielt er es für kein Unrecht, den Söhnen seines Geburtslandes einen festlichen Empfang zu bereiten, natürlich mit Wahrung aller seinem Landesfürsten schuldigen Pflichten. Zu seinem schmerzlichen Erstaunen loderte aber, sobald er dieses Vorhaben kundgegeben hatte, der Aufstand in seinem eigenen Hause in hellen Flammen empor. Heinrich sagte ihm unumwunden, daß er sich in diesem Falle sofort zu dem Landrat, von Briest, ja, womöglich zum Heere des Kurfürsten nach der Pfalz begeben würde. Sogar Gulden Braal

Digitized by Google

wagte es, seinem Mißfallen Ausdruck zu verleihen. Der Rittmeister wurde durch die Wahrnehmung, daß er selbst in seiner nächsten Umgebung auf Widerspruch stieß, so überrascht, daß er ganz vergaß, über die Ungebühr seiner Hausgenossen zornig zu werden. Seit dem Tode seiner Frau hatte er sich in seinem Leben nicht so unglücklich gefühlt wie jetzt, wo nach seiner Meinung der eigene Sohn und der langjährige Diener und Waffengefährte ihn verließen, um offen in das Lager seiner Gegner überzugehen. Die Worte Heinrichs: „Durch Eure eingebildete Vorliebe für Eure Landsleute, durch Euer parteiisches Ableugnen ihres Unrechts würdet Ihr mich um mein Lebensglück, um meine Braut gebracht haben, wie Ihr Euch selber Eures einzigen und besten Freundes beraubt habt, wenn ich nicht Mannes genug wäre, meinen eigenen Weg zu gehen," hatten den alten Mann auf das tiefste verwundet und zwar umsomehr, als er sich der Wahrheit, die in diesen Worten lag, nicht ganz verschließen konnte. In der Absicht, weder Heinrich noch Braal um sich zu dulden, zog er sich mit seinem Schmerze in sein einsames Zimmer zurück. Aber er wollte ihnen und allen anderen zeigen, daß er noch Herr auf Lietzow sei und daß er sich von niemand einschüchtern lasse. Nun gerade sollte der Empfang stattfinden. Guldens mehr passiver Widerstand ward überwunden, die alten, längst verblichenen Uniformstücke wurden wieder hervorgeholt, und was Braal am meisten schmerzte, ein Teil des sorglich bis dahin gehüteten Weinvorrates aus dem Keller an das Tageslicht gebracht. Aber so recht freudig und wohl war dem Rittmeister bei diesen Vorbereitungen doch nicht um das Herz. So kam es, daß er mehr redete und Befehle erteilte, als er in der That ausführen ließ, und das Gerücht, welches über diese Zurüstungen im Steenbockschen Hause nach außen drang, übertrieb das weit, was in Wirklichkeit geschah.

Einer Thatsache aber konnte sich der Rittmeister nicht verschließen, so unangenehm ihn dieselbe auch berührte und so gern er sie hinweggeleugnet hätte, das war die täglich zunehmende Unsicherheit auf den Landstraßen. Überall schwärmte unheimliches Gesindel umher, unter ihnen viele, die sich der schwedischen Sprache bedienten, offenbar davongelaufene Soldaten und Troßknechte, welche in dem unbewehrten Lande leichte und gute Beute machen wollten, bevor ihre nachfolgenden Kameraden das beste für sich in Anspruch nehmen konnten. Selbst Lietzow war zu Steenbocks unaussprechlicher Entrüstung von dem nächtlichen Besuch einer solchen Bande nicht verschont geblieben. Zwar an das wohlverwahrte Herrenhaus hatten sie sich nicht herangewagt, aber die armen Leute im Dorfe waren übel davongekommen.

Axel schnaubte Rache gegen das Gesindel, zumal ihm Braals bedeutungsvolles Grinsen, als er seinem Herrn die Nachricht von dem Überfalle brachte, so wie die forschenden Blicke, welche Heinrich dabei auf ihn gerichtet hatte, nicht entgangen waren.

Ein Ereignis, welches dem Rittmeister aber selber leicht hätte verhängnisvoll werden können, brachte ihm bald die ersehnte Rache.

Da die von ihm so bestimmt erwartete Schilderhebung der Verbündeten nicht stattgefunden, Kerkow oder dessen Freunde auch gegen ihn nichts unternommen hatten, so machte der alte Herr wieder seine gewohnten Spazierritte und dehnte dieselben häufig bis an die Thore von Rathenow aus, obwohl er in die Stadt selber nicht hineinritt, weil er im geheimen fürchtete, sich einwenig durch seine Prophezeiungen im goldenen Löwen, von denen keine in Erfüllung gegangen war, lächerlich gemacht zu haben. Allerdings fiel ihm das Fernbleiben von dort sehr schwer, denn manche Stunde hatte er vergnüglich in der gemütlichen Gaststube daselbst, wo ein ganz erträglicher Wein verzapft wurde, verplaudert.

Eines Nachmittags aber konnte er der Versuchung doch nicht widerstehen. Er ritt durch das alte Stadtthor und hielt, bevor er selber noch recht wußte, wie es eigentlich zugegangen war, auf dem Marktplatz vor dem Hause, über dessen Thüre an einem kunstvoll geschmiedeten und vergoldeten Arme sich das ebenfalls vergoldete Abbild eines Löwen schaukelte. Der Wirt kam selber herbei, um einem so angesehenen Gaste beim Absteigen behilflich zu sein. Axel weigerte sich zwar zunächst, das Pferd zu verlassen. Er habe keine Zeit, wie er sagte, aber während des Sprechens schon zog er den Stelzfuß aus dem ledernen Steigbügel, in welchem er wie in einem Schuh steckte. Als der Wirt den neuen Malvasier, den er eigens aus Wismar von seinem Schwager geschickt erhalten hatte, zu verlockend lobte, schwand des Rittmeisters Standhaftigkeit wie Schnee an der Sonne. Um diese Zeit war ja die Begegnung mit einem Nachbarn nicht zu fürchten, und ein Stündchen konnte er ja immerhin mit dem gemütlichen Wirt verplaudern.

Bald saß er vor einem Humpen funkelnden Weines. Erst prüfte er die Farbe, dann sog er den Duft ein, und schließlich that er mit Behagen einen tiefen Schluck. Lächelnd schaute ihm der Wirt, seines Triumphes sicher, zu.

„Ei, Vater Weidenbach, da habt Ihr ja etwas ganz Vorzügliches," sagte der Rittmeister, nachdem er den Humpen wieder vor sich auf den Tisch gesetzt hatte. „Den muß Gulden einmal kosten. Ich sage Euch, der Alte versteht sich darauf. Er wird es zwar nicht zugeben wollen, aber ich versichere Euch, der Wein hier ist viel besser, als derjenige, den ich daheim im Keller zu liegen, habe und den der Gulden mehr wie das Auge im Kopfe hütet."

„Es wird mir eine Freude sein, mit dem Herrn Wachtmeister eine Flasche auszustechen, wenn er einmal in die Stadt kommt."

„Ich werde ihn schicken, lieber Weidenbach, es wird ihm ganz gut sein, wenn er an Euch einen Mann findet, der um seinen besseren Wein weniger Sorge trägt, als er um seinen mäßigen. Der alte Bursche ist rein närrisch vor Angst, daß ihm die fremden Soldaten ein paar Flaschen abknöpfen könnten. Ihr werdet übrigens gute Geschäfte machen. Die Offiziere lassen gewiß etwas daraufgehen."

Der Wirt machte ein saures Gesicht, als wenn er im Herzen Braals Sorgen teilte. Aus Achtung

Digitized by Google

vor dem schwedischen Rittmeister wagte er aber nicht, seinen Empfindungen Ausdruck zu verleihen.

Die Schwere der Zeit und die Verpflichtung eines jeden verständigen Mannes, sich in das Unvermeidliche zu fügen, worüber Axel dem gefällig zuhörenden Wirte einen längeren Vortrag hielt, gab ihm die erwünschte Gelegenheit, mit vielem Genuß noch einen zweiten und dritten Humpen des als vorzüglich anerkannten Weines zu leeren. Mit nicht ganz aufrichtigem Erstaunen bemerkte er endlich, daß es schon recht spät geworden und an der Zeit sei, heimzukehren.

„Bei einem gemütlichen Gespräch verrinnen die Stunden doch gar zu schnell und man achtet dabei auch nicht, wieviel man trinkt."

Der Rittmeister zahlte seine Schuld und erhob sich etwas schwerfällig von seinem Sitze.

„Ja, Freund Weidenbach," sagte er vergnüglich schmunzelnd, als er mit Hilfe des Wirtes sein Pferd wieder bestieg, „den Braal schicke ich Euch, der muß Euren Malvasier kosten. Der alte Kerl wird ja schwarz vor Neid, wenn er merkt, daß Ihr einen besseren Wein im Keller habt, als er. Aber ich gönne ihm den Ärger, vielleicht findet er sich dann leichter darin, seinen Landsleuten einen leidlichen Tropfen zukommen zu lassen."

Der Wirt verzog wieder das Gesicht, als wenn er irgend einen inneren Schmerz verspürte. Plötzlich leuchtete aber aus seinen kleinen, grauen Augen ein verschmitzter Blick auf. Die weiße Zipfelmütze in den Händen drehend, sagte er mit einer tiefen Verbeugung: „Wenn der Wein dem Herrn Rittmeister wirklich gut genug dünkt, um ihn den Herren Landsleuten vorzusetzen, so bin ich gern bereit, ihn der guten Kundschaft wegen abzulassen, trotz des Verdienstes, den ich an den Herren Offizieren zu machen hoffe."

Steenbock aber hatte den gütigen Vorschlag des freundlichen Wirtes wohl gar nicht gehört, oder wenigstens nicht ordentlich verstanden, denn er erwiderte nichts darauf, sondern ritt mit einem kurzen Gruße von dannen. Da es aber wirklich nun zu dunkeln begann, so zwang er seinen rundlichen Schimmel, der im Laufe der Jahre nicht minder schwerfällig als sein Herr geworden war, mit Hilfe des Sporns und des Stelzfußes zu einem etwas schnelleren Trabe, als es sonst seine Gewohnheit war. Am Rande des Birkengehölzes angelangt, welches die Grenze seines Besitztumes nach Rathenow bezeichnete, hörte er zu seinem nicht geringen Erstaunen lautes Geschrei ertönen, und deutlich glaubte er die ängstlichen, aber bereits ermattenden Hilferufe einer weiblichen Stimme zu vernehmen. Er zögerte nicht, seinem Schimmel den Sporn mit solcher Energie in die Weiche zu drücken, daß das Pferd, erschrocken über die ungewohnte Behandlung, sich hochaufbäumte und dann in mächtigen Sätzen die Landstraße entlang brauste. Der Rittmeister traute seinen Augen kaum bei dem Anblicke, der sich ihm nach wenigen Sekunden darbot. Auf dem Wege lag eine Dame, offenbar soeben von dem Pferde herabgerissen, welches scheu geworden, kaum von zwei Strolchen gebändigt werden konnte, während ihre Genossen die Hilflose, die mit matter Stimme um Erbarmen flehte, mit roher Gewalt ihres Schmuckes und ihrer Kleider zu berauben suchten. Etwas weiter davon verteidigte sich ein Mann, wahrscheinlich ein Diener der Dame verzweifelt, aber vergeblich gegen ein halbes Dutzend Banditen, die ihn vom Pferde herabzuzerren versuchten und von allen Seiten auf ihn einhieben.

„Macht Platz!" hörte Steenbock eine Stimme in schwedischer Sprache, „wozu die vielen Umstände?" Zugleich sah er einen Kerl mit angeschlagenem Gewehr auf den Unglücklichen zutreten. In diesem Augenblicke aber war der Rittmeister schon mitten unter dem Gesindel, das in seinem Eifer den Heranstürmenden gar nicht bemerkt hatte, und so gewaltig geschah der Anprall, daß der Mensch mit dem Gewehr über den Haufen geritten wurde und sich nicht mehr vom Boden zu erheben vermochte. Nach einiger Anstrengung wandte der Rittmeister sein Pferd und zog sein gewichtiges Rappier. Sein unerschrockener Mut ließ ihn trotz der großen Überzahl der Gegner keinen Augenblick zaudern. In ihrem Erstaunen über den plötzlichen Überfall, hatten die Räuber von dem Diener der Dame abgelassen. Derselbe gewann seinen Sitz auf dem Pferde wieder und ging nun selber furchtlos zum Angriffe über. Aber auch die Banditen hatten sich von ihrer Überraschung erholt und begannen den beiden Kämpfern schwer zuzusetzen. Sie schienen entschlossen, ihre Beute um keinen Preis im Stiche lassen zu wollen, zumal sie sahen, daß der neue Ankömmling alt und ein Krüppel war. Trotz der gewaltigen Streiche, welche der Rittmeister nach allen Seiten hin austeilte, würde auch er binnen kurzem vom Pferde herabgerissen worden sein, wenn nicht im Augenblick der höchsten Gefahr noch ein dritter Reiter auf dem Platze erschienen wäre, der ungesäumt mit ebensoviel Mut wie Geschick zu Gunsten der Unterliegenden in den Kampf eingriff. Mehr als die kräftigen Streiche, die er austeilte, schienen die heftigen Worte, welche er in schwedischer Sprache hervorstieß, das Gesindel zu verblüffen. Axel Steenbock, der sich durch die Laute, die an sein Ohr drangen, ganz in die Zeit versetzt glaubte, in welcher er die erste Schwadron des blauen Regimentes führte, kommandierte ebenfalls in seiner Muttersprache aus vollem Halse, und auch diejenigen der Angreifer, welche ihn umringten, stutzten und ließen von ihm ab. Bald verschwanden alle im Dunkel der Gebüsche, welche rechts und links die Landstraße begrenzten. Der Mann jedoch, den Steenbock zuerst übergeritten hatte, war durch Huftritte so schwer verletzt, daß er nur geringe Lebenszeichen von sich gab. Der Rittmeister war völlig erschöpft und rang nach Atem, während sein Pferd, das infolge des Kampfes scheu geworden, nur schwer von ihm zu beruhigen war. Nach geraumer Zeit erst konnte er sich nach dem Reiter umsehen, der so unerwartet und glücklich als Retter in der höchsten Not erschienen war. Derselbe stand, den Zügel seines Pferdes über dem Arme, neben der jungen Dame, welche sich bereits von dem ersten Schreck erholt hatte und im Begriff war, so gut als möglich ihre zerrissene Kleidung mit Hilfe des Fremden zu ordnen. — Letzterer schien ein junger Mann von

Digitized by Google

etwa zwanzig Jahren zu sein. Seine Figur war groß und schlank und, soweit die Dunkelheit es erkennen ließ, sein Antlitz edel und von einer Fülle brauner Locken umrahmt. Mit sichtlichem Wohlgefallen ruhten seine Blicke auf der zierlichen Gestalt und den feinen Zügen der jungen Dame, welcher er ritterlich seine Dienste leistete. — Steenbock musterte prüfend die Gestalt des Jünglings, dessen Tracht halb diejenige eines Reisenden, halb die eines Soldaten war, bevor er an die beiden Personen heranritt.

„Mein Gott, Fräulein von Briest," rief er plötzlich im höchsten Erstaunen, den Fremden ganz außer acht lassend. „Wie kommt Ihr in diese entsetzliche Lage? Ein wahres Glück ist es, daß ich mich zu fällig in Rathenow verspätete und auf diese Weise noch rechtzeitig zu Eurer Rettung herbeikam. Die Schufte, welche Euch hier überfielen, Fräulein, sind wahrscheinlich dieselben, die mir vor einigen Tagen ein Bauergehöft niederbrannten."

„Ich weiß nicht, wer die Leute sind, und da ich über ihren plötzlichen Angriff sehr erschrocken war, habe ich sie auch nicht genauer betrachtet, so daß ich wohl kaum einen von ihnen wiedererkennen würde. Ich war in Mahlitz zum Besuch, und hatte mich dort einwenig verspätet. Schon wollte ich zu Euch mit heranreiten, Rittmeister Steenbock, Euch um noch einen zuverlässigen Geleitsmann zu bitten, doch hielt ich bei näherer Erwägung meinen eigenen Reitknecht für einen ausreichenden Schutz, da die Landstraße bisher stets sicher war. Mein Leichtsinn ist bestraft worden, aber der Himmel hat Euch zur rechten Zeit herbeigeführt, um Schaden von mir abzuwenden, nur meine Halskette ist mir von den Banditen geraubt worden. Mehr zu nehmen, ließet Ihr ihnen nicht die Zeit. Habt meinen herzlichen Dank, Rittmeister Steenbock."

Axel wehrte jede Danksagung bescheiden ab.

„Nicht ich bin Eurer Retter, sondern mein junger Landsmann hier," sagte er, zu dem Fremden gewandt, der, sobald er den Namen des Rittmeisters gehört, seinen Hut tiefer in die Stirn gedrückt hatte. „Ohne ihn würden sie mit mir altem Krüppel wohl bald fertiggeworden sein, ihm habt Ihr allein zu danken, Fräulein."

„So empfanget meinen herzlichsten Dank, Herr, daß Ihr für eine Fremde Euer Leben gewagt habt. Ich habe nicht übersehen, wie tapfer Ihr dem wackeren Rittmeister beistandet. Wenn ich Euren Ritterdienst vergelten kann, so seid versichert, daß ich thun werde, was irgend in meinen Kräften steht. Mein Vater ist der Landrat in Rathenow, und wenn Ihr Euch je mit einem Anliegen an ihn wendet, so wird er gewiß erfreut sein, dem Retter seines Kindes, sofern es irgend in seiner Macht steht, jeden Wunsch zu erfüllen."

Der junge Mann lehnte den Dank mit ebensoviel Artigkeit als Bescheidenheit ab.

„Ich habe nur meine Pflicht erfüllt, die den Reisenden gebietet, sich auf der Landstraße gegenseitig Schutz und Hilfe zu gewähren."

Elisabeth von Briest hatte nach ihrer Börse gegriffen, um dem Retter ihres Lebens ihre Dankbarkeit zu beweisen. Die edle Gestalt und die vornehmen Worte des jungen Mannes machten sie jedoch erröten bei dem Gedanken, die Dienste desselben mit Geld zu lohnen. Hastig zog sie einen wertvollen Ring vom Finger und bat den Fremden, ihn als ein Andenken an ihre Begegnung zu behalten. Aber auch dieses Geschenk wies der Jüngling zurück.

„Der Ring ist zu wertvoll, Fräulein, als daß ich ihn annehmen könnte," sagte er in entschiedenem Tone. „Erspart mir das beschämende Gefühl, für eine That der Pflicht eine Belohnung empfangen zu haben, deren Wert die Leistung bei weitem übertrifft. Dagegen werde ich mich später vielleicht einmal der Erlaubnis erinnern, von Eurem Vater eine Gefälligkeit zu erbitten. Der Schutz eines hohen Beamten ist für einen Reisenden, wenn er sich notgedrungen länger an einem Orte aufhalten muß, von hohem Werte."

„Ihr überschätzt die Größe meines Geschenkes, junger Herr," sagte Elisabeth, deren tiefes Erröten das Zwielicht verbarg, „aber wenn Ihr Bedenken tragt, dasselbe anzunehmen, so werdet Ihr wenigstens diesen einfachen Reifen als ein Erkennungszeichen, falls wir im Leben einander wieder begegnen sollten, nicht zurückweisen. Er ist für mich von besonderem Werte, da ich ihn von meiner Kindheit an stets getragen habe."

Der Fremde nahm den Ring und küßte die Hand, welche ihm denselben reichte, indem seine Lippen die zarten Finger der Dame länger und inniger berührten, als es bei flüchtiger Erweisung einer Artigkeit der Fall zu sein pflegt.

Der Rittmeister, der aus Höflichkeit ein stummer Beobachter des eben geschilderten Vorganges geblieben war, konnte jetzt seine Ungeduld, einen Landsmann zu begrüßen, nicht mehr bemeistern.

„Landsmann," redete er den Fremden an, „denn daß Ihr ein solcher seid, habe ich aus Euren Worten während des Kampfes entnommen, nehmt auch meinen Dank für die thatkräftige Hilfe entgegen, welche Ihr mir geleistet habt. Menschlicher Berechnung nach verschulde auch ich Euch mein Leben. Euer Name, Landsmann?"

„Per Ingsol," antwortete der Fremde zwar höflich aber doch so zurückhaltend, daß man erkennen mußte, diese Frage sei ihm unangenehm.

Doch Axel Steenbock ließ sich so leicht nicht abweisen.

„So seid Ihr also Norweger?" fuhr er unbeirrt fort, „und wohin reitet Ihr, wenn ich Euch fragen darf?"

„Meine Eltern wanderten in Schweden ein, als ich noch ein kleiner Knabe war," entgegnete der Fremde mit wachsendem Unbehagen, „woher sie gekommen sind, und wo meine Wiege stand, kann ich Euch nicht sagen, denn das weiß ich selber nicht. Jetzt bin ich auf einer Geschäftsreise begriffen und sehne mich zurück nach der Heimat. Doch da kommt, wie ich sehe, der Diener mit dem Pferde der Dame. Ihr könnt nun aufsitzen und habt hoffentlich von den Strauchdieben nichts mehr zu befürchten. Fräulein," wandte sich der Jüngling noch einmal an Elisabeth

Digitized by Google

von Briest, „Ihr werdet mir eine gütige Fürsprecherin bei Eurem Vater sein, falls ich seiner bedürfen sollte?“

„Gewiß sollt Ihr stets an mir eine dankbare Vermittlerin finden, wenn Ihr bei meinem Vater, als Retter seines Kindes, überhaupt der Vermittelung bedürft,“ sagte Elisabeth, indem sie dem Fremden in das Auge sah. Doch schnell senkten sich ihre Blicke wieder, als sie denen des Mannes begegnete, und ein eigenes Gefühl durchbebte sie, da derselbe noch einmal zum Abschiede ihre Hand küßte.

Der Rittmeister aber gedachte nicht den Kampfgenossen so schnell fortziehen zu lassen.

„Halt, junger Mann!“ sagte er, die Hand Per Ingsols festhaltend, „wenn Eure Eltern auch Norweger waren, so seid Ihr doch jetzt Schwede, und als solcher dürft Ihr an meinem Hause nicht vorüberziehen, ohne an meinem Tische gegessen, getrunken und unter meinem Dache geschlafen zu haben. Reitet mit uns, in wenigen Augenblicken sind wir dort, und morgen mögt Ihr weiter ziehen, wenn es Euch bei Eurem Landsmanne, einem alten, verstümmelten und oft übelgelaunten Soldaten, nicht mehr behagt.“

Höflich, aber kühl dankend, lehnte der Fremde jedoch die Einladung ab.

„Mein Wagen und mein Begleiter sind bereits voraus. Ich war etwas zurückgeblieben und kehrte allein wieder um, als ich hinter mir das Geschrei vernahm. Jetzt aber muß ich eilen, sie vor Einbruch völliger Dunkelheit zu erreichen, denn die Landstraßen sind, wie Ihr selber zu Eurem Schaden eben ersehen habt, nichts weniger als sicher. Aus diesem Grunde rate ich Euch ebenfalls, sobald als möglich mit der Dame aufzubrechen.“

Wie um jede weitere Erörterung abzuschneiden, verbeugte sich Per Ingsol noch einmal und sprengte, einen letzten Blick auf Elisabeth werfend, von dannen. Der Rittmeister sah ihm, gekränkt über die Abweisung, welche seine Einladung erhalten hatte, mit gerade nicht schmeichelhaften Worten über die norwegischen Bauern auf den Lippen, nach, beschloß aber den ihm erteilten Rat zum Aufbruche zu befolgen. Mit ganz anderen Empfindungen begleiteten Elisabeths schöne Augen die verschwindende Gestalt des stattlichen Reiters.

„Fräulein von Briest,“ begann der Rittmeister, indem er versuchte, einen scherzhaften Ton anzuschlagen, „Ihr wenigstens dürft eine Einladung, mein bescheidenes Haus aufzusuchen, nicht zurückweisen, wie es eben mein freundlicher Landsmann gethan hat. Aber da Eure Eltern sich vermutlich wegen Eures Ausbleibens in Sorge befinden, Gulden Braal auch eine schlechte Kammerjungfer abgeben würde, falls Ihr die Nacht unter meinem Dache verweiltet, so will ich Euch nur bitten, so lange mein Haus mit Eurer Gegenwart zu beehren, bis Ihr Euch ein wenig erholt habt. Später soll Euch dann der Heinrich mit genügender Begleitung nach Rathenow geleiten.“

Gern nahm Elisabeth diesen Vorschlag an. Als sich der kleine Trupp nun nach Lietzow zu in Bewegung setzte, ritt der Diener an den Rittmeister heran und fragte ihn, was mit dem toten Manne geschehen solle.

„Rücke ihn an den Grabenrand, dort mag er liegen bleiben, bis ihn meine Leute holen können.“

Mit einiger Sorge über das lange Ausbleiben des alten Herrn, erwarteten Heinrich und Gulden denselben bereits am Hofthore und waren nicht wenig erstaunt, ihn in Gesellschaft Elisabeths und ihres Dieners ankommen zu sehen. Der Rittmeister führte das Fräulein artig die Stufen seines Hauses empor und erzählte nebenher den Hausgenossen die Ereignisse, die sich auf der Landstraße zugetragen, und die ihm, wie er zu Elisabeth von Briest gewandt, höflich bewerkte, die Ehre eines so seltenen Besuches verschafft hätten.

„Gulden, hole das beste, was Du in Küche oder Keller hast, auf die Tafel; denn ich glaube, unser schöner Gast wird von dem ausgestandenen Schreck ermattet und von dem weiten Ritte hungrig sein.“

Elisabeth war in der That auf das Äußerste erschöpft, und die Angst, welche sie ausgestanden, machte erst jetzt, nachdem die Erregung von ihr gewichen, ihren lähmenden Einfluß bemerkbar. Dankend lehnte sie alle Erfrischungen mit Ausnahme des Weines ab und bat nur, der Rittmeister möge sie bald unter sicherem Schutze nach Hause geleiten lassen, wo die Eltern gewiß ihrer in banger Sorge harren würden.

Der Junker stand sofort auf, um sich zu dem Ritte bereitzumachen während sein Vater Gulden beauftragte, in aller Eile etliche wohlbewaffnete Knechte aufsitzen zu lassen.

„Hart am Graben unweit der Grenze liegt im Birkenbusche ein toter Mann; das ist einer von den Kerlen, die uns überfielen. Laß ihn durch ein paar Leute hereinschaffen und hängt ihn am Eingange des Dorfes an der großen Eiche auf. Ich will, daß jedermann sehe, wie Axel Steenbock Mord und Überfall auf seinem Gebiete bestraft.“

Mit zufriedenem Kopfnicken versprach Braal pünktliche Ausführung der ihm erteilten Befehle.

„Er wird schon mit der Zeit scharf werden,“ murmelte er beim Hinausgehen lächelnd in den Bart. „Da ist noch nicht alle Hoffnung verloren. Es weht heute ein kühler Wind um die alte Eiche, aber der Mann wird sich ganz wohl dort befinden. Ich habe noch nie gehört, daß sich ein Gehenkter wegen solcher Kleinigkeit, wie schlechte Witterung, beklagt hätte.“

Als Heinrich zum Ritte gerüstet und wohl bewaffnet wieder in das Zimmer trat, hörte er, daß Elisabeth und sein Vater in lebhafter Erörterung über den rätselhaften Fremden, der so mutig sein Leben für ihre Rettung eingesetzt hatte, begriffen waren. Einige Augenblicke lauschte er aufmerksam dem Gespräche.

„Er wußte geschickt mit dem Pferde und der Waffe umzugehen,“ versicherte der Rittmeister, „der ist im Leben kein reisender Kaufmann.“

„Nein,“ pflichtete das Fräulein ihm bei, „er sah edel und vornehm aus, alles war an ihm ritterlich.“

„Ich möchte wohl wissen, welches Standes er ist.“

Digitized by Google

„Vermutlich ein schwedischer Spion," ergriff Heinrich trocken das Wort.

Mit dieser schmählichen Vermutung stieß der Junker aber sowohl bei seinem Vater als bei der Dame, die sich für den Fremden lebhaft zu interessieren schien, auf heftigen Widerspruch.

„Nun, mag er sein was er will," begütigte Heinrich den Sturm, den er gegen sich heraufbeschworen, „er hat heute einen guten Dienst geleistet, indem er Euch, Fräulein, und meinem Vater das Leben rettete. Wir sind ihm deswegen zu Dank verpflichtet, gleichgiltig, ob er ein Edelmann oder ein Spion, oder vielleicht beides zugleich ist."

Die Meldung, daß die Knechte bereit seien, machte dem Streite ein Ende und mit nochmaligem herzlichem Danke verabschiedete sich Elisabeth von dem Rittmeister, der sich, nachdem ihn sein Besuch verlassen hatte, an der gutbesetzten Tafel für die Anstrengung und Aufregung der letzten Stunden reichlich entschädigte. In dieser angenehmen Beschäftigung störte ihn nach einer Weile Gulden Braal, der an seinen Herrn mit den Worten herantrat:

„Herr Rittmeister, der tote Mann ist da."

„Es ist gut, ich habe Dir ja schon gesagt, was mit dem Kerle geschehen soll."

Gulden räusperte sich, wie in Verlegenheit über das, was er nun vorbringen wollte.

„Zu Befehl, Herr Rittmeister! Der Mann hat aber blaue Aufschläge und ist ein Dragoner."

Der Rittmeister starrte erstaunt in das Antlitz seines Dieners und ließ fassungslos das Messer, mit dem er sich gerade ein Stück kalten Braten abschnitt, aus der Hand gleiten.

Guldens Gesicht sah aus, als wenn er seinem Herrn eben eine angenehme Mitteilung gemacht hätte. Das ärgerte den Rittmeister und brachte ihn schnell wieder zu sich.

„Ich habe gesagt, der Schuft soll auf die Eiche, und dabei bleibt es! Verstanden? Was geht Dich überhaupt der Rock an, den der Kerl trägt? Wer weiß, wo er ihn gestohlen hat, und wenn der Kerl wirklich ein Dragoner ist, so ist er von der Fahne fortgelaufen, und dann gebührt ihm erst recht der Strick." —

Am andern Tage erzählte man sich in allen Dörfern der Nachbarschaft, daß der Rittmeister Steenbock allein gegen einen ganzen Trupp schwedischer Dragoner gefochten und denselben in die Flucht geschlagen habe. Einer sei jedoch von dem Rittmeister so übel zugerichtet worden, daß er nicht mehr fortgekonnt habe, der sei von Gulden Braal auf Befehl seines Herrn im Dorfe als warnendes Beispiel für alle anderen aufgehängt worden.

Dieses Gerücht hatte seinen Weg auch zu Hans Achim gefunden, und Herr von Kerkow wollte kaum seinen Ohren trauen, als Jürgen ihm versicherte, den toten Schweden mit eigenen Augen auf der Eiche gesehen zu haben.

Hans Achim wurde an seinem ehemaligen Freunde ganz irre, wie er denn überhaupt gar nicht mehr wußte, was er von den Ereignissen der letzten Zeit zu halten habe. Allerhand Erzählungen über das Verschwinden der im Moore versteckt gewesenen Waffen wurden in der Nachbarschaft verbreitet und auch geglaubt. Ziemlich offen deutete man an, daß der Landrat seine Hand dabei im Spiele gehabt habe, und diese Behauptung erschien dem Rittmeister gar nicht mehr so unwahrscheinlich, wenn er die ziemlich deutlichen Winke in Betracht zog, welche der Amtsdiener Merten über den Willen des Kurfürsten und des Landrates der Einwohnerschaft von Lietzow und Brand hatte zukommen lassen. Von einigen unparteiischen Leuten war dem Rittmeister die Rede, welche Steenbock im goldenen Löwen zu Rathenow gehalten, der Wahrheit gemäß wiedererzählt worden, und danach erschien ihm das dort Gesprochene in einem ganz anderen Lichte, als die parteiischgefärbten ersten Berichte seiner Gesinnungsgenossen. Hans Achim zürnte Steenbock eigentlich nur noch darüber, daß ihn derselbe, wie er glaubte, in seinem eigenen Hause überlistet hatte. Innerlich war er aber doch ganz zufrieden, auf diese Weise an einer That verhindert worden zu sein, über deren Ausführung er jetzt wahrscheinlich bittere Reue empfunden haben würde.

Der vermeintliche Kampf mit den Dragonern und das Aufhängen eines plündernden feindlichen Soldaten wäre aber geeignet gewesen, selbst seinen heftigsten Zorn zu besänftigen. So etwas mußte ihm gerade Axel Steenbock vormachen.

Hans Achim brannte ordentlich auf eine Gelegenheit, um ihm nachzueifern, oder ihn womöglich noch zu übertreffen. Gegen den Landrat von Briest aber richtete sich jetzt sein ganzer Unmut, denn nach seiner Meinung mißbrauchte derselbe offenbar den Namen seines Kürfürstlichen Herrn.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Auf der großen Landstraße.

Roman

von

H. Schobert.

(Fortsetzung.)

Mitten auf dem Heimweg hatte Georgine dem Kutscher den Befehl zum Wenden und ter Welps Adresse gegeben, es ließ ihr doch keine Ruhe — mit eigenen Augen wollte sie sehen.

Man führte sie auf ihr stürmisches Drängen in den Salon der Wirtin, der weit genug von dem Krankenzimmer entfernt lag, um keine Störung durchdringen zu lassen, aber Vera kam nicht, sie fühlte die absolute Unmöglichkeit, heute noch mehr Aufregungen zu ertragen. Und Georgine sagte sich schließlich auch, daß es ja einstweilen nichts auf sich habe mit Veras Gegenwart, denn der Kranke lag bewußtlos, und niemand durfte zu ihm; aber nun sie gezwungen war, ihre erbitterte Erregung für sich zu behalten, schlug dieselbe zu einem kalten Zorn um, der das einzige Bestreben hatte, tief zu verletzen.

Zu Hause angekommen, fand sie ihren Mann und Hilde bereits beim Lunch, ihrer wartend, beide ohne eine Ahnung von dem Geschehenen. Erhitzt und geärgert wie sie war, aß sie wenig und stürzte nur während des Sprechens einige Gläser leichten Moselweins hinunter, der aber ihre Erregung nicht abschwächte, eher noch vermehrte. In dieser Stimmung erzählte sie das Geschehene.

„Unerhört ist es!“ schloß sie, mit den Fingern auf dem weißen Tischtuch trommelnd, „ganz unerhört! Was denkt sich Vera eigentlich! Die ganze Welt wird mit Fingern auf sie zeigen — das böseste wird man ihr nachsagen — wenn Prinz Philipp sogar sein moralisches Gewissen dadurch belastet fühlt! . . .“ Sie lachte laut, etwas wegwerfend — — „und hat sie denn etwa zum Schluß die Absicht, ihn zu heiraten?“

Emil Herskott, der glaubte, seine Frau habe die Frage an ihn gerichtet, sah von seinem Teller auf.

„Zweifellos!“ sagte er ruhig.

„Zweifellos? Wärst Du damit einverstanden?“ fragte sie gereizt.

„Ich glaube nicht, daß Vera nach unserer Einwilligung großes Verlangen tragen wird. Sie ist selbständig, und wenn sie ihn liebt . . .“

Wieder lachte Georgine gehässig auf. „Kommst Du mir auch damit? Geh' mir doch mit der ganzen Liebe! Im Grunde genommen ist es nichts mehr als ein Popanz, den man sich mit großer Mühe selbst aufrichtet, und vor dessen kläglichem Zusammenbruch man ängstlich den Kopf versteckt. Liebe! Nun ja, sie mag augenblicklich etwas derartiges für ihn empfinden, es ist ein Rausch, dem der unvermeidliche Katzenjammer nicht fehlen wird, aber ein Mann wie ter Welp . . .“

„Georgine!“ sagte der Staatsrat mit einem eigentümlich erschrockenen Ton.

Sie kam zu sich und strich mit der Hand über die Stirn, dann streckte sie ihrem Gatten dieselbe über den Tisch entgegen.

„Verzeih, Emil, Du hast recht, mich zu mahnen, es giebt auch noch eine andere Liebe, aber die ist mir zu hoch, zu heilig, um sie mit dieser in einem Atem zu nennen.“

Er nahm zwar ihre Hand, sah sie aber doch immer noch ganz eigen an.

„Kennst Du ter Welp so genau?“ fragte er unruhig.

„Ich fürchte ja, ich empfinde wenigstens so, und deshalb bin ich so außer mir über Veras rücksichtslose Handlungsweise. Sie ist sich dessen auch recht wohl bewußt, warum hörte sie mich heute denn nicht an?“

„Ich bin überzeugt, Du meinst es gut!“

„Nicht allein das, ich bin klüger wie sie, in vielen Dingen. In mein Ohr geht so viel hinein, ich habe überall offene Augen, Vera sollte sich nicht so feindlich gegen mich stellen!“

„Thut sie denn das?“ fragte Herskott betroffen.

„Du irrst, Mama!“ rief auch Hilde, sich zum ersten Mal an dem Gespräch beteiligend.

„Vielleicht ihr selbst unbewußt, aber ich empfinde es — mich kränkt es — ich meine es wirklich nur gut mit ihr.“ Georgine drückte ihr Tuch an die Augen. In diesem Augenblick fühlte sie mit ihrem beweglichen Naturell beinahe wirklich das, was sie sagte, vergaß aber, daß es aus Groll geboren, in Groll endigen mußte.

„Sprich mit ihr!“ schlug der Staatsrat vor, „wenn auch nicht heute oder morgen, so doch in ein paar Tagen, sie muß Deine Argumente gelten lassen, wir sind doch immerhin ihre Verwandten und haben ein Recht auf ihren Ruf.“

„Und wenn sie nun wirklich beabsichtigt, ter Welp zu heiraten, wäre Dir's recht, Emil?“ fragte sie gespannt.

„Ich sagte schon einmal, in Gottes Namen!“

Georgine wickelte ihr Taschentuch nervös um die Finger, ihr war zu Mut als sollte sie ersticken. Wie das jedermann ruhig hinnahm, gerade als müsse es so sein, nur sie allein schien es dieser Frau nicht zu gönnen. Warum nicht? Liebte sie selbst etwa ter Welp? Nein, nicht mehr oder weniger wie jeden anderen, aber daß es gerade Vera sein sollte — Vera! Und was wurde dann aus all dem Geld! —

„Das Trauerjahr muß sie doch wenigstens abwarten,“ sagte sie mit erstickter Stimme, „das gehört doch zu den einfachsten Pflichten eines anständigen Menschen, selbst wenn es nur so offenkundige Form ist wie hier. Auch fragt sich doch noch, wie Lorenz'

Digitized by Google

Testament lautet, — Ihr nehmt das alles für so gewiß an, ich nicht, ich kannte ihn gerade gut genug um an einem glatten Verlauf zu zweifeln . . ." Sie stand auf einmal auf, schob Serviette und Stuhl von sich und legte die Hand an die Stirn. „Ich merke jetzt erst, wie abgespannt, nervös und erregt ich bin, mein Kopf brennt wie im Fieber, das macht der Schreck über die ganze Affaire, essen kann ich doch nichts — nimm mir's nicht übel, bester Emil, wenn ich mich etwas niederlege."

Sie ging eilig hinaus; es schien ihr unerträglich, diese kaltblütigen Auseinandersetzungen noch länger fortzusetzen; ein wilder Zorn beherrschte sie plötzlich, gegen Vera, ter Welp, gegen die ganze Welt; am intensivsten aber gegen ihren leichtgläubigen, gutmütigen Gatten. Sie hatte das Gefühl, als müßte sie ihm irgend etwas Böses, Abscheuliches anthun, damit er endlich einmal aus seiner Ruhe und indifferenten Menschenfreundlichkeit herausgerissen wurde, gleichviel zu was.

Aber der Staatsrat war gar nicht so indifferent ruhig, wie seine Frau zornig bei sich voraussetzte, im Gegenteil; eine brennende, nagende Frage hatte sich seiner manchmal schon bemächtigt, jäh aufspringend, atemraubend, um sich bei dem ersten freundlichen Wort, der ersten Annäherung Georgines wieder zu verlieren, und diese Frage lautete: Warum hat sie Dich genommen, — liebt sie Dich auch wirklich so, wie sie sagt, wie Du hofft? Sie hatte zuweilen einen verächtlichen, frivolen Ton, wenn sie von der Liebe sprach, wie vorhin. Konnte jemand so sprechen, der von der Heiligkeit eines Gefühls durchdrungen ist? War es wirklich nur ein Phantom, das er zu halten glaubte — und wenn — — konnte es ihm nicht gleichgiltig sein, wenn nur alles so blieb, wie es war? Die Gegenwart, wie er sie in Händen hielt, machte ja doch sein Glück aus, nicht die Illusionen, mit denen er sie sich vielleicht einseitig ausschmückte.

Aber nein, nicht daran lag es, daß es ihm so eisig kalt den Nacken herabkroch; er war sich vollkommen bewußt, daß in dem Augenblick, wo er den Glauben an die Liebe seiner Frau verlor, auch der Glaube an ihre Treue in ihm wankend werden würde. Er hatte ihr ja niemals vorgehalten, daß ihr etwas degagiertes Wesen ihm mißfiel, daß ein mißtrauischer Mann tausendmal Grund zu allerlei Eifersüchteleien bei ihr finden würde; er war allezeit ein bequemer Ehemann gewesen, aber nur aus dem Grunde, weil sein Vertrauen zu ihr grenzenlos war. Und nun hatte sie nichts besonderes gethan, war im Gegenteil zärtlicher zu ihm gewesen wie je, und er hatte Stunden, in denen er namenlos glücklich war, aber daneben war etwas aufgewacht, ohne sein Zuthun, gegen seinen Willen sogar, was ihn quälte und zuweilen Herr über ihn blieb, so sehr er sich auch dagegen sträubte: die Sorge, ob sein bedingungsloses Vertrauen auch die richtige Würdigung fände.

Jetzt war er wieder da, dieser böse Gedanke, und der Staatsrat saß, den Kopf in die eine Hand gestützt, die andere mit der zerknitterten Serviette auf dem Knie und starrte vor sich hin.

„Papa!" sagte Hildegard endlich ängstlich, „ist Dir nicht wohl?" Er sah sie einen Augenblick zerstreut an. So gerade hatte ihre Mutter ausgesehen, wenn sie ihm gegenübersaß, noch mit diesem Hauch von jungfräulicher Lieblichkeit auf dem blassen Gesichtchen, obgleich das kleine Mädchen schon zwischen ihnen saß. Sie war ihm lieb und wert und sympathisch gewesen, geliebt hatte er sie nie, ihr Tod hatte ihm keine unausfüllbare Lücke gelassen, während, wenn er an Georgines möglichen Verlust dachte . . . ihm wurde dunkel vor den Augen . . .

„Doch, liebes Kind," sagte er endlich gefaßter, „ich bin nur in Sorge — es scheint mir, als wenn Mama in letzter Zeit anders geworden ist — leicht gereizt und erregt — ist Dir das nicht auch aufgefallen, Hilde?"

„Nein, Papa," erwiderte sie in einem etwas steifen, harten Ton.

Der Staatsrat goß sich noch ein Glas Wein ein, offenbar in Gedanken.

„Du wirst das gar nicht begreifen, Hilde, daß alte Leute sich so leicht einer gewissen Unruhe hingeben, ohne eigentlichen greifbaren Grund; die Jugend rechnet nur mit Fakten, und lacht uns aus, wenn wir das Kommende, Verhüllte, das ihnen ein Rosentraum, die verheißende Zukunft ist, fürchten. Ich könnte es nicht ertragen, wenn meiner Frau etwas zustieße! Alles aus meinem Dasein wollte ich willig hingeben, ohne zu murren, nur sie nicht — sie nicht!"

Ein schmerzlicher Zug trat um Hildes Mund.

„Vor allen Dingen mich, Papa, — ich weiß," sagte sie bitter.

Er sah sie erschrocken an, offenbar hatte er ganz vergessen, daß er zu seiner Tochter gesprochen; das unheimliche Gefühl hielt ihn augenblicklich zu fest in den Krallen.

„Wie kannst Du nur so reden," begann er endlich etwas ärgerlich, „als ob ich Dich dadurch verkürzte, daß ich meine Frau von ganzer Seele liebe! Du bist meine Tochter, und es heißt schon in der Bibel: Das Weib wird Vater und Mutter verlassen — Dich hergeben zu müssen, Hilde, darauf bin ich lange gefaßt."

„Aber es dauert eine recht erhebliche Zeit," antwortete sie, mit einem Versuch zu scherzen, denn in ihrem Herzen brannten Schmerz und Bitterkeit. „Armer Papa, daß Du auch eine so eigensinnige Tochter haben mußt."

Der Staatsrat streckte ihr die Hand entgegen.

„Hilde, mein Kind, ich bin ein alter Mann, der lange im Leben gestanden und vieles gesehen hat; eins laß Dir von mir sagen und bewahre es in Deinem Herzen: Heirate nur einen Mann, den Du einmal von ganzem Herzen liebst. Das Leben kann Dir alles nehmen, Gesundheit, Reichtum, Stellung, die Liebe vermag es niemals aus Deinem Herzen zu reißen, und mit ihr duldet und trägt sich alles! Ja, es braucht nicht einmal eine glückliche Liebe zu sein, um Dir Stab und Stütze zu werden, das Gefühl allein genügt schon, um Dir Schutz und Schirm zu sein in guten und bösen Tagen, denn es ist das einzige göttliche Geschenk, das wir auf unseren Pilgerweg mitbekommen haben."

Digitized by Google

Hilde sprang auf und warf sich neben ihrem Vater auf die Knie, dessen Hand sie an ihre Lippen zog. Sie weinte.

„Teurer Papa!“ stammelte sie kaum verständlich.

Er beugte sich herab und streichelte ihren dunklen Kopf.

„So liebe ich meine Frau —“ sagte er ganz leise, fast bittend, „ich kann nicht anders — Du mußt mir's verzeihen, Hilde.“

„Emil!“ rief vom anderen Zimmer her Georgines helle, scharfe Stimme, „Emil, ich bin wieder ganz wohl, komm, leiste mir ein Stündchen Gesellschaft.“

Er ging, ohne seine Tochter noch einmal anzusehen, Hilde aber strich über den verlassenen Sitz und gelobte sich, die Hüterin der Liebe ihres Vaters zu sein, so weit sie es vermochte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Zum ersten Mal öffneten sich ter Welps Augen zum Bewußtsein, und was er zuerst sah, war, über ihn gebeugt, Vera. Mit dem Ausdruck zärtlichster Liebe in jedem Zug lächelte sie ihn an und strich ihm sanft das Haar von der Stirn.

„O, Du!“ sagte er leise. Er konnte kaum die Kraft dazu finden, der Blutverlust, das heftige Wundfieber hatten ihn allzusehr geschwächt. Sie sank neben dem Bett auf die Knie.

„Mein Einziggeliebter, — Du wirst gesund werden — ich habe Dich wieder!“ flüsterte sie in sein Ohr, den Kopf neben ihm auf das Kissen bettend, „wie glücklich ich bin!“

Er hatte noch keine klare Erinnerung an das Geschehene, nur daß ihm ihre Nähe unendlich wohl that, fühlte er wie im Traum. Er versuchte die Hand zu heben, um die ihrige zu fassen, aber so weit kam er nicht, kraftlos blieb sie auf der Decke liegen. Vera hatte sein Zucken bemerkt, mit ihren warmen Fingern umschloß sie die arme abgemagerte Hand und liebkoste sie zärtlich.

„Wie gut Du bist,“ flüsterte er in ihr Ohr.

„Gut!“ sie wiederholte das Wort fast vorwurfsvoll; „Gut, wo ich doch nur einen einzigen Gedanken all die Tage und Nächte gehabt habe: wird er mir bleiben? Ich kann nicht mehr leben ohne Dich, Hendrik.“

Sie drängte sich dicht an den Bettrand, ihre weiche, warme Wange berührte die seinige, ihre Augen standen voll Thränen; er lächelte, und so schwach er war, es blieb doch sein altes leichtfertiges, siegesfrohes Lächeln wie stets.

Sie hatte, während sie ihn pflegte, die schwere, schwarze Trauertracht abgelegt, und ging in ihren leichten, weißen Hauskleidern, in denen sie, einfach wie sie gemacht waren, stets wie eine Vestalin aussah; sein Blick fiel auf das zart getönte Weiß und ein Schimmer von Freude flog über sein Gesicht, er sah sie zum ersten Mal so, und es kam ihm vor, als gehöre sie schon an seine Seite vor Gott und Menschen. Sie verstand seinen Gedankengang und errötete ein wenig.

„O Hendrik!“ sagte sie an sich herabsehend, „ich habe es nicht über mich vermocht, die Zeichen der Trauer um einen anderen an Dein Krankenbett zu bringen, ich kann nur noch für Dich zittern — nur für Dich!“ Ihre Stimme bebte etwas, die ganze Qual der Sorge um sein Leben, die sie durchgemacht, drängte sich noch einmal in ihre Erinnerung.

Hinter ihnen rauschte die Portière zum Nebenzimmer, Vera sah sich um, auf der Schwelle stand Georgine, die langstielige Lorgnette an den Augen, mit einem Spottlächeln um den Mund.

„Ich bedaure sehr, daß ich störe, aber es drängte mich, doch einmal zu sehen, wie es Ihnen ginge, ter Welp, und Dir, Vera — Du scheinst ja mit viel Glück aus dem Krankenpflegen einen Beruf zu machen.“

Sie war nähergetreten und streckte ter Welp die Hand entgegen; er konnte sie bei seiner Schwäche nicht nehmen, eine kleine Bewegung des Kopfes war alles und ein Versuch zum Lächeln.

„Du siehst,“ sagte Vera schnell, „wie schwach er noch ist; Dein Besuch regt ihn auf, komm hinaus.“

Sie war innerlich außer sich, daß die Wirtin gerade Georgine hineingelassen und nahm sich vor, das streng zu tadeln. Noch einmal beugte sie sich über ihn.

„Laß mich nicht lange allein — verlaß mich nicht,“ bat er beunruhigt.

„Bald, sehr bald bin ich wieder da.“ —

Sie ging mit Georgine hinaus, durch Hendriks Wohnzimmer in den Salon der Wirtin, dazwischen schloß Vera die Thür. Georgine unterbrach sie mit keiner Silbe; sie setzte sich auf das rote Plüschsofa, schlug die Füße übereinander und sah ihre Cousine mit großen, fragenden Augen an, aber Vera blieb stumm.

„Nun?“ fragte Georgine endlich nach einer Pause.

„Ich hoffe, jetzt ist alle Gefahr beseitigt,“ sagte Frau von Konreuth mit leuchtenden Augen, die indes nicht hinderten, daß ihr Gesicht abgespannt und schmal aussah. „Es war eine schwere, kummervolle Zeit für mich, Georgine.“

„Sag mir nur um alles in der Welt, was Dich bewegen konnte, diese Samariterrolle bei ter Welp zu übernehmen, Vera, es ist doch, ehrlich gesagt, beinahe geschmacklos, seine Passion so an die große Glocke zu hängen. Die ganze Stadt spricht davon.“

In Veras Gesicht schoß helles Rot, ein schamhaftes Unbehagen, so mit ihrem besten, innigsten Herzensgefühl gewissermaßen jeder Lästerzunge, jedem profanen Blick preisgegeben zu sein, quälte sie nach den Worten der Staatsrätin. Sie begriff aber auch, daß jetzt kein falsches Schweigen ihr den Mund schließen durfte, daß sie für sich und ihre Handlungen einzustehen hatte.

„Du irrst Dich,“ sagte sie ruhig, „von einer Passion kann keine Rede sein, ich liebe Hendrik, ich sehe in ihm meinen zukünftigen Gatten, also sind Recht und Pflicht auf meiner Seite, indem ich an seinem Krankenbett bleibe.“

„Und — er?“ fragte Georgine, absichtlich die Worte trennend.

Ganz verständnislos blickten sie die großen Augen an. „Natürlich bin ich mit Hendrik einig, wir wollen

Digitized by Google

nur das Trauerjahr abwarten, dann hindert uns nichts mehr."

„Und Du wirst sehr glücklich mit ihm werden!?"

„Sehr!" — Sie sagte es leise, die Hände im Schoß gefaltet, blickte sie darauf nieder, ein Schimmer unaussprechlicher Verklärung lag auf ihrem schönen Gesicht. Georgine sah sie an und lachte.

„Vera, Du bist einzig! Wie ein großes Kind kommst Du mir zuweilen vor. Denkst Du, daß dieser Liebesrausch anhalten wird auf die Dauer? Bei Dir vielleicht — bei ihm sicher nicht. Jedem Künstler, der wirklich mit der Fantasie, mit stets neu erregten Sinnen schaffen soll, muß jedes legale Band auf die Dauer langweilig werden, und Du — nimm es mir nicht übel — wirst niemals eine sonderlich bequeme Frau abgeben. Allerdings, Du bist reich, Menschen wie ter Welp pflegen das nicht zu unterschätzen, es ist also möglich, daß er Dich heiratet, aber — aber — ob Du, bei Deiner Art die Dinge aufzufassen, damit so ein großes Glück machst, das erlaube ich mir zu bezweifeln, diese Reue ist nur leichtlebigeren Frauen als Du, gut bekommend" . . .

Vera sah ihrer Cousine mit zornigen Augen in das Gesicht.

„Jedes Wort, was Du sprichst, beleidigt Hendrik und indirekt auch mich," sagte sie, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, „aber ich will mich nicht darüber ärgern, Du kennst ihn eben nicht — Du kennst auch mich nicht" . . .

„Aber ich kenne die Welt," unterbrach sie Georgine hastig, „und darin bin ich Dir voraus, Vera. Du sagst selbst, Du willst das Trauerjahr noch abwarten, wozu also dies peinliche Aufsehen mit Deiner Pflege hier, eine Diakonissin hätte dasselbe geleistet."

„Aber ich wäre indes vor Angst und Sorge vergangen," rief Vera heftig, zum ersten Mal, seit sich beide Frauen kannten. „Hast Du eine Vorstellung davon, was für Stunden und Tage ich inzwischen in meinem einsamen Haus durchlebt hätte? Und weshalb! Nur um der Welt, nach der ich so wenig frage, nicht Gelegenheit zu geben, sich über mich zu wundern! Du hast ja recht, ich verabscheue es selbst, die Augen der Leute auf mich zu ziehen, ich würde niemals absichtlich aus dem Rahmen des Hergebrachten, Konventionellen heraustreten, wenn ich es hindern kann, aber dies sich beugen darf nicht so weit gehen, daß ich deshalb Pflichten versäume, oder das Liebste das ich habe, vergeblich nach mir rufen lasse. Der Gesellschaft so viel Macht über mich und mein Sein einzuräumen, wäre einfach kleinlich. Außerdem, was willst Du, meine gute Schröder und ich haben uns in die Pflege eines Todkranken geteilt, ich möchte den sehen, der darin etwas Unrechtes erblicken kann."

„Prinz Philipp!" sagte Georgine nach einigem Überlegen.

„Prinz Philipp!" — Vera wiederholte den Namen mit ein ganz klein wenig Verachtung. „Nimm mir's nicht übel, Beste, aber der ist mir am wenigsten maßgebend."

„Wahrscheinlich deshalb, weil Du voraussetzest, ihn quält noch ein kleiner Eifersuchtsstachel hinsichtlich Deiner," meinte Georgine spöttisch, „O Vera, Männer haben in solchen Sachen das Gedächtnis ihrer verletzten Eitelkeit, und das löscht bald die Erinnerung an jedes unangebrachte Werben radikal aus. In diesem Punkt hat er dazu vollkommen recht, außerdem kennt er ter Welp vielleicht besser als Du und ich."

Vera stand auf; die Hand leicht auf die Lehne des Stuhles gelegt, in dem sie gesessen, blickte sie auf ihre Cousine herab.

„Es ist möglich, daß Du es gut meinst, Georgine, genau weiß ich es freilich nicht, denn manches in Deinen Worten könnte mich kränken, wenn ich eben eine andere wäre als ich bin, wir können uns nicht verstehen, das ist einmal unser Schicksal und wird es ewig bleiben, darum bitte ich Dich, laß mich meinen Weg gehen wie ich will, wohin er führt ist dann auch meine Sache. So lange ich lebe, habe ich noch nichts gethan, dessen ich mich zu schämen hätte und werde es niemals, selbst wenn andre mein Thun nicht begreifen. Was mir dann die Welt dafür auferlegt, das muß ich eben auch tragen, und ich werde es, ohne mit der Wimper zu zucken. Sag allen denen, die Dich mit Vorwürfen über mein Thun bestürmen, daß Du völlig einflußlos auf mich bist, das wird Dich entlasten, und nun lebwohl, ich muß zu meinem Kranken."

Frau von Herskott war auch aufgesprungen, sie rang die Hände.

„Vera, Vera, wenn Du die Menschen nur beurteilen wolltest, wie sie beurteilt werden müssen! Du hast immer herausgefunden, wie Du Dich am besten kasteist, und auch hier werden die Geißelhiebe zuletzt nicht ausbleiben. Gut, ich sage nichts mehr, Du bist alt genug selbst zu entscheiden, natürlich werde ich stets und überall Deine Partei nehmen — das versteht sich von selbst — aber höre, Vera, ehe ich gehe, kannst Du mir nicht ein paar tausend Mark leihen? Ich bin in scheußlicher Verlegenheit und rechnete auf Dich."

Sie sah ihre Cousine prüfend von der Seite an, und bemerkte recht gut den Zug des Unbehagens, der über deren Gesicht flog.

„Ich glaube, im innersten Herzen hat sie Anlagen zum Geiz," dachte Georgine empört.

Dann steckte sie die Anweisung, die ihr Vera inzwischen stehend geschrieben, mit flüchtigem Dank ein.

„Wann treffe ich Dich wieder zu Hause?" fragte sie dabei. „Ich fürchte, Emil würde es nicht leiden, daß ich noch einmal hierher käme."

„In wenigen Tagen; Schrattenbach ist sehr zufrieden mit dem Fortschreiten der Genesung."

„Nun, dann auf Wiedersehn!"

Sie eilte sehr mit dem Weggehen, was sie wollte war reichlich ausgeführt, und wirklich stand Vera, nachdem sie gegangen, einen Augenblick da, als wäre der Glücksschimmer von ihrem Gesicht weg gewischt. Sie hörte Georgine davonfahren und trat an das Fenster, um hinauszusehen, aber kaum eine Minute blickte sie nachdenklich herab auf das weiße Asphaltpflaster, dann hatte ihr elastischer Geist auch seine

Digitized by Google

Spannkraft wiedergefunden. Ter Welp hatte niemals an ihr Vermögen gedacht, er, der große, gefeierte Künstler; die Liebe allein zog sie zueinander, schon damals, als es noch ein Unrecht war, und jetzt mit der ganzen elementaren Kraft, deren zwei stolze Herzen fähig waren — Berechnung lag nirgends. Gab er denn schließlich nicht mehr wie sie?

Eilig ging Vera wieder hinüber in das Zimmer ihres Geliebten; sie sehnte sich nach ihm.

„Ist sie endlich fort," sagte ter Welp leise, „wie große Sehnsucht hatte ich doch nach Dir."

Sie setzte sich neben sein Bett und betrachtete ihn, jede Sekunde steigerte das Gefühl für ihn in ihrer Brust. Was ging sie Welt und Menschen an, so lange sie ihn hatte. Er schlug plötzlich die Augen voll zu ihr auf. Sie lagen jetzt tief in ihren Höhlen, aber das alte Feuer hatten sie trotzdem nicht ganz verloren.

„Wie man Dir zugesetzt haben wird, armes Lieb", sagte er mit einem leisen Lächeln, „ich kann mir's so recht denken, sie sind so kleinlich, weil sie von innen heraus verderbt sind und genug zu thun haben, das armselige Tugendmäntelchen festzuhalten, das ihnen genügen muß, ihre Blößen zu bedecken. Nur Du bist anders, großherzig und gut, kümmere Dich darum nicht um die andern, ich liebe Dich deshalb doppelt."

Und Vera blickte ihn an, lächelte ihm zu und glaubte ihm. — —

Nach ein paar Tagen hatte ter Welp sich so erholt, daß selbst Vera einsehen mußte, ihre tägliche und stündliche Gegenwart sei keine Pflicht der Krankenpflege mehr, und damit erwachte denn auch das Gefühl in ihr, daß sie nun kein Recht mehr zu ihrem ausschließlichen Aufenthalt in seiner Wohnung habe; und eines Tages sagte sie es ihm. Er geriet fast außer sich.

„Wie soll ich Dich entbehren, Vera," sagte er, „was soll ich die ganzen Tage beginnen ohne Deinen Anblick, ohne Deine liebe Stimme! Die Stunden werden mir zu Tagen werden. Du siehst, was für ein Egoist ich bin."

„Deine Freunde werden nun kommen," tröstete sie ihn, „und es ist besser, wenn mich niemand mehr hier sieht. Ein paar Stunden des Tages gehören uns ja doch, in denen komme ich nach wie vor, und wenn Du erst kräftiger bist, pflege ich Dich bei mir weiter."

„Warum soll Dich niemand hier sehen?" fragte er unüberzeugt.

Sie errötete. „Siehst Du, Lieber, ich will nicht, daß sie mich noch länger herabziehen, ich will Deiner und unseres Glückes würdig bleiben. Als es sich um Dein Leben handelte, konnte ich alles hintenan setzen, aber jetzt . . ."

Er schüttelte den Kopf. „Das verstehe ich nicht, aber handle, wie Du willst, ich muß mich in Geduld fügen, nur entbehre ich Dich mit großem Schmerze." —

Am Abend desselben Tages kam Schrattenbach um noch einmal nach seinem Patienten zu sehen, zum ersten Mal fand er Vera wieder in Trauerkleidern, es fiel ihm auf, obgleich er keine Bemerkung deshalb machte.

„Meine Kur an Ihnen ist beendet," sagte der Doktor, als er ter Welp noch einmal eingehend untersucht hatte, „was nun noch fehlt, bringt die Zeit mit sich, Sie sollten in ein paar Tagen zur schnelleren Kräftigung an die See und dann in das Gebirge gehen, es ist mein letzter Rat, mit dem ich mich Ihnen empfehle."

Heinz langte nach seinem Hut, eine ungeduldige Bewegung Hendriks hielt ihn zurück.

„Ich danke Ihnen, bester Doktor, daß Sie meinen äußeren Menschen wieder zurechtgeflickt haben, Sie thaten Ihr möglichstes, obgleich ich fürchte, meiner Person zuliebe ist das nicht geschehen, Sie können mich nicht ausstehen, seien Sie ehrlich, obgleich ich nicht recht weiß, weshalb."

Er sah ihn mit seinen schönen Augen halb belustigt, halb ärgerlich an, auch Vera blickte unverwandt in das Gesicht des Arztes, das sich höher färbte.

„Unter meinen Patienten ist mir jeder gleich lieb," sagte Heinz steif, er fühlte selbst, daß eine harmlosere, scherzhaftere Antwort am Platze sei, aber er vermochte es nicht, diesem Manne gegenüber nicht.

„Haben Sie wenigstens so viel menschliches Rühren trotz alledem, Doktor, daß Sie Frau von Konreuth zureden, mich jetzt in der Rekonvalescenz nicht so viel allein zu lassen, sie will fort und ich kann sie nicht entbehren, was soll ich anfangen ohne sie."

„Ich bedaure, mich auf Frau von Konreuths Seite stellen zu müssen," sagte Schrattenbach kühl. „Sie hat so viel für Sie gethan während dieser ganzen Zeit, daß sie dringend der Erholung bedarf, das vergessen Sie, Herr ter Welp."

„Ja, ja, ich sagte schon, ich bin ein unverbesserlicher Egoist," nickte Hendrik vor sich hin, während Heinz aussah, als unterstreiche er jedes Wort. „Geh denn, mein Lieb, geh, daran dachte ich nicht, aber komm morgen wieder."

Der Arzt und Vera traten eine Viertelstunde später auf die Straße, Frau Schröder folgte. Schon unter der Hausthüre wandte sich Vera an ihn.

„Heute abend lasse ich Sie nicht mehr fort, Doktor, Sie müssen mich nach Hause begleiten und mir dann noch Gesellschaft leisten, diesmal hat ja unsere gemeinsame Fürsorge an keinem Totenbett sein Ende erreicht, im Gegenteil — er gesundet, und ich bin Ihnen so unaussprechlich dankbar! Fahren Sie nach Hause, liebe Schröder und ordnen Sie alles an, ich komme mit dem Doktor zu Fuß nach."

Heinz stand stumm daneben; er fühlte deutlich, daß er wieder ein Nein haben sollte, daß er sich diesen Abend versagen mußte, wollte er klug gegen sich handeln, aber gleichzeitig empfand er den leidenschaftlichen Wunsch, sie noch einmal allein zu haben, ein paar karge Stunden, die ausschließlich ihm gehörten, nachher mußte er sie ja für immer abtreten an einen anderen, sah sie vielleicht kaum mehr von weitem — er wäre ein Narr, wollte er sich dies karge Glück selbst abschneiden.

Digitized by Google

Arm in Arm betrat er mit ihr den Stadtpark. Die Luft war schwül und mit Staub gesättigt, fahl und verblichen schimmerte das Grün der Bäume, der Himmel über ihnen war wolkenlos aber von bleierner Färbung, die Ermattung des Hochsommers lag auf Lebendem und Totem.

Nach einer kleinen Weile brach Vera das Schweigen.

„Ich will Ihnen auch dafür danken, Doktor, daß Sie mir den Mann, den ich liebe, gerettet haben. Sie ahnen nicht, wie ich um diesen einzigen besten Inhalt meines Lebens gerungen habe, wie oft ich verzweifelt war, wenn ich in Ihr Gesicht blickte. Ich habe ein solches Vertrauen zu Ihnen, daß ich mich nicht scheue, Ihnen mein Herz offen darzulegen, ich meine, das wäre mein bester Dank."

„Ja," sagte er tonlos. Es kam ihm vor als wäre die Luft unerträglich drückend, als hindere sie das Atmen.

„Und nun wird nichts zurückbleiben, keinerlei Folgen, das ängstigt mich noch manchmal."

„Ich hoffe nicht; der Stich in den Rücken ist völlig ausgeheilt, die Schwäche im Arm wird freilich noch lange anhalten, aber die Zeit lindert ja alles," sagte er mit einem Ton, als sei ihm die Kehle ausgedörrt.

„Mein armes Lieb! das wird er schwer empfinden. Wer ihn schaffen gesehen hat wie ich, mit dem Feuer, der Begeisterung, der Körperkraft, wird ihm das nachfühlen können. Meine Sorge soll es sein, ihm das tragen zu helfen."

Der Arm des Doktors hatte ein wenig gezuckt, an der Schleppe von Veras Kleid hing ein totes Blatt und rauschte bei jedem Schritt hinter ihr über den Kies mit häßlichem, scharrendem Geräusch.

„Doktor," sagte Vera plötzlich, „es scheint mir manchmal, als tadelten Sie mich in beredtem Schweigen über meine Liebe zu ter Welp. — Thun Sie es nicht. Sie ahnen nicht, wie einsam und erbärmlich mein Leben war, bis ich ihn fand, wie reich und glücklich ich jetzt bin. Ich habe gar nicht gewußt, was Lieben heißt, — zuweilen staune ich mich selber an. Noch nie ist mir ein Sommer so endlos geworden wie dieser, noch nie habe ich eine Form so drückend empfunden, wie dies Trauerjahr. Sie kannten Lorenz, Sie werden das verstehen. Und wenn ich an die Zukunft denke, so — befällt mich fast ein Schwindel von Glückseligkeit — ich . . ."

Sie hielt inne, Heinz hatte eine schnelle Bewegung mit dem Kopfe gemacht, als drückte ihn etwas zu Boden, was er abzuschütteln suche.

„Ja so," sagte sie etwas betreten, „Sie können mich nicht verstehen, Doktor, denn Sie haben sicher noch nicht geliebt."

„Glauben Sie?" fragte er, und es klang fast wie Hohn.

„Aber ich will Ihnen wünschen, daß Sie auch dahin kommen wo ich jetzt bin, lieber Doktor, es verdient es wohl keiner mehr wie Sie," sagte sie warm.

„Zu spät!" — Es entstand eine Pause. — „Ein anderer ist mir zuvorgekommen, und ich muß es leiden," vollendete er dumpf.

„Ein anderer," wiederholte sie, und zum ersten Mal zitterte eine bange Ahnung der Wahrheit durch ihre Seele.

„Er ist nicht besser wie ich — im Gegenteil," fuhr Heinz fort, ihm war es, als müsse er sprechen um jeden Preis, wollte er nicht ersticken, „er liebt auch nicht tiefer, wahrer, innerlicher, aber — ihm blüht das Glück, das ich entbehren muß. Mein Leben hätte ich hingegeben für diese Frau, wie sie meine Seele besaß. Schmach, Not, ja selbst ein Verbrechen hätte ich um ihretwillen auf mich geladen, aber — sie wählte einen anderen — nun begreifen Sie doch, gnädige Frau, daß ich die Liebe zwar empfinde, mich indessen als ihr Stiefkind ansehen muß."

Sie waren aus dem Dunkel der Bäume auf einen freien Platz getreten, auf dem sich der Fluß, der den Stadtpark durchschnitt, zu einem See verbreiterte. Schwäne ruderten leise darin auf und ab, unter den Hängebirken am Ufer standen Bänke im tiefen Schatten. Das erste Mondviertel lugte über die Bäume und verbreitete eine dämmernde Helle.

Langsam zog Vera ihren Arm aus dem ihres Begleiters.

„Armer Mann!" sagte sie zögernd, bedrückt und betroffen zu gleicher Zeit. „Aber wer seinen Beruf hat . . ."

„Keinen Trost, bitte," unterbrach er sie heftig, dann setzte er ruhiger hinzu. „Alles, was Sie mir aus gutem Herzen sagen würden, weiß ich genau, und habe es mir tausendmal selbst gesagt, zudem bin ich ein Mann, der gar nicht das Recht hat, ausschließlich an seine Wünsche zu denken. Seien Sie versichert, ich komme darüber hinweg. Schwer hält es freilich, denn die Frau, die ich meine, ist eben ein Ausnahmegeschöpf, mehr wert, als all die übrigen zusammengenommen."

„Sie täuschen sich," sagte Vera leise.

„Und wäre nicht jener andere da, dem ich sie gönnen muß und doch nicht kann, dann wollte ich es ebenso wenig wagen sie zu begehren, wie den Mond dort am Himmel, aber so . . ."

Er unterbrach sich und biß sich heftig auf die Lippen, in ihrem Gesicht las er deutlich ihre Bewegung.

„Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen," sagte er mit einem schwachen Versuch zu lächeln.

Stumm streckte sie ihm die Hand entgegen, er nahm sie, berührte sie aber nur flüchtig.

Ein mißtönender Schwanenschrei vom Teich her klang durch die Luft, — sie zuckten beide zusammen. Schrattenbach faßte sich zuerst.

„Sie werden begreifen, daß ich nach dem Geschehenen nicht mehr mit Ihnen kommen kann, gnädige Frau, schließlich ist man doch auch nur ein Mensch! Aber geben Sie mir ruhig den Arm, ich geleite Sie sicher bis an die Thür Ihres Hauses."

Sie gingen weiter und beeiferten sich, von allem möglichen so angelegentlich wie nur angängig, zu reden, im Geheimen kämpfte jeder mit seinen Gedanken, Vera traurig und bekümmert, Schrattenbach wütend auf sich. — Sie begriff, daß sie in dieser

Digitized by Google

Stunde den einzigen Freund verloren; er, daß er einen dicken Strich ziehen müsse zwischen dem Gewesenen und dem Zukünftigen, einen Strich, der ihm selbst mitten durch das Herz ging. Auf seinem einsamen Heimweg kam ihm mit merkwürdiger Deutlichkeit Lorenz Konreuths boshaftes Gesicht in Erinnerung, es schien ihn höhnisch anzugrinsen. Schrattenbach biß die Zähne auf die Lippen.

„Du kannst zufrieden sein, peinigendes Gespenst," dachte er voll wütendem Schmerz. „Es ist alles zu Ende. Und doch, beim ewigen Gott, darum that ich es nicht — nein — darum nicht!" —

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Auf Vera hatte diese Unterredung, die so unerwartet gekommen und ihr einen ebenso ungeahnten Einblick in Schrattenbachs Empfinden erschlossen, sehr niederdrückend gewirkt. Sie begriff, was er an Hendriks Krankenlager empfunden haben mußte, und es that ihr bitter weh, die unschuldige Ursache seines Kummers gewesen zu sein. Prüfend ging sie jetzt mit sich selber die Vergangenheit durch, ob es da irgend etwas gab, dessen sie sich nachträglich mit einem Vorwurf erinnern mußte, und dabei stieß sie auf tausend kleine Vertraulichkeiten, die sie dem Arzt gegenüber nicht so genau genommen, deren sie sich aber jetzt, in Bezug auf den Mann, hart anklagte.

Sie schätzte ihn so hoch, sein Charakter war ihr eine so sichere Gewähr in allen Lagen, in denen sie sich schutzbedürftig fühlte gewesen, sie empfand den Gedanken, daß selbst ihre Freundschaft auch ein Ende haben würde, so betrübend, daß sie hätte weinen mögen, und dennoch — in ihrem Herzen lebte kein anderes Gefühl für ihn und würde, so glaubte sie, niemals leben, gleichviel, ob ihr Hendrik in den Weg getreten wäre oder nicht. Daß sie aber niemals geahnt, wie es eigentlich um Schrattenbachs Herz stand, begriff sie nicht; im allgemeinen sagt man darin doch den Frauen ein instinktives Empfinden nach. Sie hatte ihn allerdings aus der Linie der gewöhnlichen Sterblichen immer etwas herausgerückt, wenn sie ihn so energisch und schlicht stets das Rechte treffen sah, so vollkommen selbstlos in allen Dingen, so konzentriert in seinem Wollen und Handeln, ohne einen Blick rechts oder links. Sie hatte niemals gedacht, daß ihm eine Frau mehr bedeuten könne, als ein hilfloses Geschöpf, dem er seine starke Hand mitleidig reichte, gleichviel wer es war, der darnach begehrte. Selbst die Freundschaft, die sie ihm entgegenbrachte, bezwungen durch ihn selbst, war ihr mehr wie eine Gabe ihrerseits erschienen die er freundlich, aber mit einer gewissen Zerstreutheit aufnahm, ohne daß ihr das ein Grund schien, sich darüber zu beklagen.

Und nun diese Lösung!

Er war unglücklich durch sie, er litt durch sie, und zu all diesem Kummer den sie darüber empfand, hatte sie auch noch das Gefühl, als sehe sie einen kostbaren Schatz zu ihren Füßen, lauter Gold, dessen Wert sie erkannte und über den sie doch rücksichtslos hinwegschreiten mußte, weil ihr das Schicksal schon einen anderen, stürmisch begehrten, ans Herz gelegt hatte.

Sie war an diesem Abend lange schlaflos, und selbst am nächsten Tage, als sie ter Welp aufsuchte, stand noch ein Schatten in ihren Augen. Er sah es sofort und deutete es auf seine Weise.

„So ist es Dir also gegangen wie mir, mein Lieb," sagte er, ihre Hand in seine beiden nehmend, „Du hast Dich nach mir gesehnt! Die Zeit wollte kein Ende nehmen, eine Stunde war länger wie sonst der ganze Tag. Warum legen wir uns eigentlich diese Pönitenz auf, Vera, wir, die wir doch zueinander gehören! Hast Du darüber auch nachgedacht wie ich?"

„Es wird eine andere, schönere Zeit kommen, Hendrik," sagte sie voll Zärtlichkeit, und als sie in seine Augen sah, war die Erinnerung an Schrattenbach vergessen."

„Es wird — es wird —" wiederholte er ungeduldig, „und bis dahin? . . . Uns ist doch die Erfahrung geworden, wie wenig wir die kommende Stunde in unserer Macht haben."

Sie sah ihn erschrocken an, die Erinnerung an das Geschehene war ihr noch immer ein lähmendes Entsetzen.

„Ich will mich nicht mehr von Dir trennen — ich *kann* es nicht," sagte er plötzlich entschlossen und leidenschaftlich, während er sein Haupt an ihre Schulter lehnte. „Ende dieser Woche reise ich ab, die Hitze ist unerträglich, und Du . . ." er zögerte, denn sie seufzte unwillkürlich. Da es für seine Gesundheit notwendig war, wagte sie nicht, ihn zurückzuhalten, obgleich ihr vor der Einsamkeit, die sie dann umgab, graute.

„Du gehst mit mir," vollendete er da leise, weich, mit dem ganzen Zauber, der seinen Bitten inne zu wohnen pflegte, gleichviel in welcher Art er sie aussprach. Sie fuhr zusammen, ein heißes Rot schoß ihr plötzlich flammend in das Gesicht, aber ehe sie noch sprechen konnte, fuhr er überredend, zärtlich, stürmisch fort: „Verstehe mich doch nur recht, mein Lieb! Du reisest mit Deiner Schröder ein paar Tage später wie ich, niemand braucht zu wissen, wohin! wir treffen uns irgendwo, meinethalben im fremden Lande, wo uns niemand kennt, wo wir ganz unbeobachtet sind, leben wie zwei Glückliche, die derselbe wohlthätige Wind an denselben Inselstrand verweht. Was ist wohl dabei! Und wir haben uns dann doch — Deine Schröder ist als Ehrenwache genug, wir sind nicht getrennt; mit der rasenden, ungestillten Sehnsucht nach Dir, kann ich ja gar nicht gesund werden, siehst Du das nicht ein? Sag' ja, mein Lieb!"

Er glitt ihr zu Füßen und sah sie an; Vera fühlte in diesem Augenblick fast schmerzhaft die Macht, die dieser Mann über sie besaß, sie konnte nichts gegen ihn. Wie ein gewaltiger Strom, der fesselos seine Ufer überflutet, hatte sich diese elementare Liebe ihrer bemächtigt, und sie mußte sich ihr beugen, ohne mehr wie ein dumpfes Bewußtsein davon zu haben, daß sie alles daran gab, was ihr früher wert und unantastbar gewesen. Sie vergaß, daß es ihr beim

Digitized by Google

ersten Hören als Unmöglichkeit erschienen, daß es tausend Dinge gab, die dagegen sprachen, sie sah ihn nur an.

„Wie Du willst, Hendrik!“ sagte sie leise. „Ich fühle es, auch ich könnte diese lange Trennung nicht ertragen.“

Mit einem Jubelruf umschlang er sie.

„Nun weiß ich erst, daß Du mich wirklich liebst! Du hast mir keinen von all den Einwänden gemacht, die ich zu hören und zu widerlegen bereit war, Du bist mir nicht mit Deiner Sorge um die kleine Welt gekommen, die uns unser Glück nicht gönnt, ewig — ewig werde ich Dir das danken, Vera.“

Sie lehnte ihre Stirn an sein dunkles Haar.

„Es mag unrecht sein, Hendrik!“ sagte sie mit bangem Seufzer, „ich weiß es nicht. Wo Du ins Spiel kommst, habe ich den sicheren Instinkt dafür verloren. Mir ist es nur, als müßte ich Dich halten, immerfort halten, nachdem ich Dich dem Tode abgerungen, auch ich kann Dich nicht mehr entbehren, darum folge ich Dir.“

„Du wirst es nie zu bereuen haben.“

Ob sie, selbst wenn sie das Gegenteil gewußt, wohl anders gehandelt hätte? Sie war selbst erschrocken, als sie sich in einer ruhigen Stunde später klar machte, daß sie bereit sein würde, sich mit offenen Augen in einen Abgrund zu stürzen, sobald es Hendrik war, der sie hineinspringen hieß. Sie fürchtete sich fast vor sich selber wenn sie bedachte, was in dieser kurzen Spanne Zeit aus ihr geworden. Vielleicht hätte ihre Liebe nicht solche tyrannische Macht über sie gewonnen, wenn ihr die Erkenntnis erspart geblieben wäre, daß das Leben des Menschen an einem Hauch hinge, vielleicht — sie wußte es aber nicht genau. Und neben der Furcht, die ihr die Maßlosigkeit ihres Empfindens momentan bereitete, empfand sie in verstärktem Maß das Glück, das ihr gerade zuteil geworden, daß sie einen Mann gefunden, den sie bis zum Fanatismus lieben konnte. — —

„Ter Welp ist fort,“ sagte Georgine einige Tage später, als sie bei Vera eintrat, „er hat sich nur schriftlich bei uns verabschiedet, ein Besuch hätte ihm auch wohl kaum geschadet, aber diese Herren Künstler haben ihre Launen, fühlen sich überall aus dem Rahmen des Gewohnten herausgehoben. Wo ist er denn hin?“

„Ich weiß es noch nicht bestimmt, vorläufig an die See, er ist besorgt um seinen Arm,“ sagte Vera zögernd. Es widerstrebte ihr, Georgine etwas vorzulügen, mehr noch, ihr die Wahrheit zu sagen. Indem trat die Schröder ein, rot und erhitzt vom knieen vor den haushohen Koffern, eine ganze Serie Unterkleider auf den Arm. Hinter der offenen Thür sah man im Ankleidezimmer die Unordnung des Packens. Sie blieb zögernd stehen, während Georgine, mit ihrer langstieligen Lorgnette bewaffnet, alles übersah und gedankenschnell kombinierte.

„Lassen Sie jetzt nur,“ sagte Vera, hastig der Gesellschafterin abwinkend, ohne es verhindern zu können, daß sie dabei errötete, „später komme ich zu Ihnen.“

Als die Thür wieder geschlossen, begann Georgine neugierig: „Du willst auch verreisen? Warum sagtest Du mir denn kein Sterbenswort davon? Oder willst Du es etwa verheimlichen?“

„Du ließest mir ja noch gar keine Zeit,“ versuchte sich Frau von Konreuth zu verteidigen. „Im Ernst, ich will fort, wohin, weiß ich noch nicht. Es ist so heiß in diesem großen Backofen, der Stadt, und ich bin allein und abgespannt, die Schröder soll mich begleiten. Es ist ja ganz gleich, wo ich das Trauerjahr verbringe.“

Die Herskott stand auf und stellte sich knapp neben ihre Cousine, zu ihr aufsehend sagte sie langsam, jedes Wort betonend:

„Du reisest — ihm — nach, nicht wahr?“

Einen Augenblick zögerte Vera, dann aber kam ihr der Mut ihrer Handlungen. War sie nicht frei und konnte thun, was sie wollte?

„Ja!“ sagte sie kurz und entschlossen.

Beide Frauen blickten sich fest in die Augen, die eine auf Vorwürfe gefaßt und dagegen gewappnet, die andere verblüfft durch das Geständnis der einfachen Wahrheit. Sie hätte das in einem ähnlichen Fall niemals zugegeben. Dann begann Georgine zu lachen, lustig und laut, als erzähle ihr jemand einen guten Witz.

„O, Vera,“ sagte sie endlich, als sie den erstaunten Augen der anderen begegnete. „So hat es Dich gepackt? Dich? Erinnere Dich nur einmal daran, wie verächtlich Du mich behandelt hast, damals — als ich noch jung und auch leidenschaftlich war. Freilich meine Position stand der Deinen nach, ich war ja nicht frei. — Aber das ist auch der ganze Unterschied.“

„Du hast recht, Georgine, mich daran zu erinnern. Und doch, ich würde heut genau ebenso denken und handeln wie damals, wenn ich nicht frei wäre,“ sagte Vera fest. „Aber vielleicht sind auch in diesem Punkt die Menschen verschieden und ich kann nur hoffen, daß Du es inzwischen verwunden hast.“

„O gewiß — was das anbelangt,“ entgegnete Frau von Herskott, „aber gegen sich selber pflegt man ja immer toleranter zu sein, als gegen seinen Nächsten. Vielleicht hattest Du damals auch recht, es geht im Leben eben alles vorüber, wenn man selbst auf die Ewigkeit schwört. Frage nur ter Welp, der ist sicher solche Opfer, wie Du ihm jetzt zu bringen bereit bist, gewöhnt, vielleicht sagt er Dir auch, wieviel er davon in der Erinnerung hat.“

Sie sprach so gleichgiltig, so vollkommen interesselos, und doch empfand Vera den Hieb recht gut, den sie ihr austeilen wollte, sie bäumte sich dagegen auf.

„Du beurteilst die Sache falsch, ich wiederhole Dir noch einmal, er ist mein Bräutigam, da kann von keinem Opfer meinerseits die Rede sein.“

Georgine umfaßte ihre Cousine und sah ihr stumm lächelnd in das Gesicht.

„Glückliche Reise,“ sagte sie leichthin, „und ebenso glückliche Wiederkehr.“ Damit ergriff sie ihren Schirm und ging fort, Vera mit dem Gefühl zurücklassend, als sei ihr etwas recht Häßliches begegnet. Mein Gott, gab es in der Welt wirklich kein Ver-

Digitized by Google

wollten nach dem Erlebten, wer konnte ihnen das schlecht auslegen. —

Als der Reisewagen vor der Thüre stand, erhielt Frau Schröder die telegraphische Nachricht von der hoffnungslosen Erkrankung ihres Knaben.

„Reisen Sie hin, liebe Sophie," sagte Vera großmütig wie sie immer war. „Einstweilen muß mir Augustes Begleitung genügen, später kommen Sie uns dann nach." —

Als sie sich aber zum ersten Mal allein mit Hendrik im Coupé befand, wurde ihr klar, welch ein Unterschied zwischen der Anwesenheit einer Dritten und einem tête á tête bestand, und so sehr sie ihn liebte, wandelte sie doch etwas wie Reue an. Er merkte es sofort und sich ihr entgegenbeugend, sagte er mit der ganzen, ritterlichen Zärtlichkeit, die ihm eigen war, sobald er den Frauen gefallen wollte:

„Fürchte Dich nicht vor mir, Vera, meine Geliebte, meine Braut! Ich würde der letzte sein, der Dich der Gloriole entkleidete, die Dich in meinen Augen umgiebt, und die mir gerade das Anbetungswürdige an Dir ist."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

In den mächtigen Sälen der neuen Pinakothek stand vor einer der letzten Errungenschaften derselben ein großer, fast überschlanker Herr im englischen Touristenanzug, das Opernglas umgehängt, die Hände in den Taschen seiner weiten Beinkleider, — Prinz Philipp in Civil, auf einer Urlaubsreise begriffen, die er zu einem Besuch des kunstsinnigen Isar-Athen verwandte, weil der Ruhm des neuen Bergheimschen Bildes auch bis zu ihm gedrungen war. Er war so vertieft in die Farben und Lasuren vor ihm, daß er auf seine Umgebung gar nicht acht hatte. Denn im ganzen verstand er doch etwas mehr von der Kunst, als sonst Dilettanten seiner Lebensstellung.

Er hatte es auch nicht bemerkt, daß sich das Publikum um ihn allmählich verlaufen, ebensowenig den Eintritt eines hohen, schlanken Paares, das in angelegentlichem Gespräch den Saal durchwanderte, ohne irgendwo eingehender Rast zu machen. Als die beiden schon mehr wie die Hälfte des Saales durchschritten, auf ihre Umgebeng ebensowenig achtend wie der einsame Künstlerfreund, drehte sich dieser plötzlich um, vielleicht einem unbewußten Instinkt gehorchend; aber in diesem Augenblick durchfuhr ihn ein Ruck, der einem Schrecken äußerst ähnlich sah.

Konnte es möglich sein! Frau von Konreuth und ter Welp in dieser intimen Verbindung? Er konnte sich nicht getäuscht haben, nur eine trug den Kopf so unnachahmlich, königlich hoch, und auf ter Welp hätte er wohl geschworen, dessen eigentümliche Haltung erkannte man unter Tausenden.

Frau von Konreuth und ter Welp!

Das war dem Prinzen doch in die Glieder gefahren, so daß er sich auf den roten Sammetdiwan niederlassen mußte, um ein wenig nachzudenken. Am liebsten wäre er ja hinter dem Paare hergegangen, um sich ganz sicher zu überzeugen, aber das ließ die Diskretion nicht zu, wie sie einmal bei Männern seines Standes üblich ist. Wollte es der Zufall, kamen sie wohl noch einmal wieder vorüber, wenn nicht, mußte er so mit seiner Entdeckung fertig werden. Und das war nicht leicht, denn sie erstaunte, ja ärgerte ihn, jemehr er darüber nachdachte. Er, wie alle hatten in Vera eine Ausnahme gesehen; daß sie nun doch sein sollte, wie die anderen, ja fast noch schlimmer, nahm er ihr bitter übel. Sie hatte als Frau von Stand ihren Ruf noch mehr zu wahren wie jede andere, und daß es gerade ter Welp sein mußte, für den sie sich dergestalt opferte, begriff er nicht, wie er überhaupt ein Übermaß an Gefühl nicht begriff und niemals, Dank seiner Erziehung, daran kranken würde. Er war sonst kein Splitterrichter, gewiß nicht, sagte er sich, aber von Frau von Konreuth verletzte es ihn geradezu, daß sie so handeln konnte, wenn — sie es wirklich gewesen — am Ende wurde er doch zweifelhaft.

Das sollte aber nicht lange dauern! — An demselben Abend, es war noch zu ziemlich früher Stunde, als Prinz Philipp in voller Uniform von einem Besuch bei Bekannten in sein Hotel „zu den vier Jahreszeiten", zurückkam, trat er noch in das Lesezimmer, mit der Absicht, einen Sherry-Cobbler zu trinken. Das Geräusch des aufstoßenden Säbels veranlaßte den einzigen anwesenden Herrn, der dort über Zeitungen gähnte, aufzublicken und:

„Ter Welp!"

„Durchlaucht!" war ihr gleichzeitiger überraschter Ruf, dem dann eine gewisse Verlegenheitspause folgte, bei dem Maler, weil seine Gedanken unwillkürlich zu Vera flogen, die sich heut früher wie gewöhnlich zurückgezogen hatte, und der diese Begegnung offenbar peinlich sein mußte, bei der Durchlaucht, weil ihm nun auch der gewaltsam festgehaltene Zweifel vor der greifbaren Wirklichkeit schwinden mußte.

„Wer hätte gedacht, daß wir uns hier begegnen würden," sagte der Prinz endlich, es sich auf einem Diwan bequem machend, „niemand wußte ja, wo Sie geblieben waren, aber Sie sehen gut aus, ter Welp, frisch und erholt, die Muße bekommt Ihnen vortrefflich. Was macht Ihr Arm?"

Über Hendriks Gesicht flog ein Schatten, während er die Rechte weit von sich streckte.

„Leider immer noch nicht wieder im alten Geleise."

„Das bedauere ich herzlich. Sie sind natürlich, gerade wie ich, des Bergheimschen Bildes wegen hergekommen, wie gefällt es Ihnen?"

„Ehrlich gestanden, ich finde, man überschätzt es," sagte Hendrik, mit deutlichem Mißbehagen auf seinem schönen Gesicht. „Ein Künstler soll das zwar nicht vom anderen sagen, weil man dann sofort bereit ist, ihm kleinliche Motive in die Schuhe zu schieben, aber ich kann mir einmal nicht helfen; ich muß selbst auf Kosten der Klugheit ehrlich sein."

„Ganz meine Meinung, und es freut mich, sie von jemand bestätigt zu hören, dessen Kunst ich so

Digitized by Google

Seide mit kostbarer Stickerei und Spitzen besetzt und hielt über dem kleinen Nichts von Blumen auf ihrem Kopf einen großen, weißen, rosa gefütterten Sonnenschirm, dessen Schimmer über ihr Gesicht fiel.

„Vera," sagte er, den Kopf ein wenig zurückbeugend, „wie schön Du doch bist! Der Luxus, der Dich umgiebt, ist untrennbar von Dir, wie das Licht von der Sonne, keine Frau ist mehr dazu geschaffen wie Du."

Sie kannte dies Lied, er hatte es ihr schon so oft gesungen, und jedesmal empfand sie es wie einen peinigenden Schatten, dem sie keine rechte Gestalt geben konnte. Sie beugte sich etwas näher zu ihm, ihr großer Schirm verbarg sie vor neugierigen Blicken.

„Sag mir das nicht immer, Hendrik; Deine Liebe kann doch unmöglich an solche Äußerlichkeiten geknüpft sein — Du würdest mich ebenso sehr lieben, wenn ich arm wäre, nicht wahr?"

„Vielleicht!" er ergriff eine Falte der glatten, weichen Seide und lehnte seine Wange an den kühlen, weichen Stoff, dann sah er mit seinem leichtherzigen Lächeln zu ihr auf, überstrahlt von der rosa Glut des Sonnenschirms. „Es ist ja unnötig, daß wir uns deshalb die Köpfe zerbrechen, weil es niemals eintreten wird, aber ich bin nun einmal in diesen kleinen Nebendingen des Lebens ein vollkommener Sybarit. Oder verlangst Du etwa, ich soll mich an knitterndem Kattun begeistern und dem Küchendunst eine Ode weihen? Du wärst mir nicht dieselbe die Du bist, würde sich das Leben an Dir reiben, ich könnte Dich wohl lieben, aber Du bliebst nicht meine Göttin, die ich anbete, nicht der Genuß für meine Augen, der Du mir jetzt bist; ich kann eben nichts dafür und ich denke auch, es kann Dich nicht kränken, daß ich so subtil empfinde."

Sie seufzte ein wenig.

„O, Du bliebst mir derselbe, ob arm, oder reich, gesund oder krank, Hendrik. Ich könnte für Dich arbeiten, wie das ärmste Tagelöhnerweib, wenn ich nur Dich behielte," sagte sie sanft.

Er lächelte ein wenig.

„Ja, ihr Frauen seid darin anders, aber ich liebe den Duft, der Dich umgiebt, die Vornehmheit Deiner Person, die rauschende Seide und die kostbaren Spitzen. Zanke deshalb nicht mit mir, mein Lieb. Ich brauche den Schaum, das Schöne des Daseins, will ich froh schaffen und glücklich sein. Wenn Du etwas dafür verantwortlich machen willst, so können es nur meine Augen sein, diese nichtsnutzigen Augen, durch die Du mich gefangen hast auf ewig."

Wie sollte sie sich nicht damit zufrieden geben!

Am nächsten Tage war ein Gewitter über dem Sund niedergegangen und hatte allen Sonnenschein ausgelöscht; grau in grau lag das Wasser da, ein kalter, heftiger Wind wühlte es auf und trieb dünnen, aber andauernden Regen gegen die Altane und Fenster des Hotels. Hendrik saß gelangweilt in dem hübsch ausgestatteten Lesezimmer und blätterte in Zeitungen, Vera hatte sich in ihre Zimmer zurückgezogen; die Klausur der vier Wände war ihnen beiden ungewohnt und unbequem. Auf einmal sprang er auf und eilte zu ihr hinauf, er hatte eine Notiz gefunden, die ihn interessierte.

Sie stand mit den verschränkten Armen auf das Fensterbrett gelehnt und blickte in die verwandelte Landschaft; ohne eigentliche Ursache war ihr traurig zu Mut, gerade, als hätte die seligste Zeit ihres Lebens die Pforten hinter ihr geschlossen. Als ihr Hendrik gemeldet wurde, sah sie ihm mit einem Gefühl der Befreiung entgegen. Er setzte sich zu ihr ans Fenster, warf einen Blick hinaus und verfolgte den Lauf der kleinen Wasserstreifen, die die Tropfen an den Scheiben hinterließen.

„Ich fürchte, es wird jetzt häßlich herbstlich hier, Vera," sagte er endlich, „es wäre eigentlich schade, wollten wir uns die Erinnerung an das Schöne, das wir genossen haben, abschwächen; was meinst Du, setzen wir unseren Wanderstab weiter, mich zieht's nach Italien, dem Lande des ewigen Frühlings!"

Sie erschrak. „O Hendrik! Wie soll ich es ertragen ohne Dich!"

„Gar nicht," lachte er heiter, „Du kommst natürlich mit! Meinst Du, ich würde Dich verlassen? Ob uns eine nordische oder südliche Sonne bescheint ist schließlich einerlei. Außerdem habe ich hier eine Notiz gefunden, die mich unendlich interessiert. In München ist ein Bild ausgestellt von Alois Bergheim, und die Zeitungen sind voll davon. Hier, ich habe Dir das Blatt mitgebracht. Bergheim war als Mensch mein Antipode, als Künstler aber muß ich bekennen, daß mir sein Können immer lebhaftes Interesse eingeflößt hat, ich möchte das Bild sehen — gehen wir zunächst nach München, mein Herz."

Sie zögerte noch immer.

„Aber Vera, wie kleinlich," sagte er fast ungeduldig, und dann sprang er auf, reckte die Arme in die Luft und begann mit einem Seufzer: „Wenn ich nur erst wieder arbeiten könnte, ich sehne mich so darnach, aber noch fühle ich die Unmöglichkeit. Das Müßigsein ist auf die Dauer unerträglich, und nur Dir danke ich es, Liebste, daß ich noch so gut darüber hinwegkomme. Wenn Du nicht wärst, würde es mich beinahe erbittern -- und nun willst Du mich verlassen und ich kann Dich doch nicht entbehren . . ."

„Nein, nein," unterbrach sie ihn, schwach werdend vor seinen Worten und Blicken, „ich bleibe, wenn Du mich nötig hast, das ist selbstverständlich . . ."

Er nahm ihre Hand und sah ihr lächelnd in die Augen.

„Nicht auch ein wenig Dir selbst zuliebe, nicht auch, weil Dir eine Trennung von mir ebenso schmerzlich ist wie mir?" fragte er neckend. „Ich bin unersättlich darin, es zu hören, Vera."

Und sie sagte es ihm.

Bei näherer Betrachtung hielten auch schließlich die Bedenken nicht Stand, die sie zuerst halb instinktiv empfunden, Hendrik hatte recht, ob in Dänemark, Bayern oder Italien, was war da für ein Unterschied? Und jeder Tag brachte sie ja auch einem gemeinsamen Leben vor den Augen der Menschen, für Zeit und Ewigkeit näher; daß sie sich inzwischen nicht trennen

Digitized by Google

wollten nach dem Erlebten, wer konnte ihnen das schlecht auslegen. —

Als der Reisewagen vor der Thüre stand, erhielt Frau Schröder die telegraphische Nachricht von der hoffnungslosen Erkrankung ihres Knaben.

„Reisen Sie hin, liebe Sophie," sagte Vera großmütig wie sie immer war. „Einstweilen muß mir Augustes Begleitung genügen, später kommen Sie uns dann nach." —

Als sie sich aber zum ersten Mal allein mit Hendrik im Coupé befand, wurde ihr klar, welch ein Unterschied zwischen der Anwesenheit einer Dritten und einem tête á tête bestand, und so sehr sie ihn liebte, wandelte sie doch etwas wie Reue an. Er merkte es sofort und sich ihr entgegenbeugend, sagte er mit der ganzen, ritterlichen Zärtlichkeit, die ihm eigen war, sobald er den Frauen gefallen wollte:

„Fürchte Dich nicht vor mir, Vera, meine Geliebte, meine Braut! Ich würde der letzte sein, der Dich der Gloriole entkleidete, die Dich in meinen Augen umgiebt, und die mir gerade das Anbetungswürdige an Dir ist."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

In den mächtigen Sälen der neuen Pinakothek stand vor einer der letzten Errungenschaften derselben ein großer, fast überschlanker Herr im englischen Touristenanzug, das Opernglas umgehängt, die Hände in den Taschen seiner weiten Beinkleider, — Prinz Philipp in Civil, auf einer Urlaubsreise begriffen, die er zu einem Besuch des kunstsinnigen Isar-Athen verwandte, weil der Ruhm des neuen Bergheimschen Bildes auch bis zu ihm gedrungen war. Er war so vertieft in die Farben und Lasuren vor ihm, daß er auf seine Umgebung gar nicht acht hatte. Denn im ganzen verstand er doch etwas mehr von der Kunst, als sonst Dilettanten seiner Lebensstellung.

Er hatte es auch nicht bemerkt, daß sich das Publikum um ihn allmählich verlaufen, ebensowenig den Eintritt eines hohen, schlanken Paares, das in angelegentlichem Gespräch den Saal durchwanderte, ohne irgendwo eingehender Rast zu machen. Als die beiden schon mehr wie die Hälfte des Saales durchschritten, auf ihre Umgebeng ebensowenig achtend wie der einsame Künstlerfreund, drehte sich dieser plötzlich um, vielleicht einem unbewußten Instinkt gehorchend; aber in diesem Augenblick durchfuhr ihn ein Ruck, der einem Schrecken äußerst ähnlich sah.

Konnte es möglich sein! Frau von Konreuth und ter Welp in dieser intimen Verbindung? Er konnte sich nicht getäuscht haben, nur eine trug den Kopf so unnachahmlich, königlich hoch, und auf ter Welp hätte er wohl geschworen, dessen eigentümliche Haltung erkannte man unter Tausenden.

Frau von Konreuth und ter Welp!

Das war dem Prinzen doch in die Glieder gefahren, so daß er sich auf den roten Sammetdiwan niederlassen mußte, um ein wenig nachzudenken. Am liebsten wäre er ja hinter dem Paare hergegangen, um sich ganz sicher zu überzeugen, aber das ließ die Diskretion nicht zu, wie sie einmal bei Männern seines Standes üblich ist. Wollte es der Zufall, kamen sie wohl noch einmal wieder vorüber, wenn nicht, mußte er so mit seiner Entdeckung fertig werden. Und das war nicht leicht, denn sie erstaunte, ja ärgerte ihn, jemehr er darüber nachdachte. Er, wie alle hatten in Vera eine Ausnahme gesehen; daß sie nun doch sein sollte, wie die anderen, ja fast noch schlimmer, nahm er ihr bitter übel. Sie hatte als Frau von Stand ihren Ruf noch mehr zu wahren wie jede andere, und daß es gerade ter Welp sein mußte, für den sie sich dergestalt opferte, begriff er nicht, wie er überhaupt ein Übermaß an Gefühl nicht begriff und niemals, Dank seiner Erziehung, daran kranken würde. Er war sonst kein Splitterrichter, gewiß nicht, sagte er sich, aber von Frau von Konreuth verletzte es ihn geradezu, daß sie so handeln konnte, wenn — sie es wirklich gewesen — am Ende wurde er doch zweifelhaft.

Das sollte aber nicht lange dauern! — An demselben Abend, es war noch zu ziemlich früher Stunde, als Prinz Philipp in voller Uniform von einem Besuch bei Bekannten in sein Hotel „zu den vier Jahreszeiten", zurückkam, trat er noch in das Lesezimmer, mit der Absicht, einen Sherry-Cobbler zu trinken. Das Geräusch des aufstoßenden Säbels veranlaßte den einzigen anwesenden Herrn, der dort über Zeitungen gähnte, aufzublicken und:

„Ter Welp!"

„Durchlaucht!" war ihr gleichzeitiger überraschter Ruf, dem dann eine gewisse Verlegenheitspause folgte, bei dem Maler, weil seine Gedanken unwillkürlich zu Vera flogen, die sich heut früher wie gewöhnlich zurückgezogen hatte, und der diese Begegnung offenbar peinlich sein mußte, bei der Durchlaucht, weil ihm nun auch der gewaltsam festgehaltene Zweifel vor der greifbaren Wirklichkeit schwinden mußte.

„Wer hätte gedacht, daß wir uns hier begegnen würden," sagte der Prinz endlich, es sich auf einem Diwan bequem machend, „niemand wußte ja, wo Sie geblieben waren, aber Sie sehen gut aus, ter Welp, frisch und erholt, die Muße bekommt Ihnen vortrefflich. Was macht Ihr Arm?"

Über Hendriks Gesicht flog ein Schatten, während er die Rechte weit von sich streckte.

„Leider immer noch nicht wieder im alten Geleise."

„Das bedauere ich herzlich. Sie sind natürlich, gerade wie ich, des Bergheimschen Bildes wegen hergekommen, wie gefällt es Ihnen?"

„Ehrlich gestanden, ich finde, man überschätzt es," sagte Hendrik, mit deutlichem Mißbehagen auf seinem schönen Gesicht. „Ein Künstler soll das zwar nicht vom anderen sagen, weil man dann sofort bereit ist, ihm kleinliche Motive in die Schuhe zu schieben, aber ich kann mir einmal nicht helfen; ich muß selbst auf Kosten der Klugheit ehrlich sein."

„Ganz meine Meinung, und es freut mich, sie von jemand bestätigt zu hören, dessen Kunst ich so

Digitized by Google

hoch stelle," pflichtete ihm der Prinz mit offenbarer Befriedigung bei, „Ihre Arbeiten sind ein ganz anderes Ding, ter Welp, und mich ärgert es für Sie, daß Sie nicht gleich mit einem Bilde hinterher kommen."

„Sie sind sehr gütig, Durchlaucht, aber an Arbeiten ist einstweilen noch gar nicht zu denken."

„Ist Ihnen die Zeit nicht lang geworden?"

„Bis jetzt noch nicht." — Hendrik dachte an sein Zusammenleben mit Vera und daß sie es bisher wirklich in der Hand gehabt hatte, ihm die Zeit eher zu kurz erscheinen zu lassen, — etwas wie ein Lächeln wandelte ihn an.

Aber Prinz Philipps gereizte Neugierde war bis jetzt noch ganz unbefriedigt geblieben; geradezu fragen wollte er nicht, aber es brannte ihm auf der Seele, etwas Näheres zu erfahren, denn augenscheinlich hatte ter Welp gar keine Ahnung, daß sie einander schon am Vormittag begegnet waren.

„Wenn es Ihnen recht ist," sagte er deshalb nach einer kleinen Pause, die er zum Anzünden einer Cigarre benutzte, „wollen wir morgen vormittag noch einmal zusammen in die Pinakothek gehen, ich möchte Ihnen zeigen, was mir an dem Bilde mißfällt, was ich dagegen bewundere. Wir wohnen in einem Hotel, das ist also sehr bequem, wann wollen Sie mich abholen? Nachher bummeln wir ein bischen, ich bin ja inkognito hier."

Ein tiefes Unbehagen durchfuhr ter Welp. Er konnte doch Vera nicht allein lassen, und ebensowenig durfte er darauf rechnen, daß ihre Anwesenheit dem Prinzen unbekannt blieb. Ein einziges Ungefähr, ein kleiner unberechenbarer Zwischenfall, und das Licht, in dem die Frau, die für ihn bis jetzt die Höchste in der Welt war, erschien, wurde erst recht eigentümlich.

„Ich fürchte, — ich muß sehr bedauern — —" sagte er zögernd, noch uneinig mit sich und drehte die illustrierte Zeitung nervös hin und her.

„Ah — ich verstehe," unterbrach ihn der Prinz mit gutmütigem Lachen, „Sie sind nicht frei —Rosenfesseln — nun, mein lieber ter Welp, ich bin der letzte, der Ihnen daraus einen Vorwurf machen würde."

„Sie sind völlig im Irrtum, Durchlaucht," begann Hendrik wieder, „die Dame, um die es sich hier handelt — denn natürlich handelt es sich um eine solche," — schaltete er ärgerlich ein, als er Prinz Philipps Lächeln sah, „steht viel zu hoch, um mit diesen landläufigen Worten in Verbindung gebracht zu werden. Es ist Frau von Konreuth."

„Sapristi!" rief Prinz Philipp halb wütend, halb voll grenzenlosem Staunen. „Ich kann das gar nicht fassen — ich glaubte immer noch an einen Irrtum . . ."

„An einen Irrtum? Wieso?"

„Nun, ich sah Sie heute morgen in der Pinakothek oder vielmehr ich glaubte Sie zu erkennen, Sie und — Frau von Konreuth — aber die Sache war mir so unsicher, daß ich schließlich doch zweifelte."

„Warum?" fragte ter Welp, der sich nun als Sieger fühlte, lächelnd, „das hätte jedem passieren können, Durchlaucht, ein glückliches Ungefähr, das uns auf Reisen doch oft genug nahetritt, sollte ich meinen."

„Also ein Zufall," sagte Durchlaucht gedehnt und mit einem schnellen Seitenblick, „ich glaube gern, daß es für Sie ein glücklicher war. Wo wohnt Frau von Konreuth?"

„Hier im Hotel."

„Ah!" —

Das war doch ein merkwürdiger Laut, der Hendrik wieder unbehaglich berührte.

„Sie hat in der ersten Etage ihr Zimmer," beeilte er sich hinzuzusetzen, „und ist in der unglücklichen Lage, ihre Gesellschafterin krankheitshalber entbehren zu müssen, da thue ich denn was ich kann."

„Und was Ihre Pflicht ist," schaltete der Prinz etwas reserviert ein. „Übrigens bin ich mit meinen Zweifeln an der Echtheit ihrer Person entschuldigt, sie hat sich sehr verändert, wie ich bemerken konnte."

„Ist das ein Wunder? Nach einer Befreiung von dem Manne? Ich frage mich immer noch, wie sie es so lange ertragen konnte."

„Vernünftiger Weise wird sie sich nun schadlos halten. Aber sagen Sie, ter Welp, ist es nicht doch ein wenig gewagt, dieses — dieses zufällige Zusammentreffen hier in der Fremde, meine ich? Nach der Aufopferung, die sie an Ihrem Krankenbett bewiesen hat, bin ich überzeugt, unsere gute Gesellschaft rächt sich nachher."

Der Prinz sah nicht auf, während er das sagte, sondern schob planlos unter den herumliegenden Zeitungen umher, offenbar überlegte er jedes Wort sorgfältig, ehe er es aussprach. Ter Welp lehnte den Ellenbogen auf den Sitz des Divans, stützte den Kopf in die Hand und sah so, halb liegend zu ihm auf.

„Und dennoch bitte ich Sie nicht einmal um Diskretion, Durchlaucht," sagte er herausfordernd.

„Hm — das wäre ja auch bei mir durchaus nicht nötig — zudem giebt es gute Namen genug, die in der Gesellschaft wahrhaftig nicht so leicht zu Grunde zu richten sind, die erweisen sich als harte Pflanzen und halten viel schlechtes Wetter aus, ob aber gerade Frau von Konreuth dazu gehört, das bezweifle ich."

Mit einer elastischen Bewegung sprang Hendrik plötzlich auf die Füße und stand hoch und schlank dem sitzenden Prinzen gegenüber, das Gaslicht umstrahlte hell sein schönes Gesicht, das den Ausdruck ungebrochenen Selbstbewußtseins und einen gewissen kaum merklichen Hochmutes zeigte.

„Die Gesellschaft wird keine Ursache haben, sich über Frau von Konreuth den Kopf zu zerbrechen," sagte er obenhin.

Nun stand auch Prinz Philipp von seinem unberührten Sherry-Cobbler auf. „Ter Welp, Sie passen gar nicht zum heiraten, denn darauf kann es doch nur gemünzt sein," antwortete der Prinz fast heftig. „Wahrhaftig, wenn ich etwas zu sagen hätte, ich verböte allen Künstlern solche selbstmörderischen Ideen. — Aber es ist spät und da wir uns hier kaum mehr begegnen werden, so sage ich auf Wiedersehen in unserer Tretmühle zu Hause."

Er schüttelte ihm freundschaftlich die Hand und be-

Digitized by Google

nahm sich ganz gegen ihn wie sonst, und doch empfand Hendrik eine Nüance, die ihm ärgerlich war.

„Er gönnt sie mir nicht," dachte er halb triumphierend, halb beleidigt, als er seine drei Treppen erstieg, und damit hatte er nicht so ganz unrecht. Die Durchlaucht stand absolut vor einem Rätsel, wenn er an Vera dachte. Diese Frau, so unnahbar kalt und gelangweilt, warf mit einem Schlage alles hinter sich, nun ihr Herz erwacht war. Sie scheute weder die Öffentlichkeit, noch scheute sie sich selbst um eines Mannes willen, der zwar schön, liebenswürdig und ein Künstler, doch in einer ganz anderen Lebensatmosphäre stand wie sie selbst.

„Ja die Frauen! Die Frauen, man lernt an ihnen nie aus," war des Prinzen Resumé, als er kopfschüttelnd bis hierher gelangt war. Es mischte sich doch etwas Bitterkeit und verletzte Eitelkeit hinein, als er zurückdachte, wie sehr er sich einstmals um Vera bemüht hatte, und deshalb war er geneigt, sie doppelt hart zu beurteilen. —

Aber auch Vera ermaß erst an diesem Begegnen, das ihr ter Welp am nächsten Vormittag mitteilte, wie weit sie sich, kaum bewußt, von dem entfernt hatte, was bisher die Richtschnur ihres Handelns gewesen; sie ermaß es und erschrak. Um keinen Preis wollte sie den Prinzen sprechen, um keinen Preis ihn nur sehen, wie ihr ter Welp wiederholt vorschlug. Das gute Gewissen, das sie besaß, vermochte ihr nicht über die eigentümliche Situation hinweg zu helfen, in der sie sich fühlte. Auf ihr Betreiben verließen sie München in fluchtartiger Eile, ohne daß sie Prinz Philipp gesehen, und allmählich erst kam wieder Ruhe in ihr aufgestörtes Empfinden. —

Sie bummelten durch Tirol, hier und dort wo es ihnen gefiel, Tage, ja Wochen rastend, und ließen sich von dem immer kühler wehenden Herbstwind endlich über die Grenze in das sonnige Italien hineinwehen. Sie standen am Sarge Romeo und Julias in Verona, zu dessen trogähnlichem Aussehen allerdings eine gewaltige verklärende Phantasie gehört, um nicht bitter enttäuscht zu werden, sahen die Ruinen der Arena im wunderbarsten Mondlicht aufragen, gingen an geöffneten Kirchen vorüber, in denen man die Priester vor dem dunstigen roten Licht der ewigen Lampe amtieren sah, und da sagte Hendrik ter Welp, während er Vera über die Schwelle in den Schatten der gewaltigen Pfeiler zog:

„Was hindert uns, hier uns trauen zu lassen, schlicht und ehrlich wie einfache Bürgersleute, mein Lieb, damit uns nichts, nichts mehr zu trennen im stande ist. Was geht uns hier Dein Witwenjahr an, was kümmern uns hier die Menschen: O Vera, sag ja, und ich will es Dir auf den Knieen danken."

Er hatte sie fest an sich gezogen und sprach so leise, daß kaum sie es verstand, ebenso fest lehnte sie sich an ihn, untrennbar zu ihm gehörig in jedem Gefühl, jedem Gedanken. Er merkte es wohl, seine Lippen streiften ihr Haar, ihre Wange, der Duft, der von ihr aufstieg, berauschte ihn, im Verein mit den Weihrauchwolken, die allmählich die ganze Kirche durchzogen.

Sie blieb noch einen Augenblick stehen, als fürchte sie den Zauber dieser Stunde zu brechen, dann drehte sie sich um und trat aus dem mystischen Dämmer in das grelle Sonnenlicht, das durch das Portal flutete, hier konnte er sehen, daß ihre Wangen feucht waren, als habe sie heimlich Thränen vergossen.

„Du hattest keine Antwort auf meine Bitte," sagte er vorwurfsvoll.

„Hendrik," unaussprechliche Zärtlichkeit lag in ihrer Stimme, ihren Augen. „Mich kann kein Eidschwur fester an Dich knüpfen, wie es mein Herz thut, sei dessen versichert; aber die Deine will ich frei und offen werden, vor aller Welt, nicht heimlich und versteckt, als hätte ich mich dessen zu schämen."

Er runzelte ein wenig die Stirn. „Du verstehst mich nicht," sagte er fast etwas pikiert, „nicht die Gedankenfolge, die, kaum in mir geboren, auch schon zur That drängte. Es wäre schön gewesen, unaussprechlich schön, aber — Du willst nicht!"

Sie drückte ihm besänftigend die Hand. „Laß es gut sein, Lieb," bat sie fast entschuldigend.

Vera kannte den Namen der Kirche nicht, die sie eben verlassen, und den Prunk darin hatte sie kaum beachtet; den Gesang der Chorknaben, die eintönige Stimme des Priesters hatten die Worte, die ihr Hendrik zugeflüstert, vollkommen verschlungen, ihrem Gedächtnis war nur ein schattenhaftes Bild von all der äußeren Umgebung geblieben, und doch — wie oft suchte sie dies Bild wieder in sich wach zu rufen, wie oft gedachte sie jenes sonnenhellen Mittags, und jenes dämmernden, mächtigen Kirchenschiffs. —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Zug, der sie von Verona nach Venedig bringen sollte, setzte sich in Bewegung. Es war staubig, heiß, und Vera hatte bereits den Hut abgenommen, als die Thür noch einmal heftig aufgerissen wurde und eine junge Dame einstieg, der eine ältliche Mulattin folgte. Unangenehm durch die Störung überrascht, blickte ter Welp auf, die junge Dame sank hochatmend in das Polster neben Vera, die Mulattin, offenbar eine Dienerin, nahm bescheiden ihr gegenüber Platz. Das erste Mal hatte Hendrik gleich wieder beiseite gesehen, aber nach einigen Minuten nahm er doch noch einmal Notiz von seiner Reisegesellschaft, und zwar als die Dame anscheinend sehr ärgerlich in englischer Sprache mit ihrer Duenna sprach. Diesmal kehrte sein Blick nicht so schnell von der eigenartigen Erscheinung zurück, die sich seinen Künstleraugen darbot.

Die junge Dame, die sich erhoben hatte und ihren Hut mit einer leichten bunten Seidenmütze vertauschte, die ihr die andere hinhielt, war kaum mittelgroß, aber von einer so üppigen Schlankheit, daß man im Zweifel sein mußte, ob man nicht eine Frau vor sich habe. Ihre Bewegungen hatten etwas rasches, degagiertes, fast herrisches, und die Atmosphäre, die sie, auch jedem Fremden deutlich, umgab, etwas maßlos selbständiges, das bei der Jugend der Dame, die höchstens zweiundzwanzig Jahr zählen

Digitized by Google

mochte, beinahe verblüffend wirkte. Die Mütze in der Hand wandte sie sich um, und ließ einen langen, prüfenden Blick über ihre Reisegefährten gleiten, derartig ungeniert, daß Vera ärgerlich errötete.

Ter Welp wich diesen großen, schwimmenden Augen dunkelblau wie Stahl, nicht aus, ihre Blicke kreuzten sich für einige Sekunden, ohne daß die Dame den Kopf abwandte, im Gegenteil, eine Art spöttischer Herausforderung lag auf dem knabenhaften, im edlen Sinne nicht hübsch zu nennenden Gesicht. Das kurzgeschnittene aschblonde Haar, es war stumpf und glanzlos in der Farbe, hatte sie zu mehreren dicken, anscheinend kunstlosen Locken gedreht, deren eine ihr bis auf die Augen fiel, der Mund war von blasser Korallenfarbe, etwas aufgeworfen und eigentümlich ausdrucksvoll, ihre Toilette, über die sie einen hellen seidenen Staubmantel geworfen, schien auffällig und extravagant. Jedenfalls gehörte sie ihrer Erscheinung nach zu denjenigen weiblichen Wesen, die die Männer für kurze Zeit fascinieren, und denen die Frauen meist aus dem Wege gehen. Letzteres passierte Miß Juana Bridge recht häufig, aber sie pflegte nur darüber zu lachen und sich damit zu rächen, daß sie bei jeder passenden Gelegenheit betonte, wie langweilig ihr im ganzen Frauenverkehr sei. Großen Eindruck brauchte ihr ohnehin nichts im Leben zu machen, und sie war sich dieses Vorteils auch völlig bewußt, denn als ohnehin recht frei erzogene Amerikanerin, besaß sie ein Vermögen von vier Millionen, das ihr der Vater hinterlassen, als er sein thätiges Dasein im Westen als Schweineschlächter durch den Tod unterbrechen mußte.

Diese vier Millionen waren die Basis, auf der Miß Bridge stand, und es läßt sich nicht leugnen, daß sie mit ihren hübschen Füßen sehr fest darauf stand, nachdem sie erst einmal begriffen, was auf dem Kontinent ein solches Vermögen zu bedeuten hatte. Augenblicklich reiste sie in Italien, nur von der Mulattin begleitet, und gewöhnt, überall eine Aufmerksamkeit zu erregen, die sie als schuldigen Tribut für ihre Person annahm.

Ter Welp und Juana saßen sich gegenüber, er merkte wohl, daß sie zuweilen zu ihm hinübersah, und ihr kokettes Augenspiel amüsierte ihn ein wenig. Es fiel ihm jetzt erst ein, wie lange es her sei, daß er ausschließlich für Vera gelebt, kein anderes weibliches Wesen seiner Beachtung für wert gehalten. Es konnte sich freilich auch keine mit ihr messen, vor allen Dingen dieses kokette Persönchen nicht. Mit einer wahren Genugthuung weilten seine Augen auf Veras wunderschönem Profil, ihrer edlen Gestalt, und in seiner Bewunderung vergaß er sogar sein vis-à-vis.

„Es ist so heiß, ich habe etwas Kopfschmerz," sagte Vera halblaut, die seinen Blick wohl gefühlt, aber nicht richtig gedeutet hatte, und der es in Gegenwart dieser Fremden unmöglich war, auch nur eines der kleinen Zeichen gegenseitiger Zuneigung zu geben oder zu nehmen. Merkwürdig, die Gegenwart ihrer Schröder hatten ihr keinen Zwang auferlegt, die dreisten Augen dieser völlig Fremden aber genierten sie.

Hendrik war sofort diensteifrig und ritterlich um sie bemüht. Es gehörte dies zu den bestechendsten Eigenschaften seines Wesens Frauen gegenüber, und nützte ihm oft mehr als sein schönes Äußere. Er bettete Veras Kopf bequem, er zog die Vorhänge zusammen, und verfiel auf tausend Dinge, ihr die gegenwärtige Lage zu erleichtern. Vera dankte lächelnd.

„Wenn ich Madame mein Riechsalz anbieten darf," sagte plötzlich die Amerikanerin in fließendem, wenn auch fremdartig klingendem Deutsch, „es pflegt stets zu helfen," und auf ihren Wink brachte die Mulattin ein köstlich gearbeitetes, silbernes Döschen herbei, das ter Welps Kennerauge nicht umhin konnte, zu bewundern.

Vera dankte; sie empfand etwas wie Antipathie gegen diese hübsche, wie es ihr schien, aufdringliche Fremde, und war so kühl zurückhaltend, daß sie ter Welp zum ersten Mal wieder an jene Vera gemahnte, die ihm vor kaum einem Jahr ebenso abweisend gegenüber getreten war. Seitdem hatte er sie besser kennen gelernt, und aus diesem Bewußtsein heraus war er zärtlich und fürsorglich um sie bemüht. Juana sah dem allen zu, mit einem kleinen, kühlen Spottlächeln in Augen und Mundwinkeln. Als er sie daraufhin fragend ansah, sagte sie mit der absoluten Ungeniertheit ihres Wesens:

„Es ist das erste Mal, seit ich auf dem Kontinent reise, daß ich einen Mann so um seine Gattin besorgt sehe, fast immer habe ich Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß hier die Frauen um ihre Männer herum sind wie Eichkätzchen; bei uns in Amerika ist das anders, mit unseren eigenen Männern machen wir nicht so viel Umstände, die müssen holen und uns bringen, was wir wollen."

„Der Ihrige würde sich das sicher auch als besonderes Vergnügen anrechnen," sagte ter Welp.

„Ich glaube kaum," meinte sie nachlässig, stellte die zierlichen Füße, die eine ganz besondere Individualität verrieten, auf das gegenüberliegende Polster, ohne darauf zu achten, daß der Saum des Rockes zurückfiel und den feinen Knöchel enthüllte. „Im großen und ganzen halte ich die Männer für ein erbärmliches Geschlecht, käuflicher noch, als man uns Frauen nachsagt. Wollen Sie glauben, daß ich seit dem Jahr, das ich nun auf dem Kontinent zubringe, vierundzwanzig Heiratsanträge gehabt habe? Darunter Grafen und Fürsten, sobald es bekannt wurde, daß meine kleine Person eine Mitgift von einigen Millionen Dollar repräsentiert. Glauben Sie, daß das sehr dazu beigetragen hat, mich für Ihr Geschlecht mit Achtung zu erfüllen?"

Sie lächelte ihn dabei kokett an, trotz der Verachtung, die sie für ihn als Mann zu fühlen vorgab, und die Art, wie sie das that, verstärkte noch den Eindruck ihrer Person. Sie lächelte, indem sie die Zähne fest schloß und die roten Lippen auseinanderzog, sodaß man den Anblick des ganzen schimmernden Gebisses hatte; es war etwas Raubtierartiges in diesem Lächeln und dennoch zog es an. Hendrik ter Welps Wohlgefallen an ihrer Erscheinung trat deutlich in seine Augen.

Digitized by Google

„Sie sind sehr ehrlich, gnädiges Fräulein," sagte er amüsiert, „erschreckend ehrlich! Aber es wird schon noch einmal jemand kommen, der Ihnen zeigt, daß Ihre Theorie nicht unantastbar ist."

„Wenn er mir gefällt," sagte sie seelenruhig mit dem kleinen Silberflacon spielend, „dann würde ich ihn trotz meiner Theorieen heiraten. Ich würde es nicht lieben, mir irgend einen Wunsch zu versagen, selbst wenn der, den ich mir aussuchte, nur in geringem Maße von mir bezaubert sein sollte."

Vera richtete sich auf und warf einen so bezeichnenden Blick auf die junge Sprecherin, daß diese unwillkürlich eine halbe Bewegung machte, sich etwas aus ihrer legeren Stellung zu erheben," aber es blieb bei der Bewegung, sie sank wieder zurück, getragen von dem angenehmen Bewußtsein, daß sie ja jene hochmütig kühle Fremde gar nichts anginge, wenn sich auch mit deren Gatten sehr angenehm plaudern ließ.

„Wünschest Du etwas?" fragte Hendrik, sich vorbeugend. Er sah, daß Veras Gesicht einen roten Schimmer hatte, las überhaupt etwas wie Empörung aus ihren groß aufgeschlagenen Augen.

„Nein," sagte sie kühl, und veränderte dann ihre Stellung so, daß sie mit dem Gesicht nach der Wand lehnte.

„Was für eine wunderschöne Frau Sie haben," sagte Juana etwas gedämpften Tones, aber doch laut genug, daß es Vera hören konnte.

Er verbeugte sich lächelnd. Diese Anerkennung, die man Vera überall stumm und laut zu teil werden ließ, schmeichelte seiner Eitelkeit und erhob sie immer aufs neue in seinen Augen.

Vera lauschte atemlos, was Hendrik erwidern würde, ihr Herz schlug, so peinlich berührten sie die Worte der Fremden, und allmählich stieg ihr eine heiße Röte in die Wangen. Er schwieg. — Im ersten Augenblick zürnte sie ihm, dann kam die Überlegung, daß er damit recht that. Würde er sonst nicht ihren Ruf preisgeben? Eine heiße, leidenschaftliche Sehnsucht, sein Weib zu sein, überkam sie plötzlich; an seine Seite zu gehören für jede fernere Stunde ihres Lebens, nicht nur heimlich wie jetzt, nein, öffentlich, vor aller Welt Augen. Sie wurde plötzlich mit Grauen gewahr, welch eine Kluft sie doch noch von demjenigen trennte, der ihr mehr galt, wie ihr Leben.

„Ich kann doch unmöglich eifersüchtig sein," dachte sie erschrocken, als sie fühlte, daß ihr das lebhafte etwas formlose Gespräch der Reisegefährten, unterbrochen von dem hellen Lachen der Amerikanerin, allmählich zur Pein wurde, „ich müßte mich ja schämen — schämen!" und sie biß die Zähne zusammen und heuchelte Schlummer. Nach einer Weile hörte sie, daß die beiden von Venedig sprachen, als einem gemeinsamen Reiseziel, es überlief sie heiß, sie richtete sich auf.

„Wie nett wäre es, wenn wir dort zusammen wohnen könnten," sagte Juana, an kandierten Früchten knabbernd, die ihr die Mulattin gereicht. „Immer allein zu sein, ist doch oft recht langweilig, und da Sie eine so schöne Frau haben, wäre ein Verkehr mit Ihnen völlig ungefährlich." Sie lächelte Hendrik an, aber Vera fiel ihr eiskalt in die Rede:

„Sie sind sehr gütig, daß Sie mich mit Ihrer Anerkennung beehren, aber wir haben uns wirklich in Bezug auf Venedig noch gar nicht schlüssig gemacht . . ."

„Das könnte ja gleich geschehen," bemerkte ter Welp, den augenscheinlich die kecke Art und Weise der jungen Dame amüsierte.

Der Zug hielt, man stieg zu einem gemeinsamen Mittagsmahl aus; Vera genoß fast nichts, sie fühlte sich wirklich krank und elend, ein namenloses Unbehagen hielt sie gepackt. Als sie wieder vor dem geöffneten Coupé standen, aus dem ihnen ein heißer Brodem entgegenschlug, legte sie ihre Hand auf Hendriks Arm.

„Ich kann nicht weiter," sagte sie gepreßt, in ihren Augen standen Thränen. „Laß mich mit Auguste hier, wenn Du nicht zurückbleiben willst, ein paar Stunden Ruhe und ich folge mit dem nächsten Zuge."

Er sah sie erschrocken an. „Armes Weib, daß Du so leiden mußt! Selbstverständlich bleiben wir hier, so lange, bis Dir wieder besser ist." Er nahm die Sachen heraus und verabschiedete sich mit einem Händedruck von seiner Reisegefährtin. Wenn ihm die Trennung unangenehm war, hatte er wenigstens kein Wort, kein Wimperzucken dafür.

„Auf Wiedersehen in Venedig!" rief sie ihm zu, und Vera wünschte heiß, daß dieses Wiedersehen niemals stattfinden möge. —

Als sich der Zug in Bewegung setzte, lehnte die Amerikanerin mit gekreuzten Armen im geöffneten Fenster und blickte so lange auf ter Welp, bis er ihr zu einem Punkt verschwand, dann warf sie sich mißmutig in die Kissen zurück. Sie hatte Vera verstanden. — „Warum auch gerade die netten Männer verheiratet sein müssen — und ob das hinderlich ist, angenehm mit ihnen zu verkehren," war das Thema, über das sie nachgrübelte, während der Zug in rasender Eile dahinjagte, und dann nahm sie sich vor, ihr schlaues Yankeegehirn anzustrengen, um Hendrik in Venedig wiederzufinden. Sie hatte bereits einen Maßstab dafür, wie klein im allgemeinen die Welt ist. —

„Wie gut Du bist," sagte Vera inzwischen fast demütig und lehnte sich an ter Welp.

Er lächelte, führte sie in ein Hotel zum ruhen, war zärtlich besorgt um sie, und als sie ihn so leidenschaftlich wie bisher noch nie küßte, streichelte er beruhigend ihr Haar.

„Morgen wirst Du wieder ganz wohl sein!"

Er ließ sie allein, und sie weinte bittere Thränen der Reue und Scham. Was war ihr nur eingefallen! Sollte Hendrik überhaupt nicht mehr das Recht haben, mit anderen Frauen zu sprechen und zu scherzen, dann war sie ja in ihren Anforderungen noch schlimmer, wie Lorenz Konreuth gegen sie gewesen. Mit aller Macht mußte sie gegen dies Gefühl, das sie so jäh übermannt, zu Felde ziehen und es besiegen, das fühlte sie deutlich.

„Gebe Gott, ich wäre erst seine Frau," dachte

Digitized by Google

sie qualvoll, „dies Zwitterding ist es, das mich mir selbst so unähnlich macht. Klarheit in allen unseren Verhältnissen ist der erste Schritt zum Seelenfrieden.“

Sie dachte an den armen Hendrik, den sie in dies öde Nest mitverbannt hatte, und ihre Vorwürfe mehrten sich, am liebsten hätte sie sich an seine Brust geworfen und ihm ihren ganzen Unverstand gebeichtet, aber sie schämte sich.

Im übrigen befand sich der arme Hendrik in ausnehmend guter Laune. Er hätte blind sein müssen, wäre ihm der Eindruck entgangen, den er auf die pikante Amerikanerin gemacht, und ihm war zu Mut, wie einem Menschen, der nach langer Pause einmal wieder seine Kraft erprobt und dieselbe inzwischen noch gewachsen statt vermindert sieht. Hier wirkte nun nichts mit, weder sein Ruhm als Künstler, noch sein Genie, einzig der Mann war es, der gesiegt hatte. Hendrik ter Welp schmeichelte sich, daß ihm diese Millionen Dollars in die ausgestreckte Hand fallen würden, sobald er nur wollte, trotz aller Fürsten und Grafen, und das war ihm ein erhebendes Bewußtsein, trotz seiner Liebe zu Vera. Er hätte nichts dagegen gehabt, die Bekanntschaft mit diesem kleinen, die Sinne kitzelnden Sprühteufel in Venedig fortzusetzen, deren Männerverachtung ihn amüsierte, aber er war zu rücksichtsvoll gegen Vera, um ihr das zuzumuten, da er ihre Abneigung wohl bemerkt hatte. So viel war ihm nicht daran gelegen.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Die Kreuzabnahme.

An des Kindes Sterbebette
Sitzt die Mutter schmerzversteint;
Noch hat nicht geklagt die Lippe
Und das Auge nicht geweint.

Doch die Totenfrau da draußen
Hält das Leichenhemd bereit,
Pocht mit ungeduld'gem Finger,
Wartet schon so lange Zeit.

Langsam regt sich nun die Mutter,
Alles will sie ganz allein,
Keiner soll das Kind berühren,
Keiner in der Kammer sein.

Hebt das Teure in den Armen,
Doch sie hat zu lang gewacht:
Füße wollen nicht mehr tragen,
Vor den Augen wird es Nacht.

Plötzlich steht die Kreuzabnahme,
Ihrer Bibel frommes Bild,
Hell vor den geschloss'nen Lidern,
Leuchtet durch die Seele mild.

Mit Marias heil'gem Schmerze
Hat ihr Leid sich sanft vereint —
Knieend an des Kindes Lager
Hat die Mutter still geweint.

Paul Klie.

Parcival und Faust.

Eine Studie von **M. von Eschen.**

I.

So alt wie die Menschheit, ist auch ihre Sehnsucht nach jenem Zustand, in welchem der Hochgenuß von Wünschen und Streben zugleich als selige Erfüllung empfunden wird; alle Neigungen, Anlagen und Kräfte, harmonisch zusammen wirkend, eine vollendete Befriedigung erzeugen: je nachdem, Glück, Heil, Frieden, oder auch nur menschliche Bestimmung genannt. —

Die Religion und die Philosophie sind zuerst an die Lösung dieses Problems gegangen, indem sie das Wesen unseres Geschlechts zu ergründen gesucht, ihm ein Ideal gesteckt, und Lehren gegeben haben, wie dasselbe zu verwirklichen sei. Ebenso hat die Kunst den Menschen mit seiner ewigen Sehnsucht und seinem Streben erfaßt und zum Ziele geführt: immer gleich, und immer anders, je nach den Stadien, welche die Entwickelung des menschlichen Geistes durchlaufen hat.

Wie nur die höchsten Höhen, die weiteste Umschau, einen Totaleinblick in die Mannigfaltigkeit der erdlichen Zonen ergeben: so geben auch nur die Kunstwerke einen tieferen Einblick in die Mannigfaltigkeit jener Entwickelung, die sich mit solchen höchsten, alle anderen mit umfassenden Problemen beschäftigen. Unter jenen aber wieder nehmen Parcival und Faust unstreitig die ersten Stellen ein.

Darum, wen es drängt, mitzuthun an menschlicher Geistesarbeit und Entwickelung, dem wird eine Vergleichung der beiden Werke willkommen sein, die, verschieden wie sie sind, einander entgegengesetzt, wie sie scheinen, dennoch den denkenden Forscher mit eigentümlich frommem Staunen überzeugen, daß, wie ein immer gleiches Gesetz der Notwendigkeit in allen Erscheinungen waltet, auch ein ewig Bleibendes in ihnen lebt, das ihren Wechsel bedingt, ihre Gegensätze einschließt, doch nur, wie eine Knospe die Blüte, als vorbereitend zu immer höher vollendetem Ziel. —

Es giebt Zeiten, in denen ein erstrebtes Ideal, soweit das überhaupt auf Erden möglich — wirklich geworden ist: Ihnen eignet darum, trotz Kampf und Unvollkommenheit, von denen auch sie natürlich nicht frei sein können, der Charakter einer einheitlichen Zusammengehörigkeit, einer gewissen in sich bestimmten, in sich geschlossenen und darum abgeschlossenen Vollendung. Wolfram von Eschenbachs Parcival gehört einer solchen Zeit, sowohl mit seinem Inhalt: der Verherrlichung jener einen Macht, welche in dem Mittelalter alles nach ihrem Willen lenkt — als auch seiner Form, dem einheitlichen Plan, den einfachen Charakter seines Helden, resp. seiner Helden.

Digitized by Google

An der Wende des achtzehnten Jahrhunderts schaut es ganz anders aus in der Welt. Gewohnte Ideale sind verblichen; alte Lebensformen zerbrochen: unaufhaltsam zu neuen Bildungen drängt es die sich umbildenden Generationen. Auch Goethes Faust, dessen Werden sechzig Jahre umfaßt, trägt den Stempel dieser Zeit. Die bewegte Form der Tragödie wird dem Ringen und dem Irren des Individuums gerecht, wie es sich, sozusagen in dem verzückten Rausch über das ihm zum Bewußtsein gekommene Recht der Persönlichkeit und ihrer Kraft, den Träumen seiner unbegrenzten Phantasie überläßt. Das ruhiger gehaltene Lehrgedicht (Faust II. Teil) hebt den Untergang des Helden, der sein, dem Menschen gesetztes Maß überschritten, wieder auf: besser gesagt, es beschränkt jenen, um diesen, gleichsam einen Repräsentanten menschlicher Entwickelung, hier zusammengefaßt in der Umbildung einer ganzen Kulturepoche, sich erneuern und dann vollenden zu lassen.

Es ist das ein Prozeß, der nach ästhetischen Gesetzen nicht ohne schädigenden Einfluß auf die Form, die Einheitlichkeit, die Motivierung der Handlung geblieben ist. Wenn jedoch hiermit der Dichter dem Denker und Forscher Konzessionen gemacht hat, so denke ich, dürfen wir ihm, wie die Lösung hier vor uns liegt, nur dankbar sein, daß er alles das jenem höheren Ziel geopfert hat. Im Grund stimmt aber auch diese Hintenansetzung des rein Ästhetischen nur noch einmal mehr mit der geistigen Umwandlung jener Zeit überein, die nach und nach Verstand und Wissenschaft, Sittlichkeit und Charakter, als gleichbedeutende Faktoren für die menschliche Kultur neben der bislang allein seligmachenden Phantasie und Kunst wieder ansehen lernte. —

Sehen wir uns nun einmal die Lösung jenes Problems, wie es Wolfram von Eschenbach und Goethe den Anschauungen ihrer Zeit gemäß und zugleich als Dichter über derselben stehend, gelöst haben. Dabei wird es gut sein, an die hierhin gehörenden Einzelheiten, namentlich aus dem Parcival und Faust II. Teil zu erinnern, welche nicht jedem so gegenwärtig sein dürften.

Das Mittelalter ist eine Zeit hoher, aber doch bestimmt erfaßter, in festen Grenzen abgeschlossener Ideale: der Herrschaft von Institutionen und Begriffen über den menschlichen Geist und seine Einzelpersönlichkeit. Ein Knabe noch, tritt uns der mittelalterliche Parcival entgegen. Einsam, ohne Kenntnis von Welt und Ritterschaft, was für den Sohn des Helden Gahmuret so ziemlich das gleiche bedeutet — wächst er unter der Erziehung seiner Mutter, welche den Sohn so vor dem Kampfestod des Vaters zu bewahren gedenkt, heran, umgeben nur von der Natur, gebunden durch seine Verhältnisse. Doch:

„Um königlichen Brauch betrogen,
Außer in dem einen Spiel,
Schoß er Bogen und Bolzen viel,
Schnitt er sie mit eigner Hand.
Schoß die Vögel, die er fand." —

Art läßt nicht von Art: das ritterliche Wesen regt sich zuerst unter dem waidmännischen Spiel in dem Kinde. Zugleich aber sprechen die Thränen der Wonne und Sehnsucht bei dem Sang der kleinen Geschöpfe, die Thränen über deren Tod, wenn seine Hand dieselben getroffen, dafür, daß ein ungewöhnliches Gefühl für die Natur und seine Mitgeschöpfe, diese ewige Verbriefung einer höheren Bestimmung, in dem Knaben lebt. Kaum, daß der kleine Parcival den Namen Gottes vernommen, geht seine Frage dahin. Vertrauensvoll glaubt er der Mutter, daß jener lichter ist, denn der Tag, seine Treue immer Hilfe bietet. Ebenso nimmt er es gehorsam auf, sein Herz gegen den anderen zu wahren „der Hölle Wirt", — auch gegen Zweifel und Wanken.

Doch es ist dem Menschen nicht gegeben, in dem Zustande kindlich reiner Unschuld und Unwissenheit zu verharren; in Abgeschlossenheit oder auf dem Wege des kontemplativen Schauens seine sittliche Kraft zu bethätigen. Erst in dem Zusammenleben mit seinesgleichen; dem Zusammenstoßen der Gegensätze; dem Kämpfen und Ringen des eigenen Herzens bildet sich die Erkenntnis von gut und böse; festigt sich jene Kraft, die in dem menschlichen Wesen eingeschlossen liegt, um seine Bestimmung zu vollenden.

So kreuzt denn auch das Geschick der Mutter Plan, und führt Held Parcival, da er kaum zum Knappenalter erwachsen ist, einen Ritter in den Weg. Er ist das prächtigste, was je des Knaben Augen gesehen: Ist doch der Ritter das prächtigste überhaupt, was germanische Tapferkeit und Treue im Verein mit der christlichen Kirche und arabischen Kulturelementen: den Kulturelementen des Mittelalters — in diesem hervorgebracht haben. Mit dem, einem noch unberührten, fromm gestimmten Herzen ewig eigentümlichen Zug in allem, was ihm schön, hoch und herrlich erscheint, eine Offenbarung Gottes zu sehen, nimmt Parcival jenen Ritter zuerst für den lieben Gott. Dann aber, als sein Irrtum berichtigt wird, und er erfahren hat, daß Ritterschaft erworben werden kann, erwacht auch sogleich der gleichfalls dem Menschen und vor allem der Jugend innewohnende Drang, der sich nicht nur mit dem Schauen begnügen, sondern mitsein, mitthun will, bei allem, was ihm köstlich erscheint! Nun leidet es den Knaben nicht länger in träger Ruhe zu Haus. Wie sehr es auch die Mutter schmerzt, in echt gesundem und natürlichem Egoismus reitet er fort, ein Kind noch an Erfahrung und Verstand, das Beste wollend mit seinem Thun.

„Wo Du guter Frauen Ringelein
Erwerben mögest und ihr Grüßen,
Da nimm's; es kann Dir Leid versüßen.
Magst Du ihren Kuß erlangen,
Und herzend ihren Leib umfangen.
Das giebt Dir Glück und hohen Mut,
Wenn sie keusch ist und gut."

So hatte Königin Herzeloide unter anderem ihrem Sohn beim Scheiden geraten. Darum hat Parcival denn nichts Eiligeres zu thun, als die schöne Herzogin Jeschute, die er in ihrem Zelt im Walde allein und schlafend findet, zu küssen, und ihr Ring und Spange abzunehmen. Natürlich hat er keine Ahnung von dem Leid, welches er damit über die Frau bringt, indem das kindlich thörichte Thun des Knappen ihrem heimkehrenden Gemahl durchaus nicht so harmlos erscheint, als es in dem Abschiede des Parcival an die Beraubte ausklingt.

„Gott hüte Dein,
Denn also riet die Mutter mein."

Weiterfahrend findet Parcival eine Jungfrau am Wege, welche über den Geliebten jammert, der ihr erschlagen im Schoße ruht. Sofort bietet er ihr seine Hilfe an: er will sie rächen!

„Dir wurzelt Treu im Herzen,
Daß er Dich so kann schmerzen,"

ist denn auch die Antwort der trauernden Sigune.

Die Treue aber im mittelalterlichen Sinn und dessen weitgefaßtem Begriff, bedeutet ebensowohl das einfache Wort-

Digitized by Google

halten, die selbstlose Hingabe zweier oder mehrerer durch irgend welches Band verbundener Menschen, als auch die immer bereite Erfüllung übernommener Pflichten, den steten Gehorsam gegen einen gewählten oder angeborenen Herrn: die unerschütterliche Gesinnung, das innerliche Beharren im Guten und Rechten; schließlich auch die höchste Tugend, das Gefühl der Barmherzigkeit für unsere Mitgeschöpfe: der Liebe zu Gott, ihrem Schöpfer.

Mit Meisterhand hat Wolfram von Eschenbach gleich in den beiden ersten Abenteuern seines Helden das Grundelement von dessen Charakter entfaltet, die Lösung seines Geschickes angedeutet, denn diese Treue, ob sie ihn auch einstweilen in seiner Einfalt bestärkt, zu thörichtem Irren verleitet, so wird sie ihn auch wieder, wie schon der Name deutet: „In mitten durch“,*) durch Irrtum, Sünde und Leid zu dem höchsten Ziele führen.

Nach mancherlei Fahrten gelangt Parcival an den gesuchten Hof des Königs Artus, von dem er mittlerweile Kenntnis bekommen hat. König Artus**) ist das Ideal eines weltlichen Ritters, sein Hof das Ideal höfisch ritterlichen Lebens. Unüberwindliche Kraft im Kampfe, unermüdliche Lust zu Streit und Abenteuer, ein unantastbares, bis auf die Spitze getriebenes Ehrgefühl, die Liebe in reizendster Sinnlichkeit, Pracht ohne gleichen, Courtoisie und Galanterie finden hier, wie nirgends, eine vollendete Entfaltung und Befriedigung. Der Tafelrunde des Artus angehören, ist für einen Ritter der Höhepunkt von Glück und Ehren. Ritterlicher Preis vermag das glänzende Ziel zu erringen. Nun, im Verlangen ist Herzeloides einfältig unerfahrener, dafür auch natürlich gesunder Sohn nicht blöde. Er bittet sofort um den Ritterschlag, dann um die rote Rüstung des Herrn Ither von Gaheweiß, den er zu diesem Zweck bekämpfen will: etwas, das sich als schicklich, ruhmvoll, nur aus den Sitten jener Zeit begreifen läßt. Er besiegt dann den Roten Ritter und reitet nun im Dienste des Königs Artus und der stolzen Kunewan — einer Dame an Artus Hof, auf ritterliche Thaten aus.

Auf der Burg des Fürsten Gurnemanz empfängt dann der junge Parcival, dem es trotz der erhaltenen Ritterwürde noch an manchem fehlt, was zu ritterlichem Erscheinen und Wesen gehört, die notwendige Unterweisung im Waffenhandwerk und Spiel, höfischen Sitten und Manieren, ebenso in der Weisheit und Klugheit der Welt. Nachdem er sich zu einem äußerlich tadellosen Ritter herangebildet hat, den außerdem auch hohe körperliche Schönheit ziert, reitet Held Parcival, seinem ritterlichen Berufe nachgehend, in die Weite. Er gelangt zu der Stadt Pelrapeir, die, hart vom Feind bedrängt, in Hungersnot geraten ist. Selbstverständlich bietet der junge Ritter der jugendlichen Königin hier seine Dienste an. Nachdem mit seinem Beistand der Feind besiegt ist, wird Kondwiramor (Conduire-amour) Parcivals Weib; er selbst König von Brobarz.

Doch, obwohl er glücklich in seiner Liebe, erfolgreich in seinem königlichen Amt ist: es läßt ihn nicht ruhen. – Parcival ist eben keine Natur, welche sich, wie es hier in dem Werke Wolframs gefaßt ist, mit dem weltlichen (persönlichen) Glück und Beruf allein genügen lassen kann. Er ist für Höheres bestimmt: Seine Seele regt ihre Schwingen dem Ziel entgegen, ihm unbewußt und zugleich der alten Treue folgend, zuerst wieder jetzt in der Sehnsucht nach der Mutter.

*) Perceval, Persaval, dring durchs Thal, dring durch von unten nach oben. Namen der älteren Sagen. St. Mark Parcivalstudien.
**) Ebendaselbst.

Aufs neue im Lande fahrend, begegnet nun Parcival einem Zug von Fischern in einem Wald. Ihr Führer, welcher reich gekleidet, doch traurig erscheint, bescheidet den Ritter auf die nächste Burg, wo er ihn als Wirt empfangen werde. So hält Parcival seinen Einzug in Montsalvage, der Burg des Grales: eine bedeutsam symbolische Führung: Ohne daß der Mensch es weiß und will, wird jedem einmal sein Heil geboten. —

Es ist unmöglich, hier all der Versionen, der für das Mittelalter so bedeutenden Sage von dem Grale zu gedenken; hier genügt die Kenntnis von dem, was wir in fertiger Bildung bei Wolfram finden.

Der Gral ist eine Schüssel, Gefäß aus kostbarem Gestein, dessen Anblick alle Wünsche des Herzens befriedigt, den Tod bezwingend, niemand sterben läßt. Jeden Charfreitag fliegt eine Taube von dem Himmel zur Erde und legt eine Oblate (lichnam Christi) auf den Stein. Durch diese Verbindung vom Vater, (Himmel) heiligen Geist (Taube) und Sohn ist der dreieinige Gott in dem Stein gegenwärtig; dies Mysterium wirkt seine Wunder. Der Gral ist so gewissermaßen ein Symbol des christlichen Glaubens und seiner, weit über jede irdische Wonne, Segen und Heil spendenden Kraft. Wie er im Innern des Menschen solche Wunder wirkt, seinen Kult im Dienste auch für die sichtbare Welt verlangt: bildet der Gral den Mittelpunkt eines innerhalb derselben für sich gesonderten, verborgenen, gottseligen Reiches.

(Schluß folgt.)

Geadelt.

Immer wird des Mannes Sippe
Höher stel'n, als die der Frauen,
Immer wird von schroffer Klippe
Stolz auf uns sie niederschauen.

Und mir scheint auch, sie ist größer,
Ist in ihrem guten Rechte:
Denn der Heiland, der Erlöser
War aus männlichem Geschlechte!

Gertrud Triepel.

Die Geste in der Schauspielkunst.

I.

Von **Otto von Leixner.**

Wir besitzen bis jetzt keine eingehende Untersuchung über das Wesen der Geste, trotzdem über das Theater nach allen Richtungen eines sich jährlich mehrendes Schrifttum vorhanden ist; nur zerstreut finden sich Bemerkungen in verschiedenen Büchern, manche sehr wertvoll, aber meist zu sehr auf einen bestimmten Fall hinzielend, wodurch ihnen die allgemeine Bedeutung genommen wird. Die Gesetze, denen die Kunst unterthan ist, lassen sich bei tieferer Betrachtung auch im Leben nachweisen, ja, man darf behaupten, daß ein Kunstgesetz, das der Geistnatur widerstreitet, nach kurzer Herrschaft in sich zusammenbricht; die Grundbedingungen, auf denen die Lebensäußerungen beruhen, sind in Natur und Kunst gleich. Wir wollen den Satz vor der Hand ohne Beweis als wahr annehmen. Ist er berechtigt, so folgt aus ihm, daß die Ergebnisse, die uns die Beobachtung im Leben

Digitized by Google

nachweist, auch in der Kunst anwendbar sein müssen. Wer die Bewegungen des Körpers an sich und anderen beobachtet und dabei nach deren Gründen forscht, wird bald zur Erkenntnis gelangen, daß diese teils in physischem, teils in psychischem Boden wurzeln. Die Gesten der ersten Art sind die ursprünglichen. Der Angehörige eines Volkes, das noch auf den untersten Stufen der Kultur steht, verfügt fast nur über sie. In seiner Seele beherrscht der Trieb das Geistige; er streckt die Hand aus, um etwas zu fassen; er ballt die Faust, um den Gegner zu schlagen; er streckt die Hände vor sich, um den Anprall des Feindes abzuwehren; kurz: mit allen seinen Bewegungen ist zugleich ein materieller Zweck verknüpft. Ganz dasselbe kann jeder bei solchen Kindern beobachten, die bereits die Herrschaft über ihre Glieder errungen haben: jede ihrer Gesten hat einen Beweggrund in irgend einem Triebe.

Neben diesen „mechanischen Gesten" findet sich selbst bei wenig gebildeten Völkern und Volksklassen eine Reihe von Bewegungen, die nichts sind, sondern etwas bedeuten. Zu ihnen gehören zum Beispiel die Gesten für Gruß und Gebet. Das Entblößen des Kopfes, das Berühren der Stirne oder der Brust, das Kreuzen der Arme einerseits — andererseits das Falten der Hände, das Erheben der Handflächen mit den Fingerspitzen nach vorn oder über das Haupt nach rückwärts, alle diese Bewegungen gehörten einmal zu den „mechanischen" und waren mit einem realen Zweck verbunden, der dem Gedächtnis allmählich verloren ging, so daß zuletzt die Geste als Deutbild der Absicht übrig blieb. Wir begegnen hier einer Erscheinung, die wir auch in der Geschichte der Sprachen beobachten können. Der sinnenfällige Ursprung vieler Wörter wird vergessen — aus der ursprünglich sinnlichen Bezeichnung wird ein Deutbild, das für die Volksanschauung nichts gemeinsam mit dem Gegenstand hat.

Noch eine dritte Gattung von Bewegungen läßt sich nachweisen, die sich als Begleiterin zum gesprochenen Wort gesellt oder es ganz ersetzt. Man pflegt diese Art von Gesten „malende" zu nennen. Die Bezeichnung ist viel sinnlicher, als man glaubt. Die Sprache hat festgezogene Grenzen und vermag gewisse Dinge nicht stets so zu schildern, daß die Phantasie ihrer mächtig werden könnte. Die malende Geste wird aus der Phantasie des Sprechenden geboren, erweckt im Hörer die sinnliche Vorstellung jener Worte oder Sätze, an die sie anknüpft, und macht sie plastisch.

In diesen drei Arten der Bewegung erschöpft sich nach außen der Inhalt des Menschen. Die „mechanische" Geste genügt allen rein körperlichen Absichten; die „symbolische" entspricht den innerlichen Vorgängen und die „malende" genügt der Phantasie, insoweit diese der Belebung bedarf. Dennoch läßt sich im Leben scheinbar noch eine vierte Gattung beobachten. In den genannten können wir den Zusammenhang zwischen Wille, Gefühl und Einbildungskraft einerseits und Geste andererseits erkennen und nachweisen, es giebt aber auch Fälle, in denen diese Verbindung zerrissen oder noch nicht geknüpft ist. Das letztere ist im ersten Lebensalter bei Kindern der Fall, die das Bewußtsein des Zweckes ihrer Körperteile noch nicht besitzen; das letztere bei Krankheiten, in denen durch körperliche oder geistige Störungen die Verbindung zwischen den Nervencentren und der Peripherie aufgehoben oder doch gehemmt wird. Hier beobachtet man die scheinbar zwecklose Geste, die aber keine selbständige Gattung bildet.

Wenden wir uns von diesen Ergebnissen, die der Erfahrung entnommen sind, zur Kunst und versuchen wir den Nachweis, daß die drei beobachteten Arten der Bewegungen auch alles umfassen, was die Künste von der Geste fordern können. Ich werfe zuerst einen Blick auf die Plastik.

Die mechanische Geste.

Diese schließt alle jene Bewegungen in sich ein, die der Wille bewirkt, um eine Kraftleistung zu erreichen. Die bekannte antike „Knöchelspielerin" hat eben die Hand geöffnet und die Knöchel fallen gelassen; die ausgebreiteten Finger zeigen, daß die vom Willen gelenkte Bewegung ausgeführt ist. Die „Venus Kallipygos" hält mit beiden Händen das Gewand; Niobe drückt das knieende Kind mit der rechten Hand an sich; Laokoon preßt die Schlange und hält sie über sich empor; die Diana von Versailles greift mit der Rechten über die Schulter nach dem Köcher; der Diskobolos hält mit der Linken die Scheibe zum Wurf bereit. Man sieht, welchen Kreis von Bewegungen die mechanische Geste in sich schließt: sie wurzelt in der Erregung des Willens zur Erreichung einer Kraftleistung.

Die symbolische Geste.

Da diese zum Aussprechen der Gefühle dient, diese aber meistens auf ein Wesen außer uns bezogen sind, die Plastik aber wieder größtenteils die Einzelngestalt zum Gegenstande wählt, so ist es begreiflich, daß wir die symbolische Geste bei Bildwerken seltener treffen, als in der Malerei, denn diese kann uns die Beziehungen vieler Individuen zeigen. Der „betende Knabe" hebt die Arme mit geöffneten Handflächen empor. Diese Bewegung hat keinen mechanischen Zweck, sie symbolisiert nur das Gebet. Jedes Gebet, in dem sich ursprünglich das erwachende Bewußtsein der Abhängigkeit von Kräften bekundet hat, die dem Menschen feindlich oder freundlich sind, war mit einem Opfer verbunden. Darum sind alle äußeren Merkmale des Betens bei den alten Völkern Deutbilder des Gebens. Die bei den Griechen, Römern und Ägyptern ziemlich übereinstimmende Geste stammt vom Darreichen, Emporheben der Opfergabe. Dieser Zweck ging dem Bewußtsein verloren und es blieb nur das Symbol der Absicht übrig, aus dem sinnlichen wurde ein geistiges. Diese symbolische Bedeutung der Gesten, die in Empfindungen wurzeln, läßt sich fast überall nachweisen. Ich wähle aus der Malerei zwei Beispiele: Die Gestalten der Mittelgruppe auf dem Gemälde „Die Rotte Korahs" von Botticelli (Sixtinische Kapelle, Vatikan) und zwei Gestalten auf „Sr. Hoheit auf Reisen" von Knaus. Auf dem ersten steht der Hohepriester vor dem Altar, einen Stab mit der Rechten gegen zwei Gestalten ausstreckend, nicht um zu schlagen, sondern nur um die vernichtende Kraft anzudeuten. Der eine der Übelthäter ist zurückgeprallt und hält die linke Hand, den Arm gehoben, abwehrend vor, der zweite ist zu Boden auf das Antlitz gestürzt. Wir haben hier durchaus keine sinnliche Kraft — die Gesten bedeuten nur Angriff und Abwehr; der ruhig, aber machtvoll vortretende Prophet mit dem vorgestreckten Stabe den Angriff, die in Zorn und Angst Zurückweichenden, die sich zu schützen, zu retten suchen, die Abwehr.

Man betrachte nun nach dieser Gruppe das zweite Bild, und zwar die Gestalten des Schulmeisters und des Barbiers. Der erstere, eine hagere, ärmliche Gestalt, hat den Kopf eingezogen, die Oberarme fest an die Seite gepreßt und drückt mit beiden Händen den alten Seidenhut an die eingedrückte

Digitized by Google

Brust. Diese Stellung hat gar keinen mechanischen Zweck. Die ganze Haltung, besonders die der angeschlossenen Arme und Hände und des eingezogenen Halses bezeichnet unbewußt die Abwehr von seiten der Schwäche gegen die Macht — alles in der Gestalt ist gebunden und unfrei durch das Gefühl des Nichts. Wie so ganz anders steht die Gestalt des Barbiers vor uns. Von Natur bereits ziemlich breit angelegt, macht er sich noch breiter, der linke Arm ist mit dem Ellbogen nach außen gestemmt, der linke Daumen in die Westentasche gehakt; der rechte Arm stemmt den Seidenhut gegen die Hüfte, der linke Fuß tritt vor, das breit lächelnde Antlitz blickt selbstbewußt freundlich dem Landesherrn entgegen. Auch in dieser Haltung, besonders in den Bewegungen der Arme, wird das Mechanische durch das Symbolische bei weitem überwogen; die ganze Erscheinung bedeutet den freundschaftlichen Angriff eingebildeter Bedeutung auf die wirkliche.

Ähnliche Beispiele ließen sich für jede Empfindung, die durch die Malerei darstellbar ist, anführen und es könnte zugleich an ihnen der Beweis geführt werden, daß alle symbolischen Gesten Abstufungen von Angriff, Abwehr oder Vereinigung sind — sei es nun im freundlichen oder feindlichen Sinne — daß sie sich fast alle auf die Bewegungen körperlichen Kampfes zurückführen lassen. Ich habe oben bemerkt, daß bei tiefstehenden Völkern fast nur die mechanische Bewegung zu finden sei. Die weitere Kulturentwicklung führt zur allmählichen Unterwerfung der Triebe; sie werden durch den Intellekt gebändigt, auf einer bestimmten Stelle des Vorwärtsstürmens aufgehalten. Da nun dem Triebe im weitesten Sinne die mechanische Geste entspricht, so wird auch diese auf einem Punkte der Linie, die sie durchläuft, aufgehalten und die Muskelkraft, welche körperlich nicht verbraucht wird, setzt sich wieder in innere Empfindung um, deren Zeichen die symbolische Geste ist. Auf dem Wege zum Schlag halten Intellekt und Wille die Muskelthätigkeit auf; je schwächer sie sind, desto größer wird der Weg sein, den der schlagbereite Arm durchläuft, je stärker, desto kürzer, so daß bei höchstentwickeltem Intellekt sich die symbolische Geste des Zornes nicht einmal durch das Ballen der Faust bekunden, sondern sich in eine verwandte Mienenbewegung umsetzen wird. Ich kann diesen Teil meiner Hypothese hier nicht ausführen, sondern nur andeuten und eile zur

malenden Geste.

Ich habe bereits erwähnt, daß diese Begleiterin eines Wortes oder Satzes ist. Aus dieser Erklärung folgt, daß die bildenden Künste, Malerei und Plastik, von ihr den geringsten Gebrauch machen können. Für die Bildhauerei ist die mechanische Geste die naturgemäße, für die Malerei die symbolische; die malende gehört nur der Rede- und der Schauspielkunst an. Wohl haben die beiden anderen Künste sie auch benützt, aber selten ist es ihnen vom Vorteil gewesen, da sie die Bedeutung der Bewegung nicht scharf zu bezeichnen im stande sind.

Wie sich die drei Gattungen der Geste zur Schauspielkunst verhalten, wie sie sich mit der Charakteristik verbinden, das sollen die nächsten Aufsätze darlegen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Saalestrande.

Liedercyklus von **Oskar Linke.**

I.

Durch die wolkendunkle Stille,
Von Jasminduft schwer,
Rufen Abendglockenklänge
Aus der Ferne her.

Und es lauscht das Herz, gefangen
Von der Töne Bann —
Daß es ach, die seligen Höhen
Nie erreichen kann!

II.

Wann rollte der Donner,
Wann purpurn der Blitz
Umlohte der Berge
Hoch einsamen Sitz:

Oft stand ich dann sinnend
Mit lauschendem Ohr;
Mein Sinnen und Grübeln
In Traum sich verlor.

Und lachte von neuem
Rings sonniger Schein,
Still neigend die Stirne,
Gestand ich mir ein:

Die Sprache des Himmels
Sie war mir bekannt,
Nicht fremd — o, der Sprache
Des Herzens verwandt!

III.

Funkelnd, zauberhaften Glanzes,
Hoch in ewiger Ferne,
Wie sie locken, sehnsuchtweckend
All die tausend Sterne!

Und die arme Menschenseele
Unter Andachtneigen,
Überreich und überselig,
Kann nur schau'n und schweigen!

IV.

Ein Stern, eine Blume,
Zweier Augen Licht
Jedem Erdenträger
Weisheit mehr verspricht
Als das allerschwerste,
Allergrößte Buch,
Welches je ein Weiser
Unter'm Arme trug!

V.

Durch das Laub der Buche
Weißes Mondlicht rann;
Lauschend halb im Traume
Stand ich lang und sann.

Welch ein leise säuselnd,
Heimlich flüsternd Weh'n:
Darf ich Deine Sprache,
Buchenbaum, versteh'n?

Digitized by Google

Warfest ein paar Blätter
Still zu mir herab —
Armes Menschenleben,
Was bringt Dir das Grab?

VI.

Tabakswölkchen, weiße Ringe,
Send' ich rauchend in die Luft:
Wie sie schweben und verschwimmen
Hoch im gold'nen Sonnenduft!

Wie sie ungeseh'n zerfließen
Hin im endlos weiten Licht —
O, mein Herz, vergiß beim Sterben
Diese weißen Wölkchen nicht!

VII.

Was die Schwalbe sang,
Ach, ich hört' es wohl,
Als ein Sturmwind fegte
Durch die Gassen schaurig hohl:

Nur wer Flügel hat,
Was ich wohl verstand,
Findet seiner Träume
Heißersehntes Sonnenland.

Schwingen hast Du auch
Stilles Menschenherz:
Deine Sonne leuchtet
Hinter Sternen — himmelwärts!

Rosen.

Am Fenster stand ein kleines Kind und weinte. Draußen Gewittersturm. Aus schwarzen Wolken strömte Regen herab; er und die Thränen hatten einen dichten Schleier gewoben, hinter welchem Bäume und Blumen, ja, die Farbenglut der Rosenhecke selbst, für immer verschwunden schienen. — So schaute ich hinaus an einem Junimorgen in den Garten, früher mein Paradies, jetzt ein trübes Nichts.

Als der Regen aufhörte, trat ich vor das Haus. Die Luft war feucht und kühl, als sei der ganze Sommer fort, die Bäume trieften, als über sie ein Windzug strich, abgerissene Zweige lagen umher. Und ach, die Rosen selbst! Geknickt, wo sie nicht gebrochen waren, das Haupt gesenkt von Nässe schwer, oder zerblättert auf dem Boden! —

„Laß uns die Rosenblätter sammeln, Kind," sagte die Großtante und nahm mich bei der Hand. Wir suchten den verwehten Blütenreichtum, schüttelten sanft die Regenthränen aus den sturmzerzausten Blumen, lösten ihre roten Blätter von dem goldenen Herzen, das sie nicht länger tragen konnte. Und als des lieben Gottes schönstes Wunder, der Regenbogen, zum Himmel stieg, da war's mir, als besäße ich wieder alle meine Rosen, glänzend von Diamantentropfen im ersten wiederkehrenden Sonnenstrahl.

*

Die sterbensmüden Augen geschlossen, das leidensvolle, junge Antlitz schon verklärt, lag meine Schwester auf ihrem Bett. Sie war heute siebzehn Jahre alt und bei ihr stand der Tod. Die Maisonne schien herein, und die erste Rose des jungen Sommers lag in ihrer durchsichtigen Hand. — Sanft schlug sie die Augen auf, der Blick fiel auf die Blume, und ein wehmutsvolles Dankeslächeln glitt um den bleichen Mund. Dann aber zogen Schmerzensschatten über ihre Stirn und langsam rollten über die Wangen ein paar schwere Thränen.

Und die matte Hand löste von der Rose eins der Blätter und ließ es fallen, dann ein anderes und noch ein anderes, bis sie alle auf der Decke und dem Boden lagen, wie große Tropfen roten Herzblutes. — Die arme, tote Rose . . .

*

Unser Schiff fuhr über den sonnigen blauen See, vorbei an waldigen Höhen, hellen Dörfern und bergüberschatteten Ufern. Die Natur hatte ihre mildernde Hand auf mein wundes Herz gelegt und zu dem Leid war ein neues Sehnen mir ins Gemüt gezogen, — selige Glückesahnung.

Wir standen stumm beisammen, ein jedes der zwei Herzen mächtig bewegt vom geheimnisvollen Werden einer Kraft, die nach dem befreienden Wort verlangte. Da fiel sein Blick in bangem Zweifel fragend auf eine Rose an meiner Brust. Ein anderer hatte sie beim Abschied mir gegeben. Ich verstand den Blick, stumm löste ich die Rose von ihrem Platze, hielt sie über den Schiffsrand und ließ sie in das Wasser fallen. Auf- und niederschaukelnd, trugen sie die weißen Schaumwellen eine Weile; bald ließen wir sie weit zurück, dann lag sie, ein rosiger Punkt, auf der weißen Spur des Schiffes, — und dann war sie verschwunden. —

Der Zauber, der uns bannte, war gelöst durch des ungesprochenen Wortes That. Tief senkten wir die Blicke ineinander, unsere Herzen hatten sich vereint. — Dank Dir, liebe Rose! —

*

Wir waren eins geworden. In unserem Heim wohnten Liebe und Sonnenschein und Rosen. Reich war unser Leben.

Im Garten stand ein Rosenstrauch, nach mir benannt. Alljährlich trug er des Sommers erste Rose, die zu unserem Hochzeitstag erblühte.

Hell schien das Licht des Junimorgens ins Gemach am wiederkehrenden Hochzeitsjahrestag. Strahlend und mit feuchtem Auge trat der Geliebte ein mit seinem Gruß: die über Nacht erblühte, taubeglänzte Rose. Auch heute brauchte es zwischen uns der Worte nicht, denn sagte sie nicht alles, alles?

*

Und wieder war's der Hochzeitsmorgen, die Junisonne aber schien auf ein Sterbebett. — Das sanfte Antlitz wiederstrahlte schon die Gottesnähe, doch noch umfaßten mich die lieben Augen mit der starken Mannestreue, wenn auch der schützende Arm ermattet lag. Keine Rose legte sich heute wie junges Liebesglück an meine Brust, in welche nur der Schmerz die langen Stacheln grub.

Der Hochzeitsrosenstrauch war schon gestorben, er stand im Garten dürr und kahl. —

Die anderen aber blühten reich wie nie zuvor. Und bestreut mit Sommerrosen lag mein totes Lieb.

*

Ein Buch liegt offen vor mir, — mit der Jahreszahl aus alter Zeit; zwischen den vergilbten Blättern eine trockene Rose. Wie lange hat sie still im dunklen da geruht, bis jede Schönheit, Form und Farbe ihr entschwanden! —

Digitized by Google

Doch sieh, die armen Blumenblätter, sie hauchen einen zarten Duft, den süßen Duft verklungenen Glückes.

Denn wenn der Tod auch alles nimmt, — ihn überdauern Erinnerung und unsterbliche Liebe.

Carola Blacker.

Junger Mai.

Vom Maiensonnenschein erhellt,
Du jugendschöne Frühlingswelt,
Wie lieb' ich dich!
Es möcht mein Herz zum Blütenkranz,
Zu heller Strahlen sonnigem Glanz
Entfalten sich.

Im Wind, der flüsternd um mich rauscht,
Mein Geist ein süßes Lied erlauscht,
Das folgt mir sacht —
Am Tage klingt um mich es leis,
Doch schwillt es an so sehnsuchtheiß
Im Traum der Nacht.

Der Lenz mir jubelt im Gemüt,
Er jauchzt und braust mir im Geblüt
Den Sommer zu —
Zum Licht mein Herz sich wenden mag:
Komm, Sonnenkind, du Maientag,
O Liebe du!

Otto von Leixner.

Vermischte Anzeigen.

Sonderlinge und Vagabunden. Bilder und Erzählungen aus der nordhannoverschen Heide, von Friedrich Freudenthal. (Oldenburg, Gerh. Stalling. 200 S. broch. 2 Mk., eleg. geb. 3 Mk.)

Der Verfasser, Herausgeber des plattdütschen Geschichtenbooks „In de Fierabendstied" ist ein vorzüglicher Erzähler, ein scharfblickender, humorvoller Beobachter des Lebens, das sind drei gute Eigenschaften, und Fr. Freudenthal wird mit ihnen sein Glück machen. Das vorliegende Buch enthält sechzehn kleine . . . wie soll ich sagen . . . Genrebilder, Skizzen, die in ihrer Gesamtheit ein treffliches Kulturgemälde geben, wenn auch ein einseitiges, halbes. Denn der Verfasser unternimmt es allein, wie ja auch schon der Titel sagt, die aus der menschlichen Gesellschaft Ausgeschiedenen, die Enterbten unter uns zu schildern. Die Skizzen sind vortrefflich, voll Leben und Wahrheit; andere aber so nichtssagend, daß sie unbeschadet des Ganzen getrost hätten wegbleiben können, so Nr. 3 (zu schnurrenhaft) u. 4. Andere Arbeiten sind in zu wenigen Strichen skizziert; die Deutlichkeit des Bildes leidet unter diesem Mangel. Man hat an mehreren Stellen den aufrichtigen Wunsch, etwas tiefer zu blicken, das Gemälde mehr herausgearbeitet zu sehen (Unklooke Anna). Ich möchte den Verfasser wohl einmal in einer größeren Arbeit kennenlernen. Er hat, wenn mich nicht alles trügt, das Zeug, ein hannoverscher Reuter zu werden.

Balladen von Wilhelm Brandes. (Wolfenbüttel, J. Zwißler. 88 S. broch. 1,20 Mk., geb. 2 Mk.)

Ein Büchlein, das man mit bestem Gewissen empfehlen kann. Formgewandtheit, markige und poetische Sprache, lebhafte, echt dichterische Gestaltungskraft sind die Vorzüge dieser Balladen, die ihren Stoff dem historischen und Sagengebiete entnehmen. Der Dichter versteht es, uns für seine Helden zu begeistern; kein seichtes, verwaschenes Zeug, wie man's leider zu oft zu lesen bekommt. Besondere Beachtung verdient das Gedicht „Deutsch-Afrika" (S. 67.) Nicht als ob es das beste aus der Reihe wäre, aber seiner Frische wegen. Ich habe noch kein Gedicht gelesen, das diesen Gegenstand mit gleich dichterischer Kraft behandelt. Mit seinen Balladen hat sich Wilhelm Brandes als ein echter Dichter erwiesen.

Neue Gedichte von Rudolf Graf Hoyos. (Dresden und Leipzig, 1892. Pierson. 190 S.)

Graf Hoyos ist ein sinniger Betrachter der Natur und des Menschenlebens. Die unscheinbarsten Vorgänge weiß er zu deuten. Er zieht gleichsam aus allem seine Nutzanwendung. Darum ist er auch vorwiegend Didaktiker. Die Gedanken, die er zu Tage fördert, sind allerdings weder groß, noch neu. Farbenpracht der Sprache, Leidenschaftlichkeit, Schwung des Gedankens sind dem Verfasser der vorliegenden Gedichte versagt. Stellenweis sinkt seine Poesie zu einem flachen, trivialen Gereime herab; (S. 23, 21, 29, 49, 59, 60, 65 ꝛc.) dichterische Gestaltungskraft fehlt; oft genug kommt der Gedanke sehr unklar zum Ausdruck (dennoch S. 47, optisch S. 68), besonders in den Sonetten des letzten Teils. Zu loben ist das Streben zum Einfachen, Volksliederhaften, das besonders im 1. Teil zu Tage tritt. Hier ist dem Verf. manche duftige Liederblüte gelungen (Vorwort, Ein Pakt, Aus der Jugendzeit, Ohne Datum, Du! Geborgen, Anmut u. a.) Leider wirkt die Monotonie der fast ausschließlich angewandten 4zeiligen Reimstrophen ermüdend.

M. W.

Neues und Altes aus dem Sagenkreise des Vaters Brocken. Märchen und Sagen, erzählt von C. Förstner. (Quedlinburg, Vieweg. 72 Seiten). Der Titel sagt genug. Die mitgeteilten Kleinigkeiten sind hübsch erzählt. Solchen, die Interesse haben für die Märchen- und Sagenwelt, die ein bestimmtes lokales Kolorit trägt, kann das Heftchen empfohlen werden. Dasselbe gilt von Dr. A. Haas: **Rügensche Sagen und Märchen.** (Greifswald, 1891 Ludw. Bamberg. 263 Seiten.) Das Buch ist umfangreicher, auch gründlicher. Es bietet eine ziemlich erschöpfende Fülle von Mitteilungen und Sagen. Die Ausstattung ist eine gute. Dankenswert ist auch die genaue Quellenangabe bei jeder Nummer.

M. W.

Vermischtes.

Demuth. Bevor der bekannte Komponist Albert Lortzing, dessen Melodien heute im Munde des gesamten deutschen Volkes leben, Kapellmeister wurde und sich durch seine Opernkompositionen einen Namen machte, war er als Sänger und Schauspieler am Leipziger Stadttheater engagiert. Lortzing war ein guter Komiker und machte gern witzige Extempores. Ein solches erlaubte er sich auch einmal in einem Schauspiele. Das Extempore mißfiel aber dem damaligen Censor, Rat Demuth, welcher auch in Theaterangelegenheiten ein Machtwort zu sprechen hatte; er ließ Lortzing des anderen Tages zu sich bescheiden und erteilte ihm einen strengen Verweis. Lortzing widersprach, was ihm einen vierundzwanzigstündigen Arrest eintrug. Tags darauf trat er in demselben Stück wieder auf. Als er die Scene betrat, applaudierte das

Digitized by Google

Publikum, welches das Mißgeschick des beliebten Schauspielers erfahren hatte, wie rasend. Lortzing trat bis dicht vor die Rampen, verbeugte sich und dankte für das ihm bewiesene Wohlwollen. Dann stockte er plötzlich. Nach einer Weile sagte er in sehr bescheiden klingendem Tone: „Gern spräche ich noch weiter, aber — Demuth verbietet es mir!" — Nun erhob sich erst ein Beifallssturm, der schier kein Ende nehmen wollte. Der anwesende Rat und Censor verließ, bebend vor Wut, heimlich das Theater, hütete sich aber wohl, etwas zu sagen, um sich nicht noch mehr lächerlich zu machen.

Gr—r.

Wie Feldmarschall v. Wrangel einen englischen Zeitungskorrespondenten beschämte. Der alte Wrangel hatte eine große Antipathie gegen alle Federfuchser, insbesondere aber gegen Zeitungsschreiber, zumal wenn sich dieselben auf dem Kriegsschauplatze aufhielten. Er that alles mögliche, um ihnen das Dasein schwer zu machen und freute sich königlich, wenn er wieder einmal einen „rausjeekelt" hatte. — Während des Feldzuges gegen Dänemark (1864) weilte der sonst in Berlin stationierte Korrespondent der Times in London auch im preußischen Lager. Kaum hatte dies Wrangel erfahren, als er den Mann unbarmherzig daraus entfernen ließ. Jener kam aber, mit dringenden Berliner Empfehlungen versehen, bald zurück. Wrangel wies ihn ab. — Allein der Sohn Albions erschien mit echt englischer Beharrlichkeit ein drittes Mal mit einem Empfehlungsschreiben Bismarcks versehen. Dies mußte allerdings Papa Wrangel respektieren, insgeheim schwur er sich aber, dem Zeitungsmenschen den Aufenthalt gründlich zu verleiden. Nachdem er den Empfehlungsbrief schweigend gelesen hatte, lud er mit großer Artigkeit den Gentleman zur Tafel ein. Als er erschien, eilte Wrangel auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand und führte ihn zum Prinzen Friedrich Karl. Hier stellte er ihn mit folgenden, mit überlauter Stimme gesprochenen, ironisch artig klingenden Worten vor: „Königliche Hoheit, ich habe die Ehre, Ihnen den Korrespondenten der Times vorzustellen: es ist derselbe, der jahrelang die infamen Artikel über preußische Politik schrieb; wir sollen ihn gut behandeln, läßt Bismarck mir sagen, dann wird er wohl besser über uns schreiben." — Der Korrespondent hielt sich von da an in stiller Zurückgezogenheit im Lager auf — aber bei Wrangels Tafel ließ er sich nicht wieder sehen. —

Gr—r.

Humor. Professor Göttling in Jena besaß einen sehr treffenden Humor. Einst besuchte er mit etlichen jüngeren Docenten und einigen Studenten das archäologische Museum. Sie standen eben vor dem Torso einer antiken Statue, und der junge Dr. G. konnte sich nicht enthalten, seiner großen Antikenschwärmerei in den Worten Ausdruck zu geben: „O, wenn ich eine echte Antike sehe, da kommen mir allemal die Thränen in die Augen!" — „Das ist ja vortrefflich," rief der alte Göttling heiter, „wenn wir da mal eine Antike haben und wissen nicht, ob sie echt ist, so stellen wir den Dr. G. davor, und wenn er weint, dann ist sie gewiß echt!" —

Gr-r.

Gemütliche Banditen. Im Jahre 1869 wurde in Dalmatien eine neue Bahnstrecke gebaut, zu einer Zeit, in welcher das edle Räuberhandwerk daselbst noch in schönstem Flor stand. Da die Unsicherheit in der Gegend eine zu thatsächliche war, hielt es die Regierung für angemessen, die verschiedenen Ingenieur-Sektionen nur unter Gendarmeriebedeckung arbeiten zu lassen, was sich für die Folge aber als höchst lästig und störend erwies. Es blieb nun nichts anderes übrig, als sich mit den Herren Räubern, wie dort landesüblich, durch eine bestimmte, jeden Monat zu zahlende Summe abzufinden; die P. T. Spitzbuben zeigten sich ausnahmsweise einmal koulant und begnügten sich mit einem mäßigen Betrag. Nun wurde das Verhältnis ein ganz gemütliches — die wackeren Strolche belästigten keinen einzigen der Ingenieure, die übrigens durch militärische Dienstkappen kenntlich waren. Der Oberingenieur trat sogar mit dem Herrn Brigantenchef in persönlichen Verkehr, und wurde ihm eines Tages die Ehre zu teil, zu einem räuberlichen Diner geladen zu werden, wo es sehr üppig herging und auch der Champagner nicht fehlte. Scherzend fragte der Oberingenieur seinen Gastgeber, ob er denn nicht bald den Preis der Sauvegarde (Schutzvertrag) erhöhen würde, worauf dieser mit geschäftsmännischer Höflichkeit erwiderte, daß dies sehr inkorrekt handeln hieße, da durch den Bau der neuen Bahn doch mehr Leben und Verkehr und somit auch eine lohnendere Ausbeutung desselben in die Gegend käme.

Gr—r.

Züge aus Milans Leben. Der Exkönig von Serbien, Milan, hatte in Paris seine Erziehung genossen und daselbst einen Schulkameraden, Felix Cerise, recht lieb gewonnen. Gleich nachdem er den Thron Serbiens bestiegen, sandte er ihm aus Belgrad folgendes Schreiben: „Mein lieber Felix! Nun bin ich Fürst. Das ist aber kein Grund, Dich zu vergessen. Ich schicke Dir als Willkommen ein ungarisches Pferd. Das Porto ist bezahlt. Milan."

Eines Tages besuchte der junge König seine Großmutter. Nachdem er sie aufs herzlichste begrüßt, bat er halb ernst, halb scherzend, mit den Worten: „Sr. Durchlaucht hat Hunger," um etwas zum essen. Verwundert fragte ihn die fürstliche Matrone, warum er denn nicht zu Hause seinen Magen befriedigt. Treuherzig lachend entgegnete Milan: „Weißt Du, Großmama, wenn ich im Palast etwas begehre, da küssen mir gleich die Diener die Hand und das ist mir doch zu langweilig."

Gr—r.

Briefkasten.

Frl. Marie Tr. Alles sehr gut gemeint; besonders erfreut mich Ihre Liebe zu Deutschland, aber dichterisch sind die Arbeiten zu unreif. Besten Gruß! — Ohne Namen, Breslau. Ich bitte, über die Sendung zu verfügen. Der Vorrat ist zu groß und für eine Beurteilung habe ich bei bestem Willen nicht die Zeit. — Frl. Fl. Kl. Unbrauchbar. — T. W. in Sch. Die drei Gedichte sind gut gemeint, aber in Stoff und Form zu sehr herkömmlich. —

Der Unterzeichnete bittet die Einsender sich wegen der Entscheidung zu gedulden; es liegt so viel vor, daß ich es nur langsam erledigen kann. — Allen, die sich so freundlich des 24. April erinnerten, für die Glückwünsche und Blumen besten Dank. Besonders dem „Lenz aus Sonnenheim".

Gr. Lichterfelde III. O. v. L.

Inhalt der Nr. 32.

Die beiden Rittmeister. Historischer Roman von Wussow Graf von Bredow. Forts. — Auf der großen Landstraße. Roman von H. Schobert. Forts. — **Beiblatt:** Die Kreuzabnahme. Von Paul Klie. — Parcival und Faust. Eine Studie von M. von Eschen. I. — Die Geste in der Schauspielkunst. I. Von Otto von Leixner. — Vom Saalestrande. Liederzyklus von Oskar Linke. — Rosen. Von Carola Blacker — Junger Mai. Von Otto von Leixner. — Vermischte Anzeigen. — Vermischtes. — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 33.

Die beiden Rittmeister.

Historischer Roman

von

Wusso Graf von Bredow.

(Fortsetzung.)

Auf der vom Regen und Schneewasser durchweichten Landstraße zog Moses mit seinem elenden Karren und dem noch viel elenderen Klepper davor, von Rathenow aus mit so großer Eile nordwärts, als es der Zustand des Gefährtes und des Weges irgend gestattete. Das Herrenhaus von Lietzow mußte wohl keine angenehmen Empfindungen in dem Juden wachrufen, denn bei seinem Anblicke bog er von der Landstraße ab und berührte dieselbe erst wieder von einem kleinen Feldwege aus, am Eingange des Dorfes. Hier hielt er einen Augenblick an. Furcht und Entsetzen schüttelten die lange ausgemergelte Gestalt des Mannes bei dem Anblicke, der sich ihm im Zwielichte des anbrechenden Tages darbot. Etwa zwölf Fuß über dem Erdboden hing an einem langen Stricke von dem kahlen, weit über den Weg gestreckten Aste einer Eiche ein, mit einer abgerissenen schwedischen Uniform bekleideter Körper. Die Leiche drehte sich langsam um sich selbst in hüpfenden Bewegungen, den Schwankungen des Astes folgend, an dem sie hing. Im Dämmerlicht schien der Körper zu leben und einen närrischen Tanz aufzuführen, während die Töne des Windes in den dürren Zweigen der Eiche wie ein Gesang erklangen, welche der Tote zu seinen rytmischen Bewegungen leise erschallen ließ.

„Des Rittmeisters Bäume treiben seltsame Früchte im Winter," flüsterte Moses, nachdem er sich etwas von dem Schrecken erholt hatte. „Ein schwedischer Dragoner hängt dort am Baume; gewiß einer der Landstreicher, die jetzt allenthalben die Straßen unsicher machen, und den der Rittmeister hat aufhängen lassen. Axel Steenbock übt schnelle Justiz, und ich bin froh, daß ich ihm nicht in die Hände gefallen bin, sonst dürfte mein Leichnam vermutlich dem Kriegsmanne dort beim Tanzen Gesellschaft leisten. Im Leben habe ich nie getanzt, und es würde für die Christenhunde gewiß ein ergötzlicher Anblick sein, mich im Tode mit jenem schuftigen Soldaten so lächerlich umherspringen zu sehen. Wer weiß, was einem die Zukunft noch bringt? Doch gleichviel. Die Sache paßt in meinen Plan, und ich werde sie den Herren Schweden schon mundrecht machen. Auch an einem toten Landstreicher kann ein armer Jude noch ein Stück Geld verdienen." Nach diesem Selbstgespräche, und nachdem sich Moses noch einmal geschüttelt hatte, trieb er seinen müden Gaul wieder an. Während der Fahrt lachte er öfter leise vor sich hin in Anbetracht des guten Geschäftes, das er zu machen gedachte; dann sah er sich aber jedesmal scheu nach allen Seiten um, ob ihn auch niemand belausche.

„Ich habe mir eine hübsche Erzählung ausgesonnen, die ich den Herren Schweden aufbinden werde. Sie nehmen alles für Wahrheit, was ihnen zu ihrem Vorhaben paßt, und zahlen gut. Zugleich räche ich mich an denen in Brand und in Lietzow, denn sie behandeln den armen Juden gleich schlecht."

Moses mochte wenige Meilen zurückgelegt haben, als er plötzlich von einer schwedischen Vedette angehalten wurde. Da er jedoch einen von dem Kommandanten der Avantgarde, dem Oberst Wangelin, unterschriebenen Passierschein vorzeigte, so geleitete ihn ein schwedischer Reiter durch die Vorpostenkette zur nächsten Feldwache, von wo er seinem Wunsche gemäß nach Kottwitz in das Quartier des Obersten gebracht wurde.

Der Kommandeur des Dragonerregiments Südermannland war bereits wach und in eifrigem Gespräche mit zwei anderen Offizieren begriffen, als ihm der Jude gemeldet wurde. Er empfing Moses wie einen alten Bekannten.

„Du bringst mir gewiß wichtige Nachrichten?" redete er den sich tief Verneigenden an. „Deine letzten Berichte waren nicht viel wert, denn wir wußten schon längst, was Du uns meldetest. Hast Du diesmal das Verzeichnis mitgebracht, wie ich Dir befahl?"

Moses machte wieder eine tiefe Verneigung und

Digitized by Google

zog aus seiner Mütze ein schmutziges Stück Papier hervor, welches der Oberst mit den Fingerspitzen ergriff und mit offenbarem Widerwillen entfaltete.

„Landrat von Briest zu Rathenow," las er halblaut vor sich hin, „sowie dessen gesamte Familie zum Abfalle von Brandenburg geneigt, wird den Schweden jeglichen Vorschub leisten, verzweifelt an der Rettung des Kurfürsten und der Erhaltung des Staates, hat zahlreiche Anhänger und Freunde im Lande." Seine Parteinahme für Schweden wird viele Nachahmer finden."

„Wissen wir bereits längst," unterbrach sich der Oberst ungeduldig, „wir stehen schon geraume Zeit mit ihm in Verhandlung."

Ziemlich gleichgiltig überflog er eine Reihe anderer Namen. Plötzlich begann er mit gespannter Aufmerksamkeit zu lesen.

„Hans und Dietrich von Rochow, Hans von Hagen, Wichardt von Quast," murmelte er leise vor sich hin. „Es ist richtig wie man uns berichtete — Hans Achim von Kerkow, weiland Rittmeister im schwedischen Dragonerregiment Südermannland, jetzt Herr auf Brand bei Rathenow," fuhr er lauter zu den Offizieren gewandt fort, „trotz hohem Alters thatkräftig, erbitterter Gegner der schwedischen Herrschaft. Genießt großes Ansehen im Lande. Ist entschlossen zu bewaffnetem Widerstande, hat sich mit Kriegsgerät versehen. Waffen sind in einer Scheune am See unter dem Fußboden verborgen. Sein Beispiel würde in der Umgegend Nachahmung finden. Ist sehr gefährlich. — Ebenso sein Freund Axel Steenbock, Schwede von Geburt, weiland Rittmeister im schwedischen Dragonerregiment Südermannland, jetzt Herr auf Lietzow bei Rathenow. Noch mehr zu Gewaltthat geneigt als Kerkow. Ehrgeizig und rachsüchtig, entschiedener Gegner der schwedischen Herrschaft. Hat sich mit Waffen wohl versehen und sein Haus befestigt. Aus diesem Grunde verfeindet mit dem Landrat von Briest, wie auch mit seinem eigenen Sohne, der zu der Partei des Landrats gehört. Dem Heinrich Steenbock ist zu vertrauen. Die Verschworenen haben im Moore zwischen Brand und Rathenow, unweit eines verfallenen Gehöftes, große Waffenvorräte verborgen, welche ihnen aus Meklenburg zugeführt worden sind."

Der Oberst las noch eine bedenkliche Anzahl Namen brandenburgischer Edelleute, die einem bewaffneten Widerstande geneigt seien oder denselben schon vorbereitet haben sollten. Nach den Worten: „jenseits der Elbe steht alles Volk unter Waffen," faltete er das Papier wieder zusammen und barg dasselbe sorgfältig in der Tasche seines Kollers. Nun mußte Moses dem Oberst genauen Bericht erstatten, wie er zu der Kenntnis aller Einzelheiten der Verschwörung gelangt sei. Besonders interessierte den Offizier des Juden Erzählung über die Versammlung der Edelleute im Moore, welche Moses, auf dem Boden der Hütte verborgen, belauscht hatte. Auch die Stelle, woselbst die Waffen in der Scheune Hans Achims aufbewahrt waren, ließ er sich genau beschreiben. In heftigen Zorn geriet der Oberst aber, als Moses ihm erzählte, Steenbock habe mit einigen Bewaffneten bereits einen Vorstoß unternommen und hierbei einen schwedischen Soldaten gefangen, der trotz seiner flehentlichen Bitten, ihm doch das Leben zu schenken, von dem grausamen Rittmeister am Eingang seines Dorfes aufgeknüpft worden sei, um die Leute mit der Rache der Schweden zu beunruhigen und sie auf diese Weise geneigter zu machen, den Verbündeten in das Moor zu folgen. „Noch heute werden sich dort zahlreiche Mannschaften versammeln," schloß Moses seinen Bericht, „um die schwedischen Truppen während ihres Durchzuges hinterrücks zu überfallen und zu vernichten."

Mit einem über Erwarten reichlichen Geschenke entließ der Oberst den verschmitzt lächelnden Juden.

„Riitmeister Rosen," wandte Wangelin sich an den jüngeren der beiden Offiziere, „Ihr werdet sofort aufsitzen lassen und mit Eurer Schwadron in Lietzow einrücken, wo Ihr bis auf weiteres Quartier bezieht. Unser edler Kamerad und Landsmann wird nach Gebühr behandelt. — Der Rittmeister Steenbock ist Euer Gefangener, und ich lege Euch seine strenge Bewachung ganz besonders ans Herz. Vor allem aber durchsucht das Haus gründlich nach Waffen. Vielleicht findet Ihr auch unter den Papieren des Herrn manches, was uns über die geheimen Verbindungen unserer Gegner Aufschluß zu geben vermag. Dieser Mensch verdient am wenigsten Schonung. In meinen Augen ist er ein ganz niedriger Verräter, und ich werde wegen der Ermordung eines unserer Soldaten ein strenges Gericht über ihn ergehen lassen. Den heimtückischen Überfall eines einzelnen Mannes halte ich für eine um so niederträchtigere Handlung, als Steenbock weder ein geborener Brandenburger ist, noch irgend ein Unrecht durch uns erlitten hat. Schmach und Schande über diesen Menschen, der selber lange Jahre unter schwedischen Fahnen gefochten hat! Es ist ein Schimpf für unser Regiment, daß er eine Schwadron desselben geführt hat. Dieser Steenbock muß ein ganz erbärmlicher Charakter sein. Ich habe schon früher von ihm gehört, denn öffentlich trägt er uns eine freundliche Gesinnung zur Schau, so daß ich mich beinahe von ihm hätte täuschen lassen, wenn mir nicht durch Moses, dessen Berichte stets zuverlässig sind, rechtzeitig die Augen über ihn geöffnet worden wären. Darum seid auf Eurer Hut, Rittmeister Rosen, und laßt Euch nicht durch gleißnerische Versicherungen beirren. Ihr, Rittmeister Lilienkron," redete er den anderen Offizier an, „werdet in Brand mit Eurer Schwadron Quartier beziehen und die Waffen in Beschlag nehmen. Den Rittmeister Kerkow habt Ihr streng zu beobachten, daß er seine gefährlichen Verbindungen nicht etwa im Geheimen fortsetzt, doch werdet Ihr alle Rücksicht gegen ihn walten lassen, die seiner Person gebührt. Der Mann ist mir als ein höchst ehrenwerter Charakter längst bekannt geworden. Er hat im Gegensatze zu seinem scheinheiligen Freunde Steenbock seine Feindschaft gegen uns stets offen ausgesprochen, und es ist mir ein Rätsel, welches ich gern ergründen möchte, wie ein Ehrenmann von dem Schlage des alten Kerkow mit einem Steenbock so eng verbunden sein kann. Ich selber werde bei dem Landrat von Briest in Rathenow

Digitized by Google

Quartier nehmen. Auf die Bekanntschaft dieses Herrn bin ich ganz besonders neugierig, denn ich muß gestehen, daß ich über seinen Charakter völlig im Unklaren bin, und noch nicht weiß, ob ich ihm vertrauen oder ihn beargwöhnen soll. Vorsicht scheint mir ihm gegenüber, wenigstens vorläufig noch, geboten zu sein. Nach den Anstrengungen zu urteilen, welche er macht, um das Los seiner Untergebenen zu mildern, halte ich ihn für einen ebenso ehrenhaften Mann wie den Rittmeister von Kerkow, nur geht er mir in seinen Zugeständnissen uns gegenüber fast zu weit. Und wenn auch der Plan des Herrn von Kerkow, uns mit seinen Bauern Widerstand zu leisten, lächerlich ist, so begreife ich andererseits auch nicht die bedingungslose Unterwürfigkeit des alten Briest. Er müßte denn, wie viele, die Sache seines Kurfürsten für gänzlich verloren halten."

„Dem ersten Kriegsvolke der Welt gegenüber ist es auch unzweifelhaft so," bemerkte Rosen mit überlegenem Lächeln.

Oberst Wangelin schüttelte mißbilligend das Haupt. „Ihr jungen Herren habt nicht Schulter an Schulter mit dem von Euch mißachteten brandenburgischen Heer gefochten, ihm auch nicht wie ich, in zahlreichen Schlachten gegenüber gestanden, sonst würdet Ihr wahrscheinlich anders über unsere Gegner denken, und wenn die Franzosen sie am Rhein nicht gehörig in Atem halten, so werden sie uns noch eine harte Nuß zu beißen aufgeben, ich müßte mich denn sehr täuschen. Diese Selbstüberschätzung, welche ich jeden Tag bei den jungen Herren wahrnehme, will mir durchaus nicht gefallen, und ich wünsche nur, daß es bei uns nicht eines Tages heißt: ‚Hochmut kommt vor dem Fall.'"

Die also zurechtgewiesenen Offiziere verbeugten sich schweigend. Im Inneren aber verspotteten sie die Bedenklichkeit ihres erfahrenen Vorgesetzten.

Eine halbe Stunde später saßen die Schwadronen auf und rückten nach ihren Bestimmungsorten ab.

„Die Schweden kommen!" riefen die Bewohner der Dörfer angsterfüllt einander zu.

„Die Schweden kommen," brummte Gulden Braal, die krampfhaft um seinen geliebten Weinkellerschlüssel geballte Faust in die tiefe Tasche seines Rockes versenkend.

Auch der Rittmeister Steenbock rief: „Die Schweden kommen!" Aber der Ton seiner Worte war ein anderer als ehedem. Der alte Herr hatte in den letzten Tagen zu viele Enttäuschungen erfahren, so daß seine Zuversicht und sein Selbstvertrauen bedeutend geschwunden waren. Ein ihm unerklärliches Unbehagen bemächtigte sich seiner. Zwar hatte er die verblichenen Uniformstücke angelegt und durch Gulden eine reiche Tafel zur Erquickung seiner Landsleute decken lassen, aber alle Befehle hierzu schien er mehr aus dem Gefühl der Pflicht, die Söhne seines Vaterlandes gastlich aufzunehmen, als aus wahrer Herzensfreude über ihre Ankunft zu geben, und da diese Befehle von Braal sehr widerwillig und mangelhaft befolgt wurden, so nahm die Festlichkeit, welche sich Axel so schön ausgemalt hatte, einen ziemlich düsteren, fast unheimlichen Charakter an. Ein unparteiischer Beobachter würde in diesem Augenblicke zwischen den Zurüstungen, wie sie in Lietzow und wie sie in Brand getroffen wurden, nur den Unterschied gefunden haben, daß Axel Steenbock und Hans Achim von Kerkow, ihrer alten Gewohnheit getreu, verschiedene Kleidung angelegt hatten.

Bis an das Thor seines Gehöftes ging Axel Steenbock in voller Uniform, den Reiterhut mit der etwas zerknitterten Feder auf dem Kopfe und die altmodischen, bis zu den Ellbogen reichenden Handschuhe auf den Händen, seinen Landsleuten entgegen. Das Herz pochte ihm doch gewaltig, als er nach so langen Jahren, die einst von ihm geführte Schwadron wiedersah. Aber das Erstaunen über die nächsten Ereignisse unterdrückte bald jede freudige Erregung. Steenbock traute seinen Augen kaum, als er die kleine Truppe unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln wie in einen von Feinden besetzten Ort einrücken sah.

Über Axels Antlitz glitt ein erzwungenes Lächeln.

„Sie haben keine Ahnung davon, daß ein Landsmann sie hier begrüßt. Wie werden sie sich verwundern, einen alten Kameraden ihres Regiments mitten in Feindesland anzutreffen."

Sein Erstaunen wuchs aber, als er nun gewahrte, daß der schwedische Offizier mit dem größteren Teile der Schwadron auf der Landstraße halten blieb, während der kleinere durch das Thor einritt. Unwillkürlich mußte Steenbock auf seinen Hof zurücktreten, um nicht unter die Hufe der Rosse zu kommen. Von seinem Gesicht verschwand die letzte Spur eines Lächelns. Das Verhalten der Reiter schien ihm empörend, denn längst mußte man seine Uniform erkannt haben. Seine Züge verfinsterten sich aber noch mehr, als sein Blick auf zwei Dragoner fiel, welche den Leichnam des Soldaten mit sich schleppten, an dem er so rasche, unüberlegte Justiz geübt hatte.

Energisch schritt er jetzt auf den schwedischen Offizier zu, allein er wurde an seinem Vorhaben gehindert. Zwei Reiter, welche im Thore Posten gefaßt hatten, versperrten ihm den Weg.

Steenbock war ein Gefangener. Kochend vor Wut sah er, daß inzwischen alle Eingänge und Ausgänge seines Hauses besetzt worden waren. Um das Maß aber voll zu machen, drang jetzt die Stimme des schwedischen Offiziers an sein Ohr, welcher einem jüngeren Kameraden zurief:

„Der Herr dort am Thore in dem räuberhaften Aufputz scheint der Eigentümer des Hofes zu sein. Es ist gut, daß er sich gleich selber meldet, da brauchen wir ihn nicht lange zu suchen."

Tiefer Schmerz und Zorn zugleich zogen Axels Herz zusammen. Seine geliebte Uniform, in der er auf den Feldern von Leipzig die ehrenvolle Wunde erhalten hatte, nannten jene Leute einen räuberhaften Aufputz. In diesem Augenblicke erst fiel es Steenbock auf, daß seine Uniform verblichen und altmodisch, derjenigen seiner Kameraden fast in nichts mehr glich. War denn diese Truppe dort überhaupt sein Regiment, seine Schwadron? Wie aus schwerem Traume erwachend, sah er um sich und erblickte nur fremde Gesichter; sie gehörten lauter jungen Leuten an, mit Ausnahme eines alten, gänzlich ergrauten Wacht-

Digitized by Google

meisters, der in einiger Entfernung von ihm hielt, und ihn mit seinen kleinen, stechenden Augen aufmerksam beobachtete. Als Steenbock sich noch einmal dem Führer der Schwadron zuwenden wollte, hörte er hinter sich die ziemlich lauten Worte:

„Wenn der Stelzfuß unser früherer Rittmeister ist, dann muß der weißköpfige Schuft hinter ihm ohne Zweifel mein einstiger Wachtmeister sein. Hab Achtung, die Ohrfeige in Sachsen werde ich Dir anstreichen."

Der Rittmeister drehte sich schnell um. Hinter ihm stand sein alter Diener, dessen verwittertes Gesicht vor Staunen und Wut ganz verzerrt war.

Der Alte schien sich auf den Reiter mit den stechenden Augen stürzen zu wollen, aber die Glieder versagten ihm den Dienst. Mit dem Ausruf:

„Nikol Staiper!" streckte er dem hämisch Lachenden nur die geballten Fäuste entgegen.

In diesem kritischen Augenblicke ritt der schwedische Rittmeister an Axel Steenbock heran, der über die empörende Behandlung, welche ihm zu Teil wurde, nicht minder wütend war als Gulden Braal über das unerwartete Wiedersehen mit Nikol Staiper.

„Ihr seid der Gutsherr?" redete Rosen den alten Rittmeister an, indem er ihn prüfend betrachtete.

„Der Mann vermag seine Bosheit und seinen Haß kaum zu meistern," dachte er nach dem ersten Blick auf Axels zorngerötetes Gesicht, „aber ich werde diesen alten Überläufer schon klein machen."

„Axel Steenbock, weiland Rittmeister im Königlich schwedischen Dragonerregimente Südermannland, wie Ihr wohl schon längst erkannt haben dürftet, Herr. Wer giebt mir die Ehre?"

„Rittmeister Rosen ist mein Name!"

„Rittmeister Rosen, dann muß ich Euch meine Verwunderung darüber aussprechen, daß Ihr und Eure Leute einen alten, verdienten Offizier Eures Regiments in so offenbar nichtachtender Weise behandelt. Ihr rückt in das Gebiet eines Mannes, der im Begriff ist, Euch als seine Landsleute nach Kräften und, soweit es ihm seine Unterthanenpflicht als Lehnsmann des Kurfürsten von Brandenburg gestattet, willkommen zu heißen, wie in das Haus eines Verräters ein. Ich kenne die Sitten, welche heute im Regimente herrschen, nicht, aber das muß ich Euch sagen, zu meiner Zeit behandelte man alte Offiziere mit größerer Achtung."

Rosen lächelte höhnisch.

„Herr Axel Steenbock, erspart uns den Anblick Eurer gut gespielten Entrüstung. Die Maske nützt Euch nichts mehr, denn Euer wahrer Charakter ist uns längst bekannt. Wenn Ihr auf diejenige Achtung, welche einem alten Offiziere gebührt, Anspruch erhebt, so handelt auch als ein solcher und sucht nicht Eure Feindschaft gegen uns durch den Schein einer Freundschaft zu verdecken, die Ihr nie empfunden habt. Herr, gebt Euch keine Mühe, der Haß spricht aus Euren Augen. Dieser unglückliche Soldat ist ein Opfer Eures hinterlistigen Treibens," fuhr der schwedische Offizier in drohendem Tone fort, „oder könnt Ihr mir vielleicht einen anderen namhaft machen, auf dessen Befehl der Mann am Eingange Eures Dorfes, auf Eurem Grund und Boden aufgeknüpft worden ist? Hat die mutige That etwa Euer Freund Kerkow verübt, während Ihr aus Liebe für Eure Landsleute von dem artigen Schauspiele die Augen abgewendet habt?"

Steenbock rang vor Wut nach Atem. Bevor er aber zu sprechen vermochte, war Gulden Braal kühn an die Seite seines Herrn getreten. Erhobenen Hauptes, den Blick fest auf den fremden Offizier gerichtet, stand er da.

„Auf meinen Befehl ist der Kerl dort aufgeknüpft worden, weil wir es zur Zeit, als ich Wachtmeister in Eurer Schwadron war, mit fahnenflüchtigen Mordbrennern stets so gemacht haben. Sie wurden alle niedergeschossen oder aufgeknüpft. Einer freilich nicht, der ist vielmehr befördert worden," fuhr er, mit einer Bewegung des Kopfes nach Staiper zu, fort. „Das mag jetzt vielleicht auch anders sein. Dieser tote Schuft hat mit seinen Genossen zusammen ein Haus im Dorfe niedergebrannt und Reisende auf der Landstraße überfallen, deshalb gedachte ich dem Profossen die Arbeit abzunehmen."

Bis hierher hatte Steenbock, sprachlos vor Erstaunen über die Kühnheit seines Dieners, zugehört, jetzt aber stieß er ihn unsanft beiseite, indem er ihm ein donnerndes „Schweige!" zurief.

„Rittmeister Rosen," wandte er sich an den Offizier, „der Alte ist ein Unverschämter, der für seine Anmaßung Strafe verdient. Der Kerl ist mein Wachtmeister gewesen und jetzt mein Diener, der überhaupt keine Befehle zu geben hat. Mit meinem Krückstocke würde ich ihm den Kitzel ausgetrieben haben, wenn er auf eigene Faust den Herrn hätte spielen wollen. Bei der Angelegenheit hat der Prahlhans kein Wort gesprochen, keinen Finger gerührt, ich, der Rittmeister Axel Steenbock, habe allein den Befehl erteilt, den Lump dort, der dem schwedischen Rocke Schande macht, als warnendes Beispiel für Seinesgleichen am Eingange meines Dorfes aufzuhängen, und das mit Recht, denn ich bin hier der Grundherr und habe als solcher die Macht und die Befugnis, die auf meinem Grund und Boden begangenen Verbrechen zu bestrafen. Seht Ihr dort im Dorfe das abgebrannte Gehöft? Es wurde von dem schamlosen Gesindel, zu dem dieser Kerl hier gehört, ausgeplündert und zerstört. Der Mensch war übrigens schon tot, bevor ich ihn aufknüpfen ließ. Mein Pferd hatte ihn niedergetreten, als er wagte, mit seinen Genossen eine wehrlose Dame auf der Landstraße zu überfallen. Ich hätte ihn aber auch aufhängen lassen, wenn er lebend in meine Hände geraten wäre," setzte Axel hinzu, um nicht den Anschein zu erwecken, als suche er nach einem Entschuldigungsgrunde für die Ausübung seines guten Rechtes.

„Der Fall wird näher untersucht werden," sagte der Schwede kurz, dessen Vorurteil sich durch die Worte des alten Rittmeisters nicht überzeugen ließ. „Liefert Eure Waffen und Papiere aus."

„Ich habe keine!" brauste Axel Steenbock, seiner nicht mehr mächtig, auf, „und wenn ich welche hätte, so würde ich sie Euch freiwillig sicher nicht herausgeben."

Digitized by Google

„Herr," entgegnete der schwedische Rittmeister spöttisch, „Ihr täuscht uns nicht, wir wissen was Ihr seit Monden mit Eurem Freunde Hans Achim von Kerkow getrieben habt."

„Hans Achim ist nicht mein Freund und die wenigen Waffen, die ich besitze, sollten zur Abwehr gegen ihn selber dienen. Herr, wofür haltet Ihr mich?"

Der schwedische Offizier sah seinen alten Landsmann mit Blicken voll Verachtung an.

„Wofür ich Euch halte? Nun, jetzt erst recht dafür, wofür ich Euch von Anfang an gehalten habe, für einen Verräter, der nicht nur seine Landsleute, sondern auch seinen Freund preisgiebt, sobald es ihm gerade paßt."

Der unverdiente Schimpf raubte Axel Steenbock den letzten Rest von Besonnenheit. Blitzschnell riß er das Schwert von seiner Seite.

„Zieht, wenn Ihr kein Feigling seid," schrie er den feindlichen Offizier wütend an, „die Schande, die Ihr mir angethan habt, kann nur mit Eurem Blute gesühnt werden. Ich will Euch beweisen, daß ich schwedischer Offizier aus der Zeit des großen Königs bin!"

„Von Merode*) werdet Ihr wohl Rittmeister sein," höhnte der Schwede wieder, „wenigstens seid Ihr wie ein solcher in Feindes Land zurückgeblieben."

In des Rittmeisters Antlitz zeigten sich die Spuren furchtbarer Erregung. Das frische, fröhliche Gesicht des alten Herrn war plötzlich aschfahl geworden, während seine Augen in unheimlichem Glanze funkelten. Selbst der übermütige junge Offizier fühlte voll Bestürzung bei diesem Anblick, daß er zu weit gegangen war. Bevor er aber seine unbesonnenen Worte wieder gut machen konnte, blitzte das mächtige Schwert in Axels Faust und einen Wutschrei ausstoßend, stürzte er sich auf seinen völlig überraschten Feind.

„Feigling, dem nicht einmal das Alter heilig ist, jetzt wehre Dich, so gut Du kannst. Dein Blut für die Beleidigung!"

Obwohl der schwedische Offizier zu Pferde war, würde er dem heftigen Angriffe seines Gegners schwerlich entgangen sein, wenn nicht die Dragoner, einer solchen Wendung des Streites gewärtig, sich zwischen ihn und Steenbock geworfen hätten. Im nächsten Augenblicke war der alte Edelmann überwältigt und entwaffnet.

Ein gleiches Schicksal traf Heinrich und Gulden Braal, welche unbekümmert um die Gefahr, versucht hatten, dem alten Herrn in seiner Not beizustehen.

Rittmeister Rosen mochte sich jetzt doch wohl seiner Handlungsweise schämen, denn er befahl, Steenbock das Schwert wiederzugeben und die anderen freizulassen.

„Herr Rittmeister," wandte er sich an diesen, „ich mag Euch durch meine Worte gekränkt haben, und Ihr sollt von mir die gewünschte Genugthuung erhalten, sobald ich gefunden haben werde, daß Ihr derselben würdig seid. Könnt Ihr Euch von dem Verdachte, der auf Euch ruht, reinigen, dann will ich mit meinem Blute vertreten, was ich eben zu Euch gesprochen habe, gelingt Euch das aber nicht, so werden sich unsere Schwerter niemals kreuzen, denn einen Verräter lasse ich aufhängen, aber ich fechte nicht mit ihm."

Mit Thränen des Unwillens in den Augen wurde Axel Steenbock als Gefangener in sein eigenes Haus geführt. Der Schmerz über diesen Anblick raubte auch Heinrich alle Besonnenheit, und im Tone höchster Erregung rief er aus:

„Herr, meines Vaters Sache ist die meine gleichfalls. Auch ich werde Genugthuung für die Schmach fordern, die Ihr ohne Grund unserem Hause angedeihen laßt. Wir haben Euch gastlich aufgenommen, aber Ihr entehrt das Gastrecht. Euch entschuldigt in dem unbewehrten Lande kein Kriegsgebrauch. Auch ich werfe Euch den Handschuh vor die Füße, und seid versichert, daß ich nicht rasten werde, bis die Schande meines Vaters an Euch gerächt ist."

„Junker, hütet Euch, meine Geduld zu mißbrauchen," entgegnete Rosen, verächtlich die Achseln zuckend. „Ich trage keine Schuld, wenn Ihr nicht gleich jetzt wie Euer Vater behandelt werdet, denn Ihr scheint mit ihm besser übereinzustimmen, als es uns lieb und für Euch gut sein dürfte. Da man aber im Hauptquartier meint, daß Ihr ein Freund des Landrats von Briest seid, so hat man mir befohlen, Euch als einen der Unseren mit Schonung zu behandeln. Diesen Befehl werde ich solange befolgen, als Ihr mich nicht selber zwingt, davon abzuweichen. — Doch genug davon. Habt jetzt die Güte, für unsere Verpflegung und unser Quartier zu sorgen. Eurer Gegenwart bedarf es vorläufig nicht mehr."

Mit diesen Worten stieg der Rittmeister vom Pferde und ging, ohne sich weiter um Heinrich zu kümmern, in das Haus.

Voll Zorn blickte ihm der Junker nach. Eine harte Behandlung hätte Heinrich Steenbock eher ertragen, als eine verächtliche.

„Also dahin soll es hinaus, Herr Schwede?" murmelte er ingrimmig vor sich hin. „Wartet nur, das elende Versteckspielen wird mit meinem Willen nicht mehr lange gespielt werden, und dann hole ich mir Genugthuung selbst wider Euren Willen, Ihr hochmütiger Prahler!"

„Junker, die sind schlimm, und der schlimmste von ihnen ist Nikol Staiper. Vor dem müssen wir uns hüten, ich kenne ihn schon von Sachsen her, als sich der Schuft bei der schwarzen Marie einschlich," raunte Gulden seinem jungen Herrn ins Ohr. „Aber ich habe ihm dafür eins an den Kopf gegeben, daß er die Welt für eine Brummglocke gehalten hat, und Jürgen Wernicke warf ihn vor der ganzen Schwadron in den Sand. Gebt acht, Junker, das zahlt uns der Satan mit Zinsen heim. Ich stehe aber nicht dafür ein, daß er bei uns nicht auch noch einmal schlimm ankommt, oder ich müßte die Wachtmeister Wernicke und Braal schlecht kennen."

„Gulden, begeht keine Thorheit," ermahnte Heinrich den erzürnten Alten, „bedenkt, daß sie die Sieger

*) Von Merode war der Befehlshaber einer Truppe, die sich durch schlechte Disziplin auszeichnete. Von Nachzüglern eines Heeres sagte man: „die sind von Merode," woraus die Bezeichnung „Marodeure" entstanden ist.

Digitized by Google

sind, und daß wir uns in ihren Händen befinden. Freilich, lange ertrage ich den Übermut der Feinde auch nicht mehr, und wäre ich über das Schicksal meines Vaters beruhigt, so wüßte ich bald, was ich thäte."

„Herr, Ihr wollt gewiß unserem Bunde beitreten," flüsterte Braal geheimnisvoll, „den wir, nämlich der Rittmeister von Kerkow, Wernicke und ich gegen die Schwedischen geschlossen haben. Ich wünschte, Wernicke käme jetzt mit seiner Schwadron, wie er es mir versprach."

Heinrich konnte, trotz des Ernstes der Lage, ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Das scheint mir ein gefährlicher Bund zu sein, aber ich glaube, gefährlicher für Euch als für die Feinde. Nein, ich will in das Lager zum Kurfürsten und dort Kriegsdienste nehmen. Ich wünschte, Du könntest mitreiten, Alter, aber Deine Jahre passen nicht mehr in das Lager."

Gulden Braals Augen blitzten vor Freude über die Absicht seines jungen Herrn. Bald fuhr er sich durch das weiße Haar, bald rieb er sich vor Erregung die harten Hände.

„Herr," stotterte er schließlich ganz außer sich. „Herr, nehmt uns mit, den Jürgen Wernicke, und mich; denn ohne den Jürgen geht es nun einmal nicht. Wir sind zwar ein paar alte Kerle, aber wir stehen noch unseren Mann, verlaßt Euch darauf, besonders gegen solches Volk, wie das da. Von dem Gesindel dort haben die wenigsten Schweden je gesehen."

„Still, Alter," mahnte Heinrich, „sie beobachten uns. Für jetzt ist es mit dem Reiten noch nichts. Ich kann meinen Vater in der Gefahr nicht allein lassen."

„Herrgott! ich glaube, die Spitzbuben haben den Weinkeller schon aufgebrochen," rief Gulden, entsetzt auf ein Geräusch im Hause horchend.

„Laß gut sein, Braal," beschwichtigte Heinrich den alten Wachtmeister. „Das ist noch nicht das schlimmste. Dein Weinkeller läßt sich wieder füllen, wenn erst die Schweden aus dem Lande sind."

„Wenn es wirklich noch Schweden wären," brummte Braal ingrimmig, „aber das ist ja zusammengelaufenes Gesindel aller Herren Länder. Die sind ja ärger, als es zu meiner Zeit die Kaiserlichen waren. Junker, wir reiten doch bald? Herrgott, jetzt habe ich hier keine Ruhe mehr."

Der Rittmeister Axel Steenbock stand inzwischen am Fenster seines Zimmers, drückte die Stirn gegen die Scheiben und blickte auf das Treiben der Soldaten in dem Hofe. Das eben Erlebte erschien ihm wie ein Traum, und immer wieder mußte er auf die Schritte des Postens vor seiner Zimmerthüre horchen, um sich davon zu überzeugen, daß er wirklich Gefangener sei, und zwar Gefangener seiner eigenen Landsleute, die ihn so schmählich behandelt hatten. Voll Ingrimm hörte er den lauten, fröhlichen Lärm aus dem Speisezimmer heraufdringen, wo die Offiziere das Mahl verzehrten, welches er zu Ehren seiner Kameraden bereitet hatte. Anstatt ihnen von den Siegen des Regiments im dreißigjährigen Kriege zu erzählen, worauf er sich ganz besonders gefreut hatte, mußte er einsam in seinem Zimmer sitzen. Das war hart. Als aber von dem Dorfe her das Geschrei der geängstigten Gutsunterthanen an sein Ohr drang, und als gar der Feuerschein einiger, durch Unvorsichtigkeit der Soldaten in Brand geratener, Hütten emporloderte, da warf sich Axel Steenbock, einen Fluch ausstoßend, in seinen Lehnstuhl und bedeckte sein Antlitz mit den Händen, um von dem wüsten Treiben dort draußen nichts mehr zu sehen und zu hören.

„Ich war verblendet, ein Thor, als ich mich den Warnungen meiner Freunde verschloß, und sie mit meinem Mißtrauen kränkte. Jetzt sehe ich ein, daß ich Hans Achim bitter unrecht gethan habe, da ich mich für einsichtsvoller als ihn hielt."

Einen Trost in seinem Schmerze gewährte dem alten Rittmeister der Gedanke, daß die Kerle dort unten gar keine Schweden, sondern nur eine zusammengelaufene Bande, der Auswurf allerlei Völker seien. Bald war er hiervon so fest überzeugt, daß er Heinrich, der ihn einige Male am Tage besuchen durfte, sein Leid mit den Worten klagte:

„Ja, als unser Regiment noch schwedisch war, kam so etwas nicht vor. Ich hätte es aber schon an der Uniform und an dem Zaumzeug sehen können, daß nur noch der Name vom Regimente geblieben ist. Möglich, daß die Kerle nicht einmal ordentlich unsere Sprache verstehen. Eigentlich freut es mich, daß wir es nicht mit Landsleuten zu thun haben, nun können wir unbeirrt unsere Pflicht als brandenburgische Unterthanen erfüllen. Ich wünschte, der Kurfürst käme bald."

Steenbock mußte in der nächsten Zeit noch viel Schlimmes erfahren, denn die Dragoner wirtschafteten in seinem Hause ganz besonders arg, da sie ihn für einen abtrünnigen Landsmann hielten, dessen Verräterei sich bei dem bevorstehenden Kriegsgericht klar erweisen mußte.

Der alte Rittmeister aber faßte seinen Krückstock in ohnmächtiger Wut fester und schwur furchtbare Rache. Wenn jetzt der Aufruhr gegen das schwedische Regiment im Lande ausgebrochen wäre, so würde er gewiß zuerst seine Fahne erhoben haben.

Ganz so trostlos wie in Lietzow sah es in Brand nicht aus, obwohl die Ankunft der Feinde auch dort, besonders unter den Frauen, viel Aufregung verursacht hatte. Die energischen Befehle des Herrn von Kerkow drangen aber, dank der kräftigen Stimme, mit welcher sie gegeben wurden, überall durch und schafften bald selbst in den entferntesten Winkeln des Gehöftes und des kleinen Dorfes Ruhe und Ordnung.

„Lieb würde es mir doch sein, wenn die Frauen fort wären," bemerkte Hans Achim zu Jürgen. „Der Krieg taugt nicht für Frauen, und den Schweden traue ich nun einmal nicht zu, daß sie mit ihnen sehr zart umgehen werden. Aber jetzt müssen sie es durchmachen, gebeten habe ich sie genug, daß sie sich in Sicherheit bringen sollten; allein sie wollten uns ja um keinen Preis verlassen. Ich habe es übrigens

Digitized by Google

von brandenburgischen Frauen auch nicht anders erwartet."

„Ja, jetzt würde es gut sein," entgegnete Jürgen mit einem etwas respektwidrigen Seitenblick auf seinen Rittmeister, „wenn die gnädige Frau und das gnädige Fräulein den Schutz des Herrn Rittmeisters Steenbock hätten, denn der hat gewiß einen mächtigen Einfluß auf seine Landsleute; aber leider sind wir mit ihm ja ganz zerfallen."

„Schweige!" fuhr Hans Achim seinen alten Diener heftig an. „Wir brauchen keinen fremden Schutz. Nun gehe und besorge ein Frühstück. Sie werden sich ja zwar selber nehmen, was sie haben wollen, aber ich mag auch dem Feinde gegenüber nicht ungastlich erscheinen. In Lietzow schmausen sie gewiß schon festlich, und bringen auf das neue Regiment im Lande Gesundheiten aus."

Als die feindliche Schwadron in Brand einrückte, stand Hans Achim hoch aufgerichtet, festen Blickes und erhobenen Hauptes die Gegner erwartend, auf der Rampe seines Hauses.

Er bot den Schweden so das Urbild eines selbstbewußten märkischen Edelmannes, und keinen Augenblick zweifelte Rittmeister Lilienkron, als er auf den Hof ritt, daß jener Greis mit den kühnen Augen und den trotzigen Mienen der Herr des Hauses sei. Da der alte Mann, dessen würdige Erscheinung sofort einen gewinnenden Eindruck auf den schwedischen Rittmeister gemacht hatte, ihm keinen Schritt entgegen kam, so ritt er selber auf ihn zu und stellte sich ihm in artiger und achtungsvoller Weise vor.

Die beiden Männer blickten sich prüfend in das Auge und schienen offenbar aneinander Gefallen zu finden.

„Hans Achim von Kerkow auf Brand ist mein Name. Ich kann Euch in meinem Hause nicht willkommen heißen, Rittmeister Lilienkron, denn Ihr seid Feinde meines Vaterlandes. Ich vermag Euch auch keine Gastfreundschaft zu erweisen, da Ihr als Sieger alles, was mein Haus zu bieten imstande ist, fordern könnt. Nichtsdestoweniger werde ich versuchen, soweit es in meinen Kräften steht, und soweit es sich mit meinen Pflichten als brandenburgischer Unterthan verträgt, Euren Wünschen zuvorzukommen. Ich habe nur die eine Bitte, laßt mich alle Lasten des Krieges tragen, aber verschont meine armen Gutsunterthanen. Den Schutz meiner Frau und meiner Tochter brauche ich Euch als Ritter wohl nicht besonders ans Herz zu legen. Über mich aber verfügt ganz, da ich Euch ehrenvollen Widerstand, wie ich es wohl wünschte, nicht leisten kann."

„Herr von Kerkow," entgegnete der schwedische Offizier, dem alten Edelmanne kräftig die Hand drückend, „es soll weder von Euch noch von Euren Unterthanen Unbilliges verlangt werden. Ausschreitungen, die im Kriege unvermeidlich sind, werde ich, soweit es in meiner Macht steht, zu zügeln suchen. Obwohl ich weiß, daß Ihr einer unserer gefährlichsten Gegner im Lande seid, so sollt Ihr doch sehen, daß ich einer ehrlichen Feindschaft meine Achtung nicht versage. Ich werde Euch volles Vertrauen schenken, weil ich davon überzeugt bin, daß Ihr einen hinterlistigen Angriff für Euer unwürdig erachtet."

„Dessen könnt Ihr versichert sein, Herr Rittmeister, aber Ihr thut mir zu viel Ehre an, wenn Ihr mich für einen gefährlichen Gegner haltet. Freilich, dächten alle Unterthanen seiner Kurfürstlichen Gnaden so wie ich, dann dürftet Ihr schwerlich ohne Kampf in den Besitz des Landes gekommen sein. Allein aber kann ich Euch keinen Widerstand leisten. Darum bitte, steigt jetzt ab und tretet näher."

Der schwedische Offizier zögerte einen Augenblick.

„Herr von Kerkow, es ist besser, wir erledigen vorher noch einige Kleinigkeiten, die sich doch nicht vermeiden lassen. Ich muß Euch ersuchen, mir die Waffen auszuliefern, deren Ihr Euch gegen uns zu bedienen gedachtet."

Hans Achim, der in dem Gespräche mit dem ihm persönlich angenehmen Rittmeister fast heiter geworden war, verlor bei dieser Aufforderung mit einem Schlage seine gute Stimmung. Mußte er auch jetzt gerade daran erinnert werden, daß ein Schwede ihn so schimpflich überlistet und wehrlos gemacht hatte. Seine Stirne umwölkte sich, und zornig blitzten seine blauen Augen unter den buschigen Brauen.

„Ihr habt schon durch Euren Landsmann trefflich dafür gesorgt, daß ich keine Waffen habe. Sucht nur mein ganzes Haus ab, es steht Euch zur Verfügung. Außer meinen Jagdgewehren und meinem Degen, den ich Euch hiermit überliefere, werdet Ihr verdammt wenig finden."

Rittmeister Lilienkron war erstaunt darüber, daß seine Menschenkenntnis ihn so schmählich im Stiche gelassen hatte, und daß der alte, würdige Mann, dem er volles Vertrauen zu schenken geneigt war, sich wider Erwarten als ein Lügner offenbarte. Lilienkron trieb der Ärger über diese Entdeckung das Blut in die Wangen.

„Herr von Kerkow," begann er in nachdrücklichem Tone, „macht keine vergeblichen Versuche, mich zu täuschen, denn ich weiß nicht nur, daß Ihr im Besitze von Waffen seid, sondern auch an welchem Orte Ihr sie verborgen habt. Ich wollte Euch Gelegenheit geben, freiwillig mir zu überliefern, was ich mir jetzt nehmen muß. Eure Offenheit hätte einen guten Eindruck gemacht, aber da Ihr die in guter Absicht Euch gebotene Hand zurückweist, so fordere ich Euch nunmehr auf, mir zu folgen."

Hans Achim wurde abwechselnd blaß und rot vor Erregung bei dem Gedanken, seine Schande dem Feinde offenbaren zu müssen. Das erlösende Wort kam ihm nicht über die Lippen, er würgte es immer wieder hinunter.

Der Schwede deutete die tödliche Verlegenheit des alten Edelmannes ganz anders. Er hielt sie für das deutlichste Anzeichen eines bösen Gewissens. Erst als Lilienkron mit der energischen Aufforderung, ihm zu folgen, der von Moses bezeichneten Scheune zuschritt, löste der Zorn Hans Achims Zunge. Es war ihm ganz klar, Steenbock hatte den Diebstahl der Waffen sofort seinen Landsleuten erzählt, und der Schwede wollte ihn jetzt in seiner Schmach nur verhöhnen, nachdem er ihm durch scheinbare Bieder-

Digitized by Google

keit Zutrauen eingeflößt hatte. Es verdroß ihn über die Maßen, daß er sich in seinem Gegner so geirrt, und er empfand diese Täuschung, als eine neue Demütigung, fast ebenso schmerzlich als den Streich, welcher ihm von seinem ehemaligen Freunde gespielt worden war.

Bitter auflachend ergriff er den voraneilenden Offizier am Arme.

„Herr, spottet nur immerhin meiner Schande, ich gestehe sie Euch offen, um Euren Triumph voll zu machen, und weil ich bemerke, daß Euer Freund und Landsmann Euch schon berichtet hat, in welcher schändlichen Weise ein alter, geradsinniger Mann von ihm hinter das Licht geführt worden ist. Ich will es nicht leugnen, er hat mich überlistet und mir heimlich die Waffen geraubt. Sonst wäre das Nest dort über dem See jetzt ausgeräuchert und Euch der festliche Empfang in Lietzow gründlich versalzen worden, denn ich hielt den Rittmeister Steenbock für den Verräter unserer Pläne. Das mag ja nun wohl ein Irrtum gewesen sein, aber soviel steht fest, wie ein Dieb hat er sich hier eingeschlichen und geraubt. Durch diese That ist den schwedischen Waffen nur ein trauriger Kriegsruhm erwachsen. Als ich unter den schwedischen Fahnen focht, war es nicht Sitte, des Nachts den Leuten in die Häuser zu schleichen und ihnen die Waffen zu stehlen; wir holten sie uns im ehrlichen Kampfe."

Rittmeister Lilienkron stand still und blickte Herrn von Kerkow erstaunt und empört zugleich an.

„Es liegt mir nichts daran, Euch zu verheimlichen, daß der Jude uns alles verraten hat," sagte er, drohend die Hand an das Schwert legend; „aber wenn Ihr behauptet, daß irgend ein Schwede sich bei Euch eingeschlichen und Euch bestohlen habe, so ist das eine Unwahrheit und eine Beleidigung, die ich von niemand ungerächt hinnehmen werde.

„Herr, das ist doch arg," entgegnete der alte Edelmann im höchsten Zorne, „wenn Ihr einen Mann, der Euch so wichtige Dienste geleistet hat, ableugnen wollt. Euer Landsmann ist er trotzdem und Euer Freund vermutlich auch. Ich dächte, das müßte ich nachgerade wissen, da ich leider mit ihm in Eurem Regimente gedient und über vierzig Jahre mit ihm als Freund und Nachbar gelebt habe.

Der Schwede starrte den alten Rittmeister einen Augenblick verwundert an, dann zuckte es wie verhaltene Lustigkeit um seine Lippen, und schließlich rief er lautlachend:

„Weder Steenbock noch ein anderer Schwede schlich sich jemals bei Euch ein. Der Mann, der Euch verraten hat, Herr von Kerkow, ist Moses, ein wandernder Jude."

„Moses hat mit meinen Waffen nichts zu thun, der Rittmeister Axel Steenbock auf Lietzow hat sie uns entwendet," beharrte Hans Achim bei seiner Ansicht.

„Ihr meint also wirklich, der Rittmeister Steenbock hätte Euch Eure Waffen fortgenommen? Und zu welchem Zwecke? Ihr seid doch Verbündete und Freunde?" fragte Lilienkron noch immer lachend.

„Ich weiß nicht, was Euch so belustigt, Herr," fuhr Hans Achim, durch das Lachen nur noch mehr gereizt, auf. „Wenn etwa der Grund Eurer Freude der ist, daß ich mich von jemand, dem ich einen unehrlichen Streich nicht zutraute, überlisten ließ, so beklage ich Euch."

„Rittmeister Steenbock hat Euch so wenig verraten, als Eure Waffen überhaupt fort sind," entgegnete der schwedische Offizier, indem er seine Heiterkeit unterdrückte und mit Hans Achim der verhängnisvollen Scheune zuschritt. Voll trüber Ahnung, und in recht unbehaglicher Stimmung folgte ihnen der Wachtmeister Wernicke.

Beim Betreten des Raumes blickte Herr von Kerkow fast triumphierend den Rittmeister an. Auf das Loch in der Wand weisend, sagte er, seinen Ingrimm mühsam verbeißend:

„Seht, Herr, dort haben die listigen Schelme alles hinausgeschafft. Ich konnte die Schlittenspur über den See fast bis Lietzow mit den Augen verfolgen."

Lilienkron winkte statt aller Antwort einigen von seinen Leuten, die in kurzer Zeit den Fußboden von den Spänen und Holzstücken säuberten. Die Fallthür wurde sichtbar, durch welche die Soldaten in das Dunkel des Kellerraumes hinabtauchten. Mit zuversichtlichen und höhnischen Blicken betrachtete Herr von Kerkow das Treiben der Leute, während sein alter Wachtmeister sich den Angstschweiß, der ihm in großen Tropfen auf der Stirne stand, mit der verkehrten Hand abwischte und vor Unruhe von einem Bein auf das andere trat.

Hans Achims Augen wurden starr vor Überraschung, als durch die Fallthür plötzlich sein ganzer vermißter Waffenvorrat an das Tageslicht befördert wurde.

Der alte Herr machte bei diesem Anblicke ein so erstauntes und sein Diener zugleich ein so schuldbewußtes Gesicht, daß Rittmeister Lilienkron die Sachlage sofort durchschaute und höchst belustigt fragte, ob ihm Kerkow erklären könne, wie die Waffen dorthin gelangt wären.

Ohne zu antworten, fuhr sich Hans Achim mit beiden Händen nach dem Kopfe. Über die Entdeckung, daß er in weit höherem Grade, als er es bisher selber vermutet hatte, hinter das Licht geführt worden sei, schien er alle Fassung verloren zu haben.

„Das hat der Steenbock nicht gethan," murmelte er ganz niedergeschlagen in den Bart. „Ich habe ihn auch darin zu Unrecht im Verdachte gehabt." Unsicher schweifte sein Blick zu Jürgen hinüber, dessen zu Boden geschlagene Augen ein böses Gewissen verrieten und der versuchte, aus der Scheune zu schleichen. Allein das war bereits zu spät. Der wütende Rittmeister sprang wie ein gereizter Löwe auf ihn los.

„Also in meinem Hause habe ich den Verräter zu suchen, und Du, gerade Du bist der Schurke gewesen? Wäre ich nicht selber ein wehrloser Gefangener, so solltest Du Dich nicht lange dieses gemeinen Streiches freuen. Aber ich will Dich nie wieder vor meinen Augen sehen, elender Schuft, auf der Stelle verläßt Du meinen Hof!"

Digitized by Google

Jürgen Wernicke kannte seinen Herrn zu gut, um in diesem Augenblicke ein Wort der Entschuldigung vorzubringen.

Eine Thräne des Unmutes über den unverdienten Schimpf von der Wange wischend, fügte er sich dem Willen des maßlos ergrimmten Rittmeisters, der sich aber trotz seines Ärgers von einer Last befreit fühlte, als er die Überzeugung erlangt hatte, daß er nicht durch eine List Axel Steenbocks besiegt worden war.

„Es ist ein zu niederträchtiger Streich," sagte er kopfschüttelnd zu dem Offizier. „Der Kerl ist sein ganzes Leben treu gewesen, und jetzt in seinen letzten Lebenstagen trägt er eine so schlechte Gesinnung zur Schau. Bricht die Mauer hier durch und macht eine breite Schlittenspur über den See, um jeden Verdacht von sich abzulenken. Die Schlauheit hätte ich dem alten Kerle nicht zugetraut. Aber es wollte mir von Anfang an nicht in den Sinn, daß sich der Steenbock zu solchen Sachen hergegeben haben sollte."

„Zürnt dem Alten nicht zu sehr," suchte Lilienkron den Rittmeister zu beschwichtigen. „Er ist ein guter, ehrlicher Kerl, darauf möchte ich schwören. Ich glaube, er hat Euch den Streich, den uns der Jude Moses verriet, in bester Absicht gespielt, um ein großes Unglück zu verhüten. Nun aber sagt mir einmal aufrichtig, wozu sollten die Waffen dienen? Man sieht es ihnen an, daß sie notdürftig zu irgend einem Handstreiche in aller Eile geschaffen worden sind. Dachtet Ihr etwa uns mit solchem Geräte von Eurem Grund und Boden fern zu halten?

„Nein, Herr Rittmeister, ich will aufrichtig gegen Euch sein. Ich habe zu lange Kriegsdienste geleistet, um allein für mich ein erfolgloses Unternehmen zu beginnen, solche Thorheit werdet Ihr mir auch wohl kaum zutrauen. Ja, wenn ich über alles Volk hier in der Gegend zu gebieten hätte, dann dürfte Euch freilich das Gerät, das Euch jetzt so verächtlich dünkt, zu schaffen gemacht haben. Aber nicht einmal meine besten Freunde folgten meinem Aufrufe. Ich mußte den Plan, Euch mit Waffengewalt bis zur Ankunft des Kurfürsten hinzuhalten, aufgeben, bevor ich die Ausführung nur begonnen hatte. Die Waffen hier waren zu einem anderen Zwecke bestimmt. Der Rittmeister Steenbock ist seit langen Jahren mein vertrauter Freund gewesen. Als brandenburgischer Unterthan hat er wahrlich keine Ursache gehabt, sich über sein neues Vaterland zu beklagen. Er schien auch dankbar für das genossene Gute zu sein, bis Ihr den Fuß auf unseren Boden setztet. Von dem Tage an war der Mann wie umgewandelt. Was er bisher in Ehren gehalten hatte, das verachtete er jetzt plötzlich, und sein ganzes Streben lief nur darauf hinaus, wider alle Unterthanenpflicht und dem Vaterland zum Spotte und zur Schande, Euren Angriff gegen uns zu beschönigen und die Schweden als die besten Soldaten der Welt zu rühmen. In seinem blinden Eifer, für Euch in die Schranken zu treten, ging er sogar soweit, daß er mich, seinen alten und vertrautesten Freund und Kameraden, in meinem eigenen Hause tödlich beleidigte. Als meine Pläne verraten und die Waffen, die wir gut brandenburgisch Gesonnenen aus gemeinsamen Mitteln angeschafft und an einer entlegenen Stelle im Moore zusammengetragen hatten, plötzlich verschwunden waren, konnte ich, nach Steenbocks feindlichem Verhalten gegen uns und nach seinen eigenen verdächtigen Reden, mit Recht annehmen, daß er der Verräter gewesen, und daß er Euch in Zukunft wohl noch mehr Vorschub leisten würde. Solches Treiben durfte ich aber als Vasall meines Lehnsherrn, des Kurfürsten, nicht ruhig mitansehen. Ich ließ in Eile die Werkzeuge, die Ihr hier seht, in Waffen verwandeln, und wenn ich auch nichts weiter damit ausgerichtet hätte, so würde ich doch wenigstens verhindert haben, daß heute ein landesverräterisches Fest im Gutshause von Lietzow gefeiert wird, denn daß es zur Begrüßung der Landsleute dort hoch hergeht, ist mir gar nicht zweifelhaft."

Rittmeister Lilienkron war durch die, offenbar mit großer Erbitterung über seinen Nachbarn gesprochenen Worte des alten Edelmannes in Erstaunen versetzt.

„Hier muß ein großer Irrtum obwalten," entgegnete er kopfschüttelnd, „und ich will versuchen, nicht nur künftiges Unheil zu verhindern, sondern auch das, was schon geschehen ist, wieder gut zu machen, indem ich womöglich ein paar alte Freunde miteinander versöhne. Wegen des hochverräterischen Festes im Herrnhause zu Lietzow könnt Ihr Euch beruhigen. Es bedurfte Eurer Waffen gar nicht, um es zu verhindern, denn der ehemalige schwedische Rittmeister Axel Steenbock ist heute von einer Schwadron meines Regimentes gefangen genommen worden, weil er in dem Verdachte steht, daß er mit Euch zusammen den Plan gefaßt habe, das schwedische Heer zu überfallen."

Rittmeister von Kerkow traute kaum seinen Ohren.

„Das soll der Steenbock gethan haben? Und deswegen ließt Ihr ihn gefangen nehmen?" fragte er, wie um sich zu vergewissern, ob er auch recht gehört habe.

„Ihr könnt Euch auf mein Wort verlassen, Herr von Kerkow," antwortete der schwedische Offizier ernst. „Euer Freund ist in der That Gefangener, aber ich hoffe, nach dem, was ich hier gehört und gesehen habe, wird er es nicht lange sein, wenigstens werde ich alles versuchen, die Sache aufzuklären. Ich glaube, wir sind die Opfer eines Betrügers geworden, der, um möglichst viel Geld von uns zu erpressen, allerhand Märchen aufgetischt hat. Aber der gerechte Lohn soll ihm nicht entgehen, wenn ich seiner habhaft werde. Euch hätte ein gleiches Schicksal wie Euren Nachbarn ereilt, wenn der Fall bei Euch nicht insofern milder läge, als Ihr nicht geborener Schwede seid; auch hat man uns Euren offenen und ehrenwerten Charakter allseitig gerühmt."

„Der Steenbock gefangen von seinen eigenen Landsleuten?" wiederholte Hans Achim immer wieder in höchstem Erstaunen, „das hat der Alte um Euch, Ihr Herren, nicht verdient. Unser ganzer Zwist stammt daher, daß er Euch bis in den Himmel lobte und meines Erachtens, darüber seine Pflicht als brandenburgischer Unterthan vergaß. Ich machte ihm deswegen Vorwürfe und das Ende davon war, daß wir uns als bittere Feinde trennten. — Mit Verlaub, Herr Rittmeister, was den Axel Steenbock anbetrifft,

Digitized by Google

so seid Ihr schön an der Nase geführt worden, denn wäre er mit mir einverstanden gewesen, so würden auch die anderen Herren im Lande uns gefolgt sein, und statt eines wehrlosen Staates hättet Ihr jetzt ein Volk in Waffen gefunden. Aber der Axel wollte nichts davon hören, was er seinem neuen Vaterlande schuldig sei. Jetzt hat er die Strafe dafür erhalten. Sie ist hart für ihn, aber nicht ungerecht."

„Herr Kamerad," entgegnete Lilienkron, zum ersten Male sich dieser Anrede bedienend, „wir wollen nicht darüber streiten, was die Pflicht des Rittmeisters Steenbock war, da wir die Sache von zu verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten. Ich will vielmehr jetzt von der Einladung, die Ihr vorhin so freundlich an mich ergehen ließt, Gebrauch machen; denn offen gestanden, bin ich in der That etwas hungrig. Den unangenehmen Zwischenfall hier wollen wir möglichst bald vergessen und die Waffen beiseite schaffen. Ihren Zweck haben sie glücklicherweise durch die Besonnenheit Eures alten, treuen Dieners verfehlt, und gegen uns werden sie Euch schwerlich jemals dienen."

„Es ist noch nicht aller Tage Abend," brummte Hans Achim in den Bart, nachdem er seinen unfreiwilligen Gast durch eine Handbewegung aufgefordert, mit ihm nach dem Herrnhause hinüberzugehen.

Fünftes Kapitel.

Jürgen Wernicke war tief gekränkt und voll Schmerz, über den schlechten Lohn, welchen er für seine gute That empfangen hatte, nach der kleinen Kammer geeilt, die er bewohnte, um seine wenigen Habseligkeiten zusammenzupacken, denn es stand bei ihm fest, dieses durch den Anblick der feindlichen Reiter ihm verhaßte Haus zu verlassen. Nachdem er das Bündel geschnürt hatte, trieb ihn sein Herz, vorher noch Abschied von seiner Gebieterin und dem Fräulein zu nehmen, das er als Kind auf dem Arme getragen und unter seinen Augen hatte groß werden gesehen. Ein eigentümliches Gefühl beschlich ihn, als er an die Thür zu ihrem Gemache klopfte. Die Frauen waren erstaunt über die Thränen, welche reichlich die Wangen des Alten netzten.

„Um Gotteswillen, was ist geschehen, Jürgen?" riefen sie wie aus einem Munde. „Die Schweden haben dem Herrn doch nichts zuleide gethan?"

„Ach nein," schluchzte Jürgen, sich mit der Hand über die nassen Augen fahrend, „das Rackerzeug ist vielleicht noch gar nicht so schlimm, wie es gemacht wird. Aber mir haben sie trotzdem Leides genug zugefügt. Die verfluchten Schweden verrieten alles unserem Rittmeister, der Teufel mag es ihnen zugeflüstert haben. Ich mußte ruhig dabeistehen und mein Unglück mitansehen."

„Mein Gott, Jürgen, Du bist wirr," rief Frau von Kerkow erschrocken, „wovon redest Du denn eigentlich?"

„Von der verwünschten Waffengeschichte. Sie hat mich um meinen Herrn, meine Heimat und mein Brot gebracht."

Gretchen war recht blaß geworden und stieß einen leichten Seufzer aus.

„Jürgen, mein Vater weiß doch nicht etwa, daß Heinrich und ich auch dabei geholfen haben?"

„Wodurch sollte er denn das erfahren?" erwiderte Wernicke treuherzig. „Für unsere Kinder nimmt der alte Wachtmeister alles auf seinen breiten Buckel; hat er sie in ihrer Jugend doch oft genug selber darauf getragen."

Der Greis lächelte unter Thränen bei dieser Erinnerung.

„Jürgen, was soll nun werden?" fragte Frau von Kerkow bedrückt. „Du hast ein Bündel und bist reisefertig. Was willst Du thun?"

„Was mich der Herr Rittmeister geheißen hat. Kehrt marsch! hat er kommandiert, oder wie er sich ausdrückte: ‚Scher Dich vom Hofe und komm mir nicht wieder unter die Augen!'"

„Jürgen, lieber, guter Jürgen," rief Gretchen heftig weinend, indem sie auf den Alten zulief und ihm die runzlichen Wangen mit beiden Händen streichelte. „Jürgen, Du darfst nicht fort. Was soll denn aus Dir und uns werden, wenn Du gehst? Das kann doch Dein Ernst nicht sein?"

Des Wachtmeisters Stimme geriet bedenklich ins Schwanken, als er bat, „macht mir das Herz nicht schwer, Fräulein. Ich habe auch schon daran gedacht, was werden soll."

„Sei nicht voreilig, Jürgen," nahm Frau von Kerkow jetzt das Wort. „Du weißt, meines Mannes Zorn verraucht schnell. Er hat es vielleicht gar nicht so ernst gemeint. Bleibe hier, Jürgen, und laß es darauf ankommen, was der Herr dazu sagt. In Deinem Alter wandert man nicht mehr zur Winterszeit in das Land hinaus, noch dazu, wenn es von Feinden rings überschwemmt ist. Die Sehnsucht nach der alten Stätte wird Dir doch keine Ruhe lassen."

„Das ist schon richtig, gnädige Frau, ich habe mir alles bereits selber gesagt," seufzte Wernicke trübselig, „aber es geht bei Gott nicht anders. Wir kommandieren zwar keine Schwadron mehr, der Herr Rittmeister und ich, aber der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht heute noch gerade so gehorche wie damals. Der Herr Rittmeister hat den Wachtmeister vom Hofe hinunterkommandiert, also maschiert der Wachtmeister ohne Murren ab. Er hat ihm aber nicht befohlen, auch aus dem Dorfe hinauszugehen, füglich bleibt der Wachtmeister dort, bis es anders befohlen wird."

Der Alte lachte über den schönen Ausweg, den er gefunden hatte, daß ihm jetzt die Freudenthränen in die Augen traten.

„Das ist recht, Jürgen!" riefen Frau von Kerkow und ihre Tochter einstimmig, dem braven Diener die Hand schüttelnd.

„Hoffentlich ziehst Du bald ganz wieder bei uns ein. Und ich bringe Dir alle Tage Dein Essen hinab und eine Flasche Wein, damit Du nicht Not leidest," fügte Fräulein von Kerkow, über diesen Plan erfreut, hinzu.

„Ihr seid mein gutes, gnädiges Fräulein, für das ich durch das Feuer gehe," rief Jürgen gerührt,

Digitized by Google

dem Mädchen die weichen Hände küssend. — Wenn der alte Wachtmeister bei seinem Abschiede aber wirklich glaubte, in einigen Tagen vielleicht schon wieder sein Kämmerchen im Herrnhause zu beziehen, so hatte er sich diesmal doch verrechnet.

Am Abend desselben Tages saß der Rittmeister noch ziemlich spät in seinem Zimmer. Er war ärgerlicher Stimmung und schien auf irgend etwas zu warten, bevor er sich schlafen legte. Mehrere Male hatte er schon zornige Blicke auf die Thür des Zimmers gerichtet. Endlich öffnete sich dieselbe, und der Reitknecht des Rittmeisters trat herein, um sich nach den Befehlen seines Herrn zu erkundigen.

„Wo bleibt denn der alte Jürgen?" herrschte ihn dieser an.

Der Mann blickte erstaunt auf und stotterte einige unverständliche Worte.

„Ich weiß schon," brummte Herr von Kerkow ärgerlich. „Du bist ein Dummkopf, mache, daß Du hinauskommst, ich kann Dich nicht gebrauchen."

Mit diesen Worten drehte sich Hans Achim schnell um und ging ganz wider alle Gewohnheit allein und mit dröhnenden Schritten in sein Schlafzimmer. —

* * *

Jürgen Wernicke verlebte recht trübe Tage in der elenden Wohnung eines Leibeigenen, welche er für die nächste Zeit bezogen hatte. Das kleine Häuschen wurde von zwei Familien, die rechts und links vom Flur je eine Stube inne hatten, den vierfüßigen Haustieren, die es sich auf dem Flur bequem machten, und dem Federvieh, welches jeden passenden Balken im Hause in Besitz nahmen, bewohnt. Der alte Wachtmeister schlich in den ersten Tagen immer mit zusammengenommenem Rocke und tiefgebücktem Kopfe im Hause umher, um nicht in unliebsame Berührung mit irgend einem der Haustiere zu geraten. Der ohnehin kleine Raum war dadurch noch mehr beschränkt, daß auf dem Flure noch zwei Dragonerpferde ihren Stand bekommen hatten, während die Reiter in den schon übervölkerten Stuben ihr Quartier aufschlugen. Mit einem der Soldaten hatte Jürgen Freundschaft geschlossen. Der Schwede war sehr erfreut darüber, im feindlichen Lande jemand anzutreffen, mit dem er sich in seiner Muttersprache unterhalten konnte, und um so lieber nahm er jeden freien Augenblick wahr, mit Jürgen ein kleines Gespräch zu pflegen, als sich herausstellte, daß Michels Vater schon in der Schwadron gedient und mit Wernicke stets gute Kameradschaft gehalten hatte.

Einen Lichtpunkt in des alten Wachtmeisters Lage bildeten die Besuche seiner jugendlichen Herrin, die es nicht verabsäumte, täglich ihrem treuen Diener allerhand Leckerbissen zuzustecken. Von diesen beiden Personen allein erhielt der arme Gefangene Kunde von den Ereignissen des Tages; denn aus begreiflichen Gründen vermied er es, sich öffentlich zu zeigen. Wie ein Verbrecher wählte er die abgelegensten Gegenden zu seinen wenigen Spaziergängen.

Der Kommandeur der schwedischen Avantgarde hatte mit seinem Stabe im Hause des Landrats von Briest zu Rathenow Quartier bezogen. Zunächst war er dem alten Herrn mit einem gewissen Mißtrauen gegenüber getreten. Sein Vorurteil schwand jedoch bald, nachdem ihm der kurfürstliche Beamte in gerader und ehrlicher Weise erklärt hatte, daß er ihn zwar nicht willkommen heißen könne, daß er sich ihm aber unbedingt unterwerfe, weil er von einem Widerstande nur Verderben für die ihm anvertrauten Unterthanen erwarte. Der Oberst ahnte freilich nicht, welche Überwindung dem alten Edelmann selbst diese kurze Erklärung kostete, wie schwer es ihm wurde, die Landesfeinde gastlich in seinem Hause zu bewirten, und welche Kämpfe innerhalb der Familie stattfanden, bevor der Hausherr die weiblichen Mitglieder derselben dazu vermochte, mit den schwedischen Offizieren an demselben Tische zu speisen.

Der Landrat, welcher sich die kurfürstlichen Befehle immer wieder vorhielt, und weder aus seiner Behausung herausging, noch jemand vor sich ließ, um nur ja keine Klagen seiner Untergebenen zu vernehmen, die ihn in seinem Verhalten wankend machen konnten, begann sich allmählich doch in die ihm aufgezwungene Rolle hineinzuleben. Das scheinbare Einvernehmen zwischen ihm und den Feinden geriet aber bald in Gefahr einer Störung, als der Landrat hörte, daß gegen den Rittmeister Steenbock ausnahmsweise strenge Maßregeln ergriffen worden seien, und daß demselben unverdientermaßen die kriegsgerichtliche Untersuchung drohe. Zwar hatte der Rittmeister Lilienkron seinem Vorgesetzten über das Ergebnis der in Brand vorgenommenen Haussuchung, sowie über die bei Gelegenheit derselben von Hans Achim abgegebenen Erklärung Bericht erstattet, aber der Oberst war unter dem Eindrucke der ungünstigen Meldung, welche der Rittmeister Rosen über Axel Steenbock gemacht hatte, zu der Überzeugung gelangt, daß Hans Achim von Kerkow nur eine zur Rettung des Freundes ersonnene Komödie gut gespielt und Lilienkron gründlich getäuscht habe. Nunmehr hielt der Landrat ein längeres Schweigen für unvereinbar mit seiner Pflicht. Er stellte dem Obersten vor, daß von seiten Steenbocks nichts geschehen sei, was den Verdacht rechtfertigen könne, daß er ein Feind seiner ehemaligen Landsleute sei. Derselbe habe vielmehr stets von einem unnützen Widerstande gegen die siegreichen schwedischen Waffen abgeraten und sich dadurch in fast noch höherem Maße, als es der Landrat selber, das Mißfallen der Edlen des Landes zugezogen. Die Thatsache, daß Axel Steenbock einen schwedischen Dragoner habe aufhängen lassen, beweise durchaus nicht seine üble Gesinnung gegen das schwedische Heer, denn seine, des Landrates Tochter, sei von Gesindel gelegentlich eines Spazierrittes überfallen und nur mit genauer Not durch die Dazwischenkunft des alten Herrn und eines unbekannt gebliebenen schwedischen Reisenden gerettet worden. Der Dragoner sei vermutlich ein Fahnenflüchtiger und Angehöriger dieser Bande gewesen.

Durch diese Anführungen des Landrates wurde die Voreingenommenheit des Obersten gegen Steenbock in der That nicht wenig erschüttert, er beharrte aber trotzdem auf seinem Entschlusse, daß ein Kriegs-

Digitized by Google

gericht über den ehemaligen schwedischen Rittmeister stattfinden müsse, und zwar sobald als sein Adjutant zurückgekehrt sei, der sich augenblicklich im Hauptquartiere des Generals Wrangel befand.

Herr von Briest war kaum imstande, seinen Unmut über die Kränkung zu verbergen, welche ihm der Oberst, nach seiner Meinung, dadurch zufügte, daß er sein persönliches Zeugnis so gering achtete, nachdem er alles Mögliche gethan hatte, eine schwedenfreundliche Gesinnung an den Tag zu legen. Aus dem Ergebnis dieser Unterredung folgerte er nicht mit Unrecht, daß sein Einfluß sowohl zur Förderung der Pläne seines Landesherrn, als auch des Schutzes seiner Untergebenen nur von sehr geringer Bedeutung sein werde.

Bei allen Nachbarn herrschte große Bekümmernis wegen der Gefahr, in welcher der, trotz seiner Eigentümlichkeiten, von allen Bekannten geachtete Rittmeister schwebte. Die Familie von Briest hatte aber besonders Ursache, um den Retter eines ihrer Familienmitglieder zu trauern. Das gut vaterländisch schlagende Herz Elisabeths wurde durch die Drangsale, welche der alte Herr in Lietzow von den Feinden zu erdulden hatte, mit neuem Hasse gegen diese erfüllt, und doppelt schwer, fast unausführbar, wurde ihr die Erfüllung des strengen, väterlichen Gebotes, den Fremdlingen gegenüber sich freundlich zu erweisen. Der Anblick eines Schweden erschien ihr ganz unerträglich. Eine Ausnahme davon bildete nur die Gestalt jenes jungen Reisenden, der so tapfer im Verein mit dem alten Rittmeister für die Rettung ihres Lebens aus schwerer Gefahr gekämpft hatte, aber der war ja kein Soldat. Schon öfter hatte Elisabeth sich errötend bei dem Gedanken an ihn betroffen. Was mochte er wohl sein? Des Mädchens Phantasie stellte ihn sich als einen vornehmen und edlen Jüngling vor. Kein gewöhnlicher reisender Kaufmann konnte so reiten und fechten, mit so edlem Anstande sprechen, als er. Seine Gestalt, seine Züge, die sie im Dämmerlichte nur kurze Zeit gesehen hatte, erschienen ihr in der Erinnerung von Tag zu Tag schöner und einnehmender. Träumerisch ließ Elisabeth die Stickerei, mit der sie beschäftigt war, in ihrem Schoße ruhen und blickte in die Weite. Ob der Fremde wohl dem räuberischen Gesindel entkommen war und unversehrt das Ziel seiner Reise erreicht hatte?

Lautes Pferdegetrappel schreckte Elisabeth aus ihrem Sinnen empor und veranlaßte sie, einen Blick durch das Fenster auf den Marktplatz zu werfen. Ob des ärgerlichen Schauspiels daselbst, zog sie den Kopf aber schnell wieder zurück. Wie so häufig in diesen Tagen, hielt ein Trupp schwedischer Reiter vor der Thüre des Hauses, während der dieselben führende Offizier, eine jugendliche, schlanke Gestalt, sich von dem Rücken seines dampfenden Rosses schwang. Mißmutig das Haupt schüttelnd, nahm Elisabeth eifrig die unterbrochene Arbeit wieder auf. Wenige Augenblicke später wurde dieselbe abermals gestört. Die Thüre öffnete sich plötzlich und des Mädchens erstaunten Blicke fielen auf die schlanke Gestalt eines stattlichen jungen Offiziers. Es errötete bis an die Schläfen, denn es hatte seinen Retter, den schwedischen Reisenden, Per Ingsol, erkannt. Elisabeths Antlitz, über das im Augenblicke des Wiedererkennens ein freudiger Schimmer gleich einem Sonnenstrahle geglitten war, nahm einen strengen, fast drohenden Ausdruck, an, als der junge Mann mit allen Zeichen lebhafter Erregung auf sie zuschritt.

„Welch' ein glückliches Wiedersehen, Fräulein," sagte er, einen freudigen Blick auf das Mädchen werfend. „Unabläßlich hat mich die Sorge gequält, ob Ihr von dem Schrecken des Abenteuers auf der Landstraße auch keinen Schaden erlitten hättet, aber ich sehe Euch wohl und munter; das entschädigt mich für alle Sorgen, die ich Euretwegen erduldete. Schneller, als wir es beide damals wohl ahnten, ist die Gelegenheit gekommen, wo ich Euch an Euer mir gegebenes Versprechen erinnern kann, Fräulein; hier ist das Wahrzeichen desselben, der Ring, den Ihr mir vor unserem Scheiden überreichtet. Werdet Ihr mir jetzt eine gütige Fürsprecherin bei Eurem Vater sein?"

Zum Erstaunen des jungen Offiziers schlug Elisabeth die Augen nieder und schien im Innern einen heftigen Kampf zu bestehen, bevor sie die freundliche Anrede des Mannes erwiderte.

„Junker," sagte sie in herbem Tone, „jenes Versprechen gab ich einem edelmütigen Reisenden, der es für seine Ritterpflicht hielt, das eigene Leben für dasjenige eines ihm unbekannten Mädchens zu wagen, keinem Feinde meines Vaterlandes. Als solcher seid Ihr aber jetzt hier erschienen. Und was soll Euch überhaupt eine Fürsprecherin bei meinem Vater nützen? Ihr seid doch der Sieger und könnt verlangen und nehmen, was Euch beliebt. Liegt Euch aber wirklich etwas an dem Wohlwollen meines Vaters, so muß ich Euch sagen, daß keine Fürsprache der Welt ihn günstig gegen denjenigen stimmen wird, der verkleidet als Spion die Straßen unseres Vaterlandes zu dessem Verderben durchzieht. Elisabeth von Briest aber ist die letzte, welche für einen solchen Mann auch nur ein Wort verliert, selbst wenn er der Retter ihres Lebens ist."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Auf der großen Landstraße.

Roman

von

H. Schobert.

(Fortsetzung.)

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Veras Wunsch schien in Erfüllung zu gehen; obgleich sie bereits vier Wochen in Venedig waren, hatte der Zufall keine Begegnung zwischen den Reisegefährten vermittelt, und längst war die Amerikanerin aus beider Gedächtnis geschwunden. Vera kannte Venedig von ihrer Hochzeitsreise mit Konreuth her, aber wie anders war ihr damals die alte Lagunenstadt erschienen! So manches Mal hatte sie sich über den Rand der Gondel, die sie durch die Wasserstraßen trug, gelehnt, mit dem einzigen brennenden Wunsch im Herzen, drunten zu liegen unter den mitleidig zudeckenden Wassern und nichts mehr von der Welt und dem Leben zu wissen, das ihr bereits mitleidslos ein so grausiges Antlitz entschleiert hatte. Mit dieser tiefen Sehnsucht nach einem Aufhören hatte sie sich über die zierlich geschwungene Balkonbrüstung gelehnt, den weichen Liebesliedern der Gondoliere lauschend und die Sterne suchend, die ihr spiegelnd von unten entgegenstrahlten. Nur der gewaltige gesunde Lebensdrang, der damals trotz Erniedrigung und Verzweiflung noch in ihr war, hatte sie vor einem schnellen Ende bewahrt, und jetzt freute sie sich dessen. Die Sonne war in ihrem Dasein aufgegangen und hatte alle Schatten daraus verdrängt. In Deutschland zündete man die Lichter des Christbaums an, unter Schnee und Eis begraben lag die Erde, hier blaute der Himmel, und Vera konnte ganze Tage auf dem Altan zubringen, der ihre Zimmer nach der Kanalseite umgab. Sie fühlte sich nicht ganz wohl seit ein paar Tagen, begleitete ter Welp deshalb auch nicht auf einem seiner Ausflüge, zu dem sie selbst ihm doch zugeredet, denn ihrem Feingefühl war es nicht entgangen, daß er sich in seiner Rolle als Mitleidender unbehaglich fühlte. Er war gern gegangen, sie sah es ihm an, und als er fort war, seufzte sie etwas auf; das Bewußtsein, daß in jedem Verhältnis zwischen Mann und Weib die Frau stets die Gebende sein müsse und ihre Anforderungen an den anderen Teil nur eine bis zum Minimum herabgedrückte Anspruchslosigkeit sein dürfe, machte sie einen Augenblick traurig. Gleich darauf lächelte sie über sich selbst und setzte sich hin, um einen Brief an Sophie Schröder zu schreiben, deren Knabe im Palais Konreuth allmählich dem Leben zurückgewonnen wurde und deren Kommen nach Venedig sie nun kaum mehr für nötig hielt, da der Todestag Lorenz Konreuths, an dem die Testamentseröffnung stattfinden sollte, sie unabweislich in die Heimat zurückrief.

Den Kopf in die Hand gestützt, sann sie über diese Heimat nach, sie kam ihr so weit, so nebelhaft vor. Wie sehr mußte sie in der letzten Zeit eine andere geworden sein!

Hendrik ter Welp hatte eine offene Gondel bestiegen und fuhr den Canale Grande herunter. Die Luft war mild und warm, er lag im süßesten dolce far niente und kostete ganz die Behaglichkeit des Augenblicks aus. Auf einmal fiel, von sicherer Hand geschleudert, aus dem Fenster eines alten Palastes, in dem sich voraussichtlich auch irgend eine deutsche oder engliche Pension niedergelassen hatte, mit sicherem Wurf geschleudert, eine volle dunkelrote Rose dicht neben ihm in das Wasser, der Gondoliere bückte sich, fischte sie auf und reichte sie mit einem verständnisvollen Lächeln dem Fremden. Hendrik nahm sie, schleuderte die Tropfen in einem kleinen Sprühregen zur Seite, und stehend, die Rose in der Hand, suchten seine falkenscharfen Augen Fenster für Fenster, Balkon für Balkon ab, um die Spenderin zu entdecken, denn daß es eine Frau sein mußte, erschien ihm ebenso unzweifelhaft, als daß die Blume ihm gegolten. Umsonst — er bemerkte niemand. Neugierig, wie er war, ließ er mehrere Mal vor dem Palazzo auf und ab kreuzen, aber nirgends wurde ihm auch nur der geringste Anhalt. Als sich dann endlich seine Gondel wieder vorwärts in Bewegung setzte, hatte er nicht weiter acht, daß in angemessener Entfernung eine zweite, bedachte, folgte.

Die Rose blühte am Abend in einem Wasserglase vor Vera, ohne daß ter Welp sein Abenteuer erzählt hätte. Drei Tage später — Vera mußte sich immer noch zurückhalten, da sie an Fieber litt, kam Hendrik vormittags in das weite Vestibül der großen deutschen Pension hinab, in der sie wohnten. Dort war der angenehmste Aufenthalt, den man sich denken konnte; die Thüren weit auf nach der Lagune, fast wie in einer Loggia, die Ecken dekoriert mit prächtigen grünen Pflanzengruppen und dazwischen kleine Blechtische mit Stühlen davor, zum beliebigen Gebrauch. Waren nicht viel Gäste anwesend, hörte man das Klick Klack der Wellen an den alten Steinmauern, wie man auch die Ausdünstungen des Wassers mit jedem Atemzug einsog. Das erste, was er hier sah, war Miß Juana Bridge, langausgestreckt in einem Schaukelstuhl, den sie sich augenscheinlich für ihre Person allein hatte besorgen lassen, und nicht weit von ihr, steif und ernst wie immer, die Mulattin. Juana hatte ihren Mantel abgeworfen und lag in einer, bis zu den Knien reichenden, russischen, losen Bluse aus roter Seide, die ein schmaler goldner Gürtel zusammenhielt, da, gerade als warte sie auf jemand. Das Rot der Bluse leuchtete ordentlich brennend von dem hellen, fast wasserblauen Tuchrock und kleidete

Digitized by Google

sie vortrefflich. Als sie ter Welp sah, richtete sie sich kerzengerade auf und sah ihm mit ihrem eigentümlichen Lächeln entgegen. Er kam sofort auf sie zu.

„Seh ich recht! unsere liebenswürdige Reisegefährtin," sagte er offenbar erfreut, denn er spürte gerade einen Anflug von Langerweile.

„Warum sind wir uns nicht eher begegnet?" fragte sie dagegen und sah ihm nach ihrer Manier fest, wie fragend in die Augen.

Er zuckte die Achseln. „Venedig ist groß."

„Und Ihre Frau?"

„Sie ist leider nicht ganz wohl und muß sich noch einige Tage im Zimmer halten."

„O, das ist gut, dann sind Sie ja frei!" Sie sagte das mit solcher Ungeniertheit und doch dabei mit einem verständlichen Kompliment für ihn und ihre Wünsche, daß Hendrik wieder einen Augenblick verblüfft war. Abermals lächelte sie ihn an. „Sie müssen wissen, daß ich in einem Punkte nicht verwöhnt bin, die Frauen mögen mich insgesamt nicht, und ihre schöne Frau ebenso wenig, da bin ich denn auch nicht allzu sehr auf ihren Umgang erpicht; aber es ist so viel angenehmer in Gesellschaft, ich hoffe Sie stellen sich mir nun ein wenig zur Verfügung."

„Sie sind doch sicher hier in der Gesellschaft, Sie werden doch Bekannte hier haben," warf Hendrik so verwundert ein, daß er es sogar unterließ, dem kecken Ding eine Rüge über die Art und Weise zu erteilen, in der sie Vera erwähnte.

„Wenn ich wollte — aber ich will nicht," sie begann sich wieder zu schaukeln ohne ihn aus den Augen zu lassen, es kam ihm vor, als schossen funkelnde Lichter durch die stahlblaue Iris. „Ich habe immer gedacht, ich würde Ihnen noch einmal hier begegnen, das war mein Wunsch . . ."

„Ah so, ich vergaß, ich schien Ihnen ja ungefährlich." Er saß längst neben ihr und gab sich dem ganzen prickelnden Zauber ihrer Persönlichkeit völlig gefangen, „Sie waren so liebenswürdig, mir das schon im Coupé zu gestehen."

Sie blickte fort und streifte ihn dann wieder flüchtig mit den Augen.

„Lassen wir es dabei! Wollen Sie mich hinausbegleiten nach dem Mechitaristenkloster von Lazaro? Ich möchte den Ort sehen, in dem Lord Byron vor mehr als einem halben Jahrhundert von langbärtigen Mönchen Armenisch lernte."

Er zögerte einen Augenblick. Hatte Vera, die leidend und einsam in ihrem Zimmer saß, nicht größeren Anspruch auf seine Gesellschaft als dies Mädchen hier, das Lust zu haben schien, ein gewisses Eigentumsrecht an ihm geltend zu machen, weil er den Vorzug hatte, ihr zu gefallen. Sie war ja nicht die erste, bei der ihm das geschah, aber jedenfalls die entschiedenste und ehrlichste, und ter Welp war so grenzenlos empfänglich für Frauengunst.

„Haben Sie etwa eine Schwäche für Lord Byron? Das sieht Ihnen gar nicht ähnlich," sagte er, schon überlegend, wie er seinen Ausflug vor Vera entschuldigen sollte.

Sie lachte. „Nein, gewiß nicht. Ich liebe das Kräftige, Zielbewußte, das schnelle Aufräumen mit Hindernissen, welcher Art sie auch sein mögen, wenn sie unseren Wünschen entgegen stehen, aber keine Gefühlsduselei, kein Träumen."

Er sah interessiert in ihr lebendiges Gesicht.

„Ich fürchte, Sie könnten sogar grausam sein, frevelhaft grausam, wenn es sich für Sie um etwas Ernstes handelt."

„Ich fürchte es auch," nickte sie ernsthaft.

Eine Viertelstunde später saßen sie in der Gondel, die sie nach dem Kloster bringen sollte. Hendrik hatte Vera ein paar schriftliche Worte hinaufgeschickt, die den Zweck hatten, sie zu beruhigen, ohne doch die Wahrheit zu sagen und war nun völlig mit sich zufrieden. Er führte seine junge Schutzbefohlene mit unermüdlicher Courtoisie zu allen Sehenswürdigkeiten des Klosters, die er von früher her sehr genau kannte, so daß der Mönch an ihrer Seite längst sein Führeramt aufgegeben, und wenn ihn etwas dabei wunderte, war es nur die absolute Gleichgültigkeit der jungen Amerikanerin gegen alles, worauf er auch ihre Aufmerksamkeit zu lenken suchte. Das einzige, was ihr ein lebendiges Interesse einzuflößen schien, war der Sprecher an ihrer Seite, und Hendrik hätte kein eitler, von den Frauen verwöhnter Mann sein müssen, wenn er das Bewußtsein nicht angenehm empfunden hätte.

Als sie zurückkamen, war die Zeit zur Table d'hote längst verflossen, es mußte für sie allein nach serviert werden. Hendrik lief eilig hinauf, um noch etwas an seiner Toilette zu verbessern und trat dann auch bei Vera ein, die bleich und verängstigt in ihrem Boudoir saß und auf ihn wartete.

„Gott sei Dank, daß Dir nichts geschehen ist," sagte sie und streckte ihm eine zitternde Hand entgegen, Du glaubst gar nicht, wie sehr mich Dein langes Ausbleiben in Sorge gesetzt hat."

Er sah sehr verwundert aus.

„Wirklich? Aber liebe Vera, was soll mir denn geschehen? Das einzige Unerwartete war, daß ich unsere kleine Reisegefährtin getroffen, Du weißt, die mit der Mulattin, und daß sie sogar in demselben Pensionat wohnt wie wir."

Vera sagte kein Wort, sie drehte sich etwas zur Seite, das erstickende, häßliche Gefühl, das sie schon im Coupé befallen, war wieder da und nahm ihr einen Augenblick alle Überlegung.

„Ich hoffe, Hendrik, wir bleiben nach wie vor allein und kultivieren vor allen Dingen diese Bekanntschaft nicht," sagte sie mit tonloser Stimme.

„Warum?"

„Ihr Wesen gefällt mir nicht, sie ist kein Umgang, den ich mir wünschen möchte, kein bißchen ladylike."

„Das arme Ding," sagte er mitleidig, „sie hat es schon gemerkt, daß sie Dir unsympathisch ist! Übrigens bist Du zu streng mit ihr, Jonathans Töchter sind einmal eine Race für sich."

„Sie hält mich für Deine Frau," warf sie mit zitternder Stimme ein, „denke nur, wie peinlich das auf die Dauer ist. Bestehst Du darauf, mit ihr zu verkehren, müssen wir auch offen gegen sie sein."

„Ich bestehe gar nicht darauf, Herz," sagte er merklich ungeduldig, „gar nicht! Weiß nur nicht, wie

Digitized by Google

wir es hindern wollen. Und was Deine Skrupel anbelangt, so sind die ganz überflüssig. Wen in aller Welt geht es etwas an, wie wir zu einander stehen? Miß Bridge doch am wenigsten. Übrigens bescheint gerade Italiens Sonne so viele unklare Verhältnisse, daß Du Dir darüber keine Gedanken machen brauchst."

„Unklare Verhältnisse," wiederholte sie mit schmerzlichem Erstaunen.

„In den Augen der Welt sicherlich, Liebste, darum laß ruhig alles unangerührt. Und nun sei mir nicht böse, ich will zu Tisch und habe gewaltigen Hunger."

Er küßte ihre Hand, sie ließ es stumm geschehen und setzte sich, als er gegangen, an das offene Fenster, den Kopf in die Hand gestützt, von thörichten Gedanken geplagt. Ihr ganzes Leben lang war ihr jede Halbheit ein Gräuel gewesen, und nun sah sie sich immer und immer wieder hinein gedrängt durch ihre Liebe. Sie empfand den Druck dieser „unklaren Verhältnisse" wie Hendrik sie soeben selbst genannt, seit der Begegnung mit Prinz Philipp von Tag zu Tag peinlicher, und sie sehnte sich mit einer fast krankhaften Intensität nach der Beendigung des Trauerjahrs und ihrem neuen Leben an ter Welps Seite.

Das Zusammenleben mit Miß Bridge, dem unter den obwaltenden Umständen nicht zu entgehen war, da nur Vera Versuche dazu machte, gestaltete sich für diese genau so unangenehm, wie sie vorausgesehen, und erregte schließlich in der feinfühlenden, streng denkenden Frau einen solchen Zustand von Abneigung und Empörung, daß sie nur mit der äußersten Anstrengung im stande war, die Formen der guten Gesellschaft aufrecht zu erhalten. Meist saß sie schweigend dabei, wenn Hendrik und Juana ihre etwas gewagte Konversation führten, und Miß Bridge in einer Art mit dem Maler kokettierte, die fast der Sitte in das Gesicht schlug. Daß Hendrik darauf einging, konnte man nicht gerade sagen, aber er ließ es sich gefallen und lachte dazu, wie er auch hinter ihr her lachte, obgleich er sie gegen Vera stets in Schutz nahm. Eines Tages konnte sich sogar Juana, die in diesen Dingen eine seltene Unbekümmertheit besaß, der Eiseskälte, die ihr von Vera entgegengebracht wurde, nicht mehr verschließen, und etwa eine Stunde später, als sie ter Welp im Lesezimmer, in das sie sich zurückgezogen hatte, um Briefe zu schreiben, antraf, ließ sie ihn dafür die Schale ihres Zornes auskosten.

„Ich begreife nicht," sagte sie mit funkelnden Augen, die Feder in das Papier bohrend, „wie Sie den Mut haben können, mir hierher zu folgen; Ihre Frau Gemahlin wird sogleich als Racheengel erscheinen."

Er setzte sich an ihre Seite und sah sie belustigt an.

„Ich bin gar nicht furchtsam, Miß Juana, denken Sie nur." Dabei kam ihm erst zum Bewußtsein, daß es wie furchtbarer Hohn aus ihren Worten geklungen, als sie von seiner Frau gesprochen, er sah sie daraufhin prüfend an, sah aber nur den funkelnden Ärger in Ihren Augen und um den hochgezogenen Mund.

„Sie ist eifersüchtig auf mich," stieß sie unbeherrscht heraus, und schloß die Hand, die auf ihrem Schoß lag, zur Faust.

„Eifersucht ist stets eine Schmeichelei, eine Huldigung für den Mann dem sie gilt, selbst wenn sie Qualen bereitet."

Sie lachte spöttisch. „Es ist gut, daß Sie wenigstens nicht zu streiten versuchen! Wissen Sie, was ich finde? Es muß ein gräßliches Ding für einen Mann sein, wenn seine Frau verliebt in ihn ist, weil sie alsdann darauf besteht, ihm eine allzu große Dosis ihres lieben Ichs zu verabreichen. Die richtige Konsequenz daraus muß sein, daß er sie schließlich verabscheut."

Ter Welp blickte vor sich nieder, er empfand plötzlich, daß er von Vera eigentlich zu wenig besaß; weder ihre Person, noch ihr innerliches Leben, nur ihr Herz, und daß das ein großes, edles, allem Unreinen abholdes Herz war, das hatte er an sich selbst erprobt, aber das genügte ihm doch nicht ganz.

Hastig stand er auf und verabschiedete sich mit ein paar Worten, dann eilte er zu Vera hinauf. Sie stand am Fenster ihres Salons, der auf die Lagune hinausführte, hörte auf das Anschlagen der Wellen, den taktmäßigen Ruderschlag einer vorüberziehenden Gondel und empfand den sumpfigen Geruch, der aus dem Kanal emporstieg, mit körperlichem Unbehagen. Er trat hinter sie und legte den Arm um ihren Leib.

„Vera, mein Lieb, Du bist traurig," sagte er zärtlich.

Sie lehnte den Kopf an seine Brust und schloß die Augen, ihre Wimpern waren feucht. Da sie wirklich betrübt und niedergedrückt gewesen, erfüllte sie sein Kommen mit namenloser Freude.

„Ich glaube, ich war thöricht, Hendrik, ich hatte Heimweh," flüsterte sie.

„Nein, das hattest Du nicht, Miß Bridge war schuld daran. Wollen wir nach Rom gehen, Lieb?"

Sie fühlte, daß er ihr unausgesprochenes Gefühl verstanden, daß er bereit war, demselben Konzessionen zu machen, und sie schämte sich nun desselben. Alles, was sie gequält, verschwand ja bei seinen Worten wie Nebel vor der Sonne, aber wovon sie keine Ahnung hatte war, daß ihn ihre keusche Zurückhaltung, so sehr sie ihm imponierte, und so neu sie ihm blieb, gleichzeitig reizte und doch unbehaglich machte, wenn er sie mit Juanas rücksichtslosem Entgegenkommen verglich, obgleich er genau wußte, diese war im Vergleich zu Vera nicht wert, ihr die Schuhbänder aufzulösen.

„Nein, mein Hendrik," versicherte sie ihm eifrig, „ich werde mich beherrschen lernen. Nur ein paar Wochen noch, und alles ist ja vorüber."

Sie lechzte danach wie eine Verschmachtende, während er nur von Zeit zu Zeit das jäh aufwallende Bedürfnis nach festen Lebensformen empfand, ihm brachte ja jeder neue Tag neues. — Juana empfand die Nachwehen dieser Stunde einen ganzen endlos langen Nachmittag, dann lenkte Hendrik ihr gegen-

Digitized by Google

über wieder in seine alten Bahnen ein, und diesmal schwieg Vera dazu.

Eines Abends saßen sie zu dreien im Lesesalon, bei geschlossenen Fenstern, da es draußen kühl war. Es war ein Bild gemütlichsten Familienlebens, das sie für jeden Fremden darboten, in ihrem Winkelchen auf den fahlblauen Plüschsesselchen um den niederen bequemen Tisch. Hendrik rauchend, Juana müßig daliegend, und Vera mit einer Scheinarbeit in den Händen, schön und verhältnismäßig schweigsam, wie immer, wenn sich die zügellose Zunge der Amerikanerin in ihrer Gesellschaft befand.

„Ich wünschte," sagte Juana zu ter Welp, der eben eine Bemerkung über den nordischen Winter gemacht, dem sie nun in wenigen Tagen entgegenfuhren, „Sie brächen den Fuß, oder es passierte Ihnen sonstwie irgend etwas Unangenehmes, das Sie hier festhielte. Gesellschaft wollte ich Ihnen in solchem Fall wohl aufopfernd leisten, aber Sie abreisen zu lassen und in dem langweiligen Venedig allein zurückbleiben müssen, ist mir abscheulich."

Vera hatte empört aufgesehen, aber ehe sie noch sprach, lachte ter Welp seiner jungen Verehrerin in das Gesicht. „Ich kann nicht sagen, daß Ihre freundlichen Wünsche an einer zu großen Gutmütigkeit kranken. Mir ist es schon lieber, sie gehen nicht in Erfüllung.

„Und wer sagt Ihnen, daß ich gutmütig bin, ja, nur sein will," fuhr sie mit blitzenden Augen auf. „Gutmütig! Dies Prädikat überlasse ich neidlos meinen deutschen Schwestern. Eine Egoistin bin ich, nichts weiter, und will gar nichts anderes sein."

„Dann," meinte ter Welp heiter, „werden Sie es keinem Manne verdenken können, wenn er sich lieber an ein deutsches Mädchen hält, als an eine freie Amerikanerin."

Sie kräuselte die Lippen.

„Mag er, wenn er das Kühne, Geniale in der Frauennatur nicht zu schätzen versteht! Um einen Mann, der mit offenen Augen nach lebenslänglicher Langeweile greift, dem die am Spalier gezogene Weiblichkeit genügt, ist es wahrhaftig nicht schade! Wenn wir alle in demselben Futteral stäken, — welch horribler Gedanke!"

Vera hatte ihre Arbeit in den Schoß sinken lassen und sah Juana an, heftiger Zorn regte sich in ihr; sie fühlte ganz gut das Provozierende in der Art und Weise dieses Mädchens ihr gegenüber, den Wunsch, sich bizarr und originell auf ihre Kosten zu geben, um Hendrik zu blenden. Bisher hatte sie dazu geschwiegen, aber heute abend war sie gereizt und nervös, sie konnte es sich nicht versagen, diesmal ihre Meinung auszusprechen.

„Ich glaube," sagte sie so gelassen wie möglich, „Ihnen, Miß Bridge, wäre ein Futteral — um mich Ihres eigenen Ausdrucks zu bedienen — zuweilen recht nötig. Mag Ihnen immerhin Weiblichkeit und Zurückhaltung als überflüssige Form erscheinen, es giebt Menschen genug, die gerade darin das beste Gut der Frau erblicken, denn es gehört zu unserem Geschlecht, so lange wir Selbstachtung behalten wollen, oder gilt Ihnen die auch nichts nach Ihren Ansichten?"

Juana fuhr auf, ihre Nasenflügel bebten, ein häßlicher Zug grub sich von der Nase herab zu den Mundwinkeln.

„Lassen Sie meine Person aus dem Spiel, bitte," rief sie, mühsam beherrscht, mit funkelnden Augen, „und glauben Sie mir nur, daß mancher in einen Tugendmantel gehüllt ist, den er nicht verdient, während andere den Mut der Wahrheit für sich haben. Zu diesen gehöre ich! Man muß dazu freilich einen größeren Geist, ein reicheres Gemüt haben als die Alltagsseelen, die heimlich stehlen, wo wir offen fordern. Die Weiblichkeit mag darunter leiden, die Selbstachtung nicht, und ich sehe nicht einmal den Grund ein, warum es gerade so sein muß, da wir allesamt die gleichen Menschen sind."

Hendrik war bei dem heftigen Aufeinanderprallen der beiden Frauen aufgestanden und hatte einen Fensterflügel geöffnet, ihm wurde äußerst unbehaglich. Nichts war ihm verhaßter wie Streit, und diesmal hielt nicht einmal seine Eitelkeit dem gegenüber genügend Stand, obwohl er wußte, es handle sich, wenn auch unausgesprochen, um einen Kampf um ihn. Er war feig genug, eine Interpellation an seine Meinung zu fürchten, die, wie sie auch ausfiel, immer auf einer Seite Schmerz bereiten mußte, und während er sich weit aus dem Fenster lehnte, konnte er doch nicht umhin an Veras Schönheit zu denken und gleichzeitig an Juanas funkelnde Leidenschaft, — einen Tropfen davon in Veras Blut — aber das war ein eitler Wunsch.

Frau von Konreuth wickelte ihre Arbeit zusammen und erhob sich.

„Ich ziehe es vor, Ihnen das Feld zu räumen," sagte sie hochmütig, „in dieser Art und Weise eine Polemik zu führen, ist nicht nach meinem Geschmack." Sie grüßte und entfernte sich, es Hendrik überlassend, ob er ihr folgen würde.

Und er kam . . . aber nicht ohne vorher Juanas Augen begegnet zu sein, die flammend an ihm hafteten, während sie mit untergeschlagenen Armen und aufeinandergebissenen Zähnen dasaß. Hinter ihrem Sessel zögerte er ein wenig, sie dauerte ihn, denn er glaubte ihren Charakter gut zu kennen, dann strich er flüchtig über ihr aschblondes Haar, es war die erste Liebkosung, die sie von ihm empfing.

„Welch ein Feuerkopf," sagte er halb scherzend, halb befangen, „das Blut Ihrer spanischen Mutter rollt heißer in Ihnen, als wir es gewohnt sind."

Sie zuckte auf, ihre Hände griffen in die Luft, als suchten sie die seinen oder wollten sie fortstoßen, er ließ ihr nicht Zeit zu dem, was sie beabsichtigte, sondern ging.

Sie sah ihm nach, dann begann sie zu lachen, und aus dem Lachen wurde urplötzlich ein wildes, leidenschaftliches Schluchzen. Sie warf sich in den Stuhl und biß in die Polster, um es zu ersticken. Hatte sie geglaubt, daß er bleiben würde?

Hendrik begleitete Vera die Treppe hinauf; vor ihrer Thür küßte er zwar zärtlich aber flüchtig ihre Hand und ging dann den langen Korridor hinab,

Digitized by Google

die zweite Treppe hinauf in sein Zimmer, dessen Thür sie hinter ihm zufallen hörte, so lange blieb sie zögernd vor der ihrigen stehen.

Er hatte mit keinem Wort den Streit zwischen ihr und Juana berührt, für keine Partei ergriffen, vielleicht war es gerade das, was sie traurig machte. Ganz eins wollte sie sich fühlen mit dem Manne, den sie leidenschaftlich liebte, — sein Empfinden ihr Empfinden, — und nun konnte sie den unbehaglichen Zweifel nicht loswerden, daß er vielleicht nur aus Courtoisie geschwiegen, daß er im Herzen auf Juanas Seite gestanden. Sie trat an das Fenster und sah in die wunderbare sternschimmernde Nacht hinaus; ihr war traurig zu Mut, herzbeklommen.

„Wie kleinlich ich werde," dachte sie im Zorn auf sich selbst. „Warum stelle ich nur immer mein kleines Ich überall voran und bin intolerant gegen ihn, den ich doch mehr liebe als mein Leben. Er ist ein Künstler — er muß anders veranlagt sein als wir Durchschnittsmenschen, und ich möchte doch gerade kein Jota seiner sonnigen, leichtherzigen Natur missen. Ich allein habe mich zu ändern — und ich will es." —

Er pfiff droben eine heitere Melodie; jeder Ton drang deutlich zu ihr herab. Wahrscheinlich lag er im Fenster und rauchte noch eine Cigarette. Eine leidenschaftliche Sehnsucht nach seiner Nähe befiel sie plötzlich, sie faltete die Hände und preßte sie an ihre Brust.

Was hätte sie darum gegeben, ihn in diesem Augenblick an ihrer Seite zu haben, alle Zweifel und Bangigkeit ihrer Seele unter seinen Liebkosungen vergessen zu können, denn eigentümlich niedergedrückt und bange war ihr trotz aller Vernunftgründe zu Sinn. Auf einmal stand Schrattenbach vor ihrer Erinnerung, ohne daß sie wußte, wie sie darauf gekommen.

Er würde, dessen war sie sicher, genau dasselbe empfinden wie sie, in jeder Lebenslage. Da brauchte es gar keine Worte zur Verständigung, ein Blick, ein leises Zucken der Mienen hätte genügt.

Niemals war sie sich so sehr bewußt gewesen, daß zwischen dem Doktor und ihr ein starkes, sympathisches Band bestand, daß nicht einseitig zu lösen war, niemals war ihr der Gedanke so trostlos vorgekommen, daß seine Liebe für sie von jetzt ab trennend zwischen ihnen stand. Sie kam sich plötzlich einsam und verlassen vor, denn der Gedanke folterte sie unablässig, daß sich Hendrik von einer Juana schlimmstenfalls trösten lassen würde. — Sie legte die Hand über die Augen, denn sie schämte sich der Thränen, die darin standen.

* * *

Der Tag der Abreise war gekommen. Vera stand am Vormittag in ihren Zimmern und beaufsichtigte Auguste beim Einpacken. Obgleich sie diesen Zeitpunkt herbeigesehnt hatte, seitdem Miß Bridge ihren Lebensweg kreuzte, überfiel sie doch jetzt ein Trauern, wenn sie daran dachte, daß für die nächste Zeit zwischen ihr und Hendrik eine gewisse, wenn auch nur räumliche, Trennung eintreten müsse.

Er saß im Salon auf dem Sofa, eine Cigarette zwischen den Lippen, die Hände unter dem Kopf und sah dem Zerstörungswerk gemächlich zu. Vera hatte es verstanden, sogar dieser uniformen Pension ein gewisses Heimatsbehagen aufzudrücken, indem sie die Zimmer mit kleinen und größeren Kostbarkeiten, die sie auf ihrer Reise gekauft, ausschmückte, gerade, als sei sie zu Hause.

Sein Blick schweifte zu ihrem Gesicht empor, als sie ihre Anordnungen traf, und blieb verwundert an dem Ausdruck schmerzlicher Abschiedsstimmung hängen, der sich darauf spiegelte, während Auguste die Bilder, Stickereien und Schnitzereien aufnahm und hinaustrug.

„Du bist doch eine wunderliche Frau, Vera," sagte er daraufhin. „Ich glaube, jetzt wird Dir das Scheiden schwer und vorher konntest Du die Zeit nicht erwarten, bis wir heimkamen."

„Ich lasse die glücklichste Zeit meines Lebens hinter mir," erwiderte sie langsam.

Er sprang auf. „Aber nur, um einer noch glücklicheren entgegenzugehen! Vera, mein Lieb, es giebt keine Zukunft, die uns jetzt noch trennen kann."

Sie sah ihm tief in die Augen. „Ich weiß es, Hendrik! Mein Glaube an Dich ist so groß, so unerschütterlich, daß mir für Zweifel kein Raum bleibt, ebenso gewaltig, wie meine Liebe zu Dir. Du bist mir alles, wirst mir alles sein, und doch hat der Wechsel für mich etwas niederdrückendes."

Er schloß sie in die Arme und küßte sie.

„Vera, nach diesem Wechsel sehne ich mich namenlos. Unser jetziges Verhältnis ist eine Halbheit, eine Unnatur. Ich brenne darauf, Dich stolz aller Welt zu zeigen als mein Weib."

Sie hätte ihm die Hände küssen mögen für diese Worte. Wie dankbar war sie ihm! Ja, auch sie sehnte sich danach, sein Weib zu sein, trotzdem sie es verschwieg. Er blickte über das im Sonnenlicht funkelnde Wasser der Lagune, während er sie schweigend im Arm hielt.

„Wir kommen wieder," sagte er, wie aus tiefen Gedanken heraus. Sie lehnte sich an ihn, so zärtlich und vertrauend, wie nur es diese Frau konnte, und lächelte.

„Ja! Alles, wie Du es willst."

Dann ging er hinab, um ihre Rechnung zu begleichen, sprach mit Wirt und Portier, bestellte eine Gondel und schlenderte nun langsam durch das Vestibül bis dicht an die Steinstufen, an die das Wasser schlug, heute nur ganz leise, wie im Schlaf.

Als er sich umwandte, stand Juana nicht weit von ihm, so, als hätte sie ihn schon lange still beobachtet. Ihr Gesicht sah schmaler und blasser aus wie sonst, in ihren Augen lag ein unruhiges Flackern, und die Lider hatten einen feinen, rosigen Anflug, wie nach vergossenen Thränen.

Ihm that es plötzlich leid um das arme Ding, das hier einsam zurückblieb, während er seinem Glück entgegenfuhr; daß ihr Herz mit ihm ging, wußte er ganz genau, und bei der steinreichen Erbin, die täglich Dutzende von Anbetern zu ihren Füßen sehen konnte,

Digitized by Google

wenn sie nur wollte, schmeichelte ihm das mehr, als bei einer anderen.

„Ich nehme Abschied, Miß Juana," sagte er fast etwas schwermütig, warf noch einen Blick auf das Wasser und wandte sich ihr dann ganz zu; seit jenem Abend sah er sie zum ersten Mal wieder.

„Das sehe ich!" Sie hatte wieder ihren gelben Bastmantel mit den vielen Spitzen und Schleifen an, in dem sie damals in Verona zu ihnen in das Coupé gestiegen, aber ihre Haltung war etwas müde und auch die Stimme nicht so frisch wie sonst.

„Lachen Sie mich aus, wenn ich sage, daß es mir schwer wird?" fragte er, mit dem teuflischen Hintergedanken, sie ein wenig zu quälen und zu sehen, wie weit ihre Selbstbeherrschung ging.

Er wußte ja, daß das Abschiednehmen im Leben einer jeden fühlenden Frau ein kritischer Moment ist.

„Wasser giebt es überall."

„O, vom Wasser rede ich nicht, auch nicht einmal von Venedig, ich spreche von Ihnen, Miß Juana."

Sie zuckte zusammen und wurde rot, schwieg aber, auf ihre Stirn grub sich eine kleine Falte.

„Warum haben Sie sich die letzten Tage so versteckt gehalten?" fragte er, ihr näher tretend. „Sie waren weder bei der Table d'hote, noch hier unten."

„Ich war eingeladen." sagte sie einsilbig.

„Wirklich? Gerade die letzten Tage?" Seine Augen fragten beredter als sein Mund.

„Ja!"

„Etwa wieder eine kleine Werbung in Aussicht?" fuhr er heiter fort. „Ein Duca oder Prinzipe?"

Sie sah ihn zornig an, bisher hatten ihre Augen an dem silbern schimmernden Wasser gehangen, „Was geht es Sie an?" fragte sie schroff.

„Nichts! Oder vielmehr alles! Ich will, daß Sie glücklich werden. Ich möchte es Ihnen herabholen, das Glück, und zu ihren kleinen Füßen legen, denn — ich habe Sie lieb gewonnen, Juana."

Er wußte kaum, daß er den alten, sinnbethörenden Ton wiedergefunden, der ihm Frauen gegenüber immer so leicht zum Siege verholfen, er wollte sie trösten und vielleicht auch seine Macht bestätigt sehen, ohne, daß er sich dabei eines Unrechts bewußt war. Was denn auch weiter, in ein paar Stunden reisten sie ja ab, auf Nimmerwiedersehen!

Sie war totenblaß geworden und verzog spöttisch den Mund. „Lügen Sie nicht! Mein Glück geht Sie gar nichts an," sagte sie herrisch.

„Sie verkennen mich völlig. Aber wie dem auch sei, Juana, lassen Sie uns wenigstens freundlich Abschied von einander nehmen, jetzt, so lange wir noch allein sind. Versprechen Sie mir, daß Sie mich nicht ganz vergessen wollen."

Er streckte ihr die Hand entgegen. Still und stumm, mit finster gefalteten Brauen legte sie ihre kleinen, kalten Finger hinein, ein wildes, wahnsinniges Schluchzen erstickte sie fast, indem sie es herabzwang.

Er drückte seine Lippen ein-, zwei-, dreimal auf die leblose Hand, dann küßte er jeden Finger einzeln. Auf einmal am Ringfinger zuckte er schmerzhaft zusammen, als er den Kopf hob, stand ein kleiner, klarer Blutstropfen auf seiner Unterlippe. Mit dem Taschentuch darüber wegwischend, sagte er scherzhaft:

„Da sehen Sie es; in der letzten Stunde dürstet Sie noch nach meinem Blut, und ich muß es widerstandslos hergeben."

Sie sah ihm wie verloren in das Gesicht, es war, als ob ihre Augen den kleinen Blutstropfen trinken zu wollen schienen, als konzentriere sich ihre ganze Lebenskraft in diesem einzigen Pünktchen, dann, tief aufseufzend, blickte sie auf ihre Hand herab. Kostbare Steine funkelten an dem einen Finger, die Fassung eines derselben mußte die kleine Verletzung herbeigeführt haben.

„Schicken Sie die Ringe zum Juwelier," sagte Hendrik, sich noch einmal über die Lippe fahrend, „Sie könnten die wertvollen Steine sonst verlieren, und das wäre schade."

Da sah sie ihn an, tief, leidenschaftlich aufflammend, als wollte sie bis auf den Grund seiner Seele dringen. Ihre Linke tastete prüfend über die Ringe, sie fühlte an dem einen — einem wundervollen Solitär — die scharf gewordene Goldecke und zog ihn langsam vom Finger.

Sie stand so, daß ein verirrter Sonnenstrahl, der in das Vestibül drang, gerade auf die Facetten des Steines fiel und ihn aufsprühen ließ in einer ganzen Strahlengarbe, aber sie senkte die Augen nicht darauf nieder. Immer noch ter Welp ansehend, holte sie blitzschnell mit dem Arm aus — ein funkelnder, tanzender Sonnenstrahl, der sich aus dem Vestibül im Bogen in das Sonnenlicht draußen ergoß — die Lagune hatte den kostbaren Ring in ihren Fluten begraben.

Einen Augenblick stand Hendrik ganz erstarrt, dann erst begriff er.

„Juana!" schrie er auf.

Und impulsiv, wie ihr ganzes Thun, erfaßte auch ihn diese gewaltige Huldigung, er riß sie in seine Arme und küßte sie heiß auf den Mund.

Sie litt es regungslos mit geschlossenen Augen, dann richtete sie sich jäh mit der Elastizität eines zurückschnellenden Bogens auf und sah ihn triumphierend, aber ohne irgend welche Scheu, frei und offen in das Gesicht. Auch er kam allmählich wieder zu sich.

„Welch eine Thorheit," sagte er, auf die Steinstufen tretend. „Der Schmuck war sicher sehr kostbar, nun können sich die Fische daran erfreuen."

Sie lachte auf.

„Ich strafte einen Verbrecher."

„So viel bin ich Ihnen wert?" fragte er, wieder bezaubert, in halblautem Flüsterton.

Diesmal sah sie an ihm vorüber in das Sonnenlicht. „Ich bin sehr reich und habe keine Erinnerungen, die mir irgend etwas besonders lieb machen könnten. Das schwächt den Wert ab," sagte sie in ihrer alten Weise.

„Nein, Juana, gewiß nicht. Und mit diesem Letzten lassen Sie uns scheiden, es giebt nichts, was mir den Gedanken an Sie lieber, eigenartiger, größer machen könnte."

Sie reichten sich die Hände und trennten sich

Digitized by Google

eilig, fast wie zwei kaum Bekannte, aber ter Welp nahm ein sonderbares Gefühl mit sich fort.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Sophie Schröder hatte das Palais Konreuth mit Guirlanden von Tannen und Buchsbaum schmücken lassen, dem kargen Grün, das man dem nordischen Winter abringt, sie selbst stand mit ihren beiden Kindern auf der Schwelle des Vestibüls, ihre gütige Herrin würdig zu empfangen. Aber Vera kam zerstreut, mit schwerem Herzen und nur mühsam unterdrückten Thränen. Diese kurze Trennung von Hendrik schien ihr geradezu unerträglich; als wäre damit das Band zerrissen, das sie bisher mit einander verknüpft hatte. Fast zwei Tage ungewohnten Alleinseins lagen vor ihr, denn sie selbst war es gewesen, die ihn gebeten, erst in später Stunde, nachdem die Testamentseröffnung vorüber, zu ihr zu kommen. — Sie streichelte den verschüchterten Kindern das stumpfe, dünne Haar, dankte der Schröder für den Empfang, gab sich Mühe, etwas zu genießen, ihre Bewegung zu verbergen, aber die Thränen saßen ihr in der Kehle und machten es fast zur Unmöglichkeit. Auch in der Einsamkeit ihres Schlafzimmers wurde es nicht besser, ein namenloses bedrückendes Etwas quälte sie unaufhörlich.

Als sie am nächsten Morgen erwachte, tickte der Schnee sanft und leise an ihr Fenster, bauschte sich in zierlichen Hügeln davor auf und hüllte alles Sichtbare in seine glatte, weiße Decke, Vera schauderte, indem sie hinaussah, ein Sonnenstrahl hätte sie vielleicht aufrichten können, dieses farblose Grau in Grau konnte nur ihre Stimmung verschlechtern.

Zu zwei Uhr hatte der Justizrat des Verstorbenen seine Ankunft gemeldet, etwas früher fand sich das Staatsrätliche Haus ein. Hilde begrüßte Vera nach der langen Abwesenheit mit dem ganzen Jubel ihrer einsamen Seele, aber sie hatte bald das Gefühl, als sei es nicht mehr die Alte, die sie so zärtlich an sich drückte, als gebe es eine unsichtbare, trennende Mauer, die sich zwischen ihnen in der langen Zeit der Abwesenheit aufgerichtet hatte. Enttäuscht und traurig ließ sie die Arme sinken. Sie hatte sich so leidenschaftlich nach diesem Wiedersehen gesehnt, vage, träumerische Hoffnungen hatten sich an Veras Rückkehr für sie geknüpft, — nun war es ihr plötzlich, als habe eine kalte Hand das alles weggewischt, als stände sie einsamer und freudloser denn je im Leben da.

Der Staatsrat schüttelte seiner Cousine herzlich die Hand; er fand sie frischer, üppiger und schöner denn je, sie ihn alt, verfallen und abgemattet, aber jeder behielt klüglich seine Eindrücke für sich. Es war Vera schon eine Beruhigung, daß Georgine augenscheinlich über ihre Beziehungen zu ter Welp dem Gatten gegenüber geschwiegen haben mußte, denn sonst hätte Emil sicher nicht diese unbefangene Harmlosigkeit an den Tag legen können. Im Grunde konnte es ihr ja gleich sein, wie ihre Verwandten von ihr dachten, sie war frei und unabhängig, aber wie jedes sensitive Frauengemüt, hatte sie einen gewissen Horror davor, Sachen, die ihr Empfindungleben berührten, von anderer Seite neugierig oder boshaft bekrittelt zu sehen, deshalb hatte sie in ihrer Ehe geschwiegen, deshalb schwieg sie auch jetzt mit einem befreiten Aufatmen. Fast fühlte sie sich dadurch in Georgines Schuld, und so fiel die Begrüßung der beiden einander so unähnlichen Frauen wärmer aus, als sie sich selbst je gestanden.

Die Staatsrätin benutzte das. Sie umfaßte die hohe, schlanke Gestalt und zog sie ins Nebenzimmer.

„Ich muß Dich ansehen, Vera," flüsterte sie halblaut mit erstickem Kichern, „inwieweit Du noch dieselbe bist. Hat ter Welp nicht sehr viel von der Gloriole eingebüßt, mit der Du ihn Dir noch schmücktest, als wir uns zum letzten Mal sahen?"

Vera wurde dunkelrot.

„Wie willst Du das verstanden haben, Georgine?"

„Himmel! Ich meine, daß ein Mann, wie ter Welp, auf die Dauer recht unbequem, ja, beinahe unerträglich werden muß."

„Du irrst. Ich liebe ihn noch ebenso wie bisher, ja, wenn es möglich wäre, noch tiefer, heißer, bewußter. Ich ersehne die Stunde, die uns für immer verbindet."

Die Staatsrätin schüttelte den Kopf.

„Und er?"

„Ihm geht es wie mir."

„Ich glaube beinahe," — sagte Georgine, dann brach sie ab, sei es, weil sie die Fortsetzung scheute, sei es, weil sich nebenan eine Bewegung kund gab, der Justizrat war gekommen. —

Man ging in Lorenz Konreuths Wohnzimmer hinüber, in dem er seine Testamentseröffnung angeordnet hatte. Da das Zimmer lange nicht benutzt gewesen, herrschte eine kühle, beklemmende Luft darin, die sich den Eintretenden unangenehm auf die Lungen legte. An der einen Seite des großen Raumes standen vier hochlehnige Stühle für die Zuhörer, nicht weit entfernt davon ein kostbar ausgelegter kleiner Tisch, auf den Sophie Schröder zwei Wachskerzen und ein Glas Wasser gestellt hatte, in dem dunklen Bewußtsein, daß dieser feierliche Akt auch eine gewisse Vorbereitung nach außen hin erheische.

Der Justizrat, ein kleiner, kahlköpfiger Herr, der nur in den aller lockersten Beziehungen zu der Konreuthschen und Herskottschen Familie stand, hatte es offenbar eilig, er ging sofort auf seinen Platz zu und ließ sich darauf nieder, auch die anderen setzten sich, allmählich von jenem bleischweren, unbehaglichen Gefühl durchdrungen, das von solchen Sachen untrennbar ist.

Der Justizrat hob das Testament auf und zeigte die unverletzten Siegel, als er sie erbrach, rauschte und knitterte das Papier unter seinen nicht mehr ganz festen Händen. — Das Testament war ein Jahr nach Veras Hochzeit datiert, es fiel so ziemlich mit dem Todestag ihres Vaters zusammen, mußte die junge Witwe denken, als sie das Datum verlesen hörte: Und dann weiter . . .

„Ich, Lorenz von Konreuth, im Besitz meiner vollkommenen geistigen Gesundheit, ernenne hiermit

Digitized by Google

meine Ehefrau, Vera Eleonore geborene von Welken zur Universalerbin meines gesamten Vermögens, bestehend aus meinem Hause mit sämtlichen Liegenschaften und dem, beim Bankhause X deponiertem, barem Gelde, ohne ihr im Verbrauch desselben irgend welche Beschränkung aufzuerlegen . . ."

Georgine schloß die rechte Hand zur Faust und einen Augenblick die Augen, das gewaltige Vermögen, das da in so trockenen Angaben von den Lippen des Justizrats fiel, versetzte ihr den Atem. Sie hatte es ja gewußt, daß Lorenz sehr reich war, aber es nun so nennen und aufzählen zu hören, und mit brennendem Neid und leeren Taschen dabeizusitzen, ohnmächtig zusehen zu müssen, wie ihr das alles entglitt, war eigentlich mehr, wie sich ertragen ließ.

Der Welp hatte sich ein warmes Nest gesucht! —

Und Vera saß regungslos neben ihr, mit den Augen den leise fallenden Schnee verfolgend, während sich ihre Gedanken mit dem einst und jetzt verwoben, so daß sie kaum auf die nächsten Worte hörte. Die Erbschaft an sich war ihr gleichgiltig, so sehr sie den Mangel an Geld und Gut in ihrer Jugend bitter empfunden hatte, aber daß sie ihr nun zufiel, sie in den Stand setzte, für den geliebten Mann zu sorgen, freute sie, und außerdem war sie sich bewußt, sie in den langen, schrecklichen Jahren ihrer Ehe mit Schmach, Aufopferung und Demütigung erkauft zu haben. —

„Dafern sie mir bis zu meinem Tode eine treue Pflegerin bleibt," las der Justizrat inzwischen weiter. „Für diesen Fall bitte ich meinen Vetter Emil von Herskott, sich irgend ein kostbares Stück meiner Einrichtung zur Erinnerung zu wählen, bestimme meiner Cousine Georgine den echten Rembrandt im großen Saal, und meiner Nichte Hildegard eine Aussteuer aus den Mitteln meiner Frau bis zu zehntausend Thaler . . ." Folgt die Unterschrift des Erblassers und seiner Zeugen.

Der Justizrat hielt inne, Georgine erhob sich ungestüm, sie zitterte vor Zorn, die Überlassung des Bildes schien ihr ein Hohn, der sie um den letzten Rest Selbstbeherrschung brachte.

„Noch einen Augenblick, meine Gnädige," sagte der Justizrat, das Blatt wendend. „Bitte! Hier befindet sich noch ein Kodizill, vier Jahre später hinzugefügt, und es lautet:

„Sollte meine Gattin sich wieder verheiraten wollen, gleichviel an wen, so geht sie sowohl meines Hauses nebst Liegenschaften, als auch meines ganzen Vermögens verlustig und hat nur noch den Pflichtteil zu beanspruchen. Zu diesem Nachtrag zwingt mich die Voraussetzung, daß eine so schöne Frau, wie die meine, wohl um ihrer selbst geliebt und geheiratet zu werden verdient, und dessen ist sie nur sicher, wenn sie mein großes Vermögen nicht ebenfalls in die Ehe mitbringt; diese meine Anordnung verdient mir also jedenfalls ihren Dank, da sie daran zugleich den Prüfstein für ihre etwaigen Freier hat. — In diesem Fall also geht mein ganzes Vermögen ausschließlich an meine Nichte Hildegard über." —

Der Justizrat räusperte sich leise und schlug den großen gelben Bogen wieder in seine alten Falten, über der Versammlung lag tötliches Schweigen, zu jäh und unerwartet war dieser Umschwung gekommen. Der Staatsrat allein fand so viel Fassung, daß er sich höflich von dem Juristen verabschieden konnte; Vera saß so still und stumm da wie vorher.

Endlich, als sie ganz unter sich waren, sprang Georgine auf.

„Sagte ich es Dir nicht, Vera? O, meine Ahnung! — Noch aus dem Grabe heraus mußte Lorenz irgend eine Teufelei ausüben, das sieht ihm so recht ähnlich." — Ihre Wangen brannten, ihre Augen glühten, nur Mitgefühl für Vera konnte sie kaum so erregen. Wie anders dagegen der Staatsrat! Er nahm Veras beide Hände in die seinen.

„Du armes Weib!" sagte er mitleidig, „aber laß es Dich nicht kümmern, wer Dich liebt, fragt nichts nach Deinem Geld, wenn je eine Frau, hast Du es wahrlich verdient, nur Deiner selbst willen begehrt zu werden."

Sie sah ihn dankbar an, seine Worte waren ihr ein Trost, sie wußte eigentlich kaum weshalb. Der Welp stand ihr viel zu hoch, um auch nur mit einem Gedanken die Lauterkeit seiner Gesinnung gegen sie in Zweifel zu ziehen. Das lähmende, erstarrende Gefühl, das sie empfand, konnte also nur der Erinnerung an Lorenz gelten. Sie meinte es wieder vor sich zu sehen, das häßliche, boshafte Gesicht, das durch die schmale, kleine Kopfform Ähnlichkeit mit einer Schlange erhielt; das ihm eigentümliche Schurren der Füße zu hören, und schreckhaft zuckte sie zusammen, als Hilde ihr liebkosend die Hand auf die Schulter legte.

„Mich läßt Du es nicht entgelten dies Testament, nicht wahr, Vera?" fragte sie mit Thränen in den Augen.

Frau von Konreuth lächelte zärtlich in ihr erregtes Gesicht.

„Ich wünsche Dir Glück zu der Erbschaft, Hilde, niemand gönne ich sie lieber als Dir."

Der Staatsrat war inzwischen mehrmals im Zimmer auf- und abgegangen, den Kopf gesenkt, die Hände auf dem Rücken ineinandergelegt.

„Wenn ich alles bedenke," sagte er jetzt, endlich stehen bleibend, „so läßt sich das ganze Kodizill angreifen, Vera. Lorenz war vor vier Jahren sicherlich geistig nicht mehr ganz gesund, Schrattenbach kann Dir das bestätigen. Das läßt sich zweifellos machen! Sprich einmal mit ihm darüber und dann erhebe sofort Einspruch."

Der Staatsrat war ganz erregt geworden, während er sprach. Seine Natur von Innen heraus viel zu anständig, um bei einem augenscheinlichen Unrecht auch nur einen Gedanken daran zu haben, daß ihm dadurch vielleicht Vorteil erwachsen könnte. „Oder ist es Dir lieber, wenn ich mich danach erkundige?" setzte er noch hinzu, ohne die Hand seiner Frau auf seinem Arm anders als mit zustimmendem Druck zu empfinden.

Aber Vera stand auf und schüttelte energisch den Kopf.

„Nein, lieber Emil, das sollst Du nicht. Wie kannst Du nur glauben, daß ich den Versuch machen

Digitized by Google

würde, an Lorenz' Testament zu rütteln. Sein war das Geld, und er hat darüber nach Gutdünken verfügt, ich ordne mich dem selbstverständlich unter. Ich will meinen Namen nicht in die Öffentlichkeit schleppen lassen und uns vielleicht durch Prozesse entzweien. Laß es wie es ist, Emil."

Er sah sie zweifelnd an, die ganze Ehrlichkeit seines Charakters gehörte dazu, um ihr das noch weiter nahe zu legen.

„Ich glaube, Du bist unpraktisch, Vera," sagte er, „und man wird es mir zur Last legen nachher. Aber schließlich ist es noch immer Zeit, darüber zu sprechen, sobald Du heiraten willst."

„Und zwar einen Mann, den es vor allen Dingen nach Deiner Mitgift verlangt," schaltete Georgine ein. „Es ist ja nicht jeder nur auf Reichtum erpicht, und Du bleibst ja trotzdem immer noch eine ganz gute Partie. So unrecht hat Lorenz nicht mit diesem Prüfstein."

Hilde stand am Fenster und weinte still vor sich hin, es kam ihr vor, als habe das Testament eine gähnende, nie zu überbrückende Kluft zwischen ihr und Vera aufgerissen. —

Als die Dämmerung niedersank, kam ter Welp. Mit bang klopfendem Herzen und drängender Unruhe hatte sie ihn erwartet; seitdem die sichere Seelenruhe des täglichen Besitzes von ihr genommen, hatte sich ihrer eine bange Sehnsucht und verzehrende Rastlosigkeit bemächtigt, die sie ganz aus ihren gewohnten Bahnen warf. Er kam ihrem scharfen Auge abgespannt und zerstreut vor, das beunruhigte sie.

„Dir fehlt etwas, Liebster," sagte sie und nahm seine Hand in die ihrige, während sie ihn an ihre Seite zog.

Er blickte stumm vor sich nieder.

„Ja!" stieß er endlich gequält heraus und lehnte seine Stirn an ihre Schulter. „Damit Du es gleich weißt, die Hoffnungen auf Kräftigung meines Armes haben sich ziemlich trügerisch erwiesen. Ich arbeitete, aber es ging nicht. Knapp eine halbe, dreiviertel Stunden, das ist keine Ausbeute für den schaffenden Geist, der dann erst erwarmt. Auf diese Weise wird mein Arenabild kaum zur Ausstellung im Herbst fertig, und ich rechnete eigentlich nur noch auf zwei Monate."

„Nicht mutlos werden, nur nicht mutlos Hendrik," bat sie innig. „Das kommt alles immer besser, wie man fürchtet. Einstweilen kann es die ungewohnte Arbeit sein . . ."

„Ja, ja, Lieb!" entgegnete er zerstreut. „Aber lassen wir das jetzt ruhen, erzähle mir doch von dem feierlichen Akt der Testamentseröffnung. Schade, daß ich nicht dabei war."

Ein Schauer durchrann sie.

„Es war schrecklich, Hendrik! Die ganze Vergangenheit wurde wieder lebendig in mir, und dann . . ." sie stockte, — auf einmal stieg es mit qualvoller Deutlichkeit vor ihr auf, daß sie sich bisher ein gemeinsames Leben nur in diesem fürstlichen Hause gedacht, daß ter Welp Luxus jeder Art als notwendig schätzte und ihn untrennbar von ihr empfand — wie würde er das kommende aufnehmen?

Sie hatten noch kein Licht; das frühe Februardämmern füllte ihr lauschiges, kleines Boudoir mit Schatten, und so sah sie nichts von seinem Gesicht als sie sprach, und er blieb auch ganz still und regungslos sitzen, obgleich sie längst schwieg. Endlich richtete er sich auf, knirschte ein wenig mit den Zähnen und ballte die Faust.

„Der Hallunke!" sagte er zornig. „Hat er es also doch richtig fertig gebracht, sich auch nach seinem Tode noch zwischen uns zu drängen! Glaubst Du nicht, daß es ein Rechtsmittel gäbe, Dir doch noch das Deinige zu erstreiten?"

„Emil sprach davon," erwiderte sie tonlos. Eine gewaltige Angst preßte ihr plötzlich die Brust zusammen.

„Nun, dann ist doch noch nicht alles verloren, Herz. Ich werde Gelegenheit nehmen, darüber eingehend mit dem Staatsrat zu sprechen."

„Ich habe Emil gesagt, daß ich auf jeden Einspruch verzichte. An diesem Geld hat für mich kein Segen gehangen."

Er schwieg ein Weilchen. „Lieb, wie Du doch unvernünftig bist," begann er endlich ruhig. „Das mag ja sehr edelmütig von Dir gedacht sein, aber verdient hast Du Dir's redlich, die absolute Erbin Deines Mannes zu sein. Hast Du ihm nicht Jugend und Lebensmut geopfert? Ja — beinahe mich?"

Ihr Herz schlug noch immer wild. „Hendrik, wenn Du mich liebst, was kann es Dir ausmachen, ob ich seine Erbin bin? Wir werden ebenso glücklich sein in etwas beschränkteren Verhältnissen."

Er stand auf und ging im Zimmer auf und ab.

„Was sprichst Du denn von mir, Vera? Mir ist es natürlich einerlei. Wie sehr ich Dich liebe, und wie ich Dich vermisse, habe ich erst die letzten Tage empfunden, und nur das grämt mich — nein — macht mich wahnsinnig — toll — daß unsere Vereinigung nun wieder hinausgeschoben wird, Monate, lange, schreckliche Monate — denke nur!"

„Warum?" fragte sie erschrocken.

„Weil ich zu stolz bin, solch ein Opfer von meiner Gattin anzunehmen, verstehst Du das nicht? Entsagt sie um meinetwillen ihrer gewohnten Umgebung, ihrem Wohlleben und Luxus, soll sie wenigstens meinen Ruhm und meine goldene Ernte mit mir teilen. Ich will Dich nicht hinabziehen, meine Süße, ich will es nicht! Ist mein Arenabild fertig, hat es meine Erwartungen erfüllt, dann komme ich und fordere Dich mit hoch erhobenem Haupte als mein Eigentum, meinen Lohn, meine Krone — bis dahin aber müssen wir nun warten."

Er stand mitten im Zimmer hoch aufgerichtet, schlank, geschmeidig, und wenn auch das Dunkel seine Züge verbarg, sie wußte genau wie er jetzt aussah mit den leuchtenden Augen, dem bestrickenden Lächeln. Sie stand rasch auf und warf sich an seine Brust.

„Hendrik, mein Hendrik, alles will ich geduldig ertragen, nur verlaß mich nicht, ich müßte daran sterben."

Er lachte laut auf. „Ich Dich verlassen? Jemals? Als ob ich das könnte, selbst wenn ich wollte! Ich gehöre Dir ganz, mit jeder Fiber, jedem Ge-

Digitized by Google

danken, und ich weiß nur nicht, wie ich diese neue Wartezeit noch ertragen soll," setzte er mit sinkender Stimme hinzu. —

Im Lauf des ganzen Abends, wenn er sie ansah oder liebkoste, mußte er immer denken: „Wenn sie doch ein klein wenig vernünftiger wäre!" Und Vera war dagegen geneigt, das Kodizill Lorenz Konreuths zu segnen, denn nun fühlte sie mit berauschender Seligkeit, daß Hendrik sie nur um ihrer selbst willen liebte. Diese neue Wartezeit würde ja auch vergehen! —

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

„Ich bitte Dich, Hilde," sagte die Staatsrätin ungeduldig zu ihrer Stieftochter, „mache nicht solch eine Leichenbittermiene. Was fehlt Dir denn eigentlich? Seit der Testamentseröffnung von Onkel Lorenz ist Dein Mund fast um einen Centimeter gesunken. Glaube doch nicht, daß das hübsch aussieht! Was um alles in der Welt, kann Dich daran kränken, daß Du auf einmal eine reiche Erbin geworden bist?"

„Ich bin es nicht, Mama, ich will es nicht sein! Keinen Pfennig rühre ich je von dem Gelde an, das Onkels hassenswerte Rachsucht seiner Frau entzogen hat. Papa denkt wie ich!"

„Nun, was das anbelangt, bei Deinem Papa sind schon vernünftigere Reflexionen eingetreten, und ich denke, Du bekehrst Dich auch dazu in nicht zu langer Zeit."

„Niemals, Mama!"

„Dann ist es ja doppelt gut, daß man Dich nicht fragt! Sollte man es glauben," fuhr Georgine erregt fort, „daß ein armes Mädchen, wie Du, thut, als passiere ihr mit dieser Erbschaft das größte Unglück? Laß Dich nicht auslachen, Kind, von idealen Anschauungen wird man nicht satt. Und nun verlange ich von Dir, daß Du unseren Gästen heut abend ein freundliches Gesicht und liebenswürdiges Benehmen zeigst, hörst Du?"

Sie rauschte, schon in full dress, noch einmal durch sämtliche Zimmer, um einen letzten Blick umherzuwerfen. Hilde trat an das Fenster und sah gedankenlos auf die flackernden Laternenlichter der Straße. Zu niemand konnte sie ja davon sprechen, daß diese Erbschaft ihr wie ein Alp die Seele belastete. Hatte sie zuweilen noch einen Hoffnungsschimmer gehabt, wenn sie an Doktor Schrattenbach dachte, so richtete doch dieses Geld eine Mauer zwischen ihnen auf, die niederzureißen, Heinz wohl der letzte gewesen wäre. Er, der ohnehin Geld und Gut mißachtete, was sollte dem wohl ein Mädchen aus dem verachteten Genußstand, mit einer Million Mitgift! Es kam ihr selbst so unmöglich vor, daß sie mit bitterem Weh ihre Liebe einzusargen versuchte, obgleich sie da wieder deutlich fühlte, wie sehr sie ihr Inhalt und Reiz ihres Lebens geworden. Und eben, weil sie die Macht und Stärke dieses Gefühls an sich selbst erfuhr, deshalb zweifelte sie auch keinen Augenblick, daß Vera und ter Welp nichts nach dem drohenden Verlust fragten, daß nichts so wenig im stande wäre, sie zu trennen, als gerade diese Testamentsklausel und sie in jedem Fall das Opfer werden müsse.

Georgine hatte Vera zu heut abend eingeladen. Es hatte sie freilich tagelange Überlegung gekostet, denn etwas von jener romantischen Pflegegeschichte war doch trotz aller Vorsicht in die Gesellschaft hineingesickert, und die Staatsrätin war sich nicht ganz sicher, wie man ihr begegnen würde. Aber gerade, wenn Vera merkte, daß ihre Stellung erschüttert sei — rechnete Georgine — würde sie alle Hebel in Bewegung setzen, um als ter Welps Gattin wieder festen Fuß zu fassen, und das war es, was ihr als das Endziel ihres Strebens galt.

„Reich — reich werden! Auch einmal aus dem Vollen schöpfen dürfen, wie ihre vielbeneidete Cousine! Keine Sorgen, Rechnungen und Berechnungen mehr! Reich! Frei von all den drückenden Fesseln der prunkenden Ärmlichkeit. — Und Vera geschah damit nicht einmal ein Schaden, sie würde bei ihrer Veranlagung das Geld an ter Welps Seite gar nicht vermissen und glücklicher bei aller Einschränkung sein als bisher mit ihrer Million. Nur ter Welp machte ihr Sorge. Sie kannte die Männer zu genau, die schlechten Instinkte ihrer egoistischen Naturen. Könnte er sich am Ende jetzt zurückziehen?"

Unruhig grübelte sie darüber nach; aber nein, er war durch Ehre, Pflicht und Gewissen an Vera gebunden, er liebte sie auch in seiner Art, vielleicht daß der Anstand in ihm doch so weit reichte, daß er ihr sein Wort hielt. — Sie wollte dann ja auch gern thun, was in ihren Kräften stand — sie diesmal für die anderen — — ein Hochgefühl schwellte ihre Brust . . . denn Hildes Geld hatte natürlich der Vater zu verwalten, und dem war sie die erste. — —

Der Diener brachte einen Brief. Ter Welp sagte ab. Er entschuldigte sich nur im allgemeinen mit Launen und Unlust; Georgine stutzte, sie ahnte ja nicht, daß das zwischen Vera und ihm eine abgemachte Sache war. Hendrik hatte Vera darum gebeten, das erste Mal allein, ohne ihn, in der Gesellschaft zu erscheinen.

„Sie werden Dir mit ihrer Neugier nichts ersparen, mein Lieb," hatte er gesagt, zärtlich ihre Hand küssend. „Aber es ist besser, Du hältst ihnen allein stand, ich könnte mich vergessen, und da uns dies unselige Testament nun so lange noch Schranken auferlegt, will ich auch mit der ganzen Welt nichts zu thun haben."

Sie strich ihm die Falten aus der mißmutig gekrausten Stirn und versprach, allein zu gehen; was hätte sie nicht alles für ihn auf sich genommen! —

Ohne daß es in irgend einer Art und Weise greifbar zu Tage trat, fühlte Vera doch schon in den ersten Minuten ihres Aufenthalts im Herskottschen Hause, daß in Bezug auf sie nicht mehr alles so war wie sonst. Die Höflichkeiten der Damen waren kühler und kürzer, die Blicke der Männer länger und prüfender; ihr Feingefühl wurde verletzt, ohne daß sie doch sagen konnte, wodurch eigentlich. Es kam ihr vor, als wäre sie verurteilt, langsam Spießruten zu laufen, und einige Male stockte ihr mitten im Gespräch der Atem. Wie froh war sie, daß Hendrik nicht her-

Digitized by Google

gekommen, ihr hätte dann sicher die Selbstbeherrschung gefehlt, die sie jetzt in ruhiger Kühle nach Außen zeigte.

Die alte Excellenz Murbach nahm die Hausfrau einen Augenblick beiseite.

„Meine liebe, kleine Frau," sagte sie in ihrem gönnerhaftesten Ton, den Georgine innerlich haßte und doch aufnahm, als sei es eine ihr allein zuerkannte Ehrengabe. „Meinen Sie nicht, daß es eine kleine Unvorsichtigkeit Ihrerseits war, Ihre Cousine gleich so mitten unter uns hinein zu placieren? Wir sind ja gewiß alle tolerant, aber es war doch ein höchst romantischer Einfall, sich an das Krankenbett unseres schönen Malers zu begeben, und ich weiß manch einen, der ihr das verdacht hat. A propos, ter Welp! Ist er denn nicht hier?" Sie nahm die Lorgnette an die Augen und sah sich um. „Und wie stehen die beiden eigentlich jetzt miteinander?"

Georgine biß sich auf die Lippen. „Ich bin nicht ihr Beichtvater, Excellenz," sagte sie lächelnd. „Aber trotzdem — ich glaube — nun, es wäre ja nicht gerade eine Mesalliance für Vera. Und was ter Welp betrifft, so habe ich ihn absichtlich nicht eingeladen. Sie werden mich begreifen?"

„Aber was hindert die beiden denn, die Sache zu einem fait accompli zu machen und dadurch alle boshaften Gerüchte tot zu treten?" fragte die Excellenz neugierig.

Georgine zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht. Sollten Excellenz nicht ein gutes Werk thun, wenn Sie meiner Cousine einmal eine Andeutung machten?"

„Ja, das will ich," nickte die alte Dame eifrig und nahm sich vor, sobald als möglich Vera abzufangen. —

Die Gäste waren fast vollzählig versammelt, und die gemiedene Frau von Konreuth stand neben Hilde, mit der sie ein mattes, zerstreutes Gespräch aufrecht hielt, da riß der Diener noch einmal die Thüre auf.

„Mr. und Mrs. Brandres, amerikanischer Gesandter — Miß Bridge!"

Vera drehte sich jäh um, wie vom Schlage getroffen, ihre Lippen bebten. Wahrhaftig! Da stand Miß Juana in der barockſten Toilette, die ein phantastisches Schneidergehirn nur erdenken kann und sah neugierig mit ihren großen stahlblauen Augen im Kreise herum. — Ihr erster Impuls war, sich zu verstecken, hinter Hilde zu treten, im zweiten schämte sie sich dessen und blieb regungslos stehen wo sie stand, nur hatte sie das körperliche Empfinden, als hinge an einem Haar ein scharfgeschliffenes Schwert über ihrem Haupte. Wie kam Miß Bridge gerade hierher, wenn sie nicht Hendrik nachgereist war? Ein schneidender Schmerz durchzuckte sie bei diesem Gedanken, indem ihr zum Bewußtsein kam, daß sie hier, wo zwischen ihr und ihm die tägliche, fast stündliche, persönliche Beziehung aufgehört hatte, den dreisten Annäherungsversuchen dieses Mädchens viel machtloser gegenüber stand, als in Venedig. Ihre Augen suchten Juanas herausfordernd interessantes Gesicht und begegneten sich mit den ihren, die fest auf ihr ruhten. Sofort machte sich die Amerikanerin von der Gruppe der Damen los, in deren Mitte sie stand und kam auf sie zu.

„Ah, Missis ter Welp!" sagte sie laut und deutlich, „ich freue mich sehr, einem bekannten Gesicht gleich zu Anfang zu begegnen; das macht mir mein Debüt hier um vieles angenehmer. Wo ist denn Ihr charmanter Herr Gemahl?" . . .

Todesschweigen ringsum — nicht einmal die Fächer der Damen rauschten vermittelnd, es war, als sei alles leblos ringsum, bis auf die gespannt lauschenden Ohren, die weit geöffneten Augen. Und Juana stand da, kindlich lächelnd, scheinbar ganz unbewußt, daß sie soeben an einer ihres Geschlechtes zum Henker ward. Sie streckte Vera mit einer versöhnlichen Geberde die Hand entgegen.

„Unser kleiner Disput in Venedig ist doch vergessen, nicht wahr? Sie wissen ja, ich bin manchmal noch ein großes Kind."

Aber Vera nahm die Hand nicht, sie allein sah, daß in den Tiefen dieser dunkelblauen Augen etwas anderes funkelte und aufglomm, als aus ihren Worten herausklang. Außerdem kam auch jetzt Georgine mit mehr Hast, als sich sonst mit ihrer Hausfrauenwürde vertrug und stellte sich neben Vera.

„Sie irren in der Person, Miß Bridge," sagte sie atemlos, „dies hier ist meine Cousine, Frau von Konreuth, der ich Sie hiermit vorstelle, aber nimmermehr ter Welps Gattin — wenigstens jetzt noch nicht. Sie sprechen von Venedig — dies unglückselige Mißverständnis muß sich aufklären."

Noch nie in ihrem Leben hatte Frau von Herskott so sehr ihre Weltgewandtheit und Selbstbeherrschung erproben können, wie in diesem Augenblick, und noch niemals war sie ihr so schwer geworden. Nicht etwa, weil sie für Vera zitterte, was ging sie diese schließlich an! Aber der Eklat, der damit ihrem Hause zugefügt wurde, brachte sie fast um. Es lag ihr ja alles daran, daß Vera wieder heiratete, aber die Sache war ohnehin im besten Fahrwasser, wozu nun noch diese Blamage vor der Öffentlichkeit, denn sie las ja nur zu deutlich auf all den ungläubigen Gesichtern ihrer lieben Freundinnen und wußte genau, wie sich jede auf Miß Bridges Seite stellte und mit Behagen Vera in den Schmutz zog.

Juana lächelte noch immer harmlos der Staatsrätin in das erregte Gesicht.

„Bitte, nein, kein Irrtum. Wir wohnten ja in Venedig in derselben Pension, und Missis ter Welp hatte zu meinem Bedauern stets eine gewisse Abneigung gegen mich. — Wo ist denn Mister ter Welp? — Der wird mich vielleicht noch nicht ganz vergessen haben."

Ihre Augen wanderten zu der Herrengruppe hinüber, aber sie suchten vergeblich, statt dessen trat die Gesandtin an ihren Schützling heran, flüsterte ihr ein paar Worte zu und zog sie mit sich, gleichzeitig begann unter den anderen Damen ein auffallend lebhaftes Gespräch, ihre Wangen waren alle hochgerötet, ihre Augen blitzten.

„Unerhört!" sagte Excellenz Murbach empört zu Georgine. „Ich bin gewiß tolerant und habe in meinem Leben nie den ersten Stein auf jemand ge-

Digitized by Google

worfen, dem moralische Reinlichkeit nicht angeboren war, das ist eben auch Temperamentssache, meine Liebe. Aber so ein öffentlicher Skandal — nehmen Sie mir das nicht übel — da kann man nur seine Kleider zusammenraffen und sich zurückziehen."

„Excellenz, ich bin außer mir," sagte Georgine, und wirklich standen ihr zornige Thränen in den Augen.

„Armes Opferlamm," begütigte die alte Dame teilnehmend, „ich begreife, wie schauderhaft Ihnen das sein muß. Aber wer wird Ihnen denn das übelnehmen, Sie wußten doch sicher von nichts!"

„Schamlos!" flüsterte die Gräfin Szymanska sehr erhitzt und erregt ihrer Nachbarin zu. „Das hätte doch keine von uns gewagt! Und wie sie noch dasteht, herausfordernd kühl und unnahbar, gerade so wie sonst, ich hätte Lust, ihr einmal meine Meinung zu sagen!"

„Schauderhaftes Pech!" dachte Prinz Philipp fast mitleidig und zupfte an den dünnen Schnurrbarthaaren. „Da ist manche hier, die noch ganz andere Dinge auf dem Gewissen hat, aber so lange die Welt nichts davon weiß, gilt sie absolut für vollwertig. Hätte der Teufel dies Frauenzimmer nicht hergeführt, wäre die arme Konreuth noch ungerichtet. Ich war so anständig, den Mund zu halten." Aber er beschloß doch, unter der Hand Juana ein wenig auszufragen, diese ganze Affaire war ihm nicht allein ungeheuer pikant und interessant, es knüpfte sich für ihn auch außerdem eine gewisse melancholische Erinnerung an seine erste heiße, unerwiderte Schwärmerei daran, so daß er nicht ganz unparteiisch war. Aber auf Vera zuzugehen, sie der entsetzlichen Isoliertheit zu entreißen, in der sie noch immer regungslos auf ihrem Platz verharrte, das wagte er nicht, und hatte dazu seine besonderen Gründe.

Vera stand noch immer ganz allein auf demselben Platz, den sie innegehabt, als Miß Bridge sie begrüßte. Es waren seitdem ja kaum Minuten vergangen, ihr dünkte es eine Ewigkeit und so zwanglos machte es sich scheinbar, daß sie mit diesem Dunstkreis von abweisender, verächtlicher Kälte umgeben wurde, daß selbst eine Frau mit leidenschaftlicherem Temperament kaum imstande gewesen wäre, ihn zu durchbrechen; ein jeder sprach eben interessiert mit seinem Nachbar rechts oder links, und daß sie keinen Nachbar hatte, konnte ebensowohl Zufall wie Berechnung sein. Nun — Vera war sich sehr klar darüber, was es eigentlich war, ja, sie war sich bewußt, daß sie vor kaum einem Jahr selber auch nicht anders gehandelt hätte. In diesen Kreisen war sie verfehmt — ausgestoßen — bis Hendrik sie von dem tiefen Fall, den sie seinetwegen gethan, emporhob, und sie wieder zu der machte, die sie gewesen.

Aber stand das in seiner Macht? Konnte ein befleckes Kleid wieder rein und weiß werden, wie es vordem gewesen? Würde man ihr nicht immer nachtragen was geschehen, und noch dazu mit einem Schein von Recht, denn wer glaubte ihr wohl, daß, trotzdem alles gegen sie sprach, sie dennoch dieselbe geblieben war, die sie vorher gewesen? Mit brennender Scham wurde ihr klar, daß es ihr nicht einmal gelingen würde, Georgine davon zu überzeugen; daß sie in den Augen aller eine Gefallene sein würde. Der Schein war gegen sie — und der Schein regiert die Welt! —

Eine tolle, fast erstickende Sehnsucht nach Hendrik überfiel sie plötzlich. Was sollte sie noch hier? Im Herzen sprach ihr wohl jeder der hier Anwesenden die Berechtigung ab, noch länger zu weilen, und Georgine that sie gewiß den größten Gefallen, wenn sie ging. Ihre Augen suchten die Staatsrätin, sie sah, daß diese Hildes Arm umspannt hatte und auf ihre Stieftochter einflüsterte, sie sah Hilde erschrecktes, verständnisloses Gesicht — auf einmal kam ihr zum Bewußtsein, daß sie noch kein Wort gesprochen hatte, weder zur Verteidigung noch zur Abwehr; wie, wenn sie sich nun hinstellte und all diesen Leuten zurief:

„Ihr irrt Euch, weil Ihr Euch irren wollt! Trotzdem alles gegen mich spricht, ich bin noch ebenso tadellos, wie ich es stets gewesen, und wenn Ihr mir nicht glaubt, zeigt Ihr damit nur Euere eigene Bekanntschaft mit der Versuchung und deren Konsequenzen."

Aber die Scheu der anständig empfindenden Frau schloß ihr den Mund. Sollte sie diesen Menschen ein zweites Schauspiel geben? Sie hatte sich ja nie etwas aus ihnen gemacht, es lohnte also nicht der Mühe.

Sie maß die Entfernung von ihrem Platz bis zur Saalthür; der ganze große Raum lag dazwischen, ihn passieren zu müssen, hieß grausames Spießrutenlaufen. — Da schickte ihr der Zufall Hilfe, das Souper wurde gemeldet. Mitten in den Unruhen der sich ordnenden Gäste ging Frau von Konreuth, allein, mit stolz getragenem Kopf, durch den Saal und trat in das Vorzimmer, niemand hinderte sie, nur folgten ihr aller Augen, und hinter den Fächern flüsterte es boshaft.

„Warum ist Vera gegangen?" fragte der Staatsrat verwundert seine Frau. Er allein hatte nichts von dem Vorgefallenen bemerkt, sondern war ganz unbefangen.

Georgine sah ihn empört an. „Gut, daß sie wenigstens noch diesen Takt besitzt. Heute abend erfährst Du alles, Emil." —

Nun waren die Gäste fort, die Lichter gelöscht, sie saßen zu zweien in Frau von Herskotts Boudoir. Erschöpft und doch noch in allen Nerven zitternd, durch die unerhörte Selbstbeherrschung, die diese Stunden an Georgine gestellt, war sie weniger denn je gelaunt, Vera zu verteidigen. Sie setzte ihrem Manne in flüchtigen, abgerissenen Worten auseinander, was heute abend geschehen, und schloß: „Wir sind mit blamiert, Emil. Es ist nun Deine Pflicht, zu Vera und ter Welp zu gehen, um ihnen klar zu machen, daß schleunige Heirat das einzige ist, was ihnen jetzt übrig bleibt."

Der Staatsrat schüttelte den Kopf.

„Und bist Du sicher, ganz sicher, Georgine? Gerade Vera — ich bin doch auch ein Mann — und darum sage ich Dir, ich glaube es nicht."

„Du, Emil!" Es lag ein mitleidiger Spott in ihrem Ton. „Warum blieb sie denn stehen wie eine

Digitized by Google

überführte Sünderin? Warum schwieg sie? Warum kam ter Welp nicht, wenn es ihm doch Ernst ist mit seinen Absichten? Weißt Du eine Antwort darauf? Übrigens hat Prinz Philipp sie auch getroffen, in München, aber er schwieg davon."

„Hat er Dir das heute abend zugegeben?"

„Deutlich genug, auch ohne direkte Worte."

„Ja, die jungen Leute!" rief der Staatsrat ärgerlich, „wie abscheulich sie doch im allgemeinen sind! Sie finden stets ein Vergnügen am Skandal, und verstehen es gut, den Ruf einer Frau durch ein Drehen mit dem Schnurrbart, dem Aufziehen der Augenbrauen zu zerstören."

„Lieber, komm zu Dir!" mahnte seine Frau. „Du gießest die Schale Deines Zorns über einen ganz Unbeteiligten aus. Nicht der Prinz, sondern Miß Bridge hat Vera unmöglich gemacht. Ich that mein möglichstes, als ich ihr heute abend Gelegenheit geben wollte, die tolle Geschichte, ter Welp damals zu pflegen, etwas zu verwischen; wie konnte ich auf diesen Schlag gefaßt sein, nun aber ist es aus! Ich werde niemals mit einer Person verkehren, die sich ernstlich bloßgestellt hat, dazu ist mir mein eigener Ruf zu lieb, und ich kenne Vera nicht eher, als bis sie ter Welps Gattin geworden ist."

Der Staatsrat nickte mitleidig vor sich hin.

„Du kannst nicht anders handeln, Georgy, ich begreife das wohl."

„Und gleichzeitig verlange ich von unserer Hilde dasselbe. Man soll mir nicht nachsagen, daß ich meine Mutterpflichten vernachlässige. Wahrhaftig, ich habe vieles entschuldigt. Sobald sich aber etwas hineinmischt was meinen sittlichen Standpunkt berührt, bin ich eisenfest."

„Ja, Du hast recht," murmelte er, aber es klang doch ein Ton tiefer Traurigkeit hindurch. Er konnte sich nicht helfen, Vera that ihm leid.

„Du gehst also morgen zu ihr, sprichst mit ihr und sagst ihr, daß vorläufig alle Beziehungen zwischen uns aufhören müssen. Ich bitte Dich, Emil, sei einmal stark und fest in dem, was Du willst; Du bist zu gut in Deinem Empfinden, aber diesmal hast Du die Ehre Deiner Familie mit zu wahren, und dehalb mußt Du, als Oberhaupt derselben, sprechen, siehst Du das ein?"

„Ja!"

„Und wirst Du danach handeln?"

„Ja!"

„Sag ihr, daß sie keinen Versuch machen soll, sich einem von uns zu nähern. Die gute Gesellschaft besteht einmal auf ihrem Recht und läßt sich zu keinen Entschuldigungen herbei. Und es ist gut, daß es so ist. Ich wenigstens werde stets auf seiten dieses Rechtes stehen. Und nun gute Nacht, Emil, ich bin wie zerschlagen; daß uns das auch gerade passieren mußte! Gute Nacht!" — Sie gab ihm die Hand, er zog seine Frau an sich und küßte sie innig. Ihren Gründen verschloß er sich ja nicht, im Gegenteil, er billigte sie, und doch empfand er still im Herzen tiefes Mitleid mit der Geächteten.

Zum ersten Mal in ihrem Leben eins in ihrem Empfinden und Fühlen mit ihrer Stiefmutter, lag Hilde in ihrem Bett und weinte. — Nicht mehr jung und unerfahren genug in der täglichen Schule des frivolen Gesellschaftslebens, um völlig verständnislos dem Geschehenen gegenüber zu stehen, hatte Hilde das Gefühl, als sei das Liebste, was sie im Leben besessen, von seinem Piedestal gestürzt, und läge schmutzig und zerschmettert zu ihren Füßen im Staub, ihr eine grenzenlose Leere und Öde hinterlassend. Und andererseits war sie doch wieder zu keusch und rein, als daß es für sie auch nur die geringste Toleranz geben konnte, wenn es sich um einen Fehltritt, eine Schuld handelte. So sehr sie Vera liebte, ihr kam gar nicht einmal der Gedanke, sie zu verteidigen, im Gegenteil, eine gewaltige Bitterkeit wuchs in ihr empor, wenn sie daran dachte, wie hoch sie diese Frau gestellt, wie unantastbar sie für sie gewesen. Wie alle unversuchten jungen Gemüter, war sie grausam aus innerer Notwendigkeit; Georgine hätte sie am Abend nicht so ängstlich am Arm festzuhalten brauchen, zu der Schuldigen hätte Hilde ohnehin keinen Schritt gemacht. Alles in ihr empörte sich dagegen. Eine Tote hätte sie schrankenlos betrauert, für die unschuldig Leidende sich heroisch geopfert, aber eine Frau, die ihren Stolz verloren, die sie nicht mehr in ihren herben Anschauungen achten konnte, war zwiefach für sie gestorben. Und während sie wachend dalag, grübelte sie auch über das Maß und die Kraft der Liebe nach. Sie liebte Schrattenbach, dessen war sie sich völlig bewußt, ein Leben in Dunkel und Armut, selbst in Gemeinschaft mit seiner ungebildeten Schwester, würde sie freudig für sich als höchstes Glück angenommen haben, aber frei und offen mußte sie dabei an seiner Seite stehen, keine Schuld durfte auf ihnen lasten, sonst hätte ihr das Glück nicht mehr begehrenswert gedünkt, denn Achtung schien ihr die vornehmste Grundlage jeder Lebensbedingung, Achtung vor der Welt, Achtung vor einander.

Freilich — Schrattenbach und ter Welp — zwei so verschiedene Naturen! — Zum ersten Mal zeigte sich der ahnenden Mädchenseele in nebelhaften Umrissen der Mann, wie er dem Weibe gegenübertreten könne, blendend, verführend, gewissenlos, und sie barg schaudernd den Kopf in die Kissen, ohne doch Vera deshalb zu entschuldigen . . .

Diese hatte endlich nach jener Begegnung mit Juana das Vorzimmer erreicht. Bebend, vor Frost zitternd, mit schweren Gliedern, lehnte sie dort einen Augenblick wie betäubt an der Wand. Der Diener kam heran und fragte ehrerbietig nach ihren Wünschen, sie verlangte Mantel und Wagen. Aber selbst unter ihrem kostbaren Pelze ließ der nervöse Frostschauer, der sie schüttelte, nicht nach, er verschlang fast die Gemütsmarter, unter der sie sich befand.

Geächtet, wie eine Ausgestoßene behandelt, moralisch gekreuzigt, und weshalb! Weshalb! — Nur weil der Schein gegen sie sprach, dem gegenüber sie ihre Ohnmacht empfand.

Tolle, wahnsinnige Sehnsucht nach Hendrik, um den sie dies alles erduldete, ergriff sie mit Allgewalt. Sie blickte auf die Uhr, es war kaum dreiviertel Zehn, also noch Zeit, ihn aufzusuchen. In seinen

Digitized by Google

Armen, unter seinen Küssen wollte sie zu verwinden suchen, was man ihr hier angethan, er — er allein bedeutete für sie die Welt. Außer ihrer Liebe lebte nichts mehr in ihr.

Immerfort noch frostschauernd kauerte sie sich ganz in die Ecke des Wagens und lehnte den schmerzenden Kopf an die seidenen Polster. Einmal kam ja der Tag, an dem sie triumphierend ihren Feinden gegenüberstand, der Tag, der sie zu Hendriks Gattin machte, dann war sie reichlich entschädigt für alles, was ihr bisher geschehen. O, wie sie sich mit jeder Fiber danach sehnte!

Der Wagen hielt, die Hand am Hute stand der Diener am Schlage.

„Fragen Sie in der ersten Etage, ob Herr ter Welp zu Hause ist, und beauftragen Sie dann seine Wirtin, ihn aus dem Atelier herabzurufen, jemand wünsche ihn zu sprechen, Namen zu nennen ist nicht nötig."

Der Diener verschwand. Aber die Wirtin lag krank im Bett, es war niemand sonst da, und nach kurzem Besinnen stieg Georg selbst in das Atelier hinauf.

Droben ging es lustig und laut genug zu; der Lärm klang schon bis weit auf die Treppe hinab. Ter Welp feierte seine Wiederkehr im Kreise befreundeter Künstler. Auf Sesseln und Stühlen saßen und lagen sie herum, eine kleine Zahl hübscher Mädchen zwischen ihnen, eifrig einer dampfenden Punschbowle zusprechend, die inmitten der Reste des Soupers auf dem Tisch stand.

Georgs erstes Anklopfen ging ungehört vorüber, beim zweiten Mal riß ein junger Bildhauer stürmisch die Thüre auf, und im hellen Lichte der Ampeln und Wandleuchter, rückwärts vom Gaslicht voll bestrahlt, zeigte sich die Konreuthsche, allen bekannte Livree, auf der Schwelle.

„Sapristi!" rief der Bildhauer, und trat erstaunt einen Schritt zur Seite.

Ter Welp schnellte aus seiner bequemen Lage in die Höhe und blickte beinahe fassungslos auf den Eintretenden.

„Was ist geschehen, Georg?" fragte er erregt.

„Die gnädige Frau hält unten im Wagen und wünscht Herrn ter Welp zu sprechen," meldete der Diener.

„Unmöglich!" Dann setzte er leiser hinzu: „Ich komme gleich!" Aber Georg schien noch etwas auf dem Herzen zu haben.

„Ich fürchte, die gnädige Frau ist krank geworden," sagte er mit seinem undurchdringlichsten Dienergesicht.

Hendrik griff rasch nach Pelz und Hut, dann wandte er sich an seinen besten Bekannten.

„Sorge, daß ich es hier oben leer finde, wenn ich zurückkomme."

Er faltete finster die Stirn, indem er sich umsah. Es war fast orgienhaft unordentlich, aber das mußte nun so bleiben.

Der Bildhauer pfiff durch die Zähne, nickte aber stumm, und nach kaum fünf Minuten trabte die heitere Gesellschaft davon, um sich bei einem anderen häuslich niederzulassen. Ihr Hauptgespräch bildeten ter Welps Beziehungen zu Frau von Konreuth.

„Wißt Ihr wohl, die schöne, große, vornehme Frau ... und reich, schwer reich ..." so flog es durcheinander.

„Aber ich, wenn ich es wäre, ich käme doch nicht bei Nacht mit Kutscher und Bedienten zu jemand, der nicht mein Mann wäre," sagte die blonde Lina lachend. „Dann wäre ich stolz — o, Ihr solltet das nur einmal sehen."

Am nächsten Morgen sprach man nicht allein in den Boudoirs, sondern auch in anderen Kreisen von Frau von Konreuth und ter Welp. Merkwürdig — überall entschuldigte man ihn und klagte sie an — sie, die Frau, die Schwache — Liebende. —

Als Hendrik an den Wagenschlag trat, fand er Vera in einem Zustande, der sofort seine Besorgnis für sie in höchstem Grade wach rief. Ihre eiskalte, zitternde Hand in der seinen, ihre großen, bangen Augen auf sich gerichtet fühlend, bat er sie, einen Augenblick — nur einen Augenblick, in seinem Atelier auszuruhen und sich aufzuwärmen. Er hätte nicht bitten brauchen, ihr graute vor dem einsamen, prunkvollen Heim, das ihrer wartete. Das einzige, was sie begehrte, war seine Nähe, seine Liebkosungen, der Ton seiner Stimme. Bereitwillig folgte sie ihm.

Ihre Erregung war so groß, daß selbst der Geruch des allmählich erkaltenden Punsches, der Dunst der Menschen, die hier stundenlang gehaust, ihr kaum merkbar wurde. Halb ohnmächtig sank sie auf der Chaiselongue zusammen.

„Vera, mein Lieb," flehte er erschrocken, ihr Pelz und Schleier lösend, „sage mir doch, was ist Dir geschehen?"

Er sah, daß sie eine kostbare Soupertoilette trug, die sie vorzüglich kleidete, sah die schönen Arme, den blendenden Nacken, und alle seine Leidenschaft für sie erwachte wieder mit voller Kraft.

Sie stützte die Arme auf den Tisch und barg das Gesicht in den Händen. So, ohne sich zu rühren, ohne ihn anzusehen, erzählte sie, was heute abend geschehen. Er lief im Zimmer auf und ab wie ein Löwe im Käfig.

„Diese Elenden! Sie sollen es mir büßen!" sagte er endlich mit geballter Faust. „Als ob eine darunter wäre, die sich mit Dir messen könnte! Aber eben weil sie das begreifen, darum begeifern sie Dich!"

„Der Schein ist gegen uns!" sagte sie matt und müde. Ihr war es immer, als müsse sie auf ein erlösendes Wort von ihm warten, aber er sprach nichts derartiges. Dagegen setzte er sich neben sie und umfaßte sie.

„Habe doch nur noch ein kleines Weilchen Geduld, mein Lieb, ein kleines Weilchen!" flehte er, „dann sollen sie es Dir abbitten tausendfach, ich werde sie dazu zwingen. Umgürte Dich mit Deinem ganzen Stolz und laß sie nicht ahnen, daß sie Dir weh thun. Im Herbst ist mein Bild vollendet. Gott, wenn ich nur arbeiten könnte wie sonst!"

Sie sah ihn an; ohne daß sie es wußte, lag in

Digitized by Google

ihren Blicken etwas Prüfendes, Spürendes, und zum ersten Mal fragte sie ihn:

„Ist es denn nötig, daß wir unsere Heirat von dem Erfolg Deines Bildes abhängig machen, Hendrik? Ich bin ja trotz Lorenz Testaments nicht arm, mein Pflichtteil beträgt eine ziemliche Summe, schützt uns wenigstens vor jeder Sorge. Reicht das nicht aus?"

Er stützte den Kopf so, daß sein Gesicht in den Schatten kam, denn er fühlte recht wohl, daß alles, was er jetzt vorbrachte, Nichtigkeiten waren, die sie nicht anerkennen würde, und doch sträubte sich etwas in ihm gegen diese Heirat, obgleich er wußte, daß er Vera immer noch liebte.

„Mach' mir's doch nicht so furchtbar schwer," sagte er bedrückt nach einer langen Pause. „Ich kann nicht anders, ich muß erst wieder Boden unter den Füßen fühlen durch meine Arbeit. Nicht die Klausel im Testament hindert mich, wie kannst Du mich nur so niedrig beurteilen, sondern das Bewußtsein, daß wir beide nicht geschaffen sind, beschränkte Verhältnisse zu ertragen."

„Du irrst — mit Dir ertrüge ich alles!" sagte sie so leise, als schämte sie sich dieses Geständnisses ihrer opfermutigen Liebe.

Er sprang auf. „Aber ich nicht — ich nicht!! Ich bin ein Narr der Schönheit, des Luxus, und ich würde es stets als Vorwurf fühlen, wenn ich Dich einfach gekleidet neben mir hergehen sähe, wenn ich den Duft des schrankenlosen Wohllebens entbehren müßte, der nun einmal untrennbar von Dir ist." Er warf sich neben ihr nieder und lehnte seine Stirne gegen ihren entblößten Arm, an dem man noch deutlich die Narben sah. „Vera, Vera, beurteile mich doch nur nicht falsch, glaube mir, die Seele eines Künstlers ist ein eigentümliches Instrument, das auf Dinge reagiert, von denen gesunde, robuste Naturen nichts verstehen. Ich will Dir nicht wehe thun, aber ich kann nicht anders!"

Sie sah ihn lange schweigend an. Nein, diesmal verstand sie ihn nicht, aber die Scene in Skodsborg fiel ihr wieder ein, als ihr zum ersten Mal die Ahnung von dem, was sie jetzt hören mußte, gekommen war. Eine grenzenlose Traurigkeit befiel sie. Er dachte daran, daß ihm Luxus und Wohlleben unentbehrlich sein würden, aber wie ihr zu Mute war, als einer Geächteten inmitten des Kreises, dem sie angehört hatte, rein und makellos, einer um seinetwillen Geächteten, dafür hatte er kein Verständnis.

„Bist Du mir böse?" fragte er, zu ihr aufsehend.

In diesem Augenblick hatte sie das Empfinden, als sei sie die Stärkere von ihnen beiden, als habe sie eine Last für ihn mitzutragen, von der er nicht einmal eine Ahnung hatte, und daran erstarkte ihr Gefühl. Es mischte sich fast etwas Mütterliches in den Kuß, mit dem sie ihn küßte.

„Böse!" wiederholte sie nachsinnend, „nein, Hendrik, das bin ich nicht — niemals! Ich liebe Dich, das entschuldigt Dich stets bei mir."

„Aber Du verstehst mich nicht!"

Sie zögerte. „Was liegt daran, wenn ich nur Deine Gründe respektiere."

„Nein, Du verstehst mich nicht!" wiederholte er fast vorwurfsvoll. „Was weißt Du von dem Auf und Nieder in meiner Seele, dem Hin- und Hergeworfenwerden zwischen Fürchten und Hoffen, Glauben und Verzweiflung, der Gewalt, die auch dämonische Mächte über einen Mann wie mich, haben können. Du bist rein und keusch, Vera, wie dort die Märtyrerin hinter dem grünen Vorhang meiner Staffelei, aber verzeih — der Begriff Leidenschaft ist Dir ebenso fremd wie dies zeitweise Wühlen und Nagen in der eigenen Brust, unter dem ich leide. Vielleicht liebe ich Dich gerade deshalb so innig — und um dieser Liebe willen bitte ich Dich, laß mich meinen Ansichten folgen."

Sie sprach nicht und rührte sich nicht. Die Kälte, die seine Nähe vorhin vertrieben, nahte sich ihr wieder und durchkroch sie langsam von Kopf bis Fuß. Er fühlte den leichten Schauder, der sie schüttelte, hob das Gesicht auf, sah sie an und sprang auf die Füße.

„Wenn Du aber," fuhr er fort, und seine Stimme hatte eine andere Färbung, „darauf bestehst, daß wir heiraten, so bin ich auch dazu bereit, bestimme nur den Tag. Du sollst nicht glauben, — auch nicht mit einem Gedanken, — daß ich etwa egoistisch oder treulos genug bin, um nicht vollständig anzuerkennen, daß Du jedes Anrecht an mich hast. Ich bin Dein Schuldner, Vera, und es wäre wohl das beste, Du hieltest mich fest. — Ja, halte mich fest, Geliebte — halte mich auf ewig, mit unlöslichen Banden, nur bei Dir ist Frieden und Genüge, ich weiß es wohl!" — Während dieser letzten leidenschaftlichen Bitten hatte er sich wieder neben sie gesetzt und sie fest umschlossen. Das starre Gesicht, das er vor sich gesehen, erschreckte ihn und plötzlich kam ihm der Gedanke, sie könne ihn verlassen wollen, nachdem was er gesagt. Damit erwachte die ganze Glut seiner Liebe aufs neue.

„Ich bin ein Narr," sagte er, sie an sich pressend und küssend, „leide es nicht, daß ich gegen mich selbst wüte. Morgen will ich zu Herskott und das Nötige mit ihm besprechen, dann heiraten wir und schlagen der ganzen famosen Gesellschaft ein Schnippchen. Soll es so werden, Lieb?"

Sie richtete sich auf.

„Nein!" wehrte sie entschieden.

„Warum nicht?"

„Deine Gründe haben mich überzeugt."

Er nagte die Lippen. Warum nahm sie jetzt nicht eilig, was er ihr freiwillig bot? Er war ja gewillt, und es schien ihm selber thöricht, solchen Augenblick ungenutzt vorübergehen zu lassen.

„Du bist beleidigt," sagte er etwas gereizt und ließ die Arme sinken. „Warum? Soll ich mich freuen, daß der Zwang der Verhältnisse stark genug ist, auf den einzelnen solchen Druck auszuüben? Wir beide waren längst einig, aber sich nun dem Dekret der Majorität fügen, nur weil sie es so anordnet, dagegen lehnt sich mein Gefühl auf."

Sie erhob sich langsam. Ein müder Blick überflog das Atelier. Als er im Frühjahr in jener Ecke dort vor ihr gekniet, da schien ihm eine baldige

Digitized by Google

Heirat das Endziel aller Wünsche, heute wehrte er sich kampfbereit dagegen. Was war seitdem anders geworden? Zeit war darüber hingegangen — eine Spanne Zeit — aber das war nicht ihr Verschulden.

„Ich muß nach Hause," sagte sie tonlos. Das Kleid aus silbergrauer Faille schleppte lang auf dem Boden, die weißen Blumen an Kopf und Brust dufteten betäubend, matt schimmerten die Brillanten. Plötzlich kniete er wieder vor ihr, diesmal während sie stand. In stummer, heißer Bitte richtete er die Augen zu ihr empor. Leise glitt ihre Hand über sein Haar.

„Ich schwöre Dir, bei Allem was mir je heilig gewesen, nichts kann zwischen uns treten, Vera — nichts! Auf Erden gehören wir zusammen."

Er preßte sein Gesicht in die Falten ihres Kleides, und da, — da, — unter diesen Worten löste sich erst der Krampf, der ihr bisher das Herz zusammengepreßt hielt, sie begann zu schluchzen und zu weinen wie noch nie in ihrem Leben. Er war aufgesprungen und hielt sie umfaßt, wußte er doch, diese Thränen galten ihm. Sie schwemmten alles hinweg, was sich der Seele der Frau während der letzten Stunden bemächtigt hatte, Bitterkeit, Gram, Verzweiflung, die ganze erduldete Pein. Sie glaubte ihm wieder. —

Auf dem Heimweg fiel es ihr ein, daß sie kein Wort über Juana gesprochen, aber das beunruhigte sie nur wenig. Sie hatte ihn ja aufs neue gefunden, was brauchte es da noch Worte.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Erika.

Von **M. von Herdorf.**

Still liegt die Haide duftdurchzogen
Im rosigen Blütenschimmer da.
Ich bin zu Roß hinausgeflogen
Zur Haideblume, Erika.

Die Wange glüht, die Pulse jagen, —
Und noch kein Häuschen fern und nah!
Ihr Winde eilt, ihr sollt mich tragen
Zu ihr, zu ihr, zu Erika!

Nun liegt, umkränzt von alten Bäumen,
Ein moosbedachtes Häuschen da,
Wo ich oft saß in selgem Träumen
Mit Dir, geliebte Erika!

Wer steht am Rain, wen seh' ich winken
Im blumigen Haidekranz so nah? —
Laß mich in Deine Arme sinken,
Mein Haideblümchen Erika!

Parcival und Faust.

Eine Studie von **M. von Eschen.**

II.

Entsprechend der Gnadenlehre, beruft der Gral „arme und riche"; doch nur die Auserwählten können in das gottselige Reich und zu dessen Dienst gelangen. Seine Gebote sind die der christlichen Kirche. Hochmut, Unmäßigkeit, Falschheit – im Gegensatz zu Treue, sind zu meiden; Demut, Gehorsam, Keuschheit und Treue zu üben. Es steht den Berufenen frei, ob sie dem Grale dienen wollen oder nicht. Die Bestimmungen Gottes für dieses sein Reich erscheinen geschrieben an dem Stein, bis sie gelesen sind. Dieser, das Gefäß, wird in dem Tempel von Montsalvage aufbewahrt; nur der Getaufte, d. h. der vom heiligen Geist berührte, vermag den Gral zu sehen — Feirefiß z. B. der glänzende und edle Heidenfürst — des Parcivals Stiefbruder, sieht nur einen kostbaren Stein. Noch eine Eigentümlichkeit, welche oft den Legenden von Heiligen und Märtyrern eigen ist, nämlich, daß sich deren Gebeine nicht fortbewegen lassen, wenn sich Eigennutz ihrer bemächtigt, oder etwas mit ihnen vorgenommen werden soll, was gegen ihren Willen geht, findet in ähnlicher Weise bei dem Grale statt. Er ist so schwer, daß ihn die ganze sündige Menschheit nicht zu heben vermag, und doch leicht genug für die reinen Hände seiner jungfräulichen Trägerin, der Königin Reponse de Joie. Der Sitz des Gralkönigs und seines Reiches befindet sich in Montsalvage. Das Wappen des Grales ist die Taube, das Symbol des heiligen Geistes; die Verfassung und Lebensweise des Gralreiches jenem Rittertum nachgebildet, wie es in höchster Idealität die Verbindung der mittelalterlichen Kirche und ihre mönchische Askese mit der Thatkraft und Tapferkeit, der Lust und Freude eines jugendlichen Volkes an Glanz und Pracht und kriegerischem Abenteuer in den geistlichen Ritterorden erzeugt hat. Nur daß hier statt des Ordensmeisters ein König an der Spitze steht; die Askese mehr einem heiligen Maße gleichkommt. Ebenso ist das weibliche Element nicht durchaus ausgeschlossen von dem Reiche des Grales, wie ja schon des letzteren Trägerin beweist. Und wenn auch seine Ritter der Frauenminne abschwören müssen, ist ihnen doch der Besitz eines Weibes gestattet, sobald sie in dem Dienst des Grales ausgesandt zum Kampf für das Recht, Land und Krone erwerben (Lohengrin), während sich des Grales König überhaupt einer Königin erfreuen darf. Dann scheidet das Gelübde der Armut den Ritter nur von dem persönlichen Eigentum; glänzend dafür sorgt der Gral um all seine Angehörigen. Das Gelübde des Gehorsams besteht einzig in dem vollen Maße jener geistlichen Ritterorden. Der Gehorsam ist ebensowohl ein christliches als germanisches Element; als solches eine Modifikation der Treue, als Mannentreue, Folgetreue, dem Grundprinzip aller germanischen Staatenordnung. In der Pracht, welche bei dem Kult des Grales herrscht, in seiner wunderbaren Speisung aller, die ihm dienen — dem einerseits mystisch-phantastischen, anderseits doch auch wieder sehr natürlich-gesunden Empfinden jener Zeit war auch der Gral „alles Segens Born, weltlicher Süße volles Horn" — schaut Parcival da zum ersten Mal die Wunder dieses Heiligtumes, zugleich das Leid, welches über das Gralreich in dem Unglück

Digitized by Google

seines in Sünde verfallenen Königs Amfortas und dessen ewig schmerzender, durch kein Mittel zu heilender Wunde gekommen ist. Eine bluttropfende Lanze wird durch den Saal getragen, alle brechen in Jammer aus; auch der König gedenkt seines Leidens, da er Parcival am Ende des Mahles ein Schwert zum Geschenk überreicht. Dennoch bleibt Parcival stumm, und beruhigt sein nach einer Frage drängendes Gemüt damit, er werde schon, wenn es nötig sei, alles erfahren. — Gurnemanz hatte ihm nämlich den Rat erteilt, Maß im Fragen zu halten. — Indem er so die äußerlich höfliche Form der weltlichen Klugheit höher, als das lebendige Mitgefühl des Herzens achtet, schädigt Parcival seinen Wirt, dessen Heilung und Erlösung an die Frage geknüpft war, aber auch sein eigenes Heil, indem ihm durch diese die Würde eines Königs von dem Grale zu teil werden sollte. — Wie so viele, ist auch er an den Wunden, dem Leid der Welt in Lauheit und Selbstgenügen vorübergegangen, ohne sich um die in jenen doch auch zu ihm redende göttliche Macht, die ihm damit gebotene höhere Bestimmung zu bekümmern. —

Leer und still ist es am nächsten Morgen in der Burg, als Parcival erwacht; nur seine Waffen und sein Roß stehen zur Hand. Mit einer Verwünschung läßt der Knappe die Zugbrücke hinter dem scheidenden Ritter fallen.

Leidvoll reitet dieser einher. Wieder begegnet er zuerst Sigunen, die einsam im Walde, trauernd bei dem Grabe des verlorenen Geliebten, lebt. Wieder bietet er der Trauernden seine Dienste an. Von ihr erfährt er, was er verbrochen und hierdurch verloren hat. Gern möchte er gut machen; doch es ist zu spät. Ohne ihn einer weiteren Erklärung zu würdigen, wendet sich Sigune von ihm ab.

Und leidvoller noch seines traurigen Weibes gedenkend, reitet Parcival weiter; begegnet der Herzogin Jeschute, wo er sein thörichtes Benehmen sühnt, indem er den Herzog durch Kampf zwingt, sich mit seinem, mit Unrecht für schuldig gehaltenen Weibe zu versöhnen. Dann endlich trifft er mit König Artus und seinen Rittern zusammen, die ausgezogen sind, den Helden Parcival, dessen Ruhm zu ihnen gedrungen ist, in die Tafelrunde aufzunehmen. Hiermit hat Herzeloides Sohn den Gipfel von Glück und Ehren erreicht. — Doch die äußeren Ehren bestehen nicht vor den Augen Gottes; ebensowenig, wie das äußere Glück allein den höher gestimmten Menschen befriedigt. Bei dem Fest, welches jene Aufnahme feiert, erscheint plötzlich die Botin des Grales Kundrie la Surziere; sie erklärt die Tafelrunde für entehrt, da ein Falscher im Bunde — verflucht Parcival als ehrlos, weil er den traurigen Wirt ohne Frage verlassen hat. So auf der höchsten Höhe von weltlichen Errungenschaften, sieht sich Parcival dennoch mit Schmach und Schimpf bedeckt; erkennt aber auch, daß er gegen Amfortas gefehlt und sich trotz alledem und alledem um sein höchstes Glück gebracht hat.

Stolz und demütig zugleich, erklärt er die Tafelrunde frei von jeder Genossenschaft mit ihm. Den Gral suchen, sein Unrecht aufheben, das kann hinfort allein das Ziel nur sein. Nun aber erwacht der Zweifel in seinem Herzen. Er meint, indem er stets von dem besten Willen beseelt, sich streng nach den gegebenen Satzungen gerichtet, habe er wohl auch ein ander Los verdient, als das, und gerade doch auch, sozusagen, hierdurch Schimpf und Schande, Unrecht und Leid über ihn gekommen sei.

„Weh, was ist Gott?
Wär' er gewaltig, solchen Spott
Gäb' er uns beiden nicht fürwahr,
Wär' er nicht aller Kräfte bar.
Ich war mit Dienst ihm unterthan
So lang ich bin und beten kann."

ruft Parcival seinem Freund Herrn Gawan (dem Ideal eines glänzenden, doch rein weltlichen Ritters) zu, als er die Tafelrunde verläßt. Und der Zweifel hat den Abfall im Gefolge:

„Ich will ihm künftig Dienst versagen,
Hat er Haß, den will ich tragen.
In Frieden sieht mich niemand mehr,
Ersah ich nicht den Gral vorher.
Mich jagt doch in der Seele Drang.
Auch wendet nichts mir den Entschluß,
So lang ich bin und leben muß."

Trotzig gegen Gott, nur auf die eigene Kraft bauend, reitet Parcival abermals aus: dem höchsten entgegenstrebend, jedoch einstweilen noch in Irrtum und Sünde; der schlimmsten Sünde — der mittelalterlichen Kirche befangen. —

Wenden wir uns nun zu dem Goetheschen Faust. —

Jahrhunderte sind vergangen. Unsere Nation ist um vieles reifer geworden. Die Grenzen der Erkenntnis haben sich erweitert; die Autorität ist erschüttert; der menschliche Geist für mündig erklärt, aus sich selbst die Welt zu begreifen, zu gestalten. Ein Mann: so tritt uns der Dr. Faust bei der ersten Begegnung entgegen. Er ist der Sohn seines Vaters, eines Gelehrten. Die Gelehrsamkeit und Philosophie leiten in seine, diese neue Zeit hinüber. Aber er ist auch der Sohn seiner Zeit, ein Genie und zwar ein künstlerisches, wie es in eine Zeit gehört, welche es drängt für all die treibenden, gähnenden Wünsche, Gedanken, Ideen und Interessen ein neues Lebensideal zu finden.

Faust hat studiert. Das bescheidene Maß, welches dem einzelnen aus dem langsam reifenden Werk der Verstandesarbeit werden kann, genügt demjenigen nicht, den die von all jenen Errungenschaften und Rechten, dem ungestümen Drang des Lebens erregten, allem Thun vorauseilende Phantasie, das Bewußtsein des Unendlichen in dem Endlichen weit über die, der Einzelpersönlichkeit gesetzten Schranken hinaustreibt. Und, wie Faust nun erkennen möchte, was die Welt im Innersten zusammenhält, möchte er auch zugleich schaffen am sausenden Webstuhl der Zeit, wirken der Gottheit lebendiges Kleid! —

Er ergiebt sich der Magie, d. h., berauscht von seinem Genius, verläßt sich Faust auf dessen wunderbare Macht — so denk ich, dürfen wir die Beschwörung des Geistes auffassen, um damit die ersehnte, beseligende Anschauung und Erkenntnis zu gewinnen. Aber ach, er gleicht doch nur dem Geist, den er begreift: dem schrankenlosen Traum der Phantasie; den in die Unendlichkeit schweifenden Wünschen stellt sich die engbeschränkte Wirklichkeit entgegen. Nun drängt es ihn:

„Durch Thaten zu beweisen — —
Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht,
Vor jener dunklen Höhle nicht zu leben,
In der sich Phantasie zu eig'ner Qual verdammt,
Nach jenem Durchgang hinzustreben,
Um dessen Mund die ganze Hölle flammt; —
Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen,
Und wär' es mit Gefahr ins Nicht dahinzufließen."

Er ist bereit, jene Schranken zu durchbrechen, sein Leben daran zu setzen: wohl zu beachten, nicht aus Verzweiflung

Digitized by Google

an dem eigenen Geschick, noch aus Lebensüberdruß, vielmehr, weil es ihn mit der besseren Kraft seines Lebens, dem Streben nach göttlichem, gottbestimmten Ziele drängt, den tiefsten Grund, die höchsten Höhen aller Dinge zu erfassen und zu erreichen. Wäre nicht jene Kraft, jenes Streben, das göttliche Element in dem Menschen auch der Grundkern in Faustens Wesen, würde er schon diesmal verloren sein. So aber, ob es ihn auch einstweilen durch die Art seiner Bethätigung dem Irrtum verfallen läßt, ja, selbst zum Irrtum verleitet, vermag es ihn auch zu retten.

Darum allein kann ihn auch eben jene freundliche Erinnerung vor dem Tode bewahren. Unbewußt überkommt ihn bei den süßen Himmelsliedern die Ahnung, daß es eine andere Lösung zu Glück und Frieden giebt, als die beabsichtigte, eine Lösung, wie sie freilich der Mensch, in dessen Herzen der Glaube an die holde Botschaft erschüttert ist, sich nunmehr erst aus eigener Kraft, mit langsam, mühevoller Arbeit, durch Erfahrung und Erkenntnis im Laufe seiner Entwicklung wieder zu erringen vermag. — Und

Es ist dem Menschen eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts drängt —"

Bald regt sich die alte Sehnsucht von neuem und verscheucht die versöhnte Stimmung, mit der sich Faust dem Leben wieder zugewandt hat. Ebensobald auch von neuem schmerzlich an die Grenzen der Natur erinnert, regt sich jetzt die zweite Seele in seiner Brust, die sich in derber Liebeslust festhält an der Welt, mit klammernden Organen: ist doch Faust, der Übermensch, auch ein ganzer Mensch; ein geistig und sinnlich beanlagtes Wesen, erfüllt von dem ganzen, heißen Drang nach Genuß, wie er diesem, vor allem wieder in der Jugend, und darum auch der Zeit eignet, in welcher unsere Nation in dem allgemeinen Völkerfrühling auch den ihren, überschäumend mit Wünschen und Träumen von den Rechten und den Zielen der Persönlichkeit, feierte. Und bald auch, wie es nicht anders sein kann, ergreift den von vergeblicher Sehnsucht überreizten, von Täuschung müde gewordenen Faust, der noch nicht gelernt hat, daß alles, was der Mensch erreichen kann, nur durch eine lange, mühesam ihr Gebiet unausgesetzt erobernde Arbeit möglich wird, die Verzweiflung, der Ekel vor seiner eigenen Unzulänglichkeit, der Unzulänglichkeit und Endlichkeit alles Wissens und Könnens überhaupt.

In dieser Stimmung schließt er seinen Pakt mit dem Teufel, auch hierin alles übereilend. Denn was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, will er jetzt in seinem Selbst genießen: dieses hiermit zu ihr erweitern doch nur, um am Ende wie sie zu zerscheitern. Und wieder, wohl zu beachten, geht Faust diesen Pakt durchaus nicht mit der Hoffnung auf Freuden ein: vielmehr gilt derselbe allein dem Taumel, dem schmerzlichsten Genuß: betäuben, vergessen im rastlosen Regen sein besser Teil, seine strebende Kraft, die einstweilen mißverstanden, falsch verwendet, ihm nur Leid gebracht hat: das ist die Forderung des Faustes. Und jene auch setzt er dafür ein. Nur wenn es Mephisto gelingt, ihn beruhigt auf ein Faulbett zu legen, mit Genuß zu betrügen: dann wird ihm Faust verfallen. Die Bedingungen dieses Paktes ergeben Faustens Geschick.

Ein weiteres Eingehen in die Einzelheiten der Tragödie ist nicht notwendig. Jedermann erinnert sich, wie Faust durch die Erscheinung der Helena hier als dem Ideal des **Genusses** in einer ästhetisch verfeinerten Form, wie es allein [illegible]ig bedeutenden Menschen besticht und gefährlich werden kann, für die Sinnlichkeit überhaupt empfänglich gemacht wird, um dann, bei weiterer Berührung mit derselben in innerer, gröberer Art, der elementaren, ungebändigten Natur, dem rücksichtslosen Egoismus zu verfallen, indem er das Verderben über die Geliebte bringt, einen gemeinen Totschlag vollzieht und zuletzt scheinbar für immer, an den Teufel gekettet, mit diesem in die Nacht verschwindet. —

Nur einige Worte über Gretchen seien mir hier gestattet. Brandes sagt einmal, daß Goethe in den Figuren des Gretchen und Klärchen (Egmont) auf Jahrhunderte hinaus dem deutschen Frauencharakter seinen Stempel aufgedrückt habe. — Das will ich hier ununtersucht sein lassen, und mich nur, um das Schicksal des Gretchens und des Faustes in der Tragödie zu verstehen, an die Stellung und Bedeutung des Gretchens für Faust innerhalb der Tragödie halten. Und hier nun — gleichviel, wie sehr man für das Gretchen geschwärmt, und was man alles in das ganz natürlich realistisch behandelte einfache Kind aus dem Volke hineingeschwärmt; mit welch entzückender Anmut der Dichter diese Figur ausgestattet hat, welch eine selbstlose Liebe und Hingebung ihr eigen ist: dennoch wie das Ahnen dem Denken und Erkennen, das Sehnen und Meinen dem Wissen und Wollen: wie Natur dem Geist, steht sie hier dem Faust gegenüber. Sie hat kein Verständnis, keine Ahnung von dem, was in seiner Seele sich regt — instinktiv empfindet und erblickt sie in ihm ein ihr übergeordnetes Wesen, dem sie sich bedingungslos ergiebt.

Gerade in dieser reinen, unentzweiten Natur erreicht Gretchen den Höhepunkt ihrer Existenz; jene auch ergiebt deren individuelle Beschränkung. Darum, ob auch den Faust in dem Hochgefühl dessen, was ihn mit Gretchen verbindet, eine Ahnung überkommt von der Lösung für das Geheimnis des Lebens: dem Urquell von Liebe, die alles Geschaffene entstehen ließ und zusammenhält: es bleiben nur Stimmungen und Gefühle. — Gretchen bedeutet für den Faust nur einen Moment in seiner Entwicklung, eine Inkarnation der Natur in ihrer Schönheit und Reinheit an sich, aber auch der elementaren Gewalt, des Individuellen: einen Moment, durch welchen er hindurchschreiten muß; über den er, nach einem höheren Gesetz des Lebens fortschreiten darf zu der ihm gesetzten Vollendung, darin auch die in jenem auf sich geladene Schuld sühnend mit reiferer Erkenntnis und besserer That.

Haben wir so unsere beiden Helden bis zu dem ihnen gesetzten Irrtum und Falle begleitet, wollen wir, ehe wir weiter gehen, erst einmal nur einen kleinen vergleichenden Rückblick über dieselben werfen.

Beiden gemeinsam war das Verlangen nach dem Glück und der Glaube daran; der echtgesunde Egoismus, es erringen zu wollen auf jeden Fall: eine unerschütterlich strebende, sich bethätigen wollende, müssende Kraft.

(Fortsetzung folgt)

Sonnenwende.

Nun ist das Glück zu Ende,
Verlassen steh' ich hier —
Zur Zeit der Sonnenwende
Wandt' sich Dein Herz von mir.

Dein Blick geht in die Weite,
Noch einmal ruf ich Dich —
Du neigst das Haupt zur Seite
Und hast kein Wort für mich.

Digitized by Google

Wie kalt sind Deine Hände,
Die einst so weich und warm —
Nun ist das Glück zu Ende
Und ich bin bettelarm! —

Leon Vandersee.

Die Geste und die Schauspielkunst.

Von **Otto von Leixner.**

II.

Die mechanische Geste.

Der erste Aufsatz hatte den Zweck, mein Prinzip der Bewegung in seinen Grundzügen zu zeichnen. Jedes ästhetische Gesetz bedarf der Individualisierung, bedarf ihrer noch mehr in einer Zeit, deren Kunst dem Realismus huldigt oder doch nach der Versöhnung von Kunstwahrheit und Lebenswahrheit strebt. Weil dieses Bestreben in der naturgemäßen Entwickelung unseres gesamten Geisteslebens begründet ist, mußte es auch in der Schauspielkunst zum Siege gelangen. Weder das Drama des Äschylus oder Sophokles, noch das Calderons, ja, nicht einmal das Schillers hatte die scharfe Individualisierung unbedingt nötig. In der antiken Darstellungskunst fiel dieselbe schon mit dem Kothurn, der zu groß bemessener Haltung zwang und mit der Maske, die das Mienenspiel unnötig machte. Im spanischen Drama hatte sich aus sehr realistischen Anfängen während sieben oder acht Jahrzehnten eine Zahl feste Typen gebildet, die den Dichter wie den Schauspieler in bestimmte Grenzen bannten. Abgesehen davon unterstützten die Autos sacramentales die Ausbildung einer idealisierenden Darstellungsweise, da diese Gattung der dramatischen Dichtung meist nur Allegorien und Symbole, höchst selten aber festgezeichnete Menschen auf die Bühne brachte. In gleicher Weise ist der größte Teil der Dramen Schillers mit realistischer Darstellung unvereinbar; ja, selbst die „Räuber" und „Kabale und Liebe" enthalten wenige Gestalten, die sich mit einer solchen innerlich verbinden lassen.

Unsere jüngste Dramatik, von ungefähr 1835 an, hat sich, abgesehen von den klassischen Nachklängen und Nachahmungen, immer mehr dem wachsenden Realismus der Zeit genähert. Die Werke Laubes und Gutzkows, verschieden unter sich, zeigen dennoch darin, daß sie dem gleichen Boden entstammen, eine gewisse Verwandtschaft. Je mehr der „historische Geist" wuchs, je mehr die Dichter neben dem allgemeinen menschlichen Gedankeninhalt auch die zeitlichen Formen zum Gegenstande ihrer Studien und ihrer Darstellung machten, desto notwendiger wurde auch für die Schauspielkunst die Annäherung an das Leben. Dazu gesellte sich der Einfluß Frankreichs und seiner Bühnenwerke. Die Dramen von 1850 an sind mit wenigen Ausnahmen realistisch gedacht, was gleichfalls eine realistiische Darstellung notwendig macht. Aber sie ist im allgemeinen von dem jüngeren Geschlecht der Schauspieler äußerlich aufgefaßt worden. Es fehlt oft das Bewußtsein, wohin der Realismus gehört und wo er dem Geiste des Dichters widerspricht; es fehlt die Schulung im Sinne einer realistischen Darstellung, es fehlt die Kenntnis jener Grenze, die den Realismus von naturalistischer Schablone scheidet.

In der Poesie unserer Tage hat der Realismus von Tag zu Tag mehr Boden gewonnen — man braucht nur Dorfgeschichten von Auerbach, die doch einst als reinste Natur begrüßt worden sind, mit Kellers „Leuten von Seldwyla" oder Anzengrubers Erzählungen zu vergleichen. In der Plastik und Malerei drängt gleichfalls alles nach dem Realismus hin. Worin unterscheidet sich dieser nun besonders von den Prinzipien der Vergangenheit? Ein vergleichender Blick giebt uns die Antwort. Die Vergangenheit hat ihre Gestalten mehr im Umriß als in Einzelheiten ausgeführt; die Gegenwart fordert die Ausführung des Kleinen. Sie ist nicht zufrieden mit der Andeutung der abstrakten Leidenschaft, sie will einen Menschen, der die Leidenschaft seinem Wesen gemäß in sich trägt und aus seinem Wesen entwickelt. Das Charakteristische ist die erste Forderung der realistischen Kunstdarstellung. Daraus folgt, daß jede Lebensäußerung einer Gestalt, Wort und That, Ton und Bewegung die kennzeichnenden Merkmale an sich tragen muß. Das ist vor allem notwendig für die Schauspielkunst, die uns durch Menschen Menschen darstellt. Es ist also nötig, daß die verschiedenen Gesten genau dem Charakter entsprechen.

Ich habe die mechanische Geste erklärt als das Ergebnis einer Willensbewegung, die einen Muskeleffekt erreichen will. Da ich aber auch gezeigt habe, wie die mechanische mit der symbolischen Geste zusammenhängt, so brauche ich wohl kaum zu entwickeln, daß diese beiden Gattungen nicht durch eine unübersteigliche Mauer voneinander getrennt sind. Die Gründe der mechanischen Geste können ebenso, wie die der symbolischen, oft in Gemütserregungen wurzeln.

Die einfachste Form der mechanischen Geste bilden jene Bewegungen, die entweder eine Veränderung der Stellung des eigenen Körpers oder eines anderen Gegenstandes bezwecken. Wer sich setzt, erhebt, geht oder legt, vollführt eine mechanische Bewegung. Da diese bei jedem Menschen von Kindheit an geübt worden ist und sich mit dem Wachstum des Körpers unter bestimmten Verhältnissen mit dem Geiste zu gleicher Zeit entwickelt hat, so liegt in ihr bereits ein großes Stück der Charakteristik. Der Gang des Bauern, der gewöhnt ist, auf weichem Boden zu gehen; der des Hofmanns, der auf glattem Parkett zu schreiten pflegt; der des Seemanns, unter dessen Fuß das leichtbewegliche Schiff schwankt; der des geschäftsbeflissenen Agenten, des Kaufmanns; der Gang eines Mageren und eines Dicken, u. s. w. — sie alle haben ganz charakteristische Zeichen. Ein sanftes, unschuldiges Mädchen geht ganz anders, als eine ihrer Schönheit bewußte Modedame und beide unterscheiden sich von einem energischen, männischen Weibe, das gewohnt ist, für sich zu handeln. Das Mädchen macht kleine, leichte Schritte mit unbewegten Hüften; die Dame größere mit bewegten Hüften; das Mannweib große, bei denen meist die dem vorschreitenden Fuß entsprechende Schulter die Bewegung begleitet. Dieselben kennzeichnenden Unterschiede lassen sich bei dem Niedersetzen, Sitzen und Aufstehen beobachten. Der aristokratische Lebemann läßt sich lässig in den Lehnstuhl gleiten; der schüchterne Kandidat oder Schulmeister setzt sich nur auf den halben Stuhl und bildet mit Schenkel und Unterbein einen rechten Winkel; das Ausstrecken beider Beine bekundet Nachlässigkeit; das halbe Ausstrecken des einen, das Zurückziehen des zweiten Beines ist die Haltung des Weltgebildeten, der nur einen kurzen Besuch macht und sozusagen stets „auf dem Sprunge" ist. Der Bauer sitzt breitspurig und fest, die Füße unter den Stuhl zurückbeugend, die Handflächen auf den Schenkeln reibend.

Diese wenigen Andeutungen genügen, um zu zeigen.

Digitized by Google

welche unendliche Fülle charakterisierender Züge die einfachsten mechanischen Bewegungen zulassen. Ebenso bezeichnend sind diejenigen, welche die Lage eines anderen Gegenstandes zu ändern bestimmt sind. Die Art, wie jemand einen Gegenstand ergreift — ein Glas, einen Stuhl, den Hut — verrät bereits den Charakter. Der Angehörige niederer Stände rückt dem Besucher den Stuhl hin und wischt ihn vielleicht vorher ab; der Weltmann rückt ihn nur so, daß sich der Gast niederlassen kann, oder er ersetzt die mechanische durch die malende Geste, indem er auf den Sitz hinweist. Der derbe, täppische Mensch faßt das zarteste Weinglas mit der Faust, der Formgewandte mit Daumen, Zeige- und Mittelfinger, der Geck rundet den kleinen Finger zierlich ab; die gezierte alte Jungfer erfaßt den Stengel nur mit dem Daumen und dem Zeigefinger und streckt die drei anderen von der Handfläche ab. Der zwanglose Naturmensch faßt den Rockärmel mit den Fingern, um Staub vom Rocke zu entfernen; der Gesellschaftsmensch streift die bestäubte Fläche leise mit der Außenseite der Fingerspitzen. Im lebendigen Gespräch faßt man oft nach dem Arme des Nächststehenden, oder man thut es, um jemand auf sich aufmerksam zu machen. Der Bauer der Hochlande Baierns oder Österreichs giebt uns dabei einen Rippenstoß oder stößt uns mit dem Ellbogen kräftig in den Rücken oder in die Seite; der etwas mehr Gebildete faßt den Arm, der Weltmann berührt ihn mit den Fingerspitzen, die feine Dame mit dem Fächer.

Alle die bis jetzt berührten mechanischen Gesten zeigen uns ein Gesetz, welches sich kurz in folgende Worte kleiden läßt: „Je größer die Weltbildung des Individuums, desto weniger Kraft wird zum Erreichen einer bestimmten Absicht verbraucht."

Nun giebt es noch eine zweite Gattung mechanischer Gesten, die in Gemütsbewegungen wurzeln. Es sind alle, die auf den vollbrachten Angriff und die dadurch bedingte Abwehr sich beziehen, ob diese nun in ernster oder scherzhafter Weise erfolgen. Die Dichter selbst verwenden den ernsten Angriff fast nur in der Tragödie oder in der derben Posse, und dann sind meistens geistig tiefer stehende Individuen die Thäter — eine Prügelscene unter Gebildeten ist meines Wissens in keinem Drama verwendet, und selbst der Schlag von einer Seite gehört zu den Seltenheiten („Essex" von Laube, „Las mocedades del Cid" von Guillen de Castro, T. I, Sc. 2). Der Gebildete, bei dem der Naturtrieb vom Intellekt gebändigt ist, wird sich in einer sehr großen Aufregung befinden müssen, ehe er sich bis zum Schlage hinreißen läßt. Dagegen bedarf es bei dem erregbaren Menschen ohne Bildung nicht den gleichen Höhepunkt der Leidenschaft. Wenn es wirklich zum körperlichen Angriff kommt, wird für die Charakteristik das Wesen des Thäters die Form des Angriffs bestimmen. Der Furchtsame, der in der Aufregung seine Feigheit überwindet, wird demnach nicht mit dergleichen Sicherheit den Schlag ausführen, wie der Mutige oder Kraftbewußte; er wird sich ebenso anders verteidigen, als dieser.

Die beiden Ergebnisse der Untersuchung sind: „Die mechanische Geste muß, um künstlerisch zu sein, durch die Eigenart bestimmt werden" und „der Kraftverbrauch bei der mechanischen Geste steht im umgekehrten Verhältnis zur Weltbildung des Individuums".

III.

Die symbolische Geste.

Ehe ich diesen Teil meiner Untersuchungen beginne, muß ich noch in Kürze auf die bis jetzt erreichten Ergebnisse zurückgreifen. Ich habe den Nachweis geliefert, daß die symbolische Geste*) aus der mechanischen sich entwickelt habe. In der Darlegung der letzteren haben sich zwei Sätze ergeben, deren einer die Notwendigkeit der Charakterisierung nachweist, deren zweiter das Gesetz ausspricht: „Die Größe der mechanischen Geste nimmt ab mit der Größe der Weltbildung des Individuums".

Aus diesen Gesetzen und aus dem Ursprung der symbolischen Geste geht hervor, daß auch diese von ihnen beherrscht sein muß. Ich verfolge in meiner Untersuchung den gleichen Weg, den ich im zweiten Abschnitt eingeschlagen habe, und beginne mit der genaueren Ausführung eines schon berührten Beispieles. Der ungebildete oder der rohe Mensch wird vom Zorne ergriffen. Zuerst ballt er die Faust, macht sie also zur Waffe, hebt sie dann über oder bis zur Höhe des Kopfes und läßt sie zuletzt wuchtig auf den Gegner fallen. Er hat eine mechanische Geste ausgeführt. Der Gebildete empfindet eine Zorneswallung, im ersten Augenblick setzt das Gehirn die motorischen Nerven in Bewegung, um den Schlag ausführen zu lassen, doch schon ist der Intellekt wieder klar und giebt den Muskeln einen Gegenbefehl, so daß die geballte Faust auf einem Punkte jener Linie, die zum Gegner führt, aufgehalten wird. Je kürzer der Augenblick ist, in dem sich die Einsicht verdunkelt, desto schneller wird die Faust aufgehalten, so daß bei augenblicklichem Beherrschen des Triebes sich die Faust nicht einmal ballt. Aber diese Selbstbeherrschung erfordert doch wieder Kraft, die sich nun, da kein äußerlicher Kraftverbrauch stattfindet, nach innen umsetzen und in einer anderen Weise zeigen wird: durch Erröten, Erblassen, durch ein Aufzucken des Auges oder durch plötzliche Falten zwischen den Brauen. Dieses letztere Symbol des Zornes ist das interessanteste. Ich glaube die Behauptung aufstellen zu dürfen, daß es der letzte Rest jener Kraftanwendung ist, die bei dem Urmenschen mit dem tierischen Vorstürzen im Zorne verbunden war. Noch jetzt begleiten diese Falten jede starke Anstrengung — sei sie körperlich oder geistig.

Dieses Symbol des Zornes findet ein merkwürdiges Seitenstück an dem Knirschen der Zähne, das mühsam bekämpfte Wut begleitet. Unsere ältesten Ahnen haben sich einst aller Waffen bedient, die sie besaßen, auch ihres Gebisses. Das Knirschen ist ein Überrest, aber zugleich ein Symbol der Leidenschaft.

Wie der Zorn, so wird auch die Furcht sich in um so schwächeren Zeichen äußern, je größer der Intellekt ist. Ich nehme selbstverständlich Fälle aus, wo auch der höchste Intellekt nicht imstande ist, der Gefahr ruhig entgegenzutreten. Ein Geistesaristokrat und ein roher Mensch werden sich beide zu retten suchen, wenn auf ein offenes, volles Pulverfaß Funken zu fallen drohen. Je geringer aber der Intellekt, desto größer ist der Kreis dessen, was Furcht erregt, desto stärker sind die Zeichen dieser Empfindung. Wenn der Zorn sich in den Linien des Angriffs bewegt, so die Furcht in denen der Abwehr. Zuerst strecken sich die Arme mit offener Hand nach dem schreckenerregenden Gegenstand, als wollten sie ihn von sich fern halten; ein Zittern ergreift den Körper, das sich bis zur Ohnmacht (= Unmacht, also Schwäche) steigern kann, oder den Fürchtenden zuletzt zur Flucht treibt. Von diesen extremen Gesten aus vollzieht sich die gleiche Vereinfachung der Bewegungen, wie bei dem Zorn; sie nimmt

*) Der Verfasser begreift unter „Geste" alle Körperbewegungen, auch einen Teil des Mienenspiels.

Digitized by Google

mit der Stärke des Intellektes zu. Aus dem Vorstrecken beider Arme wird ein Erheben eines Armes in abwehrender Haltung; ein leises Zittern durchfliegt den Körper, ein Fuß tritt zurück, aber damit endet die Bewegung und wird aus der mechanischen eine symbolische.

Die antiken Gebetsformen habe ich bereits kurz berührt. Die emporgestreckten Arme trugen das Opfer, als noch jeder einzelne der Priester seiner Götter war; dann wurde die Haltung das Symbol des Gebets. Die christliche Form des Gebetes, das Falten der Hände, ist gleichfalls Symbol: denn es ist das Zeichen der Selbstfesselung, der Wehrlosigkeit gegenüber der Allmacht.

Einen gleichfalls sinnlichen Ursprung hat die Verbeugung als Zeichen der Ehrfurcht, als Formel des Grußes. Der Besiegte lag gefesselt auf dem Boden, das Antlitz der Erde zugewendet, und der Sieger trat ihm auf den Nacken. Daraus bildete sich die Verbeugung mit gekreuzten Armen. Je tiefer sie ist, desto mehr erniedrigt man sich freiwillig vor einem anderen. Hier zeigt sich wieder im Leben eine Fülle individueller Züge. Der Gruß des Bauern einem hohen Herrn gegenüber hat seine bestimmten Linien, ein wiederholtes Beugen des Kopfes und ein Scharren der Füße. Je größer der Intellekt und das auf ihm ruhende Selbstgefühl ist, desto kleiner ist der Weg, den das sich beugende Haupt beschreibt. Der Schmeichler grüßt anders, als der würdevolle Gelehrte; die Dame von Welt neigt leise das Haupt, der Herrscher macht vielleicht eine kurze Handbewegung.

Das Gebiet der symbolischen Bewegungen ist so groß, daß es unmöglich ist, es in einem Aufsatze nach allen Seiten zu durchstreifen. Die Geberden, welche Liebe ausdrücken, haben alle eine symbolische Bedeutung; das Erfassen und Drücken der Hand, das auf einen Augenblick zwei Körper vereint, zeigt die wirkliche oder vorgegebene Einigkeit der Herzen; in noch stärkerem Grade die Umarmung. Die Bewegung, mit der man die Bereitwilligkeit ausdrückt, erinnert an Darreichen; die Geste, mit der wir das Bedauern aussprechen, deutet auf Abwehr; das Achselzucken auf das Abschütteln einer uns zugedachten Last. Wer Verachtung ausdrücken will, hebt sein Haupt hoch empor und mißt dann den Gegner — wie vor einem Angriff. Der Stolze und Hochmütige trägt den Kopf emporgerichtet, weil er sich über andere erhaben fühlt; der Schüchterne schreitet gesenkten Hauptes, weil er sich selbst vor anderen demütigt und durch freiwillige Unterwerfung jeden Angriff abwehren möchte. Die Formen der Bitte bewegen sich in den Linien des Angriffs oder der Unterwerfung — beim Knieen. Wer sich einem Spruch unterwirft, ein schweres Geschick mit Bewußtsein auf sich nimmt, der beschreibt mit den Armen, die Hände geöffnet, eine Linie nach rückwärts, so daß seine Brust ungeschützt bleibt; er streckt sozusagen die Waffen vor der stärkeren Macht. Kurz, wir können in dem ganzen Getriebe von Gedanken und Leidenschaften, aus denen sich die ganze Tragikomödie des Lebens bildet, die Formen des Kampfes in den verschiedensten Abstufungen und Verbindungen sowohl in mechanischen wie in symbolischen Formen finden.

Von hohem Interesse ist die Symbolik im Mienenspiel. Auf die Falten zwischen den Brauen habe ich schon hingewiesen. Ganz besonders interessant ist ein Vorgang, der das Denken begleitet. So lange der Gedanke noch unklar ist, zeigt das Antlitz nicht nur den Stempel der geistigen Anstrengung durch die gleichen Falten, welche die körperlichen begleiten, sondern auch die Dunkelheit im Gehirn durch das halb oder ganz geschlossene Auge. In dem Augenblick, wo die Kraft den Widerstand besiegt, den Gedanken errungen hat, verschwinden die Falten und die Augen öffnen sich weit, als ob die Strahlen der Erleuchtung von außen in die Seele fielen. Bei plötzlichem Staunen, wo uns ein Unbegreifliches entgegentritt, öffnen sich Augen und Ohr. Alle Quellen der höheren Sinneswahrnehmung sind bereit, um eine Erklärung aufzunehmen; der Mund öffnet sich, um gleichfalls als Schalleiter zu dienen. Bei plötzlichem Schrecken kommen zwei entgegengesetzte Gesichtsausdrücke vor; entweder heften sich die Augen starr und fest auf den Gegenstand, der die Empfindung hervorbringt, oder sie schließen sich fest zu. Im ersten Falle ist mitten in der herzbeklemmenden Angst noch ein Trieb unerklärlicher Neugierde lebendig, im zweiten schließen sich die Pforten der Sehempfindung, als könnte mit ihr auch die Ursache der Angst schwinden.

Wenn man aus den angeführten Thatsachen die Ergebnisse zieht, so ergiebt sich aus ihnen die Bestätigung jener Gesetze, die ich bei der mechanischen Geste nachgewiesen habe. „Die symbolische Geste ist die Verkörperung der psychischen Bewegungen. Sie läßt sich in ihren letzten Gründen auf den Kampf ums Dasein zurückführen und zeigt den Sieg des Willens über die Triebe. Sie bedarf, um künstlerisch zu wirken, der Individualisierung; der Kraftverbrauch bei ihrer Ausführung nimmt ab im umgekehrten Verhältnis zur allgemeinen Welt- und Charakterbildung des Individuums."

(Schluß folgt.)

Gedichte.

Von **C. Haupt.***)

Mahnwort.

Unaufhaltsam der Sekunde
Drängt sich stets die neue nach,
Daß vollende sich die Stunde,
Daß vollende sich der Tag!

Wie die Zeit in ihrem Werden,
Sei in Deinem Schaffen Du,
Dem nur wird Vollendung werden.
Wer da strebt ohn' Rast und Ruh.

Mein Weh.

Wollt' ich all' mein Weh begraben
In des Meeres weitem Raum,
Würden die Gewässer haben
Platz im tiefen Bette kaum,
Und es würden ihre Wellen
Weithin übers Ufer schwellen.

Wollt' ich es zusammentragen,
Häufen es zu Bergeshöh',
Alle Berge überragen
Müßte wohl mein tiefes Weh.
Ja, zum Himmel würd' es reichen,
Als ein Riese sonder Gleichen.

*) Der Verfasser dieser Gedichte ist ein schlichter Arbeiter, früher Bäckergeselle, jetzt thätig, wo sich eben Arbeit findet. In den trübsten Lagen hat er nicht aufgehört, geistig zu streben, um sich nach Kräften fortzubilden. Als verheirateter Mann und Vater zweier Knaben hat er oft doppelt schwer zu kämpfen gehabt, nur die Nächte und die Sonntage blieben ihm frei, und da fand er in dem, was er von mühsam ersparten Groschen sich an Büchern beschaffen konnte, die Quelle neuer Kraft.

Digitized by Google

O, Du armes, kleines Herze,
Wie nur kann es möglich sein,
Daß Du kannst von bitt'rem Schmerze
Soviel schließen in Dir ein?
Daß Du noch nicht bist gebrochen,
Daß Du noch magst mutig pochen?

Röschen.

Studie von **H. von Albert.**

Röschen ist die Nichte, Gesellschafterin und Haushälterin meiner Muhme Friederike, welch letztere, ehemals die Leiterin einer großen Wohlthätigkeits-Anstalt, sich nun von dieser Thätigkeit zurückgezogen hat und auf ihren Orden, Auszeichnungen und schönen Erinnerungen ein beschauliches Leben führt.

Muhme Friederike nahm einst das vermögenslose, zehnjährige Kind zu sich, ließ es sorgfältig erziehen, bürdete aber dem strebsamen Mädchen schon mit vierzehn Jahren einen Teil der schweren Pflichten auf, welche die Wirtschaftsführung des von ihr gegründeten Krankenhauses mit sich brachte.

Röschen war fleißig und klug, und in kurzer Zeit lag die innere Leitung der Anstalt ganz in ihren Händen, während Muhme Friederike dieselbe nach außen, in Gesellschaften und an Fürstenhöfen vertrat. Still und unbeachtet hütete sie ihre kranken Schutzbefohlenen; in Arbeit, aber sorgenlos und befriedigt, strich ihr Leben dahin. Sie war vom Kinde zur alten Jungfer geworden, ohne daß die dazwischen liegende Zeit ihrer Jugend ihrer Umgebung besonders zum Bewußtsein gekommen wäre. Frühreif in der Kindheit, ernst und gesetzt in der Jugend, trat zu ihrer immer gleichen äußeren Ruhe ihre ausnehmende Häßlichkeit, um ihr bereits mit fünfundzwanzig Jahren den Stempel der reiferen Jahre aufzudrücken. Ihr Haar war von einem gleichgültigen Blond, die Nase emporgereckt, der Mund dick und schwulstig, und nur die hellblauen Augen blickten klar wie das stille Licht der Sterne. Auch ihre mittelgroße Gestalt, schmächtig und unbedeutend, bot diesen gewöhnlichen Zügen keinen Ausgleich.

So galt das haushaltende, häßliche, bescheidene Röschen vielen als die verkörperte Prosa und Hausbackenheit, nicht wert einer eingehenden Beachtung, Muhme Friederike aber, diese zierliche, siebzigjährige Dame mit der anmutigen, schlanken Gestalt, der sorgfältigen Kleidung, der liebenswürdigen Lebhaftigkeit, der Erzählungsgabe und der noch immer warmen Einbildungskraft als die Verkörperung schönen Geistes und holder Poesie. Jedoch dem aufmerksamen Beobachter bot sich schon bei einem einfachen Besuche der beiden Frauen in unserer Familie die Wahrnehmung, welche ununterbrochene Kette von Diensten Röschen bereitwillig leistete, welche Summe von Dankbarkeit, Opferwilligkeit und Selbstbeherrschung sich in diesem bescheidenen Dasein anhäufte; er that bei dieser alltäglichen Begebenheit einen Blick in die Tiefe der Seele, wo allein die Heimat unvergänglicher Schönheit und wahrer Poesie ist. Röschen wickelte alsdann bei einem solchen Besuch die Muhme aus ihrem Kopftuch, dem Mantel, mehreren Umschlagetüchern und einem Halstuch, entledigte sie ihrer Gummischuhe, band ihr die Haubenbänder von frischem, hing ihr den „Pompadour" an den Arm und reichte ihr die Brille aus dem Handtäschchen. Nun erst konnte sie an das Ablegen ihrer eigenen Umhüllungen denken, die nach dem Beispiel der Muhme ebenfalls aus einigen Tüchern, dem Mantel und den unerläßlichen Gummischuhen bestanden. Sie hatte jedoch noch nicht damit begonnen und suchte noch mit unendlicher Überstürzung nach einem heimlichen Winkel für die jungfräulichen Gummischuhe, da wandte sich Muhme Friederike schon mit der Frage an sie:

„Bist Du noch nicht fertig, Röschen?"

„Ja, gleich, Tante."

„Sitzt denn meine Haube, Röschen?"

„Gewiß, Tantchen."

„Wo hast Du denn meine Brille hingelegt, Röschen?"

„Ich gab sie Dir ja in die Hand, Tante."

„Aber nein, ich habe sie doch nicht in der Hand, Du kannst sie mir nicht gegeben haben."

Röschen kam herzugeeilt und suchte mit großer Hast, aber vergeblich, die Brille. Wir alle suchten.

„Du hast sie gewiß in den „Pompadour" gesteckt, liebe Tante."

„Aber wie werde ich sie denn in den „Pompadour" stecken, das ist ja Unsinn, Röschen. Du mußt sie noch haben."

„Ja, ist es denn nicht die Brille, die Sie aufgesetzt haben, verehrte Tante?" fragte endlich mein Oheim Peter, der bis dahin sehr belustigt dem Treiben zugesehen hatte.

Großes Erstaunen und Gelächter, als man die Brille wirklich auf Muhme Friederikes kleiner Nase entdeckte. Röschen lachte am herzlichsten. Muhme Friederike kicherte ganz beschämt und klagte über die Vergeßlichkeit des Alters, worauf sie Oheim Peter mit schalkhaften Artigkeiten tröstete und versicherte, die allverehrte Tante schlüge mit ihrem frischen, rosigen Äußeren ein siebzehnjähriges junges Mädchen „aus dem Felde."

„Aber meine Haube sitzt ja doch nicht, Röschen," bemerkte da Muhme Friederike, welche einstweilen in den Spiegel geblickt hatte.

„Gewiß sitzt sie, liebe Tante, sehr schön sogar. Onkel Peter hat ganz recht, Du siehst sehr gut aus."

„Aber die Bänder mußt Du mir doch noch einmal binden, Röschen."

Röschen war mit ihrer Schmeichelei ins Wasser gefallen, sie ist einmal nicht zum Schmeicheln geboren, doch bereit wie immer, sprang sie herzu und erfüllte den Wunsch der Muhme.

„Bist Du nun fertig, Röschen? Wir warten ja schon alle auf Dich."

Die Arme hatte nicht mehr Zeit, sich das Haar zu ordnen.

Muhme Friederike schritt munter und gesprächig am Arme meines Vaters in das Besuchszimmer; Röschen aber sank erschöpft, überreizt und fast außer Atem auf einen Stuhl im Vorzimmer.

Und im Vorzimmer zu bleiben, scheint Röschens Bestimmung: Im Vorzimmer des Glücks, im Vorzimmer der Liebe, im Vorzimmer gesellschaftlichen Ansehens, in jener ruhigen Daseins-Dämmerung, durch welche man das Ticken der Lebensuhr hört, das den meisten Sterblichen im Hasten menschlichen Strebens, im Getöse der Leidenschaften verloren geht. Manche Menschen gedeihen in diesem trauten, träumerischen Halbdunkel; manche, unruhigen Geistes voll, gehen darin zu Grunde. Röschen aber gedeiht. Obwohl nicht unempfindlich, liegen ihr doch leidenschaftliche Wallungen fern. Ihr Denken ist abwägend und verständig, ihr Handeln vorsichtig, aber zielbewußt. Doch besitzt sie auch die Fehler

Digitized by Google

ihrer Tugenden. Ihre Augen blitzen im hellsten Unmut' wenn es Muhme Friederike einfällt, sich in ihre Wirtschaftsangelegenheiten zu mischen. „Davon verstehst Du ja doch nichts," sagt ihre abweisende Miene. Und auf eine gleich kühle Geringschätzung stoßen die schwärmerische Gefühlsseligkeit und rosenroten Lebensanschauungen der Muhme.

„Tante lebt immer in Illusionen," pflegt sie mit einem kaum merklichen, spöttischen Lächeln zu sagen, „und ich halte es für meine Pflicht, ihr dieselben in ihrem hohen Alter nicht mehr zu zerstören."

In ihrem klaren Kopfe spiegelt sich die Welt in ihrer wahren Gestalt, sie kennt deren Vorliebe für Äußerlichkeiten, ihre Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit.

Dennoch schlug auch ihr Herz einmal höher, dennoch zagte und hoffte auch sie einmal, die Welt würde abweichen von ihrer grausamen Beharrlichkeit in der Schätzung gleißenden Scheins.

Nein, Wirkung trennt sich nicht von Ursache, ihr schüchternes Wünschen hob die Menschheit nicht aus dem altgewohnten Geleise: Das Glück, welches ein junges Mädchen als das höchste erträumt, blieb ihr versagt, aber sie haderte nicht mit dem Schicksal, sie ließ sich nicht niederdrücken, nicht verbittern, nicht untauglich machen für die ferneren Anforderungen des Lebens. Sie hat den Schmerz überwunden und gar bald gefunden, daß das Dasein noch gleich schöne und gleich erringenswerte Güter zu bieten hat als das der Ehe. Sie besitzt in Muhme Friederike eine gütige, wohlwollende Beschützerin, mit der sie, trotzdem sie zwei Gegensätze bilden, in schönster Eintracht lebt. Sie ergänzen sich gegenseitig, sie üben gegenseitig Nachsicht mit ihren Schwächen, sie lieben sich und schaffen sich ein trauliches Heim. Röschen hat die Bürgschaft einer gesicherten Zukunft, welche ihr das gewohnte Zwielicht bescheidenen Lebensgenusses verspricht, und — als unzerstörbares Glück — die innere Befriedigung treuer Pflichterfüllung und nie rastender Thätigkeit.

Was die Schwalbe sang.

Als der Hollunderbusch in Blüten prangte
Und junger Hopfen an der Laube rankte —
Als in der Sommersonne stillem Walten
Sich zaghaft Rosen wollten schon entfalten,
Hat unterm Schindeldach im Eckchen traut
Ein Schwalbenpärchen sich ein Nest gebaut.
Die Luft durchhauchte Wohlgeruch die Fülle
Und über'm Hofe ruhte Mittagsstille,
Es summten Bienen in den Lindenbäumen.
Ich war noch jung — mich überkam ein Träumen;
Kein Laut den Späher vor dem Nest verriet —
So lauscht' ich stillvergnügt der Schwalbe Lied.
„Komm mit!" so klang verlockend süß die Weise
„Komm mit!" so zwitscherte der Vogel leise,
„Dort draußen wohnt geheimnisvolles Weben,
Die Welt ist schön — zieh' nur hinaus ins Leben,
Und leertest Du das Glas zur Neige aus —
So kehre heim und baue Dir ein Haus."

Die Blätter fielen — Sonnendämmerstunden
Wie Flaum im Winde waren sie entschwunden,
Auf kahlen Feldern sang der Herbstwind Oden
Und Schwalben flogen ängstlich über'n Boden,
Ihr traurig' Zwischern war die Melodie:
„Beständigkeit im Glücke giebt es nie!
Wohl will die Jugend in die Weite schweifen.
Nicht alle Früchte kann die Sonne reifen —
Und Stürme erst zum Auferstehen riefen
Gewalten, die in Deiner Seele schliefen,
Gedenk' in Sonnentagen an das Leid
Und stell' Dein Hoffen nicht auf diese Zeit!"

L. v. Oberhofen.

Neue Lyrik.

Besprochen von **Paul Remer.**

Die zarte Blume der Lyrik gedieh nur schlecht im Garten der Moderne. Die realistische Kunst, indem sie eine „objektive" Wiedergabe der Wirklichkeit anstrebte, zerstörte damit den Lebenskeim der Lyrik. Versuche, eine realistische Lyrik zu schaffen, haben nur zu lyrisch-epischen Zwitterwesen geführt. Der Mutterboden, in dem nach wie vor jede echte Lyrik wurzelt, ist das Ich des Künstlers, sein Vermögen, von sich aus die Wirklichkeit zu erfassen und darzustellen. Lyrisch denken und dichten heißt sein Weltall für sich haben. Und ein solches Weltall, weil mit dem Gefühl belebt, ist poetisch wirklicher als jene tote, kalte Masse, welche das Auge schaut. Die Sinne gestatten uns eine Wahrnehmung der Dinge nur, indem sie uns von ihnen loslösen. Eine neue Blütezeit der Lyrik ist allein von einer Um- und Einkehr des Dichters in sich selbst zu erwarten.

Eine solche Um- und Einkehr versucht Hugo Thele mit seinen Gedichten **„In stillen Stunden"** (Saarlouis 1892, Verlag von M. Hausen).

Theles Gedichte haben vorwiegend religiösen Inhalt. Der Dichter kehrt in das Allerheiligste der menschlichen Seele ein, in jenen mystisch dämmerigen Raum, wo der Glaube thront an ein Größeres und Vollkommeneres, als es der Mensch ist. Er giebt Schilderungen aus Welt und Leben, aus Natur und Geschichte, und immer mündet seine Betrachtung in dem gleichen Schluß: knieet nieder und betet Gott an, den Anfang und das Ziel alles Irdischen! Auf solchem Boden kann gewiß eine wurzelechte Lyrik erwachsen; die Grundbedingung wird erfüllt und das Seiende mit einem Gefühl belebt. Als Vertreter der religiösen Lyrik nenne ich aus neuerer Zeit nur Karl Gerok und Julius Sturm. Aber Hugo Thele reicht bei weitem nicht an diese Vorbilder heran; sein religiöses Empfinden mag wahr sein, aber die schöpferische Kraft fehlt, es poetisch wahr darzustellen. Er dringt nicht vor über die Phrase hinaus zum dichterisch geoffenbarten Wort. Er bleibt stecken in den Windeln des Gefühls, und, wo sein Glaube zu gehen versucht, ist es im Gehstühlchen der „Konfession". Theles Gedichte lesen sich wie gereimte Predigten, dumpfe Kirchenluft weht aus ihnen. Die echte Religion aber, jene Religion, welche zugleich Poesie ist, gedeiht nur außerhalb der starrgewordenen Glaubenssätze in warmer, sonniger Freiheit.

Die Bekanntschaft eines lyrischen Handwerksburschen machen wir mit Haescha, dem Verfasser des Gedichtbandes **„Auf dem Pegasus"** (Köln 1892, Verlag von Fritz Greven).

Der Verfasser ist eine frische, fröhliche Natur. Mit leichtem Sorgengepäck wandert er in die Welt hinaus, und keck und kunstlos singt er herunter, was er auf munterer

Digitized by Google

Lebensfahrt erschaut und erlebt. Kinder des Augenblicks sind seine Lieder, von der Sekunde geboren und mit ihr gestorben. Es war deshalb unvorsichtig, sie zu Papier zu bringen; es war noch unvorsichtiger, sie drucken zu lassen. Die Empfindung ist verweht; allein die Hülle besteht, und an dieser ist vieles, wenn nicht alles zu tadeln. Der Dichter zeigt nicht nur eine völlige Unkenntnis aller metrischen und rhythmischen Gesetze der deutschen Sprache; selbst mit der Grammatik lebt er in Feindschaft, und im Kampf mit dieser gestrengen Dame erleidet er manche lustige Niederlage. Z. B. der Cyklus „Erinnerung" schließt wahrhaft klassisch:

„Und wurden sie nicht zum Dichter,
Die Schuld liegt nur an sie."

Dennoch lebt in manchem Gedicht wirklich dichterisches Empfinden, allerdings verschüttet und fast erstickt unter der Form. Möge der Dichter in Zukunft seine Lieder nicht dem Papier, sondern einem lustigen Reisekumpan zur Verbreitung anvertrauen! Vielleicht, daß so eins oder das andere, von Mund zu Mund wandernd, zum Volksliede sich auswüchse?! . . .

Ein Stück Berliner Lyrik steckt in den **„Lachthränen"** von Harald Gräf (Berlin 1892, Verlag von Fontane).

Harald Gräf war längere Zeit Redakteur am „Kladderadatsch", und als solcher hat er die „Lachthränen" geschrieben. Damit ist schon der Charakter seiner Poesien gegeben: es sind satirisch gefärbte Stimmungs- und Augenblicksbilder aus dem Berliner Leben. Dem Spott fehlt die eigentliche Schärfe und Treffsicherheit; es steht nicht der ernste Gedanke dahinter, zu bessern. Der Verfasser ist Berliner; ihm ist es vor allem um einen guten Witz zu thun, und gegebenen Falls nimmt er auch zu einem Kalauer seine Zuflucht. Die „Lachthränen" halten sich so an der Oberfläche und verleugnen ihre Witzblattherkunft nicht; dennoch oder vielleicht gerade deshalb sind sie ein Ausfluß Berliner Geistes. Die Stimmung ist echt, die Farbe treu, und der Witz, wenn er sich auch nirgends zum Humor erhebt, zeugt doch von glücklich sprudelnder Laune. Das Büchlein verdient seine Leser; es vermag einer inhaltslosen Stunde der Langeweile flüchtigen Inhalt zu geben. Das geschmackvolle Titelblatt ist von Paul Brockmüller entworfen.

Eine lyrische Gabe von nicht gewöhnlichem Wert sind die **Gedichte** von Hubert Müller*) (Berlin 1892, Verlag von Julius Lieber).

Der Band besteht aus zwei Abschnitten, den „Liedern eines ausgewanderten Kurmärkers", die schon früher als Sonderausgabe erschienen, und dem Cyklus „Am heimischen Herd". Der Verfasser hat viel erlebt und viel erlitten, und im Lichte schmerzvoller Lebenserfahrung ist er zum Dichter gereift. Er hat sein Schifflein gut gesteuert durch Sturm und Brandung in jenen ruhigen, sicheren Hafen, wo das Erlebte zur Erinnerung wird und der Schmerz sich läutert zur Poesie. Das Gefühl, das diesen Gedichten lyrische Stimmung giebt, ist die Heimatsliebe, eine tiefe, wahre Heimatsliebe, weil sie erlebt ist, nicht erlernt und anempfunden aus patriotischen Lehr- und Lesebüchern. Deshalb ist sie frei von allem Kleinlichen, Beschränkten, Philisterhaften, das gar zu oft diesem Gefühl anhaftet. Hinter mannigfache Empfindungsmasken flüchtet sich des Dichters Heimatsliebe: sie ist der Fluch des Auswanderers an sein Vaterland, weil es ihn verstößt und von sich weist; sie ist der bohrende Schmerz des Heimwehs, das draußen in der Fremde über den Heimatlosen Macht gewinnt; sie ist das jubelnde Aufjauchzen des Heimkehrenden, als seine Augen zum ersten Male wieder den heimischen Strand erblicken. Man muß sein Vaterland verloren haben, um es wahrhaft lieben zu lerneu; am Wertmesser fremder Eigenart kann man allein den eigenen Wert und den Wert seines Volkes messen und erkennen. Hubert Müllers Gedichte sind ein vaterländisches Buch im edelsten Wortsinn; deutscher Geist und deutsches Herz haben es geschaffen. Und die Lyrik, weil sie die poetische Verklärung einer Persönlichkeit darstellt, muß mehr wie jede andere Gattung der Litteratur eine Heimat haben.

Reiche lyrische Ausbeute bieten auch die **Erlebten Gedichte** von Otto Julius Bierbaum (Berlin 1892, Verlag von Wilhelm Jßleib).

Die Gedichte sind Detle von Liliencron gewidmet. Die Widmung ist bezeichnend; der Münchener Bierbaum ist ein naher Geistesverwandter des norddeutschen Poeten. Der Süddeutsche verrät sich nur durch eine größere Beweglichkeit der Form und durch einen leichteren Inhalt. Im übrigen fußen beide Dichter gleich keck und zuversichtlich auf ihrer Persönlichkeit; sie geben ihr Ich selbst mit seinen schlimmsten Auswüchsen. Ja, für letztere zeigen sie eine besondere Vorliebe; sie glauben, damit natürlich das heißt realistisch zu sein, und wissen doch nicht, daß hier ihre Natürlichkeit zu kokettierendem Naturburschentum wird. Bierbaum ist wie Liliencron weit davon entfernt, ein Realist zu sein; er ist Lyriker, er kann überall nur sich, nur sein Erlebtes, nur seine Welt poetisch ausgestalten. Möge er recht bald der Schule entlaufen und seinen schlimmsten Feind, den Schulmeister, prügeln!

Ein lyrisches Epos ist Karl Streckers Dichtung **„Der Sang vom Mönchgut"** (Stralsund 1892, Bremers Verlagsbuchhandlung).

Karl Strecker ist der Verfasser des realistischen Romans „Familie Knigge"; als solcher ist er in seinem neuen Werke nicht wiederzuerkennen. Er hat die Charaktere seiner Dichtung nicht objektiv, sondern lyrisch gesehen; er läßt sie sich aus den Stimmungen heraus entwickeln, die er über die einzelnen Teile seiner Erzählung gebreitet hat. Sie verlieren dadurch an Schärfe und Klarheit, gewinnen aber andererseits an Tiefe und innerem Reichtum. Auch die Naturschilderungen sind lyrisch, das heißt, der Dichter schildert die Natur, wie er sie gesehen hat. Hoffentlich wird Karl Strecker die Eierschalen der Kunstspielerei, die ihm noch anhaften, ganz abstreifen. Die Form ist noch nicht genügend von innen her belebt und vergeistigt. Aber Begabung ist vorhanden.

*) Der begabte Dichter ist leider vor kurzem gestorben. D. L.

Inhalt der Nr. 33.

Die beiden Rittmeister. Historischer Roman von Wusso Graf von Bredow. Forts. — Auf der großen Landstraße. Roman von H. Schobert. Forts. — **Beiblatt:** Erika. Von M. von Herdorf. — Parcival und Faust. Eine Studie von M. von Eschen. II. — Sonnenwende. Von Leon Vandersee. — Die Geste in der Schauspielkunst. Von Otto von Leixner. II. — Gedichte. Von C. Haupt. — Röschen. Studie von H. von Albert. — Was die Schwalbe sang. Von L. von Oberhofen. — Neue Lyrik. Besprochen von Paul Remer. —

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 34.

Die beiden Rittmeister.

Historischer Roman

von

Wusso Graf von Bredow.

(Fortsetzung.)

Per Ingsols Wangen röteten sich vor Erregung über diesen, nach seiner Meinung unverdienten, Vorwurf, und tief gekränkt zog er die zum Gruße ausgestreckte Hand wieder zurück.

„Fräulein," entgegnete er traurig, „Eure harten Worte haben mir sehr wehe gethan, aber sie können mich nicht reizen, denn der Schmerz einer edlen, ihr Vaterland liebenden Jungfrau spricht aus ihnen und solchen Schmerz achte ich. Bedenkt wohl, ob Ihr gerecht urteilt. Habe ich nicht auch ein Vaterland, dem zu dienen ich verpflichtet bin? Habe ich aber nicht auch Eurem Vaterlande und der Menschlichkeit gedient, wenn ich mit Gefahr meines Lebens durch das Land ritt, um mich davon zu überzeugen, ob wirklich einige wenige Männer tollkühn genug wären, ihre Familien und ihre Mitbürger in das Unglück zu stürzen, nur um ihren starren Willen durchzusetzen? Glaubt mir, Fräulein, was ich gethan habe, kam Euch mehr zu statten als uns, denn daß wir keinen offenen Feind zu fürchten haben, brauchte ich nicht erst auszukundschaften, überall ist es ja bekannt, daß weit und breit im Lande kein kurfürstliches Heer steht. Nur den Meuchelmord, der an den Wegen, in Wäldern und Sümpfen, selbst in den friedlichen Dörfern lauert, haben wir zu fürchten, und zwar Ihr mehr als wir, denn von uns dürfte er nur einzelne vernichten, über Euch aber würde er unermeßliches Elend bringen. Ich versichere Euch, daß ich mich glücklich schätze, wenn meine geringfügigen Thaten auch nur zu einem kleinen Teil, dazu beigetragen haben, brave, aber irre geleitete Männer vor der Schande des Todes der Mörder zu bewahren. Es thut mir leid, bei der Tochter nicht gleiche Anerkennung zu finden, wie ich sie von Eurem Vater erhoffe, denn von ihm weiß ich, daß er dieselben Ziele erstrebt wie ich. Auch er sucht, unbekümmert um die Auslegungen, die seine Handlungen bei der urteilslosen Menge vielleicht finden werden, mit allen Mitteln unnützes Blutvergießen zu verhindern."

„Junker, Eure Worte klingen schön, leider entsprechen ihnen nur nicht die Thaten," erwiderte Elisabeth, vergeblich sich bemühend, einen spöttisch klingenden Ton anzuschlagen, während ihr doch die Thränen in die Augen traten. Ihr überfallt ein friedliches Land, nachdem Ihr vorher sorgfältig ausgekundschaftet, ob Ihr dabei auch keine Gefahr zu befürchten braucht, mißhandelt die Einwohner, und weil Ihr wißt, daß sich die Edlen des Landes über solches Treiben empören werden, dichtet Ihr ihnen Verbrechen an, um sie desto bequemer und sicherer aus dem Wege zu räumen. Denn Ihr berechnet klug, daß Ihr die Glieder nicht mehr zu fürchten braucht, wenn Ihr erst das Haupt vom Rumpfe geschlagen habt. Wohl mir, daß ich nicht auch ein solches Haupt bin, die Worte, die ich soeben zu Euch sprach, würden mich sonst gewiß verderben."

Per Ingsol fuhr heftig empor, aber ein Blick auf das geliebte Mädchen ließ ihn seine Fassung wieder gewinnen.

„Diejenigen, welche die Geschicke der Völker leiten, mögen es verantworten, wenn wir als Feinde hier erscheinen. Ihre Handlungen zu richten, geziemt nicht uns, die wir nur blinde Werkzeuge ihres Willens sind. Es bringt uns auch keinen Nutzen, wenn wir uns in ergebnislosem Streite darüber gegenseitig erbittern. Der Krieg ist eben ein rauher Gesell, den man nie zum Hofmann erziehen wird. Gräuel aber, wie Ihr sie schildert, muß jeder ehrenhafte Soldat zu verhindern suchen. Gottlob, giebt es deren noch viele in dem schwedischen Heere, und ich hoffe, Fräulein, daß Ihr Per Ingsol auch zu ihnen rechnet. Eure Beschuldigungen sind übertrieben."

„Um Euch eines anderen zu belehren, braucht Ihr nicht weit zu reiten," höhnte Elisabeth, durch

Digitized by Google

den Widerspruch gereizt. „Vielleicht kommt Ihr eben von Lietzow und habt Euer wichtiges Zeugnis über das Verbrechen eines alten, würdigen Offiziers abgelegt, er ist ein Landsmann von Euch. Auch solche scheinen nicht verschont zu werden, wenn sie das Unglück haben, brandenburgische Unterthanen zu sein. Nun, der alte Herr hatte, obwohl ein Krüppel im Dienste der schwedischen Sache geworden, sein Schwert wacker für die Rettung eines unbedeutenden Mädchens geschwungen. Ihr werdet Euch des Vorganges noch gut erinnern, da ohne Euer Dazwischenkommen der alte Mann wie das junge Mädchen dem räuberischen Gesindel unterlegen wären, dessen Stand und Herkunft, nach Euren schönen Worten zu urteilen, Euch nicht bekannt zu sein scheint. Aber Ihr werdet jedenfalls wissen, daß ein Mann bei der Rauferei getötet worden ist. Gewiß schon ein großes Unrecht, denn es geschah durch brandenburgische Unterthanen, die es wagten, ihr Leben gegen Landstreicher zu verteidigen. Dem Rittmeister Steenbock war kurze Zeit vorher nächtlicherweile ein Haus seines Dorfes von demselben Gesindel ausgeraubt und niedergebrannt worden. Vertrauend auf sein Recht als Grundherr, erkühnte er sich, den toten Räuber als warnendes Beispiel aufzuhängen. Durch einen merkwürdigen Zufall ist jener Schurke ein schwedischer Soldat, und der ehrenhafte alte Rittmeister ist jedenfalls einer der Meuchelmörder geworden, deren Ihr eben gedachtet. Junker, wenn Ihr wirklich die brandenburgischen Edlen davor bewahren wollt, als Mörder behandelt zu werden, so habt Ihr Euer Ziel schlecht erreicht. Der Rittmeister Axel Steenbock ist in Gefahr, als solcher zu sterben."

Der junge Offizier runzelte bedenklich die Stirn. „Eure Teilnahme für den alten Herrn ist erklärlich, Fräulein, denn das muß ihm selbst der Feind zugestehen, für Eure Rettung hat er tapfer draufgeschlagen. Als ein furchtloser Mann ist er uns längst bekannt, darum ist er aber doppelt gefährlich, wenn seine übrigen Charaktereigenschaften seinem Mute nicht entsprechen. Soviel steht jedoch fest, hat er einen jener Schufte, welche die Landstraße unsicher machen und den Ruf des schwedischen Heeres vernichten, lebend oder tot aufgeknüpft, so kann niemand darin ein Unrecht finden. Ich werde mich beeilen, durch mein Zeugnis den ehemaligen Rittmeister Steenbock von dem Verdacht der Ermordung eines schwedischen Dragoners zu reinigen; aber ich fürchte, jener Herr hat bei uns eine so vollwichtige Rechnung auf dem Kerbholze, daß meine Bemühungen um ihn an seinem Schicksal wenig ändern werden. Indessen will ich thun, was in meiner Macht steht, Fräulein, um Euch gefällig zu sein. Könnt Ihr mir sagen, wo ich den Oberst Wangelin treffe?"

„Bemüht Euch nicht, mir eine Gefälligkeit zu erweisen, Junker," entgegnete Elisabeth kalt, „sondern thut nur, was Euch die Menschlichkeit zur Rettung eines Unschuldigen zu unternehmen gebietet. Wollte man nicht durch irgend eine Gewaltthat den Besiegten die schwere Faust des Siegers fühlen lassen, so würde wohl das Zeugnis meines Vaters und der anderen Edelleute des Landes genügen, um den Beweis zu erbringen, daß Axel Steenbock gerade seinen Landsleuten mehr Liebe und Bewunderung zollte, als sich vielleicht mit seiner Pflicht als brandenburgischer Unterthan verträgt. Entschuldigt die Freiheit meiner Rede, Junker, aber Heuchelei ist meinem Charakter stets fremd gewesen, und Euch gegenüber kann ich sie am wenigsten üben. Doch Ihr wollt zum Obersten Wangelin, und schon zu lange habe ich Euch von Eurer Pflicht zurückgehalten. Auf dem Flure werdet Ihr gewiß einen Diener finden, der Euch zu ihm weist."

Gekränkt verbeugte sich Per Ingsol vor dem stolzen Mädchen und verließ hastigen Schrittes das Zimmer. Elisabeth aber neigte sich tiefer auf ihre Arbeit hinab. Ein trüber Schleier verhüllte ihren Blick.

Lange Zeit hatte sie in Nachdenken versunken dagesessen, als sich die Thür des Zimmers wiederum öffnete, und Per Ingsol noch einmal hereintrat.

„Verzeiht, Fräulein," sagte er in gemessenem Tone, „wenn ein so verhaßter Feind Euch abermals zu stören wagt, aber ich denke, eine freudige Botschaft verliert nichts von ihrem Werte, auch wenn ein unwillkommener Bote sie überbringt. Gegen Euern Schützling, den Rittmeister Axel Steenbock, wird kein Kriegsgericht mehr stattfinden, nachdem Euer Vater und Rittmeister Lilienkron durch ihre Aufklärungen den Verdacht des Verrates, der auf dem alten Herrn ruhte, beseitigt haben, und nachdem durch mein Zeugnis festgestellt ist, daß jener Dragoner, als ein fahnenflüchtiger Straßenräuber, das Schicksal, welches ihn ereilte, wohl verdient hat."

Ein freundlicher Blick Elisabeths traf den jungen Mann. Bevor sie aber einige Worte des Dankes zu sagen vermochte, hatte er bereits das Zimmer mit einer stummen Verbeugung verlassen.

* * *

Als Jürgen Wernicke eines Tages nach seiner Verbannung aus dem Herrenhause bei einem kleinen Spaziergange, in trübe Gedanken versunken, um die Ecke eines Buschwerkes schlich, wurde er plötzlich von einem Manne angerannt, der in großer Eile daher kam, und dessen Nahen er nicht gewahrt hatte. Derselbe überschüttete ihn sofort mit einem Gemische schwedischer und deutscher Schimpfwörter, schloß ihn aber im nächsten Augenblicke herzlich in seine Arme.

„Jürgen, Du alte Eule," rief der erstaunte Gulden Braal aus, „wohin hast Du Dich denn verkrochen? Warum läßt Du Dich denn gar nicht einmal sehen?"

Dem Angeredeten schoß eine Blutwelle in das Gesicht. Er würgte fürchterlich an den Worten, mit welchen er dem alten Kameraden seine schimpfliche Entlassung eingestehen sollte.

„Hast Du Dich denn etwa bei uns sehen lassen?" wich er Guldens Frage zögernd aus.

„Wie der Fuchs um den Hühnerstall schleichen wir nicht, und öffentlich, wie es unsere Ehre verlangt, können wir bei Euch nicht erscheinen, um nicht wieder so fein säuberlich an die frische Winterluft gesetzt zu werden wie zur Neujahrsfeier. Nein, Freund Wernicke,

Digitized by Google

wir sind vom ersten Male vollständig befriedigt, das zweite Mal würde es unserem Ansehen doch zuwider sein."

Jürgen warf einen verstohlenen Blick auf seine nicht allzusaubere Kleidung und sah dann seinem Kameraden ängstlich ins Auge, als wollte er sich davon überzeugen, ob das Gleichnis mit dem Hühnerstalle auch keine Anspielung auf seine jetzige Behausung sei. Nachdem er sich in dieser Beziehung beruhigt hatte, erwiderte er anscheinend gleichgiltig.

„Nun, Freund Gulden, siehst Du, ich wollte es auch nicht darauf ankommen lassen, von Euch hinausgeworfen zu werden, darum blieb ich lieber zu Hause."

„Keine Sorge, Alter," erwiderte Gulden Braal etwas bitter. „Wir werfen jetzt niemand aus unserem Hause, das heißt, aus Nikol Staipers und Rittmeister Rosens Haus. Wir sind zufrieden, wenn wir selber darin bleiben dürfen. Ich will aber damit nicht sagen, daß wir nicht noch zufriedener wären, wenn wir heraus könnten. Du mußt nämlich wissen, seit unsere alten Kameraden und lieben Landsleute einrückten, sind wir sehr vornehm geworden und zeigen uns dem gemeinen Volke überhaupt nicht mehr. Wir haben Stubenarrest."

„Weiß ich bereits," nickte Wernicke verständnisvoll. „Mir geht es ähnlich, nur nicht ganz so vornehm. Ich kann in meinem Falle nicht gut von Stubenarrest sprechen, ich halte es mehr für Stallarrest."

„Was soll das heißen?" fragte Braal erstaunt, „wahrhaftig, Du siehst in der That aus, als wenn Du eben aus einem Stalle kämest. Was sind denn das für weiße Flecke auf Deinem Rocke?"

„Die stammen von den Leuten, die einen Stock über mir wohnen. Es ist eine sehr ungesittete Gesellschaft, das Hühnervolk, aber nachher ein Weiteres davon. Erzähle mir erst, wie es bei Euch zugeht."

„Nun, eigentlich wie wir es von jeher gewohnt sind. Wir fressen die Suppe aus, die wir uns eingebrockt haben. Kaum ist die Geschichte mit den Waffen und dem aufgehängten Dragoner aufgehellt, das Mißtrauen gegen uns etwas beseitigt worden, da erklären wir rund heraus, daß es uns gar nicht einfiele, unseren Bau zu verlassen, bevor wir nicht Genugthuung für die erlittenen Beleidigungen erhalten hätten. Was nun folgte, konnte ich mir vorher an den fünf Fingern abzählen. Aber ich werde ja gar nicht mehr vorgelassen, geschweige denn um Rat gefragt. Rittmeister Rosen trug einen Schlitzer von einem Ohre zum anderen davon und hat jetzt verteufelt viel Ähnlichkeit mit mir . . ."

„Abgesehen von der roten Nase," fiel Wernicke seinem Freunde sarkastisch in das Wort.

. . . „Und wir haben nach wie vor Stubenarrest, jetzt aber verschärften," fuhr Gulden Braal fort, die Unterbrechung seines Kameraden nur durch einen verächtlichen Blick beantwortend.

„Davon ist mir auch erzählt worden. Und Dein Rittmeister soll bei meinem früheren Rittmeister deswegen wieder einen gewaltigen Stein im Brette haben."

„Dein früherer Rittmeister?" fragte Gulden Braal, von neuem in Erstaunen geratend. Wie soll ich das verstehen?"

„Das Verheimlichen hilft mir nichts," begann Jürgen seine Leidensgeschichte. „Jawohl, mein früherer Rittmeister, denn Du mußt wissen, ich bin jetzt ein freier Herr und wohne seit einigen Tagen nicht mehr im Herrenhause, sondern, wie Du ganz richtig vorhin bemerktest, im Stalle oder doch so gut wie im Stalle, nämlich in der Stube eines unserer Leibeigenen und da auch noch ganz verborgen. O, wir sind jetzt ebenfalls vornehm und wissen, was sich schickt. Wir zeigen uns auch nicht mehr dem gemeinen Volke. Wenn wir überhaupt noch ausgehen, so kriechen wir heimlich, wie Du siehst, um den Busch herum, damit unser Herr um Gotteswillen nicht ahnt, daß sich sein alter, treuer Diener noch auf seinem Grund und Boden befindet. Um es kurz zu sagen, Rittmeister Hans Achim von Kerkow warf seinen Wachtmeister aus dem Hause, nachdem ihm Euer verwünschter Landsmann Lilienkron die Waffengeschichte verraten hat. Weiß der Teufel, wie der Kerl zu der Wissenschaft gekommen ist! Aber denke Dir, er führt meinen Herrn geraden Weges nach dem Unglücksschuppen und gräbt dort die ganze Bescherung vor meinen Augen aus. Ich stehe wie ein Narr dabei, und bevor ich es mich versehe, bricht auch schon das Donnerwetter los, und der Herr Wachtmeister fliegt zum Hause hinaus. Das ist aber die gerechte Folge davon, wenn man ein solcher Esel ist und aus reiner Gutmütigkeit sich in anderer Leute Angelegenheiten mischt." . . .

„Nimmt mich gar nicht Wunder," entgegnete Gulden Braal, das Haupt bedächtig hin- und herwiegend. „Ich habe dieselbe Erfahrung gemacht. Du mußt nämlich wissen, daß der Fall bei mir ähnlich liegt. Ich bin seit geraumer Zeit auch nicht mehr meines Herrn Diener, habe mich dafür aber einem Mächtigeren mit Leib und Leben verdungen. Nach Euerem verwünschten Überfallsplane ist es zwischen dem Rittmeister und mir zum Bruche gekommen. Aber kannst Du Dir denken, daß dieser Schuft, der Nikol Staiper . . ."

„Du bist verrückt, Gulden!" unterbrach Wernicke seinen Kameraden, „was schwatzest Du denn immer von Nikol Staiper? Das sind jetzt über dreißig Jahre her, daß wir mit dem Kerle nichts mehr zu thun haben, der ist wahrscheinlich lange tot und begraben. So rede doch vernünftig von der Gegenwart."

„Ich weiß sehr wohl, was ich rede, Jürgen; aber Du scheinst nicht zu wissen, daß Nikol Staiper, derselbe Nikol Staiper von damals, jetzt Wachtmeister in der Schwadron ist, die bei uns liegt."

Wernicke schlug die Hände vor Erstaunen zusammen.

„Was, Nikol Staiper ist Wachtmeister und liegt bei Euch? Ich hätte nie gedacht, daß ich dem Schufte in meinem Leben noch einmal begegnen sollte. Natürlich habt Ihr Euch gleich wieder um die schwarze Marie geprügelt."

„Ach, Unsinn! nein, vielmehr wegen des Weinkellerschlüssels. — Wenn Du mir aber immer dazwischen redest, so gehe ich meiner Wege, und Du erfährst von mir nichts mehr. Ich überlasse Dich

Digitized by Google

dann Deinem Schicksale, anstatt Dich aus dem Elende zu retten, und aus Dir eine Person zu machen, hörst Du, Jürgen Wernicke, eine Person von Bedeutung."

„Du willst aus mir eine Person von Bedeutung machen?" rief der Alte, sich die Seiten vor Lachen haltend. „Mache nur zuerst aus Dir selber eine Person von Bedeutung und dann denke an andere."

„Ist bereits ohne Deine freundliche Ermahnung geschehen, Kamerad, aber ich verzeihe Dir trotzdem Dein respektwidriges Benehmen, weil Du keine Ahnung davon hast, was für ein Mann vor Dir steht."

„Etwa wieder der Quartiermeister von Lietzow? Vielleicht diesmal von Nikol Staipers Gnaden? So komme doch endlich damit heraus, welch ein Kerl Du eigentlich bist, und was für eine wichtige Person ein alter, abgedankter, schwedischer Wachtmeister aus mir machen kann!" rief Wernicke, der sich keine Mühe gab, seine Lustigkeit zu zügeln.

Gulden Braal antwortete nicht sofort, sondern zog seine kurze Thonpfeife hervor, stopfte sie mit holländischem Kanaster und dampfte gravitätisch ein paar mächtige Wolken in die Luft, nachdem er den Tabak mit Hilfe von Stahl und Feuerstein in Brand gesetzt hatte.

„Ich fordere Dich nun allen Ernstes auf, zu schweigen, wenn ich erzähle," begann Braal mit wichtiger Miene, „sonst trete ich von unserem Bunde zurück, und Du magst meinethalben bleiben, was Du bist, ein abgedankter schwedischer Wachtmeister, wie Du mich vorhin nanntest; denn ein Mensch, der immer, einem alten Weibe gleich, schwatzt, taugt zu keinem höheren Staatsposten. So sagte es der Heinrich, und der hat es von dem Landrate von Briest gehört."

„Nun, so spinne Deinen Faden in des Teufels Namen!" schimpfte Jürgen, sich in sein Schicksal ergebend, da er sah, daß er sonst auf die Mitteilungen seines Freundes verzichten müsse.

„Denke Dir also, dieser Schuft, der Nikol Staiper," begann Gulden seine Erzählung von vorne, ohne sich um den tiefen Seufzer seines ungeduldigen Kameraden zu kümmern, „dieser Schurke ist bei meinem Rittmeister als Wache und gewissermaßen als Kammerdiener kommandiert worden und benutzt diese Gelegenheit, sich in seiner hinterlistigen Weise unentbehrlich zu machen. Als ich eines Morgens, nachdem ich des Rittmeisters Wams gebürstet hatte, ihm seine Kleider hineintragen will, kommt der niederträchtige Kerl auf mich zu, grinst mich so recht höhnisch an und giebt mir einen Stoß, daß ich zur Seite fliege, dann reißt er mir die Sachen aus der Hand und sagt so boshaft, wie ich es gar nicht wiedergeben kann: ‚Mit Verlaub, Herr Gulden Braal, Ihr könnt Euch zum Teufel scheeren, den Dienst besorge ich von jetzt an.' Bevor ich mich von meinem Erstaunen erholt habe, ist er auch schon verschwunden. Ich rufe ihm noch nach: ‚Warte nur, das Wams schlägt Dir mein Rittmeister erst um Deine langen Ohren, und dann schmeißt er Dich mit samt dem Zeuge zur Thüre hinaus.' Aber nichts davon passiert. Ich höre keinen Lärm in der Stube, alles bleibt wider Erwarten ruhig. Endlich kommt der Schurke heraus, aber ohne das Zeug, lachte über mich noch obendrein und ich schleiche beschämt von dannen."

„Das ist unerhört!" unterbrach Jürgen seinen Freund entrüstet, „das ließe ich mir nicht gefallen. Ich wundere mich nur, daß Rittmeister Steenbock die Frechheit so ruhig hingenommen hat."

„Jürgen, es kommt noch ganz anders. Zum Frühstücke will ich meinem Herrn eine Flasche Wein holen, aber wie ich aus der Hausthüre trete, um nach dem Keller zu gehen, da steht auch schon der lange Bengel auf der Lauer. ‚Das ist jetzt mein Dienst, Herr Gulden,' sagte er wieder und sucht mir den Schlüssel zu entreißen. Diesmal war ich aber besser darauf vorbereitet. ‚Da hast Du ihn,' sagte ich und haue ihm eins an die Ohren, daß er taumelt. Nun hättest Du aber das Geschrei hören sollen. Von allen Ecken und Enden kamen die Kerle herzugelaufen und bläuten mir das Fell ganz jämmerlich durch. Ich wundere mich jetzt noch, daß ich mit dem Leben davongekommen bin; aber weißt Du, so ein alter Wachtmeister aus den vierziger Jahren kann viel vertragen. Wenn mir auch heute noch alle Knochen im Leibe wie gebrochen sind, so ist das doch nicht so schlimm, als daß der Schuft jetzt den Kammerdiener des Herrn Rittmeisters spielt, und daß ich so gut wie gar nicht vorhanden bin."

Wernicke vergaß das eigene Leid über demjenigen seines Freundes und suchte ihn, soviel er es vermochte, zu trösten.

„Sei deswegen nicht traurig, Alter, die Schlechtigkeit hat immer ihren verdienten Lohn empfangen. Ich sage Dir, es wird der Tag kommen, wo wir gerecht und rein, wie die Sonne am Himmel, dastehen werden. Dann wird man unsere Verdienste anerkennen. Mir thut nur das arme Land leid, wo so etwas ungestraft passieren kann. Gulden, das muß bald geändert werden, sonst geht die Welt hier zu Grunde."

„Das hat der Heinrich auch wohl gedacht, darum ist er zum Landrate von Briest nach Rathenow geritten."

„Schweige mir von dem!" unterbrach Wernicke seinen Kameraden heftig. „Der ist ein Freund der Landesfeinde und hat damals nicht mithalten wollen, als unser Bund so schön zustande kam."

„Sachte, sachte, Freund Wernicke, sprich nicht so mißachtend von dem Landrate. Er hat sich sehr verändert. Seitdem die Schweden uns hier so schlecht behandeln, sind ihm jedenfalls die Augen aufgegangen, denn er steht jetzt auf unserer Seite. Aber Du darfst davon niemand etwas merken lassen, begreifst Du?"

„Soll mich freuen, wenn er endlich eines Besseren belehrt worden ist. Lange genug hat es freilich gedauert. Aber ich sehe nicht ein, wie das jetzt noch die Sache hier ändern kann, ja, wenn er vor einigen Wochen so klug gewesen wäre."

„Oho, Freund Jürgen, die Sache ändert sich ganz bedeutend," erwiderte Braal würdevoll, „da kennst Du uns schlecht. Wir haben wenigstens schon einen sehr guten Anfang gemacht. Das wirst Du einsehen, wenn ich Dir jetzt sage, was ich eigentlich bin. So wie ich hier vor Dir stehe, bin ich wirk-

Digitized by Google

licher kurbrandenburgischer Dragonerwachtmeister. Ich weiß augenblicklich nur noch nicht, in welchem Regimente."

Jürgen Wernicke betrachtete seinen alten Kameraden mit einem gemischten Gefühle des Erstaunens und der Beängstigung. Offenbar schien er sich nicht recht klar darüber zu sein, ob er träumte, oder ob sein alter Freund infolge des erduldeten Mißgeschickes den Verstand verloren hatte. Gulden deutete das verblüffte Schweigen seines langjährigen Genossen ganz anders. Er warf sich gewaltig in die Brust.

„Aha, jetzt ist man ja mit einem Male ganz stumm vor Respekt. Habe ich Dir nicht gleich gesagt, daß eine wichtige Person vor Dir steht, und daß sich nun alle Verhältnisse im Lande ändern werden? Aber Du brauchst nicht zu fürchten, daß unser vertrautes Verhältnis zu einander deswegen aufhört. Im Gegenteile, ich will Dich sogar zu meinesgleichen machen. Für andere Leute bin ich natürlich der kurbrandenburgische Wachtmeister Herr Gulden Braal."

Wernicke legte beide Hände auf seines Freundes Schultern und blickte ihm mitleidig in die Augen.

„Alter Junge," hub er endlich zu reden an, „sage mir einmal die reine Wahrheit. Haben die Schweden nur Deinen Buckel verdroschen, oder hat Dein Schädel auch etwas abbekommen?"

„Dumme Frage, die Schufte schlugen hin, wo sie gerade trafen, oder denkst Du etwa, sie haben erst lange gefragt: ‚Herr Wachtmeister Braal, wo ist es Euch am angenehmsten?'"

„Natürlich," sagte Wernicke etwas ironisch, „sie ahnten ja damals noch gar nicht, was für ein Kerl eigentlich in Dir steckt. Ich würde Dir auch nicht raten, ihnen solche Scherze aufzubinden, sie könnten vielleicht gläubiger als ich sein und dann ein zweites Mal noch schärfer zuschlagen, als sie es leider schon beim ersten Male gethan haben, denn ich zweifele jetzt keinen Augenblick mehr daran, daß Dein Schädel auch etwas davongetragen hat."

Gulden Braal fuhr empört auf. „Jürgen, wir waren zwar einmal Kameraden und ich gestatte Dir manches, aber Deine Unverschämtheit geht mir jetzt doch zu weit. Ich würde noch ganz anders mit Dir verfahren, wenn ich nicht bedächte, daß ein Mensch, dem man schon auf zehn Schritte Entfernung ansieht, woher er kommt, mich gar nicht beleidigen kann. Krieche Du nur schnell wieder in Deinen Hühnerstall zurück, denn da gehörst Du hin."

Braal wandte sich kurz um und entfernte sich einige Schritte, plötzlich aber kehrte er, von seinem Gefühle überwältigt, zurück, und zog seinen Freund an die Brust.

„So wollen wir doch nicht scheiden, Alter," sagte er mit vor Rührung zitternder Stimme. Morgen nacht reiten wir zu unserem Herrn nach der Pfalz. O, Jürgen, ich werde noch einmal das Schmettern der Trompeten hören, womöglich die Gegenden wiedersehen, die wir als junge Männer, mutig in die Zukunft blickend, durchzogen haben, vielleicht aber werde ich von dort nicht zurückkehren, Dich nicht wiedersehen. Ich glaubte stets, daß das Schicksal uns nur durch den Tod trennen könnte, und nun kommt es doch ganz anders. Meinem jungen Herrn folge ich in die weite Welt, nachdem ich meinen alten verloren habe, während Du, den kein Mensch hier hält, Deinen alten Kameraden allein ziehen läßt. Jürgen, lebe wohl!"

Wernickes Augen waren bei den Worten seines Freundes feucht und feuchter geworden, jetzt hielt er ihn innig umschlungen.

„Ist es denn wirklich wahr, was Du mir da erzählst? Gulden, Du reitest mit dem Junker zum Kurfürsten und bist wieder Wachtmeister wie vor sechsunddreißig Jahren?"

Statt aller Antwort entwand sich Braal den Armen seines Freundes, öffnete sein Wams und zog ein Papier hervor.

„Kannst Du lesen?"

„Nein, in meiner Jugend war das noch nicht Sitte."

„Und ich auch nicht, aber den brandenburgischen Adler siehst Du doch?"

„Ja, und was bedeutet das?"

„Es bedeutet, daß wir durch ganz Deutschland freies Geleite zum Heere des Kurfürsten haben."

„Mein Gott, es ist kein Zweifel!" rief Jürgen, mit seinen Händen nach dem kahlen Schädel fahrend, „der Kerl hat mir den Rang abgelaufen und wird wirklich wieder Wachtmeister. Träume ich denn eigentlich oder wache ich? Gulden, ziehe mir doch einmal ein Härlein aus dem Schopfe, damit ich es merke."

Dem alten, lustigen Wachtmeister blickte aber schon wieder der Schalk aus den Augen.

„Nein, Jürgen," antwortete er lachend, „da müßtest Du lange in Deinem Dusel bleiben, denn sobald würde ich auf Deinem Schädel kein Haar zum Ausreißen finden, auch wenn ich noch ebenso gute Augen wie vor dreißig Jahren hätte. Aber Du kannst mir schon auf mein Wort glauben. Es ist kein Traum, was ich Dir eben erzählt habe."

Jürgen Wernicke wurde plötzlich sehr nachdenklich.

„Sage einmal, Gulden," hub er nach einem Weilchen an, „wo ist denn eigentlich unser Kurfürst mit seinem Heere? Das muß doch wohl nach Frankreich zu sein?"

„Ich sagte Dir ja vorhin schon, er steht in der Pfalz."

„Was Pfalz," brummte Jürgen ärgerlich in den Bart. „Als wenn ich dadurch klüger würde. Wo liegt denn die Pfalz? Weißt Du es, he?"

Gulden machte ein sehr verblüfftes Gesicht. Daran hatte er bisher noch gar nicht gedacht, und offenbar ließ ihn jetzt seine Wissenschaft schmählich im Stiche.

„Ich kann mich wirklich nicht darauf besinnen, aber ich dächte, wir wären schon einmal dort gewesen."

„Ein schöner Trost!" spottete Wernicke. „Allerdings werden wir wohl schon einmal dort gewesen sein, wenn es irgend ein Winkel vom deutschen Vaterlande ist, denn das haben wir ja, leider Gottes, nach allen Richtungen durchzogen. Aber seit dem sind viele Jahre verflossen, und wenn Du den Weg

Digitized by Google

nicht weißt, dann finde ich ihn sicher nicht. Ja, bis nach Brandenburg käme ich wohl."

„Da werden wir weit reiten, wenn Du bis nach Brandenburg findest," spottete Braal. „Zum Glücke brauchen wir aber Deine Führung nicht, unser Heinrich hat eine Marschroute vom Landrate von Briest bekommen."

Wernicke schüttelte niedergeschlagen sein Haupt.

„Das ist recht gut, Braal, wenn wir den Weg wissen," hub er traurig wieder an, „aber wie sollen wir ihn zurücklegen? Es muß wohl sehr weit sein nach der Pfalz, sonst wäre unser Herr Kurfürst schon hier."

In Braals Augen leuchtete die helle Freude, aber er stellte sich, als begriffe er seinen Freund nicht.

„Wen meinst Du denn eigentlich mit ‚wir'? Heinrich und mich etwa? Nun, das ist doch klar, wir reiten."

„Ich dächte, wir sind unserer drei!" jubelte Wernicke auf, der seine Empfindungen nicht mehr zurückzudrängen vermochte. „Wir sind der Junker Heinrich und die beiden Wachtmeister Braal und Wernicke. Oder glaubst Du, der alte Jürgen könnte daheim bleiben, wenn sein Kamerad und der Heinrich zusammen in das Feld ziehen? Nein, vermag so ein alter schwedischer Krüppel wie Du, noch einmal Wachtmeister zu spielen, so kann es ein alter Brandenburger auch. Marschiert wird jetzt unbedingt, Wachtmeister Braal. Wenn Du die Schlachtfelder, auf denen wir gemeinsam gefochten haben, wiedersiehst, dann will ich es auch."

„Ich habe es ja gleich gesagt," rief Braal, vor Glückseligkeit seinen Genossen von neuem umarmend, „Jürgen Wernicke reitet mit uns auf jeden Fall. Ohne Dich, alter Kamerad, würde ich gar nicht in das Feld ziehen mögen."

„Das ist recht schön, Gulden," begann Wernicke wieder, nachdem sich der erste Freudenrausch etwas gelegt hatte, „der Heinrich nimmt seinen prächtigen Schimmel, der trägt ihn schon nach der Pfalz, aber wie sollen wir uns beritten machen? Auf Euren Schindmähren kommen wir noch nicht einmal bis Brandenburg, auch wenn sie uns Dein Rittmeister oder Junker Heinrich geben würde. Mein Rittmeister kann uns nicht beritten machen, aber er würde uns mit Geld versehen — wenn wir uns nicht gerade jetzt überworfen hätten."

„Gulden lachte hell auf. „Das soll die geringste Sorge sein," meinte er listig blinzelnd. „Alter, Du siehst wieder einmal den Wald vor Bäumen nicht. Bist mitten unter Dragonern und überlegst noch, woher Du Pferde nehmen sollst. Alter, gehe wieder in den Hühnerstall, Du bist für den Krieg schon zu schwachköpfig geworden."

Jürgen trat von seinem Kameraden einen Schritt zurück und betrachtete ihn mit mißbilligenden Blicken. „Weiß Gott!" stieß er empört über die Grundsätze seines Freundes hervor, „den Kerlen muß das Stehlen im schwedischen Blute liegen. Die Natur kommt bei ihnen immer wieder zum Vorscheine, und wenn sie noch so lange in gesitteten Ländern leben, oder gar kurfürstlich brandenburgische Wachtmeister werden. Pfui, Gulden, schämst Du Dich denn nicht?"

Gulden Braal starrte seinen Kameraden sprachlos vor Erstaunen an, dann aber blitzte es mächtig in seinen Augen, und auch bei ihm machte sich der Zorn tobend Luft.

„Da sieh mir doch einer den alten Schwachkopf an!" schimpfte er mit seltener Zungenfertigkeit. „Jetzt kann ich mir denken, warum ihn sein Rittmeister fortgejagt hat, weil er rein toll und kindisch geworden ist. Gehe hin und wiege Kinder, aber reite nicht in das Feld. Du bist ja nicht einmal mehr zum Troßknechte zu gebrauchen, denn der nimmt dem Feinde doch wenigstens, was er bekommt und schwächt ihn dadurch, wenn er auch sonst nichts weiter thut. Gott soll uns vor solchen Wachtmeistern bewahren. Die würden eine schöne Verwirrung im Regimente anrichten. Ich glaube ja, Du führst die Schwadron in die Kirche, wenn sich die Leute in Feindesland das liebe bißchen Essen nehmen wollen und läßt Mann und Pferd darüber verhungern. Aber Du magst reden, was Du willst, es steht so fest bei mir wie ein Baum im Walde, ich nehme Nikol Staipers Braune, nicht weil sie gerade das beste Pferd ist, sondern weil sie dem Staiper gehört. Der Kerl muß zuerst merken, daß jetzt der Feldzug beginnt, und zwar nicht schlecht. Und das nennst Du stehlen?"

„Gewiß nenne ich es stehlen," erwiderte Jürgen eifrig. „Nennst Du es etwa anders?"

„Ich nenne es, dem Feinde Abbruch thun durch Beutemachen," klang es stolz und zuversichtlich von Braals Lippen.

„Ja, so legst Du es Dir auf Deine schwedische Art zurecht. Aber es ist nicht wahr, wie Du es deutest. Beute macht nur der Soldat im Kriege. Nun will ich zwar nicht bestreiten, daß wir uns im Kriege befinden, aber Soldat unseres gnädigen Herrn, des Kurfürsten, bist Du noch nicht, so lange Du noch kein Handgeld empfangen hast."

„Der Teufel auch! was ist der Jürgen Wernicke für ein kluger Kerl," höhnte Braal, seinen breiten Mund zu einem Grinsen verziehend. „Wenn Du nicht das Ganze kommandierst, verlieren wir den Feldzug. Aber ich will die Stimme Deines zarten Gewissens zum Schweigen bringen. Siehe her, redlicher Jürgen, was ist das?"

Mit diesen Worten holte Gulden aus dem Innern seines Wamses einen kleinen Beutel, dessen Inhalt er in die hohle Hand schüttete.

„Herr des Himmels!" rief Wernicke ganz entsetzt, „das sind ja wirkliche Goldgulden. Kerl, die hast Du doch nicht auch schon daraufhin gestohlen? Auf redliche Weise bist Du gewiß nicht zu soviel Geld gekommen."

„Jetzt wird mir aber das Gerede zu toll!" schimpfte Gulden wütend, das Geld wieder in den Beutel schüttend. „Sprichst Du noch ein einziges Mal von Deinem verdammten Stehlen, dann hat unsere Freundschaft ein Ende, und ich spiele Nikol Staiper mit Dir. Das ist ehrlich erworbenes Geld, denn dafür habe ich mich mit Leib und Blut unserem Herrn Kurfürsten verkauft. Es ist das Handgeld,

Digitized by Google

das der Herr Kurfürst dem Landrate von Briest für mich gegeben hat. Unser Junker brachte es selber von Rathenow mit."

„Dann finde ich es doch merkwürdig, daß der Kurfürst nur an Dich gedacht haben sollte, während ich keine Viertelstunde von Dir entfernt wohne und gewiß kein schlechterer Wachtmeister als Du gewesen bin. Aber die Fremden sind von jeher bei uns bevorzugt worden. Hm, wenn ich Handgeld hätte, wüßte ich auch einen brauchbaren Gaul für mich, aber so geht es nicht. Gulden, alter Kamerad," fuhr Wernicke in schmeichelndem Tone fort, „sieh doch zu, ob nicht neben Staipers Stute noch ein nettes Pferdchen für Deinen Kampfgenossen steht. Ich meine, es würde für Dich doch ein Aufwaschen sein." —

Gulden weidete sich einen Augenblick an der Hilflosigkeit seines Freundes, während er zu überlegen schien. „Nein," sagte er endlich, „es geht beim besten Willen nicht. Ich bin froh, wenn ich für mich die Braune glücklich aus dem Stalle habe. Du mußt schon allein für Dich sorgen. Aber wenn Du meinst, daß das Pferdestehlen mit einem Beutel Geld in der Tasche ehrenvoller ist, als ohne einen solchen, so nimm diesen hier; denn siehe, alter Wernicke, er war von Anfang an für Dich bestimmt. Ich wollte ohne Dich nicht reiten, und deshalb hat der Junker für uns beide das Handgeld mitgebracht."

Entzückt wog Wernicke den Beutel in seiner Hand. „Ich wäre auch ohne das Geld mitgeritten," sagte er gerührt, seines Freundes Hand ergreifend. „Es ist mir nur darum zu thun, daß unser Herr Kurfürst mich doch nicht vergessen hat. Alter, so viel Geld haben wir seit unserem Abschiede aus dem schwedischen Dienste nicht zwischen den Fingern gehabt!" unterbrach er sich, die Goldstücke zählend und ihr Gewicht prüfend. „Nun komme ich auch zu einem Pferde, verlaß Dich darauf. Aber Michel Kronenborgs Schimmel nehme ich nicht, denn der Dragoner ist mein Freund, und ich möchte ihn um keinen Preis unter die Fuchtel des Profossen bringen."

„Das mache, wie Du willst. Staiper wird sie wohl zu kosten bekommen," erwiderte Gulden Braal. „Aber sei morgen nach Mitternacht marschfertig auf der Landstraße nach Rathenow, an der Stelle, wo die einzelne hohe Kiefer im Busche steht. Dort treffen wir uns. Der Junker hält sich in Rathenow verborgen, nachdem er ausgesprengt hat, daß er von dem alten Briest in wichtigen Geschäften auf Reisen geschickt worden sei. Sorge nur dafür, daß er morgen während der Dämmerstunde einen Augenblick noch Euer Fräulein sprechen kann, denn ohne Abschied geht er nicht von ihr."

„Ich will alles ausrichten, Bruder," versprach Jürgen, „aber sage mir noch etwas, wir sind freie Leute, nachdem unsere Rittmeister leider nichts mehr von uns wissen wollen. Wie steht es aber mit Deinem Junker? Gegen den Willen seines Vaters kann er doch nicht fort, und der Rittmeister Steenbock wird schwerlich unseren Plan gut heißen."

„Da sei unbesorgt," beschwichtigte Gulden die letzten Bedenken seines Kameraden, „der Alte ritte am liebsten selber mit, wenn sie ihn im Hause nur nicht so festhielten."

„Nun, dann wird noch alles gut!" jubelte Wernicke laut auf. „Schenkt uns der Allmächtige eine gesunde Rückkehr, so ist im nächsten Jahre bei uns Hochzeit, und wir spielen wieder Schafskopf und trinken unseren Muskat dazu."

„Amen," sagte Gulden aus vollem Herzen. Die beiden Alten drückten sich noch einmal kräftig die Hand und trennten sich, sehr zufrieden mit dem Resultate ihrer Unterredung.

Gulden Braal hatte mit seiner Behauptung, daß Axel Steenbock am liebsten selber mitreiten würde, nicht unrecht.

Die Lage des alten Herrn war keine beneidenswerte. Dank der Fürsprache Lilienkrons und Per Ingsols war er mit genauer Not dem gegen ihn eingeleiteten Verfahren entgangen, doch die Schweden hegten noch immer starken Verdacht bezüglich der guten Gesinnung ihres ehemaligen Landsmannes, und der für letzteren so günstige Ausgang seines Ehrenhandels mit Rosen bot einen willkommenen Anlaß, den alten Herrn wieder strenger zu beobachten. Rittmeister Rosen war auch rachsüchtig genug, seinen persönlichen Besieger die schwere Hand des siegreichen Landesfeindes fühlen zu lassen. Unter diesen Umständen beging Axel Steenbock denselben Fehler, welchen er seiner Zeit so hart an seinem Freunde Hans Achim von Kerkow getadelt hatte. Er übertrug nämlich die schlechten Eigenschaften der einzelnen, von denen er Übles erduldet, auf die Gesamtheit seiner ehemaligen Landsleute und, weit davon entfernt, durch die ihm gewordene Genugthuung befriedigt zu sein, grübelte er sich immer tiefer in Haß und Rachegedanken gegen alles, was den schwedischen Namen trug. Daß die Beweggründe, welche ihn zu diesem Hasse veranlaßten, ganz anderer Art waren als diejenigen, welche Hans Achim zum geschworenen Feinde des schwedischen Volkes machten, zog er nicht in Betracht. Er faßte vielmehr nur das Resultat in das Auge, daß er jetzt ganz dieselben Empfindungen hegte, die der Rittmeister von Kerkow noch vor kurzem vergeblich in ihm zu erwecken versucht hatte. Er war bescheiden genug, seine ihm selber unerwartete Gesinnungsveränderung als Folge von Thatsachen zu betrachten, die der weitere Blick seines Freundes von vornherein überschaut hatte, und die von ihm selber, dank seiner Kurzsichtigkeit, nicht richtig gewürdigt worden waren. Er kam sich plötzlich unendlich gedemütigt neben seinem Freunde vor, zu dem er jetzt als einem Menschenkenner und einsichtsvollen Manne bewundernd aufblickte. Die bittere Empfindung, mit welcher er alles, was um ihn her vorging, betrachtete, verleitete ihn dazu, selbst die Übertreibungen, die sich Hans Achim aus Haß gegen den Nationalfeind hatte zu Schulden kommen lassen, als unumstößliche Wahrheiten anzusehen.

„Er hat recht gehabt, in allem hat er recht gehabt," brummte Axel Steenbock, mit den Fingern so heftig gegen die kleinen, grünen Fensterscheiben seines Zimmers trommelnd, daß die auf dem Hofe beschäftigten Leute erstaunt emporblickten. „Er hat

Digitized by Google

das vorausgesehen, was mich die Erfahrung erst lehren mußte. Ich habe mich sehr in ihm geirrt. Wer konnte aber auch in dem abgedankten Soldaten, in dem alten Edelmanne, der ruhig seine Scholle beackerte und sich in nichts über die Mittelmäßigkeit seiner Nachbarn zu erheben schien, einen Mann von so tiefer Einsicht ahnen? Wir hätten ihm mehr Vertrauen schenken müssen, aber Kerkow besaß zu wenig Einfluß. Wenn er an Stelle des alten Briest Landrat gewesen wäre, so würde er doch vielleicht durch seinen Eifer manchen Zauderer mit sich fortgerissen haben. Wahrscheinlich würden er und wir alle mit ihm unterlegen sein, aber wir hätten dann einen ehrenvollen Tod auf freiem Felde gefunden, während wir uns jetzt wie gefangene Ratten in der Falle martern lassen müssen, bis es unseren Peinigern gefällt, ein Ende zu machen. Damals legten wir alle die Hände in den Schoß, blickten auf den Landrat, der selber hilflos wie ein Kind ist, und glaubten dem Verderben dadurch zu entrinnen, daß wir der kommmenden Dinge harrten und die Köpfe duckten wie er. Wir, und Du ganz besonders, Heinrich, können uns von diesem Fehler nicht freispechen."

„Vater, Ihr geht zu weit," wagte der Junker einzuwenden. „Briest verfolgt den richtigen Weg, er ist nur klüger und vorsichtiger, als Ihr alle denkt. Ich will ja gewiß die Vorzüge des guten Oheims nicht schmälern, und ich freue mich, daß Ihr sie anerkennt, aber ich glaube, Ihr überschätzt ihn doch bei weitem. Wir wollen Gott danken, daß er keine Gelegenheit hatte, durch seine Hitze und Unüberlegtheit uns in Gefahr zu stürzen. Ihr seid jetzt ebenso eingenommen gegen Eure Landsleute, als der Oheim bisher war. Es giebt unter ihnen treffliche Männer, wie Rittmeister Lilienkron, dessen edlen Charakter der Oheim auch schon erkannt haben dürfte, und ich glaube, daß er nicht mehr ganz seiner früheren Ansicht ist. Bedenkt Ihr denn nicht, daß das Üble, welches Ihr erduldet habt, doch nur von einzelnen Personen ausgeht?"

„Schweige!" donnerte der alte Rittmeister, der keinen Widerspruch gegen seine vorgefaßte Meinung gelten ließ. „Deine Bemühungen, schlechte Handlungen unserer Feinde zu beschönigen, Deine Zuneigung zu dem alten, unentschlossenen Briest beweisen mir deutlich genug, wie richtig Hans Achim die Menschen dieser Zeit beurteilt hat. Er und ich sind noch ein paar alte, verwitterte Stämme, die aus einer besseren Vergangenheit übrig geblieben sind. Für das, was wir geleistet haben, hat allerdings der alles verflachende Geist, welcher die heutige Jugend beherrscht, weder Gefühl, noch Verständnis. Ich zog meinem vorangegangenen Könige über das Meer nach, um für die bedrückten Glaubensgenossen in Deutschland zu fechten. Hans Achim wollte zudem die Schmach seines Hauses an den Kaiserlichen rächen. So trafen wir uns, und solche Gesinnungen bildeten den Kitt, der uns, abgesehen von kleinen Neckereien, wie sie selbst unter Brüdern stattfinden, bisher eng zusammen gehalten hat. Heute sind die Menschen über ideale Bestrebungen hinaus. Wer würde noch zur Verteidigung des Glaubens das Schwert ziehen oder für einen gekränkten Vater einen Streich thun? Und Kerkows Vater war vielleicht noch nicht einmal so schwer beleidigt worden, als es manchem Vater in diesem Kriege geschehen ist," fügte er bitter hinzu.

Heinrich vermochte einen Augenblick vor Überraschung keine Worte zu finden. Er empfand Freude darüber, daß sein Lieblingswunsch, zum Heere des Kurfürsten zu gehen, bei seinem Vater offenbar auf keinen Widerstand mehr stoßen würde, zugleich berührte es ihn aber auch schmerzlich, daß ihm der Vorwurf der Gleichgiltigkeit gegen die Beleidigung seines Vaterhauses und seines Heimatlandes gemacht wurde.

„Vater, Ihr thut mir unrecht mit Euren Worten," hub er nach einer Weile an, während Steenbock eifrig fortfuhr, an den Fensterscheiben zu trommeln, „es war ja von jeher mein Wille, im Heere des Kurfürsten Kriegsdienste zu leisten, aber Ihr spracht Euch stets, besonders am letzten Abend, als wir in Brand waren, so heftig dagegen aus, daß ich es nicht wagte, Euch meinen Wunsch zu äußern. Ich würde jetzt, nachdem sich Eure Ansicht über diese Sache geändert hat, sicherlich der Stimme meines Herzens folgen, wenn nicht in der Gefahr mein Platz an Eurer Seite wäre."

Axel Steenbock krümmte sich wie ein Wurm. Er hatte seinem Sohne keinen Vorwurf machen, sondern ihm nur, in allerdings nicht sehr geschickter Weise, seine Meinung kund geben wollen. Auch wünschte er nicht, durch ein Machtwort Heinrich in den Kampf zu senden, aus dem er vielleicht nicht wieder heimkehrte. Nach einigem Räuspern erwiderte er daher ausweichend: „Ich wüßte nicht, daß ich jemals Deinem Verlangen, Kriegsdienste zu nehmen, entgegengetreten wäre; ich wollte nur nicht, daß Du Dich an einer geheimen und, wie ich damals annahm, aussichtslosen Verschwörung beteiligtest. Ich bin allerdings wohl zu weit gegangen, wenn ich derselben jede Möglichkeit eines Erfolges absprach, denn ich kannte die schwedische Armee in ihrer heutigen Verfassung gar nicht, sondern stellte sie mir vor, wie sie zu unserer Zeit war. Die Bauern jenseits der Elbe halten wacker stand und lassen keinen Feind über den Fluß. Freilich haben sie dort einen festen Stützpunkt für ihre Verteidigung. Der günstige Augenblick, uns selber unsere Haut zu wahren, ist allerdings jetzt verpaßt, wenn Du Dich aber durch die Sorge um mich abhalten läßt, zum Heere des Kurfürsten zu reiten, so ist mir nichts davon bewußt, daß ich mich in einer sonderlichen Gefahr befinden sollte, außer, daß man mir etwas scharf auf die Finger sieht. Wäre es aber auch in der That, so wie Du meinst, so sehe ich nicht ein, in welcher Weise Du mir helfen könntest. Ich will Dich jedoch durch meine Worte nicht etwa veranlassen, von mir fortzugehen und Dein Schwert gegen meine einstigen Landsleute zu ziehen. Dergleichen Dinge muß einem die Stimme des eigenen Herzens sagen. Eins aber weiß ich," fügte der Rittmeister, in seinem Eifer sich selber vergessend, hinzu, „hielten mich die Schurken hier nicht so fest, dann wäre ich trotz meines hölzernen Beines schon längst am Rhein bei dem Heere des

Digitized by Google

Kurfüsten oder doch wenigstens bei den tapferen Bauern jenseits der Elbe."

Atemlos vor Aufregung und Begeisterung für seine Sache war Heinrich nähergetreten und hatte des Rittmeisters Hand ergriffen.

„Vater, Ihr würdet mir also nicht zürnen, wenn ich zum Kurfürsten ginge?" fragte er, gespannt in des Alten Auge blickend.

„Ebensowenig, als wenn Du hier bliebest," lautete die mit dem Anschein von Gleichgiltigkeit gegebene Antwort. „Du bist Dein eigener Herr, bist geborener Brandenburger. Wer könnte Dich unter diesen Umständen hindern, der Stimme Deines Herzens zu folgen?"

Der Rittmeister wandte sich schnell ab, um eine Thräne im Auge zu zerdrücken und trommelte dann mit solcher Gewalt einen Sturmmarsch auf der Fensterscheibe, daß das Glas in Gefahr geriet, zu zerbrechen.

Heinrich aber umschlang seines Vaters Hals und küßte ihn auf beide Wangen. Da war es auch mit des Alten künstlicher Gleichgiltigkeit vorbei und herzlich erwiderte er die Liebkosungen seines Sohnes.

Noch an demselben Tage ritt Heinrich zu dem Landrate von Briest nach Rathenow. Es geschah dies so häufig, daß niemand sich darüber verwunderte, auch nicht, als er bei seiner Rückkehr von dort erzählte, daß er sofort wieder nach Rathenow müsse, um im Auftrage des Landrates eine größere Reise zu unternehmen. Da Briest allgemein als schwedenfreundlich gesonnen bekannt war, so hegte niemand Mißtrauen, als der Junker, wohl ausgerüstet für einen weiten und beschwerlichen Weg, von dannen ritt. Durch Vermittelung des Landrates war er sogar von dem Oberst Wangelin mit einem Geleitsbriefe versehen worden. Rosen allein schöpfte Verdacht und wurde in demselben noch mehr bestärkt, als zwei Tage später aus seiner Schwadron Nikol Staipers Braune, aus derjenigen des Rittmeisters Lilienkron ein anderes Pferd fehlte, und mit ihnen zugleich die abgedankten Diener der Herren Steenbock und von Kerkow verschwunden waren. Da aber dieselben mit ihren Herren längere Zeit nicht mehr in Verkehr gestanden hatten, so konnte den letzteren ein Einverständnis mit den mutmaßlichen Dieben nicht nachgewiesen werden. Gleichwohl mußten sie angeblich als Ersatz für die von ihren Leuten gestohlenen Pferde eine Geldsumme entrichten, welche den wahren Wert der Tiere bei weitem überschritt. Nie ist aber trotzdem von den beiden, im allgemeinen ziemlich sparsamen alten Rittmeistern Geld mit größerem Vergnügen hingegeben worden; denn beide wußten sehr wohl um den Verbleib von Leuten und Pferden.

Sechstes Kapitel.

Am Tage vor der Entdeckung des Diebstahles ritt kurz vor Schluß der Thore ein wohlbewaffneter, junger Mann aus Rathenow, den ein weiter Reitermantel, welcher dicht um seinen Körper geschlungen war, sowie der tief in die Stirn gedrückte, breitkrempige Hut fast unkenntlich machten. Die Wache am Thore hielt den Bewaffneten an, ließ ihn aber unbeanstandet seines Weges ziehen, als er einen von dem Oberst Wangelin selber ausgestellten Passierschein vorzeigte. Nachdem der Reiter das nördliche Thor hinter sich hatte und aus dem Gesichtskreise der Wache gelangt war, gab er seinem kräftigen Rosse die Sporen, welches weit ausgreifend über den sandigen Weg dahineilte. Eine halbe Stunde nur verfolgte er die große Straße, dann bog er rechts auf einen kleineren Weg ab, der über Felder und Wiesen führte. Zur Linken wurde der See jetzt sichtbar, an dessen Ufer sich deutlich die dunklen Umrisse von Lietzow abhoben. Der Reiter zog die Zügel seines Pferdes an und blickte nach dort hinüber. Eine Thräne rann über die blühende Wange des jungen Mannes, der sie unwillig mit der Hand fortwischte und sich fast erschrocken umblickte, ob niemand den stummen Zeugen seiner Rührung bemerkt habe. Allein kein lebendes Wesen war rings zu sehen. Nur ein Schwarm Krähen flog krächzend dem nahen Walde zu, um dort das gewohnte Nachtquartier aufzusuchen.

Das scheidende Tagesgestirn übergoß die Fluten des Sees noch einmal mit goldigem Lichte. Schon wob sich um die dunklen Wipfel des fernen Kieferwaldes jener duftige Schleier, der die märkischen Wälder im Abendlichte so reizvoll erscheinen läßt, und feine, weiße Nebelstreifen breiteten sich weithin über das Moor. „Die Nixen bleichen ihr Gespinnst im Mondenscheine", sagt der Märker, wenn er die Wolken erblickt. Der feierliche Ernst in der Natur stimmte den jungen Reiter zur Andacht. Als das Abendgeläute der Rathenower Kirche jetzt an sein Ohr drang, zog er den Hut vom Haupte und betete inbrünstig: „Gott erhalte Dich, mein Vater, der Du gewiß um mich in schwerer Sorge bist, Gott erhalte Euch alle, die Ihr mir lieb und wert seid und verleihe uns ein glückliches Wiedersehen," waren die Schlußworte seines Gebetes. Mit einer energischen Bewegung setzte Heinrich Steenbock den Hut wieder auf das Haupt, dann blickte er noch einmal nach dem Vaterhause zurück und die Brust von frohen Hoffnungen geschwellt, spornte er sein mutiges Roß von neuem zur Eile an. Bald hatte er das kleine Wäldchen erreicht, das sich an den Garten des Herrenhauses zu Brand anschloß, und von jenem nur durch eine Weißdornhecke getrennt wurde. Heinrich schlang die Zügel seines Pferdes um einen Birkenstamm, so das es den Blicken der etwa im Garten Weilenden entzogen war und setzte sich selber mit dem Rücken gegen die Hecke. Pochenden Herzens harrte er hier der Geliebten. Mit der Scheide des Rappiers regellose Figuren in den Sand zeichnend, gedachte er wehmutsvoll der Tage der Kindheit, da er noch mit Gretchen zusammen durch die Lücken der Hecke gehuscht war, im Walde einem bunten Schmetterling, oder einem schillernden Käfer nachzujagen. Dort hatte er mit ihr am Rande des munteren Baches, der plätschernd sein klares Wasser in die blauen Fluten des Sees ergoß, gesessen, Sträuße und Kränze aus den selbst gepflückten Waldblumen windend, und dort hatte er unter Wernickes Leitung die ersten Versuche

Digitized by Google

im Erklettern der jungen Stämme gemacht. Dem angehenden Krieger wurde das Herz doch recht schwer bei dem Gedanken, alles, was ihm im Laufe der Zeit so lieb geworden war, vielleicht auf Nimmerwiedersehen zu verlassen. Aus diesen trüben Gedanken schreckte ihn der Schall leichter Fußtritte empor, welche sich auf dem Sande kaum hörbar, der Hecke schnell näherten. Vorsichtig lugte Heinrich durch die Zweige des Weißdornes und gewahrte im Dämmerlicht die zarte Gestalt der Geliebten. Ängstlich nach allen Seiten umher spähend, trat sie jetzt an die Hecke heran, nachdem Heinrich ihr von dort ein leises Zeichen gegeben hatte.

„Heinrich, was ist nur wieder geschehen?“ fragte sie unruhig, ohne des Bräutigams Gruß zu erwarten, „Wernicke that so geheimnisvoll, er sprach von einer großen Reise. Gewiß müßt Ihr jetzt vor den Schweden fliehen, weil Ihr wieder etwas Unbedachtes vollführt habt. O, der Oheim ist viel jähzorniger als mein Vater, er hat sicher wieder einen Dragoner aufhängen lassen, und Du hast Dich an der That beteiligt.“

Der Junker mußte über die Befürchtungen des Mädchens lächeln, als er dessen Hände innig an seine Lippen drückte.

„Beruhige Dich, herzliebstes Gretchen, es ist nichts geschehen, was meinen Vater oder mich gefährden könnte. Mit der Reise hat es allerdings seine Richtigkeit, und ich ließ Dich durch Jürgen bitten, zu kommen, um Abschied von Dir zu nehmen, denn ich kann nicht so weit wegreisen, ohne Dich noch einmal gesehen und ein Versprechen eingelöst zu haben, das ich Dir einst gab.“

„Heinrich,“ stammelte das Mädchen erschrocken, die Hand des Geliebten umklammernd, „ich ahne alles. Du willst zum Heere des Kurfürsten und dort Kriegsdienste nehmen? Heinrich, ich bitte, ich beschwöre Dich, thue das nicht. Wenn Du bei Deinem Vorsatze verharrst, so wirst Du den Oheim furchtbar gegen Dich und gegen uns aufbringen, denn er wird sicher glauben, daß Du von meinem Vater aufgeredet, um mich zu erringen, ihn wider seinen Willen verlassen hast. Wenn Du jedoch hier bleibst und dem Oheim gehorchst, wird gewiß alles gut werden, da mein Vater dem Deinen eigentlich nur noch zürnt, weil er mit den Verschworenen nicht gemeinsame Sache gemacht und ihm am Neujahrsabend so heftig widersprochen hat. Als der Oheim dann aber so tapfer mit den Dragonern gefochten und seine eigenen Landsleute ihn schlechter als uns behandelt hatten, vergab er ihm schon fast ganz. Dein Vater ist stets versöhnlich gewesen und wird auch dieses Mal nicht ungerührt bleiben, wo es sich um unser Lebensglück handelt, wenn Du nicht ein neues Ärgernis bereitest.“

„Gretchen, Du irrst, mein Vater wünscht selber, daß ich meinem Vaterlande diene, und ich entferne mich nicht etwa heimlich von hier, sondern mit meines Vaters Wissen und Willen. Du vergißt aber auch ganz des Oheims Schwur, den er am Neujahrsabende that, als er uns trennte. Glaube mir, er wird ihn halten, wenn er auch vieles vergessen und vergeben könnte, dann ist aber an eine Versöhnung unserer Väter gar nicht zu denken. Gretchen, sage mir aufrichtig, was spricht Dein Vater über mich?“

Das Mädchen schwieg einen Augenblick betroffen und kämpfte heftig mit sich selber über das, was sie dem Geliebten auf seine Frage antworten solle. Endlich errang die Liebe zur Wahrheit den Sieg.

„Er ist noch immer der Ansicht, daß jeder junge Edelmann verpflichtet ist, für das bedrohte Vaterland zu kämpfen, und daß Du unrecht thätest, Dich dieser Verpflichtung Deinem Vater zuliebe zu entziehen; denn daß Feigheit Dich von dem Kampfe zurückhält, nimmt er von Axel Steenbocks Sohn nicht an.“

„Wie dankbar bin ich dem Oheim, daß er mir eine schimpfliche Gesinnung nicht zutraut,“ sagte Heinrich beglückt, „aber, Gretchen, nun sage mir auch ebenso offen, was würdest Du von dem Manne halten, den die Pflicht zum Kampfe für das Vaterland ruft, der nur durch diesen Kampf das Mädchen seiner Liebe erringen kann, und der doch wie ein Feigling zu Hause bleibt?“

Statt aller Antwort legte Gretchen den Kopf an des Geliebten Schulter und flüsterte ihm schluchzend zu: „Ziehe mit Gott in den Kampf, ich würde keine edle Jungfrau sein, wenn ich nicht der heiligen Sache des Vaterlandes das Teuerste, was ich besitze, opferte.“

Heinrich schlang den Arm um des Mädchens Schulter und drückte einen heißen Kuß auf die weiße Stirn desselben.

„Habe Dank, Geliebte, für diese Antwort, nur eine solche hatte ich von Dir erwartet. Jetzt, mein Lieb, sollst Du auch erfahren, was mich so oft zu Briest nach Rathenow zog, und was jene Besuche, über die das unsinnige Gerede der Leute entstand, bedeuteten. Siehe, Gretchen, schon lange hatte mich Deines Vaters Begeisterung für die Sache des Vaterlandes mächtig ergriffen und unentschlossen schwankte ich hin und her, ob ich nicht trotz des Widerspruchs meines Vaters den Andeutungen, die der Oheim immer deutlicher fallen ließ, folgen sollte. In meiner Not wandte ich mich um Rat an Briest, der mir immer ein väterlicher Freund gewesen war. Da er meinen Eifer erkannte, so vertraute er mir, daß der Kurfürst keineswegs gesonnen sei, dem Feinde ohne Widerstand auch nur einen Fußbreit brandenburgischen Bodens abzutreten; daß derselbe aber eine Erhebung des Landvolkes allein, ohne Unterstützung des Heeres, als zu gefährlich und gewagt verwerfe. Da es zum Kampfe mit den Feinden aber nach der Rückkunft unseres Fürsten sicher kommen wird, so warb der Landrat mich zum Dienste im Heere an. Auch zog er mich zu den Beratungen hinzu, welche in seinem Hause darüber stattfanden, wie dieser Kampf nach Kräften hier zu unterstützen sei. Gern wäre ich damals schon zum Heere abgereist, allein der Landrat und die anderen Herren widersetzten sich meinem Wunsche, da sie glaubten, meiner zu bedürfen, um unserem Herrscher wichtige Nachrichten zu überbringen. Gretchen, mich trieb mein Herz, Dir dieses Geheimnis zu enthüllen, denn ich vermochte es nicht, in das Feld zu ziehen, während Du daheim vielleicht an meiner Treue zweifeltest.“

Digitized by Google

„Nur einen Augenblick wurde mein Glauben an Dich schwankend, Heinrich, vergiebst Du es mir? Längst vertraue ich Dir wieder.“

Das Mädchen neigte seinen Kopf an des jungen Mannes Brust.“

„Heinrich, sei im Kampfe nicht tollkühn, denke in der Gefahr nur ein wenig an mich und daran, daß ich hier in Treue Deiner harre, bis Du zurückkehrst oder bis der Tod mich selber von allem Harren erlöst.“

Eine Hand legte sich in diesem Augenblick schwer auf Heinrichs Arm und einen Schreckensruf ausstoßend, prallte Gretchen zurück, während der Junker durch einen kraftvollen Stoß sich von seinem Gegner befreiend, die Hand an das Schwert legte. Schnell aber zog er ehrfurchtsvoll den Hut vom Haupte, als er in das zorngerötete Antlitz Hans Achims blickte, der mühsam sich beherrschend ihm gegenüber stand.

„Heinrich Steenbock,“ redete ihn der Rittmeister in ruhem Tone an, „wie kannst Du es wagen, Dich gegen meinen und vermutlich auch gegen Deines Vaters Willen bei mir einzuschleichen? Und ist das Gebot der Eltern den Kindern jetzt so wenig heilig, daß selbst die Töchter sich ohne Scheu und Scham darüber hinwegsetzen? Heinrich Steenbock, denke nicht, daß Du, ungestraft die Ehre meines Hauses verletzen darfst, weil ich in der Gewalt des Feindes bin. Was hast Du zu Deiner Vertheidigung zu sagen?“

„Vater, vergebt uns,“ bat Gretchen, Hans Achims Hand umklammernd, „er wollte ja nur Abschied von mir nehmen, bevor er geht!“

„Und Du giebst Dir wohl noch Mühe, ihnzu halten?“ brauste der Rittmeister auf, seine Tochter unsanft beiseite schiebend. „Wahrhaftig, zu meiner Zeit hätte ein ehrbares Mädchen den Mann, der seine Braut aufgiebt, um nicht kämpfen zu müssen, nur mit Verachtung angesehen.“

„Verzeiht, Herr Oheim,“ begann jetzt Heinrich, fest dem durchbohrenden Blicke des alten Herrn begegnend, „Ihr seid im Irrtume, wenn Ihr vermeint, daß ich die Braut aufgeben wolle. Habe ich Euch nicht gesagt, das sei Euer letztes Wort nicht, als Ihr mir erklärtet, nur ein Mann, der für das Vaterland zu fechten verstehe, solle Euer Eidam werden? Herr Oheim, wenn ich jene Bedingung erfülle, so habe ich auch einen Anspruch darauf, Gretchen noch als meine Braut zu betrachten, und Ihr werdet nicht verlangen, daß ich in den Kampf ziehen soll, ohne von ihr Abschied zu nehmen. Schicklicher würde es freilich gewesen sein, wenn ich deswegen zu Euch, Herr Oheim, gekommen wäre, aber Ihr müßt es mir schon zu gute halten, um der Schweden willen; die dürfen nichts von meinem Vorhaben ahnen. Ich wäre auch gern Euch dann erst wieder unter die Augen getreten, sobald ich mit Recht fragen darf: ‚bin ich jetzt der Mann, der Euch als Eidam genehm ist?‘“

Verwirrt blickte der Rittmeister auf den Jüngling, der so ernst und bestimmt gesprochen hatte.

„Heinrich, Du willst in den Kampf ziehen?“ stammelte er, einen Schritt näher an den Junker herantretend, „wie soll ich das verstehen?“

„Herr Oheim, das dürfte doch nicht schwer zu erraten sein. Einen längst gefaßten Entschluß will ich jetzt zur Ausführung bringen, für das Vaterland in das Feld reiten und mir den Preis erringen, den Ihr dem tapferen Manne ausgesetzt habt. Noch heute begebe ich mich auf den Weg zum Heere des Kurfürsten, darum, Herr Oheim,“ fügte der Junker in bittendem Tone hinzu, „vergeßt und vergebt, was sich am Neujahrstage zwischen uns zugetragen hat; mein armer Vater muß die Verehrung seiner Landsleute schwer genug büßen. Laßt mich nicht ohne Hoffnung in das Feld ziehen.“

Zitternd vor Aufregung ergriff Hans Achim die dargebotene Rechte des Junkers.

„Habe ich Dich wirklich richtig verstanden, Heinrich, Du willst Kriegsdienste nehmen und auch gegen die Schweden?“ fragte er mit stockender Stimme.

„Auch gegen die Schweden, denn die sind uns jetzt gefährlicher als die Franzosen.“

„Aber Dein Vater, was wird der alte Axel dazu sagen? Heinrich, ich muß mein Wort zurücknehmen, denn ich will nicht, daß sich Vater und Sohn meiner Tochter wegen entzweien.“

„Seid ohne Sorge, Herr Oheim, ich reite mit der Erlaubnis meines Vaters; der zöge am liebsten selber hinaus, wenn die Schweden ihn nur fortließen. Und ich will es Euch offen gestehen, nicht nur um Gretchens Hand gehe ich in den Krieg, ich war für das Heer vom Landrate schon vor Neujahr geworben.“

„Heinrich, Du bist der bravste Junge, den sich ein Vater zum Eidam wünschen kann!“ rief Hans Achim, den Junker unter Freudenthränen an seine Brust ziehend, „aber wegen der Grete gebe ich Dir trotzdem kein Versprechen, bevor Du nicht zurückgekommen bist; denn da hat der alte Steenbock auch noch ein Wort mitzureden; doch Abschied nehmen kannst Du jetzt von ihr. Komm her, Mädchen und gieb dem Heinrich die Hand. So ist es recht. Der Himmel segne Dich für Deinen mannhaften Entschluß, mein Junge. Aber ich darf Dich nicht ziehen lassen, ohne Dir ein Andenken mit auf den Weg zu geben. Warte nur einen Augenblick auf mich, ich bin gleich wieder hier.“

So schnell ihn seine Beine zu tragen vermochten, eilte der alte Herr durch den Garten dem Hause zu, und schneller, als man es erwarten durfte, kehrte er keuchend und atemlos wieder zurück. Unter dem weiten Rocke verborgen, trug er zwei prächtig ausgelegte Sattelpistolen, über die er liebkosend mit der Hand fuhr, als er sie dem Junker darbot.

„Die retteten mir bei Leipzig das Leben, mein Sohn, mögen sie Dir ebenso gute Dienste leisten wie mir. Gern würde ich Dir auch mein eigenes Rappier mit in das Feld geben, aber wer weiß,“ fügte er flüsternd hinzu, „ob ich es nicht selber hier noch brauchen werde? Mir sollte es schon recht sein, und alle Hoffnung gebe ich nicht auf. Da mir der Himmel keinen Sohn beschert hat, möchte ich die Waffen in keinen Händen lieber wissen, als in den Deinigen. Der Weg ist weit bis zum Heere, mein Sohn, ich habe ihn in meiner Jugend auch durchmessen, und deswegen ist doppeltes Zehrgeld für alle Fälle gut,“ fuhr der alte Herr in einiger Verlegenheit fort, indem

Digitized by Google

er beim Übergeben der Pistolen eine wohlgefüllte Börse in Heinrichs Hand gleiten ließ. „Scheue Dich nicht, die Kleinigkeit von mir zu nehmen, es ist ja so gut, als gäbe es Dir Dein Vater."

Voll Rührung und Dankbarkeit empfing Heinrich das Geschenk des Rittmeisters, der seine Freude immer wieder darüber äußerte, daß Heinrich doch noch die gute Sache ergriffen habe.

„Mein Vater hat mich freilich mit Geld wohl ausgestattet, aber Ihr habt recht, Herr Oheim, der Weg nach dem Feldlager ist weit, und ich werde auf der Reise mancherlei gebrauchen, zumal ich auch zwei Begleiter habe, die meinetwegen mit in die weite Welt ziehen, und deren Erhaltung mir obliegt. Ich nehme daher Eure Gabe dankbar an, wenn ich davon auch meinen Genossen mitteilen darf."

„Gewiß, Heinrich, das Geld habe ich zum Besten des Vaterlandes gegeben, und Du sollst darüber verfügen, wie Du es für Deine Zwecke am dienlichsten hältst."

„Nun, Herr Oheim, da Ihr mir und meinen Gefährten so viel Liebes und Gutes erwiesen habt, so wage ich es, für den einen von ihnen an Euch eine Bitte zu richten. Er ist ein Mann, der ungeachtet seiner hohen Jahre für das Vaterland und für mich noch einmal seine alten Glieder wagen will. Aber trotz des freudigen Mutes, mit dem er anscheinend hinauszieht, weiß ich doch, daß etwas sein Herz schwer bedrückt. Wenn ich ihm von Euch ein Wort der Vergebung bringen dürfte, so würde er um vieles leichter dem Tode in das Auge blicken."

„Heinrich, Du redest doch nicht von Jürgen Wernicke?" stotterte Hans Achim, der aus einer Überraschung in die andere geriet. „Der steife, alte Bursche kann unmöglich noch einmal in das Feld und dazu ohne mich, seinen Rittmeister; aber ich weiß sonst keinen, der mit Dir ziehen könnte, und dem ich etwas zu vergeben hätte."

„Es ist in der That, wie Ihr vermutet. Wernicke und Braal sind beide für das Heer angeworben und werden mich begleiten. Seid darum noch einmal nachsichtig gegen Euren treuen Diener. Wenn ein Mann in seinen Jahren für das Vaterland in den Krieg geht, so ist das an sich eine anerkennenswerte That, die manches auszugleichen wohl imstande ist. Der Alte hat es stets mit Euch und uns von Herzen gut gemeint, auch damals, als er das vollführte, was Euch gegen ihn so sehr erzürnte. Wer weiß, ob wir ohne seine eigenmächtige Handlung nicht alle ein Opfer des unseligen Mißverständnisses geworden wären, statt jetzt dem Vaterlande unser Schwert zu weihen. Und, um es Euch offen zu gestehen, Herr Oheim, der Hauptschuldige war der Jürgen nicht; mir habt Ihr aber schon verziehen."

„Ich kann es nicht begreifen," murmelte Herr von Kerkow, sich mit der Hand über die Stirn fahrend, „unsere Wachtmeister, die alten Kerle, laufen uns den Rang ab und ziehen in das Feld, während wir daheim bleiben müssen. Der Axel, ein Gefangener in seinem eigenen Hause, und mich bindet die Sorge um Frau und Kind an die Scholle. Ich darf sie unbeschützt nicht unter den Feinden lassen, sonst, Heinrich, würde nichts in der Welt imstande sein, mich hier zurückzuhalten. Aber ich werde in der Heimat auch nützlich sein können; glaube mir, bei uns wird es sich ebenfalls regen, dann freilich könnte ich den Jürgen gut brauchen. Doch mag der dem Rufe unseres Fürsten folgen, ich wünschte nur, ich dürfte es auch. Und wenn Du meinst, Heinrich, daß er mit leichterem Herzen die alten Glieder in dem Kampfe für das Vaterland regen wird, sobald er weiß, daß ich ihm verzeihe, so sage ihm von mir: seiner Liebe zum Vaterlande wegen würde ich ihm noch mehr vergeben, als er an mir verschuldet hat. Doch nun, mein Sohn, laß Dich umarmen, und Gottes Segen möge Dich geleiten. Du mußt jetzt fort, denn irgend ein Zufall könnte Dich verraten."

Der Junker drückte den alten Rittmeister voll inniger Dankbarkeit an die Brust, inniger aber noch die Geliebte, ohne daß Hans Achim es diesmal ihm wehrte.

Endlich legte der alte Herr den Arm der Tochter in den seinigen und zog das weinende Mädchen mit sanfter Gewalt in den Garten zurück.

Von Schmerz und Freude zugleich bewegt, blickte ihnen Heinrich nach, solange er die verschwindenden Gestalten mit den Augen zu verfolgen imstande war.

Dann aber zog er sich tiefer in das Birkendickicht zurück, wo er sich in seinen Mantel gewickelt, neben seinem Pferde niederlegte, da es noch zu früh war, um nach dem Orte aufzubrechen, an welchem der Verabredung gemäß ihn Jürgen und Gulden erwarten sollten. An dem dunkler werdenden Abendhimmel erschien ein Stern nach dem anderen, mit seinem flackernden Lichte das weiße Gewölk durchbrechend. Aber Heinrich Steenbock erfreute sich des hellen Glanzes nicht, das Herz klopfte ihm zu unruhig, ob des gewagten Schrittes, den er heute zu unternehmen im Begriffe war. Ungeduldig achtete er nur auf das Sichtbarwerden eines jeden ihm bekannten Sternbildes, um hiernach die Stunde des Aufbruches zu berechnen. Endlich stieg auch der Mond empor und übergoß die weite Heide mit seinem milden Lichte. Zwischen den Stämmen des Gehölzes hindurch konnte Heinrich die ausgedehnte Fläche bis jenseits zu der dunklen Grenze des Waldes überblicken. Zur Rechten lag wie ein Spiegel im Mondenscheine der glitzernde See, umrahmt von den Schatten der Elsen und Weiden am Ufer. Und dort ganz am Ende des Sees erhoben sich die Mauern des Herrenhauses von Lietzow. Deutlich gewahrte Heinrich einen Lichtschein, der von einem der Fenster zu ihm herüberdrang. Er kam aus dem Zimmer seines Vaters und weckte in dem jungen Manne mancherlei Gedanken über das, was hinter den matt erleuchteten Scheiben wohl vorgehen mochte. Öfter verdunkelte sich das Licht plötzlich, um gleich darauf von neuem in ruhigem Glanze weiter zu strahlen. Heinrich glaubte dann den Schatten seines Vaters, der ruhelos im Zimmer auf- und niederging und über das Schicksal seines Sohnes nachsann, zu erkennen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Auf der großen Landstraße.

Roman

von

H. Schobert.

(Fortsetzung.)

Achtundzwanzigstes Kapitel.

„Staatsrat von Herskott," meldete Georg, als Vera noch bei ihrer Morgenschokolade saß. Der gestrige Tag war nicht ohne Spuren an ihrem schönen Gesicht vorübergegangen, sie sah bleich und abgespannt aus, und unwillkürlich zuckte sie zusammen, als ihr die Meldung gemacht wurde. Aber freundlich streckte sie dem Verwandten die Hand entgegen.

„Willkommen, Emil; Du bist ein seltener Besuch."

„Du ahnst doch, weshalb ich heute komme?"

„Ja, ich ahne es," sagte sie ohne Zögern. „Was willst Du mir sagen?"

Er saß ihr gegenüber, abgemattet und müde von seiner anstrengenden Thätigkeit, mit dem guten, schmalen Gesicht, offenbar nach Worten suchend, die sie nicht verletzten, endlich gab er es auf.

„Vera, ich habe Dich immer lieb gehabt, habe Dich immer Deines Daseins wegen an Lorenz' Seite bedauert, ich wollte, ich wäre um andrer Dinge willen heute hier an dieser Stelle, als es in Wirklichkeit ist. Du hast Dir selbst und unserem Hause eine Schmach zugefügt — —"

Sie sah ihn mit großen, erstaunten Augen an.

„Du glaubst das wirklich, Emil?"

Er wurde etwas verlegen.

„Die Thatsachen sprechen gegen Dich, Vera."

„Und ein ganzes, langes, makelloses Leben genügt nicht, um an diesen Thatsachen wenigstens zweifeln zu lassen," warf sie bitter ein. —

„Wir werden nach dem beurteilt, was zur Kenntnis der Welt gelangt." Er rieb sich unbehaglich die Hände. „Sieh, Vera, ich verdamme Dich nicht — gewiß nicht, aber das darf ich nur Dir sagen, hier, unter vier Augen, wo es niemand hört. Die Gesellschaft meistert einmal alles, was zu ihr gehört, in das Herkömmliche hinein, sie kennt keine Ausnahmen und darf sie nicht kennen, nicht die Gründe einer That beurteilt sie, sondern die That selbst, wie sie sich ihr darstellt, und wir müssen uns dem fügen, da wir erkennen müssen, daß solche Schranken für die Gesamtheit notwendig sind. Wir können Dich nicht mehr bei uns empfangen, bis ter Welp das Seine gethan, um Dich wieder zu rehabilitieren, da stimme ich mit Georgine völlig überein."

Vera lächelte nur, ein stilles, melancholisches Lächeln, weil ihr einfiel, daß vor Jahren sie es gewesen, die diesen guten aber schwachen Mann vor einem viel größeren Skandal bewahrt hatte, und daß nun diejenige, die damals in ihrer Hand gewesen, sich anmaßte, ihr das Haus zu verbieten.

„Seid ruhig, ich werde Euch nicht in Verlegenheiten bringen," sagte sie endlich.

Der Staatsrat strich sich wiederholt über die Stirn.

„Wünschest Du meine Vermittlung? Ich bin bereit, sofort zu ter Welp zu gehen. Was hindert Euch denn zu heiraten, Du kannst doch nicht im Ernst glauben, daß wir das Kodizill des Testaments in Scene setzen werden?"

In Veras Augen trat ein fast feindseliger Blick, als sie ihren Verwandten ansah.

„Was von Lorenz verfügt ist, bleibt unweigerlich stehen, Emil, und für Deine Vermittlung in Bezug auf ter Welp danke ich Dir, was er und ich miteinander auszumachen haben, geht nur uns allein etwas an.

„Aber ich bitte Dich, hast Du nicht selber das Bedürfnis, dies Ärgernis aus der Welt zu schaffen? Du, Vera, die bisher stets tadellos gewesen."

„Was hülfe es mir, wenn ich Dich versicherte, daß ich es noch bin."

„Aber schon im Munde aller Leute zu sein, wie wenig vornehm ist das! Hast Du nicht ein Recht, auch an Dich zu denken? Wie schwer wirst Du das empfinden, wenn man Dich meidet, Dir ausweicht, grußlos an Dir vorübergeht. Wir sind zu sehr in die Selbstachtung hineingewachsen, um nicht daran zu Grunde zu gehn, besonders eine so feinfühlige Natur wie Du. Laß mich zu ter Welp gehn."

„Nein!" — wieder der kalte, herbe Ton — und dann fuhr sie fast leidenschaftlich fort: „Du sprichst von Selbstachtung, Emil, wo würde die bleiben, wenn ich den Mann, den ich liebte, unter den Zwang der Verhältnisse stellte! Die Mißachtung der Welt kann ich ertragen, weil ich sie nicht verdiene, aber täglich, stündlich mir sagen zu müssen: Du hast Dir den Treuschwur Deines Gatten äußerer Rücksichten halber erzwungen, das ertrüge ich nicht, daran ginge ich zu Grunde."

„Du bist doch unvernünftiger wie ich dachte, Vera," sagte der Staatsrat, und eine gewisse kühle Reserve trat, ihm halb unbewußt, an Stelle seiner anfänglichen Teilnahme. „Ich bedaure, daß ich nicht die Macht habe, Dich zu zwingen, später würdest Du es mir danken. Außerdem bindet mir auch das unglückselige Testament die Hände, wer hielte mich nicht für egoistisch! Ich muß Dich also Deinem Schicksal überlassen."

„Thue das!" sagte sie ganz ruhig, „und wenn es Dir möglich ist, Emil, denke daran, daß jeder das Recht einer individuellen Meinung besitzt und deshalb nicht zu hart beurteilt werden darf."

Digitized by Google

Er erhob sich. „Wie man sich bettet, so schläft man, Vera. Solltest Du aber jemals meiner bedürfen, ich werde Dir stets zu Diensten sein. Lebewohl."

„Lebewohl!" wiederholte sie mechanisch.

Vor der Thüre kehrte er noch einmal um.

„Wer von Euch will denn dem anderen nicht das Opfer seiner Freiheit bringen?" fragte er mit etwas wie Spannung in Ton und Augen. „Er? Er kann doch froh sein, wenn er eine Frau wie Dich bekommt — oder — bist Du es, die sich vor den Folgen des Testaments scheut?"

Ihre Augen leuchteten auf, in ganzer schlanker Höhe stand sie vor ihm.

„Und wenn es das wäre, Emil, hätte ich so unrecht? Jahre meines Lebens habe ich dem Reichtum geopfert, und nun ich ihn besitze, soll ich ihn weggeben wie wertloses Zeug? Vielleicht hänge ich daran, vielleicht gerade deshalb, weil ich ihn so teuer erkaufen mußte . . . ."

„O!" — sagte er — „O!" — Man sah es ihm an, er war völlig aus dem Konzept geraten. — Und zu seiner Frau meinte er später: „Alles hätte ich eher gedacht, aber daß Vera so am Gelde hängt — so! — das ist mir doch kaum faßlich!"

Georgine lachte. „Sie ist klug, mein guter Emil, sehr klug. Männer giebt es ja wohl eine ganze Masse, aber die Millionen finden sich nicht so leicht, ich ahnte es beinahe."

Innerlich aber dachte sie: „Sie lügt. Er ist schuld daran. Bei ihm muß man den Hebel ansetzen." — —

Einen Tag später betrat Juana Hendriks Atelier. Als er sie erkannte, flog ein Schatten von Mißmut und Überdruß über sein Gesicht, und er beeilte sich gar nicht, den Liebenswürdigen zu spielen. Venedigs sonnige, arbeitslose Tage lagen hinter ihm, er war nicht gestimmt, den kleinen Scherz hier wieder aufzunehmen. Außerdem war er empört auf sie, wegen der Blamage, die sie Vera zugefügt.

„Es scheint, ich bin Ihnen ungelegen gekommen, Herr ter Welp," sagte Juana mit einem Blick in sein umwölktes Gesicht. „Schicken Sie mich lieber fort, wenn Sie so aussehen wollen wie jetzt."

Er warf Pinsel und Palette zur Seite, sein ermüdeter Arm fiel ihm schwer herab, diese stets fühlbare Schwäche brachte ihn ganz außer sich.

„Ich bin doch in keiner Arbeitsstimmung," entgegnete er, entschlossen, sie für den neulichen Abend büßen zu lassen. „Bitte." Er schob ihr einen Sessel hin, „womit kann ich dienen?"

„Meine Mulattin ist draußen, darf sie hereinkommen?"

Er verzog ironisch den Mund.

„Brauchen Sie wirklich solchen Schutz? Und bei mir, Miß Bridge?"

„Da sie kein Deutsch versteht, geniert sie uns ja nicht. Ach, ich weiß wohl, daß Sie wütend auf mich sind, Herr ter Welp, und das bedrückt mich so."

Er trat ihr einen Schritt näher und sah ihr fest in das Gesicht.

„Nun, wenn Sie das wissen, wie konnten Sie sich dann erlauben, was geschehen?"

Auf Ausflüchte, Unschuldsbeteuerungen und dergleichen war er völlig gefaßt, aber zu seiner Überraschung geschah von alledem nichts; kühn, mit weit offenen Augen gab sie seinen Blick zurück.

„Ich bin eine Natur, der es unmöglich ist, sich nicht zu rächen für das, was man mir angethan, ich bin weder mitleidig, noch geduldig. Frau von Konreuth ist härter mit mir verfahren, als Sie jemals ahnen können — ich nahm mir dafür Revanche." —

Dieser kühle Gleichmut empörte ihn über die Maßen, er ergriff ihr Handgelenk und drückte es gewaltsam.

„Und Sie schämten sich dieser Handlung nicht?" fragte er mit blitzenden Augen. „Bisher habe ich noch immer geglaubt, Sie hätten in Unkenntnis gehandelt, erst Sie selbst öffnen mir die Augen."

„Ich wußte schon in Venedig, daß Sie nicht miteinander verheiratet waren," sagte sie ruhig.

Er biß die Zähne zusammen. „Warum haben Sie uns denn bis hierher verfolgt? Was gingen wir Sie an? Was mischen Sie sich in unsere Angelegenheiten? O, mein armes, armes Lieb!" — Er preßte die Hand an die Stirn, alle seine Kraft brauchte er, um nicht gewaltthätig zu werden.

Juana war plötzlich bleich geworden, mit ungläubig erstaunten Augen sah sie ihn an. Die letzten Worte hatten so echt, so ehrlich geklungen, damit fiel das ganze Gebäude, das sie sich in ihrer Phantasie aufgerichtet, morsch zusammen.

„Sie lieben sie? — Noch immer?" fragte sie plötzlich zitternd.

„Zweifelten Sie daran?"

„Und jener Kuß — jener Kuß am Abschiedsmorgen?" Sie hatte die Lehne eines Stuhles gefaßt, als müsse sie sich daran halten.

Er errötete jäh und schwieg einen Augenblick.

„Waren wir nicht immer gute Freunde gewesen," sagte er endlich zögernd, „und beim Lebewohl sagen wird das Herz weich und weit — jedem! So ging es mir auch bei Ihnen. Es thut mir leid, wenn Ihnen das anders erschienen ist."

Juana setzte sich auf den Stuhl, seitwärts, die Hände lässig im Schoß, den Kopf gesenkt, so saß sie da.

„Und ich bin seitdem beinahe vor Sehnsucht nach Ihnen gestorben!" sagte sie klagend. „O, ich weiß wohl, daß ich das nicht sagen sollte, es verstößt gegen die Weiblichkeit. Aber ich bin nicht weiblich in diesem Punkt, ich will es nicht sein, es würde mich vielleicht das einzige Glück kosten, was ich bis jetzt auf der Welt gefunden habe. Das soll nicht sein! Das ist eine dumme Einrichtung! Warum darf nur der Mann das Recht haben, die Hand auszustrecken, wenn ihm etwas begehrenswert erscheint? Ich bin reich genug, um mir jeden Wunsch zu gewähren, aber was nützt mir das, wenn ich den Mann nicht haben kann, den ich will, wenn ich ihn einer anderen überlassen soll, die gar nicht einmal für ihn paßt Frau von Konreuth mag alle guten Eigenschaften der Erde haben, als Frau ist sie langweilig, und sie wird Sie schließlich auch langweilen . . ."

Digitized by Google

„Miß Bridge," fiel er ihr streng ins Wort, „Sie vergessen sich."

„Nein, ich vergesse mich nicht," fuhr sie verstockt fort, „ich habe Sie beobachtet die Wochen in Venedig, und gesehen, daß Sie ganz froh um meine Gesellschaft waren, wenn man aber liebt, ist man nie froh um einen Dritten."

Unwillkürlich schweiften seine Gedanken zurück nach Skodsborg. Da wäre ihm in der That jeder Dritte zuviel gewesen. Hatten sich denn seine Empfindungen für Vera schon in Venedig verändert? War es möglich, daß die Gewohnheit so verflachend auf ihn eingewirkt? Dann müßten seine Gefühle ja jetzt in alter Kraft wieder aufflammen, nun sie getrennt lebten. War das der Fall?

Er stand mit finster zusammengezogener Stirn da und blickte vor sich hin. Es war so still im Atelier, daß man das Summen einer überwinterten Fliege hören konnte. Endlich sah er auf.

„Lassen wir diese Dinge ruhen," sagte er unfreundlich. „Sie haben Frau von Konreuth einen so schlechten Dienst erwiesen, Miß Bridge, daß ich jetzt nur noch den einen Wunsch und die Pflicht habe, es, so viel an mir liegt, wieder gut zu machen. In nächster Zeit werde ich mir die Ehre geben, Sie zu meiner Hochzeit einzuladen."

Sie stieß einen hellen, kurzen Schrei aus, er sah mit Genugthuung, wie tief sie seine Worte getroffen. Sie umkrampfte seinen Arm und außer sich vor schmerzlicher Leidenschaft blickte sie ihm in das Gesicht.

„Das werden Sie nicht — das können Sie nicht thun, ter Welp."

Er lachte. „Beabsichtigen Sie mich zu hindern?"

Da richtete sie sich plötzlich elastisch auf, die Erregung schwand aus ihren Zügen wie weggewischt.

„Nein, natürlich nicht — ich werde mich wohl hüten," sagte sie ruhig, und nur ihr rasches Atmen gab noch Kunde von der stattgehabten Scene. „Vergessen Sie alles, was ich Ihnen gesagt habe, bitte! alles! Ich war nicht recht bei Sinnen. Aber Sie sehen, nun ist es vorüber. — Ja, wissen Sie denn, weshalb ich eigentlich herkam? Davon sind wir ganz abgekommen. Ich möchte von Ihnen gemalt sein. Art und Preis ist mir gleichgiltig, aber Mrs. Brandreth hat mir gestern den Wunsch ausgesprochen. Sie ist eine alte Freundin meiner Familie gewesen, und da möchte ich nicht abreisen, ohne mich ihr im Bilde zu hinterlassen. Wollen Sie?"

„Nein!" sagte Hendrik kalt.

„Aber das ist sehr unfreundlich gegen mich, gegen uns alle, mehr wie ich es verdiene. Es soll ja lediglich ein Geschäft sein, kein Freundschaftsstück Ihrerseits. Ich denke, darüber läßt sich doch reden."

„Eben deshalb nicht, ich bin kein Porträtmaler."

„Nun, Ihr Name genügt."

Er warf den Kopf in den Nacken, hatte er je ein wärmeres, mitleidiges Gefühl für Juana empfunden, jetzt war nichts davon übrig als Empörung.

„Aber mir ist er zu wertvoll, um vielleicht eine Subelei herzustellen, ich bedaure deshalb recht sehr; es ist unmöglich!" Juana sah ihn an, einen Augenblick maßen sie sich mit zornigen Augen, dann sagte die Amerikanerin leichthin:

„Nun, wie Sie wollen, zwingen kann ich Sie nicht."

Sie hätte gern davon gesprochen, daß ihr der Preis, je höher, je lieber sei, aber vor diesen düsteren Blicken wagte sie es nicht. Zum ersten Mal, daß auch sie die Ohnmacht des Geldes empfand, aber das machte sie nur noch starrköpfiger und eigensinniger in ihrem Vorhaben.

Sie nahm ihren Muff und verbeugte sich leicht.

„Adieu! Verzeihung für die Störung."

„Adieu!" wiederholte er mürrisch.

Draußen stand die Mulattin zähneklappernd, denn es blies ein schneidender Märzwind und man hatte sie vergessen. Nachdenklich, die Zähne fest auf die Unterlippe geklemmt, schritt Juana die Stufen hinab.

Ter Welp blieb unzufrieden mit dem Geschehenen zurück. Er war wütend auf sie gewesen, und doch ganz heimlich hatte ihre Leidenschaft ihm geschmeichelt; wenn er auch durchaus nicht willens war, derselben nachzugeben. Ihre spätere gleichgiltige Kühle rubrizierte er mit Hohnlachen unter die Rubrik „Heuchelei", aber auch sein eigenes Benehmen hielt einer ruhigen Kritik nicht stand, er kam sich roh und unleidlich vor. — Am Abend ging er zu Vera. —

„Weißt Du, wer heut bei mir war?" fragte er im Laufe des Gesprächs.

Sie sah ihn unruhig an, fürchtend, Herskotts Namen zu hören.

„Miß Bridge."

Vera zuckte zusammen, ein heißes Rot stieg in ihr Gesicht. „Wie konnte sie es wagen — Was wollte sie von Dir?"

„Sich malen lassen."

„Und Du?"

„Ich lehnte es natürlich ab. Einmal habe ich Dich porträtiert, die Liebe führte mir damals die Hand, ein zweites Mal thue ich es nicht."

Das „Damals" berührte sie eigen, aber es wurde überwogen von der Erleichterung, die sie über seine verneinende Antwort empfand. Sie wußte ja nur zu gut, welche Gefahren hinter den Stunden im lichtdurchfluteten Atelier, Auge in Auge, lauerten, und der Frühling kam wieder, und eine andere sollte womöglich dann an ihrer Stelle sitzen . . . . Sie streckte Hendrik die Hand entgegen.

„Ich danke Dir, daß Du es abgelehnt."

Er drückte ihre heißen Finger, doch ließ er sie gleich wieder sinken, ein Zug von Pein grub sich um seinen schönen Mund.

„Wie lange wird mir noch das Recht meines Willens bleiben," antwortete er schwermütig. „Mein Arm thut es nicht, und Dein Doktor hatte unrecht mit seinen Hoffnungen und Tröstungen, ich fange es nachgerade an einzusehen. Was dann? Dann heißt es Geld verdienen bei möglichst geringer Arbeitslast, und sie bot mir jeden Preis. Vielleicht hätte ich es doch lieber thun sollen. — Bei solchen Erwägungen müssen alle Gefühle in den Hintergrund treten."

Digitized by Google

Sie wurde ganz blaß. „Hendrik, Hendrik! So kannst Du doch unmöglich im Ernst sprechen!"

Er trat hinter ihren Stuhl und streichelte ihr schönes Haar, aber weniger zärtlich, als in Gedanken verloren.

„Was bleibt mir anders übrig! Oder könntest Du jemals verständig sein, Vera?"

Mit einem Ruck entzog sie sich seinen liebkosenden Händen und sah ihn von der Seite herauf fast entsetzt an. Was meinte er? Es gab nur eine Deutung, und die trieb ihr das Blut in die Wangen. Langsam stand sie auf und setzte sich etwas entfernt von ihm auf die Causeuse.

An diesem Abend schieden sie mit dem ersten bewußten, wenn auch verschwiegenen Mißton von einander.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

So sehr sich Vera zurückzog, seit jenem Vorfall bei Herskotts, völlig konnte sie es doch nicht verhindern, daß es ab und zu Begegnungen zwischen ihr und Bekannten gab, die stets in derselben peinigenden Art sich abspielten: ein möglichst unauffälliges Ausweichen, ein lebhafteres Plaudern, in dem man auf die Begegnende nicht weiter achtete, oder nur ein kurzes, kühles Anstarren, ohne Zeichen irgend eines Erkennens. Aber Frau von Konreuth litt jedesmal bei diesen Anlässen moralische Höllenqualen, und das um so mehr, je sicherer sie fühlte, daß sie auch nicht anders, in gleichem Fall, gehandelt hätte. Schließlich beschränkte sie sich fast nur auf den Garten, oder auf weite Partien in die Vororte, wo sie sicher war, niemandem zu begegnen. Aber dies Leben hatte verzweifelte Ähnlichkeit mit Gefängnishaft; es drückte sie nieder und machte sie täglich in ihren Augen kleiner und mutloser. Niemand kam zu ihr, oder fragte nach ihr; die elektrische Klingel tönte fast niemals mehr durch das stille, vornehme Haus, denn auch Hendrik war kein täglicher Gast mehr, die Gesellschaft, die sie geächtet, schien sich ein hämisches Vergnügen daraus zu machen, gerade ihn in immer neue Beziehungen zu verstricken, und er folgte denselben so willig, als habe er gar keine Vorstellung davon, wie schwer Vera darunter litt. Er kam ja, so oft es anging, auf längere oder kürzere Zeit, küßte ihre Hände, versicherte sie seiner unwandelbaren Liebe, war heiter und herzlich, aber sie hatte das Gefühl, als entglitte er ihr langsam — langsam — und sie hätte keine Macht, ihn zu halten. Und Vera, die sonst niemals Sehnsucht nach Menschen gehabt hatte, hätte jetzt manchmal etwas darum gegeben, wenn nur einer — ein einziger Mensch ihre Schwelle überschreiten würde. Sie hatte Stunden, in denen sie sich krampfhaft nach einem freundlichen Wort, einem teilnehmenden Blick sehnte, Stunden, in denen sie schon eine Botschaft an Schrattenbach auf den Lippen hatte, aber im letzten Augenblick schloß sie sie wieder fest.

Zwischen ihm und ihr stand seine Liebe; stand vor allem die Furcht, er möchte ein hartes, verurteilendes Wort für Hendrik haben, und sie fühlte, das könne sie nicht ertragen. Außerdem quälte sie ihm gegenüber ein Gefühl, fast von Scham.

Wie dachte er über sie? Das Gerede der Welt mußte doch auch sein Ohr erreicht haben, wie nahm er es auf? — Stundenlang grübelte sie darüber nach, ob auch er sie verurteilte, oder größer dachte wie die anderen, und zu ihrer Qual kam sie zu keinem Resultat.

Sie hatte geglaubt, ihn so genau zu kennen — jetzt sah sie ein, daß ihr doch jeder Maßstab für ihn fehlte. Und wenn auch er sie verachten sollte — wenn sie das nur im geringsten empfinden würde ... einfach unerträglich müßte es ihr sein! —

So begrub sie jeden Wunsch, ihn wiederzusehen, im tiefsten Herzen. —

Natürlich war es nicht ausgeblieben, daß auch Heinz Schrattenbach etwas von dem Skandal zu Ohren gekommen war, der sich in der vornehmen Welt abgespielt, und seitdem zog es ihn unwiderstehlich in die Nähe des Konreuthschen Palais. Nur sehen wollte er Vera, wenigstens von weitem, ihr Gesicht würde ihm dann schon erzählen, ob sie glücklich war, — ob sie einen Freund brauchte, — jetzt, — wo alle sie mieden ... Aufdrängen, besonders nach ihrer letzten Begegnung, war seine Sache nicht, aber wenn er ihr nützlich sein konnte, würde er auch keinen Augenblick zögern, alles was in seiner Kraft stand, für sie zu thun.

Er hatte ter Welp öfter gesehen mit Damen jener Gesellschaft, die Vera seinetwegen geächtet hatte; das begriff er gar nicht. Er hatte ihn heiter und animiert gesehen, und wußte doch, daß sie einsam war, vielleicht sich nach ihm sehnend, grübelnd, jedenfalls ihre Verfehmung bitter empfindend. Sollte ihn das so gleichgiltig lassen können?

„Heiliger Gott, so schlecht kann kein Mensch sein," sagte er sich, heiß werdend bei dem Gedanken.

Er kannte Vera, er wußte, wie sie leiden mußte, wenn sie auch versuchte, es zu verbergen.

Die ganze gewaltige Antipathie, die er stets gegen ter Welp empfunden, erwachte mit alter Kraft, und eine leidenschaftliche Sehnsucht, Vera wiederzusehen, bemächtigte sich seiner wie ein Fieber. Umsonst — es gelang ihm nicht. —

Der Flieder blühte wieder und im Stadtpark duftete es fast berauschend, als Heinz eines Morgens seine Schritte in ziemlich früher Stunde dahin lenkte, um ungestört seinen Gedanken nachhängen zu können. Den Kopf gesenkt, die Hände auf dem Rücken verschränkt, ging er langsam einen schmalen, sonnenüberflimmerten Weg hinunter; plötzlich fiel ein Schatten darauf. Aufgeschreckt sah er in die Höhe.

„Guten Morgen Herr Doktor," sagte Hildes weiche Stimme. Vor Freuden über die unerwartete Begegnung stieg ihr das Blut in das Gesicht.

„Guten Morgen," gab er einsilbig zurück, ohne Miene zu machen, das Gespräch weiter zu führen, aber Hilde glaubte sich berechtigt, diese Gunst des Zufalls festzuhalten, sie blieb ihm gegenüber stehen und begann zu plaudern, das Einfachste, Nächstliegendste war ihr gerade recht, wenn er nur neben ihr blieb. Das erreichte sie. Fast ohne zu wissen, wie

Digitized by Google

es kam, schritten sie beide nebeneinander durch die blühenden Wege.

„Diese Morgenspaziergänge sind mir eine so große Freude," sagte Hilde gerade, das vom Wind gelockerte Haar ein wenig zurückstreichend, „sehen Sie nur, wie schön es hier ist, Doktor." Sie standen an einem breiten Fahrweg, auf dem in demselben Augenblick ein Wagen heranrollte. Den beiden Fußgängern blieb das Herz fast still stehen, denn in demselben saß Vera — Vera ganz allein.

Sie sah bleich und abgespannt aus, und schien so sehr in Gedanken versunken, daß sie erst im letzten Augenblick der Anwesenden ansichtig wurde. Schrattenbach zog den Hut, er konnte nicht verhindern, daß ihm die Hand dabei zitterte, denn so wie jetzt hatte er sie oft und oft in seinen Träumen gesehen, blaß — mit dem müden Zug um die Lippen, dem Ausdruck von stiller Resignation in den dunklen Augen, nicht glücklich — ganz und gar nicht glücklich! Es gab ihm einen Stich ins Herz. Vera dankte ihm, ein heißes Rot stieg in ihr Gesicht, aber ehe er das sehen konnte, war der Wagen schon vorüber.

Hilde neben ihm, hatte den feinen Kopf zur Seite gedreht, ein harter Zug lag in dem sonst so offenen, jungen Gesicht, sie schien keine Notiz von der Begegnung genommen zu haben. Schrattenbach sah auf die halb abgewandte Gestalt; wie ein Blitz kam ihm die Erkenntnis der Situation und damit ein heftiger Zorn.

„Fräulein von Herskott," sagte er und seine Stimme vibrierte etwas, „ich kann unmöglich glauben, daß Sie eben mit vollem Bewußtsein Frau von Konreuth so grausam gekränkt haben."

Sie wandte sich ihm zu, ihr Gesicht war ganz weiß, aber immer noch durchfurcht von dem häßlich herben Zug.

„Doch!" sagte sie nach einer kleinen Pause entschieden.

„Glauben Sie sich im Recht?"

„Vollkommen."

Er köpfte mit dem Stock ein paar Grashalme, die ihm zu ihrem Schaden in die Augen fielen, ersichtlich nur, um Zeit zu gewinnen, sich zu beruhigen.

„Wäre ich ein Mann Ihrer Gesellschaftskreise," begann er endlich, „so würde ich es vielleicht für taktvoller und angemessener finden, diesem Gespräch jetzt noch auszuweichen, gnädiges Fräulein; aber da ich auf einer anderen Lebensseite stehe, so mögen Sie mir verzeihen, daß ich auch hierin meinen eigenen Weg gehe. Ich weiß recht wohl, was man gegen Frau von Konreuth vorgebracht hat, die Präliminarien können wir uns also sparen, aber eins begreife ich nicht, wie Sie sich auf die Seite dieser kleinlich richtenden Menge stellen mögen, wie Sie mit einstimmen können in den Kreuzigungsruf der Allgemeinheit, Sie, die Sie diese Frau doch einmal lieb gehabt haben."

„Eben deshalb" — in Hildes Augen drangen große Thränen, „das ist es ja gerade, Doktor, was mich so tief verletzt hat! Ich habe Vera hoch gestellt! O, so hoch! Sie glauben es gar nicht! Und nun da verachten zu müssen, wo man geliebt hat, das ist bitter, und verbittert furchtbar."

„Verachten!" wiederholte er mit eigentümlichem Ausdruck.

„Ja, Doktor." Sie sah ihn an, keine Spur von Milde oder Scham stand in ihren erregten Zügen. „Wer sich mit einer Schuld befleckt, sei sie, welcher Art sie sei, für den kann ich kein anderes Gefühl mehr in mir wachrufen."

„Der Katechismus der Unversuchten," fiel er hart ein. „Es ist merkwürdig, wie streng gerade diejenigen richten, denen das Richteramt versagt sein sollte, weil sie mit ihrem Verständnis noch nicht im stande sind, an Sünde und Fehl heranzureichen. Was wissen Sie denn, Fräulein Hilde, von den Kämpfen, die eines Menschen Seele so ermatten können, daß er nicht mehr weiß, wo für ihn das Rechte liegt. Ich sage Ihnen, man kommt um so leichter zu Fall, je höher und fester man zu stehen meint, und wer auf einen Sünder den ersten Stein wirft, wahrlich, er macht sich eines großen Unrechts schuldig, eines bösen Pharisäertums. Wie kann er sich vermessen, zu sagen, daß er in derselben Lage, mit denselben Empfindungen etwa anders gehandelt hätte! Geht er rein und unversucht durchs Leben, so mag er es seinem Glück danken, das ihn davor bewahrt, aber mit welchem Recht kann er deshalb stolz auf sich sein?"

Hildes Herz schlug lebhaft, ihre blassen Wangen hatten sich gerötet, sie fühlte, daß sie von Schrattenbach nicht verstanden wurde. Hatte sie nicht auch geliebt und um ihrer Liebe willen gerungen und getrauert, wo aber war die Sekunde, in der auch nur ein einziger frevelnder Gedanke durch ihre Seele gezogen wäre und deren Reinheit getrübt hätte? Hatte sie also kein Recht zu einem Urteil? Sie würde noch weiter so kämpfen und ringen müssen, aber niemals konnte ein Augenblick kommen, dessen sie sich zu schämen hätte.

„Ich glaube," sagte sie leidenschaftlich und nur noch mehr verhärtet in dieser Stimmung, „es giebt in uns das unumstößliche Gefühl für Recht und Unrecht, und wir werden uns immer dem einen zu, dem anderen abwenden müssen, ohne daß darin eine Überhebung liegt. Was mich anbelangt, so weiß ich ganz genau, daß ich niemals etwas verzeihen kann, was gegen meine Lebensansichten verstößt. Ich glaube, ich würde eher sterben Wo ich liebe oder hochstelle, muß das Gefühl der Achtung in mir lebendig sein, und dieses müßte zu Grunde gehen, wenn ich irgend etwas wüßte, was gegen das allgemeine Gesetz der Moral verstößt. Oder gilt Ihnen auch dies Gesetz nichts, Doktor?"

„Es gilt mir genau ebensoviel wie Ihnen, Fräulein Hildegard, aber die Moral besteht für mich nicht im sklavischen Respektieren äußerer Schranken; und so kann mir bewunderungswert sein, was Ihnen verdammlich erscheint. Zu Anfang glaubte ich noch, es sprächen die Anschauungen Ihrer Stiefmutter aus Ihnen, jetzt weiß ich, daß Sie aus eigenem Empfinden heraus sprechen und urteilen, und das thut mir leid. Möge Ihnen der Himmel die Qual ersparen, sich je-

Digitized by Google

mals in Widerstreit mit Ihren Ansichten und Ihrem Herzen zu befinden, das ist dann erst der rechte Prüfstein für uns."

Hildegard glühte über und über. Sie sah, daß sie sich in dieser Stunde weit, weit von dem Manne entfernt hatte, den sie noch immer unwandelbar liebte, sie hatte den leidenschaftlichen Wunsch, ihm die Hand zu reichen und zu sagen: „Trotzdem — trotz aller meiner scheinbaren Härten bin ich doch immer dieselbe in Bezug auf meine Neigung zu Dir! — Um Deines großen Herzens willen wünschte ich, ich könnte anders empfinden, aber ich kann nicht — ich kann nicht!" — Statt dessen mußte sie es schweigend dulden, daß er sie nun verurteilte, für kleinlich und erbarmungslos hielt. — — Und doch hatte sie recht von ihrem Standpunkt aus! Würde er das nicht schließlich auch zugeben müssen, wenn er länger darüber nachdachte? Sie wagte einen Blick in Schrattenbachs Gesicht, er ging in tiefen Gedanken neben ihr, aber dabei fiel ihr auf, daß er sehr verändert war, und daß die Haare an den Schläfen einen leisen silbernen Schein bekommen hatten. Es gab ihr einen schreckhaften Stich durchs Herz.

Was fehlte ihm?

Und aufgeregt, wie sie ohnehin war, schlang sie die Hände ineinander und sagte unvermittelt, während sich ihre Augen mit Thänen füllten.

„Sehen Sie, Doktor, als damals Onkel Lorenz starb, da war ich so froh um Vera, so unsäglich froh! Nun habe ich oft heiß gewünscht, er wäre am Leben geblieben, dann konnte das alles nicht passieren — und glauben Sie mir eins — ter Welp ist Veras unwürdig."

Er blieb plötzlich stehen und sah sie an, in seinen Augen lag etwas Furchtbares, Gequältes, das ihr völlig die Fassung raubte. Die Thränen liefen ihr über das Gesicht.

„Was würde ich darum geben, wenn Onkel Lorenz wieder lebendig werden könnt! — Dies unglückselige Testament! — Und auch Vera muß sich wieder zurücksehnen nach jener Zeit, wo sie zwar leiden mußte, wo aber jeder sie so hoch hielt — und wo ich sie so innig, innig liebte."

Außer stande weiter zu gehen, setzte sie sich auf eine Bank, Schrattenbach blieb vor ihr stehen, er atmete schwer. Dann — nach einer Weile nahm er den Hut ab.

„Auf Wiedersehen, gnädiges Fräulein," sagte er mechanisch, ohne ein Wort hinzuzufügen und ging davon.

Sie hörte seine sich entfernenden Schritte. Der Kies knirschte unter ihnen, dann verklangen sie allmählich vor ihren gierig lauschenden Ohren. Nur Vogelgezwitscher, Blütenduft und Sonnenlicht umgab sie, aber es machte sie nur noch unglücklicher in ihrer augenblicklichen Gemütsstimmung; am liebsten hätte sie sich verkrochen wo es still, dunkel und einsam war. Sie schlug die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich. Jetzt machte sie sich Vorwürfe, daß sie doch vielleicht zu schroff über Vera geurteilt, daß sie nicht lieber geschwiegen, aber alle Liebe, die sie jemals für diese Frau gefühlt, war — so schien es ihr — seit der furchtbaren Scene im Hause ihrer Eltern, bei der sie ebenso qualvoll gelitten wie Vera, in Bitterkeit umgeschlagen, und sie konnte nicht lügen, sie konnte es nicht, selbst um den Preis nicht, in den Augen des einzigen Mannes, den sie liebte, besser dazustehen. —

Mit roten Augen und kummervollem Herzen kam sie an diesem Vormittag, der so schön begonnen, nach Hause. —

Schrattenbach hatte sofort den Heimweg eingeschlagen, es litt ihn nicht länger in der knospenden, verheißenden Frühjahrspracht; wie eine Bergeslast lag es ihm auf dem Herzen.

So lieblos und hart beurteilten also sogar diejenigen Frau von Konreuth, die ihr einst am nächsten gestanden. So grenzenlos verlassen war sie also jetzt, daß nicht einmal die Nichte einen Gruß für sie übrig hatte! O, wie ihn das anwiderte, dieses selbstgefällige Richteramt, zu dem sich immer einer für den anderen fand. — Er machte sich keinen Augenblick Gedanken darüber, ob die Leute mit ihren Beschuldigungen im Recht waren, das kam für ihn erst in zweiter Linie. Wenn sie gesündigt hatte, so that sie es aus Liebe, und seinem Charakter gemäß erschien ihm die Frau, die heroisch ihre Tugend preisgiebt und klaglos die Konsequenzen auf sich nimmt, bei weitem größer, als die berechnende Sünderin, die einfach ihren Fehler vor der Welt verbirgt. Aber sie war allein — unglücklich vielleicht — verachtet! — Er konnte nichts anderes denken als immer nur das eine; die ganze Vergangenheit wurde ihm wieder wach und quälte ihn namenlos. Wie blaß sie ausgesehen hatte, — wie müde! — Und plötzlich fuhr es ihm schreckhaft durch das Herz — wenn Konreuth leben geblieben wäre! — Ihm fiel ein, was Hilde gesagt, und da mußte er den Hut abnehmen und sich die feuchte Stirn trocknen. — Er hatte sich vermessen, Vorsehung zu spielen, traf ihn die Schuld nun nicht ebenso sehr? — Vielleicht doppelt? Da stand sie, die Schuld, die er Konreuth gegenüber auf sich geladen, mit der er schon in manchen bösen Stunden gerungen, wieder riesengroß vor ihm und packte ihn hohnlachend. Um Veras willen sündigte er damals, ihr allein schien es zum Verderben ausgeschlagen zu sein.

Eine Sehnsucht nach ihr erfaßte ihn, die mächtiger war als seine Vernunft. Er hatte das Gefühl, als müsse er sich ihr zu Füßen werfen, ihr alles sagen und dann, statt ihrer die Verachtung der Welt auf sich nehmen. Ach, ihn würde sie nicht wund drücken! Wie wenig galt ihm das Urteil der Menge. Nur mit sich zufrieden sein, mit sich in Harmonie leben, das war es, wonach er sich sehnte und was er verloren hatte auf ewig.

Während er die Straße herabschritt, kreuzte eine Kavalkade seinen Weg, so daß er stehen bleiben mußte, um sie an sich vorüber zu lassen. Es waren Damen der Gesellschaft, einige von ihnen kannte er, so daß er grüßen mußte, und unter den Herren befand sich ter Welp. Er schien in sehr animierter Stimmung, hatte eine Blume im Knopfloch und bog sich so angelegentlich zu seiner Begleiterin herüber, daß er an-

Digitized by Google

scheinend weder sah noch hörte, jedenfalls erwiderte er Schrattenbachs Gruß nicht.

Dieser sah dem Zuge interessiert nach, besonders jener Dame, um die sich ter Welp so bemüht hatte. Er kannte sie nicht — aber war es überhaupt möglich, daß ein Mann, dem die Liebe einer Frau wie Vera zu teil geworden, noch an einer anderen Gefallen finden konnte? Wußte sie davon?

Ein leidenschaftliches Mitleid mit der Frau, die alles geopfert in dem Glauben an einen seines Geschlechts, erfaßte ihn, und gleichzeitig eine tiefe Verachtung der Männer. Er durchwühlte seine Erinnerungen und fand überall, daß für die meisten Fehler, die das Weib begeht, allein der Mann verantwortlich zu machen ist, der Mann, dem es so selten einfällt zu trösten, zu raten, zu schützen, viel eher zu bestärken und zu verführen; der Mann, der keinen Verrat darin sieht, sich die Schwäche der Frau zu seinen Gunsten zu Nutze zu machen und nachher mit einem leichten Achselzucken darüber hinweggeht.

In seinem Zimmer angekommen, setzte er sich an den Schreibtisch. Er mußte irgend etwas thun, irgend etwas, daß ihn wieder in Konnex mit Vera brachte. Den Kopf in die Hand gestützt, grübelte er lange. Seine Schwester kam und ging brummend wieder fort, als sie ihn so vertieft sah, eine Hummel, die zum offenen Fenster hineingeflogen, umsummte ihn, er achtete auf nichts, und endlich — endlich stand es da auf dem weißen Papier:

„Meine gnädige Frau!

Wenn Sie einen Menschen brauchen, der Ihnen irgendwie nützlich sein kann, geistig oder körperlich — einen Freund — so denken Sie daran, daß es schon ein Glück ist, Ihnen zu dienen, für

Ihren ergebensten

Heinz Schrattenbach."

Wie einfach das klang — wie kühl! Und doch hatte er Stunden dazu gebraucht und Haufen von zerrissenen Blättern lagen um ihn herum.

Als Vera der Brief überbracht wurde, sah sie erstaunt auf die ihr fremde Handschrift. Wer konnte ihr noch etwas zu sagen haben, außer Hendrik! — Dann haftete ihr Blick lange, lange an der Unterschrift. Wie lebendig stand er vor ihr, der starke und doch so zartfühlende Mann, in dessen Nähe ihr unwillkürlich ein Gefühl von Schutz und Halt geworden. Hatte ihre heutige Begegnung sein Schreiben veranlaßt? Wußte er sie geächtet, traurig, unruhig, und wollte er sie trösten?

Sie errötete vor Scham und Unbehagen; errötete auch über das Gefühl von Sehnsucht, das sie gegen ihren Willen immer wieder in sich spürte, wenn sie Schrattenbachs gedachte, und unter diesem Druck antwortete sie ihm sofort.

„Mein lieber Freund!

Ich danke Ihnen, aber ich bin gesund, geistig und körperlich, mir fehlt nichts — — —"

Sie stützte den Kopf in die Hand und sah auf die kühlen, abwehrenden Zeilen, nein, das hatte er nicht verdient, so durfte sie nicht fortfahren. Sie dachte an all die Stunden tötlicher Angst und Qual, die sie mit Schrattenbach gemeinsam durchlebt, und ohne sich zu besinnen, fuhr sie fort . . .

„Sollte ich aber jemals eines Rates, eines Freundes bedürfen, seien Sie versichert, daß zu niemand anders flüchten wird, als zu Ihnen, Ihre

Vera von Konreuth."

Dreißigstes Kapitel.

Die Gräfin Szymanska gab eine letzte, eine allerletzte Abendgesellschaft in dieser Saison, ein Sommerfest, ehe sie ihr Haus schloß und ins Bad abreiste. Auch ter Welp war mit einer Einladung versehen worden.

„Sie begreifen, Liebste," sagte sie zu Georgine, mit der sie fast in intimsten Freundschaftsverbindungen stand. „Ich war mir das selbst schuldig. Nun giebt es niemand, der mir etwa nachsagen kann, ich habe den geschmacklosen Einfall eifersüchtig zu sein."

Man vergnügte sich so gut es gehen wollte, denn am Nachmittag hatte ein starkes Gewitter alle Gartenpläne zu Schanden gemacht, und obgleich jetzt der Regen aufgehört, fürchteten doch die Damen für ihre Toiletten die dunstige Feuchtigkeit der Luft und saßen bei geöffneten Fenstern im Salon, in dem rotverschleierte Lampen brannten. Auf der breiten Terrasse, die fast um die ganze Hinterfront des Hauses lief, standen nur drei Personen, die eine ganz allein am äußersten Ende, tief im Schatten, die beiden anderen im herausdämmernden roten Licht, inmitten zweier offener Fenster. Juana und der Prinz.

Sie unterhielten sich außerordentlich angelegentlich miteinander, zuweilen hörte man das helle Lachen der Amerikanerin, sah eine ihrer schnellen Bewegungen, dann wieder waren beider Stimmen so gesenkt, daß man nichts von ihnen hörte.

Auf die Schwelle der Balkonthüre trat ein schlanker, schwarzer Husar.

„Durchlaucht, ich bin abgesandt, mich Ihrer tot oder lebendig zu versichern und Sie zu Frau von Herskott zu bringen."

Über des Prinzen Gesicht flog ein Ausdruck von Ungeduld.

„Aber sehen Sie denn nicht, Edewald, daß ich momentan engagiert bin?"

Der zuckte lächelnd die Achseln.

„Es handelt sich nur um einen Moment, eine Frage, irgend eine Entscheidung, ich weiß nicht, was die Damen vorhaben."

„Gehen Sie, Durchlaucht," sagte Juana schnell, „ich verspreche Ihnen hier zu bleiben und geduldig auf Sie zu warten."

Er küßte ihr dankbar die Hand. „Unausstehlich!" dachte er mit ungeduldigem Ruck an seiner Sklavenfessel, wenn er sich die Nichtigkeiten vorstellte, die Georgine sicher wieder für ihn in Bereitschaft haben würde. Die kleine, selbstbewußte Amerikanerin mit ihren Millionen erschien ihm weit interessanter.

Als Juana allein war, erhob sie sich und lehnte sich

Digitized by Google

mit beiden Armen fest auf die Steinbalustrade, die die Terrasse umgab, aus deren steinernen Urnen mächtige, stattliche Kakteen herauswuchsen, die in dem ungewissen Licht ganz phantastische Formen zeigten.

Von den Blättern tropfte es noch immer in gleichem ermüdendem Fall; ein starker Geruch von feuchter Erde und Blumenduft hing in der Luft und nur zuweilen kam der Mond hinter den zerrissenen Wolken zu seinem Recht. Juana blickte herab in den Garten zu ihren Füßen, der sich dunkel und kompakt vor ihr ausdehnte und rührte sich nicht, selbst dann nicht, als plötzlich jemand neben sie trat.

„Ist es erlaubt, zu stören?" fragte ter Welp etwas spöttisch, der vorhin schon das Paar von seiner verdeckten Stellung aus beobachtet hatte, und sich über Juanas Warten ärgerte.

„Warum nicht?"

„Weil Durchlaucht jedenfalls nicht sehr erbaut sein wird, seinen Platz von einem anderen besetzt zu finden, wenn er zurückkommt."

Sie sah ihn flüchtig von der Seite an.

„Liegt Ihnen soviel an Prinz Philipps Gemütsstimmung?"

„Mir weniger als vielleicht Ihnen, dem Anschein nach," gab er geärgert zurück.

Sie senkte den Kopf ein klein wenig.

„Zugegeben! Ich war eben in ernsthafte Erwägungen vertieft."

„Und sie lauteten?"

„Ob Prinzessin Philipp nicht ein recht hübscher Titel ist, den es sich schon lohnt, gegen Millionen einzutauschen. Sie wissen, ter Welp, die größte Schwäche, die uns freien Töchter eines freien Landes anhaftet, ist die Sucht nach Titel, Namen und Stand. Ich mache keine Ausnahme davon."

Er biß sich heftig auf die Unterlippe. So sehr hatte die Vorstellung von ihm Besitz ergriffen, Juana hinge in heißer, fast dämonischer Leidenschaft an ihm, daß er nun das Gefühl hatte, als kürze sie ihm durch dies Geständnis seinen Besitz.

„Und wie käme gerade Prinz Philipp dazu, von all Ihren hochgestellten Verehrern — Sie wissen, Sie sprachen mir schon einmal davon — in Berechnung gezogen zu werden? Wodurch hat er diese Bevorzugung verdient?"

Sie stützte den Arm auf die Balustrade, den Kopf in die Hand, so sah sie ihm in das Gesicht. Ein matter Schimmer des rosigen Lichtes traf sie gerade noch und ließ die Goldfäden und Stickereien ihres indischen Kleides, das sie nur wie ein Hauch umgab und den Neid sämtlicher Damen wachgerufen hatte, leise erglänzen.

„Ich glaube," sagte sie mit der kühlen Berechnung, die ihr eigen, „er ist ein Mann, mit dem sich leben läßt; nicht gut, nicht schlecht — aber das wäre Nebensache. Mir scheint die deutsche Gesellschaft in sich exklusiver als die anderer Länder, aber umgekehrt, dem Ausländischen in ziemlich blinder Bewunderung ergeben, — das paßt mir. Ich würde es nicht lieben, übersehen oder mit Mißtrauen betrachtet zu werden, ich lasse mich gern etwas anbeten, mir huldigen, das habe ich hier reichlich. Vielleicht wäre mir ein anderes Land sympathischer, aber hier ist mein Selbstgefühl am besten geborgen."

„Ich sehe, die Chancen stehen demnach für den Prinzen sehr günstig," sagte er höhnend.

„Ja! Wenn nicht vorhin die Störung gekommen wäre, könnten Sie mir jetzt vielleicht schon als zukünftiger Prinzeß Philipp gratulieren."

„Juana!" stieß er erregt hervor. — Er wußte selbst nicht, was über ihn kam, eine Wut, ein Zorn, so daß er sie am liebsten erdrosselt hätte.

Sie nahm keine Notiz davon. „Ich denke mir mein kommendes Leben ganz angenehm," fuhr sie gleichmütig fort. „Zu Hofe zu gehen, war immer mein Wunsch, aber nicht als geduldeter Zuschauer, sondern dazugehörend, darin liegt es."

„Juana!" sagte er noch einmal und ergriff hart ihren Arm. „Und mit mir? War das nur Spiel?"

„Nein, aber Thorheit. Ich habe es eingesehen! Eine Liebe, die man nicht erwidert sieht, muß an sich selbst sterben."

„Wissen Sie das so gewiß?" fragte er halblaut, sich ganz zu ihr hinüberbeugend, deren eigentümlich schwimmende Augen ihn bei dem unsicheren Mondlichte fascinierten.

„Denken Sie an den einzigen Besuch, den ich in Ihrem Atelier gemacht habe. Sie waren unhöflich gegen mich, trotzdem Sie sahen, wie es um mich stand. Sie lachten mich aus. Seitdem bin ich mit Ihnen fertig."

„Aber das darf nicht sein, Juana! Um Gottes willen, nur das nicht! — Begreifen Sie nicht, daß man sich gegen sich selbst hinter selbstgeschaffene Schranken flüchtet, aus Furcht, daß man schwach werden könnte im Kampf zwischen Wunsch und Pflicht?"

Sie schwieg. —

„Versprechen Sie mir eins," fuhr er fort, „geben Sie dem Prinzen noch nicht Ihr Jawort, halten Sie ihn hin, bis . . ." Er faßte sich an die Stirn, „nun, ich glaube, ich bin auf dem besten Wege verrückt zu werden . . ."

„Bis . . ." wiederholte Juana langsam und spielte mit den Blumen an ihrer Brust.

Er seufzte tief auf. „Lassen Sie mir noch eine Gnadenfrist," sagte er endlich, kaum verständlich zwischen den Zähnen hindurch, „und vor allen Dingen sagen Sie mir, daß Sie mir verziehen haben."

Statt aller Antwort drehte sie den Kopf zur Seite.

„Wann werden Sie Frau von Konreuth heiraten?" fragte sie kühl.

Er lachte zornig auf. „Wann? Ich weiß es nicht, ich bin ja ein halber Krüppel mit meinem Arm. Und außerdem — Juana — mögen Sie es nie an sich erfahren — aber es ist das Fürchterlichste der Welt, das, was wir einmal mit jeder Fiber unseres Herzens ersehnt haben, nachher als knechtenden Zwang zu empfinden. Ich habe nie daran glauben wollen, nun weiß ich es!"

Sie lächelte. „Ich glaube, Mister ter Welp, Sie sind heute abend schlecht gelaunt. Was wollen Sie eigentlich?"

Digitized by Google

„Daß Sie mir wieder gut sind, Juana."

Der Prinz kam zurück. „Well, das bin ich!" flüsterte sie leise.

„Und keine Unvorsichtigkeiten?"

Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

„Finden Sie nicht, daß es kühl wird?" sagte Juana zur Durchlaucht, „ich denke, wir gehen hinein." —

Die dicken, schweren Locken ihres stumpfblonden Haares waren von der feuchten Luft draußen gelöst, die Falten des kostbaren, gewandartigen Kleides hingen schlaff herab, als sie sich wieder den Blicken der Gesellschaft zeigte, aber das war ihr vollkommen gleichgiltig. Sie hatte heute mehr erreicht, als sie jemals zu hoffen gewagt, und etwas von dem stillen Triumph in den großen, stahlblauen Augen gab ihr ein ganz eigenes Aussehen. Hendriks Blicke verließen sie keinen Augenblick während der Dauer des ganzen Abends, und Georgine, die das alles betrachtete, ärgerte sich so, daß sie fast die Selbstbeherrschung verloren hätte.

Nicht allein, daß der Prinz wie gebannt an Juanas Seite war, das hätte sie vielleicht noch überwunden, mit der Vernunft der Frau von Welt, die weiß, daß Beziehungen solcher Art nicht auf die Ewigkeit gebaut sind, daß aber auch ter Welp zu Juanas Verehrern zählte, entrüstete sie aufs äußerste. Nicht aus Mitgefühl für Vera, was ging sie schließlich Veras Kummer an! Aber es stand zu erwarten, daß er nun sein Wort nicht halten würde, daß er irgend einen Vorwand fand, um dieser Heirat ganz zu entschlüpfen. Was dann? Dann hatte es für die Staatsrätin keinen Zweck gehabt, so schroff auf die Seite von Veras Richtern zu treten, dann war die Möglichkeit ausgeschlossen, sie auf diese Art zu einem endgültigen Entschluß zu treiben, dessen Resultat die Auszahlung ihres Vermögens an Hilde war. Heiratete Vera nicht, so hatte sie sich unnütz mit ihr verfeindet, ihr blieben ihre Sorgen, ihre Armut, kurz, alles wie bisher, nur daß sie auch die Hilfe ihrer Cousine verloren hatte. Sie hätte vor Zorn wie ein Kind weinen mögen.

So sicher glaubte sie sich schon, so geborgen! Und nun dieser Rückschlag! — Sie zermarterte ihr Gehirn nach einem Einfall, der in der letzten Stunde ter Welp doch noch zu Veras Gatten zwang — umsonst — ihr fiel nichts ein. Zwingen konnte sie niemand.

Auf dem Heimwege sprach sie zu ihrem Mann davon.

„Ter Welp hat sich skandalös benommen, geradezu skandalös!" sagte sie, vor Ärger zitternd. „War das ein Augenverdrehen und Liebäugeln mit der Amerikanerin, man mußte darüber empört sein, besonders, wenn man bedenkt, daß sie es war, die Vera unmöglich gemacht hat. Ein Minimum von Taktgefühl mußte ihn schon verhindern, sie zu beachten! Ich bin ganz außer mir."

„Arme Georgy!" sagte er voll mitleidiger Zärtlichkeit, „wie Dich das aufregt! Aber Du wirst die Menschen nicht besser machen wie sie sind. Die Amerikanerin ist reich, und ter Welp — nun, gegen ter Welp habe ich schon längst etwas wie Bedenken. Mir kann es übrigens nur lieb sein; Vera wird mit der Zeit über diese Enttäuschung hinwegkommen, und uns bleibt es wenigstens erspart, ihr Vermögen quasi an uns zu reißen. Das wäre mir geradezu unerträglich gewesen."

„Narr!" hätte sie ihm am liebsten in das Gesicht geschrieen, aber sie bezwang sich und sagte nur: „Denkst Du gar nicht an ihr Renomee?"

„Sie muß fort von hier, nach Paris oder Rom."

Georgine stampfte ungeduldig mit dem Fuß.

„Emil, glaube mir, sie geht an dieser Enttäuschung zu Grunde, sie ist viel zu stolz dazu. Können wir denn nichts — gar nichts thun, um ter Welp zu zwingen, sein Wort zu halten?"

Sie hatte ihres Mannes Hand ergriffen und drückte sie heftig. Er nahm für Teilnahme, was doch nur Egoismus war.

„Arme, kleine Frau, nein, wir können nichts thun, jedes Wort wäre da zuviel. Oder willst Du, daß ich ihn fordern soll?"

„Nein!" sagte sie ganz abwesend, gleichgiltig, „das hätte erst recht keinen Zweck, er würde Dich niederschießen."

Er war unangenehm berührt von ihrem Ton, aber doch bereit, zu verzeihen, weil er ihr weiches Herz für die Cousine darin zu erkennen meinte.

„Glaube mir, Georgy, wer nicht den feinen Kodex der Ehrengesetze in sich trägt, hinein zwingen kannst Du ihn nicht."

Sie lehnte sich in die Ecke und seufzte tief auf, ohne weiter zu sprechen. Ihr rastloses Gehirn suchte und suchte und spann Pläne, bis sie zuletzt wie im Fieber war, aber es galt ja ihre eigene Zukunft. —

— — — — — — — — — —

„War ich denn ganz verrückt," fragte sich Hendrik, als er an diesem Abend einsam in seinem Zimmer stand, und die Erinnerung an die Minuten auf der Terrasse ihm mit hartnäckiger Deutlichkeit immer wieder vor Augen traten. „Habe ich das wirklich alles gesagt, und zu Juana Bridge gesagt?"

Es war wahr, sie übte eine eigentümliche Wirkung auf ihn aus; eine Wirkung auf alle unedlen Instinkte in seiner Natur, denen er überhaupt leicht unterworfen war. Durch seine Liebe zu Vera hatte er sich erhoben gefühlt, ein Besserer wie bisher, aber allmählich gewann doch das Alte, ihm Ureigene, seine Herrschaft zurück. Er fragte sich in dieser unbehaglichen Stunde ernstlich, ob denn seine Liebe zu ihr erloschen sei, und fand keine ehrliche Antwort darauf. Die Zeit hatte sein Gefühl für sie abgestumpft, das unglückselige Testament das Seine dazu gethan.

„Ich bin kein habgieriger Egoist, der nur an das Geld denkt," sagte er sich, unzufrieden mit der Lauheit, die er für Vera fühlte, „ich war es nie! Nur muß man doch der Vernunft ein gewisses Recht einräumen. Wäre mein Arm noch kräftig, ich hätte nie an ihren Reichtum gedacht!"

Er wußte, daß er sich mit diesen Worten betrog, aber er war zu feige, sich die Wahrheit einzugestehen und — er schämte sich doch. —

Digitized by Google

In Veras Nähe hatte er immer das Gefühl gehabt, als mache sie die höchsten Ansprüche an seinen Charakter, als ziehe sie ihn zu sich hinauf — unbewußt vielleicht — aber er hatte es doch zuweilen unbequem empfunden. Sie war so anders wie die meisten Frauen. Auch im intimsten Verkehr mit ihr würde niemals jenes rücksichtslose Sichgehenlassen möglich sein, wie es doch zum Behagen des Mannes nötig ist, immer würde etwas da sein wie eine leichte, kaum bemerkbare, aber trotzdem im gegebenen Augenblick vorhandene Schranke. Das wurde auf die Dauer langweilig. — Und dann würde sie eifersüchtig sein. — Ein Künstler aber, wie er, der nur durch das Auge lebte, konnte sich nicht immer in den engen Schranken bürgerlicher Moral bewegen.

„Das schönste an der Liebe ist eigentlich der Traum vorher," dachte er seufzend, „ich fürchte, ich bin erwacht. Was nun?" — Und eine grenzenlose Ernüchterung befiel ihn. — Zuletzt regte sich sogar etwas wie Zorn in ihm gegen sie. Zorn, daß sie ihn, selbst in den Zeiten ihrer heißesten Liebe, so fern von sich gehalten, daß er nicht das Recht hatte, zu sagen: „der Überdruß treibt mich von Dir" — sondern daß er nun dastand in ihren Augen als ein Erbärmlicher, wenn er sein Wort nicht hielt.

Aber liebte sie ihn auch wirklich so sehr, wie er bisher geglaubt? Hat eine Frau in diesem Fall so viel Kraft gegen die Liebe wie sie? Die Welt richtete sie, freilich, aber er wußte nur zu gut, daß die Welt im Unrecht war. — Lag in dieser stets geübten Zurückhaltung nicht ein guter Teil Berechnung ihrerseits?

Und so kam es schließlich, daß dasjenige, was Veras reinem Charakter entsprang, was er ihr anfangs so hoch angerechnet, sich nun gegen sie wandte in seinen Augen. Nein, sie liebte ihn nicht, nicht wie Juana, die keine Bedenken kennen würde, wenn es galt, ihrer Liebe zu folgen; ihre Liebe war kühl und zahm wie sie selber.

Er seufzte unbehaglich. — Am besten war, er ließ den Dingen ihren Lauf, sie würden ihn schon auf ihren Rücken nehmen und an irgend ein Gestade tragen. Tief in seiner, trotz aller Künstlerschaft, armen, menschlichen Natur, lag doch stets die Neigung, sich dem Vorhandenen anzubequemen, besonders, wenn es seinen Neigungen zu entsprechen schien, und diesmal lag seine Neigung auf der, seiner Pflicht entgegengesetzten Seite. — —

Aber nicht Hendrik allein brachte diese Nacht schlaflos zu, Georgine ging es nicht besser. Endlich gegen Morgen, als schon das erste Frührot am Himmel aufstieg, sprang sie aus dem Bett, schlüpfte in ihre Pantoffeln und begab sich an den Schreibtisch.

Mit eiliger Hand glitt die Feder über das Papier. Zuerst ein paar flüchtige, nichtssagende Redensarten, dann:

„Du hast mich stets verkannt, Vera, denn in meiner Weise habe ich es immer gut mit Dir gemeint. Als ich mich damals gegen Dein Verhältnis mit ter Welp wehrte, geschah es nur, weil ich fürchtete, ihn zu gut zu kennen, und kein Glück für Dich davon ersah. Meine schlimmsten Befürchtungen haben sich bestätigt. Er war heut abend auf dem verregneten Sommerfest der Gräfin Szymanska und hat Miß Bridge in einer Art ausgezeichnet, die mir noch jetzt beinahe den Verstand raubt. — Begreifst Du die ungeheuere Taktlosigkeit, die darin liegt, gerade der zu huldigen, die Dir die tiefste Schmach angethan hat? Vera, höre ein einziges Mal die Stimme der Vernunft, ich beschwöre Dich! Zwinge ihn, daß er Dich heiratet. Jetzt! Sogleich! Daß er Dir Deinen Ruf, Deine Stellung wiedergiebt, soweit es geht. Wenn Du es ernstlich verlangst, muß er es thun, er kann nicht anders, nachdem Du soviel für ihn gethan. Denke nicht an den Verlust Deines Vermögens, das wird Emil alles zu Deinem Vorteil ordnen, denke diesmal nur an Dich — an Deine Person. Er muß ja wieder zu Dir zurückkehren, und dann wird sich alles ändern. Oder willst Du diesem Mädchen weichen???

Ich bin ganz krank — ich fiebre — mein Kopf schmerzt. Schreibe mir eine Zeile, wozu Du Dich entschließest, oder willst Du mich persönlich sprechen, so komme ich ungesehen zu Dir. Diese Schmach darfst Du Dir nicht bieten lassen. Immer unverändert

Deine Georgine."

Sie schloß den Brief und legte ihn auf ein kleines Bouletischchen; dann schlüpfte sie wieder ins Bett Am Morgen fand ihn die Zofe, um Mittag war er in Veras Händen. — Aber Georgine war nun die letzte Möglichkeit, zu schlafen, verscheucht, mit weit aufgerissenen Augen starrte sie zu dem blauseidenen Baldachin ihres Bettes empor.

Gab es denn niemand, der ihr beistehen konnte in dem Werk, Vera und ter Welp zusammenzubringen? — Für sie stand alles auf dem Spiel, ein völliger Zusammenbruch ihres Hauses, das längst nur auf hohlem Schein aufgebaut war.

Sie dachte an Hilde, an Emil, und verwarf beide. Hilde hatte sich in Bezug auf Vera in unbegreiflich herbe, abweisende Kälte gehüllt, die Georgine wohl flüchtig befremdete, ihr dann aber sehr recht gewesen war, und keineswegs ihr Nachdenken herausgefordert hatte, Emil — sie zuckte selbst im Bett wegwerfend die Achseln, wenn sie daran dachte, wie wenig glücklich er im engsten Familienkreis mit seinen Missionen war. Blieb doch ihr stilles Verwundern immer nur, daß er sich im Staatsdienst nicht allein hielt, sondern sogar auszeichnete.

Wie ihr der Kopf schmerzte vom vielen Denken, und wahrhaftig, sie hatte Fieber, gleich in der Frühe sollte jemand zu Doktor Schrattenbach gehen. — Schrattenbach! — Sie fuhr auf, als habe ihr jemand diesen Namen laut genannt. Das war vielleicht der richtige! Wieviel hatte Vera stets auf ihn gehalten in der Krankheit ihres Gatten, wie oft hatte sie Georgine gegenüber betont, daß der Doktor ein Mann sei, dem man blindlings vertrauen dürfe. Und er wußte um alles, hatte ter Welp gerettet — ja, zu Doktor Schrattenbach wollte sie sprechen. Alle ihre Antipathie versank vor dem Wunsch, ihn ihrem Plane zu gewinnen. —

Zur Visitenstunde stand dann der Arzt am

Digitized by Google

Bette der Kranken. Er fand sie nur unbedeutend leidend, etwas erregt, fieberhaft, kaum der Rede wert, und in seiner kurzen Art und Weise ließ er sie darüber auch nicht im Unklaren.

Im Begriff, sich zu empfehlen, streckte sie aber plötzlich die Hand nach ihm aus und hielt ihn so zurück.

„Das ist noch nicht alles, Doktor, ich muß noch etwas mit Ihnen besprechen — ich muß es! Und Sie müssen mich anhören."

Er sah so erstaunt aus, daß Georgine unwillkürlich lächelte, dann aber glitt ein Schein von Unbehagen über sein Gesicht.

„Gnädige Frau, ich . . . ."

„Ich bitte Sie, hören Sie mich doch nur erst an, es handelt sich um Vera," fiel sie ihm ungeduldig in die Rede, und als wäre das ein Zauberwort, dem er erliegen mußte, zog er einen der zierlichen, umherstehenden Sessel heran und setzte sich. In fliegender Hast erzählte ihm Georgine die Vorgänge des Abends; sie blieb nicht immer ganz streng bei der Wahrheit, schmückte aus, half nach, ganz wie ihre Phantasie es ihr eingab, und zum Schluß sagte sie atemlos, hochrot, in wirklicher Erregung:

„Was sagen Sie dazu, Doktor?"

Seine Augen blitzten, die nervige Hand schloß sich zur Faust, jeder Muskel an ihm straffte sich.

„Ich werde nicht eher ruhen, bis ich ihn in meiner Hand habe, und dann — dann zermalme ich ihn," stieß er heiser hervor.

Georgine sah ihn entsetzt an.

„Was fällt Ihnen ein, Doktor! — Wem wäre damit geholfen? Hier handelt es sich um etwas ganz anderes."

„Dieser Schurke! Dieser Bube!" murmelte er tonlos.

Georgine verzog das Gesicht. Immer blieb er doch ein Proletarier, dieser Doktor, mochte man ihn anfassen, wo man wollte! Wer sprach denn gleich in solchen Ausdrücken von einer Sache, die doch so alltäglich war, daß man kaum noch hinhörte, wenn man davon erfuhr. Hier handelte es sich ja nur um die Nebenumstände, die für sie allein wichtig waren, sonst . . . . mein Gott, sonst hätte sie deshalb keine unruhige Nacht gehabt! Und wie er dasaß! Breitbeinig, die Hände über den Knieen verschränkt, die breite Stirn etwas gesenkt — nicht um die Welt hätte Georgine mit diesem Mann kokettieren mögen! —

„Sie wissen, daß Vera in den Augen der Welt gebrandmarkt ist, wenn sie nicht ter Welps Frau wird. Er muß sie heiraten, nur dadurch ist sie im stande, all die Unklugheiten, die sie seinetwegen begangen, aus der Welt zu schaffen. Er muß, Doktor, sage ich Ihnen, und sie muß auch. Mein Gott, eine Frau von Konreuth ist doch nicht die erste beste, die man sitzen läßt, wenn es einem nicht mehr gefällt."

Er sah sie mit zornigen Augen an.

„Und glauben Sie, daß auf solcher erzwungenen Ehe Segen ruht, gnädige Frau?"

„Segen!" sie wiederholte das Wort wegwerfend, „darauf kommt es hier wahrhaftig nicht an, Doktor. Rehabilitiert soll sie werden, nicht dieser Amerikanerin den Vorzug lassen, die immer mit einem Fuß auf ihren Geldsäcken steht, und an der im Grunde genommen gar nichts ist, denn sie hat sich ter Welp beinahe an den Hals geworfen, jawohl, lieber Doktor, das hat sie! Und Ihr Männer? Häuser darf man nicht auf Euch bauen, wenigstens nicht auf der Mehrzahl von Euch, wenn es uns gut gehen soll auf Erden. Ter Welp hat gehandelt wie eben viele an seiner Stelle. Aber Vera weiß nichts davon, sie sitzt zu Hause und hat wahrscheinlich keine Ahnung von der emsigen Fischerei dieser transatlantischen, jungen Dame."

„Und warum erzählen Sie mir das alles, gnädige Frau?" fragte Heinz Schrattenbach plötzlich schroff.

„Ihnen!" — Georgine zögerte ein wenig, ihm war gar zu schwer beizukommen, diesem vierschrötigen Menschen, der offenbar keine Ahnung von dem hatte, was sie wollte.

„Doktor," begann Georgine eindringlich und legte ihre Hand auf seinen Arm, „Sie kennen meine Cousine, ich möchte beinahe sagen, besser wie wir. Sie sind ihr Freund und haben Einfluß auf sie; möchten Sie ihr nicht vorstellen, daß ihr einziges Heil in einer schleunigen Heirat mit ter Welp liegt?"

Er verfärbte sich so jäh, daß es selbst ihr auffiel, dann richtete er sich langsam, fast schwerfällig auf und stand nun da, in seiner ganzen massigen Größe, wie ein Fels von Erz.

„Ich bedaure," sagte er in drohendem Ton, „ich bedaure, gnädige Frau, daß Sie überhaupt den Einfall haben konnten, mich mit einer solchen Mission betrauen zu wollen. Ich stelle die Ehe, wie ich sie mir nur zu denken vermag, so hoch, so unendlich hoch, daß ich nimmermehr die Hand dazu bieten würde, ein so jämmerliches Scheinwerk aus ihr zu machen, wie es Ihnen ganz natürlich erscheint. Und meine Achtung vor Frau von Konreuth ist so unbegrenzt, daß die Welt, — Ihre Welt, die Sie so erschreckt, — mit ihrem kleinlichen Zischeln noch lange nicht bis an dieselbe heranreicht. Sie kann und wird diese Welt verachten, wie ich es thue, aber sich wegwerfen an einen Mann wie diesen — an solchen Mann, das wäre auf die Dauer für jedes feinfühlige Weib unerträglich. Überlassen Sie ihn seiner Amerikanerin, das wird Strafe genug für ihn sein."

Georgine starrte ihn an, lachte auf und griff in die Falten der seidenen Steppdecken.

„Aber sie liebt ihn!" schrie sie auf, „das haben Sie vergessen, Doktor! Sie liebt ihn und wird daran zu Grunde gehen. In solchem Fall schweigen alle großen und stolzen Gefühle. Sprechen Sie nur mit ihr und lassen Sie sich von ihr selber sagen, wie sehr sie ihn liebt! Dabei hat weder Achtung noch Bewunderung etwas zu thun, sondern allein das Herz! Gehen Sie zu ihr, sprechen Sie mit ihr, und sie wird es Ihnen danken." —

Er heftete seine Blicke auf das Teppichmuster zu seinen Füßen, ohne etwas zu sehen.

„Ich kann nicht!" sagte er dumpf nach einer langen Pause.

Georgine hob beschwörend die Hände.

Digitized by Google

„Überlegen Sie, Doktor, und dann geben Sie mir Bescheid."

Er zog die Stirn zusammen, wie im heftigen, körperlichen Schmerz.

„Vielleicht würden Sie es bereuen, wenn Sie sich so schroff abweisend verhalten wie jetzt, vielleicht dankt es Ihnen Vera doch mehr, wie Sie jetzt denken."

„Leben Sie wohl, gnädige Frau," sagte er, sich hastig abwendend, „morgen oder übermorgen komme ich wieder."

Sie sah ihm nach, nicht ganz zufrieden, aber auch nicht ganz entmutigt. Wunderbarerweise hatte die scharfblickende Weltdame Schrattenbachs nur so schlecht verhülltes Geheimnis nicht entdeckt. Der Gedanke kam ihr gar nicht, er wäre einfach zu lächerlich gewesen.

Als der Arzt auf den Korridor trat, meldete ihm der Diener, daß der Staatsrat ihn noch zu sprechen wünsche und ihn bitten ließe, einen Augenblick zu warten. Beinahe mechanisch trat Schrattenbach in die geöffnete Salonthür. Er sann und sann und grübelte immer aufs neue, ob er wohl ein Recht habe, sich Vera wieder zu nahen. Seine schriftliche Anfrage hatte sie abgewiesen, aber wenn er nun persönlich kam ... Sie war allein und unglücklich, gehörte er — er, der sie noch immer gleich heiß und leidenschaftlich liebte, nicht da an ihre Seite? Jetzt, wo jeder sie verließ; selbst der Mann, dem sie den kostbaren Besitz ihres Herzens geschenkt, und der das nicht zu würdigen wußte.

O, wie er ihn haßte, diesen ter Welp!

Als er ein paar Schritte in den Salon hineingethan, erhob sich aus einem halb verborgenen Stuhl Prinz Philipp.

Sie kannten sich nur oberflächlich, die beiden Herren, und dem Doktor, war dies Zusammentreffen keineswegs erwünscht, anders dem Prinzen. Er trat ihm sehr leutselig ein paar Schritte entgegen und fragte interessiert nach Frau von Herskotts Befinden.

„Es wurde mir gesagt, daß Sie gerade da wären, Herr Doktor und da zog ich es vor, mir den Bescheid gleich an der besten Quelle zu holen. Also gar nichts von Bedeutung, sagen Sie? Gar nichts?"

„Absolut gar nichts."

„Nun dann können wir ja gemeinsam ruhigen Herzens auf den Hausherrn warten, ich ließ mich ihm melden, um das Nähere zu hören, aber sein Vortrag ist wohl noch nicht zu Ende." Heinz sah sich unruhig um. Am liebsten wäre er gegangen, aber auf eine diesbezügliche Äußerung sagte Prinz Philipp lächelnd: „Nein, nein, Doktor, beileibe kein Fersengeld geben; der gute Staatsrat glaubt sonst, Sie wollten ihm nur eine schwere Gefahr verheimlichen. Setzen Sie sich und lassen Sie uns die paar Minuten plaudern."

Er nahm seinen verlassenen Platz wieder ein, Heinz ihm gegenüber; auf dem Tisch zwischen ihnen lag ein geöffnetes Album, Prinz Philipp schien sich mit dem Betrachten desselben die Zeit vertrieben zu haben; auch jetzt spielten seine Hände mechanisch mit den dicken Blättern. Und da sah er denn über das Bild hinweg, das noch immer das oberste war, direkt in des Arztes Gesicht, und fragte:

„Ich fand hier Frau von Konreuths Bild, wissen Sie, wie es ihr geht?"

„Nein!" Die Antwort war kurz und abweisend, Se. Durchlaucht zog die Brauen etwas in die Stirn.

„Aber Sie waren doch Konreuths Hausarzt?"

„Seine Witwe hat noch keine Veranlassung gehabt, meine ärztliche Hülfe für sich in Anspruch zu nehmen."

„O schade! Ich hätte gern etwas Näheres gehört. Sie wissen doch auch, Doktor, man spricht so allerlei. Sie hat sich seitdem ganz aus der Gesellschaft zurückgezogen, so daß sie niemand mehr zu sehen bekommt."

„Sie thut recht daran," erwiderte Schrattenbach einsilbig, dem das Gespräch peinlich war.

„Ich weiß doch nicht recht. Sie muß die Gesellschaft schwer vermissen. Solche Einsamkeit für eine junge Frau scheint mir schrecklich."

„Und diese Gesellschaft?" warf der Doktor verächtlich hin, „lohnt es sich wirklich, einen Gedanken daran zu verschwenden? Mir scheint es nicht. Sie hat nichts Besseres zu thun, als gute Namen zu zerstören, und bedenkt dabei nicht, daß, was sie nicht reich macht, denjenigen, den es trifft, bettelarm machen kann."

„Sie werden mir zugeben, Frau von Konreut hat sehr unvorsichtig gehandelt. Mein Gott, man kann ja schließlich alles thun, aber die anderen müssen es mit Anstand ignorieren können, geht das nicht mehr — ja, dann ist die Sache freilich schlimm. Aber ich habe eine ganz bestimmte Absicht, daß ich mit Ihnen auf dies Thema gekommen bin, Doktor, sonst — sonst geht mich's ja schließlich nichts an. Ich gehöre nicht zu denen, deren Moral so engherzig ist, daß sie gleich Zeter schreit, wenn sich jemand sein Leben nach seinem Geschmack einzurichten gedenkt. Ich glaubte allerdings, Sie ständen zu Frau von Konreuth noch in irgendwelchen Beziehungen und könnten gelegentlich eine Warnung oder etwas Ähnliches einfließen lassen, und diese Warnung betrifft ter Welp."

Schrattenbach fuhr auf, die Adern an seinen Schläfen schwollen, er schloß die Hand zur Faust und legte sie auf den Tisch vor sich, eine markige, massige Faust, die nicht sehr vertrauenerweckend für seine Feinde aussah, beherrschte sich aber und sprach kein Wort.

„Ich habe dem Maler die ganze Sache vorausgesagt, damals, ehe er sich Hals über Kopf in diese Liebe stürzte," fuhr Se. Durchlaucht ruhig fort. „Ein Genius wie der seine wird sich nur schwer in geordnete Verhältnisse fügen, und Frau von Konreuth ist keine Frau, die mit göttlichem Leichtsinn heute knüpft und morgen löst. Mit solchen Frauen sind derartige Beziehungen, wie sie hier bestanden haben müssen, immer und ewig gefährlich; mit der Zeit gelangen sie zu einer gewissen Herrschaft, werden dadurch lästig und ein Bruch für beide Teile ohne schwere Wunden unmöglich ...."

„Für beide Teile!" sagte Schrattenbach bitter,

Digitized by Google

den Prinzen unterbrechend, „das glaube ich nicht, Durchlaucht Nur das Weib ist der leidende Teil in solchem Fall, und wir Männer sind so gemein — so grenzenlos gemein! Man sollte sich schämen, einem Manne, der einen guten Glauben gemißbraucht, ein Vertrauen getäuscht, die Hand zu drücken, denn unter Umständen sind das größere Verbrechen, als ein Mord. Aber thun wir das? Nein! Die Mehrzahl sieht im Gegenteil mit Stolz und Hochachtung auf den, der recht viele solche Merksteine anständiger Gesinnung in seinem vergnügten Dasein aufzuweisen hat. Ja, unser Geschlecht ist gemein — grenzenlos gemein!"

Seine Durchlaucht sah mit völliger Konsterniertheit auf den verbitterten Mann, der aufgestanden war und nach seinen Handschuhen griff. Das Frühlingslicht umfloß ihn hell und klar, es ließ jede Linie und Falte in dem markierten Gesicht deutlich erkennen, auch den grauen Schimmer an den Schläfen, und zeigte, daß er auch äußerlich in seiner massigen Schwere wenig gemein hatte mit diesen schmalen, aristokratischen Nachkommen alter Geschlechter, die jeden Brauch heilig halten, weil er ihnen eben überliefert ist; die es verstehen, sich leicht über alles hinwegzusetzen, sobald es nur sie nicht berührt, und deren Grundzug eine abwehrende, vornehme Kühle in allen Lebenslagen ausmacht! Wie waren sie verschieden! Äußerlich und innerlich! — Nachdem Schrattenbach längst das Zimmer verlassen, hatte sich Prinz Philipp noch immer nicht von seiner Überraschung erholt.

„Wenn er mich nur erst hätte ausreden lassen," dachte er, seinen Schnurrbart über die Wange ziehend, „ich wollte ihm doch erst Direktiven geben. Aber in dieser Manier davonzulaufen! — Georgine hat recht, er ist ein Bär, mit dem man sich am besten gar nicht einläßt! Ein halber Wilder! Und meine verdammte Gutmütigkeit soll mir wahrhaftig nicht wieder einen Streich spielen. Was geht es auch mich an! Zum Teufel, was geht es mich an!"

Einunddreißigstes Kapitel.

Vera hatte Georgines Brief in Händen. Stumm und still, leichenblaß wie eine Statue saß sie schon seit Stunden da. Ein wilder Schmerz riß ihr am Herzen, aber er machte sie nicht unfähig zu denken, im Gegenteil, er schärfte jeden ihrer Sinne bis zur Unerträglichkeit. Was sie in der letzten Zeit bereits dumpf zu ahnen begonnen, wogegen sie sich mit der ganzen Kraft ihrer Liebe, ihres Glaubens gewehrt, jetzt auf einmal stand es riesengroß vor ihr und grinste sie höhnisch an. Deshalb also ließ er sie so oft vergebens warten, um sich an den Triumphwagen dieses Mädchens zu spannen, das sie im tiefsten Herzen stets verachtete, weil sie das hohle Innere dieser pikanten Puppe nur zu bald durchschaut hatte. Er wollte sie um dieser willen verlassen! Er! Sie! — Aber das konnte doch nicht sein! Das war doch unmöglich!! — Wie hatten sie sich geliebt, dies ganze lange Trauerjahr hindurch, einer nur für den anderen lebend; ja, er auch, das wußte sie genau, und das alles sollte nun aus sein, als wäre es nie gewesen! Vergessen! Spurlos verweht wie die Worte, die er so oft in ihr Ohr geflüstert? Ja, war denn das möglich? Konnte ein Gefühl, ein so gewaltiges Gefühl, bei dem einen verschwinden, während es doch der andere noch mit ungeminderter Kraft empfand? Er — er, den sie so hoch gestellt hatte, der ihr alles gewesen war, er wollte sich von ihr wenden — einer anderen zu?

Sie sah ihn wieder vor sich, wie in den tausend Stunden, die er an ihrer Seite verbracht hatte, so lieb, so gut, immer bereit, nur auf ihre Wünsche zu hören — das konnte doch kein Ende nehmen!

Freilich, sie hatten ihn ihr hier entfremdet, während der letzten Monate, das hatte sie wohl oft im stillen gefühlt und sich deshalb gegrämt. Die Gesellschaft, die sie in Bann und Acht gethan, hatte das nicht auf Hendrik ausgedehnt, und oft hatte sie sich gewundert, daß er das annahm, wo er doch wußte, wie sie seinetwegen litt. Aber er brauchte Zerstreuung, Anregung, sie hatte kein Recht, ihn daran zu hindern.

Und nun sollte er ihr genommen werden! O Gott! Es war nicht möglich, es konnte nicht sein!

Ihre heißen, leidenschaftlichen Gedanken, die ganze Glut ihrer Liebe umfaßte ihn geistig in diesem Augenblick mit einer Kraft, daß sie die feste Überzeugung hatte, er müsse es fühlen, müsse kommen, sich ihr zu Füßen werfen und nur ein Wort stammeln: Verzeih!

Und wenn er das erbat, — sie konnte es, sie konnte ihn wieder an ihr Herz nehmen und alles vergessen.

Den Kopf ein wenig vorgebeugt, das Ohr gespannt, so saß sie da und lauschte ob er bald käme, und wartete . . . .

Aber er kam nicht!

Die zierliche, kleine Kaminuhr that Schlag um Schlag, jeder fiel ihr centnerschwer aufs Herz, — aber er kam nicht!

Da begann ihr Herz zu hämmern, als wolle es seine Hülle sprengen, eine lähmende Eiseskälte kroch ihr den Nacken herab. Wie — wenn er jetzt gerade mit Juana scherzte und lachte, ihrer Verderberin — — in diesem Augenblick, wo sie tausend Qualen um ihn litt . . . Nein! Sie wollte ihn nicht verlieren, — an diese nicht! Nicht um des elenden Geldes willen. Wie eine schattenhafte Erinnerung blitzte es ihr durch den Sinn, daß Emil Herskolt stets von einer gütlichen Einigung gesprochen . . . sie wollte sie annehmen — um Hendriks willen. O, daß sie so viel Zeit schon versäumt! — Hatte sie überhaupt ein Gefühl besessen, das sich Stolz nannte? Sie wußte es nicht mehr, sie wußte nur noch, daß sie liebte, liebte über jedes Maß hinaus, das alles verblich und klein wurde neben diesem Gefühl, und daß sie es sich nicht rauben lassen wollte — um keinen Preis!

Eine unbeschreibliche Unruhe jagte sie plötzlich auf, das Herz schlug ihr bis in den Hals, sie fühlte,

Digitized by Google

sie mußte etwas thun, oder sie starb — nur nicht länger dies unerträgliche Stillsitzen.

Sie sprang auf und las stehend Georgines Brief noch einmal. Ja, sprach denn da jedes Wort eine unumstößliche Wahrheit? Sie kannte doch ihre Cousine!

Hin zu ihm, ihn selber befragen . . .

Und während sie sich dazu entschloß, bat sie ihm ihren Kleinmut ab, mit tausend liebkosenden Worten, und während sie im Wagen die Straße hinab durch den Park jagte, tief verschleiert, flüsterten ihre kaum geöffneten Lippen alle Schmeichelnamen vor sich hin, die sie je für einander erfunden.

Es konnte nicht sein — er mußte ihr bleiben! —

Sie lief die vier Treppen zu seinem Atelier hinauf, ohne eine Spur von Müdigkeit zu spüren, nur eines brennenden Durstes nach seinem Anblick war sie sich bewußt. Der Anblick der geschlossenen Thür, die seinen Namen trug, ernüchterte sie etwas. Wenn er nicht allein wäre? —

Sie lehnte sich an den Pfosten und horchte — alles still. — Sie beugte das Ohr an das Schlüsselloch — von innen hing eine dicke, persische Portiere davor, die jeden Schall dämpfte, aber wenn drinnen gesprochen wurde, mußte sie es doch hören. Keinen Augenblick kam ihr der Gedanke an das, was sie that, daß man sie überraschen könnte, und wie entwürdigend dies doch alles für sie sei.

Sie legte die Hand auf die Klinke . . . sie gab nach, aber die Thür öffnete sich nicht. War er drinnen? Auch dann pflegte er den Riegel vorzuschieben, wenn er nicht allein war, — wie oft hatte sie das selbst gesehen.

Matt und müde, ganz zerbrochen lehnte sie an der Thür; allmählich kam ihr das Bewußtsein zurück, und eine grenzenlose, lähmende Niedergeschlagenheit.

Da! — Plötzlich drinnen ein Laut — ein Lachen — Flüstern! — — Sie glaubte Juanas Stimme zu erkennen . . . . .

Ein Schauer schüttelte ihren Leib — zwei Thränen, kalt und schwer, lösten sich und liefen unter dem Schleier über ihr blasses Gesicht, der feine Tüll klebte daran fest.

Langsam und schwerfällig, wie ein Todkranker, wankte sie die Treppe hinab und kam endlich zu Hause wieder an. Sie hatte das Gefühl, als wäre ihr Herz eiskalt geworden und durchfröstelte den ganzen Körper. Still legte sie sich nieder, und still litt sie die Fürsorge der Schröder.

„Nur nicht denken," war ihr einziger Wunsch. —

Vera hatte recht gehabt; in ter Welps Atelier saß Juana. Sie war schon mit dem Frühesten gekommen, angethan mit einer jener koketten Toiletten, die zwischen Haus- und Promenadenkleid die glückliche Mitte halten, aber auffallend in Farbe und Arrangement. Ihre frische, pikante Schönheit hatte nicht nicht im geringsten durch das gestrige Fest gelitten, im Gegenteil, aus ihren Augen strahlte vibrierende Erwartung und Genugthuung.

Die Mulattin hatte sie diesmal zu Hause gelassen.

„Ich komme heut zum zweiten Mal, um zu fragen, ob Sie mich malen wollen, dies ist nun aber das letzte Mal," sagte sie kokett und schob das Hütchen ein wenig seitwärts, während sie ihn lächelnd anblinzelte.

Er stand vor ihr, die Hände in den Taschen seines Sammetjacketts.

„Und diesmal sind Sie meiner Antwort gewiß?"

„Ja!" —

„Es ist nicht recht, Miß Juana, daß Sie Ihre Macht über mich so sehr gebrauchen," sagte er vorwurfsvoll, sie voll ansehend.

Sie lachte. „Meine Macht über Sie habe ich mir schwer genug erringen müssen, und noch bin ich derselben nicht sicher."

„O doch! — Leider!" entgegnete er resigniert; „denn eigentlich müßte es ja ganz anders sein. Eigentlich müßte ich Sie hassen, oder Ihnen höchstens meine ergebenen Glückwünsche als zukünftiger Prinzeß Philipp zu Füßen legen."

„Ihr Name bedeutet nicht weniger. Ihr Name ist ein großer Künstlername, und ich will ebensogern Mistreß ter Welp heißen, als Durchlaucht."

Ihm stieg das Blut ins Gesicht.

„Sind Sie gekommen, mir das zu sagen, Juana?"

„Vielleicht."

„Dann darf ich Sie nicht täuschen, ich . . ."

Sie schloß ihm energisch mit der Hand den Mund.

„Ah bah! Ich will nichts mehr davon hören. Das ist eine abgethane Sache. Sie sind ihr nichts schuldig, ter Welp, gar nichts! Warum, wenn sie Sie einmal besessen, hat sie Sie denn nicht festgehalten? Ich — mir sollten Sie nicht so entschlüpfen. Aber sie ist eine blutlose Heilige, die sich nur darauf versteht, sich anbeten zu lassen. Sagen Sie mir, hat sie Sie geliebt?" Ihre Augen bohrten sich in die seinen, ihre feinen Nasenflügel vibrierten.

Er empfand etwas wie sinnbethörende Glut, die von diesem üppigen Mädchenkörper ausging und sich ihm mitteilte. Was er ihr sagen wollte, sollte sich nicht auf Vera beziehen, jetzt aber reizte es ihn, sie damit zu ärgern.

„Sie hat mich dem Tode abgerungen, und hat sich meinethalben den Lästerzungen ausgesetzt."

Aber die Erinnerung daran hatte keine Macht mehr über ihn, sein Ton klang ausdruckslos.

Juana zuckte die Achseln.

„Hat sie Sie festgehalten mit allen Mitteln, die einer Frau zu Gebote stehen? Hat sie Ihnen gezeigt, daß sie Sie haben *will*, haben *muß*, um jeden Preis?"

„Das thut eine Vera nicht," antwortete er unbedacht.

Sie senkte den Kopf und schwieg. Langsam ging sie auf denselben Stuhl zu, in dem Vera stets gesessen, und ließ sich darauf nieder. Dasselbe Frühlingslicht eines schönen Maientages umfloß sie, wie vor einem Jahr jene, er dachte nicht einmal daran, so sehr nahm ihn Juana in Anspruch.

„Aber ich — ich thue es!" sagte sie halblaut, den Kopf gestützt, die Augen gesenkt.

Er ging unruhig im Atelier auf und ab, nach einer Pause gesellte sie sich zu ihm.

Digitized by Google

„Sie haben mich vorhin mißverstanden," sagte er endlich, „ich wollte nur von mir sprechen, — dem großen Künstler — wie Sie mich gütigst nannten. — Das ist gewesen, ich bin nur noch ein armer Krüppel, der mit seiner Hände Arbeit kaum so viel verdienen wird, als er zur Lebens- und Leibesnotdurft braucht. Mein Arm ist fast unbrauchbar geworden."

Sie sah ihn nachsinnend an. Von ihm glitten ihre Augen auf den grünen Vorhang hinüber, der das Arenabild einhüllte.

„Was ist das?" fragte sie.

„Mein letztes Werk, das den Menschen meinen Namen in Erinnerung bringen sollte, ehe sie ihn vergessen. Aber noch ist es nur Stückwerk, und wer weiß, wie lange es noch so bleiben wird! — Vielleicht auf immer!" —

„Lassen Sie mich sehen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, war sie auf die Staffelei zugetreten, ihre Hand griff in die Falten, aber er hielt den Arm fest.

„Nein, ich will nicht — noch ist es mein Geheimnis und niemand braucht zu wissen, was zu Grunde geht, wenn ich es nicht vollende."

Sie ließ den Stoff fahren und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Nur ich, Hendrik — nur ich! — Oder auch ich nicht?"

Es klang fast stammelnd, was sie sagte, eine leidenschaftliche Bewegung hatte sich ihrer bemächtigt.

„Nein!" wiederholte er finster. — Und dann plötzlich den Arm um sie legend, fuhr er fast flüsternd fort: „An dies Bild knüpft sich mehr, wie Sie ahnen, Juana. Es ist ein Stück eigensten Lebens. Ich wünschte manchmal, ich könnte es aus meiner Erinnerung streichen."

Sie machte sich los und trat aufs neue vor den grünen Vorhang, in ihren Augen funkelte etwas, das der Eifersucht verzweifelt ähnlich sah. Mit hastiger Hand riß sie ihn zur Seite — und stand der Märtyrerin mit den todestraurigen, verklärten Augen gegenüber, die über alles Irdische hinaus, den Himmel suchten, — Veras Abbild.

Sie schwieg ganz still, preßte nur die Zähne fest in die Unterlippe, und starrte mit großen Augen auf das Bild. Sie hatte er also gemalt — und wie! Mit dem ganzen Feuer, der ganzen Begeisterung seiner Liebe, ihr dagegen hatte er es verweigert! — Und wenn dieses Bild fertig war — ihr schien kaum noch etwas daran zu fehlen, — dann würden es tausend Augen sehen, sich an der Schönheit ihrer Nebenbuhlerin ergötzen, und selbst wenn sie inzwischen den Mann, der es geschaffen, und den sie liebte, als Preis davongetragen, man würde hinter ihr her zischeln und flüstern . . . ja vielleicht machte dieses Bild, — wenn der Welp erst wieder an der Arbeit war — sein älteres Anrecht an ihn geltend, vielleicht wandte er sich ihr wieder zu — dem Vorbild seiner Märtyrerin . . .

Das alles flog ihr durch den Kopf, als sie regungslos stand, und auf das Bild starrte, während sie immer blasser, zuletzt fast aschfarben wurde.

Er beobachtete sie verstohlen. Offenbar machte seine Schöpfung Eindruck auf sie und zwar einen gewaltigen. Das freute ihn, und gleichzeitig wuchs die Verzweiflung wieder in ihm, daß seine körperliche Kraft versagte.

„Juana!"

Sie hörte nicht, mechanisch stützte sie nur die Hand auf ein kleines Tischchen dicht neben ihr, das Waffen und allerlei selsames Gerät trug. Die Kälte des Metalls drang ihr durch die warmen Fingerspitzen in das Blut, es war, als ob sie vor Frost erzitterte.

Endlich drehte sie sich langsam ihm zu.

„Wollen Sie eine Antwort haben von mir?" fragte sie tonlos. Ihre Augen funkelten nicht mehr stahlblau, sondern tiefschwarz, sie waren stumpf geworden im Übermaß dessen, was sie bewegte.

„Ja!" —

Ihre Finger umkrampften den kunstvollen, dreikantigen Dolch, der sie eben so kalt berührt hatte, lautlos stürzte sie vorwärts, bis dicht an das Bild heran — er sah nicht, daß sie etwas in der Hand hielt, obgleich sie nicht daran dachte, es zu verbergen, dann blitzte es vor seinen Augen sekundenlang auf — ein knirschendes Geräusch — der Dolch hatte die Gestalt der Märtyrerin getroffen — da, wo sie gewesen, hing die Leinewand in Fetzen . . .

Hendrik schrie auf. Sein Bild zerstört — die Anwartschaft auf neuen Ruhm zu Boden gerissen von dieser kleinen, rasch pulsierenden Frauenhand — ihm war es, als habe der Dolch sein Herz selbst getroffen — er stöhnte auf und sank in den nächsten Sessel, die Hand über die Augen deckend. Ein wahnsinniger Schmerz und ebensolcher Zorn wütete in ihm — es war ihm nicht anders, als wäre ein Mord geschehen, ein Mord an dem Edelsten, Reinsten, das er bisher noch besessen. Wie jeder Künstler, liebte er seine Arbeit mit dem Herzen, er hätte weinen können, heiß und unaufhaltsam, wie am Grabe eines jäh Verstorbenen.

Er preßte die Lippen fest aufeinander, und dennoch rang sich abermals ein Stöhnen los, als leide er Todesqualen. Juana rührte sich nicht, machte keine Bewegung, sprach kein Wort. Endlich — nach langer, langer Pause sah er auf, sein Gesicht war fahl, die Augen eingesunken, wie nach heftigem Leiden, die Lippen zusammengepreßt.

„Sie haben mich ruiniert, Miß Bridge," sagte er tonlos, „geistig und materiell, sind Sie nun zufrieden?" Und da sie noch immer nicht antwortete, fuhr er leidenschaftlicher werdend fort: „Was wissen Sie denn davon, wie der Künstler zu seinem Werk steht, was es ihm ist in guten und bösen Stunden, wie er sich eins mit ihm fühlt. Ebensogut konnte Ihr Dolch mich treffen, es wäre vielleicht besser gewesen! — Mein Bild!" — Wieder verhüllte er die Augen mit den Händen, er fühlte, daß sie sich netzten, und der ganze Jammer, der ihm geworden, trat jetzt erst, fast überwältigend in sein Recht. Da sprang er auf und reckte die Arme in die Luft:

„Groß wollte ich werden, größer von Arbeit zu Arbeit, das war meines Lebens Ideal, Ruhm wollte ich ernten — und nun — was habe ich nun? Zerstörte Arbeit und keine Hoffnung; zum halben Krüppel

Digitized by Google

geworden ohne meine Schuld. Was bleibt mir nun noch übrig? . . ."

„Ich!" sagte eine feste, klingende Stimme neben ihm.

Mit Haß und Abscheu blickte er auf die Sprechende, seine Augen blitzten.

„Ich will Sie nicht mehr sehen, gehen Sie — gehen Sie," keuchte er außer sich. „Nie — nie mehr!"

Sie lächelte, blaß aber vollkommen ruhig legte sie ihre Hand auf seinen Arm.

„Kommen Sie zu sich, ter Welp, hören Sie mich erst an. Wäre Ihnen das Bild nicht verkäuflich gewesen, wenn es fertig war? Nun gut, ich habe es gekauft, fordern Sie welchen Preis Sie wollen, ich bin zu jedem erbötig, oder vielmehr, diese Hand hier hat das Bild zerstört, auf das Sie Hoffnungen gesetzt, diese Hand bietet sich Ihnen dafür für das Leben. Sie brauchen nicht mehr zu arbeiten, wenn Sie nicht wollen, ich bringe Ihnen ja Gold mit, viel Gold; ein freies, unabhängiges Leben, wie Sie es lieben. Nehmen Sie die Hand, nehmen Sie das Gold, nehmen Sie mich selbst — denn Sie wissen es ja, daß ich nicht mehr leben kann ohne Sie!"

Und jetzt war es Juana, die den Kopf senkte und in ein wildes Schluchzen ausbrach.

Erst hatte er in seiner abgewandten Stellung verharrt, allmählich wandte er sich ihr zu, sie dauerte ihn in ihrer thörichten Zuneigung zu ihm, und sein Zorn schmolz. Was sie gethan, es war ja nur aus Liebe geschehen, und der Gegenstand derselben fühlte sich machtlos zu strengem Richten. Außerdem war er ein moderner Mensch, der vor allen Dingen die Vorteile nicht vergaß, die ihm das weinende Mädchen bot. Gold! Gold! Die Devise unseres Zeitalters hatte auch für ihn entnervende Macht genug, so daß er nicht mehr imstande war, seine Augen davon abzuwenden.

Und gestern, ja, vor noch kaum einer Viertelstunde hatte er das Weib, das diese Macht in Händen hielt, aus sinnlichem Wohlgefallen begehrt — was war denn inzwischen anders geworden? Nichts! — Er selbst am wenigsten.

Er warf noch einen Blick auf das zerstörte Bild — eins hatte es ihm wenigstens gehalten, es hatte ihm Reichtum gebracht.

Gewaltsam umschlang er das weinende Mädchen und preßte sie an sich.

„Juana!"

Mit einem Jubelschrei warf sie die Arme um seinen Hals.

„Hendrik!"

Sie drückte sich an ihn, sie küßte ihn bis zur Atemlosigkeit, ihre Thränen waren versiegt, alles an ihr hatte einen bacchantischen Zug, der seine Rückwirkung auf ihn nicht verfehlte.

Freilich — so war Vera nie gewesen! — Als er nachher allein war, war ihm wüst in Kopf und Herzen — fast betäubt. Das zerfetzte Bild auf seiner Staffelei ließ ihn doch nicht zur Ruhe kommen, obgleich er es verhüllte.

Ein leichtes Leben würde mit Juana nicht sein, das stand fest, aber dafür stellte sie auch niemals die stumme Anforderung an ihn, sich über sich selbst hinauszuheben, wie es Vera so oft gethan, er es so oft als leisen Zwang empfunden. Juana gehörte in die Kategorie der Frauen, mit denen er umzugehen wußte. An ihr war alles Liebe, Hingabe, sie hatte sich seiner bemächtigt fast gegen seinen Willen, er war dieser starken Leidenschaft gegenüber der schwächere Teil gewesen, und das entschuldigte ihn gewissermaßen vor sich selbst. Und dann war sie reich . . . . Ein Thor, wenn er das ausschlug bei der ihm drohenden Arbeitsunfähigkeit.

Aber ganz tief, im Innersten seines Herzens regte sich doch etwas wie Scham und Vorwurf in ihm, wenn er Veras gedachte. — Zu spät jetzt für ihn! Zu spät! — — —

Er hatte seiner Braut versprochen, sie am Abend aufzusuchen, so blieben ihm nur wenige Stunden, um mit allem abzuschließen, was nun hinter ihm liegen mußte. Er begann an Vera zu schreiben, aber es ging nicht, so sehr er sich auch quälte. Immer wieder stand die Gestalt der Märtyrerin vor ihm, zwang ihm die Feder aus der Hand und trieb ihn zu rastlosem Umherlaufen in seinem Atelier. Endlich griff er nach seinem Hut, um persönlich hinzugehen, das war doch besser wie schreiben.

Er ging durch den Stadtpark.

Die Luft war dick und schwül, der Himmel mit großen, dunklen Wolkenfetzen bedeckt, zwischen denen ein häßlich gelbes Licht hervorflammte. Die Bäume standen regungslos, verstaubt, wie niedergehalten von einer großen Furcht vor dem, was sich vorbereitete; kein Vogelgezwitscher war zu hören, nur ab und zu ein schwacher zirpender Laut, als hätte ihn nackte Ängstlichkeit aus der kleinen Kehle gepreßt. Im Osten stand eine mächtige, bleifarbene Wolkenwand, die das nahende Gewitter verkündete.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Am stillen Ort.

Überall ein neu ergrüntes Land,
Wanderer im festlichen Gewand,
Festgeläut in weiter, weiter Runde;
Will drum weilen hier an diesem Ort,
Dem geräuschlos stillen Ruheport,
Eingeweiht zur großen Feierstunde.

Tret ich über Deine Schwelle hin,
Schnell dann schwinden dem entbundenen Sinn
All des Werktags drückend enge Schranken;
Deine Ruh des Lebens Brandung bricht,
Friedhof, und in Deinem milden Licht
Steigen auf die rechten Festgedanken.

Stille steht ja hier das Rad der Zeit,
Und ein Hauch wie von der Ewigkeit
Weht mich an von Deinen stummen Hügeln;
Traum wird alles hier und bloßer Schein,
Und zum ewig wandellosen Sein
Strebt die Andacht auf erhobenen Flügeln.

Wo des Lebens Blüte nicht mehr bleicht,
Und die Angst des Irdischen entweicht,
Da quält kein Verschulden, kein Versäumen;
Ewigkeiten nur das Auge trinkt,
Und des Lebens Traumbild sinkt und sinkt,
Friedhof, hier in Deinen stillen Räumen.

Karl Hüdiger (Hittcher).

Die Geste und die Schauspielkunst.

Von **Otto von Leixner.**

(Schluß.)

IV.

Die malende Geste.

Die vorhergehenden Untersuchungen haben gezeigt, daß die mechanische Geste allen körperlichen Absichten des Individuums, die symbolische den innerlichen Affekten vollstes Genüge leistet. Die beiden Gattungen der Bewegungen haben in sich selbst eine bestimmte Bedeutung, einen thatsächlichen Wert als Kunstmittel. Hier ist der Hauptpunkt, durch den der Unterschied zwischen ihnen und der malenden Geste gegeben ist. Diese muß ihre Bedeutung durch ein Wort oder ein anderes Objekt erhalten, an das sie sich anlehnt. Wenn jemand irgend eine Last hebt, so ruht der Wert der Bewegung in dem Krafteffekt, aber dieselbe bliebe auch ohne die Wirkung verständlich; wenn jemand die Faust ballt, wird man es verstehen, auch ohne daß ein sichtbares Objekt der Empfindung vorhanden ist. Die malende Geste dagegen ist ohne einen Satz oder ein Wort, ohne irgend eine bestimmte Vorstellung, die sie der Phantasie klarer machen soll, unverständlich. Die Probe dieser Behauptung ist leicht gemacht. Man nehme die erste beste Beschreibung in einem Drama, z. B. die Erzählung von Benvolio (Romeo und Julia, Akt III, Sc. 1), wo dieser den Kampf zwischen Tybalt und Mercutio schildert. Ich wähle nur einige Zeilen:

— — Romeo ruft laut:
„‚Halt, Freunde! Auseinander!‘ Und geschwinder
Als seine Zunge schlägt sein rüstiger Arm,
Dazwischen stürzend, beider Mordstahl nieder.“

Die drei ersten Worte gestatten kunstgemäß gar keine Bewegung Bei „Halt Freunde!“ kann eine symbolische Geste am besten durch eine Bewegung der Abwehr mit der rechten Hand in Anwendung kommen. Eine malende Bewegung würde den Satz von „Und geschwinder“ bis zum Schluß begleiten können, aber so, daß die Nachahmung des Schlages erst bei den letzten drei Worten beginnen und mit „nieder“ ihren Abschluß finden würde. Jede andere malende Geste würde Überhäufung sein. Nun denke man sich die bezeichnete Bewegung, die im Anschluß an die Worte der Phantasie des Zuschauers ein lebendiges Bild giebt, ganz allein ausgeführt. Niemand ist imstande, eine klare Vorstellung aus ihr zu gewinnen; sie verliert Wesen und Bedeutung. „Julius Cäsar“ beginnt mit den Worten des Flavius: „Packt Euch nach Haus, Ihr Tagediebe! Fort!“ Hier könnte eine malende Geste angewendet werden; dem Charakter des Römers, des Tribunen, würde die Bewegung mit ganzem Arm und ausgestrecktem Zeigefinger nicht gemäß sein; er wird mit dem Kopfe eine rasche und kurze Bewegung machen, die durch den Sinn des Satzes eine klare Bedeutung erhält. Man trenne nun wieder Wort und Geberde und betrachte letztere ganz für sich. Wird jemand ihren Sinn fassen? Nein. Man kann nun einwerfen, daß auch ein Stummer malende Gesten vollführen könne, daß die Pantomime nur aus Gesten bestehe. Gut, aber dem Stummen müssen Menschen zur Seite stehen, denen das mimische „Fort“ gilt und bei der Pantomime muß dasselbe der Fall sein. Man sehe sich die gemimten Selbstgespräche der Ballette ohne Textbuch an, in den der erste Tänzer uns irgend etwas erzählt — kann jemand behaupten, daß er mehr versteht, als jene herkömmlichen Zeichen, die „schön“, „König“ ꝛc. bedeuten?

Ich habe im Beginn der Untersuchung die malende Geste als Begleiterin des gesprochenen und verschwiegenen Wortes, als Mittel, die Bedeutung eines Satzes oder Wortes klarer, „sinnlicher“ zu machen. Die wenigen Beispiele beweisen die Richtigkeit der Erklärung. Aus ihnen ergiebt sich aber zugleich ein Gesetz für den Schauspieler: „Die malende Geste darf nur jene Worte begleiten, die eine Versinnlichung erlauben, und sie muß sich, wenn mehrere solche zusammentreffen, an das sinnlichste von ihnen knüpfen“. Das Wort „Auseinander“ in der Erzählung Benvolios läßt sich durch eine Geste begleiten; ebenso „sein rüst'ger Arm“, ebenso „dazwischen stürzend“, — aber das sinnlichste Wort ist „nieder“, da sich damit eine klare Raumvorstellung verbindet. Abgesehen davon würde das stete Gestikulieren zum Zwecke des Malens den Eindruck zu einem verzerrten, die Wirkung zu einer unruhigen machen.

Bei der mechanischen und symbolischen Geste habe ich zwei Gesetze nachgewiesen, die in der Natur des Objektes begründet sind. Dieselben müssen in gleicher Weise bei der malenden nachweisbar sein, wenn sie wirklich das Ergebnis

Digitized by Google

geworden ohne meine Schuld. Was bleibt mir nun noch übrig? . . ."

„Ich!" sagte eine feste, klingende Stimme neben ihm.

Mit Haß und Abscheu blickte er auf die Sprechende, seine Augen blitzten.

„Ich will Sie nicht mehr sehen, gehen Sie — gehen Sie," keuchte er außer sich. „Nie — nie mehr!"

Sie lächelte, blaß aber vollkommen ruhig legte sie ihre Hand auf seinen Arm.

„Kommen Sie zu sich, ter Welp, hören Sie mich erst an. Wäre Ihnen das Bild nicht verkäuflich gewesen, wenn es fertig war? Nun gut, ich habe es gekauft, fordern Sie welchen Preis Sie wollen, ich bin zu jedem erbötig, oder vielmehr, diese Hand hier hat das Bild zerstört, auf das Sie Hoffnungen gesetzt, diese Hand bietet sich Ihnen dafür für das Leben. Sie brauchen nicht mehr zu arbeiten, wenn Sie nicht wollen, ich bringe Ihnen ja Geld mit, viel Geld, ein neues unabhängiges Leben, wie Sie es lieben. Nehmen Sie die Hand, nehmen Sie das Geld, nehmen Sie mich selbst . . . Denn Sie wissen es ja, daß ich nicht mehr leben kann ohne Sie."

Und jetzt war es Juana, die den Kopf senkte und in ein wildes Schluchzen ausbrach.

[illegible]

„Hendrik!"

Sie drückte sich an ihn, sie küßte ihn bis zur Atemlosigkeit, ihre Thränen waren versiegt, alles an ihr hatte einen bacchantischen Zug, der seine Rückwirkung auf ihn nicht verfehlte.

Freilich — so war Vera nie gewesen! — Als er nachher allein war, war ihm wüst in Kopf und Herzen — fast betäubt. Das zerfetzte Bild auf seiner Staffelei ließ ihn doch nicht zur Ruhe kommen, obgleich er es verhüllte.

Ein leichtes Leben würde mit Juana nicht sein, das stand fest, aber dafür stellte sie auch niemals die stumme Anforderung an ihn, sich über sich selbst hinauszuheben, wie es Vera so oft gethan, er es so oft als leisen Zwang empfunden. Juana gehörte in die Kategorie der Frauen, mit denen er umzugehen wußte. An ihr war alles Liebe, Hingabe, sie hatte sich seiner bemächtigt fast gegen seinen Willen, er war dieser starken Leidenschaft gegenüber der schwächere Teil gewesen, und das entschuldigte ihn gewissermaßen vor sich selbst. Und dann war sie reich . . . . Ein Thor, wenn er das ausschlug bei der ihm drohenden Arbeitsunfähigkeit.

Aber ganz tief, im Innersten seines Herzens regte sich doch etwas wie Scham und Vorwurf in ihm, wenn er Veras gedachte. — Zu spät jetzt für ihn! Zu spät! — — —

Er hatte seiner Braut versprochen, sie am Abend aufzusuchen, so blieben ihm nur wenige Stunden, um mit allem abzuschließen, was nun hinter ihm liegen mußte. Er begann an Vera zu schreiben, aber es ging nicht, so sehr er sich auch mühte. Immer wieder stand das Gesicht der Römerin vor ihm, zwang ihm die Feder aus der Hand und trieb ihn zu ruhelosem Umherlaufen in seinem Atelier. Endlich griff er nach seinem Hut, um persönlich hinzugehen, das war doch besser wie schreiben.

Er ging durch den Stadtpark.

Die Luft war lau und schwül, der Himmel mit großen, dunklen Wolkenmassen bedeckt, zwischen denen [illegible]

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Am stillen Ort.

Überall ein neu ergrüntes Land,
Wanderer im festlichen Gewand,
Festgeläut in weiter, weiter Runde;
Will drum weilen hier an diesem Ort,
Dem geräuschlos stillen Ruheport,
Eingeweiht zur großen Feierstunde.

Tret ich über Deine Schwelle hin,
Schnell dann schwinden dem entbundenen Sinn
All des Werktags drückend enge Schranken;
Deine Ruh des Lebens Brandung bricht,
Friedhof, und in Deinem milden Licht
Steigen auf die rechten Festgedanken.

Stille steht ja hier das Rad der Zeit,
Und ein Hauch wie von der Ewigkeit
Weht mich an von Deinen stummen Hügeln;
Traum wird alles hier und bloßer Schein,
Und zum ewig wandellosen Sein
Strebt die Andacht auf erhobenen Flügeln.

Wo des Lebens Blüte nicht mehr bleicht,
Und die Angst des Irdischen entweicht,
Da quält kein Verschulden, kein Versäumen;
Ewigkeiten nur das Auge trinkt,
Und des Lebens Traumbild sinkt und sinkt,
Friedhof, hier in Deinen stillen Räumen.

Karl Hüdiger (Hittcher).

Die Geste und die Schauspielkunst.

Von **Otto von Leixner.**

(Schluß.)

IV.

Die malende Geste.

Die vorhergehenden Untersuchungen haben gezeigt, daß die mechanische Geste allen körperlichen Absichten des Individuums, die symbolische den innerlichen Affekten vollstes Genüge leistet. Die beiden Gattungen der Bewegungen haben in sich selbst eine bestimmte Bedeutung, einen thatsächlichen Wert als Kunstmittel. Hier ist der Hauptpunkt, durch den der Unterschied zwischen ihnen und der malenden Geste gegeben ist. Diese muß ihre Bedeutung durch ein Wort oder ein anderes Objekt erhalten, an das sie sich anlehnt. Wenn jemand irgend eine Last hebt, so ruht der Wert der Bewegung in dem Krafteffekt, aber dieselbe bliebe auch ohne die Wirkung verständlich; wenn jemand die Faust ballt, wird man es verstehen, auch ohne daß ein sichtbares Objekt der Empfindung vorhanden ist. Die malende Geste dagegen ist ohne einen Satz oder ein Wort, ohne irgend eine bestimmte Vorstellung, die sie der Phantasie klarer machen soll, unverständlich. Die Probe dieser Behauptung ist leicht gemacht. Man nehme die erste beste Beschreibung in einem Drama, z. B. die Erzählung von Benvolio (Romeo und Julia, Akt III, Sc. 1), wo dieser den Kampf zwischen Tybalt und Mercutio schildert. Ich wähle nur einige Zeilen:

— — Romeo ruft laut:
„Halt, Freunde! Auseinander!“ Und geschwinder
Als seine Zunge schlägt sein rüstiger Arm,
Dazwischen stürzend, beider Mordstahl nieder.“

Die drei ersten Worte gestatten kunstgemäß gar keine Bewegung Bei „Halt Freunde!“ kann eine symbolische Geste am besten durch eine Bewegung der Abwehr mit der rechten Hand in Anwendung kommen. Eine malende Bewegung würde den Satz von „Und geschwinder“ bis zum Schluß begleiten können, aber so, daß die Nachahmung des Schlages erst bei den letzten drei Worten beginnen und mit „nieder“ ihren Abschluß finden würde. Jede andere malende Geste würde Überhäufung sein. Nun denke man sich die bezeichnete Bewegung, die im Anschluß an die Worte der Phantasie des Zuschauers ein lebendiges Bild giebt, ganz allein ausgeführt. Niemand ist imstande, eine klare Vorstellung aus ihr zu gewinnen; sie verliert Wesen und Bedeutung. „Julius Cäsar“ beginnt mit den Worten des Flavius: „Packt Euch nach Haus, Ihr Tagediebe! Fort!“ Hier könnte eine malende Geste angewendet werden; dem Charakter des Römers, des Tribunen, würde die Bewegung mit ganzem Arm und ausgestrecktem Zeigefinger nicht gemäß sein; er wird mit dem Kopfe eine rasche und kurze Bewegung machen, die durch den Sinn des Satzes eine klare Bedeutung erhält. Man trenne nun wieder Wort und Geberde und betrachte letztere ganz für sich. Wird jemand ihren Sinn fassen? Nein. Man kann nun einwerfen, daß auch ein Stummer malende Gesten vollführen könne, daß die Pantomime nur aus Gesten bestehe. Gut, aber dem Stummen müssen Menschen zur Seite stehen, denen das mimische „Fort“ gilt und bei der Pantomime muß dasselbe der Fall sein. Man sehe sich die gemimten Selbstgespräche der Ballette ohne Textbuch an, in den der erste Tänzer uns irgend etwas erzählt — kann jemand behaupten, daß er mehr versteht, als jene herkömmlichen Zeichen, die „schön“, „König“ ꝛc. bedeuten?

Ich habe im Beginn der Untersuchung die malende Geste als Begleiterin des gesprochenen und verschwiegenen Wortes, als Mittel, die Bedeutung eines Satzes oder Wortes klarer, „sinnlicher“ zu machen. Die wenigen Beispiele beweisen die Richtigkeit der Erklärung. Aus ihnen ergiebt sich aber zugleich ein Gesetz für den Schauspieler: „Die malende Geste darf nur jene Worte begleiten, die eine Versinnlichung erlauben, und sie muß sich, wenn mehrere solche zusammentreffen, an das sinnlichste von ihnen knüpfen“. Das Wort „Auseinander“ in der Erzählung Benvolios läßt sich durch eine Geste begleiten; ebenso „sein rüst'ger Arm“, ebenso „dazwischen stürzend“, — aber das sinnlichste Wort ist „nieder“, da sich damit eine klare Raumvorstellung verbindet. Abgesehen davon würde das stete Gestikulieren zum Zwecke des Malens den Eindruck zu einem verzerrten, die Wirkung zu einer unruhigen machen.

Bei der mechanischen und symbolischen Geste habe ich zwei Gesetze nachgewiesen, die in der Natur des Objektes begründet sind. Dieselben müssen in gleicher Weise bei der malenden nachweisbar sein, wenn sie wirklich das Ergebnis

Digitized by Google

der Natur und nicht nur das eines willkürlichen Einfalls sind. Das Gesetz der Individualisation bedarf keines eingehenden Nachweises; da sich der Körper mit dem Geiste zugleich bei jedem Menschen unter bestimmten Verhältnissen entwickelt, so müssen alle Körperbewegungen, somit auch die malende Geste in sich einen kennzeichnenden Bestandteil enthalten. Ein Blick auf das Leben genügt, um uns die Unterschiede bemerken zu lassen. Aus der Lebenswirklichkeit derselben geht aber auch ihre Notwendigkeit für die Kunst dort hervor, wo die Art der Geste wichtiges Merkmal einer Gestalt ist. Da ich gezeigt habe, daß die malende Geste aus der mechanischen hervorgehen kann, so muß sie auch dem Gesetze unterthan sein, das jene beherrscht.

Eine nähere Untersuchung macht die Berechtigung des zweiten Gesetzes notwendig: „Die bei der Geste angewendete Kraft steht im umgekehrten Verhältnis zur allgemeinen Weltbildung des Individuums". Der größte Teil der malenden Geste sucht Raumvorstellungen, die in Worten oder Sätzen liegen, faßlicher zu machen oder weist auf etwas hin, sei es also, daß die Gesten die Form eines Gegenstandes durch Hand- und Fingerbewegungen nachzuahmen suchen, deren Lage oder eine in den Worten liegende Bewegung bezeichnen. Man denke sich eine derartige Geste zu den Worten „Hier ist er", also einen einfachen Hinweis von einer Reihe Menschen ausgeführt, die den verschiedensten Bildungskreisen angehören, aber vorausgesetzt, daß alle im gleichen Zustand der Empfindung sind. Es ist mir unmöglich, die malende Bewegung in jedem Falle mit Worten zu beschreiben. Thatsächlich würde sich ergeben, daß der am tiefsten Stehende bei der Geste des Zeigens die größte Kraft anwenden, mit Arm und Finger den längsten Weg beschreiben wird. Von ihm aus vereinfacht sich die Bewegung, bis an Stelle des Armes eine leichte Kopfbewegung, zuletzt vielleicht nur ein Blick des Auges tritt. In dem Worte „Hinaus!" liegt eine bestimmte Richtung, die durch eine malende Geste unterstützt werden kann. Welche Reihe von Abstufungen wird hier durch die Weltbildung des Sprechenden bedingt; von dem groben Schankwirt an, der es einem unangenehmen Gast zuruft, die Ärmel aufstreifend, bis zum sich beherrschenden Weltmann, der das Wort mit leise zitternder Stimme spricht und es mit einer kurzer Bewegung des Kopfes oder der Hand begleitet.

Die malende Geste versucht auch körperliche Eigenschaften, wie groß, klein, rund, breit ꝛc. durch Handbewegungen zu beleben. Wir begegnen hier der gleichen Abstufung des Kraftverbrauchs.

Die zweite Art ahmt Handlungen nach, die in einem Worte enthalten sind. Man denke sich die gleiche Schlacht von einem rohen Söldner, von einem Offizier, von einem Hofmann; die gleiche Prügelscene von einem Raufbold, einem Spießbürger und einem Gelehrten erzählt. Jeder von ihnen wird die Worte: schlagen, stoßen, hinstürzen, vordringen, weichen u. s. w. mit malenden Gesten begleiten, aber sie werden an Kraftverbrauch abnehmen, je höher die Bildungsstufe des einzelnen ist. Man sieht aus den Andeutungen, daß die Gesetze, die ich bei der mechanischen und symbolischen Bewegung nachgewiesen habe, auch bei der malenden ihre vollste Geltung haben. Was ich aus der Beobachtung des Lebens in kurzen Zügen nachgewiesen habe, besitzt auch die vollste Berechtigung im Gebiete der darstellenden Kunst. Der behandelte Stoff, der in seiner Ausführung und allseitigen Begründung einen starken Band füllen dürfte, ist hier nur in Andeutungen niedergelegt, ich hoffe aber dennoch, daß er Anregungen geben kann.

Es bleibt nur noch eine Frage zu beantworten: „Wie verhält sich die Schönheit der Geste zur Charakteristik derselben?" Wenn diese gelöst werden soll, muß kurz die Aufgabe aller Kunst bestimmt werden. Die Natur schafft, der Notwendigkeit gehorchend. In jedem Wesen, von der Infusorie bis zum Menschen, vom Stein bis zur fleischfressenden Pflanze, liegt ein gewisser Bildungstrieb, ein Teil Kraft, der danach strebt, sich so zu verwirklichen, daß das einzelne Wesen sich zu einem vollständigen Glied seiner Gattung entwickle. Da aber das Leben nicht nur tadellose Keime erschafft und nicht einmal jedem tadellosen Keime gestattet, sich vollkommen auszubilden, so werden eben nur einige wenige Exemplare der Gattung vollkommen sein, die anderen, durch verschiedene Ursachen daran gehindert, bestimmte Mängel zeigen. Diese Vorzüge wie die Fehler bilden aber das Individuelle, das Charakteristische der Einzelwesen. Diese unendliche Fülle von Einzelwesen bildet nun den Rohstoff der Kunst. Da der Künstler aber nur stets aus dem Ganzen einen Teil nehmen kann, diesen aber doch wieder als ein abgeschlossenes Ganze behandeln muß, so folgt, daß er sich nur solche Teile wählt, die das, was er aussprechen, ausbilden will, am vollständigsten verkörpern. Da aber das Leben solche Teile selten bietet, wird sie der Künstler für seine Zwecke bearbeiten, von zufälligen Anhängseln befreien müssen, er wird deshalb durch seine Phantasie das zeigen, was er darstellen will, es so entwickeln, als ob es die Natur selbst gethan hätte, so daß sein Geschöpf ein charakteristisches Exemplar einer bestimmten Gattung sein wird. Das gilt für echten Idealismus und echten Realismus.

Ein Schauspieler, der einen Charakter darstellen will und ein lebendiges Urbild für ihn sucht, wird selten oder nie eines finden, das er nur abzuschreiben brauchte. Unter den Zügen, die es bietet, wird er nur jene aussuchen dürfen, welche klar und wahr den darzustellenden Menschen kennzeichnen, er wird nicht alle Gesten nachahmen können, sondern nur jene, die mit dem inneren Wesen genau übereinstimmen. Charakteristisch ist nur das, was uns einen Teil des Inneren verrät, alles andere ist rein zufällig und für den Schauspieler schon darum selten zu verwerten, weil es die Gestalt unruhig, überladen macht. Aus dieser Entwicklung geht zugleich hervor, daß die Geste nur dort „schön" sein kann, wo diese äußere Schönheit den Menschen kennzeichnet, aber es folgt zugleich, daß die sogenannte Schönheit nicht Zweck der gesamten Kunst sein kann, sondern nur eine bestimmte Art des Charakteristischen bildet. Ebenso verhält es sich mit der Häßlichkeit. Diese ist dem Künstler gestattet, aber nur dort, wo sie eine innere Verzerrung zum Ausdruck bringt. Aber Schönheit und Häßlichkeit der Geste sind ohne diesen Zusammenhang mit dem Wesen der darstellenden Rolle unsinnig und kunstwidrig.

Dieses Prinzip scheint auf den ersten Blick gefährlich; man kann mir einwerfen, daß dadurch dem Schauspieler die Berechtigung gewährt sei, auch die unzüchtige und ekelhafte Geste künstlerisch zu verwenden, wenn er damit die Gestalt des Dichters kennzeichnet. Diese Folgerung kann nur gemacht werden, weil sich ein Teil der modernen Dramatiker darin gefällt, dem Schauspieler Aufgaben zu bieten, die zu solchen Zügen verleiten. Aber aus dem Zustand der Krankheit läßt sich nicht auf die Gesundheit schließen — bei Gestalten, die dem Geiste unserer Zeit gemäß echt dichterisch

Digitized by Google

verfaßt sind, bedürfte es nicht der Warnung vor dem Gebrauch der unästhetischen Geste. Gemeine Widerlichkeit, Cynismus und Pathologie gehören nicht in das moderne Theater, das Frauen und Mädchen offen steht.

Pfingsten.

Von **Friedrich Düsel.**

Tief in des Waldes heil'ge Frühlingsräume
Hab' ich getragen meine Seele heut,
Da scholl von fern zu mir durchs Laub der Bäume
Beim Abendglanz der Pfingsten Festgeläut.

Nun wölbte sich vor mir aus grünen Zweigen
Der Wald, so weit er war, zum Gotteshaus,
Und leise ging durchs duftgetränkte Schweigen
Des Geistes Hauch von jeder Blüte aus.

Wohl spürt' ich seines Atems lindes Regen,
Mir ward das Aug' bei seiner Stimme feucht,
Doch aus der Brust den heißerhofften Segen
Hat fremder Sehnsucht wilder Schmerz verscheucht.

Nach eines andern Atems süßem Wehen,
Nach eines andern Mundes holdem Laut
Ruft unaufhörlich meiner Seele Flehen,
Nach Aug' und Lippe, die mir einst so traut.

Mir löst des Frühlings milde Freudenspende
Im Herzen nicht den winterdumpfen Gram.
Eh' meinem Schicksal nicht die frohe Wende
Aus Deines Auges blauer Tiefe kam.

Auf meiner Seele unruhvollen Wogen
Der Pfingsten Hauch nicht eher weilt,
Bis Du mir jubelnd an die Brust geflogen
Und Weh und Unrast lächelnd mir geheilt.

Parcival und Faust.

Eine Studie von **M. von Eschen.**

III.

Dem mittelalterlichen Parcival erscheint sein Glück, sein Heil, das vollendete Ausleben seines Selbstes bei dem ersten Blick, den er kindlich und unerfahren in die Welt thut, sofort in einer ganz bestimmt schon gewordenen, bestimmt begrenzten und gefaßten Form: dem glänzenden Rittertum an König Artus Hof; — dem Helden des 18. Jahrhunderts, dessen Geist, die überkommenen Formen sprengend, schrankenlos in die Weite schweift, in unbegrenztem Schauen und Erkennen; Herrschen und Wirken. Beide irren: der eine, indem er ganz befangen und erfüllt von der Welt, wie sie ihn äußerlich fertig umgiebt, den Drang seiner Seele der äußeren Satzung unterordnet; sich an ihr genügen lassend, lau bleibt gegenüber dem höheren Leben seiner höheren Bestimmung: dem Gral und was ihm damit nahetritt; — Faust, indem er nur dem ungestümen Drang der eigenen Seele folgend, unberührt durch die Erfahrung, jede Autorität, jedes Gesetz verwirft, über die, sich aus einer höheren gemeinsamen Ordnung aller Dinge für die Einzelpersönlichkeit ergebenden Schranken hinausgreift. —

Doch, ob auch in Sünde verstrickt, ist das bessere Element nicht untergegangen in Parcival. Es war doch auch die Treue, dieser Grundzug seines Wesens, welche in naivem Vertrauen und naiver Anhänglichkeit an das Gebotene, den noch an besserer Einsicht Unerfahrenen in seiner Lauheit bestärkte, fehlgehen ließ auf dem Weg zu dem Ziel. Es ist auch wieder, trotz allem ferneren Irren, die Treue, welche ihn nun treibt, Waffenruhm und ritterliche Ehren, sein Königreich und sein Weib, wie ihm auch die Liebe gewaltig die Sinne zwingt, zu lassen, und nach dem Höchsten allein zu streben, sobald ihm die bessere Einsicht, die Kunde davon gekommen ist. Diese Treue aber führt ihn dann auch zu Gott, dem Urquell der Treue, zurück.

Nach fünf und halb Jahren, während welchen Held Parcival von Gram und Sehnsucht befangen, die Lande durchstreift, niemals dabei den ritterlichen code außer acht gelassen hat, trifft er mit einem alten Ritter und dessen Familie zusammen, welche, den Charfreitag zu ehren, eine Bußfahrt unternommen haben. Hierdurch wird der Gedanken an Gott, eine Treue, Macht und Gnade, von neuem in Parcival lebendig. Und ob er nichts mehr davon wissen wollte: übergroße Sehnsucht und menschliche Ohnmacht zwingen endlich seinen Sinn:

„Ist Gottes Gnade so groß,
Daß sie beide, Mann und Roß
Mag die rechten Wege weisen,
Seine Hilfe will ich preisen.
Kann von Gott uns Hilfe nah'n
So weis' er dieses Kastilian,
Daß meine Reise glücklich sei.
Seine Güte steh' mir bei!
Nun geh' nach göttlichem Bescheid."

Damit legt er dem Pferde die Zügel auf den Nacken, überläßt sich nicht willenlos, doch willig einer höheren Fügung. Der Demut der kindlichen Ergebung und dem gläubigen Vertrauen, diesen echt christlichen Tugenden, kommt nun die Gnade entgegen.

Das Kastilian trägt seinen Herrn zu Trevrezent, der als Bruder des Amfortas zu dem Grale gehört und in seiner stillen Klause mit für das Leid des Gralreiches büßt. Von Trevrezent dann erfährt Parcival erst die eigentliche Bedeutung des Grales, welche die schönste Theodicee des Mittelalters enthält. — Bei dem frommen Mann, einer Inkarnation der Buße, der Abwendung von äußerlich weltlichem Leben, dem gänzlichen Aufgehen der Seele in Gott, vollzieht sich die Wandlung in der Seele des Parcival. Nachdem er dem Klausner den Zustand seines Herzens gebeichtet, erfährt er von jenem, daß er zwei Todsünden begangen hat. Die Mutter war aus Gram über die Trennung gestorben; der rote Ritter, den er zu Tode getroffen, sein Verwandter gewesen Ebenso hat er an dem Gral durch seine Lauheit gesündigt. Parcival sieht ein, daß er, wie alle, der Erbsünde verfallen ist; daß dieser niemand, trotz bestem Meinen und Wollen, aus eigener Kraft entgehen kann: dies ist der Anfang der richtig christlichen Buße.

Den Sünder ohne Reue
Flieht die göttliche Treue.
Wer aber büßet seine Schuld
Der verdient des Höchsten Huld.

Parcival zieht, nachdem ihn der Einsiedler so seiner Sünden entsühnt und mit besserer Einsicht ausgerüstet hat, von neuem wieder aus. Nicht das begangene Unrecht um der

Digitized by Google

eigenen Ehrenhaftigkeit willen gut machen; nicht, um den Gral zu erstreiten — nein, den Gral schauen; seiner Wunder teilhaftig werden; dem Göttlichen um seiner selbst willen nahe sein, ist nunmehr des fahrenden Ritters Streben geworden. Und diesem hält er die Treue inmitten der ritterlichen Thaten, die er auch jetzt wieder vollbringt, inmitten dem Glanz und den Freuden des König Artus Hofes, mit dem er zusammenkommt, der Liebe, die ihn zu seinem Weibe zieht. Wie diese Liebe der Stern war, der ihm auf seinen Irrfahrten geleuchtet, ist nun der Glaube an Gottes Gnade, die fromme, vertrauensvolle Ergebung in dessen Willen, anstatt das Pochen auf die eigene Kraft, der Trotz auf den eigenen Willen, der Stern geworden, der seinen Weg lenkt; diesmal die rechte Weise zu dem rechten Ziel.

In dem Kampf mit dem prächtigen Heiden Feirefiß zerspringt das Schwert des Parcival, als er den tödlichen Streich auf den noch unbekannten Stiefbruder führen will: Gott bewahrt den vor Sünde, den er seiner Sünden entsühnt, in Gnaden wieder angenommen hat, der zu seinen Auserwählten gehört! — An dem Stein des Grabes erscheint die Inschrift, daß Parcival hier König werden soll. Kundrie la Gurziere, wie sie schon einmal des Helden Schmach der Tafelrunde verkündet hat, erscheint jetzt, des Helden Heil zu verkünden. Mit seinem Weib und dem Sohne Loherangrein zieht dann Parcival ein in das Reich des Grales; er thut die unterlassene Frage, damit dem Willen Gottes Gerechtigkeit geschieht, worauf Amfortas erlöst ist.

Und nun —

„Was im Paradies mag winken,
Die Erde mag gebären
Die Freude giebt des Grales Kraft
Der ritterlichen Brüderschaft" — — — —

und weiter die Bürgschaft der ewigen Seligkeit:

„Denn scheiden sie aus diesem Leben,
Wird ihnen dort das Heil gegeben."

heißt es in Wolfram von Eschenbachs Lied. Sein Held hat somit den Höhepunkt von harmonisch vollendetem Glück, Heil und menschlicher Bestimmung für diesseits und jenseits erreicht. —

Wenden wir uns jetzt wieder zu dem Faust, um die Entwickelung der Grundidee, die Wandlung des Helden, seine Erlösung, das Erreichen des Zieles hier zu verfolgen.

Der Sünde verfallen, mit dem Bösen im Bunde, war Faust am Ende der Tragödie unseren Blicken entschwunden.

Doch jener Geist, dem die sinnliche Natur nur als ein Mittel dient, sich darin zu offenbaren; der Geist, dessen Wesen darin besteht, dieses, sein Wirken zu regulieren, die Einzelerscheinung in die Harmonie einer sittlichen Weltordnung zu erheben, jene durch und mit dieser zu realisieren: der Geist, gegen welchen Faust so schwer gesündigt: er ist dennoch auch in ihm lebendig geblieben; ja, er kann als zu seinem Wesen gehörig, wohl unterdrückt werden, aber gar nicht verloren gehen. Darum hat der Goethesche Held in seinem Thun keine Befriedigung, keine währende Betäubung gefunden, vielmehr der Menschheit ganzen Jammer kennen gelernt; muß er, durch die Grenzen des Individuums gemahnt, umkehren: kann er aber auch aus eigener Kraft den Weg zu seinem Heile finden. —

Darum begegnen wir Faust zuerst, ohne Mephisto, in der Waldeseinsamkeit wieder. Wunderbar tief, wahr und schön ist mit dieser Umgebung, dem Sang der Elementargeister die immer heilende, ethisch wirkende, reinigende und heilige Macht der mit dem göttlichen Geist verbundenen Allnatur (Lebenseinheit) im Gegensatz zu der von jenem losgelöst gedachten, rein elementaren Natur — Sinnlichkeit, dargestellt, welche erstere ein jedes Geschöpf wieder aufnimmt in ihren mütterlichen Schoß, nicht um es zu vernichten, sondern damit es um- oder neugebildet werde. —

Körperlich und geistig beruhigt, erscheint Faust jetzt fähig, das Allwalten ringsum als ein immer erneutes Streben nach höheren Daseinsformen zu begreifen. Er ist imstande, sich von dem übermächtigen Ganzen zu wenden und sich mit der Betrachtung der Einzelerscheinung zu begnügen, wie sie sich in dem Spiel der Sonnenstrahlen, in dem Wasserfalle offenbart, anstatt wie früher jene Allgewalt auf einmal schauen, wie diese selbst wirken zu wollen. Damit hat Faust gewissermaßen die Weise eingeschlagen, in der es dem Menschen gegeben ist, sich erkennend und handelnd an dem Ganzen zu beteiligen: ein neuer Weg, auf dem es ihn vorwärtsdrängt. Haben doch nicht umsonst die Geister in seine Seele gesungen:

„Alles kann der Edle leisten,
Der's versteht, und der's begreift."

Faust begiebt sich an den Hof des Kaisers Pan. Mit seinem Auftreten als Pluto bei dem Maskenfest, und seinem doppelsinnig gefaßten Wagenlenker, ist der geistig und materielle Reichtum des Faust angedeutet. Schafft er dann als Staatsmann einen vorübergehenden, täuschenden Reichtum in dem Papiergeld, so weist er doch darum zugleich auf die Wirklichkeit der noch unerforschten Schätze der Natur hin, wie sie dem Menschen zugänglich und zuträglich sind. Es regt sich in ihm, ob er auch noch mit Mephisto im Bunde ist, doch das sichere Vertrauen auf menschliche Kraft und menschliches Thun. —

Nachdem für die Bedürfnisse des Lebens gesorgt ist, stellen sich andere ein. Faust soll Helena, das antike Schönheitsideal, aus dem Orkus heraufbeschwören, das heißt, die Kunst soll den reich gewordenen Kaiser und seinen Hof vergnügen. Mephisto, der Teufel, die Inkarnation der sinnlichen Gemeinheit, des rohen, egoistischen Genusses mit seinem nur an dem einzelnen haftenden Blick: die Verneinung jedes allgemein wirkenden, alles verbindenden Geistes, hat keine Macht über die antike Welt, deren Lebensideal das harmonisch schöne Menschentum ist, und deren künstlerischer Genius den von allen durch die Einzelerscheinung bedingten Zufälligkeiten, freien Idealtypus des Menschen geschaffen hat.

Mephisto kann diesmal dem Faust nur sagen, daß Helena — jenes Ideal — bei den Müttern, den reinen Ideen, gleichsam den Platonischen Urgestalten, wo der Fuß nichts Festes mehr berührt, in dem ewig Leeren zu finden sei: ein Nichts, vor dem ihm, der ja nur die sinnlich gewordene Einzelerscheinung wahrnimmt, graut. Auch den Faust erfaßt ein Grausen. Doch

„Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil,
Wie auch die Welt ihm das Gefühl verteure,
Ergriffen fühlt er tief das Ungeheure" —

nämlich es überkommt ihn wie eine heilige Ahnung, daß in diesem „nichts" endlich die Lösung „das All" zu finden sei. —

Gestützt nur auf seine Kraft, mit dem Zauberschlüssel in der Hand, läßt er sich hinab an den Ort, wo die Mütter thronen, das heißt, er läßt los von der sichtbaren Erscheinung der Dinge, auf die Gefahr seiner eigenen Existenz, versenkt sich der Geist, sein eigenes Ich, darin die Gründe alles Seins zu entdecken. Hiermit ist der Anfang zu der Trennung des

Digitized by Google

Faust von dem Teufel, der Wandlung seinem Heile entgegen gemacht. — Faust kehrt zurück, sein Genius hat gleichsam in intuitiver Ahnung das Ideal geschaut. Der Künstler ist in seiner Seele lebendig geworden. Während man sich ringsum an der heraufbeschworenen Helena witzelnd und kritisierend vergnügt, drängt es ihn, das Ideal dauernd zu besitzen. Mit dem alten, echt faustisch ungestümen Drang will er danach greifen; der Schatten entschwindet. So leicht läßt sich das Ideal nicht dem Leben gewinnen, dessen Grundprinzip ein langsam fortschreitendes Erwerben von dem Guten und Schönen heischt, dessen köstlichsten Inhalt eine uralte Weisheit schon in Mühe und Arbeit gesetzt hat.

Nun aber beweist Faust doch, daß er ein anderer geworden ist. Seine Enttäuschung stürzt ihn nicht in Verzweiflung: ein hohes, schönes, doch menschliches Ziel giebt auch dem Menschen Mut und Kraft, dasselbe zu verfolgen. Er begiebt sich auf den klassischen Boden, die entschwundene Helena zu suchen, in Begleitung des von seinem früheren Famulus künstlich hergestellten Homunkulus: der Genius, nachdem er in begeistertem Schauen seine Aufgabe inne geworden, verbindet sich mit der Wissenschaft, die er im überschäumenden Gefühl seiner Kraft entbehren zu können glaubte, nunmehr mit ihrer Hilfe erst in stetig fortschreitendem Arbeiten und Streben, das in der Begeisterung geschaute Ideal zu prüfen, zu klären und mit dem Leben zu verbinden.

Dem nunmehr innerlich dafür vorbereiteten Faust wird das endlich in der Vermählung mit der Helena zu teil.

Es ist das eine Allegorie, welche die Umbildung und Wandlung des Faust durch die Kunst ausdrücken soll, kennzeichnend für die Zeit. Hat sich doch die Bildung der größten Geister jener Tage zuerst auf dem ästhetischen Gebiet, und zwar hier unter dem Stern des Klassizismus vollzogen. Gab es doch unter diesen genug, die da meinten, das Leben wäre nur der Kunst zuliebe da, und diese einzig das Prinzip des Seins. Goethe, einer der ersten hier, hat auch diesen Entwicklungsgang mit durchgemacht. Dann aber, indem er weit über seine Zeit hinaus den Entwicklungsprozeß der Menschheit auslebte, konnte er weder dem künstlerischen Schaffen, noch der ästhetischen Bildung allein den Preis überlassen. Ebenso wie sich die Aufgaben, das letzte Ziel des reifenden Mannes in der, ob auch gemütlich, sinnlichen, noch so poetisch schönen — sinnlichen Jugendliebe nicht erschöpfen; wie unser Geschlecht in seinem Fortschreiten einer anderen Sühne für begangene Sünden bedarf, als nur Leid und Tod: bedarf es auch, die ihm gesteckte Aufgabe zu lösen, noch anderer Bildungen als nur den ästhetischen Kult: vor allem des Charakters, der sich in dem wirklichen Leben erst voll bewährt.

Darum kann auch die Entwicklung Faust's so nicht vollendet sein; ebensowenig das antike Kunst- oder auch Lebensideal, das Ideal des modernen Menschen bleiben. Wohl aber kann und ist es zu einer Form für ihn geworden, durch welche er den Begriff des wahrhaft Schönen (Schön-Guten — der Kalokagathia der Alten) in seinem Wesen und seinen Gesetzen erfassen und empfinden lernt. Faust darf darum auch nicht in dem Besitz der Helena beharren; ihr Gewand aber hält er fest, da sie ihm entschwindet; gleichsam der Niederschlag jenes idealen Vermählungsprozesses: die geistige Läuterung, welche den Menschen feit gegen alles Gemeine und allem Höheren entgegenstimmt, bleibt sein eigen für immer.

Wieder erscheint der Held des Dichters, der mit liebevollem Blick, wie kein anderer, das Wesen der Natur betrachtet, dem sie, wie keinem anderen, ihr innerstes Sein offenbart in der Waldeinsamkeit. Des Herzens früheste Schätze quellen in ihm auf, erscheinen ihm als jugendherstes längst entbehrtes Glück!

„Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form,
Löst sich nicht auf, erhebt sich in dem Äther hin
Und zieht das beste meines Lebens mit sich fort."

Gereift und veredelt in seinem geistig idealen Streben erkennt Faust, was doch an Schönem auch unter seinen früheren Drängen und Stürmen verborgen keimte, sieht er vor seinem Auge vorüberziehen, was in schöner Erfüllung sein eigen geworden. Dann aber, wie mahnend, drängt es den reifer gewordenen Mann, sich endlich an den Mühen, den Sorgen, dem Kampf des Lebens zu bethätigen, gleichsam das Ideal in sich selbst zu realisieren.

Er sieht, wie das Meer die wüsten Strecken von Land in der Ferne überflutet. Und wie er mittlerweile die Bildungen der Natur mit ganz anderem Verständnis betrachten gelernt hat: so erkennt er auch in der durch Kampf und Arbeit zu erwerbenden Herrschaft des Menschen über die Elemente, des Geistes über die Natur, etwas Köstliches.

„Was zur Verzweiflung mich beängstigen könnte.
Zwecklose Kraft unbändiger Elemente,
Da wagt mein Geist, sich selbst zu überfliegen,
Hier möcht ich kämpfen, dies möcht ich besiegen,"

wird jetzt seines Lebens Aufgabe.

Doch es gehört Mut und Kraft dazu, um sich das Feld für erfolgreiche Thätigkeit zu erobern; auch Faust muß sich erst im Kriegsdienst bewähren, ehe er zum Lohn jenes Stückchen Land vom Kaiser empfängt, mit dessen Kultur er den Weg zu seiner endlichen Vollendung betritt. — Daß sich Faust gerade in dieser Weise in und an dem Leben bethätigt: da haben unwillkürlich die Liebhabereien vieler großer Geister der Zeit, auch die von Goethe ihren Einfluß geübt: eine Nachwirkung des physiokratischen Systems, das in dem 18. Jahrhundert aufgekommen, in den Gütern des Bodens die Güter der Welt sah.

Der Erfolg krönt redliches Mühen. Faust ist der Herrscher von einem durch ihn geschaffenen Lande geworden: sittlich vollendet ist er noch nicht. Noch steht Mephisto in seinem Dienst; der Pakt mit jenem in Frage. — Und noch einmal flammt auch dembie Individuum eigene, so lange durch edlere Neigung in Faust beherrschte Selbstsucht wieder auf. Das alte Paar, dessen Wohnsitz seinen Plänen im Wege lag, wird von dem überbereiten Mephisto, der es nur zum Tauschen zwingen sollte, getötet. Wieder flucht Faust. Diesmal jedoch dem unbesonnenen, wilden Streich des Teufels, an dem er sich schuldig fühlt, und den er bedauert. Die Sorge, der Vorbote des Todes, berührt sein Haupt.

Er überdenkt sein Leben; es ist ihm leid, um die Thorheiten darin; leid, daß er sich im Bunde mit Mephisto um den Segen seiner Arbeit, als den Erfolg eigener Mühe allein gebracht hat. Doch als Mann der That jetzt, giebt er sich keinen müßigen Gefühlen hin. Die Sorge um irdisches Leid hat keine Macht über den göttlichen Geist, der mehr und mehr in Faust zur Herrschaft gelangt ist, und ihn, ob auch sein äußeres Auge blind geworden ist, sehend macht mit dem inneren Licht. Von neuem soll zur Arbeit gerüstet werden, welche Millionen Raum schaffen wird für ein thätiges, freies Leben, dessen Möglichkeit und Gedeihen von der Ge-

Digitized by Google

meinsamkeit aller im Kampf mit den verderblichen Elementen abhängt. Denn

„Nur der verdient die Freiheit und das Leben,
Der täglich sie erobern muß,“

hat Faust als der Weisheit letzten Schluß gefunden — zugleich in der sittlichen That jedoch erst: der freien Bethätigung des einzelnen an einem, von einem Vernunftgesetz geordneten Ganzen, das immer wieder durch die eigene Kraft, das Zusammenwirken seiner Teile sich behauptet und fortschreitet in stets sich erneuender Vollendung, des Lebens höchstes, letztes Ziel:

Solch ein Gewimmel möcht' ich sehen,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehen.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen,
Verweile doch, Du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehen.
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich froh den höchsten Augenblick —

Das sind die letzten Worte. Da naht der Tod. Mephisto macht sich bereit, den Pakt einzulösen. Doch, nicht Besitz, Herrschaft, Betäubung und Genuß, nein, die selbstlose That ist der Inhalt jenes bedeutsamen Augenblickes gewesen: das hat ihn endgiltig befreit von dem Teufel. Faust stirbt, weil einmal jedem Einzelwesen ein Ende, die Vollendung seiner irdischen Entwickelung gesetzt ist. Er hat geirrt: doch er hat auch gestrebt.

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen,“

singt der Chor der Engel, welche Faust dem Teufel entreißen und einer immer fortschreitenden Vollendung entgegenführen.

Das ist gewiß eine sehr verschiedene Lösung des einen Problems und der Wandlungen — sozusagen — von zwei Typen menschlicher Entwickelung. Und doch wie schroff auch die Gegensätze darin auseinandergehen, der tiefer schauende Blick nimmt bald einen Punkt wahr, wo sie sich wieder berühren; ein Etwas, das sich gleich bleibt: wie verschieden auch die Elemente, die Fähigkeiten, Leistungen, kurz all die einzelnen Individualitäten, aus denen sich der Mensch zusammensetzt, wechselnd in den Vordergrund treten; ein Etwas, das wir somit wohl als den eigentlichen nervus rerum von menschlichem Wesen, menschlicher Entwickelung und Bestimmung überhaupt anzusehen uns erlauben dürfen.

Wie schon einmal bemerkt, gemeinsam war Parcival und Faust das mächtige Verlangen nach dem Glück — dem Heil, dem befriedigten Ausleben ihrer Persönlichkeit — das rücksichtslose, mutige Vorgehen mit der instinktiven Überzeugung auf den Erfolg, sozusagen, als ein selbstverständliches Recht. Ebenso gemeinsam erschien ihnen beiden jenes Glück zuerst vorzugsweise unter dem Gesichtswinkel des Genusses, der Freude an dem Leben, was ja auch so gemeinhin darunter verstanden wird. — Nur daß bei ihnen, als höher beanlagten Naturen, jener Genuß sich nicht allein an einem müßigen Hinnehmen der Freuden besteht, vielmehr zugleich eine gewisse Thätigkeit einschließt: der Glanz, die Ehre des ritterlichen Lebens fordern ritterlichen Kampf, strenge Befolgung des ritterlichen code; das schrankenlose Streben in die Weite nach Gott gleichem Erkennen und Wirken, setzt eine Bethätigung des genialen schöpferischen Geistes voraus.

Ob dann der junge Parcival von der äußeren Welt, ihrer Klugheit und Satzung befangen, lau bleibt gegenüber dem [illegible] dem Mitleid in seiner Brust; sich lieber mit dem begnügt, wie es einmal gegeben ist oder kommen mag, statt der inneren Stimme zu folgen, die höheres heischt — ob Faust, von der wunderbaren Fülle der eigenen Kraft, dem gewaltigen Drang in seinem Innern hingerissen, das dem Einzelwesen von einer höheren Ordnung gesetzte Maß überschreitet: beide irren — —

Wenn hierbei der mittelalterliche Dichter auf die Erbsünde hinweist, während der moderne den Menschen irren läßt, „so lange er strebt“: so hat ein jeder nur einen anderen Ausdruck für das Gleiche gebraucht, was uns allen bekannt ist: nämlich die Mangelhaftigkeit und Unzulänglichkeit, der Kampf und Widerstreit in allem endlichen Sein.

Wenn ferner Wolfram den Zweifel, den Trotz, den Abfall von Gott zu den Sünden rechnet, die den Menschen verderben: so stimmt er im Grunde abermals mit dem modernen Goethe überein, dessen Faust doch auch erst, nachdem er an dem höheren Ziel des Menschen und seiner allerbesten Kraft verzweifelnd, dieser abgeschworen hat, dem Teufel verfällt. Nur daß dem Zeitalter der Vernunft eben diese auch als das Höchste, der leitende Gottesfunken, der Gott in der Natur und dem Menschen erscheinen mußte.

(Schluß folgt.)

Sehnsucht.

Von **Margarethe Schäffer.**

Mir ist, als müßt' auf dieser Erden
Ich Dich noch einmal wiedersehn
Als könnt' ich nimmer stille werden,
Als könnt' ich sonst nicht sterben gehn.

Als könnt' ich von der Welt nicht scheiden,
Als wär' mein Leben nicht erfüllt,
Als würde mich das Grab nicht leiden
Mit dieser Herzglut ungestillt.

Die müßte eine Flamme zeugen,
Durchschwälend Grabesnacht und Tod,
D'raus, jauchzend, durch das heil'ge Schweigen,
Dein Bildnis mir entgegenloht! —

Das „oaschichti“ Lenerl.

Das oaschichti Lenerl war das ärmste Weible des ganzen Dorfes, aber trotzdem (oder vielleicht auch wegendem) das zufriedenste. Sie lebte von den Lebensmitteln, die sie von den reichen Bäuerinnen für ihre stets bereite Hilfe in allen möglichen Vorkommnissen des dörflichen Kleinlebens erhielt. Bekam sie auch einmal ein paar Tage nichts — na, da hungerte sie eben ein bißchen, und zum Verhungern war's ja doch noch nie gekommen. In der freien Zeit, die ihr im Überfluß blieb, saß sie im Sommer vor ihrer Hütte, im Winter in der kleinen Kammer und spann eifrig. Sie war eigentlich noch gar nicht so alt, hatte aber doch etwas ungemein Ehrwürdiges durch ihre silberweißen Haare und den trüben, durch Weinen gedämpften Blick der großen, blauen Augen.

Ich galt etwas bei ihr, weil ich mich stets gern und eingehend mit ihr unterhielt, und besonders aber, weil ich sie gebeten hatte „Du“ zu mir zu sagen, wie es so ihr Brauch war. Eines Tages fragte ich sie nun scherzend, wo sie denn

Digitized by Google

ihr Geld versteckt habe, denn bei ihrer Bedürfnislosigkeit und ihrem Fleiß müsse sie ja schon ein ganzes Vermögen beisammen haben! Da ward sie gar ernst, und sagte, sich erst vorsichtig umschauend: „Woaßt — Dir ka i's scho sag'n, denn Du hast a Herz derfür un a an Verstand. Die Sach is halt so: I han amal an Schatz g'habt, un der schönst und bravst Bua is g'wen im ganzen Dorf. Die schwarsten Bauerntöchter ham nach'n aussi g'luegt, aber schau — grad nur mi hat er mög'n, und i war doch so e blutarms Deandl un a ledig's Kind a no derzua. Mer ham uns so viel gern g'habt, und der ganz Himmi is uns voll Baßgeign g'hanga, da kimmt af amol der 66er Krieg aus. Mei Schatz muß eirucka, und einer vo die ersten, die derschossen worn san — war mei liaba, oanziger Bua. O da warn's af amol all' so liab un freundli zu mir un ham g'sagt, ‚er ist für König und Vaterland gestorben', aba, o mei, han i mer denkt, was hot denn itza der Kini oder 's Vataland dervo, daß mei oanziger Bua hat sterbn müssen. Ja," setzte sie leuchtenden Blickes hinzu — „wann's no anno 70 gwest wär, da ham sich unsere Buabn do an deutschen Kaiser aussi g'schossen! Woaßt, und da bin i halt so nach und's nach ganz hintersinni wor'n, un i hab allweil denka müss'n, ob wohl mei Franzl glei in Himmi komme is. Er is nämli e bisl viel hitzi g'wen, un bei dem gachen Tod is er 'leicht ohne Reu un Leid abg'schiedn. I hab halt mei Angst 'n Herr Pfarr klagt, un der hot mi tröst' un hot g'moant, wenn er a vielleicht a bisl drin stecket im Fegfeu'r, mit zwölf heilinga Messen ziacheten mer'n scho sicher wiada aussi. Und denk," fügte sie strahlenden Blickes hinzu — „auf elfi han i's scho bracht, un jetz gib i mei Gspinnst bei'n Kramer-Wastl ab, un 's Geld derfür trag i glei 'n Herrn Pfarr für die zwölfte hi. Und denk nur, die vielen Paterln und Aves, die i allweil bet hon, wer'n wohl a mit g'holfen han."

Freudig gestimmt entfernte sie sich trippelnd. Eine halbe Stunde später entstand plötzlich eine allgemeine Bewegung im Dörfchen: „S' oaschichti Lenerl is mit' n Steg z'sammbrocha, und ins Wasser g'falln!" Als ich schleunigst nach ihrer Kammer eilte, war der Herr Pfarrer da, und ich hörte sie eben mit schwacher Stimme jammern: „O mei, Herr Pfarr, 's Geld für die zwölfti liegt jetz im Wasser und i mein i g'spürs, i ka's nimme verdiena." Der geistliche Herr verspürte menschliches Rühren, und versicherte ihr, grad heut habe er früh die heilige Messe für den Franzl gelesen, und der sei sicher jetzt schon auf dem Weg zum Himmel. Da leuchteten ihre großen, blauen Augen in fast überirdischem Glanze, und sie rief: „Ja, da muß i mi ja schleuna, daß i' n ebber no ei'hol!" Und sie „schleunte" sich, legte sich wie ein Kind zurecht, — und — ging hinüber.

Ist ihr Glaube zu bemitleiden? Einige werden sagen: „Es war eben ein von den Pfaffen verdummtes, altes Weib."

Ich meine: Wer sein Liebstes verlor, der kann sie um die Glaubensfähigkeit — für den Geliebten noch wirken zu können — tief beneiden!

Gräfin zu Leiningen.

Vermischte Anzeigen.

Ein frisches, liebenswürdiges Talent offenbart sich in der Gedichtsammlung **„Zu Thal"** von S. Fritz (Leipzig 1893, Verlag von Karl Reißner). Der Dichter muß ein Mann schon in reiferen Jahren sein; schmerzlich lächelnde Welt- und Lebenserfahrung spricht aus seinem Büchlein. Ein Menschenleben rinnt hier „zu Thal", der Dichter steigt noch einmal hinauf zur Quelle und läßt es an sich vorüberfließen. Da ersteht die alte, längst begrabene Jugend wieder, als er noch der Esel seines Herzens war; da kommt die schlimme, enttäuschungsreiche Zeit, als die Jugendideale zum ersten Male in Berührung kamen mit den rauhen Ecken und Kanten der Wirklichkeit, als sie zerplatzten wie Seifenblasen und ein salziger Thränentropfen der ganze Rest war; da ringt sich auch die schwere Schicksalsstunde wieder aus dem Vergessen los, als der Allherrscher Tod ihm sein Liebstes vom Herzen riß, sein Weib, das Spiegelbild seines Wesens, sein besseres Selbst! „Ich habe weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schwester, weder Weib noch Kind — ich habe nur den Reim!" Diese Worte Maupassants hat der Dichter als Motto für sein Buch gewählt; aber er hat noch mehr als den Reim, er hat den Humor, jene Schwermut, die lächelt, die den Gefühlsegoismus des ersten Schmerzes überwunden hat. In der humoristischen Lyrik, zum Teil auch im Epigramm entfaltet sich am reichsten des Dichters Können; wo er aber ein bärbeißig ernstes Gesicht zeigt, glückt es ihm nicht recht. Die Gedichte „Grabsteinranken", an die tote Gattin gerichtet, sind tief empfunden; doch wachsen sie nicht heraus aus den Windeln des Persönlichen-Allzupersönlichen.

P. R.

Nach kurzer Pause veröffentlicht Maurice Reinhold von Stern schon wieder einen neuen Band Gedichte, denen er den Titel **„Mattgold"** giebt (Zürich 1893, Verlag von Sterns litterarischem Bulletin der Schweiz). Der Name scheint mir nicht vorsichtig gewählt: er kann zu boshaften Spöttereien Anlaß geben, die zum Unglück nicht unberechtigt wären. Sterns neue Gedichte sind wirklich Mattgold, ein Zeugnis, wenn auch nicht für seine erlahmte Schaffenskraft, doch für seine matte Selbstkritik. Das Buch macht den Eindruck der Nachlese auf einem Kornfelde, dessen reicher Ertrag schon wohlverwahrt in der Scheuer liegt. Gewiß ist hier und da ein Halm stehen geblieben, dessen vollkörnige Ähre eine nachträgliche Rettung rechtfertigt; aber daneben auch manche leere, ausgetretene oder verkümmerte Ähre, die besser als Dünger gedient hätte für die kommende Ernte. Bei weitem das großartigste Gedicht des Bandes ist „Arbeiterweltfeiertag 1892"; das ist der ganze Stern mit der schwerfälligen Wucht seiner Empfindung, dem breitwogenden, volltönenden Pathos seiner Sprache, der souveränen Gewalt über die Form. Der Zwiespalt zwischen sozialistischer Weltanschauung und dem künstlerischen, auf dem Ich des Künstlers ruhenden Schönheitsideal findet darin einen fast typischen Ausdruck. Stern nimmt mit diesem Gedicht von seiner sozialistischen Vergangenheit Abschied, aber wohl nur, soweit sie von der Tendenz erfüllt war. Die Idee wird ihn auch ferner beherrschen, ich hoffe, nicht zum Schaden seiner Kunst. Vielleicht ist Stern berufen, das schwierige Problem zu lösen, über das bis jetzt noch jeder soziale Dichter gestrauchelt ist: die Versöhnung der poetischen Rechte des Ichs mit den moralischen Pflichten gegen die der Gesamtheit! Eine solche soziale Dichtung dürfte allerdings weit entfernt sein von der politischen Tendenz-Poesie eines Karl Henckell oder des früheren Maurice von Stern.

P. R.

Ausgewählte Gedichte des Grafen Carl Snoilsky. Deutsch von Adolf Stern. (Dresden 1892, v. Zahn u. Jaensch. 167 S.).

Snoilsky? Ein schwedischer Graf, der im 53. Lebens-

Digitized by Google

jahr steht. Aber wer kennt ihn? Ibsen, Strindberg, Garborg, Hamsun und alle die näheren und entfernteren Landsleute des Grafen sind dank dem Heißhunger unserer Übersetzer und des Publikums nach sensationeller Problemequilibristik längst heimatsberechtigt bei uns. Aber Snoilsky? Hoffentlich wird Deutschlands gebildete Welt Adolf Stern für seinen Versuch, ihr den schwedischen Dichter vorzustellen, Dank wissen. Er scheint, was die Behandlung der Form anbetrifft, nach dem Vorliegenden zu urteilen, ein nordischer Platen zu sein. Ob auch die Auswahl gut getroffen ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Ich möchte zweifeln. Soviel zeigen auch die gebotenen Dichtungen: Prägnanz, Übereinstimmung zwischen Inhalt und Form, Bilderreichtum. Snoilsky ist ein denkender Kopf, ein tief empfindender Mensch, ein geläuterter Geist, aber leider — er „macht nicht in Naturalismus". M. W.

Briefkasten.

Schleswig-Holsteinerin. Besten Dank für Ihre Mitteilung. Solche Fälle sind sehr häufig. — Frl. A. S. in O. „Der Liebe rechte Art" entstammt einem sinnigen Gemüt, aber Form und Ausdruck sind noch etwas zu unkünstlerisch. Vielleicht senden Sie später Besseres. Besten Dank für das freundliche Gedenken. — Herrn C. Kr. in B. „Abend im Parke" hat Stimmung, aber es entbehrt noch der Eigenart. Senden Sie gelegentlich neue Versuche. Besten Gruß. — Savonarola. Ich sagte Ihnen ja schon, daß Sie nicht ohne Begabung seien. Aber Sie dichten etwas flüchtig. In „Kahnfahrt" ist z. B. von einem Kampf um Gott gar keine Rede; die Einleitung ist ein Stimmungsbild ohne jede Andeutung des Seelenzustandes, und zuletzt ohne allen Bezug die zwei letzten Zeilen. Das kleinste Lied ist ein Lebensbau, dessen Glieder zusammenstimmen müssen. — Frl. H. H. in Gr. Gl. Die letzte Strophe ist gut und für sich ein Gedicht; in den anderen stört das Göttergesindel, Dryaden, Pan und die Rosenfey. — Herrn Fr. D. „Pfingsten" soll kommen. — Elias V. Warm, aber nicht eigenartig genug. — Herrn C. L. Tangermünde. Weltgeschichte: Weber, oder die neue eben erscheinende bei O. Spamer. Deutsche Geschichte, ganz frei vom Parteistandpunkt ist bis heute ein frommer Wunsch. Das Werk Ebners kenne ich nicht. — Frl. C. Dewerny in B. Das eine Frühlingslied finden Sie im nächsten Hefte. Sie haben Empfindung; wie weit aber Ihre Begabung reicht, kann ich nicht sagen. Das muß sich erst zeigen. Besten Gruß. — Frl. L. Verrina in L. Noch zu wenig Eigenart, daher leider: Papierkorb. — Herrn A. N. in W. 1) Offene Oceane, d. h. solche mit eigenen Meeresströmungen sind nur, der Atlantische, Indische und Große Ocean. 2) Als das Mittel der Tiefe des Großen Oceans wird etwa 3900 Mtr. angenommen. — Frl. K. H. in W. (Kurt Halle). Die vier Lieder sind warm, aber zu persönlich empfunden. Sie verstehen ihre Bedeutung, da Sie alles das aus dem Gefühl ergänzen, was dem Leser unbekannt ist. — Herrn Th. B. „Leben und Schmerz" behandelt einen zu oft schon ausgesprochenen Gedanken, der nur mehr in sehr eigenartiger Auffassung Wert haben kann. — Frl. E. M. Hannover. Gewandter Ausdruck, warmes Herz, aber die Form nicht künstlerisch. Mit Gedichten werden Sie nichts verdienen können und auch mit Prosa am Anfang nicht so viel, um davon auch nur ärmlich zu leben. Bleiben Sie lieber bei Ihrem Beruf und benutzen Sie die freie Zeit zu Versuchen auf schriftstellerischem Gebiete. — Herrn Dr. R. S. in H. Ein Buch unter dem genannten Titel habe ich nicht geschrieben. Vielleicht aber ist meine Kulturgeschichte dieses Jahrhunderts gemeint „Unser Jahrhundert". Besten Gruß. — Herrn stud. M. E. in T. „Sommers Scheiden" angenommen. Der Nachdruck Ihrer Gedichte steht Ihnen frei. — Herrn Prof. H. in W. „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers", Frankfurt a. M. bei Alt. 1886 ist die 4. Aufl. erschienen. Der Preis dürfte 10 Mk. betragen. — Frl. J. Kl. in R. Ihre fünf Gedichte sind voll von Stilfehlern, die sich entbehren ließen, und leer von Poesie, die „sozusagen" zur Lyrik unumgänglich nötig ist. Sie hätten dem Zureden Ihrer Freundin, die von den Liedern „entzückt" ist, Widerstand leisten sollen; wer weiß, ob sie nicht aus versteckter Bosheit für die Einsendung war. Trösten Sie sich. Man kann sehr gut leben, ohne zu dichten. — Einer Mutter in B. Hätte ich eine Tochter, ich sendete sie nie in eine solche Anstalt. Die ganze Erziehung ist nur auf eleganten Schein berechnet und bringt leere Salonpflanzen hervor. Wenn Sie aber fürchten, durch Ihre „leichte Erregbarkeit" des Mädchens Entwickelung zu schädigen, dann giebt es ein Mittel: lernen Sie sich aus echter Liebe beherrschen. — Frl. Cl. Dorn in H. Ihre „Gedichte" sind mir noch gar nicht zugesandt worden. — Herrn E. Schl. in L. Die Bemerkungen über „Unsere Volksschulen" sind etwas zu wenig eingehend und zu einseitig. — Herrn R. L. in Kl. Wenn Sie gute Augen besitzen, so empfehle ich Ihnen die Ausgabe in der Reklam-Sammlung. Es ist die billigste aller Ausgaben von Kants „Kritik d. r. V." Eine Gesamtausgabe der Werke des Philosophen erhalten Sie für den Betrag, den Sie nennen, nicht einmal bei einem Antiquar. — Frl. J. Sp. in Br. Ich habe schon oft erklärt, daß ich auch aus „besonderer Liebenswürdigkeit" weder für Onkel noch Tanten der Abnehmer unseres Blattes Geburtstagsgedichte mache. Der Leiter einer Zeitschrift ist ja an sehr merkwürdige Ansinnen gewöhnt, und lächelt zuletzt über sie, aber diese Forderung — ich gestehe es — ärgert mich jedes mal mindestens fünf Minuten. — Frl. H. Th. in L. Wenn ich dem Frühling Ihr Huldigungsgedicht vorläse, er käme überhaupt niemals mehr wieder. Um der Welt diesen Verlust zu ersparen, habe ich das Lied sofort verbrannt. — Frl. M. Th. in W. Daß Sie in Ihrem „Mailied" die Worte „süß" und „reizend" verwenden, finde ich sehr gut. Aber einen Backfischausdruck habe ich schmerzlich vermißt. Warum endeten Sie das Gedicht nicht so:

Daß der Mai ist endlich hiesig,
Freut mich riesig!

Inhalt der Nr. 34.

Die beiden Rittmeister. Historischer Roman von Wusso Graf von Bredow. Forts. — Auf der großen Landstraße. Roman von H. Schobert. Forts. — **Beiblatt:** Am stillen Ort. Von Karl Hüdiger (Hittcher). — Die Geste und die Schauspielkunst. Von Otto von Leixner. Schluß. — Pfingsten. Von Friedrich Düsel. — Parzival und Faust. Eine Studie von M. von Eschen. III. — Sehnsucht. Von Margarete Scheffer. — Das „oaschichti" Lenerl. Von Gräfin zu Leiningen. — Vermischtes — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche
Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 35.

Die beiden Rittmeister.

Historischer Roman

von

Wusso Graf von Bredow.

(Schluß.)

Kurz vor Mitternacht erhob sich der Junker und führte sein Pferd dem Rande des Gehölzes zu, vorsichtig lauschend und spähend, bevor er auf das lichte Feld hinaustrat. Eine Eule strich mit geräuschlosem Flügelschlage, ihrer Beute nachstellend, an ihm vorüber. Unten am See sprangen und schnalzten die Fische, und aus weiter Ferne ertönte der klagende Ruf eines Regenpfeifers, die einzigen Töne, die von dem Dasein lebender Wesen zeugten. Ohne Zögern bestieg Heinrich sein treues Roß, und einen Scheideblick auf das Vaterhaus und dasjenige, welches die Geliebte barg, werfend, ritt er getrosten Mutes über die Wiesen am See der Heide zu.

Es ist nicht gut, wenn man das Gespinnst der Nixen auf der Mondscheinbleiche stört; aber der stattliche Reiter kümmerte sich gar wenig um den Zorn der duftigen Wesen, deren Arbeit sein Roß mit rücksichtslosen Hufen zertrat. Nach etwa halbstündigem Ritte hatte Heinrich das Buschwerk neben der Landstraße erreicht, an dessen westlichem Rande sich die einsame Kiefer erhob, unter welcher ihn Wernicke und Braal erwarten sollten. Wer aber beschreibt sein Erstaunen, als er um eine Ecke biegend, statt der Erwarteten zwei feldmäßig ausgerüstete schwedische Dragoner, den Karabiner auf den Schenkel gesetzt, in regungsloser Stellung unter der verwitterten Kiefer halten sah. Um unbemerkt in das Dickicht zu entschlüpfen, war es bereits zu spät. Die Schweden mußten den Ankömmling schon bemerkt haben, denn Heinrich sah mit Schrecken, daß einer der Reiter sein Pferd in Bewegung setzte und langsam auf ihn zuritt. Sollte hier Verrat obwalten? Waren Wernicke und Braal vielleicht unvorsichtig gewesen und von den Feinden ergriffen worden? Aber die alten Soldaten hätten sich gewiß durch kein Mittel der Welt ihr Geheimnis entreißen lassen. Doch gleichviel, hier mußte der Geleitsschein des Oberst Wangelin oder die Pistolen des Rittmeisters die Entscheidung bringen. Heinrich machte sich auf das Äußerste gefaßt.

„Herr des Himmels!“ rief er plötzlich in höchster Überraschung alle Vorsicht vergessend, als der Dragoner vor ihm hielt, „Gulden, wie kommst Du in diese Vermummung?“

„Alles Nikol Staipers Eigentum gewesen,“ erwiderte Braal unter einem wohlgefälligen Grinsen, liebkosend die Kleidungsstücke streichelnd. „Der Kerl hatte in unserem Weine wieder einmal des Guten zu viel gethan und statt der Bezahlung, der Lump hätte ja doch keinen Heller gegeben, habe ich ihm Wams, Mantel und Waffen genommen, und weil das, was der Kerl besaß, den Wert des Weines noch nicht deckte, ich aber dem Wernicke für manche Neckerei auch eine kleine Freude schuldig war, so zog ich Staipers Gefreiten zur Gesellschaft gleich mit aus. Eine saube Stallwache, nicht wahr, Junker? Jetzt haben wir wenigstens ein tüchtiges Stück Zeug auf dem Leibe, das wohl die Reise bis zum Feldlager des Herrn Kurfürsten aushält.“

„Eine schöne Geschichte habt Ihr angerichtet,“ bemerkte Heinrich mit einem bedenklichen Gesichte. „Gulden, Du hast Dich durch Deinen Haß gegen Nikol Staiper fortreißen lassen. Mein Gott, wer konnte auch denken, daß Ihr alten, geriebenen Kerle solche Dummheiten begehen würdet, ich hätte Euch sonst gewiß nicht außer Obacht gelassen. Jetzt werden wir bald den ganzen Schwarm an den Fersen haben, und ein Reiten auf der offenen Straße ist gar nicht mehr möglich.“

Indessen war Jürgen Wernicke ebenfalls herangekommen. Derselbe hatte das Gespräch nur teilweise angehört, argwöhnte aber aus der ärgerlichen Stimme des Junkers, daß letzterer mit dem Heldenstückchen Gulden Braals nichts weniger als einverstanden war.

Der alte Wachtmeister legte sich Heinrichs Be-

Digitized by Google

denken auf seine eigene Art zurecht und suchte dieselben mit den Gründen zu beseitigen, mit denen er auch seine Zweifel beschwichtigt hatte.

„Oho, Junker Heinrich, Braal trifft wirklich kein Vorwurf; ich habe die Sache auch erst hin und her erwogen, bin aber jetzt völlig beruhigt. Was ihn und mich anlangt, so haben wir Handgeld bekommen, sind also unzweifelhaft Soldaten unseres gnädigen Herrn Kurfürsten und dürfen den Feinden wegnehmen, was wir nur irgend erlangen können. Es ist alles gute Beute, und niemand würde darin etwas finden, selbst wenn wir das ganze schwedische Heer auszögen."

„Die Weisheit hat er von mir!" bemerkte Gulden, sich in die Brust werfend.

„Das will ich nicht streiten," brummte Wernicke bissig in den Bart, „im Beutemachen waret Ihr Schweden uns Brandenburgern immer voraus."

„Ruhe!" mahnte Heinrich, da er gewahrte, daß zwischen den alten Wachtmeistern ein Streit auszubrechen drohte. „Meinetwegen plündert die ganze Schwadron aus, wenn Ihr uns dadurch nicht in Gefahr bringt. Seht Ihr denn nicht ein, daß die Schweden alles daran setzen werden, um diesen frechen Streich zu bestrafen? Wie die Hatzhunde hinter den Eber werden sie hinter Euch her sein, sobald sie den Diebstahl bemerkt haben, und das kann gar nicht lange dauern, außerdem vermag jeder schwedische Streifreiter, der uns begegnet, Eure Vermummung leicht zu entdecken."

Die Wachtmeister sahen sich mit vergnügtem Grinsen an. „Erst haben, dann hängen!" meinte Braal in zuversichtlichem Tone. „Die Verfolgung soll ihnen nicht so leicht werden, denn Wernicke, der von früher her in solchen Dingen auch mehr Erfahrung besitzt, als er jetzt eingestehen will, hat die Hufe der Pferde so dick mit Lappen und Stroh umwickelt, daß selbst der Teufel sehr scharfsichtige Augen haben müßte, wenn er irgend eine Pferdespur von uns im Sande entdecken wollte. Die Streifreiter lassen aber schwedische Pferde mit Schweden darauf sicher eher passieren, als mit brandenburgischen Reitern. Außerdem gedenkt Wernicke uns durch das Moor einen versteckten und doch sicheren Weg zu führen, wo wir gewiß keinem Feinde begegnen werden."

„Nun wohlan, Jürgen, so übernimm Du die Führung. In Gottes Namen, vorwärts!"

Mit großem Selbstbewußsein setzte sich Wernicke an die Spitze, während Heinrich und Gulden folgten.

Der feuchte Nebel, der aus dem schwankenden Moorboden emporstieg, wurde dichter und dichter, je tiefer die Reiter in die öde Sumpflandschaft eindrangen. Das feine Gespinnst der Nixen bildete allmählich einen dichten Vorhang, der selbst das Mondlicht nur schwach hindurchdringen ließ und Roß und Reiter mit einem feuchten Tau bedeckte. Die Stille der Nacht wurde fast bedrückend, denn sogar die Tritte der Pferde waren auf dem nachgiebigen, grasbewachsenen Boden unhörbar, und der einzige Laut, welcher an die Ohren der Reisenden drang, war hin und wieder das Flügelrauschen eines Volkes Birkhühner oder der melancholische Ruf eines Kiebitzes, der, aufgeschreckt durch das Nahen der Reiter, vor diesen ein kurzes Stück hinflog, um sich bald auf einem neuen Ruheplatze niederzulassen. Mehr als eine Stunde mochte auf diese Weise verstrichen sein, als der Damm, welchem die kleine Schar bis dahin gefolgt war, schmaler und schmaler wurde.

Wernicke, der kurz vorher noch in selbstbewußter Weise versichert hatte, daß er den Weg gar nicht verfehlen könne, zeigte sich plötzlich auffallend unruhig. Der Damm wurde jetzt so schmal, daß zwei Reiter nebeneinander nicht mehr fortzukommen vermochten; als aber einige Schritte weiter ein anscheinend neu aufgeworfener tiefer und breiter Graben den Weg gänzlich versperrte, gestand Jürgen dem ihn besorgt fragenden Junker ziemlich kleinlaut, daß er sich doch verirrt haben müsse, und sich durchaus nicht besinnen könne, wo sie sich eigentlich befänden.

Braal ließ die Gelegenheit nicht unbenutzt vorüber gehen, den Eigendünkel seines alten Gefährten durch einige schwedische und deutsche Schimpfreden etwas herabzustimmen, während Heinrich, zwar nicht so erregt aber um so eindringlicher, seinem ratlosen und ganz zerknirschten Führer darüber Vorwürfe machte, daß er ein Amt, ohne demselben gewachsen zu sein, übernommen und dadurch den Erfolg des Rittes auf das Schwerste gefährdet habe. Als einzige Möglichkeit, aus dem Sumpfe wieder herauszukommen, schlug der Junker endlich vor, nach einer breiten Stelle des Dammes zurückzureiten und dort den Morgen zu erwarten. In diesem Augenblicke glitt Jürgens Pferd, das plötzlich sehr unruhig geworden war, mit den Hinterbeinen von dem schmalen Damme hinab und Roß und Reiter überschlugen sich in dem nassen Graben. Ein Glück für Wernicke! Denn zu gleicher Zeit blitzte ein Feuerstrahl, von dem Knalle einer Büchse gefolgt, aus einem Weidengebüsche jenseits des Grabens auf, und eine Kugel pfiff über die Köpfe der Reiter hinweg, deren Ziel unzweifelhaft des alten Wachtmeisters Schädel gewesen war.

Heinrich und Braal hatten sich von ihren Rossen geschwungen, um ihrem versunkenen Gefährten beizustehen, aber ein Dutzend kräftiger Fäuste streckten sich bereits nach dem unglücklichen Wachtmeister aus und zerrten ihn samt seinem Pferde aus dem Sumpfe, während seine Begleiter von einer Schar kräftiger Kerle, die mit allerlei Geräten bewaffnet, wie aus dem Boden gewachsen schienen, umringt und gefesselt wurden, bevor sie auch nur einen Streich zu ihrer Verteidigung zu thun vermochten. Jürgen Wernicke hatte nicht einmal so viel Zeit, um sich das Wasser aus seinen völlig durchnäßten Kleidern zu schütteln, als er auch bereits neben seinen Gefährten, ebenso wehrlos wie diese selber, lag. Braal schimpfte aus alter Gewohnheit in seiner Aufregung bald schwedisch, bald deutsch, während Heinrich stumm, aber in banger Sorge der Dinge harrte, die sich binnen kurzem ereignen mußten.

„Haut dem schwedischen Lumpen eins auf sein Lästermaul!" rief eine rauhe Stimme jenseits des Grabens. „Der Kerl hält sonst keine Ruhe, dann schafft die ganze Bande herüber in das Lager."

„Wozu die Umstände mit den verfluchten Mordbrennern? Schlagt ihnen den Dreschflegel um die

Digitized by Google

Ohren und werft sie in den Sumpf, da kräht weder Huhn noch Hahn nach ihnen."

„Nein, sie sind die ersten, die wir gefangen haben, darum müssen sie vor die Obrigkeit. Ich sage, bringt sie in das Lager zum Hauptmann, der soll Recht sprechen."

„Meinetwegen, Berthold; aber seitdem sie mir ohne weiteres Haus und Hof verbrannt haben, möchte ich mit ihnen auch keine großen Umstände machen. Sorge nur mit Deinen Leuten für einen heißen Empfang in der Falle, wenn noch mehr kommen sollten. Die drei Kerle sind gewiß nur die Vorhut. Ich will den Hauptmann und alle Mannschaften wecken."

Als die Gefangenen emporgezerrt und über den Graben geschleift wurden, versuchte Wernicke gegen diese Handlung zu protestieren und sich als Brandenburger zu erkennen zu geben. Bei dem ersten Laute, den er jedoch über die Lippen brachte, erhielt er von einem seiner rauhen Wächter einen so heftigen Faustschlag auf den Mund, daß er von jedem weiteren Widerspruche Abstand nahm. Nur gelegentlich flüsterte er Gulden zu: „Habe keine Sorge, alter Bursche, die Kerle sind ja unsere Verbündeten."

„Danke schön!" erwiderte Braal trocken, „sie haben Dir wohl eben das Erkennungszeichen gegeben?"

Heinrich trug Bedenken, Jürgens Versuche zu einer Verständigung mit seinen Wächtern zu wiederholen, da er zweifelte, ob es ihm und seinen Gefährten in ihrer schlimmen Lage von Vorteil sein würde, wenn er sich als Sohn des schwedischen Rittmeisters Steenbock zu erkennen gab.

Halb getragen, halb gestoßen von wilden, bärtigen, zum Teil rußgeschwärzten und vermummten Gestalten, hatten die Unglücksgenossen eine ziemlich beträchtliche Strecke durch das Moor zurückgelegt, als von der Spitze des Zuges her plötzlich der gellende Schrei eines Raubvogels ertönte. Fast in demselben Augenblicke huschte in einiger Entfernung ein flackerndes Licht über den Sumpf, dem bald mehrere folgten, welche alle in hüpfender Bewegung auf der Oberfläche des Moores zu tanzen schienen.

Kurz darauf schlug nicht allzufern von der kleinen Schar eine Flamme gleichsam aus dem Wasser empor, mit roter Glut sich darin spiegelnd, während trotz des Nebels deutlich sichtbar unheimliche Gestalten um das Feuer liefen. Zugleich drang auch das Bellen und Heulen von Hunden, das Brüllen von allerlei Vieh von dort herüber. Bei diesen Wahrnehmungen schüttelte die Furcht zum ersten Male Braals Glieder, und ein eisiger Schauer rieselte über seinen Körper.

„Sieh die Irrlichter," flüsterte er entsetzt dem neben ihm gehenden Wernicke zu, „und eine Teufelsmette der wilden Jagd. Gott sei unserer Seele gnädig! Jürgen, hättest Du uns doch nicht hierher geführt."

„Unsinn! Fackeln, Lager von Verbündeten," lautete die kurze Antwort.

„Dann bist Du ein Verbündeter des Teufels, Jürgen, ich thue nicht mehr mit."

Ein paar kräftige Rippenstöße unterbrachen jäh das leise Gespräch der alten Kameraden, während eine derbe Faust in Braals Nacken den Widerstrebenden zu schnellerem Schritte zwang. Die Gefangenen wurden jetzt von dem Wege, welchen sie bis dahin verfolgt hatten, auf den ebenen Moorboden geführt, der fast unter jedem ihrer Tritte nachzugeben schien. Zu ihrem Erstaunen aber gelangten sie wohlbehalten auf allmählich fester werdendes Land, und nachdem sie ein Labyrinth von kleineren Gräben passiert hatten, mittels einer Holzbrücke auf einen großen, inselartig sich erhebenden Platz. Inmitten desselben brannte jenes Feuer, welches Braal in so heftigen Schrecken versetzt hatte, und um welches sich von allen Seiten Fackeln tragende, wildaussehende Männer zu phantastischen Gruppen sammelten. Einen vertrauenerweckenden Eindruck machte das Bild, welches sich den erstaunten Blicken der drei Unglücksgefährten darbot, keinesfalls. Rings um den erhöhten Platz war eine beträchtliche Anzahl niedriger Hütten aus Kiefernreisig notdürftig und wohl in größter Eile errichtet worden, während auf den Grasplätzen zwischen ihnen Rinder, Schafe, Ziegen, ja sogar einige Schweine, von der roten Glut des Feuers beleuchtet, lagen oder standen. Die Stimmen dieser Tiere vermischten sich mit dem wütenden Gekläffe zahlreicher Hunde und dem unablässig aus dem Innern der Hütten ertönenden Schreien und Weinen kleiner Kinder. Als der Zug mit den Gefangenen auf den Platz gelangte, schien sich der Lärm zu verdoppeln, trotz der Anstrengungen der Männer, welche zur Ruhe ermahnten, so daß auch Braals Genossen sich in die Mitte der wilden Jagd versetzt glaubten. Kreischende Weiber, nur mit der notdürftigsten Kleidung versehen, stürzten allenthalben aus den Hütten in den sie gespenstisch beleuchtenden Feuerkreis, den Zuruf der Ankommenden mit Geschrei erwidernd.

„Sie haben die ersten Schweden gefangen! Sie kommen mit ihnen! Was für grimmige alte Kerle das sind!" tönte es im Stimmengewirre durcheinander.

„Ach, meinen Mann haben sie zu Tode gemartert, und unser Vieh fortgetrieben."

„Mir haben die Schurken das Haus mit allem, was darinnen war, angezündet!"

„Werft sie in den Sumpf, daß sie samt ihren Schandthaten elendiglich ersaufen!"

„Nein, laßt sie vorher selber den Schwedentrunk kosten!"

„Ruhe!" ermahnten einige besonnene Männer, die mit kräftigen Stößen, inmitten des Gedränges der Neugierigen, Platz für die Gefangenen machten, „führt die Schweden vor die Obrigkeit, die soll über sie Recht sprechen. Wo ist der Hauptmann?"

Jürgen war bei den verschiedenen Vorschlägen, welche seine angeblichen Verbündeten zu seiner und seiner Genossen schnellen Beseitigung vorbrachten, sehr blaß geworden und wagte jetzt kein Wort mehr hervorzubringen, während Braals Mut bedeutend gestiegen war, seitdem er sich nicht Gespenstern, sondern Menschen von Fleisch und Blut gegenübersah, so daß selbst die gewohnte Spottlust wieder in ihm erwachte.

„Jürgen, Deine Verbündeten haben aber eine

Digitized by Google

sonderbare Art, Dich willkommen zu heißen," flüsterte er dem vor Kälte und Aufregung Zitternden zu. „Hoffentlich lassen sie den in Aussicht gestellten Verbrüderungstrunk Dir allein zukommen."

„Der Hauptmann! Platz für den Hauptmann!" ging plötzlich der Ruf durch die Reihen der Leute, welche etwas zurücktraten, anscheinend weniger aus Achtung vor der Stellung des von ihnen als Hauptmann bezeichneten, als vor der gewaltigen Armkraft, mit welcher sich jener Mann rücksichtslos Bahn brach. Bei dem Anblicke der starken, breitschultrigen Gestalt mit dem dunkeln, hier und da bereits ergrauten Kopf- und Barthaar, stockte den beiden alten Wachtmeistern vor Erstaunen das Wort im Munde. Auch der Hauptmann schien, als er Heinrich Steenbock gewahrte, in Verwirrung zu geraten, die er vergeblich durch den rauhen Ton, in welchem er ihn anredete, zu verbergen suchte.

„Junker Steenbock, wie kommt Ihr in die Gesellschaft dieser schwedischen Mordbrenner? Seid Ihr ihnen freiwillig gefolgt, oder haben sie Euch gefangen mit fortgeführt?"

Bevor Heinrich eine Antwort zu geben vermochte, brach Jürgen Wernicke in ein schallendes Gelächter aus.

„Oho, Freund Merten, hältst Du uns denn wirklich für Schweden?" rief er laut, nachdem seine Lustigkeit durch einen finsteren Blick des Hauptmannes gebändigt war. „Obwohl wir zusammen manchen Becher in Brand und Lietzow getrunken haben, kennst Du uns doch in dem schwedischen Koller nicht wieder? Laß mir die verdammten Stricke abnehmen, die mir wie Zangen in das Fleisch schneiden, damit ich Dir die ehrliche Hand schütteln kann, alter Junge. Das wäre so eine Freude für meinen Rittmeister, wenn er den würdigen Amtsdiener in den Hauptmann einer Bande von solchen Sumpfteufeln verwandelt sehen könnte. Aber nun eile Dich, Alter, die Stricke fort, und dann einen tüchtigen, erwärmenden Trunk. Das abscheuliche Moorwasser bringt mir schon ordentlich kalt durch die Haut.

Zu Wernickes Erstaunen rührte der ehemalige Amtsdiener aber keine Hand, um seine Freunde von den lästigen Banden zu befreien, sondern betrachtete die beiden alten Wachtmeister mit finsteren und mißtrauischen Blicken.

„O, ich erkenne Euch wohl wieder," entgegnete er in drohendem Tone, „es ist auch richtig, daß ich in Eurer Gesellschaft manchen guten Becher geleert habe, aber kein Tropfen wäre über meine Lippen gekommen, wenn ich gewußt hätte, welche Schurken ihn mir reichten. Denkt etwa nicht, daß Euch unsere alte Bekanntschaft von der wohl verdienten Strafe schützen wird. Der Himmel hat Euch in unsere Hände geliefert, darum macht es kurz und beichtet, wieviel Ihr von dem Moses für Euren Übertritt zu den Schweden erhalten habt. Ihr seht, ich kenne die Vorschläge, die Euch der Jude gemacht hat."

Statt der vor Staunen und Empörung sprachlosen Wachtmeisters ergriff Heinrich Steenbock das Wort:

„Bevor wir Euch auf Eure Frage antworten, sagt uns, mit welchem Rechte Ihr Unterthanen Seiner Kurfürstlichen Gnaden auf ihrer Reise mit bewaffneten Leuten anhaltet? Geschieht es vielleicht auf Befehl des Herrn Landrat von Briest, oder steht Ihr etwa selber im Solde Schwedens? Bei der Ungnade unseres Durchlauchtigsten Fürsten gebiete ich Euch, uns sofort die Fesseln abzunehmen."

„Sachte, sachte, Junker," erwiderte der ehemalige Amtsdiener, das Gesicht zu einem grimmigen Lächeln verziehend. „Bevor wir Euren Befehlen gehorchen, wollen wir erst darüber in das Reine kommen, ob Ihr Freund oder Feind seid. Ihr fragt, mit welchem Rechte wir Euch aufhalten? Nun, ich möchte Euch nicht raten, die Frage einem meiner Leute vorzulegen, Ihr dürftet sonst leicht rauhe Antwort erhalten. Die armen Kerle handeln nach demjenigen Rechte, dem sie sich bisher stets haben unterwerfen müssen, nämlich dem Rechte des Stärkeren. Alle, die Ihr hier seht, sind gute und getreue Bauern, welche Verzweiflung über die Bedrückung der Feinde und Haß gegen die Fremdherrschaft in die Sümpfe getrieben hat. Da ich nun nicht mehr meiner gnädigen Herren Schweden Diener sein wollte, auch wegen einer Angelegenheit, deren Erörterung hier nicht hergehört, ihre Rache zu fürchten hatte, so schloß ich mich den guten Leuten an, die mich aus gewohnter Achtung vor der Obrigkeit zu ihrem Führer erwählten. Wie Ihr seht, Junker, ist unser Recht ein unzweifelhaftes, und Ihr werdet daher auf die Gefahr hin, als Feinde behandelt zu werden, nun auch meine Fragen beantworten müssen."

Die beiden Wachtmeister waren inzwischen auch aus der Betäubung, in welche sie Mertens Verdächtigung versetzt hatte, erwacht und suchten, miteinander wetteifernd, ihrer Entrüstung Ausdruck zu verleihen. Braal, der sich zweier Sprachen bediente, ließ in seinem Eifer niemand zu Worte kommen, so daß Jürgen sich darauf beschränken mußte, die Gefühle, welche ihn bestürmten, durch ein bezeichnendes Mienenspiel und durch einzelne heftige Töne, die er bisweilen hervorstieß, zu äußern.

„Ein Schuft, der da zu behaupten wagt, daß ich von dem Moses auch nur einen Pfifferling angenommen habe!" schrie Gulden, heftig aber vergeblich in seinen festen Banden tobend. „Von dem Schurken, der an allem Unglück schuld ist und den ich überhaupt krumm und lahm schlage, falls er mir jemals im Leben wieder unter die Finger gerät. Merten, wenn Du noch eine Spur von Dankbarkeit dafür hegst, daß Du Dich so oft bei uns satt und voll gegessen und getrunken hast, so binde mich nur wenige Augenblicke los, damit Du vor alle dem Volke hier erfährst, wie der Wachtmeister Gulden Braal Verleumder und Ehrabschneider bestraft. Denkst Du etwa gar, der Jude hat mir das Pferd und die Uniformstücke samt Waffen gegeben? Nein, ich habe sie selber dem Nikol Staiper fortgenommen, und jetzt sind sie meine ehrliche Beute. Nur ein Schurke behauptet es anders! Gehe meinethalben hin und sage es dem Staiper, wer seine Sachen hat, er wird es wohl schon selber wissen."

Merten war ein besonnener Mann, der in seiner

Digitized by Google

Stellung als Amtsdiener mit vielen zornigen Leuten verkehrt hatte und sich daher durch die Heftigkeit seiner Gefangenen nicht fortreißen ließ.

„Wer ist der Nikol Staiper?“ fragte er so ruhig, als ob er sich mit Gulden wieder bei einem Becher Brantwein in Lietzow unterhielte.

„Er ist ein ebenso undankbarer Kerl wie Du bist, und dient bei der ersten Schwadron, die in Lietzow liegt.“

„Braal, streite Dich doch mit dem fortgelaufenen Menschen nicht,“ ergriff jetzt Wernicke, den Augenblick benutzend, wo sein Kamerad erschöpft und atemlos schwieg, das Wort, „der wird ja überhaupt aufgehängt, wenn Seine Kurfürstliche Gnaden erfahren, daß er sich an den getreuen brandenburgischen Wachtmeistern Braal und Wernicke vergriffen hat.“

„Das ist unzweifelhaft,“ brummte Gulden vor sich hin, „aber es muß bald geschehen, wenn es uns noch etwas helfen soll.“

„Ihr seid brandenburgische Wachtmeister und in schwedischen Kollern?“ fragte Merten zweifelnd.

„Sieh unsere Werbescheine nach, wenn Du uns nicht glaubst.“

„Genug des Streites,“ begann Heinrich jetzt in ernstem Tone, „Braal und Wernicke sind in der That für das Heer des Kurfürsten geworben, und Ihr werdet Euch die höchste Ungnade unseres Durchlauchtigsten Herrn zuziehen, wenn Ihr sie ferner belästigt. Ich will Euch offen erklären, daß wir auf der Reise zu ihm begriffen sind, nicht weil ich Euer Recht, danach zu fragen, anerkenne, sondern weil ich Euch und Eure Leute für gute und getreue Unterthanen halte, denen der Zweck unseres Rittes wohl Freude bereiten wird. Die beiden Alten haben unbedachterweise Waffen und Kleider den Schweden fortgenommen, um sich damit auszurüsten. Die Strafe für ihre Unvorsichtigkeit empfangen sie jetzt schon, denn da die Feinde sie sicherlich verfolgen, so mußten wir einen Weg durch das Moor nach der Elbe einschlagen, auf dem uns Wernicke leider gründlich in die Irre geführt hat, so daß wir in Eure Hände gerieten.“

Merten kratzte sich in großer Verlegenheit den Kopf, da er durch Heinrichs Worte noch nicht völlig überzeugt war, und nicht recht wußte, wie er sein Bedenken vorbringen sollte, ohne den jungen Mann zu verletzen.

„Junker, Ihr dürft mir meine Vorsicht nicht übel deuten,“ entschuldigte er sich nach kurzem Besinnen. „Denn seht, ich stehe hier für das Wohl und Wehe vieler Leute ein, die sicher verloren sein würden, wenn die beiden Alten zu den Feinden hielten und unser Versteck ihnen verrieten. Mein Verdacht gegen sie ist aber nicht so unbegründet. Uns allen ist es bekannt, daß der Rittmeister von Kerkow im Herzen zu uns steht und am liebsten wohl unter uns weilte. Auch Euer Vater ist mit seinen Landsleuten nicht gut Freund und entrann mit genauer Not dem Schicksal, durch sie zu sterben. Ich weiß auch, daß der Moses vor der Ankunft der Schweden im Lande für sie zu werben versuchte, und Euren Begleitern verräterische Anerbietungen gemacht hat. Muß es daher nicht verdächtig erscheinen, wenn sie nun plötzlich als schwedische Dragoner verkleidet ihre Herren verlassen? Von Euch, Junker, sagt man aber allgemein, daß Ihr Euch mit Eurem Vater entzweitet, weil Ihr gegen seinen Willen zu dem Landrate haltet, der mit den Schweden, wie die Leute argwöhnen, gemeinsame Sache macht. Darüber habe ich nun freilich meine eigenen Gedanken, und weil ich von Euch die feste Überzeugung hege, daß Ihr arme Leute, die für das Vaterland und ihren Fürsten die Waffen ergriffen haben, nicht in das Verderben stürzen werdet, selbst wenn meine Gedanken über des Landrates Absichten nicht die richtigen sein sollten, so will ich Euch zu Eurem Fortkommen gern behilflich sein, falls Ihr mir versichert, daß Herr von Briest oder Euer Vater um Eure Reise wissen, und wenn meine alten Freunde, Braal und Wernicke, sich als das ausweisen, was zu sein sie behaupten.“

„Seid unbesorgt,“ erwiderte Heinrich, ob der Schlauheit des Hauptmannes lächelnd, „nicht nur der Landrat, sondern auch mein Vater billigen die Reise. Braal und Wernicke sollen Euch aber ihre Werbescheine zeigen.“

Mehrere der Bauern hatten inzwischen die beiden Wachtmeister erkannt und umdrängten dieselben, voller Verwunderung ihre Mutmaßung über die Vermummung ihrer alten Bekannten untereinander austauschend. Ihr Erstaunen wuchs aber noch mehr, als ihr Hauptmann sie beiseite stieß, die Stricke, mit welchen die Gefangenen gefesselt waren, zerschnitt und mit lauter Stimme verkündete, daß seine guten Freunde, Braal und Wernicke, vor den Schweden geflüchtet seien, nachdem sie einmal den Spieß umgekehrt und die Feinde ihrer Pferde, Waffen und Kleidungsstücke beraubt hätten, um nun selber gegen die Bedrücker Kriegsdienste zu leisten.“

Statt der Verwünschungen und Drohungen, die bisher unablässig aus den Reihen der Bauern ertönten, wurden plötzlich Rufe der Freude und der Bewunderung laut. Braal und Wernicke, die wie ein paar bissige Kettenhunde brummten, schienen nicht übel Lust zu haben, sich auf ihren Befreier Merten zu stürzen, um ihm seine Bemühungen durch einige derbe Püffe und Stöße zu lohnen, allein alle diejenigen, welche glaubten, das Recht einer noch so flüchtigen Bekanntschaft für sich in Anspruch nehmen zu können, drängten sich an sie heran, um ihnen die Hände zu schütteln und von ihnen selber die Erzählung ihres Abenteuers zu hören, wobei sie gern die kleinen Ausschmückungen, an denen es die beiden Wachtmeister bei ihrem Berichte nicht fehlen ließen, mit in den Kauf nahmen. Schließlich wurde die Eitelkeit der beiden alten Kameraden durch das Bewußtsein, den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses zu bilden, derartig befriedigt, daß sie sich innerlich vollkommen mit dem erduldeten Mißgeschicke und mit ihrem Freunde Merten aussöhnten. Ihre Waffen, die ihnen sofort zurückgegeben wurden, trugen sie nun mit doppeltem Stolze.

Der Hauptmann unterhielt sich inzwischen, abgesondert und unbeobachtet von seinen Leuten, mit Heinrich Steenbock.

„Um auf dem von Euch eingeschlagenen Wege

Digitized by Google

zur Elbe zu gelangen, hättet Ihr Euch mehr links halten müssen, Junker. Ihr seid aber dem anscheinend breiterem Damme gefolgt, der sich im Moore verliert, und in der sogenannten Falle, dem einzigen Zugange zu unserem Lager, endigt. Es ist derselbe Platz, den der Rittmeister von Kerkow zu einer großen Befestigung ausersehen hatte, und wo die Waffen der Verbündeten verborgen waren. Ich entdeckte sie zu einer Zeit, da ich noch nicht glaubte, daß der Herr Landrat von Briest so ganz der gehorsame Diener der Schweden sein würde. Nun habe ich sie zum zweiten Male für die armen Flüchtlinge aufgefunden, weil sie ihnen von unschätzbarem Nutzen sind, für den Landrat aber vorläufig keinen Wert haben, selbst wenn er derartige Pläne verfolgt, wie ich sie mir mit meinem einfältigen Verstande zurechtgelegt habe. Kommt aber einmal der richtige Zeitpunkt, auf den, wie ich meine, der Landrat wartet, so sind die Waffen in keinen schlechten Händen, deren Leitung ich dem Rittmeister von Kerkow dann wohl nicht vergeblich anbieten werde. Übrigens zürnt dem Schicksale deswegen nicht, weil es Euch in unsere Mitte geführt hat, denn selbst wenn Ihr den von Wernicke eingeschlagenen Weg gefolgt wäret, so würdet Ihr doch den Übergang über die Elbe von den Schweden besetzt gefunden haben, da dieselben den Fluß scharf bewachen. Auch wir können nur auf den verborgensten Pfaden mit unseren Verbündeten, die unter Herrn von Uchtenhagens Führung am jenseitigen Ufer stehen, Fühlung halten. Da es nun sehr schwer ist, im Nebel der Nacht den richtigen Weg durch das Moor zu finden, so schlage ich Euch vor, bis zum Anbruche des Tages unsere ärmliche Gastfreundschaft anzunehmen; dann werde ich Euch einen zuverlässigen Mann mitgeben, der Euch sicher zu Herrn von Uchtenhagen geleiten soll."

Nachdem Heinrich Steenbock dieses Anerbieten gern angenommen hatte, wandte sich Merten den beiden Wachtmeistern wieder zu und ergriff die Hände desselben, ohne sich um ihr Knurren und Brummen zu kümmern.

„Jetzt muß ich aber wirklich für meines gnädigen Kurfürsten beste Wachtmeister sorgen. Wir waren ja von jeher gute Freunde und wenn wir uns heute auch ein wenig falsch verstanden haben, so ist daran allein der verdammte Nikol Staiper und der Jude Moses schuld, die ich aufhängen lassen werde, sobald sie in meine Hände geraten. Dafür aber könnt Ihr mir schon manches zu gut halten, was ich vorhin in der Übereilung gesprochen habe."

„Mit Eurem jungen Herrn bin ich schon im Reinen, er will bis zu Tagesanbruch in unserem Lager bleiben, dann lasse ich Euch sicher über den Fluß geleiten. Da ich so oft Euere Gastfreundschaft genossen habe, so müßt Ihr mir jetzt auch in Speise und Trank Bescheid thun. So gut, wie ich in Brand und Lietzow bewirtet worden bin, kann ich es Euch freilich nicht bieten, aber alles, was in meinem Feldlager zu erwarten ist, sollt Ihr haben. Ich denke, wir brauen einen steifen Grog, während Wernicke seine durchnäßten Kleider am Feuer trocknet."

„Das ist das erste vernünftige Wort, das Du heute gesprochen hast," sagte Braal, dem ehemaligen Amtsdiener die Hand schüttelnd. Wernicke gab sein Einverständnis mit dem gemachten Vorschlage aber dadurch zu erkennen, daß er sich mit Wohlbehagen neben dem wärmenden Feuer ausstreckte.

Die Sonne stand bereits über dem Horizonte, als Merten die Schläfer erweckte und zum Aufbruche ermahnte.

Wernickes Kleider waren völlig getrocknet, und die drei Gefährten fühlten sich erfrischt und mit neuem Mute beseelt, nachdem sie von Merten reichlich mit Speise und Trank versehen worden waren.

Als Heinrich Steenbock und seine Begleiter zu Pferde saßen, brach sich die Sonne mit roter Glut völlig durch die Nebel Bahn, welche allmählich vor dem siegreichen Tagesgestirne von der Erde verschwanden.

Vor der Hütte des Hauptmannes blähte sich im Morgenwinde eine mächtige Fahne, auf welcher mit großen Buchstaben ein Spruch geschrieben stand.

„Junker, was bedeutet die Inschrift dort auf der Fahne?" fragte der stets wißbegierige Wernicke.

„Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserem Kurfürsten mit unserem Blut."

„Das ist ein schöner Vorsatz, den die Leute da immer vor Augen haben, wir wollen uns seiner erinnern, Junker, wenn es zum Einhauen kommt."

Noch einmal nahmen die Reiter unter Dankesworten von dem braven Hauptmanne und seinen Leuten, die sich, Männer und Weiber, dicht um sie drängten, Abschied.

„Du, Wernicke, das ist Deine Schwadron, von der Du immer träumtest, als Du so gern Rittmeister werden wolltest," meinte Gulden spottend. „Sieht gar nicht übel aus, besonders die in den roten Unterröcken."

„Ach, laß mich zufrieden," erwiderte der Angeredete mürrisch. „Ein kurbrandenburgischer Wachtmeister ist doch mehr wert als ein Bauernrittmeister."

„Grüßt unseren Kurfürsten und bittet ihn, daß er bald kommen möge!" tönte es hinter den Davonreitenden her. Als dieselben aber im Morgennebel verschwanden, erhob sich aus dem Lager ein donnerndes Hoch, vor welchem der in den Lüften kreisende Raubvogel erschrocken das Weite suchte.

* * *

Mehr als zwei Monate waren seit dieser Begebenheit verstrichen. Die Schweden regierten als Herren im Lande, und niemand wagte sich ihrer Herrschaft zu widersetzen, denn der Mut aller Getreuen war durch eine unbestätigte, aber allgemein geglaubte Nachricht von dem Tode des Kurfürsten schwer danieder gedrückt worden. Das Schicksal des Landes schien endgiltig besiegelt zu sein, und diejenigen, welche im stillen immer noch auf Befreiung aus der Hand des Feindes gehofft hatten, machten sich allmählich mit dem Gedanken, schwedische Unterthanen zu werden, vertraut.

Der Landrat von Briest erschien als einer der Verzagtesten. Den wenigen Bekannten, welche ihm

Digitized by Google

treu geblieben waren und ihn um Rat und Auskunft baten, erklärte er, daß er seit der verhängnisvollen Botschaft von dem Tode des Kurfürsten keinerlei Nachrichten über den Stand der Dinge in der Pfalz erhalten habe. Man müsse sich in Geduld fassen und die Sieger durch Nachgiebigkeit milde zu stimmen suchen. Den Rat, den er anderen erteilte, befolgte Herr von Briest in seinem eigenen Hause nach Möglichkeit. Allein nur mit Hilfe des Oberst Wangelin und dessen Adjutanten vermochte er seinen Vorsatz auch nur einigermaßen durchzuführen, denn oftmals ließen die rohen und zu Gewaltthaten geneigten Offiziere dem Übermute der Sieger die Zügel schießen. Trotz der würdevollen Haltung, welche der alte Herr bei aller Nachgiebigkeit den Feinden gegenüber bewahrte, würde er doch mit Hohn und Mißachtung behandelt worden sein, wenn sich jene beiden Offiziere nicht häufig seiner gekränkten Ehre angenommen hätten.

Nagenden Kummer im Herzen, ertrug der Landrat standhaft jede ihm widerfahrene Kränkung, eingedenk des bestimmten Befehles seines Landesherrn, auf seinem Posten auszuharren, und umsichtig und sorgsam wie zuvor führte er jetzt im Namen der feindlichen Regierung die Verwaltung.

Die schwierigste Stellung hatte Herr von Briest bei seinen eigenen Familienmitgliedern, welche die hoffnungslose und unterwürfige Haltung des Hausherrn durchaus nicht begreifen konnten. Ihnen war die schwedische Herrschaft von ganzem Herzen verhaßt, und nur der strengste und immer wieder erneute Befehl vermochte sie dazu, ihre Gefühle vor den Feinden zu verbergen. Elisabeth war von allen am wenigsten imstande, ihre Abneigung gegen die schwedischen Gäste zu unterdrücken. Trotz ihrer Schönheit hatte sie aus diesem Grunde sich den grimmigsten Zorn der Offiziere zugezogen, unter dem sie gewiß schwer zu leiden gehabt haben würde, wenn sich nicht Per Ingsol ihrer bei jeglicher Gelegenheit warm angenommen hätte. Die vielfachen Verdienste, welche sich der Junker um sie, ihren Vater und um alle, die ihr nahestanden, erwarb, konnten selbst an Elisabeths stolzem Herzen nicht unbeachtet vorübergehen. Wider ihren Willen mied sie die Gegenwart des jungen Mannes nicht mehr so sorgfältig wie zuvor und errötend ertappte sie sich darauf, daß ihre Blicke öfter und öfter zu der edlen Gestalt Per Ingsols hinüberschweiften und jedesmal denjenigen des Jünglings begegneten. Die Veränderung in dem Wesen der Geliebten entging dem Offizier nicht und erfüllte ihn mit freudiger Hoffnung. Als Elisabeth sich an einem schönen Morgen in dem anmutigen Garten des Hauses erging, trat ihr plötzlich der Junker entgegen. Befangen erwiderte sie den bescheidenen Gruß desselben. Bisher hatte Elisabeth jedes Alleinsein mit dem Manne, dem sie so viel Dank schuldete und dem ihr Herz wider ihren Willen sich mehr und mehr zuneigte, vermieden, um ihm keine Gelegenheit zu einer Aussprache zu geben; denn daß er sie liebte und den Augenblick suchte, ihr diese Liebe zu gestehen, hatte sie längst empfunden. An jenem Morgen fühlte sie sich nicht stark genug, den heimlich Geliebten von sich fernzuhalten.

„Fräulein," begann der Schwede, nachdem er eine Zeitlang in Gedanken versunken neben dem Mädchen hingeschritten war, „erfüllt es nicht auch Euer Herz mit Freude, wie die Bäume sich in junges Grün kleiden und die Knospen zu duftigen Blüten sich entfalten? Alles atmet Lust und Frieden in der Natur, nur die Menschen befehden sich in grimmigem Hasse. Wäre es nicht auch für uns an der Zeit, unter Gottes blauem Himmel, im Strahle der selbst die härteste Eisrinde durchdringenden Sonne Frieden miteinander zu schließen?"

„Junker, ich verstehe Euch nicht," erwiderte Elisabeth befangen. „Ihr habt zu viel Anspruch auf Dankbarkeit meinerseits, als daß ich Euch feindlich gesonnen sein könnte, und Ihr habt uns zu viel Güte erwiesen, als daß ich Euch für meinen Feind ansehen sollte. Den Frieden aber, dessen wir bedürfen, können nur unsere Herrscher schließen. Wir leider wissen nicht einmal, ob wir überhaupt einen solchen noch haben."

„Was gehen uns die Völker und ihre Fürsten an," rief der Junker, fortgerissen von seinen Empfindungen, „oder haltet Ihr es für möglich, Fräulein, daß zwei liebende Herzen in einem Lande weniger heiß für einander schlagen werden, als in dem anderen, weil hier die Bewohner sich einer anderen Sprache bedienen und ein anderer Fürst herrscht als dort? Nein, Fräulein, die Liebe ist nicht so eng, daß sie sich durch die Grenzen der Staaten und Länder einschnüren ließe."

„Junker, Eure Schlüsse bestechen im ersten Augenblicke, aber sie sind falsch. Ein Empfinden wie die Liebe dürft Ihr nicht den räumlichen Grenzen eines Landes entgegenstellen. Setzt sie den Pflichten und Gefühlen für das Vaterland und für das angestammte Herrscherhaus gegenüber, so werdet Ihr zu einem anderen Schlusse kommen. Es ist etwas Hohes und Heiliges um die Liebe zum Vaterlande; glaubt mir, sie lebt nicht nur im Herzen des Mannes, sondern auch in demjenigen der Frau und gebietet ihr, die persönliche Neigung der höheren Pflicht unterzuordnen. Erprobt nur selber Euer Herz. Würdet Ihr nicht mit Entrüstung die Zumutung zurückweisen, wenn selbst ein geliebtes Wesen von Euch verlangte, Ihr solltet Eurem Vaterlande und Euren Brüdern den Rücken kehren, um den Feinden derselben die Hand zu reichen?"

Per Ingsols Stirn beschattete eine dunkele Wolke.

„Das Weib soll aber dem Manne folgen," wandte er ein.

„Aber nicht dem Manne, dessen Hand sich binnen kurzem vielleicht von dem Blute ihrer Brüder röten kann. Das Weib wird ihn entweder daran hindern, seine Pflicht zu thun und ihn so der Verachtung preisgeben, oder aber, wenn der Mann stark genug ist, allen Lockungen zu widerstehen, so wird diejenige, die ihn bis dahin vielleicht grenzenlos liebte, entsetzt die brudermörderische Hand zurückstoßen."

„Ich weiß, daß Ihr eine edle, vaterlandsliebende Jungfrau seid, Fräulein, aber Euer hochherziger Eifer treibt Euch zu weit und läßt vor Eurem Geiste Schreckgespenster aufziehen, die niemals zur Wirklichkeit werden können. Mit dem Kurfürsten ist unser einziger

Digitized by Google

Feind gefallen, wir werden keinen Kampf mehr zu bestehen haben, um uns friedlich unter einer Herrschaft zu vereinigen. Die Träume unseres unsterblichen Königs werden sich ohne Mord und ohne Blutvergießen erfüllen, und wenn dieses schöne Ziel einst erreicht ist, wenn uns dasselbe Band eines einzigen großen Reiches umschlingt, und Ihr in mir nicht mehr den brudermörderischen Feind seht, Fräulein, darf ich Euch dann an das Versprechen erinnern, welches Ihr mir gegeben, als Ihr mir diesen Ring überreichtet. Wollt Ihr mir dann eine gütige Fürsprecherin bei Eurem Vater sein, damit er mir die Hand, die diesen Ring getragen, zum Bunde für das Leben reicht?"

Elisabeths Augen füllten sich mit Thränen, als sie das Antlitz dem Geliebten zuwandte.

„Per Ingsol, Ihr träumt, wie Euer großer König einst geträumt hat," sagte sie, schwer aufseufzend. „Möge der Himmel Euch vor seinem Schicksale bewahren. Ihr seid so jung und mutvoll in dieses arme, blutgetränkte deutsche Land geritten, in dem bereits die Besten Eures Landes vor Euch frühzeitig dahingesunken sind. Eure Hoffnungen sind zu kühn, als daß sie so leicht in Erfüllung gehen könnten. Noch lebt gar mancher deutsche Mann, der mächtig seines Ahnen Schwert zu schwingen weiß, und oft schon, wenn man das deutsche Volk gänzlich zur Erde geworfen und niedergetreten glaubte, dann hat es sich ebenso unerwartet als furchtbar aus seiner Schmach emporgerafft und im Sturmesbrausen daherziehend, das fremde Joch samt den Fremdlingen zerschmettert. Doch mag der Ausgang des Kampfes sein, wie er wolle, ist der Friede erst wieder in das Land zurückgekehrt, so will ich gern auf Euer Begehren meinen Vater bitten, daß er Euch die Hand, die jenen Ring einst trug, zu eigen überläßt, und gern will ich selber Euch als Euer Weib in Eure Heimat folgen."

Dankbar küßte Per Ingsol die zarte Hand des Mädchens, aber sanft entzog es ihm dieselbe. Elisabeth war das Herz zu voll, als daß sie länger hätte verweilen können. Einen liebenden und doch zugleich wehmütigen Blick auf den jungen Mann werfend, eilte sie dem Hause zu. Per Ingsol preßte die Hand auf das Herz und sah ihr glückstrahlend nach.

In diesem Augenblicke ging der Landrat von Briest über den Hof des Hauses, er hatte den letzten Vorgang zwischen seiner Tochter und dem schwedischen Offizier bemerkt und erraten, um was es sich gehandelt. Die Sorge zog eine neue Furche auf die Stirn des alten Mannes, zu den vielen, die dort bereits Platz gefunden hatten.

„Es geht nicht länger so," murmelte er fast angstvoll, der Gestalt seiner Tochter nachblickend. „Um unheilbares Unglück abzuwenden, muß ich die Frauen, besonders aber Elisabeth in unseren Plan einweihen. Bisher folgten sie nur blindlings meinen Anordnungen, nun sollen sie auch den Zweck erfahren. Gott verleihe meinem armen Kinde die Kraft, gegen das eigene Herz zu kämpfen."

In den nächsten Tagen suchten Per Ingsols Augen die Geliebte vergeblich. Auf sein ängstliches Fragen entschuldigte man sie mit Unpäßlichkeit, und als Elisabeth nach längerer Zeit zum ersten Male wieder zu der gemeinsamen Mittagstafel kam, da war es dem jungen Offiziere unzweifelhaft, daß sie ein ernstes Leiden überstanden haben müsse, so blaß und vergrämt erschien ihm das Mädchen. Per Ingsol gewahrte, daß es seine Blicke sorgfältig vermied, und einmal glaubte er sogar zu bemerken, daß ein nervöses Zittern über ihre ganze Gestalt lief, als seine Augen länger und forschender denn sonst auf ihr ruhten. Der junge Offizier beunruhigte sich heftig wegen der Veränderung, die mit Elisabeth vorgegangen war, aber er ahnte nicht, welche Kämpfe in der Seele des Mädchens zwischen den Empfindungen der Liebe und der Pflicht, dem Gebote des Vaters und des Vaterlandes zu gehorchen, tobte.

Per Ingsols Kameraden lärmten und zechten, ohne sich viel um die allein Schweigsamen in ihrer Mitte zu kümmern. Sie hatten den Junker schon oft wegen seiner Zuneigung zu des Landrats Tochter geneckt und hielten jetzt das Schweigen der jungen Leute für die Träumerei zweier Verliebter. Die Herren nahmen um so weniger Veranlassung, sich in ihrer Fröhlichkeit stören zu lassen, als der Landrat eine kleine Festlichkeit zugerichtet hatte, zu welcher auch die in den benachbarten Dörfern einquartierten Offiziere geladen worden waren.

Eben erhob der Oberst Wangelin sein Glas, um ein Hoch auf das gastliche Haus seines Wirtes auszubringen, als Herrn von Briest ein junger Bauer gemeldet wurde, welcher ihn dringend zu sprechen wünschte. Der alte Herr zuckte ein wenig zusammen und suchte seine augenscheinliche Erregung zu verbergen, indem er sich in ärgerlichem Tone seinen Gästen gegenüber mit den Pflichten seiner verantwortungsvollen Stellung entschuldigte, welche ihm nicht einmal gestatte, in Ruhe sein Mittagsessen zu verzehren.

„Laßt mich statt Eurer mit dem Burschen reden," rief übermütig ein junger Offizier, „ich bin in wenigen Augenblicken mit ihm fertig, das versichere ich Euch. Eignet er sich zum Dragoner, oder auch nur zum Troßknechte, so behalte ich ihn gleich hier, es ist Zeit, daß wir Euch Euern schweren Dienst etwas erleichtern, Herr Landrat."

Briest erwiderte nichts auf den Scherz des Offiziers, sondern erhob sich und verließ das Gemach.

Es dauerte eine geraume Weile, bevor Briest zurückkehrte, so daß sein langes Fernbleiben schon Aufsehen zu erregen begann. Besonders die Damen, vor allen aber Elisabeth vermochten ihre Unruhe kaum zu verbergen. Bei seinem Eintritte warf der Landrat seiner Tochter einen bedeutsamen Blick zu, welche denselben zusammenzuckend erwiderte und ihr Antlitz dann schnell auf ihren Teller herabbeugte. Aus den Augen des alten Herrn blitzte es wie Wetterleuchten, und um seine Lippen zuckte eine Bewegung, welche er vergeblich zu verbergen suchte.

„Habt Ihr Euch so lange mit dem Bauer unterhalten, Herr von Briest?" fragte Oberst Wangelin, den Landrat mit prüfenden Blicken betrachtend. „Aber Ihr seht seltsam bewegt aus, als hättet Ihr uns Wichtiges mitzuteilen."

„Ihr habt recht, Oberst Wangelin," entgegnete

Digitized by Google

der Landrat, welcher sich keine Mühe mehr gab, seine Erregung noch weiter zu verbergen. „Mit dem jungen Bauer habe ich nur Weniges gesprochen, er hat mich schon lange darum gebeten, ihn als Diener in mein Haus zu nehmen. Ich kann jetzt den Wunsch des jungen Mannes gut erfüllen. Mein Hausstand ist durch die Zahl meiner Herren Gäste sehr vergrößert worden, so daß ich noch eines geschickten Dieners bedarf. Elisabeth," wandte er sich an seine Tochter, „sorge dafür, daß der Mann ein Unterkommen findet und zeige ihm gelegentlich die Obliegenheiten seines Dienstes. Euch aber, Ihr Herren, habe ich allerdings wichtige Nachrichten mitzuteilen. Der Tod unseres Fürsten ist mir als sicher bestätigt worden. Damit löst sich aber auch das Bündnis gegen Frankreich unbedingt auf, und dem Abschlusse des Friedens wird dort wie hier nicht mehr viel im Wege stehen. Ich glaube sogar bestimmt, daß bereits darüber Unterhandlungen angeknüpft worden sind. Mindestens aber weiß ich, daß die brandenburgische Regierung thut, was in ihren Kräften steht, um weiteres Blutvergießen nach Möglichkeit zu verhindern. Binnen kurzem wird hoffentlich unser armes Land von den Lasten des Krieges befreit sein, und wir selber werden erfahren, welchem Herrn wir angehören sollen."

„Darüber kann wohl kein Zweifel herrschen," nahm der schwedische Oberst lebhaft das Wort. „Nachdem der Kurfürst gestorben, stürzt eher Himmel und Erde zusammen, als daß wir irgend eine Stadt, die wir einmal in Besitz genommen haben, wieder herausgeben. Nein, Herr Landrat, das geschieht nun und nimmermehr. Was der Schwede erst in den Händen hält, läßt er so leichten Kaufes nicht wieder los."

Allgemeiner Beifall der Offiziere begleitete die Worte ihres Obersten.

„Dann wollen wir uns des baldigen Friedens freuen," sagte Herr von Briest, scheinbar von einer schweren Sorge befreit. „Zur Feier der guten Hoffnung, die Euch, Ihr Herren, wie auch mich erfüllt, gebe ich mir die Ehre, die sämtlichen Herren Offiziere auf übermorgen zu einem festlichen Bankette zu bitten."

Mit jubelnder Bereitwilligkeit wurde die Einladung Briests, dessen gastliches Haus man längst schätzen gelernt hatte, allseitig angenommen.

„Und ich erhebe mein Glas," sagte der schwedische Oberst, von seinem Sitze aufstehend, „um auf das Wohl unserer neuen Landsleute anzustoßen!"

In fröhlicher Stimmung trennten sich die Tischgenossen.

Per Ingsol verweilte noch einen Augenblick im Zimmer, um sich besorgt nach dem Befinden Elisabeths, deren Wangen fahle Blässe bedeckte, zu erkundigen. Die Lippen des Mädchens machten eine zuckende Bewegung, doch kein Laut entrang sich ihnen. Plötzlich wandte sich der Landrat mit einem strengen Blicke an seine Tochter.

„Elisabeth, sorge dafür, daß der Bursche draußen in seinen Dienst eingeführt wird. Laß ihn heute schon etwas helfen, übermorgen haben alle Diener vollauf zu thun, so daß er bei der Tafel mit zur Hand gehen muß."

Das Mädchen neigte schweigend das Haupt und wandte sich rasch ab. Seine Hand zitterte merklich, als sie in derjenigen des Junkers einen Augenblick ruhte.

* * *

Am Tage des Banketts herrschte reges Leben im Hause des Landrates. Vom frühen Morgen an traf man schon Vorbereitungen zu dem großen Feste. In der Küche wurde gebacken und gebraten, und aus dem Keller schafften die Diener Körbe voll des edelsten und ältesten Weines. Überall schien eitel Lust und Fröhlichkeit verbreitet. Doch auf der Straße gingen die gut vaterländisch gesinnten Bürger bekümmert an dem Hause des Landrates vorüber. Einen Fluch über den Vaterlandsverräter, der den Feinden ein Bankett zurüstete, in den Bart murmelnd, ballten sie die Faust in der Tasche und blickten voll Haß und Verachtung zu den Fenstern empor.

Auch Elisabeth nahm an dem tollen Treiben im Hause keinen Anteil. Ihre Wangen sahen noch blasser aus als an den vergangenen Tagen, und in ihren geröteten Augen schimmerten Thränen. Deutlich konnte man in ihrem Antlitze die Spuren einer schmerzvoll durchwachten Nacht erkennen.

Erschrocken prallte Per Ingsol zurück, als er in das Zimmer trat und Elisabeths leidendes Aussehen bemerkte.

„Ihr seid krank," begann er teilnahmsvoll, die Hand des Fräuleins ergreifend. „Ihr seht so blaß und abgespannt aus. Was fehlt Euch? Ihr wißt, wie sehr Euer Wohl mir am Herzen liegt, darum bitte ich Euch, sagt mir ein Wort des Trostes. Ist es Euch so schmerzlich, daß wir, die Feinde Eures Vaterlandes, vielleicht für immer in den Mauern dieser Stadt weilen werden?"

Elisabeth schüttelte ihr Haupt.

„Das ist es nicht, Junker, was mir Kummer bereitet," erwiderte sie leise. „Ich habe Schmerzen, die ich bekämpfen muß, so schwer es mir auch fällt. Ich bitte, fragt nicht weiter."

Der junge Offizier nahm einen Stuhl und setzte sich dem Mädchen gegenüber.

„Ich empfinde es wohl," hub er nach einer Pause wieder zu sprechen an, „Euer edler Sinn läßt Euch in mir den Feind Eures Vaterlandes nicht vergessen und drängt stets von neuem die Stimme Eures Herzens zurück. Dieser unglückselige Krieg raubt mir den Frieden meines Lebens," fuhr er leidenschaftlich fort, „er ließ mich Euch kennen lernen, um sich als schreckliches Gespenst zwischen uns zu drängen und uns ewig voneinander fernzuhalten."

„Sprecht nicht mehr davon," bat Elsabeth sanft. „Höhere Aufgaben haben wir jetzt zu erfüllen, so lange das Vaterland noch an den Wunden des Krieges blutet. Wenn der Friede erst wieder bei uns eingekehrt ist, dann kommt auch die Zeit, der eigenen Wünsche zu denken."

„Diesen Frieden werde ich nie erleben," sagte der schwedische Offizier düster, „eine unbestimmte

Digitized by Google

Ahnung raunt es mir fort und fort in das Ohr, daß ich diese Stadt lebend nicht wieder verlassen werde."

Bevor Elisabeth einige Worte des Trostes an Per Ingsol zu richten vermochte, trat der Landrat in das Zimmer.

„Es ist mir sehr angenehm, Euch gerade jetzt hier zu finden, Junker," sagte er, den Offizier hastig begrüßend. „Ihr habt doch einwenig Zeit für mich? Ich möchte Euch um Euer Urteil ersuchen, ob der Muskat so gemischt ist, wie ihn Euer Oberst gern trinkt. Ihr müßt ja seinen Geschmack besser kennen als ich. Außerdem würde ich gern Eure Ansicht über einen alten Burgunder hören, der viele Jahre bereits in meinem Keller gelagert hat, und heute nun den Glanzpunkt unseres Festes bilden soll."

„Euer freundliches Ersuchen vermag ich nicht abzuschlagen, Herr von Briest," erwiderte Per Ingsol lächelnd, „obwohl ich fürchte, daß der Tag ein beschwerliches Ende nehmen wird, wenn wir so früh mit den Genüssen beginnen."

„Machen wir den Anfang mit dem Burgunder oder dem Muskat?"

„Ich dächte, wir kosten erst den Burgunder, denn auf den Muskat wird er von seinem Geschmacke verlieren."

Der Landrat nickte zustimmend.

„Nun könnt Ihr Euch auch gleich meinen neuen Diener ansehen, er ist ein Prachtbursche und soll heute sein Probestück machen. Ich vertraue seiner Gewandheit, obwohl er noch niemals bei Tische aufgewartet hat." Darauf erteilte er dem im Vorzimmer stehenden Diener einige Befehle. In demselben Augenblicke rief Per Ingsol erschrocken:

„Herr von Briest, kommt schnell, dem Fräulein wird unwohl."

Der alte Herr trat rasch zu seiner Tochter, die blaß und abgespannt in ihrem Stuhle zurückgelehnt lag, und flüsterte ihr einige Worte zu, während der Junker frisches Wasser herbeiholte.

Dankend lehnte es Elisabeth ab.

„Etwas Wein wird mir bessere Dienste thun," meinte sie mit einem Versuche zu lächeln. „Es ist nur Ermüdung, die mich ergriffen hat, mehrere Nächte schon ließ mich heftiges Zahnweh nicht schlafen."

„Nun, da kommt der Wein gerade zurecht," sagte der Landrat, indem er von der Platte, welche der eintretende Diener trug, einen Becher nahm und ihn seiner Tochter reichte.

„Ein stattlicher Bursche, nicht?" wandte er sich an Per Ingsol, welcher den neuen Diener, einen hochgewachsenen jungen Mann, mit gebräuntem, von kurzem Vollbarte umrahmtem Antlitze, aufmerksam musterte.

„Er würde sich gut zum Dragoner schicken."

Eine fast ängstliche Spannung lagerte einen Augenblick auf dem Gesichte des alten Herrn, während er seinen Gast beobachtete, als wollte er dessen Gedanken aus seinen Zügen lesen."

„Fürwahr, Ihr habt recht, Herr von Briest, ich würde mir keinen stattlicheren Reiter denken können. Aber Ihr habt ihn Euch zum Diener auserkoren, daher mag ich Euch seiner nicht berauben. Übrigens kommt mir des Burschen Gesicht merkwürdig bekannt vor. Ich muß ihn irgendwo schon gesehen haben. Bist Du aus dieser Gegend?"

Die ängstliche Spannung wurde in den Zügen des Landrates womöglich noch größer.

Der Diener blickte mit dem Ausdrucke ländlicher Befangenheit, ohne zu antworten, erst den jungen Offizier und dann seinen Herrn wie Rat suchend an.

„Er versteht Euer Hochdeutsch nicht," nahm der Landrat statt seiner das Wort. „Die Leute sprechen hier in der Gegend nur plattdeutsch. Doch jetzt sagt mir, bitte, Euer Urteil über den Wein, er ist mir augenblicklich wichtiger als der Diener."

Der Junker ergriff statt aller Antwort seinen Becher und schlürfte dessen Inhalt mit sichtlichem Wohlbehagen.

„Alle Achtung vor Eurem Weine, Herr Landrat, ich erinnere mich nicht, jemals einen vorzüglicheren getrunken zu haben, Er ist fast zu gut für ein Bankett, bei welchem vermutlich wegen der Menge des genossenen Getränkes dessen Vorzüglichkeit wenig Würdigung finden dürfte. Nach meiner Ansicht ist er auch zu schwer, mir kommt es vor, als fühlte ich jetzt schon seine Wirkung."

„Dieses Bankett sehe ich als einen Vorläufer des Friedens an, Junker," entgegnete der Landrat bedeutungsvoll. „Kein Wein der Welt wäre mir für dasselbe zu gut. Doch nun zu dem Lieblingsgetränke des Obersten."

Als der Diener sich auf Befehl seines Herrn entfernt hatte, um von dem Muskat eine Probe herbeizuholen, zog der Landrat aus der Tasche seines Rockes ein kleines, unansehnliches Büchelchen hervor und blätterte in demselben einige Seiten um.

„Seht, Junker, hier habe ich das Rezept zu dem Weine notiert, wie der Oberst es mir diktierte. Hört doch gefälligst einmal zu, ob ich auch nichts vergessen habe. Man wird doch alt," unterbrach er sich plötzlich, „ich merke es an dem Zittern meiner Hände, wie an dem Aussehen dieses Buches. Es ist zwar ein Geschenk von meiner lieben Frau, vor langen Jahren mir zum Geburtstage gearbeitet, aber ich kann es jetzt wirklich nicht mehr gebrauchen. Elisabeth, Du könntest mir wohl ein neues anfertigen, mit so schöner Stickerei darauf, wie der Junker es von seiner Schwester erhalten hat. Laß Dir das Buch nur einmal zeigen."

Bereitwillig reichte Per Ingsol dem Mädchen das Buch, welches es wortlos und mit bebender Hand empfing.

„Es ist in der That ein Geschenk von meiner Schwester, das mich unendlich erfreut hat," bemerkte der Offizier, welcher Elisabeths Bewegung wohl falsch deutete.

Herr von Briest beugte sich zu seiner Tochter, sie auf einzelne Schönheiten der Arbeit aufmerksam machend. Bei dieser Gelegenheit hatte er ihr das Buch aus der Hand genommen. Mit dem Ausrufe: „da kommt der Muskat des Herrn Obersten," legte er es dann auf den Rand des Tisches. Wirklich kam in diesem Augenblicke der Diener, auf einer Platte

Digitized by Google

mehrere Pokale mit Wein tragend, zur Thür herein. Wie ein Blitz flog sein Blick über den Tisch und zu seinem Herrn.

„Vorsicht!“ rief letzterer, doch das Unglück nahm bereits seinen Lauf.

Der ungeschickte Neuling in seinem Fache stolperte über eine am Boden liegende Wilddecke, und bei dem Versuche, sich an dem Tische festzuhalten, entglitt nicht nur die Platte seinen Händen, sondern auch der Tisch kippte mit allem, was sich darauf befand, um.

Der Landrat bedauerte den Verlust der kostbaren Humpen und tadelte mit harten Worten den anscheinend ganz fassungslosen Diener, welcher in seinem Schrecken über das angerichtete Unglück nichts Besseres zu thun wußte, als das durchnäßte Büchelchen des schwedischen Offiziers durch Reiben mit einem Tuche zu trocknen. Per Ingsol, der Elisabeth half, ihr Kleid von den Flecken, welche der verschüttete Muskat darauf zurückgelassen hatte, zu reinigen, riß ihm endlich das Buch mit dem Ausrufe aus der Hand: „Der Tölpel, erst erschrickt er das Fräulein und nun wischt er in seiner Dummheit alle Schriften aus.“

Der Landrat gebot dem von allen Seiten gescholtenen Menschen, den Tisch aufzurichten, die Scherben zu beseitigen und einen anderen Diener mit neuem Weine hereinzusenden.

„Nehmt es dem armen Kerl nicht zu übel,“ sagte Per Ingsol, als der Mann das Zimmer verlassen hatte, „er muß sich in der neuen Umgebung erst zurechtfinden, dann wird er auch geschickter werden. Wollt Ihr ihn aber nicht behalten, so mache ich mit Güte oder Gewalt einen Dragoner aus ihm, denn der Mann gefällt mir trotz seines Ungeschickes sehr gut.“

„Laßt ihn mir nur heute noch,“ entgegnete der Landrat, „morgen macht mit ihm was ihr wollt.“

Per Ingsol empfahl sich bald, nachdem er den Muskat ganz nach dem Geschmacke des Obersten gefunden hatte. Kaum sah sich Elisabeth mit ihrem Vater allein, als sie die bis dahin mühsam bewahrte Selbstbeherrschung verlor und in einen heftigen Weinkrampf ausbrach. Der alte Mann umschlang seine Tochter mit den Armen und führte sie sorglich, fast wie ein Kind, in ihr Zimmer. Nachdem er sie dem trostreichen Zuspruche der Mutter überlassen hatte, eilte er selber nach seinem eigenen Gemache.

Dort traf er den Diener, dessen Ungeschick so viel Verwirrung angerichtet hatte, schon seiner harrend an.

„Habt Ihr alles gefunden, Junker?“ fragte der Landrat atemlos vor Spannung.

„Alles! Losung und Feldgeschrei standen auf der letzten Seite, wie ich richtig vermutete.“

„Gott sei Dank!“ ertönte es von den Lippen des alten Herrn. „Heinrich Steenbock, Ihr versprecht mir, daß aller Leben geschont werden soll, die sich trunken unter meinem Dache befinden?“

„Ich werde es für meine höchste Pflicht erachten, alle zu schützen.“

„Nun, so gebe Gott, daß das Opfer, welches wir bringen, dem Lande und unserem Fürsten frommen möge. Ihr müßt bedenken, Heinrich, ich gebe das Herzblut meines Kindes für die gute Sache hin. Elisabeth liebt jenen schwedischen Offizier, und, „fügte der alte Herr kopfschüttelnd hinzu, „Ihr wißt, welche schweren Bedenken es mich selber gekostet hat, an diesem Plane mitzuwirken. Ich hätte lieber anders mit den Herren Schweden abgerechnet.“

Heinrich Steenbock ergriff die Hand des Landrates.

„Ihr seid zu gradsinnig, Herr von Briest, und vergeßt ganz, daß die Feinde uns mitten im Frieden, Treue und Glauben mißachtend, überfallen haben. Zudem sind wir in der Minderzahl und müssen schon einige List anwenden, ihrer Herr zu werden. Dadurch, daß Ihr Euer persönliches Empfinden dem Wohle des Vaterlandes unterordnetet, habt Ihr nicht nur dessen Rettung ermöglicht, sondern wahrscheinlich viele Hundert tapfere Männer vor dem Tode bewahrt, vielleicht auch denjenigen, um dessen Leben das Herz Eures Kindes bangt.“

Der Landrat fuhr mit der Hand über die feuchten Augen.

„Heinrich,“ sagte er, sich gewaltsam aufraffend, „es ist Zeit, daß Ihr die Stadt verlaßt. Wenn Ihr andere Kleider oder ein Pferd braucht —“

„Ich danke Euch, Herr von Briest,“ lehnte der Junker das Anerbieten ab, „in meinem Bauernkittel und zu Fuß werde ich mit Gott so gut die Stadt verlassen, wie ich hinein gekommen bin.“

„Auf Wiedersehen also heute abend.“

Einige Stunden später herrschte allgemeine Fröhlichkeit an dem gastlichen Tische des Landrates. Nur Per Ingsol nahm an der Ausgelassenheit seiner Kameraden keinen Teil. Seine Gedanken weilten bei der Geliebten, welche dem Bankett fern geblieben war, und einsilbig blickte er vor sich nieder, indem er nur mechanisch hin und wieder den vor ihm stehenden Becher berührte. Die Kameraden suchten ihn anfangs heiter zu stimmen, doch kümmerten sie sich bald nicht mehr um ihn, da sie sein auffallendes Wesen der Sorge um die Dame seines Herzens zuschrieben.

Reichlich wurde dem Weine zugesprochen, denn des Landrates Keller schien unerschöpflich zu sein, und nachdem sich die weiblichen Mitglieder des Hauses zurückgezogen hatten, begann die Lustigkeit bald in Trunkenheit auszuarten.

Auf der Straße und in den Schänken trieben es die Soldaten, welche an der Fröhlichkeit ihrer Offiziere auch Anteil haben wollten, nicht besser. Ihre Ausgelassenheit wurde durch den Umstand begünstigt, daß der Dienst im schwedischen Heere leicht war und locker gehandhabt wurde. Offiziere und Gemeine wähnten im eigenen Lande zu sein, und die Schwäche ihrer Gegner wiegte sie in eine unbegreifliche Sorglosigkeit, welche sie selbst die üblichsten und notwendigsten Vorsichtsmaßregeln vernachlässigen machte.

Mit Sonnenuntergang wurden die Thore von Rathenow geschlossen. Die kleine Wache, deren Schutz eines derselben anvertraut war, saß noch eine Weile rauchend und plaudernd zusammen und freute sich des köstlichen Abends.

Digitized by Google

Längst waren die gedehnten Töne des Zapfenstreiches verklungen, als sich die letzten Soldaten in das Wachtstübchen am Thore zurückzogen, um dort der Ruhe zu pflegen.

Der Posten, ein im Dienste ergrauter Soldat, ging langsam auf und nieder und summte sorglos ein Liedchen vor sich hin, als plötzlich von der Landstraße her Hufschlag an sein Ohr drang. Es war dies immerhin etwas Außergewöhnliches, daß sich Reiter noch so spät der Stadt näherten, denn allgemein war es bekannt, daß frühzeitig die Thore geschlossen zu werden pflegten. Wenngleich der Alte in dem Herannahen von Reitern nichts Verdächtiges argwöhnte, so wurde dennoch seine Aufmerksamkeit durch dieses Ereignis erregt. Gespannt blickte er nach der Gegend, aus welcher das Geräusch zu ihm drang. Dem Schalle nach zu urteilen, welcher jetzt deutlicher zu vernehmen war, nahte sich ein kleiner Trupp Reiter der Stadt. Wenige Augenblicke später tauchten aus dem Dunkel drei schwedische Dragoner auf, welche im langsamen Schritte dem Thore zuritten, zwei vorauf, die im lustigen Gespräche begriffen zu sein schienen, während der dritte in einiger Entfernung ihnen folgte.

„Halt! Werda?“ rief der Posten am Thore die Reiter an.

„Wachtmeister von der ersten und zweiten Schwadron vom Dragonerregiment Südermannland,“ lautete die Antwort von drüben.

„Ein Mann vor!“ kommandierte der Posten.

Ein Reiter setzte sein Pferd langsam in Bewegung.

„Halt, Losung!“

„Baum“ — sagte der Reiter auf die Aufforderung mit leiser Stimme.

— „Stamm,“ ergänzte der Posten. „Näher heran,“ kommandierte er dann weiter.

„Halt! Feldgeschrei!“

„Gustav Adolf,“ flüsterte der Reiter.

„Es ist richtig, Wachtmeister, Ihr könnt passieren.“

Inzwischen war auch der andere Reiter herangekommen, welcher in leisem Tone einige Worte mit seinem Kameraden wechselte. Da die beiden sich in seiner Muttersprache unterhielten, so faßte der alte Soldat noch immer keinen Argwohn, während er den Schlüssel in das verrostete Schloß steckte. Als er aber hörte, daß die beiden Fremden einander Jürgen und Gulden anredeten, hielt er plötzlich inne und blickte ihnen aufmerksam in das Gesicht.

„Wo kommt Ihr eigentlich her, und wo wollt Ihr hin?“ fragte er mißtrauisch.

„Wir kommen von Brand und Lietzow, wo unsere Schwadronen liegen, und haben dem Obersten Wangelin Meldungen zu machen.“

„So,“ meinte der Posten in gedehntem Tone, während er ihre Gesichter noch aufmerksamer betrachtete. „Ihr scheint mir verdammt alte Kerle zu sein, da müßte ich Euch doch kennen. Bei der ersten Schwadron ist meines Wissens Nikol Staiper Wachtmeister, der ist von allen Dragonern, die ich kenne, der älteste, doch Ihr scheint mir noch älter zu sein. Hol Euch der Teufel! aber Ihr kommt mir verdächtig vor.“

Der Posten machte Miene, den Schlüssel wieder aus dem Schlosse zu ziehen.

In diesem kritischen Augenblicke bemerkte der eine der Reiter:

„Dort hält Nikol Staiper, frage ihn aus, wenn Du uns nicht traust.“

„So holt ihn herbei. Den Staiper kenne ich genau.“

Auf den Wink des Reiters setzte der dritte sein Pferd in Bewegung und ritt dicht an den Posten heran. Der Soldat fuhr zurück.

„Das ist Nikol Staiper nicht,“ stammelte er erschrocken.“

Im nächsten Augenblicke schickte er sich an, Lärm zu machen; aber es war bereits zu spät. Mit den Worten: „Was, Nikol Staiper, der Derfflinger ist es!“ schlug der Reiter den Posten mit dem Kolben seiner schweren Sattelpistole über den Kopf, daß der Schwede bewußtlos zu Boden sank. Während der eine Dragoner vom Pferde sprang und das Thor vollends öffnete, drängte die von dem Lärme aufgeschreckte Wache aus der engen Thür der Wachtstube heraus. Ein Pistolenschuß streckte den nächsten zu Boden.

Der Knall gab das Signal zu einem wahren Höllenlärme. Hunderte von Pferdehufen, die über das Feld und die Landstraße daherjagten, machten den Erdboden erzittern, und unter dem schmetternden Schalle der Trompeten sprengten brandenburgische Dragoner durch das offene Thor in die Stadt hinein. Wer sich von den Feinden widersetzte, wurde niedergehauen oder gefangen genommen. Nur wenigen Schweden gelang es, abgehetzt und waffenlos in dieser schrecklichen Nacht zu entkommen. Unter den kriegerischen Lärm aber mischte sich aus den Häusern der Freudenruf der Einwohner:

„Unser Kurfürst ist gekommen! Tod allen Feinden! Lange lebe unser Allergnädigster Fürst!“

An der Spitze einer Anzahl von Reitern sprengte Heinrich mit den Wachtmeistern Braal und Wernicke dem Hause des Landrates zu. Auch dorthin war bereits das Geräusch des Kampfes gedrungen. Bestürzt erhoben sich die trunkenen Offiziere von ihren Sitzen und blickten einander in sprachlosem Erstaunen an. Kaum begriffen sie ihre Lage. Endlich ermannten sie sich und drängten dem Ausgange des Zimmers zu. Aber ihrer Sinne nicht mehr mächtig, taumelten sie umher oder stürzten gar, von der Masse der genossenen Getränke überwältigt, zu Boden. Wenige gelangten überhaupt auf die Straße. Sie flohen davon, ohne nur den Versuch zu wagen, ihre zerstreuten Soldaten zu sammeln.

Per Ingsol allein machte eine Ausnahme. Bei dem ersten Geräusche war er aus dem Saale und auf den Flur geeilt. An den Stufen der Treppe hielt ihn eine Frauengestalt auf.

„Mein Gott, Elisabeth,“ rief der Junker, „was bedeutet der Lärm und was thut Ihr hier auf der Treppe?“

„Verliert kein unnützes Wort, Per Ingsol, eilt

Digitized by Google

Euch zu retten. Die kurfürstlichen Truppen sind in der Stadt und töten alle, die sich ihnen nicht ergeben. Hier nehmt Euer Schwert. An der hinteren Gartenpforte werdet Ihr das schnellste Pferd aus dem Stalle meines Vaters angebunden finden. Von dort allein könnt Ihr noch durch die Mauer entkommen!"

„Habt Dank, Fräulein," stieß Per Ingsol hastig hervor, indem er sein Rappier an sich riß und einen Kuß auf des Mädchens jungfräuliche Stirn drückte. „Habt Dank, jetzt sollt Ihr sehen, wie ein tapferer Schwede zu siegen oder zu sterben versteht!"

In eiligen Sätzen sprang der Offizier die Stufen der Treppe hinab.

Elisabeth aber sank, einen leisen Weheruf ausstoßend, vor Schmerz und Verzweiflung besinnungslos zusammen. Sie wußte, daß es für den edlen Jüngling keine Rettung mehr gab. —

Uber den Platz vor dem Hause liefen die schwedischen Dragoner, von den Feinden verfolgt.

Todesmutig versuchte Per Ingsol einige der Flüchtigen aufzuhalten. Aber kaum ein halbes Dutzend gehorchten seinem Befehle. In dem Augenblicke, da sie sich um ihn sammelten, sprengte Heinrich Steenbock mit seiner kleinen Schar auf den Platz. Wie Spreu im Winde zerstoben die Schweden bei seinem Anblicke nach allen Richtungen auseinander, ihren Führer seinem Schicksale überlassend.

„Ergebt Euch!" rief Heinrich, vom Pferde springend, dem jungen Offiziere zu. Der aber antwortete nicht, sondern wehrte sich, wie ein Rasender auf Heinrich eindringend. Dieser beschränkte sich auf seine Verteidigung, da er das Leben seines Feindes schonen wollte. Gewandt parierte er dessen Streiche, bis endlich ein wuchtiger Hieb das Schwert in seiner Hand zerschmetterte. Triumphierend holte der schwedische Offizier zum Todesstreiche gegen seinen wehrlosen Gegner aus. Der Junker schien verloren. Da zuckte Braals sichere Klinge durch die Luft und mit gespaltenem Schädel sank Per Ingsol zu Boden.

Der Landrat stand auf der Schwelle seines Hauses und empfing Heinrich mit ausgebreiteten Armen.

„Euch verdanken wir viel," sagte er, den Junker an seine Brust ziehend. „Wäret Ihr nicht gewesen, so würde der Kurfürst kaum so früh unsere Not erfahren haben, sicher aber hätte er die Stadt nicht so leicht in seine Hände bekommen. Ihr und Eure braven Wachtmeister habt allein die Überrumpelung des Feindes ermöglicht."

„Ihr habt noch mehr geleistet als wir," antwortete Heinrich wehmütig. „Wir haben nur unser Leben daran gewagt, Ihr aber habt das Lebensglück Eurer edlen Tochter zum Opfer gebracht. Bereitet Elisabeth darauf vor, das Schlimmste zu erfahren. Per Ingsol ist nicht mehr. Meine Bemühungen, ihn zu retten, waren vergeblich. Nach tapferer Gegenwehr ist er in ehrenvollem Kampfe gefallen; ich glaube, er suchte den Tod."

Der alte Landrat bedeckte das Antlitz mit den Händen und ging schweigend in das Haus zurück, in welches Braal und Jürgen auf Heinrichs Anordnung Per Ingsols Körper schafften.

Flüchtige Schweden verbreiteten noch in derselben Nacht das Gerücht von der Rückkehr des Kurfürsten und von der Niederlage ihrer Landsleute. Obwohl die brandenburgischen Reiter von ihren Gewaltmärschen zu erschöpft waren, um sofort die Verfolgung der Fliehenden aufzunehmen, zogen doch die schwedischen Besatzungen aus allen umliegenden Dörfern eiligst ab.

Am frühen Morgen wurde der Rittmeister von Kerkow durch ungewöhnlich lauten Lärm im Hause erweckt. Geschrei, Kommandoworte und Waffenklirren mischten sich in wüstem Toben ineinander. Erschrocken sprang Hans Achim aus dem Bette und eilte an das Fenster. Schweißbedeckte Pferde und atemlose Reiter hielten auf dem Hofe, während Rittmeister Lilienkron und seine Offiziere sich vergeblich bemühten, die Schwadron zu ordnen.

Bevor Herr von Kerkow imstande war, sich von seinem Erstaunen zu erholen, stürzte auch schon sein Reitknecht in das Zimmer, und teilte ihm die wunderbare Nachricht von der Rückkehr des Kurfürsten und von der überraschenden Einnahme Rathenows durch brandenburgische Truppen mit. Noch zweifelte er an der Wahrheit des Gehörten, da hatte sich endlich im Hofe die Schwadron formiert und zog eilig von dannen. Als der letzte Mann durch das Thor ritt, erwachte der Rittmeister aus der Betäubung, in welche ihn die Erzählung des unerwarteten Ereignisses versetzt hatte. Mit einem Sprunge war er am Fenster, und laut tönte sein Ruf: „Lange lebe unser Allergnädigster Herr Kurfürst!" den abziehenden Feinden nach.

Hans Achim aber sollte sich in Ruhe des Sieges seiner Landsleute nicht freuen. Jenseits des Sees erhoben sich dichte Rauchwolken, aus denen bald die Flammen zum Himmel emporloderten.

Der alte Rittmeister gewahrte zuerst die seltsame Erscheinung, und schnell hatte er ihre traurige Ursache erraten. Er zauderte nicht lange. Auf seinen Befehl wurden die Pferde aus den Ställen geholt und vor die großen Wirtschaftswagen gespannt. Während die Knechte auf dem Hofe, unter den Augen ihres überall gegenwärtigen Herrn, dessen Befehle schnell und sicher ausführten, rief der schrille Ton der Hausglocke die Leute aus dem Dorfe zusammen. Hans Achim verteilte selber die Waffen unter sie, die schon vor Ankunft der Schweden für einen Zug nach Lietzow bestimmt gewesen waren. Die Leute wußten noch gar nicht, warum es sich eigentlich handelte, sondern folgten nur blindlings den Befehlen ihres Herrn. Da kamen atemlos einige Bauern auf den Hof gelaufen.

„In Lietzow brennt es! Flüchtige Dragoner sengen und plündern dort. Es geht gegen die Schweden!" tönte es von Mund zu Mund.

„Alles fertig?" fragte der Rittmeister.

„Ja!" lautete die einstimmige Antwort.

„Nun dann aufgesessen und fort in Gottes Namen!"

Ein jubelndes Geschrei der zum äußersten Ingrimme gegen die Feinde aufgestachelten Leute schallte durch die Lüfte. Eine Staubwolke nach sich ziehend

Digitized by Google

rasten die Wagen dahin, aber allen voran sprengte, einem Jünglinge gleich, der rüstige Rittmeister auf seinem feurigen Rosse. Hell loderte jetzt schon die Flamme an allen vier Ecken aus dem Dachstuhle des Herrenhauses, und wüstes Geschrei drang von dem Hofe her. Aber die Retter waren nahe. Hans Achims Wagen rasselten, was die Pferde zu laufen vermochten, durch die Straßen des kleinen Dorfes gerade auf einen Haufen von Leuten los, der dem Wagenzuge den Weg zu versperren schien. Es waren Landleute, die von den schwedischen Dragonern zusammengetrieben worden und von diesen mit dem Karabiner in der Hand bewacht wurden.

Als die Soldaten die lange Reihe der Wagen und die Männer darauf mit ihren im Scheine der Morgensonne funkelnden Waffen erblickten, ließen sie ihre Gefangenen im Stiche, feuerten ihre Karabiner los und jagten dem Hofe zu. Aber Hans Achim, mit gerötetem Antlitze und blitzenden Augen, folgte ihnen nicht minder schnell. Jetzt hatten sich die geängstigten Bauern auf der Straße von ihrem Erstaunen erholt und den Rittmeister von Kerkow erkannt. Schnell rafften sie Knüttel, Pfähle und Steine vom Boden auf und mit lautem Wutgeschreie folgten die Lietzower den Brandschen Leuten.

Der Rittmeister ließ inzwischen seine kleine Schar absitzen und führte sie entschlossen zum Sturme auf das Hofthor. Jedoch nur wenige Hiebe wurden gewechselt, denn die Dragoner glaubten sich von kurfürstlichen Truppen angegriffen, und der Ruf: „Die Brandenburger kommen!“ hatte genügt, die Plünderer, teilweise unter Zurücklassung ihrer Waffen, in die Flucht zu schlagen.

Auf dem Hofe sah es erschrecklich wüst und verwildert aus. In einem großen Haufen lagen allerhand wertvolle Gegenstände mit Gerümpel vermischt, wie es die Schweden gerade aus Zimmern und Kellern herausgerissen hatten. Dem Rittmeister graute bei diesem Anblicke, und in banger Sorge um das Schicksal seines Freundes, rief er laut dessen Namen. Aber keine Antwort erfolgte. Von Axel Steenbock schien nichts zu hören noch zu sehen. Die Knechte vom Hofe waren geflohen, und die übrigen Gutsleute vermochten über ihren Herrn keine Auskunft zu geben. Hans Achim schüttelte die Angst förmlich die Glieder, bei der Vorstellung, in irgend einem Winkel den blutigen Leichnam seines alten Kameraden zu finden. Verzweifelt eilte er, so schnell es ihm seine alten Beine erlaubten, des Freundes Namen rufend, die Treppe des Hauses empor. Nirgends war Axel Steenbock zu finden. Endlich kam Hans Achim an eine verschlossene Thür. Umsonst rüttelte er am Schlosse. Der Riegel gab nicht nach, aber ein paar kräftige Fußtritte ließen die Bretter zersplittern, und im nächsten Augenblicke stand der Rittmeister atemlos im Zimmer. Entsetzt prallte er zurück, denn auf den Dielen lag regungslos der Körper seines alten Kameraden. Hans Achim warf sich über ihn und riß ihm den Rock auf, um zu sehen, ob das Leben schon gänzlich aus ihm entflohen sei. Da drangen unartikulierte Laute wie erstickte Flüche an sein Ohr.

Entzückt bemerkte er jetzt, daß sein Freund unversehrt war, aber daß Stricke seine Glieder fesselten, während ein Knebel ihn am Schreien verhinderte. Schnell waren die Banden zerschnitten, und der Rittmeister aufgerichtet. Dann lagen die alten Kameraden, von unbeschreiblicher Rührung ergriffen, einander in den Armen.

Inzwischen hatten sich sämtliche Leute rüstig an die Rettung der brennenden Gebäude gemacht.

„Es wird wenig helfen,“ bemerkte Axel Steenbock, „laßt brennen was brennen will. Ich bin froh, daß mein hölzernes Bein nicht mit angesengt worden ist.“

Die Freude der beiden alten Herren über die glückliche Rettung, wurde plötzlich durch mehrere rasch aufeinander folgende Schüsse unterbrochen. Ein Blick auf den Hof belehrte sie, daß die Schweden, nachdem sie erkannt, daß sie nicht von brandenburgischen Dragonern, sondern von einfachen Landleuten überrumpelt waren, sich gesammelt und die mit Löschen beschäftigten Männer überfallen hatten. Die Bauern drangen wütend auf ihre Feinde mit Sensen und Dreschflegel ein, und wehe denen, die von ihren Streichen getroffen wurden. Trotz ihres Mutes aber schien der Ausgang des Kampfes bei der größeren Anzahl und besseren Bewaffnung der Feinde nicht zweifelhaft.

„Alle Teufel!“ fluchte der Rittmeister Steenbock grimmig, „hätte ich nur jetzt meine Büchse zur Hand, da reitet der Schuft, der Nikol Staiper, mitten unter ihnen. Ich würde ihm seine niederträchtige Behandlung schon vergelten, denn der Schurke hat mich mit den anderen in der Nacht überfallen.“

Die beiden Rittmeister eilten auf den Hof hinab, ihren bedrängten Leuten beizustehen.

Inzwischen war das Schießen heftiger geworden, da einige der Bauern sich der von den Feinden bei ihrer Flucht im Stiche gelassenen Karabiner bemächtigt hatten und diese mit gutem Erfolge benutzten. Gleichwohl wurden sie von den Dragonern, welche Nikol Staiper zu neuen Anstrengungen anstachelte, Schritt für Schritt in das brennende Gebäude zurückgetrieben. Als jedoch Hufschlag und Trompetensignal die Ankunft neuer Scharen verkündete, sank den Landleuten der Mut, und die Rittmeister mußten ihr ganzes Ansehen aufbieten, um sie zum Ausharren zu vermögen. Aber auch die Schweden stutzten einen Augenblick, dann wandten sie sich plötzlich zur Flucht und suchten, Nikol Staiper voran, den Ausgang des Hofes zu erreichen. Doch es war bereits zu spät. Brandenburgische Dragoner stürmten in den Hof. Auf dem kleinen Raume am Thore kam es zu einem kurzen Handgemenge, die Karabiner knallten und die Klingen rasselten aneinander.

„Nikol Staiper, halte doch, Du Schuft!“ übertönte eine rauhe Stimme das Getümmel.

Aber Nikol Staiper sprengte, sich um nichts kümmernd, über den weiten Hof. Ihm nach sauste, wie der Sturmwind, Gulden Braal, mit der Klinge durch die Luft fuchtelnd.

„Halte doch, Nikol, hier habe ich ja den Weinkellerschlüssel!“

Doch Nikol Staiper hörte auf nichts, sondern

Digitized by Google

machte mit seinem Säbel ein paar Kreuzhiebe nach rückwärts und setzte dann in weitem Sprunge über einen zerfallenen Teil der Mauer. Gulden parierte sein Pferd.

„Laß den Hallunken laufen," brummte er in den Bart, „er wird schon seinen Lohn bekommen; es ist ja noch weit bis Schweden. Ich will lieber nach meinem Herrn sehen."

„Hast brav zugeritten, alter Junge," sagte Jürgen Wernicke, der ihm entgegen kam. „Es sah gerade so aus, als ob Du Dir noch einmal die schwarze Marie holen wolltest."

Auf dem Hofe spielte sich inzwischen ein rührendes Schauspiel ab.

Vater und Sohn Steenbock küßten einander unter Freudenthränen, während Hans Achim bald den einen, bald den anderen an das Herz drückte.

Wernicke fuhr sich mit der Hand über die feuchten Augen.

„Weißt Du, Gulden," sagte er begeistert, „wenn ich das so mitansehe, thut es mir ordentlich leid, daß wir uns nicht auch versöhnen."

„Nanun?" meinte Braal erstaunt, „haben wir uns denn etwa entzweit?"

„Nein, das ist es ja gerade, darum können wir uns auch nicht versöhnen."

„Thorheit!" brummte Braal ärgerlich, „wenn wir uns entzweit hätten, dann würde es wahrscheinlich überhaupt keine Rettung und keine Versöhnung gegeben haben."

„Da hast Du wieder recht, Gulden," antwortete Wernicke zustimmend. „Aber unser Teil an der Versöhnung wollen wir doch haben. Wir versöhnen uns mit unseren Herren."

* * *

Die Schlacht bei Fehrbellin war geschlagen und keines Feindes Fuß trat mehr brandenburgischen Boden.

Nur wenigen Schweden war es vergönnt, die Heimat wiederzusehen, denn die meisten von denen, welchen es gelang, den gefürchteten Waffen des brandenburgischen Heeres zu entrinnen, flüchteten sich in das Moor, wo sie entweder versanken oder von den Bauern, die sich allenthalben zusammenscharten, erschlagen wurden. In diesen kleinen Scharmützeln zeichnete sich besonders Merten mit seinen Leuten durch Tapferkeit und Menschlichkeit aus, so daß ihn der Landrat, als die Bauern in ihre heimatlichen Dörfer zurückkehrten, in Gnaden wieder als Amtsdiener annahm.

Dank brandenburgischer Betriebsamkeit, begannen die Spuren des Krieges sich nach dem Friedensschlusse bald zu verwischen. So prangte auch das Herrenhaus zu Lietzow, schöner und stattlicher denn zuvor wieder aufgebaut, in festlichem Schmucke.

Auf der von der Abendsonne beleuchteten Flut des Sees schaukelte sich ein kleiner Nachen, in welchem zwei Männer emsig beschäftigt waren, aus der Tiefe des Wassers ein Fischernetz emporzuziehen. Plötzlich hielten sie mit ihrer Arbeit inne.

„Wernicke, reiche mir einmal die Flasche."

Der Angeredete bückte sich und brachte ein ziemlich großes, wohlgefülltes Gefäß zum Vorscheine.

„Da hast Du sie, Braal, aber trinke mir nicht, wie gewöhnlich, mit dem ersten Schlucke alles leer."

„Beruhige Dich, Jürgen, es bleibt für Deine weite Kehle doch noch genug übrig. Prosit, Kamerad!"

„Prosit!"

„Weißt Du, Wernicke," hub Braal nach einer Weile wieder an zu sprechen, „ich fühle mich eigentlich jetzt recht glücklich, denn ich habe alles erreicht, was ich mir wünschte. Der Nikol Staiper ist mir zwar entwischt, aber der Jude, der Moses, ist dem Stricke nicht entgangen. Meinen Weinkeller habe ich auch leidlich wieder in Ordnung, und übermorgen machen die jungen Herrschaften Hochzeit. Weiter will ich gar nichts mehr erleben."

„Oho, Alter," unterbrach ihn hier Wernicke lachend, „denkst Du denn gar nicht daran, daß wir später noch dem Jungen das Reiten beibringen müssen, denn der soll doch auch Dragoner werden, wie wir?" schmunzelte Jürgen vergnügt.

„Ja, Wernicke, wenn es aber kein Junge wird?"

„Nun, dann wird sicher das nächste einer."

„Wollen es hoffen, Kamerad."

Die alten Freunde legten die Ruder aus, und mit rauhen Kehlen ein Marschlied singend, trieben sie den Nachen über den See.

Ende.

Digitized by Google

Auf der großen Landstraße.

Roman

von

H. Schobert.

(Fortsetzung.)

Hendrik kam an die Stelle, wo er vor einem Jahr beinahe sein Leben hatte lassen müssen — es durchzuckte ihn unheimlich. Vielleicht hatte nur sie ihn damals gerettet mit ihrer aufopfernden Pflege, — sie, — zu der er jetzt ging um ihr Gutes mit Bösem zu vergelten. Denn daß sie schwer daran tragen würde, das wußte er. Aber war es nicht doch so am vernünftigsten? Nun blieb sie, die an Luxus und Reichtum gewöhnte Frau, in den alten Verhältnissen, er drängte sich nicht da hinein. Daß sie imstande sei, den Reichtum zu entbehren, das glaubte er ihr einfach nicht, weil er da von sich auf andere schloß. Wer weiß, wie bald die Zeit gekommen wäre, wo sie es bitter bereut hätte, und dann war es zu spät. An sich vermied er zu denken, er dachte nur immerfort an sie, und so wollte er es ihr auch vorstellen. Und dann fragte er sich, ob sie ihn auch wirklich so geliebt hatte, wie er eine Weile geglaubt. Ihr Opfermut sprach dafür — ihre Zurückhaltung ihm gegenüber dagegen, und Juana hatte nicht so unrecht, wenn sie sie kalt und eine Heilige nannte. — Da lag endlich das Palais Konreuth vor ihm, vornehm still wie stets. Auch hier hielt ihn die Erinnerung fest, er mußte an das erste Mal denken, wo er die Stufen hinaufgeschritten war, um abgewiesen zu werden.

Damals hatte ihn ein Rausch gefangen gehalten, jetzt — war dieser Rausch zu Ende, er fühlte es deutlich.

Georg ließ ihn, wie stets, unangemeldet ein. Er fand Vera auf dem Ruhebett liegend, eine leichte seidene Decke über sich, als fröstle sie trotz der Gewitterschwüle. Bei seinem Eintritt richtete sie sich auf, sah ihn mit großen Augen an und strich das halbgelöste Haar zur Seite.

„Du!“ sagte sie wie aus einem Traum heraus.

Ihr Aussehen erschreckte ihn. Einen Augenblick vergaß er fast, weshalb er gekommen.

„Bist Du krank?“ fragte er.

„Krank? Ich weiß es nicht!“ Sie stand auf und ging auf ihren gewohnten Platz zu, er sah, daß sie zum ersten Mal, so lange er sie kannte, nachlässig gekleidet war, aber er machte keine Bemerkung darüber.

„Du hattest mich nicht erwartet,“ begann er nach einer kleinen Pause. „Komme ich Dir ungelegen?“

„Nein! Nein!“

Es war, als ob sie jetzt erst erwachte. Ein Zucken lief um ihren Mund, und ein schrecklich gequälter Ausdruck trat in ihre Augen. Sie beugte sich weit vor, und ihn fest ansehend, fragte sie tonlos:

„Warum bist Du gekommen?“

Er ahnte, daß sie vieles wußte, mehr wie ihm lieb war. Aufspringend lief er im Zimmer auf und ab, wie es bei jeder Erregung seine Gewohnheit war.

„Vera,“ stieß er hervor, „so kann es nicht weitergehen, dieser Zustand ist unerträglich für uns beide.“

„Mehr noch, er ist unserer unwürdig,“ ergänzte sie seine Worte.

„Und deshalb,“ fuhr er fort, „bin ich hergekommen, um ein offenes Wort mit Dir zu reden, mag es mich auch hart ankommen.“

Ihre Augen wurden ein bißchen starrer, ihre Hände verschränkten sich schlaff im Schoß.

„Sprich!“ flüsterte sie.

„Wir haben uns geliebt, und ich bin Dir Dank schuldig,“ begann er nun rasch. „Aber zwischen unserer Zukunft steht das unglückselige Testament. Du mußt es einsehen, daß ich Dich nicht Deines Reichtums berauben kann, daß etwas in mir lebt, was dagegen spricht — nein, schreit! Daß mein Stolz als Mann es nicht zugiebt, Dich zu berauben.“

Jetzt richtete sie sich auf und sah ihn groß an.

„Von dem elenden Geld sprichst Du nur, das allein ist Dir erwähnenswert in unseren gegenseitigen Beziehungen?“

„Ja, gewiß! Das giebt in unserer Lage den Ausschlag. Ich will nicht zum Dieb an Dir werden — ich kann es um so weniger, als auch meine Kunst mich verlassen hat, oder vielmehr die körperliche Kraft dazu. Ich belog Dich in gutem Glauben, wenn ich Dir von arbeiten sprach. Ich habe nicht gearbeitet, ich konnte nicht, so oft ich es auch versuchte, mein Arm litt es nicht. Und in diesen Stunden der Verzweiflung habe ich dann gegrübelt, ob ich Dein Los an das meine fesseln durfte, und die Antwort war jedesmal ein — nein!“

Blitzgleich zuckte ihr die Erinnerung an die jüngste Vergangenheit durch den Sinn. Sie hatte nie etwas von Verzweiflung an ihm bemerkt, er war heiter gewesen wie stets, und immer von kleinen gesellschaftlichen Pflichten in Anspruch genommen, nur ihr gegenüber fand er es für angemessen, sich in diese Hülle zu drapieren.

„Und da hast Du es dann für nötig gefunden, Dein zukünftiges Leben auf einer solideren Basis aufzubauen, als auf den Resten meines Vermögens; die Millionen von Miß Bridge sind allerdings gewichtiger,“ sagte sie bitter.

Er blieb betroffen vor ihr stehen.

„Du weißt . . . .“

„Georgine hat mir geschrieben, und dann war

Digitized by Google

ich heute vormittag an der Thür Deines Ateliers und hörte Euch sprechen."

Die unnatürliche Ruhe, die sie zeigte, verwirrte ihn doch; er wußte ja nicht, wie ihr Herz hämmerte, wie ihr jeder Atemzug zur Pein wurde.

„Seitdem weiß ich, daß ich aufgegeben bin," schloß sie.

Nun flackerte es in seinen Augen zornig auf. „Du nimmst es wahrlich sehr kaltblütig, ich hätte mir Deinetwegen nicht so trübe Stunden zu machen brauchen. Aber freilich, das darf mich nicht wundern. Eine Frau, die sich in den höchsten Weihestunden der Liebe immer noch bewußt bleibt, daß sie nur ja nicht zu viel giebt, die nie die Berechnung außer acht läßt, wie der Mann wohl am dauerndsten zu fesseln sei, und ihr Benehmen danach einrichtet, eine solche Frau hat überhaupt keinen Überschuß an Gefühl. Sieh, auf den Knieen hätte ich es Dir gedankt, wenn Du nur einmal — einmal eine andere gewesen wärest. Nie hätte ich Dich verlassen! Mit den stärksten Klammern hättest Du mich an Dich geschmiedet. Aber Du thatest es nicht. Du bliebst mir gegenüber immer die Gleiche, hoheitsvoll, rein, unnahbar. Und doch glaubte ich, Du liebtest mich — Du glaubtest es selber — aber wie zahm, wie erbärmlich muß dann solche Liebe sein!"

„Meinst Du?" sagte sie mit derselben apathischen, starren Art. „Meinst Du? Es kann sein! Nicht jeder vermag sich die Liebe mit einer Erniedrigung zu erkaufen."

„Erniedrigung?" brauste er auf. „Wer liebt, wägt nicht erst, sondern giebt mit vollen Händen."

„Um ebensogut verlassen zu werden."

„Möglich! Möglich auch nicht," sagte er gereizt. „Was Du als Entwürdigung ansiehst, darin sehe ich den höchsten sittlichen Standpunkt des liebenden Weibes. — Juana hat mehr für mich übrig."

„Ich wünsche Dir Glück dazu."

Sie sahen sich beide an, Auge in Auge, fast ohne zu atmen, und dabei geschah Vera etwas Sonderbares. Nicht allein, daß ihr Herz nachließ mit seinem verzehrenden Hämmern und starr und tot in ihrer Brust wurde, daß sein Blick fast körperlich von ihr abglitt wie eine Hülle, die nicht mehr saß, sie hatte auch das Gefühl, als schrumpfe Hendrik vor ihren Augen zusammen als werde er klein — ganz klein.

All die Sophismen, die er ihr hier in das Gesicht schleuderte, erkannte sie sehr wohl in ihrer hohlen Nichtigkeit, sie empfand auch ein Gefühl der Beschämung, daß er ihr das alles zu sagen wagte, ja, über ihre Liebe selbst, — dumpf und bedrückend, — kaum bewußt — aber der Mann, der das vermochte, war nicht mehr derselbe, den sie bisher bis zur Selbstvernichtung geliebt hatte. Vergaß er denn wirklich, daß sie seinetwegen geächtet war? Vergaß er das Glück ihres Zusammenlebens — trotz allem und allem doch ein Glück!

Wie aus fernem Nebel stieg der Kirchplatz in Verona vor ihr auf, sie sah das mystische Dämmer drinnen, wo die Wachskerzen nur matt durch Weihrauchwolken schimmerten, und draußen das grelle Sonnenlicht, hörte Hendriks Stimme: „Was hindert uns daran, uns hier trauen zu lassen . . ."

Damals hatte sie das Glück ihres Lebens in Händen gehabt, ohne es zu wissen, und es nicht festgehalten, nun — was blieb ihr nun! Grenzenlose Einsamkeit, grenzenlose Öde und nagender Schmerz. Sie schlug die Hände vor das Gesicht und stöhnte, ihre Fassung war dahin. —

Er sah sie beben und zittern, und trotz seines Egoismus, seines Wankelmutes besaß er doch ein weiches Herz. Er litt mit ihr.

„Vera," flehte er, „Vera, mach uns das Scheiden nicht so grenzenlos schwer."

„Muß es sein?" flüsterte sie verzweifelt.

„Ja, es muß! Seit heute vormittag bin ich nicht mehr frei!"

Sie schrie leise auf und preßte die Hände auf das Herz. Vor seiner Thür hatte sie gestanden, und wenn sie Einlaß begehrt hätte, — vielleicht war es dann noch nicht zu spät . . . vielleicht wäre er ihr geblieben. Aber die Scheu vor jedem Heraustreten aus sich selbst, vor jeder Profanation ihres Gefühls hatte sie zurückgehalten. Nun war es zu spät, sie hatte ihn verloren! — Ein Schauer schüttelte sie wie ein Krampf, sie fühlte, wie sich ihre Züge verzerrten.

„Geh!" preßte sie verzweifelt heraus, „geh und laß mich allein."

„Nicht so!" flehte er und ergriff ihre Hand. „Sag mir ein gutes Wort, Vera, sag, daß Du unserer Liebe gedenken wirst wie eines schönen Traumes, sag mir das."

Seine Augen standen voll Thränen.

„Ich kann nicht," stöhnte sie. „Du hast meinen Glauben an Dich totgeschlagen — er stirbt so schwer — und ich leide schrecklich. Geh — aus Barmherzigkeit, geh!" —

Da stürzte er davon. Totenblaß, mit zuckenden Zügen, die Stirne voll Schweiß, und mit dem dumpfen Gefühl, als hätte er schnöde das beste Gut seines Lebens in den Staub getreten. Über ihm hing das Gewitter noch immer starr und unbeweglich in der stickendheißen Luft. —

Vera, als sie allein war, glitt vom Sessel auf den Boden, krampfte mit den Nägeln in das Polster, auf dem sie bisher gesessen, und blieb so bewegungslos liegen, eine Beute schrecklichster Seelenschmerzen. Und über allem schwebte nur eins mit eherner Deutlichkeit: Er war gegangen — er kam nie wieder — sie war einsam und verlassen auf immer . . . Die große Landstraße, auf der sie wandelte, lag leer und hoffnungslos vor ihr, und die Bürde, die sie jetzt trug, drückte schwerer als die Ketten, die sie damals zu Boden zogen. —

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Der Welp war vor dem Hause in ein leeres Gefährt gesprungen und heimwärts gefahren, er fühlte sich so völlig zerschlagen, so absolut unfähig, äußere Eindrücke in sich aufzunehmen, daß er nicht einmal

Digitized by Google

auf dem gegenüberliegenden Trottoir Schrattenbach bemerkte. Aber dieser sah ihn wohl, sah sein verstörtes Gesicht, die fluchtartige Hast, mit der er aus dem Hause kam, und wußte nun sofort, was geschehen war. Hatte er doch seit gestern keine ruhige Stunde mehr. Nun brauchte Vera eine Freundeshand, Rat, Trost, Stütze. —

Sie hatte freilich seine Hilfe abgelehnt — wenn sie seiner bedurfte, wollte sie ihn rufen — aber welche erbärmliche Freundschaft ist das, die sich erst rufen läßt und so lange still wartet. Es hatte ihn schon verzehrt seit gestern, ihn immer wieder ruhelos in diese Straße getrieben, nun konnte er ein längeres Zögern nicht mehr über sich gewinnen.

Er trat ins Haus. Seit wie lange zum ersten Mal! — Die Luft, die ihn umfing, raubte ihm fast den Atem, denn mit ihr wurde alles wieder in ihm lebendig, seine Schuld, seine Liebe! —

Georg bedeutete er, ihn nicht erst zu melden, er wollte sich keiner Abweisung aussetzen; sehen, mit eigenen Augen sehen, das war sein Zweck. Und den wohlbekannten Arzt ließ der Diener ohne Frage passieren.

Als er eintrat, zuckte der erste fahle Blitz hernieder und Dunkelheit füllte rapide das Zimmer, doch sah er auf den ersten Blick Veras regungslose Gestalt am Boden liegen. Mit ein paar Schritten stand er neben ihr und hob sie auf; sie war ohnmächtig.

Er trug sie ans Fenster, durch das jetzt stoßweise ein pfeifender Wind fuhr, der die Kronen der Bäume im Park sausend niederzwang, versuchte aber noch keine Belebungsversuche, sondern sah sie nur an. Wie sehr hatte sie sich verändert! Schon einmal hielt er sie so im Arm, jung, schön, lebenskräftig damals, und heute dagegen — —! In ihrem todblassen Gesicht spielten um Augen und Mund grünliche Lichter, alle Züge waren wie im Schmerz erstarrt und zerstört, er konnte es kaum ertragen, sie anzusehen.

Ohne daß er etwas dazu beitrug, kam sie allmählich wieder zu sich. Schwer und mühsam holte sie Atem, dann schlug sie die Augen auf und sah ihn groß und starr an, als müsse sie sich auf etwas besinnen.

„Ach, Sie sind es, Doktor," sagte sie endlich mit schwerem Seufzer. „Warum sind Sie hier? Fehlt mir denn etwas?" Nun richtete sie sich auf.

„Ich fürchtete es," gab er zur Antwort.

Da kam ihr die Erinnerung, ihr Gesicht veränderte sich noch mehr, sie preßte die Hände auf die Brust, das Herz hämmerte wieder so laut.

„Aber Sie können mir nicht helfen."

„Wenn auch nicht helfen, so doch vielleicht beruhigen, trösten . . . verfügen Sie ganz über mich, gnädige Frau."

Sie sah ihn nachdenklich an.

„Ja, Sie sind anders — ich weiß es wohl — auf Sie könnte man sich in allen Lebenslagen verlassen. Aber was hilft mir das jetzt! Mein Leben ist auf immer zerstört."

Er nahm ihre Hände in die seinen, sie waren kalt und feucht. Um so eindringlicher klang seine Stimme.

„Gnädige Frau, das ist nicht Ihr Ernst! Unser Leben zerstören kann nichts Äußeres, nur wir selbst von innen heraus. Zuerst wird jetzt eine schwere Zeit zu überstehen sein, dann kommt die Ruhe und schließlich das Vergessen."

„Sie wissen alles?" sagte sie, hilflos, traurig wie ein Kind.

„Genug, um Ihnen jede Erklärung ersparen zu können."

„Ja, aber Sie wissen nicht, was mir nun genommen ist! Ich hatte solchen Hunger nach Glück, solche Sehnsucht nach Sonnenschein — das ist nun alles zu Ende! Der Sonnenschein meines Lebens ist ausgelöscht."

„Und wenn er Ihnen noch geblieben wäre, hatten Sie die Garantie, daß er nicht allmählich und kläglich doch über kurz oder lang entschwunden wäre? Wir sind nicht dazu geschaffen, nur im Sonnenlicht zu leben."

Sie sah ihn an, rang die Hände und stöhnte: „Ich liebte ihn so sehr! O, Doktor, Sie glauben gar nicht, wie sehr ich ihn geliebt habe!" —

„Ich weiß es," erwiderte er und hatte Mühe, die Bitterkeit zu unterdrücken, die ihm dies Geständnis noch immer verursachte, „aber er hat es wahrhaftig nicht verdient! Er ist ein Mann, der an nichts glaubt, dem in der Welt nichts heilig ist; keine Pflicht, kein Gelübde, keine Mannesehre und keine Frauentugend. Er würde sich nicht bedenken, das Höchste in den Staub zu ziehen, sobald er es zum Spielball seiner Leidenschaften machen will. Um einen solchen Mann sollten Sie nicht weinen."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich habe nicht danach gefragt, ob er gut und edel war, ich liebte ihn, das war mir genug. Und in einem Punkte thun Sie ihm Unrecht, Doktor, er ist nur schwach, den Widerwärtigkeiten des Lebens nicht gewachsen; er braucht linde, weiche Luft, die ihn umgiebt — vielleicht liegt das in seiner Künstlernatur begründet."

„Sie verteidigen ihn noch!" sagte er mit einem resignierten Lächeln. „Noch! Nachdem er Sie unglücklich gemacht hat."

Sie senkte den Kopf tief, fast schuldbewußt.

„Ich werde ihn nie vergessen. Nie!"

Draußen rollte der Donner, Blitze flammten, ein wolkenbruchartiger Regen stürzte herab. In dem fahlen, blauen Licht sah Vera geisterbleich aus, und da übermannte ihn seine Liebe, sein gewaltiges Mitleid für diese Frau, die er schon so sehr hatte leiden sehen. Er trat ihr ganz nahe.

„Gnädige Frau — Vera — ich bin kein Mann von vielen und schönen Worten, sie gehorchen mir nicht, aber es ist noch nicht lange her, da thaten Sie gegen meine Absicht einen Blick in mein Herz . . . . Die Folge davon war meine Verbannung aus Ihrer Nähe. Aber meine Liebe ist daran nicht gestorben. Ich liebe Sie — ich liebe Sie — es ist mir, als sei es gar nicht mehr auszudenken, seit wann! Aber die reiche, vornehme Frau paßte nicht in mein bescheidenes Daheim, und ich schwieg. — Nun aber ist es etwas anderes. Sie leiden, Sie sind unglücklich, einsam und heimatlos, nun kann ich vor Sie hin-

Digitized by Google

treten und sagen: Sieh — mein Herz gehört Dir, laß mich für Dich sorgen und denken, laß mich Dich gesund pflegen, Dir Schutz und Halt sein. Für Dich arbeiten will ich, für Dich darben und meine höchste Belohnung soll ein freundliches Lächeln, ein herzlicher Händedruck sein. Vera — ich bin sonst kein Mann, der sich herabsetzt und seinen Wert nicht kennt, ich war eine lange Zeit stolz auf mich als Mensch, aber das ist vorüber — lange vorüber! — Und auch ich habe die Sehnsucht nach Glück, die heiße, verzehrende Sehnsucht, die in ihrem Ursprung so rein, in ihrem Verlauf meist Schuld und Verzweiflung mit sich bringt — und ist mein Glück einstweilen auch nur einseitig — ich weiß das ja — so habe ich es doch — halte es doch an dieser meiner Brust, und kann diesem Glück, das Ihre Züge trägt, Vera, mein Leben weihen . . ." Er hielt inne, der starke Mann zitterte, seine Stirn war feucht, seine Lippen trocken, so sehr hatte ihn die Bewegung übermannt.

Sie sah ihn mit weit aufgerissenen Augen, völlig entsetzt an. Freilich, er litt auch, litt wie sie und dies Mitleid mit ihr nur zu gut bekannten Schmerzen machte sie weich, mitleidig — weil sie wußte, seine Wünsche würden in Ewigkeit unerfüllt bleiben.

„Halten Sie ein, Doktor," sagte sie mit bebender Stimme, „Ihr Mitleid reißt Sie hin und dafür danke ich Ihnen, aber sonst . . . wie könnte ich wohl daran denken, Ihr Schicksal an das meine zu knüpfen! Sie, der geachtete Arzt, ich, die erbarmungslos Verurteilte."

Er zuckte verächtlich die Achseln. „Was frage ich nach der Welt! Bis ans Ende der Erde ginge ich mit Ihnen, wohin es Ihnen gefiel, und ich würde Ihnen die Hände küssen und Sie segnen dafür, daß Sie mir das nur erlauben."

Sie schwieg eine ganze Weile, dann sagte sie plötzlich jammervoll: „Ich wünschte, ich wäre tot! — Ich kann ja gar nicht weiter leben! Hier innen ist alles so öde — so leer — mein Glaube ist gestorben — ich finde mich nicht mehr zurecht."

Er streckte flehend die Hände nach ihr aus.

„Vera! Und ich?"

Ihre großen, dunklen Augen kehrten zu ihm zurück und blieben an ihm haften.

„Haben Sie in sich selber nicht einen Abscheu gegen die Frau, die die Welt so tief gesunken glaubt?" fragte sie mit einem Anflug von Spannung. „Würden Sie das alles — alles vergessen können, was in Hendriks Person zwischen uns stände? Sie, ein Mann ohne Vorwurf?"

Er biß sich auf die Lippen, daß ein kleiner Blutstropfen herausprang, seine Augen flammten düster.

„Auch ich bin nicht tadellos, wenigstens vor meinem Gewissen nicht, und ehe Sie mir antworten, hören Sie erst meine Beichte. Vielleicht, wenn unsere Schuld gewogen würde, hätte sie gleiches Gewicht, wir sündigten beide aus Liebe."

Sie streckte abwehrend die Hand aus.

„Nein, nein," stammelte sie.

Aber da lag er schon vor ihr auf den Knieen, umloht von den Blitzen, das Haupt rückwärts geworfen, sie anblickend, als erwarte er Heil oder Verdammnis von ihren Lippen.

„Ich tötete Ihren Gatten, bewußt, überlegt, um Sie vor ihm zu schützen," sagte er langsam und tonlos.

Sie schrie auf und floh von ihm fort, das Gesicht in den Händen bergend, ein Schauder schüttelte sie. Er senkte den Kopf, sein Urteil war gesprochen. Dann, sich besinnend, kam sie wieder zu ihm zurück, sie legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Doktor! Besinnen Sie sich, das kann ja nicht sein! Ich selbst war ja Zeuge seines Todes, Sie — Sie . . ."

„Ich bin weder wahnsinnig noch im Fieber," sagte er, den Kopf schwerfällig erhebend, sein Gesicht war blaß, sein Atem schwer. „Freilich klingt es krasser als es in Wahrheit ist, aber das Gewissen ist ein unbestechlicher Richter, mir hat es keine Ruhe gelassen, obgleich ich ja Entschuldigungen genug dafür finden konnte!"

„Erzählen Sie mir," bat sie zitternd, immer noch nicht sicher, ob er auch wußte was er sagte.

Und er erzählte ihr den ganzen Hergang, das ganze Für und Wider seiner That. — Als er geendet, beugte sie die Schultern noch ein wenig tiefer vornüber, als sei die unsichtbare Last, die sie trug, noch schwerer geworden, dann verdeckte sie ihr Gesicht mit den Händen und murmelte:

„Es ist zu viel! Zu viel!" —

Er schwieg ganz still.

Nach einer Weile sagte er leise:

„War's wirklich ein so großes Unrecht?"

Sie rang die Hände.

„Wenn er leben geblieben wäre — vielleicht stände es jetzt anders um mich. — Er hat mich gequält — ja — Tage und Jahre, aber er war doch mein Halt, mein Schutz vor der Welt und vor mir selber. Ich hatte doch Pflichten, hinter die ich mich in der Stunde der Versuchung flüchten konnte, die mich immer aufrecht hielten. — Was bin ich nun! Verlassen — einsam — gedemütigt — zertreten!" —

Langsam, wie zerbrochen richtete sich Schrattenbach auf. Sie sah es gar nicht, daß er noch immer gekniet hatte, reichte ihm nicht die Hand, ihm aufzuhelfen. Sie war in diesem Augenblick egoistisch, nur mit ihrem gewaltigen Schmerz beschäftigt und dachte nicht an ihn; ihm aber prägte sich jedes Wort, jede Miene in dem schönen, blassen Gesicht auf ewig unverwischbar ein.

Als er vor ihr stand, kam sie allmählich wieder zu sich, und es wurde ihr bewußt, wie grausam sie gewesen. Rasch trat sie auf ihn zu.

„Doktor, ich bitte Sie, seien Sie mir nicht böse — ich weiß nicht mehr, was ich spreche — ich bin so verwirrt," bat sie atemlos und ergriff ihn am Arm, als brauche sie einen Halt. — „Ach, ich bin so verzweifelt! — Nicht wahr, man sollte gegen seine Schwäche ankämpfen — sich nicht so gehen lassen — aber ich sagte Ihnen schon einmal, ich bin nur ein Weib — ein schwaches Weib! — Mir ist das Herz aus der Brust gerissen — Glaube, Vertrauen, Liebe — alles, alles ist tot in mir! Und was das Schlimmste ist,

Digitized by Google

ich finde mich nicht mehr zurecht in mir selbst und in den anderen. Man nennt die Liebe eine Sonne — gewiß — aber sie ist auch eine Medusa, — und wenn ich nicht imstande bin, mit dem besten, heiligsten Gefühl meines Herzens ein anderes, erwähltes festzuhalten — wenn der göttliche Funke, der in mir noch fortloht, in dem anderen erstirbt, ohne mein Zuthun — wenn ich machtlos dabei stehen, und zusehen muß, daß er sich von mir abwendet, ohne meine Schuld, ja, gegen meinen Willen, da ich ihn doch im Gegenteil festhalten möchte, mit jeder Faser, jedem Blutstropfen. — Wenn ich also im Vollbewußtsein meiner Ohnmacht zur Seite stehen muß und nichts thun kann — nichts, wie jämmerlich einseitig muß dann dies Gefühl sein, das wir ein göttliches nennen! Was kann daran göttlich sein, wenn es nicht kraftvoll genug ist, zu binden! — Irdisch, erbärmlich irdisch ist es, und zieht in den Staub — anstatt hinauf!"

„Gnädige Frau" — — suchte er ihre Aufregung zu beschwichtigen. Sie that ihm so leid, so namenlos leid, daß er seinen eigenen Schmerz ganz vergaß. Wie furchtbar mußte sie gelitten haben, um so aus sich herauszutreten, die Vera, die er bisher in ihr gekannt.

Ihr Haar hatte sich gelöst, und hing in schwerer Wucht über ihre Schulter, sie merkte es kaum, achtlos warf sie es rückwärts, dann lachte sie auf.

„Doktor, wollen Sie mir etwa mit meiner Gesundheit kommen? Oder mich daran erinnern, daß Aufregungen schädlich sein können? Was habe ich noch zu erwarten, was soll ich noch in der Welt? Ich bin keine Natur, die sich tröstet, und einen andern liebt, wenn sie den einen nicht haben kann. Mein ganzes Herz habe ich ihm gegeben, meine volle Liebe, es bleibt sein, mag ich mich auch selbst dagegen wehren, ich kenne mich. — Und dabei zu denken, was er mir vorwirft! — Ich hätte ihn nicht genug geliebt, sonst wäre ich nicht die Unnahbare geblieben, die ich ihm stets gewesen. — Aber ich kann doch nichts dafür — ich mußte es sein — nicht aus kaltherziger Berechnung — o nein — sondern weil der innerliche Zwang in mir stärker war, als alles andere. Ich war nicht seine Geliebte, wie die Welt annahm — ich war seine Braut — bin es geblieben, trotz unserer gemeinsamen Reise, trotz unseres Zusammenlebens, ich sah in mir sein zukünftiges Weib, das sich nicht entwerten konnte. Es war keine Tugend — ich wiederhole es Ihnen noch einmal — es war eine innere Naturnotwendigkeit, und wenn er mir das vorwirft, so hat er vielleicht recht, — ich weiß nicht, wie die Männer darüber denken."

Sie sah fragend in Schrattenbachs Gesicht, dann ging sie zum Spiegel und steckte die rotbraune Haarmasse fester, vollkommen mechanisch, ganz ohne Bewußtsein dessen, was sie that. Seine Augen folgten ihr.

„Sie fragen nur einen aus der großen Menge," sagte er mit bebender Stimme, „und dieser eine ist gewiß nicht kompetent. Mir würde es gleich gelten. Das eine setzt die Frau, die liebt, in meinen Augen nicht herab, das andere erhebt sie nicht. Was von innen heraus geboren wird, das giebt den Ausschlag. — Aber nun sagen Sie mir, warum ließen Sie sich denn von der Gesellschaft widerstandslos richten? Warum kämpften Sie nicht für Ihr Recht, für Ihren guten Namen . . ."

Ein unendlich bitteres Lächeln zog über ihre Züge.

„Wer hätte mir denn geglaubt?" fragte sie hart. „Sie vielleicht, Doktor, aber auch nur Sie allein. Von Hilde hat es mich geschmerzt, von den anderen konnte ich nichts anderes erwarten. Und ich bin sogar so gerecht, Ihnen zuzugestehen, daß ich vielleicht ebenso ungläubig, ebenso hartherzig im Richten gewesen wäre, hätte ich auf ihrer Seite gestanden und an meiner Stelle eine andere. Es ist von der Sitte vorgeschrieben, was wir zu thun und zu lassen haben, dagegen habe ich verstoßen, dafür habe ich zu büßen."

„Aber nun ist es genug," sagte er mit seiner alten Energie. „Sie sollen sich von diesem Schlage erholen. Noch sind Sie jung — Sie müssen vergessen — — nichts im Leben dauert eine Ewigkeit."

Sie starrte wortlos vor sich hin, auf's neue entsetzte er sich über die Verheerungen, die er jetzt wieder deutlich in ihrem Gesicht las.

„Vera," seine Stimme zitterte plötzlich heftig. „Bedenken Sie, was Sie mir sind . . . Nein — nein," fuhr er eilig fort, als er ihr schreckhaftes Zusammenzucken sah, „das ist nun auch alles zu Ende! Zwischen uns steht meine Schuld, ich weiß es wohl, aber darum stirbt die Liebe doch nicht in meinem Herzen, ebensowenig, wie in dem Ihren — geben Sie sich der Verzweiflung nicht so völlig hin, er verdient es nicht."

„Ich komme Ihnen verächtlich vor, ich weiß es," sagte sie plötzlich jammernd, faßte in ihre Haare und stieß einen qualvollen Schrei aus, „es ist mir alles gleich, nur lassen Sie mich jetzt allein."

„Allein in diesem Zustand?"

„Ja allein, nur dann kann ich mich wieder zurechtfinden. Jedes Wort ist mir eine Qual."

Er erhob sich gehorsam. Sie hatte recht, allein mußte sie sein mit ihrem Schmerz, so hart es auch für ihn war, jetzt zu gehen.

„Wollen Sie mir Nachricht schicken, wann ich wiederkommen darf?"

„Ja," sagte sie tonlos.

„Bald?"

Sie nickte. Da faßte er ihre beiden Hände fest in die seinen. „Denken Sie daran, wie schwer ich leiden werde bis dahin, denken Sie daran, daß ich Sie liebe, Vera."

Sie blickte jetzt auf zu ihm.

„Armer Mann," sagte sie mit ihrer alten süßen Stimme. „Armer Mann, wie das weh thut!"

Und dann stand sie neben ihm, plötzlich, er wußte gar nicht wie es kam, er hielt sie mit einem Arm umfaßt, ihr Kopf lag an seiner Schulter, sie klammerte sich schwankend an ihn, aber keine Thräne benetzte ihre Wimper. Was hätte er darum gegeben, sie ganz an seine Brust schließen zu dürfen, aber das war auf ewig unmöglich. Vor seinem Himmel stand seine Schuld und grinste ihn an mit Lorenz Konreuths Zügen. —

Digitized by Google

In dem strömenden Gewitterregen ging er nachdenklich nach Hause. Er hatte keinen Schirm und merkte nicht einmal, daß er naß wurde. Immerfort mußte er über Veras Worte nachgrübeln . . . Wie war die Liebe, die man die göttliche nannte, doch wirklich nur klein und erbärmlich! Wäre sie göttlich, so müßte sie übertragbar sein. Aber Ich bleibe Ich, und Du bleibst Du, ein Ganzes jeder für sich allein. Dein Fühlen, Denken, Empfinden lebt und stirbt in Dir, niemand kennt Dich, mit keinem zweiten Geschöpf vermagst Du Dich geistig zu vermischen. Einsamkeit ist Dein Los auf Erden, selbst im Schoß einer glücklichen, liebenden und geliebten Familie.

Einsamkeit! — Auch Schrattenbach empfand einen Teil der Schwere dieses Wortes, als er seinem Hause zuschritt, freilich nur einen Teil, er hatte ja seinen Beruf, aber Vera . . . Er seufzte tief auf. — Wären nur erst die nächsten Tage überstanden, dann würde das Leben allmählich seine Rechte wieder geltend machen und er konnte ihr dabei zur Seite stehen. Wenn sie ihn rief! — Ja, wenn sie ihn rief! —

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Seit zwei Tagen — trüben, regnerischen Sommertagen, in denen nichts anderes zu hören war, als das einförmige Plätschern des Regens — litt Sophie Schröder schweigend, aber deshalb nicht weniger tief, mit ihrer Herrin.

In Veras Augen war seit der Stunde, wo Hendrik ter Welp auf immer dem Konreuthschen Hause den Rücken wandte, kein Schlaf gekommen, über ihre Lippen weder Speise noch Trank. Sophie mochte thun was sie wollte, auf alle Fragen, alle Bitten erhielt sie nur immer dasselbe müde: „Ja, ja!“ zur Antwort, und trotzdem geschah nichts. Es war, als wäre in Vera jeder Lebenswille erloschen, stumpf und tot blickte sie um sich, müde und matt ging sie die wenigen Schritte von einem Zimmer ins andere, nur eine einzige Frage wälzte sie in ihrem schmerzenden Hirn, ruhelos und rastlos. „Warum? — Warum muß ich das tragen!“ —

Zuweilen schoß es ihr heiß durch den Kopf, ob sich Hendrik nun wohl schon gebunden? Ob Juana jetzt das Recht habe, sich seine Braut zu nennen, aber sie fragte nicht, und in ihr stilles Haus drang keine Nachricht von der Außenwelt. —

Es hatte aufgehört mit regnen. Aus dem Garten duftete es süß empor nach Rosen und Nelken, Vera stand auf dem Balkon und blickte hinab in die Pracht, aber mit einem Ausdruck, als sehe sie nichts. Durch die Zweige der Bäume stahl sich lichte Morgensonne, der Wind schüttelte die Blätter, daß ein feiner Sprühregen niederging, der Himmel war blau, die Luft lind und weich. Das Sonnenlicht umfing die hohe, schlanke Gestalt, an der das schwarze Kleid glatt und schlicht herabfiel, aber sie starrte vor sich hin, gleichgiltig für das, was sie umgab.

Die Frage, die sie seit drei Tagen unabläßig mit sich herumschleppte, hatte ihre Fassung etwas verändert, sie lautete jetzt:

„Muß ich das ertragen?“

Und nun, inmitten des strahlenden Lebens in der Natur, umkost vom Blütenduft und Vogelsang fand sie die Antwort. „Nein!“ Sie mußte nicht! — Niemand konnte sie zwingen, ein Dasein weiterzuschleppen, vor dem ihr graute, das zerstört war bis ins tiefste Fundament. Sie mußte nicht! Ihr Stolz lag in Trümmern, ihre Liebe war erloschen, was noch davon lebte, lebte nur ihr zur Qual; die Selbstachtung, die ihr stets ein so hohes Gut gedünkt — sie fürchtete sich jetzt fast vor ihr, — da sie nicht mehr wußte, ob sie recht daran gethan, ihr alles unterzuordnen.

Wohin sie auch sah, sie fand nichts, woran sie sich aufzurichten vermochte.

Aber als ihr diese Gewißheit kam, hob Vera zum ersten Mal den Kopf und blickte wie erwachend um sich. Dann schellte sie der Schröder hastig, als brächte jede Minute der Verzögerung ihr neue Qual.

„Ich will reisen, liebe Sophie,“ sagte sie, „nur ein paar Tage — fort aus der Stadt und von allem was mich drückt. Sie verwalten mir inzwischen das Haus; jetzt packen Sie das Nötigste in eine kleine Handtasche, nur das Nötigste.“

„Nehmen Sie mich mit, gnädige Frau,“ bat Sophie erschrocken.

„Nein, Sie müssen bei den Kindern bleiben.“

„Aber dann wenigstens Auguſten.“

„Auch das nicht. Ich will allein sein — ganz allein.“

Die Schröder packte in aller Eile, denn Vera stand unaufhörlich neben ihr, mit brennenden Augen und einer wunderlichen Ungeduld. Alles was Sophie für notwendig hielt, sichtete sie noch einmal in ganz unbegreiflicher Weise, so daß die Gesellschafterin aus dem schreckhaften Staunen nicht herauskam.

„Wie wird sie sich anstellen,“ dachte sie dabei im stillen. „Diese verwöhnte Frau — und ganz allein! Ob sie auch alles findet? Ob auch dies da ist und jenes?“ Sie stopfte noch schleunigst ein paar Kleinigkeiten in die Ecken der Tasche, denn Vera hatte sich plötzlich umgedreht und war davongegangen.

In ihres Gatten immer noch unbewohnten Zimmern hatte sie ein Rouleau aufgezogen und gleichgiltig auf die Straße geblickt, auch hier herein kam in ein paar Stunden die Sonne und verklärte alles, nur ihr Leben blieb fortan unerhellt. — Dann trat sie an seinen Schreibtisch, suchte offenbar in verschiedenen Schubladen nach etwas, das, als sie es gefunden, schnell in der Tasche ihres Kleides verschwand.

Eine Stunde später rollte sie dem Bahnhof zu.

Es war erstickend heiß in dem Coupé, das man ihr anwies. Die Sonne hatte glühend auf das Dach des Wagens gebrannt, und trotzdem sie die Fenster öffnete, die Vorhänge zuzog, blieb es beinahe unerträglich. Sie saß aufrecht in eine Ecke gedrückt, den Kopf an die Seitenlehne gepreßt. Das eintönige Rattata — Rattata der Räder, die glühende Hitze erzeugten bald einen Zustand halber Bewußtlosigkeit in ihr.

Nach einer Weile schreckte sie auf, das schrille

Digitized by Google

Pfeifen der Lokomotive drang an ihr Ohr, das sie schon mehrmals völlig überhört hatte, der Zug fuhr langsam, hielt endlich an. Sie zog die Gardine zurück und sah hinaus.

Die Sonne war hier schon fort, hinter dem kleinen, unscheinbaren Bahnhofsgebäude versunken, an dessen rechte Seite sich üppig grüne, mächtige Bäume drängten, in denen ein leiser Abendwind zu spielen begann; sie sahen so erquickend aus, diese Bäume mit ihrem saftigen Grün, nach der Hitze so kühlend winkend ... Wie einem fremden Impuls gehorchend, stieg Vera aus — der Zug dampfte weiter.

Sie stand auf dem kleinen, fast ganz leeren Perron und sah nach dem breiten, weißen Schild, das den Namen des Fleckens trug: Massow. — — Nun wußte sie auch, was sie zum Aussteigen bewogen, ein gräßlicher bohrender Schmerz im Kopf, der ihr das Weiterfahren unmöglich machte, hier war es still und friedlich, hier würde sie ausruhen können.

Ein kleiner Junge übernahm es, sie in den einzigen Gasthof des Fleckens zu führen. Sie gingen durch primitive Anlagen, überall mit jenen gewaltigen Bäumen bestanden, deren Grün Vera so wohl that, während der leichte Wind ihre Stirn kühlte. Alles, was sie an Eindrücken von dem Nest empfing, war Grün — und wieder Grün ...

Nun stand sie im Wirtshauszimmer allein — ein dürftiger Aufenthalt an sich, mehr noch für eine verwöhnte Frau wie Vera. Geräumig, aber niedrig, die Dielen weiß, mit Sand bestreut, an den Fenstern kleine Mullläppchen, ein hartes, schmales Ledersofa, der Tisch davor mit gehäkelter weißer Decke, schreckliche Bilder an den Wänden, und in der Ecke ein mächtiges, hochgetürmtes Federbett. Sie sah sich um, wie jemand, der doch nichts sieht, ging auf das Sofa zu und legte sich nieder, Sophie würde geschaudert haben, wenn sie das gesehen hätte. — So lag sie lange unbeweglich, allmählich wurde es dunkel und ihr etwas besser, sie richtete sich auf.

Auf dem Tisch stand ein dünnes Licht in weißem Porzellanleuchter, sie zündete es an. Der Schein, der über ihr Gesicht huschte, zeigte etwas Fremdes, Verstörtes darin. Dann öffnete sie ihre Tasche, nahm eine Schreibmappe heraus und begann emsig zu schreiben. Der Brief war an Heinz Schrattenbach und lautete:

„Lieber Doktor!

Ich versprach Ihnen, Sie zu rufen, wenn ich den Beistand eines Freundes bedürfe, und ich rufe Sie hiermit. Aber nicht die lebende Vera braucht Sie, sondern die tote. Wenn Sie diese Zeilen lesen, bin ich nicht mehr.

„Seit Tagen fühle ich, daß ich nicht anders handeln kann, es ist etwas in mir zu Grunde gegangen, das nicht wieder auflebt, und nun die Form, in der es bisher gelebt, mit sich in den Abgrund reißt. Ob ich in Ihren Augen ein Recht zu diesem Schritte habe — ich weiß es nicht! Es kümmert mich auch nicht — ich kann nicht anders. Nicht ganz ohne Kampf bin ich zu diesem Entschluß gekommen, ich habe versuchen wollen, weiter zu leben — ich habe auch an Sie gedacht — aber immer wieder sah ich die Unmöglichkeit ein. Ein Mensch ist nicht wie der andere — was der eine verwindet, zerbricht den anderen.

„Einmal — vor Jahren — las ich irgendwo: ‚Wenn der Mensch keinen Menschen mehr hat, den er liebt, keinen, für den er lebt und sorgt, so kann er Lebensüberdruß empfinden, jedoch nicht bis zu dem Grade, daß er dem nachgeben und das Leben fortwerfen darf. Dann muß er sich umschauen und fragen, ob denn nichts Lebloses ihn zurückhalten kann. Doch wenn ihn alles kalt läßt, Wissenschaft, Kunst, Natur, und jede schleichende Minute ihm ins Ohr ruft: Du nützest nichts, und nichts Fremdes Dir! — dann darf er getrost seine Lebenslampe auslöschen.‘

„Wie oft hielt ich mich an diese Worte, wenn mein Dasein neben Lorenz unerträglich wurde. Ich nützte ihm — und ich blieb.

„Nun nütze ich niemand, — auch Ihnen nicht, Doktor, und so kann ich getrost gehen. Ich will nicht, daß Sie mich vergessen, im Gegenteil, ich bitte, daß Sie mich in Erinnerung behalten. Wenn aber der erste Schmerz vorüber ist — denn ich weiß, daß Sie mich lieben, und ich kenne das allgewaltige Gefühl — — dann lenken Sie Ihre Blicke auf eine andere — auf meine liebe Hilde, der ich von Herzen verzeihe, was sie mir mit den anderen gethan. Sie liebt Sie schon lange, und ihr reines, keusches, aber einsames Mädchenherz ist eine gute Gabe, die Ihnen das Leben beschert. Die lebende Vera hätte vielleicht zwischen Euch gestanden, die tote wird die Brücke werden, auf der Ihr einander begegnet. — Und begrabt mich nicht in der Stadt! Hier unter einem der alten grünen Bäume will ich ruhen, umgeben von Luft und Sonnenschein und dem Rauschen der Blätter. — — Zürnen Sie mir nicht, mein Freund, über das, was ich im Wahnsinn des Schreckens über Lorenz Tod sagte, es hat Sie gekränkt, und das thut mir noch in dieser Stunde weh, denn Sie können kein Unrecht thun, ohne es gesühnt zu haben. Ich wenigstens will nicht Ihre Richterin sein.

„Teilen Sie Hendrik ter Welp meinen Tod mit, und wenn ich noch einen Wunsch habe, so wäre es der, daß er von meinem stummen Munde noch einmal die gewaltige Predigt meiner verratenen Liebe lese — vielleicht dient es ihm zur Umkehr .... Und nun, mein Freund, ernenne ich Sie hiermit zu meinem Testamentsvollstrecker. Da ich unverheiratet gestorben, gehört mir das ganze Vermögen. Für Sophie Schröder und ihre beiden Kinder setze ich ein Legat von 40 000 Thalern aus, zur freien Verfügung. Auch diese Enterbten des Lebens werden meinen Tod segnen. 100 000 Thaler lege ich in Ihre Hände zum Bau eines Krankenhauses für Arme, deren Arzt, Vorsteher und Direktor Sie sein sollen, das wird ein gutes, fruchttragendes Werk für Sie werden. Meine Dienerschaft lohnen Sie reichlich. Der Rest

Digitized by Google

meines Vermögens gehöre meiner liebe Hilde zum unbestrittenen Eigentum.

„Und nun leben Sie wohl, Doktor — Sie treuer Freund — treu gerade dann, wenn es am dunkelsten um mich war. Ich wünschte, ich hätte Ihnen mehr sein können, aber die große Landstraße des Lebens hat eben mancherlei Bürden für den einzelnen. Haben Sie Dank für alles. Ich weiß nicht, wo ich hingehe, ob empor oder in das gewaltige Nichts, aber ich fürchte mich nicht.

Vera."

Nein, sie fürchtete sich nicht! Vor dem Spiegel stehend, das dünne Licht in der Hand, blickte sie aufmerksam in das grünliche, gewellte Glas, das ihr Spiegelbild verzerrt zurückwarf. Kein Muskel in ihrem Gesicht zuckte, nur die dämmerdunklen Augen schienen nicht mehr der Erde anzugehören.

Sie öffnete das Fenster und stellte das Licht auf den Tisch zurück, dann setzte sie sich aufs Sofa. — Ihr Kopf fiel auf den Tisch. Viel, viel später flog ein dicker, weißer Nachtschmetterling in das Licht — die Flamme erlosch — das schimmernde Dunkel einer weichen, milden Sommernacht hüllte alles ein. Irgendwo in der Nähe wimmerte ein kleines Kind.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Der Hochsommer war jetzt voll in seine Rechte getreten, heiß brannte die Sonne in der schweren, drückenden Luft, und Georgine bemerkte ärgerlich, daß Hilde sehr blaß und elend aussah, obgleich sie niemals klagte.

Wenn etwas auf Erden, so war der eleganten Weltdame Krankheit und alles, was damit zusammenhing, in tiefster Seele verhaßt.

Es war aber auch kein körperliches Leiden, das Hilde quälte, sie brachte nur Tag und Nacht nicht den Gedanken aus dem Kopf, ob sie wirklich im Unrecht sei, Vera gegenüber, wie es ihr Schrattenbach deutlich gezeigt.

Er war allerdings ein Mann, durfte anders fühlen wie sie, das Mädchen . . . aber wenn sie bis zu diesem Argument gekommen, fiel ihr schreckhaft ein, daß „gut sein" überall das Gleiche bedeute, Mann und Weib mache darin keinen Unterschied.

Er verachtete sie jetzt — gewiß, er mußte es thun! Ihr Tugendstolz kam ihr manchmal so vermessen, so dünkelhaft vor, und doch — und doch . . .!

Sie rang und kämpfte mit sich, bitter schwere Tage und Nächte; allmählich wurde ihr hartes Herz weich und weicher, eines Tages hielt sie es nicht mehr aus.

Sie hatte Glück. Ihr Vater war zu einem Diner beim Minister geladen, die Stiefmutter wollte Einkäufe besorgen, da schlich Hilde mit klopfendem Herzen und bebenden Knieen in das Palais Konreuth.

Es war ein Bußgang, den sie antrat, ihn gleichzeitig als Erleichterung und Unrecht empfindend, ein Gang, dessen eigentliche Ursache in dem brennenden Wunsch lag, Heinz Schrattenbach zu zeigen, daß er ihr mehr galt, als das Urteil der Welt.

Wie würde Vera sie empfangen?

Halb ohnmächtig lehnte sie einen Augenblick an der wohlbekannten, geschlossenen Hausthüre, dann erst — nach langem Zögern schellte sie.

Georg öffnete.

„Ist die gnädige Frau zu sprechen?"

Der Diner zuckte betrübt die Achseln.

„Verreist, gnädiges Fräulein, schon seit Tagen, keiner weiß wohin. Noch haben wir keine Nachricht."

Heftiger Schrecken befiel Hilde.

„Und Frau Schröder? Ist die mitgefahren?"

„Gott bewahre! Ganz allein ist die gnädige Frau fort. Frau Schröder ist oben."

Mehr laufend wie gehend, erreichte Hilde das Zimmer der Gesellschafterin; etwas Unheimliches schien sich an ihre Ferse geheftet zu haben, das sie folterte und ängstigte, sie wußte nicht weshalb.

Auch hier dieselbe Auskunft, nur daß die Schröder unter Seufzen und Stöhnen selbst den kleinsten Umstand der letzten Tage erwähnte und ängstlich hinzusetzte:

„Wenn es nur kein Unglück gegeben hat! Nur kein Unglück!"

Aufgeregt, in einer Verfassung, die ihr jede Überlegung nehmen wollte, kam Hilde nach Hause. Daß sie die Stiefmutter fort wußte, war ihr lieb, aber auf den Vater wollte sie warten und ihm ihre Befürchtungen mitteilen; Sophie Schröder hatte sie fast krank gemacht, immer und immer wieder sah sie das vor Augen, wovon jene phantasiert hatte, das Unausdenkbare, Gräßliche.

Auf der Treppe begegnete ihr der Diener, öffnete die Korridorthür und ließ sie eintreten, aber es war Hilde unmöglich, in ihr Zimmer zu gehen, die Angst ließ ihr keine Ruhe. Vielleicht war ihr Vater schon da, — vielleicht kam er bald.

Sie nahm nur den Hut ab und ging durch die lange Zimmerflucht, deren letztes Georgines Boudoir war. Es dämmerte schon, die dicken Teppiche dämpften ihren Schritt, das leichte Wollkleid, das sie trug, raschelte nicht. Aus dem Boudoir tönten Stimmen — nicht laut, halb geflüstert — Hildes Fuß stockte. Um Gotteswillen keinem Fremden jetzt begegnen, ihre Aufregung hätte sie doch nicht verbergen können. Wer mochte bei ihrer Mutter sein?

Die Portiere war halb geschlossen und verwehrte den Einblick, aber als ihr Auge jetzt völlig instinktiv den Spiegel traf, der in diesem vorletzten Zimmer eine Ecke abschnitt, zuckte sie plötzlich heftig zusammen, ein Schwindel befiel sie, ihre Hand umklammerte einen Sessel, der vor ihr stand — sie schloß die Augen, als müsse sie ein Wahngebilde verscheuchen, der Atem stockte ihr . . . . Als sie wieder aufsah, geschah es mit dem gestammelten Gebet, daß sie nur ein Irrtum genarrt hätte — vergeblich! — Klar und deutlich, unverrückt wie vorher, warf das blanke Glas dasselbe Bild zurück: dicht aneinander gerückt zwei Sessel vor dem Kamin, in dem einen Prinz Philipp in seiner blauen Dragoneruniform, im anderen Georgine, trotz der Nähe doch noch etwas seitwärts gebogen, und ihr Arm, aus Spitzen und

Digitized by Google

rosa Seide hervortauchend, lag eng um den Hals des Prinzen geschmiegt.

Hilde wankte der Boden unter den Füßen; sie hätte rufen, schreien mögen: „geht doch — geht doch auseinander! Ich bin ja hier, und ich will das nicht sehen!“ — Unmöglich! Die Zunge klebte ihr am Gaumen, es sauste vor ihren Ohren, und wie ein scharfes Messer drang ihr die Erkenntnis in das Herz. Ihr Vater betrogen von dieser Frau, die er so maßlos liebte, und schon lange — lange! Wie in endloser Reihe rollte es sich plötzlich vor ihrem geistigen Auge auf, tausend Kleinigkeiten, die sie kaum beachtet, oder, wenn sie sie stutzig gemacht, doch bald wieder vergessen hatte; eine lange Kette von Treulosigkeiten, die die Ehre ihres Vaters erdrosselt und in den Staub geschleppt hatten.

Und während seine Tochter, die diese Frau aus dem Herzen des Vaters gedrängt, dastand, kaum ihrer Sinne mächtig, kaum sich bewußt, was der nächste Moment bringen mußte, beugte sich ihre Stiefmutter vor und küßte den Mann an ihrer Seite. Es war zum letzten Mal, ein Abschiedskuß, das wußte Hilde nicht, aber selbst wenn sie es gewußt, ihr hätte es keinen Unterschied gemacht, die Thatsache an sich tötete sie fast. Immer noch lag der Arm der Frau, die sie bisher Mutter genannt hatte, um des Prinzen Hals; Hilde in ihrer bis aufs höchste gesteigerten Erregung sah, daß er schmal und hart in seinen Umrissen war, wie er sich so scharf von dem blauen Grund abhob, sie sah, daß die Spitzen des Ärmels zerdrückt waren, ein Laut rang sich von ihren Lippen, halb Aufschluchzen, halb Aufschrei, und dann brach sie neben dem Sessel in die Kniee.

Einen Augenblick später standen Prinz Philipp und Georgine neben ihr. Entgeistert starrte sie Hilde an. — Was! Sie wagten es, ihr gegenüber zu treten! Ihr, der Tochter des Mannes, den sie betrogen, Georgine wagte es, ihre Hand auf ihren Kopf zu legen und, leichenblaß zwar, aber doch ziemlich gefaßt, zu sagen:

„Armes Kind, was ist Dir? Du hast uns erschreckt!“

Unter dieser Berührung schnellte Hilde auf. Verachtung, Haß, Abscheu malten sich so deutlich in ihrem Gesicht, daß Georgine ihre schlimmste Befürchtung bestätigt sah.

„Rühre mich nicht an!“ rief Hilde mit blitzenden Augen.

Georgine winkte dem Prinzen und reichte ihm die Hand.

„Gehen Sie, lieber Freund, Sie sehen, mein armes Kind ist krank geworden. Glück auf den Weg, und wenn Ihre Verlobung mit Prinzeß Marianne perfekt ist, schicken Sie uns die Anzeige aus alter Freundschaft. Adieu.“

Prinz Philipp ging, er war recht froh, fortzukommen und bewunderte Georgines kühne Taktik im stillen.

Mutter und Tochter standen sich allein gegenüber. Aber wenn es ihnen je klar geworden, daß sie nun und nimmer zu einander gehörten, daß alle die Tage und Jahre, die sie miteinander verlebt hatten, nicht einmal ein äußerliches Band zwischen ihnen geschlungen, so war es in diesem Augenblick.

„Was soll dies Benehmen heißen?“ fragte Georgine, scheinbar aufs äußerste gereizt über Hildes Haltung und Ausdruck, und entschlossen, zu retten, was noch zu retten war.

Ein Schauer durchrann das Mädchen beim Klang dieser hellen, scharfen, wohlbekannten Stimme, sie biß die Zähne in die Unterlippe und blickte ihrer Stiefmutter starr in die Augen.

„Weißt Du es nicht?“ stieß sie endlich heraus.

Georgine lachte. „Was kann ich wissen, was für alberne Märchen Du Dir in den Kopf setzest.“

„Kein Märchen! Weiß Gott, wenn es das wäre, ich gäbe meine rechte Hand darum — um meines Vaters willen.“ Ihr Gesicht zuckte, das unendliche Weh, das dem Teuren bevorstand, brach fast ihre Kraft.

„Möchtest Du Dich nicht lieber deutlicher aussprechen?“

„Sieh dorthin,“ sagte Hilde endlich, auf den Spiegel deutend, obgleich ihr jedes Wort eine Qual war. „Als ich ahnungslos eintrat, saßen in jenen leeren Sesseln zwei Menschen.“

„Prinz Philipp und ich. Was weiter!“

„Dein Arm lag um seinen Hals — Du hast ihn geküßt.“ Wieder der nervöse Schauer, der sie erbeben ließ, und ein Ausdruck in ihren Augen, so grenzenlos empört, so entsetzt, so ohne alle Frage einig über das, was sie zu thun hatte, daß Georgine unheimlich wurde.

„Gut, ich gebe zu, es war nicht recht,“ sagte sie nach einer Pause vorsichtig. „Aber mein Gott, die Situation ist oft mächtig. Prinz Philipp sprach mir von seiner Verlobung — selbst Dein Vater würde das nicht so tragisch nehmen wie Du.“

„Mein Vater ist ein Ehrenmann.“

„Das heißt also, er wird sich mit Prinz Philipp schießen.“

Hildes Gesicht verzerrte sich vor Schrecken, der Atem stockte ihr.

„Mein Vater? Unmöglich! Ein so alter Mann!“

„Wenn ihm etwas zustößt hat er ja wenigstens in den Augen seiner tadellosen Tochter seine Ehre reingewaschen,“ sagte Georgine höhnisch. „Das bezweckst Du doch, nicht wahr?“

Hilde krampfte die Hände ineinander, daß die Nägel sich tief in das Fleisch gruben, aber dann war sie entschlossen.

„Mag geschehen, was da will, es steht in Gottes Hand. Ich habe meine Pflicht zu thun und ihm zu sagen, was ich gesehen.“

„Mädchen, bist Du närrisch!“ rief Georgine jetzt ernstlich erschrocken, „das darfst Du nicht! Es würde ihn töten, auch ohne des Prinzen Kugel. Weißt Du denn nicht, daß er mich liebt! Daß diese Liebe so mit ihm verwachsen ist, daß er daran zu Grunde geht, wenn man sie ihm nimmt?“

„Und das wußtest Du und konntest doch so ehrlos handeln? Du spielst dies Spiel schon lange — jetzt weiß ich es, jetzt, wo mir die Augen geöffnet sind, und ich verachte Dich!“

Digitized by Google

Wie ähnlich sie Vera in diesem Augenblick war! Georgine konnte gar nicht los davon. So hatte schon einmal ein Weib ihr gegenübergestanden, richtend — verdammend — und dieses Weib war trotz ihrer großen Grundsätze jetzt verachtet, sie aber auf der Höhe geblieben. Sollte diese zweite sie stürzen? Eine abergläubische Furcht wandelte sie an, gleichzeitig aber auch ein tollkühner Wagemut.

„So höre mich denn an und handle danach, wie Du willst," sagte sie, energisch den Kopf hebend und Hilde mit funkelnden Augen anblitzend. „Ja, Du hast recht, ich habe mich zu amüsieren versucht, so gut es eben ging. Aber wer ist schuld daran? Dein Vater! — Er liebt mich, gut, aber seine Zeit gehört dem Staat, und dann ist er ein alter Mann. Ehe Ihr die Frauen verdammt, die sich ein unerlaubtes Glück zu stehlen bereit sind, fragt erst nach der Beschaffenheit ihrer Ehe; ob ihr Herz darin auch nicht darben muß. Denn nicht was wir empfangen, sondern das, was wir geben, macht den Inhalt eines Lebens aus. Glaubst Du, die Liebe Deines Vaters, die ich noch obenein mit Dir teilen mußte, genügte mir? Nein, denn mein eigenes Herz blieb dabei kalt, und so nahm ich ihm nichts, wenn ich anderen davon gab. Noch bin ich jung, noch will ich mein Leben genießen! Und ich sehe nicht ein, wer ein Recht hätte, mir das zu verwehren. Dein Vater ist glücklich trotz alledem, unser Name steht vor der Welt tadellos da, mit welchem Recht willst Du mich in den Staub ziehen!"

„Mit dem Recht der beleidigten Moral," sagte sie tonlos, und ihr fiel ein, daß sie schon einmal dies Wort angewandt hatte und wie bitter sie das nachher bereut hatte. Aber diesmal war sie nicht ungerecht; und während sie ihrer Stiefmutter in das erregte Gesicht sah, hatte sie das bestimmte Gefühl, alles, was Georgine gesagt, sei frivol und von einer Lebensanschauung eingegeben, die der ihrigen weit, weit entfernt lag.

„Moral!" Georgine lachte. „Moral, mein liebes Kind, ist eine Phrase. Thue, was Du willst, aber laß es verborgen bleiben, das ist das Grundprinzip der ganzen Moral."

„Und Vera! — Du hast sie verdammt!"

„Konnte ich denn anders? Die arme Närrin spielte ja ihren Herzensroman vor den Augen aller ab."

„Du hattest die Stirn, sie zu verdammen!?" wiederholte Hilde hartnäckig.

Georgine sah ihre Stieftochter fast belustigt an.

„Hilde, höre jetzt ein vernünftiges Wort. Vergiß Du, was geschehen, ich werde Dir dafür stets eine außerordentlich nachsichtige Mutter sein."

„Nenne das Wort nicht," schrie das Mädchen plötzlich auf, den Kopf in den Händen bergend. „Gott sei Dank, das wenigstens bist Du nicht! Gott sei Dank!"

Georgine fand es geraten, diesen Aufschrei aus tiefster Brust zu ignorieren, ihr lag hauptsächlich Hildes Schweigen am Herzen.

„Du versprichst es mir also?"

„Nein — ich kann nicht! — Ich kann Deine Mitschuldige nicht sein — ich will es nicht!" stieß sie endlich mit zusammengepreßten Zähnen hervor. Etwas Feindseliges brach dabei aus ihren Augen, und der ganze Ekel, den ihr diese Scene einflößte, zuckte in den Mienen ihres jungen Gesichtes.

„Hilde . . ." versuchte Georgine noch einmal, ihre Hand auf den Arm der Stieftochter legend. Aber diese fuhr zurück, als habe sie ein giftiges Reptil neben sich.

„Rühre mich nicht an!" — Und nun lag die Feindseligkeit auch in Haltung und Stimme, „Du flößest mir Abscheu ein."

„Gut!" sagte da Georgine nach einer kleinen Pause, „thue was Du willst, ich werde Dich nicht mehr hindern. Wenn aber Deine gespreizte Tugend den Sieg errungen hat und dafür Dein Vater tot zu Deinen Füßen liegt, dann wollen wir sehen, ob Du nicht die Moral, die Dich jetzt unnachsichtig zum Sprechen zwingt, verfluchst. Manches Mal ist Schweigen edler, jedenfalls rücksichtsvoller als diese Trompetenstöße der Wahrheit, die niemand nützen. Das Todesurteil Deines Vaters liegt in Deiner Hand; erinnere Dich an das, was ich Dir jetzt gesagt habe."

Einen unendlich verächtlichen Blick warf Hilde noch auf die blasse, erregte Frau, einer Antwort würdigte sie sie nicht mehr. Dann ging sie hinaus.

Was! So verwischbar sollte die Grenze zwischen Recht und Unrecht sein, daß es gewissermaßen eine That der Kindesliebe sein konnte, wenn sie schwieg! Wenn sie neben ihrem Vater herging mit dem Bewußtsein der Schande, die man ihm angethan, ohne ihn aufzufordern, diese Schande zu tilgen?

Im Innersten war sie überzeugt, daß es nur ihrer Erzählung bedurfte, um im Herzen des Gatten eine ebenso tiefe Verachtung für die Frau an seiner Seite wachzurufen als in ihr loderte, und sie schwor es sich zu, alles, was in ihrer Kraft stand, zu thun, um ihm die Wunde weniger schmerzhaft zu machen.

Georgine blieb in einer schrecklichen Gemütsverfassung zurück. Wenn Hilde wirklich ihren wahnsinnigen Plan ausführte und dem Staatsrat das Vorgefallene erzählte, war sie doch noch gar nicht so sicher, wie sich das Ende gestalten würde. Er liebte sie freilich, mit einer Glut und Zärtlichkeit, die ihr oft ennuyant gewesen, die sie indes in dieser Stunde als ihre einzige Hoffnung ansah, aber im Punkte der Ehre war er doch ein sehr feinfühlender Mann, sie hatte es oft mit Erstaunen beobachtet. Würde seine Liebe nicht die schwächere sein im Kampf mit seiner Ehre? Und wenn er wirklich zu dem letzten, äußersten Mittel griff, das sie Hilde angedeutet, um sie in Schrecken zu setzen — bei seiner schwachen Natur schien es ihm vielleicht, vor den Konflikt gestellt, das einzig rettende — was dann? — Sie war arm, das Witwengehalt gering, — vor ihr lag ein Altwerden voller Entbehrungen.

Georgine schauderte. Zum ersten Mal rang sie verzweifelt die Hände, zum ersten Mal war sie völlig fassungslos.

Welch eine Ironie des Schicksals! Gerade in dem Augenblick, da sie erkalteten Herzens Abschied von dem Manne nehmen wollte, der ihrem wankelmütigen Sinn längst gleichgiltig geworden, mußte

Digitized by Google

sie Hildegard entdecken. Die Sünde hatte sie unbemerkt begangen, die letzten Augenblicke, da sie Prinz Philipp freigab, mit dem konventionellen Freundschaftslächeln auf den Lippen, das sie stets als Schlußpunkt einer Episode bereit hielt, sollten ihr Verderben werden?

Es erschien ihr als ein Unrecht, das das Schicksal gegen sie ausübte; sie hätte am liebsten gewütet, mit den Zähnen geknirscht und die Fäuste geballt, aber zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sie sich ohnmächtig der Wucht der kommenden Stunden gegenüber. Sie haßte Hilde; sie hätte sie kaltblütig erwürgen können, aber das ging doch nicht an.

Und dann setzte sie sich hin, stumm und starr, alle Gedanken nur auf den einen Punkt gerichtet, wie es ihr möglich sein würde, die Anklagen ihrer Stieftochter zu entkräften. Ihre ganze Schlauheit und Keckheit rief sie zusammen, denn sie wollte nicht unterliegen — sie wollte nicht!

* * *

In ihrem starren Rechtsbewußtsein, das kaum einmal durch die Furcht berührt wurde, Georgine könne mit ihrer Prophezeiung recht behalten, schritt Hilde den langen Gang hinunter, der zu den Arbeitsräumen ihres Vaters führte. Da er zum Diner beim Minister gewesen, mußte er um diese Zeit zurück sein, und der Staatsrat pflegte dann noch einen flüchtigen Blick in die eingelaufenen Briefe und Depeschen zu thun, ehe er sich für den Rest des Abends den Seinen widmete.

Hilde drückte die Thür zu ihres Vaters Zimmer auf und trat geräuschlos ein. Wie sie erwartet, war er schon da. Im Frack, geschmückt mit all seinen Orden, den Chapeau claque neben sich auf den Stuhl gelegt, stand er vor seinem Schreibtisch, ein Schriftstück in der Hand, in dem er aufmerksam las.

Das Licht seiner grünverhangenen Arbeitslampe warf einen fahlen Schimmer auf sein Gesicht, die wachsweißen Hände, die den großen Bogen hielten, zitterten merkbar.

Hilde beobachtete das alles, während sie näherkam und sich auf dem Stuhl neben seinem Schreibtisch niederließ. Es gab ihr einen Stich ins Herz. Der Staatsrat sah auf, nickte ihr mit einem flüchtigen Lächeln zu und las dann weiter, ihr blieb Muße, ihn genauer anzusehen. Das that sie denn auch. Sie sah das kleine, spitze Gesicht, mit den feinen Runzeln um Auge und Mund, das dünn gewordene Haar, die tiefen Höhlen der Augen, die eingesunkenen Schläfen, es kam ihr plötzlich mit peinlicher Schärfe zum Verständnis, daß dies hier ein frühzeitig gealterter, durch geistige Arbeit erschöpfter Mann war, dessen Lebensjahre vielleicht gezählt waren.

Aber jetzt, währenddem er hier stand und las, besaß er noch ein köstliches Gut, sein Heim, das er so liebte, Weib und Kind, für die er arbeitete und an denen er sich erfreute, ein stilles Glück für die wenigen Mußestunden, die ihm blieben. — Wenn er nachher dies Zimmer verließ, dann lag das alles in Trümmern, er war arm, bettelarm geworden.

Und was die Worte der Stiefmutter vorhin nicht vermocht hatten, diese müde, schmale, zusammengesunkene Gestalt predigte eine gewaltige, ihr Herz aufrührende Sprache.

Hatte sie ein Recht dazu, ihm das zu nehmen, woran er nun einmal in trauriger Verblendung hing? Was vermochte sie ihm dafür zu geben! —

Der Staatsrat war mit Lesen zu Ende; er setzte sich bequem in seinen Schreibstuhl und sah lächelnd auf die Tochter. Ihr Herz wallte über vor Liebe und Mitleid. Wie war es nur möglich, daß man ihn betrog, diesen vornehmen, guten Mann, in dessen ganzem Dasein auch kein dunkles Fleckchen war.

„Papa?“ sagte sie in tiefer Bewegung, griff nach seiner Hand und küßte sie zärtlich.

„Nun, mein Töchterchen, was hast Du? Thut Dir die Trennung schon weh? In drei Tagen reist Du mit der Mama ja nach Ostende.“

Hilde zuckte zusammen. Daß ihr das bevorstand, daran hatte sie gar nicht mehr gedacht, aber das ging auf keinen Fall.

„Laß mich hierbleiben, Papa, bei Dir!“ flehte sie angstvoll.

„Nein, Hilde, das geht nicht. Gerade Dir ist die Seeluft zuträglich, Du siehst blaß aus, Kind, Du mußt Zerstreuung haben. Junge Mädchen haben ein verbrieftes Anrecht darauf.“

„Ich kann nicht mit, Papa,“ wiederholte sie hartnäckig. „Ich kann es nicht!“

Der Staatsrat sah plötzlich etwas gedrückt aus.

„Du hast Dich gewiß mit der Mama veruneinigt.“

Hilde schwieg und biß die Lippen aufeinander. Wie entsetzlich schwer war es doch, das Rechte zu thun.

„Mein Kind, mein gutes Töchterchen,“ begann Herskott etwas unsicher und streichelte ihre Hand. „Ich weiß, Du bist manchmal ein bißchen schroff, aber bedenke nur immer, sie meint es gut mit Dir, wenn sie auch vielleicht — manchmal — Du mußt nicht alles so ängstlich abwägen.“

„Du nimmst also von vornherein an, ich bin schuld!“ sagte Hilde mit dunklem Aufblick.

Der Staatsrat hatte ihre Hand fahren lassen und spielte mit einem aufgenommenen Papiermesser, sie sah, daß ihn das Gespräch peinigte. Er schwieg.

„Papa!“ rief sie mit leidenschaftlichem Aufwallen und streckte ihm die gefalteten Hände entgegen. „O, warum kann es nicht anders sein! Warum mußte jemand zwischen uns treten! Ich hätte Dich so lieben — so pflegen wollen und Dich nie verlassen.“

Heftig schluchzte sie auf, aber das Gesicht ihres Vaters hatte sich verändert, geärgert, ja selbst kalt blickte er jetzt auf sie.

„Was sind das für Dinge, Hilde! Ich sehe, Du bist augenblicklich nervös und damit entschuldige ich Dich, niemand hat sich zwischen uns gedrängt, niemand Dich verkürzt. Die Liebe des Vaters zur Tochter hat Platz neben der Liebe des Mannes zum Weibe, das wirst Du erst einsehen, wenn auch Dein Herz einmal spricht.“

„Und ist die Liebe des Mannes zum Weibe untilgbar, Vater?“ Sie sprach ganz leise, fast wie gegen ihren Willen.

Digitized by Google

„Wie ich sie kenne, ja!“ Er lächelte ein wenig, wie Sonnenlicht flog es über sein Gesicht. „Geh und frage Deine Mutter, mein Kind, worin das Geheimnis einer solchen, ewig gleich geliebten Frau besteht, sie kennt es, denn noch heute liebe ich sie, wie an dem Tage, da ich sie zum ersten Mal in meine Arme schloß. Hilde, Kind, ich weiß es, das steht zwischen uns, aber es ist unrecht von Dir, da Schatten zu sehen, wo für mich immer nur Licht gewesen ist. Ich bin ein glücklicher Mann, und Du solltest Dich darüber freuen und es mir nicht zum Vorwurf machen.“

Sie schlang die Hände fest im Schoß ineinander, ihr Gesicht war starr, ganz steinern.

„Und käme nun jemand und zeigte Dir, daß das Glück in Wahrheit Truggold sei, Vater?“

Er sprang heftig auf, seine Hände und Lippen zitterten.

„Ich würde ihn verfluchen,“ stieß er dumpf heraus. „Ja, noch mehr, ich, der ich während meines ganzen Lebens niemals gebeten habe, auf die Kniee würde ich fallen und winseln: laßt mir mein Glück, laßt mir den Glauben daran. Und ist es dann nicht möglich, müßte ich das Fürchterliche, Unausdenkbare tragen, noch ist meine Hand fest genug, um für ein zerbrochenes Leben eine Kugel zu finden. . . .“

Er brach ab, seine Stimme versagte ihm, aber der Blick, den er auf seine Tochter heftete, ein so furchtsamer, flehender Blick, traf sie bis in die Seele.

„Vater,“ sagte sie ergriffen und bezwungen, indem sie ihre Arme um ihn schlang, „Vater, was sprichst Du, komm zu Dir — ich — ich —“ Die Stimme versagte ihr, Thränen voll erstickender Qual drängten sich in ihre Augen.

Herskott atmete tief auf und ließ sich in den Sessel zurückgleiten. „Sei nicht erschrocken, Kind — aber — ich weiß nicht, was mir plötzlich war, mir schien es, als müßte ich um mein Leben kämpfen.“

Sie stand auf und strich, hinter ihm stehend, über sein spärliches Haar, dabei flüsterte sie:

„Dann hättest Du gesiegt, Papa.“

Er fühlte die Schwere und Kälte ihrer Finger, erschrocken griff er nach ihnen.

„Bist Du krank, mein Kind?“

„Ich fürchte fast, Papa. Nun geh ich in mein Zimmer und lege mich gleich nieder, sei mir nicht böse deshalb.“

Er drückte einen warmen Kuß auf ihre kalte Hand.

„Nein, gewiß nicht, geh. Und wenn es schlimmer wird schicken wir zu Schrattenbach. Ich werde Dich bei Mama entschuldigen.“

Als der Staatsrat allein war, strich er mit der Hand über die Stirn. „Was bedeutete das?“ fragte er sich fast verwirrt, und gleich darauf schalt er sich selbst: „Thor, der Du bist! Zitterst immer für Dein Glück, kennst nichts anderes als Deine heimliche Furcht. Niemand denkt, daran Dich zu treffen. Warum auch! Ich glaube an Dich, meine teure Georgine!“

Eiliger als sonst beendete er seine Haustoilette, und suchte dann seine Frau auf. Er fand sie mit einem Buch in der Hand, ihm unbefangen entgegensehend.

„Bist Du endlich da, Emil?“ Sie streckte ihm die Hand entgegen, er nahm sie und drückte sie fest an seine Brust.

Ein Blick in sein Gesicht beruhigte Georgine vollkommen. Hilde hatte also nicht den Mut gefunden.

Und während das Mädchen in ihrem Zimmer wie eine Versinkende rang und kämpfte, während alles um sie zusammenzubrechen drohte, was sie bisher als selbstverständliche Pfeiler der menschlichen Gesellschaft angesehen, Tugend und Recht und Ehre, und nichts mehr in dem Chaos bestehen blieb, als blind verteilte Gaben eines blinden Zufalls, war Emil Herskott seit langer Zeit zum ersten Mal einmal wieder ein vollkommen glücklicher Mann. So herzlich und zärtlich wie heute, war Georgine noch nie zu ihm gewesen, und eine neue, glückliche Zukunft baute sich vor ihm auf.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Nach Stunden richtete sich Hilde aus ihrem Brüten auf. Ihr war so wüst und weh zu Sinne, wie noch nie in ihrem jungen Leben. Als Mitschuldige eines Verbrechens kam sie sich vor und dennoch — dennoch — jetzt wußte sie es genau, würde sie niemals mehr den Mut finden, ihrem Vater die Binde von den Augen zu reißen.

Der Kopf schmerzte sie unerträglich, die Luft des Hauses drohte sie zu ersticken, die Mauern schienen auf sie zu stürzen, eine krankhafte Sehnsucht nach Bewegung, nach freiem Atmen erfaßte sie plötzlich. Sie sah auf die Uhr, es war kaum acht und niemand würde sie vermissen. Scheu, etwas zu thun, was sie sonst nicht für passend hielt, Furcht davor, daß ihr etwas geschehen könnte, kannte sie in ihrem augenblicklichen Gemütszustand nicht, sie setzte den Hut auf, band ein dunkles Mäntelchen um und schlüpfte ungesehen aus dem Hause.

Eine dunstige, feuchtwarme Septembernacht, ohne Mond und Sterne, empfing sie draußen; mit eiligen Schritten strebte sie dem Stadtpark zu. Schon die Bewegung that ihr wohl, sänftigte etwas das Toben des Blutes, und in den dunklen Wegen, unter den hohen Bäumen war es so traumhaft still und friedlich. Hilde ging langsamer, die furchtbare Spannung in ihr begann sich zu lösen, und heiße aber beruhigende Thränen liefen ihr unaufhaltsam über die Wangen.

Der Weg, den sie eingeschlagen, mündete auf einer Lichtung, die ein Wasserarm durchschnitt. Weißlich schimmerte der Kies, und wie kompakte Massen ragten die Bosketts und Blumenrondels daraus hervor. Über den Wasserarm führte eine Brücke mit einem zierlich geschwungenen Geländer aus Gußeisen, und auf dieser Brücke blieb Hilde plötzlich stehen. Das Wasser zu ihren Füßen schimmerte wie schwarzer Achat; kein Lufthauch kräuselte seine Oberfläche, kein Zeichen von dem, was die Tiefe barg, wurde einem Menschenauge sichtbar.

Digitized by Google

Sie lehnte sich über das Geländer und blickte hinab. Wie geheimnisvoll, schaurig und lockend zugleich der Gedanke, dort unten auszuruhen von allen Bürden dieses Lebens. Bleibt denn keiner verschont? Schleppt denn jeder seine Last? Hilde mußte an Vera denken und dann an Georgine. Die eine gut, edel, großherzig in ihrem Thun, die kleinlichen Vorschriften der Welt mißachtend, sobald sie sich ihrem Herzenszug entgegenstellten, mußte es dulden, daß man sie mißachtete, verläumdete, mußte sehen, daß das, was ihr das Höchste im Leben gewesen, ihre Liebe, gewissenlos von einer anderen gestohlen, von dem, dem sie sie geschenkt hatte, achtlos verschleudert wurde, bis ihr Herz darüber brach. Und daneben dieses Weib, dem sie den heiligen Mutternamen geben mußte! Kleinlich, ränkesüchtig, im Geheimen sündigend, kalt, berechnend, frivol, und zu ihren Füßen ein Mann, dem sie der Inbegriff des Daseins war. Der eher sein Leben fortwerfen wollte, als von ihr lassen. Welch wunderliches Wechselspiel des Lebens!

Und zu diesem Weib, das sie so tief verachtete, sollte sie zurückkehren, ihre Tage nach wie vor gemeinsam mit ihr zubringen . . . Hilde schauderte. Zum ersten Mal in ihrem Leben sah sie in dem Tod den einzigen rettenden Ausweg. Wenn er doch kommen wollte, sanft und lind, und sie mit sich nehmen in sein gewaltiges Reich . . . Sie senkte den Kopf noch ein wenig tiefer und schloß die Augen.

Auf einmal wurde ihr Arm fest gepackt und eine Stimme — o Gott, eine ihr nur zu gut bekannte Stimme sagte rauh: „Was sind das für Dummheiten, wollen Sie das Übergewicht verlieren?“

Hilde stieß einen Schrei aus, und nicht minder betroffen ließ Schrattenbach ihren Arm los.

„Fräulein von Herskott,“ sagte er, als müsse er sich erst durch die Nennung ihres Namens versichern, daß sie auch wirklich vor ihm stehe.

Hilde rückte instinktiv ihren Hut zurecht, der ihr schief auf dem Kopfe saß, dann sagte sie tonlos:

„Ja, ich bin es wirklich.“

„Wie kommen Sie so spät hierher?“

„Ich hatte so Kopfschmerzen — ach, und ich bin so schrecklich unglücklich.“

Sie schlug die Hände ineinander und brach in konvulsivisches Weinen aus, diesem Manne gegenüber durfte sie schwach und klein sein, ohne sich dessen zu schämen.

Er nahm ihre Hand und legte sie in seinen Arm, so führte er sie von der Brücke fort in die Lichtung hinein, ohne daß sie widerstrebte.

„Kann ich Ihnen helfen?“ fragte er nach einer Pause.

Sie schluchzte nur immer heftiger.

„Das kann niemand! O niemand!“ Plötzlich drehte sie ihm ihr Gesicht zu und sah ihn aufmerksam an. „Oder doch — vielleicht! — Ich muß fort von Hause!“ Sie stieß das letztere so heftig heraus, daß er sah, hier lag die Wurzel ihrer Verstörtheit.

„Warum?“ fragte er ruhig, aber in einer Art und Weise, die ihr gleichzeitig seine Teilnahme verriet.

Sie schlug die Hände vor das Gesicht.

„Fragen Sie mich nicht danach, Doktor. Nie! Lassen Sie sich daran genügen, daß es geschehen muß. Ich bleibe keinen Tag, keine Stunde länger unter dem Dache meines Vaters. Als Magd will ich gehn — arbeiten von früh bis spät, aber fort! Nur fort!“

„Sie sind furchtbar erregt, Fräulein Hilde,“ — er zog sie sanft auf eine Bank, der Schatten der alten Ulme, an deren Stamm sie stand, überdeckte sie fast — „werden Sie nur erst ruhiger, vielleicht findet sich dann ein Ausweg, den ihre jetzt geblendeten Augen noch nicht zu sehen vermögen. Ihr momentaner Zustand ist kein vertrauenerweckender Führer, wenn es sich um ernste Entschlüsse handelt. Dazu gehört ein ruhiges Herz und ein klarer Blick.“

Sie senkte den Kopf. „Den habe ich, aber was das ruhige Herz anbelangt, das ist mir auf ewig genommen.“

Er nahm ihre Hand in die seine. „O Kind, wie jung Sie doch noch sind in Ihrem Fühlen! Man kommt über alles hinweg, Fräulein Hillde! Über alles!“

„O nein; glauben Sie, daß Vera sonst allein geflohen wäre, niemand weiß wohin, und daß ich mir je verzeihen könnte, was ich ihr angethan? Niemals Doktor! Niemals!“

„Vera fort?“ wiederholte er tonlos, von furchtbarem Schrecken gepackt. „Wohin? Um Gotteswillen, sagen Sie mir, wohin?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wer sagte es Ihnen.“

„Die Schröder — sie fürchtet das Schrecklichste.“

„Nein, — nein, das darf nicht sein,“ schrie er fast hinaus, „um diesen Mann nicht! Sie muß — sie wird überwinden! Um einen solchen Mann tötet sich keine Frau wie sie.“

Hilde umklammerte mit beiden Händen seinen Arm.

„O, Sie glauben nicht, wie entsetzlich das Leben sein kann,“ flüsterte sie zitternd. „Auch ich möchte sterben — so gern, ach, so gern, lieber Doktor.“

Sie lehnte die Stirn an seine Schulter, er fühlte, daß sie weinte, und trotz seiner wahnsinnigen Angst und Sorge um die einzige, die er liebte, wendete er sich doch wieder ihrem Kummer zu.

„Was ist Ihnen geschehen, Fräulein Hilde,“ fragte er ernst.

Ein Schauer schüttelte sie.

„Ich kann es nicht sagen, — ich kann es nicht! Es würde mich ersticken.“

„Hängt es mit Ihrer Stiefmutter zusammen?“

Sie nickte nur, tödliche Scham schloß ihr den Mund.

Schrattenbach dagegen nahm den Hut vom Kopf, er begriff plötzlich.

„Armes Kind,“ sagte er mitleidig, „ich kann Sie nicht trösten.“

„Das kann niemand,“ versicherte sie zitternd, „aber fort will ich, gleich fort! Alles in mir schreit: ‚Du mußt! Du mußt sprechen!‘ Und ich kann es nicht, weil — mein Vater, — mein armer Vater—

Digitized by Google

so bin ich nun in meinen eigenen Augen mitschuldig ..."

„Nein, das sind Sie nicht," sagte er entschieden. „Es giebt eine Barmherzigkeit, groß und gewaltig, die den Sehenden zwingen kann, einen Blinden blind bleiben zu lassen, ob es auch gegen Wahrheit und Recht verstößt. Menschlich sein, das ist mehr wert, als alles andere in meinen Augen, und menschlich sein heißt in Ihrem Falle Schweigen."

„Ich soll wieder nach Hause?" schrie sie auf und sah ihn entsetzt an.

„Sie müssen es, wollen Sie ein Opfer bringen. Entweder alles oder nichts, nur nichts Halbes."

(Schluß folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Frühlingslied.

Und alle Jahre, wenn es draußen blüht,
Da wünsch' ich mir ein Herz so groß und weit
Und unermeßlich, wie das Weltenmeer
Und ein paar Augen, nimmer trüb noch müde.
Um all' den Sonnenglanz, die Blütenpracht,
Den ganzen Überschwang der Frühlingswonne
Ins durst'ge Innere tief hineinzutrinken,
Daß, wenn der Winter kommt mit Sturm und Zweifel,
Ich fest ihm mög' ins strenge Antlitz blicken,
Weil es im Innern mir noch knospt und blüht.

C. Dewerny.

Woran mich der Brummer erinnerte.

Eine stille Geschichte von **Viktor von Kohlenegg.**

Jeder Mensch ist für gewisse Gefühle, Gerüche, Geräusche, Ansichten u. s. w. besonders empfänglich. In seinem Innern dämmert Freude oder Schmerz, wenn einer seiner Sinne von einer bestimmten Einwirkung berührt wird.

So versetzt mich Modergeruch in eine traumhaft-fröhliche Stimmung ... Ich sehe mich als Knaben in einem lattenumzäunten, mäßig hellen Bodenraume vor einer mit Büchern und Manuskripten angefüllten Kiste hocken. Mein Gesicht glüht, mein Auge leuchtet, das Haar hängt mir wirr in die Stirne. Aus dem litterarischen Nachlasse meines seligen Vaters flüstern mir Geisterstimmen von Ruhm und Glück. Und mein junges Herz stürmt. Und mein Auge blickt strahlend durch die Dachluke in den blauen Himmel ...

Umwittert mich Resedenduft, dann seh' ich im Geiste ein bleiches, blondes Kind, eine sturmgeknickte Mädchenknospe. Und ich muß ein tief, tief trauriges Lied singen, um nicht zu weinen ...

So giebt es noch viele Sinnenreize, welche meine Seele nach der traurigen oder heiteren Seite hin erregen.

Dieses ganze Geschreibsel hat das Summen einer großen Fliege, eines Brummers, veranlaßt, welche heute morgen, als ich im Bette lag, unermüdlich in meinem stillen Zimmer auf- und abjagte. Ich mußte unwillkürlich an meine tote Großmutter denken, welche vor vielen, vielen Jahren einmal an meinem Bette saß und ihren kranken Enkel tröstete. Damals summte auch ein mächtiger Brummer ohn' Unterlaß durch das friedliche Gemach. —

Ich war achtzehn Jahre alt und hatte mein blondes, frühlingsschönes Lieb verloren. Mit jeder Faser meines jungen, leidenschaftlich fühlenden Herzens war ich an das lichte Mädchen gekettet. Deshalb warf mich ihr Verlust auf das Krankenbett. Um meine Seele webten die drückenden Nebel der Schwermut und mein Blut pulste müde durch die Adern. Man zweifelte, daß ich jemals wieder völlig genesen würde. Nur meine alte Großmutter schüttelte ihr weißhaariges, runzeliges Haupt und sagte stets, wie mir meine Mutter später erzählte: „Ein krankes Herz mit jungem Blut hat balde, balde wieder Mut! Paßt auf, der Junge ist in Wochener viere wieder ebenso übermütig wie er vorher war. Ich kenn' das." Dann träumte sie immer mit ihren lieben, verblichenen Augen vor sich hin.

Und als es doch nicht besser und nicht besser mit mir werden wollte, da schickte sie eines Tages in der Morgenstunde meine Mutter und Geschwister aus dem Zimmer, setzte sich auf den Stuhl neben meinem Bette, faßte sacht' meine feuchte Hand und sagte: „Nun hör' mal zu, Junge. Ich will Dir jetzt eine Geschichte erzählen, die besser auf Dich wirken wird, als alle Medizin und alle Tröstungen und Mahnreden. Ich hab' ähnliches durchgemacht wie Du. Und so ist das Menschenherz: solange es mit seinem Leiden allein steht, mag es nichts vom Troste wissen, möcht's zerspringen. Sobald es aber einen findet, der aus ähnlichen Kämpfen wieder zum Frieden gekommen ist, dann flackert in ihm der Lebensmut wieder auf. Ich weiß nicht, wie's kommt. Aber es ist so ..." Dann schaute die Alte eine Weile zum Fenster hinaus auf die blühende Kastanie vor ihm.

Und ein mächtiger Brummer flog aus dem Garten ins Zimmer und summte fort und fort durch die Stube ...

„Ich war ungefähr ebenso alt wie Du, Bubi, als ich zum ersten Male innig liebte. — Mein seliger Vater war, wie Du weißt, hiesiger Bürgermeister. Und in seinem Amtszimmer arbeitete ein junger, damals vor kurzem hierhergekommener Gerichtsschreiber, der hieß Hermann König. Ich hatte nun oft von meiner seligen Mutter Bestellungen an meinen Vater auf das Rathaus zu bringen. Der Hermann war nun ein hübscher, kräftig gebauter Mensch und ich soll auch nicht gerade garstig gewesen sein — na, und wie das im Leben so ist: wir sahen uns mit der Zeit lieber und lieber und gestanden uns bald mit Blicken gegenseitig unsere Liebe. Sprechen konnten wir uns nicht. Mein Vater war ein sehr respektabler und stolzer Herr und hätte mich, wäre ihm unser Verhältnis bekannt geworden, erbarmungslos auf den Trapp gebracht und dem armen Herrmann den Marsch geblasen. Das wußte ich ganz genau. Und er auch. Und da wär' es wohl das Gescheiteste gewesen, wir hätten die Neigung zu einander in unseren Herzen erstickt. Aber mit dem Gescheitsein ist es in der Liebe eine eigentümliche Sache. Wer ein bissel heißes Blut hat, der hängt sich, gerade wenn Hindernisse sich dazwischen drängen, noch fester an das geliebte Wesen.

Digitized by Google

Er macht's geradeso, wie die Mücke, die ins Feuer fliegt. Ja, das ist wieder so ein närrischer Sprung des Menschenherzens. Na! — Also wir konnten uns nicht sprechen. Aber der Mensch wird, besonders in der Liebe, von einem wundersamen Instinkte geleitet. Ich ging plötzlich abends, wenn der Vater im Wirtshause saß und die Mutter im Garten mit den Nachbarn plauderte, vor das Stadtthor und dann den Wiesenweg hinab, weiter und weiter, bis an den Wald. In der Dunkelheit erkannte man mich nicht — und einmal traf ich den Hermann, mitten in meinem Spaziergange. Er grüßte 'n bissel verlegen und fragte leise, ob er 'n Stückel mitgehen dürfte. Ich that, als hätt' ich seine Frage überhört. Und so ging er schweigend neben mir her. Und dann streiften sich unsere Arme, die beim Gehen hin und her schlenkerten, und unsere Hände. Und nach 'ner Weile faßte er leise, zaghaft meine Hand. Und dann hielt er sie fester und fester. Und als wir am Waldrande, um umzukehren, stehen blieben, da nahm er meinen Arm und zog meine Schulter sacht an seine Brust und sagte ganz leise meinen Vornamen. Ich seufzte und schmiegte mich schüchtern an ihn. Na, dann küßte er mich und ich ihn. Und wir waren glücklich, wie nur zwei Menschen glücklich sein können ... So trafen wir uns ungefähr eine Woche durch alle Abende. Da fiel auf einmal meiner Mutter mein Weggehen auf, und sie fragte mich, wohin ich denn immer ginge. Lügen konnt' ich von Kindheit an nicht. Und so gestand ich ihr alles. Meine Mutter war nun wohl eine sehr praktische Frau. Aber sie besaß auch ein warmes Herz, das vor allem mir, ihrem einzigen Kinde gegenüber, niemals auch nur 'n bissel hart werden konnte. Sie ermahnte mich zwar, von dem Hermann zu lassen, da der Vater wohl schwerlich sein Jawort geben würde. Doch da ich sie unter Küssen und Thränen bat, für mich beim Vater zu sprechen, so streichelte sie mir schließlich sanft mit der Hand das Haar, sah mich mit feuchten Augen herzlieb an und küßte mir 'n paar Mal die Stirne. ‚Na, ich will seh'n, was ich ausrichte, Kind,' sagte sie mit zitternder Stimme. ‚Aber da draußen dürft Ihr Euch nicht mehr treffen. Das schickt sich nicht für'n ordentliches Mädchen.' Ich dankte ihr lachend und weinend. Und da ich sie wieder und wieder küßte und schließlich nur mehr weinte, da fragte die Gute mich — ich glaube, es klang 'n bissel schelmisch —, ob ich denn noch was auf dem Herzen hätte. Da nickte ich und stotterte: ‚Ich — ich — ach, Mutter, dürfen wir uns gar, gar nicht sprechen?' — ‚Na Mädel,' sagte meine Mutter ganz leise und zog mich eng an sich, ‚in der Speisekammer hängt der Schlüssel zur hinteren Gartenthür ... Aber nur immer 'ne halbe oder höchstens eine Stunde. Hörst Du, Kind? Und nur, wenn der Vater zu Biere ist, schließt Du auf. Hörst Du?' — Na, ich war überglücklich, Bubi, das kannst Du Dir denken! — Es verging Woche auf Woche. Es ward Herbst, Winter. Das neue Jahr — 1813 — brach an. Doch meine Mutter wagte es nicht, mit dem Vater über die Sache zu sprechen. Die leidige Politik verstimmte ihn Tag für Tag. Ich litt unsäglich unter dieser Ungewißheit. Zumalen im Winter, dessen Bärenkälte uns nur ganz kurzwährende Zusammenkünfte gestattete. —

„Da, mitten im Februar, besuchte uns der Bruder meines Vaters, ein Oberpfarrer Siebert, auf mehrere Tage. Hinter den steckte sich nun meine Mutter. Und ich bat ihn auch, doch ja ein Wort beim Vater für den Hermann einzulegen. Der Onkel Pfarrer war ein gar freundlicher und jovialer Herr. Er klopfte mir die Backen, sagte lachend ‚Guck', guck', das Mädel!' und versprach sein Bestes zu thun. ‚Ich hab' schon manchen umgestimmt, da werd' ich wohl auch 'n bissel Macht über meinen leiblichen Bruder haben. Bestellt mir nur den Herrmann für heute abend her. Das andere laßt mich machen. Jo-jo-jo ...'

„Am Nachmittag, da der Onkel Pfarrer zu dem Vater in die Stube gegangen war, lauschten wir, meine Mutter und ich, krampfhaft an der Thür ...

„‚Na, wie ist's denn mit Deiner Adelheid, Gottfried,' hörten wir den Onkel fragen. ‚Wird wohl auch bald unter die Haube kommen, hm?'

„‚Adelheid? ... Das hat wohl noch gute Weile,' sagte der Vater. ‚Ich wüßt' wenigstens nicht, wer auf sie ein Auge geworfen hätt'.'

„‚Hm ... hm ...' meinte der Onkel Pfarrer. ‚Wer weiß ... wer weiß ... Unsereiner hat oft den Blick nicht für so was.'

„‚Na, wir werd'n ja seh'n, Bruder.'

„‚Hm ... hm ...' machte der Onkel Pfarrer wieder. ‚Ich glaube, ich glaube, mit dem Mädel ist was nicht ganz richtig. Sie sieht so blaß aus und macht oft so komische Augen. Gottfried ... haha ... ich glaube, ich glaube —'

„Da war's 'ne Weile stille drin in der Stube. Ich glaube, der Vater hat den Onkel Pfarrer mit seinem durchdringendsten Blicke angesehen. Denn er war 'n gar kluger und gewitzigter Mann. Dann sagte er mit scharfer Betonung: ‚Fürchtegott, ich glaube, Du spielst 'n bissel den Diplomaten! He? Raus mit der Sprache, Herr Oberpfarrer!'

„‚Nun — nun,' hörten wir den Onkel sagen, ‚Du hast schon 'n bissel recht, lieber Gottfried —'

„‚Raus mit der Sprache! Raus! Raus!' rief der Vater. ‚Nur keine Umschweife! Die kann ich für 'n Tod nicht leiden!'

„‚Nun — nun —'

„‚Wie heißt er?'

Na, der Onkel Pfarrer druckste noch 'ne Weile herum, und der Vater wurde ordentlich bös.

„‚Na 's ist Dein — Dein Schreiber, der Hermann König.'

„‚Waaas?! Der?!' Wir hörten den Vater heftig aufstehen! ‚Da wird nix draus! Niemals! So wahr ich Bürgermeister bin!'

„‚Aber —' meinte der Onkel Pfarrer.

„‚Laß das, Fürchtegott!' rief der Vater böse. ‚Niemals! Und was ich einmal gesagt hab', das gilt! Red' nicht! Red' nicht! Ich wiederhole Dir, da wird nix draus! Basta! — Und damit Du mir nicht mit der Christenpflicht und so weiter kommst, erinner' ich Dich d'ran, daß der liebe Herrgott die verschiedenen Stände geschaffen hat, also auch die Standesgesinnung. Und an der Liebe, vor allem an der ersten, stirbt kein Mensch. Ja!'

„Dann redeten sie noch 'ne Weile aufeinander ein. Was sie sagten, hab' ich inzwischen vergessen. Ich weiß nur noch, daß ich wie geistesabwesend in meine Kammer gegangen bin und da geheult und gebetet und mir das Haar gerauft hab', und daß meine Mutter bei mir saß und mich zu trösten suchte. Dann kam auch der Onkel Pfarrer herauf und sagte, ich sollte den Mut noch nicht sinken und den Hermann ruhig kommen lassen. Er wollte heut' abend noch 'mal mit dem Vater sprechen.

„Am Abend kam dann noch der hiesige Pfarrer zu uns und brachte einen Brief von seinem Sohne, der in Berlin studierte, mit. Da stand denn drin, daß sich die jungen

Digitized by Google

Leute zusammenscharten zu Freiwilligen-Corps, um die Franzosen aus dem Lande zu jagen und so weiter, und so weiter. Na, das war bei meinem Vater Öl ins Feuer!

„‚Hurra! Das sind Jungens!‘ rief er, die Faust auf den Tisch schlagend. ‚Potz Wetter, da möchte man ja gleich selber noch 'nmal 'n Guck-in-die-Welt von einigen Zwanzigen sein! Weiß Gott, ich gäb' was drum, wenn ich die verfluchten Franzosenhunde mit zum Tempel 'nausjagen könnt'! Nehmt's nicht krumm, Pfarrers! Aber Hunde sind's! Hunde! Dafür bin ich 'n Deutscher!‘ Und so wetterte der Alte noch eine ganze Weile weiter.

„Auf einmal tritt der Hermann ins Zimmer. Er grüßt höflich. Im ersten Augenblicke will der Vater aufspringen. Die Zornader ist ihm auf die Stirne getreten. Der Onkel Oberpfarrer legt besänftigend die Hand auf seinen Arm. Doch der Vater bleibt sitzen. Er sieht den Hermann, der halb trutzig, halb verlegen an der Thür steht, lange, lange an. Und sein Auge wird heller und heller . . . Plötzlich steht er auf und geht schnell auf den Hermann zu. ‚Du sollst se hab'n, Du sollst se hab'n, Junge! Aber nur unter der Bedingung, daß Du mir die Franzosen mit aus dem Lande haust! Verstanden?! 's geht nächstens los. Ich selber kann nicht mit. 'n Jungen hab' ich nicht, und eh' sich die Jungfer da zu 'm andern bequemt, ist der Tanz vielleicht schon aus. Und einer aus meiner Familie muß dabei sein! Potz Wetter, dafür bin ich 'n Deutscher! Ich würde Tag und Nacht kei' Ruh' hab'n, müßt' ich mir sagen: Du hast mit der Befreiung Deines Vaterlandes nix, ganz und gar nix zu schaffen! Also, Hermann, willst Du d'rauf eingehen — Junge, sonst bist Du nicht wert, daß man Dich anspuckt!‘

„‚Das ist nicht von nöten, Herr Bürgermeister! Dafür bin ich 'n Deutscher!‘ ruft Hermann und seine Augen leuchten.

„‚Junge!!‘ schreit der Vater und fällt dem Hermann um den Hals, und sie küssen sich beide.

„Na, dann feierten wir bis in die späte Nacht Verlobung. Aber ich war im Grunde meiner Seele tief, tief traurig. Gewiß haßte ich die Franzosen und liebte mein Deutschland. Doch wir Frauen sind anders wie Ihr. Ich kann oder mag an all' die Heldinnen nicht recht glauben. Ihr mögt manches über Eure Geliebte oder Eure Familie setzen. Wir Frauen oder wenigstens wir deutschen Frauen haben nur zweierlei über das nichts geht, das uns gleich lieb und wert ist: Gott und unsern Geliebten oder unsere Familie! Ja! . . . Eine Frau, die anders denkt, ist mir zuwider!“ —

Die Großmutter sann eine Weile. Die Kastanie rauschte draußen im Garten, als pflichtete sie der Alten bei. Und der Brummer flog summend im Stübchen hin und wieder . . . Dann leuchteten der Greisin die Augen wie geisterhaft auf, und sie sang mit zahnlosem Munde ein altes, altes Lied. Und ihre Stimme tönte spröde, rauh, wie der Klang einer gesprungenen Krystallschale . . .

„Es grünet die Au,
Und der Himmel ist blau,
Und ich hab' ein prachtschönes Lieb!
Und alles scheinet mir grau, so grau,
Und die Seele ist trüb' mir, so trüb' . . .

Balde zieht mein Schatz zum Thore hinaus.
In Kampfesgewühle, in Schlachtengebraus,
Und sein Mädchen, das sitzt und spinnt,
Dem klopft das Herze so bang, so bang,
Und die Stunden werd'n ihm zu Jahren lang,
Und Thräne und Thräne ihm rinnt . . .

Und reißt an der Spule der Faden entzwei,
Dann thut es einen wehen Schrei
Und schluchzt ums prachtschöne Lieb . . .
Ach wär' doch der Krieg, die Trennung vorbei!
Mir ist die Seele so trüb'! . . .“

Der alten, guten Großmutter hingen Thränen an den vereinzelt stehenden Wimpern. Und sie fuhr sich mit der welken, dürren Hand über die Augen.

„Ja, ja, Bubi, das Lied hab' ich damals oft gesungen, als der Hermann weggezogen war. Und an jedem Verse kleben tausend und abertausend Thränen . . . Ja . . . Na, in der ersten Zeit kam dann und wann ein Brief von ihm daß es ihm gut ginge, und daß er den König und den Blücher und den Lützow gesehen hätt', und daß er dahin und dorhin marschiert wär' und marschieren würde. Dann blieben die Briefe, deren jeder mir ein wahres Himmelsgeschenk war, aus. Und die Zeitungen meldeten von Schlachten und Schlachten. Ach, was hab' ich da Tag und Nacht gezittert und gebebt und auf den Knieen gelegen und schluchzend gebetet: der Herr möge doch seine liebe, allgütige Hand über meinen guten Hermann breiten, daß ihm nichts zuleid' geschähe. Na, eine Weile fruchtete ja mein Beten auch. Jeden Freitag, an dem die Verwundeten- und Totenliste ankam, da rief mir mein Vater, wenn er mittags heimkehrte, immer zu: ‚Kopf hoch, Mädel! Er lebt noch! 'n tüchtiger Junge! Potz Wetter!‘ Ich selber durfte nicht in die Liste gucken.

„Da, eines Vormittags kam mein Vater vom Rathause heim und sagte nichts. Ich starrte ihn regungslos an und zitterte am ganzen Leibe. ‚Vater!‘ rief ich leise, keuchend. Und er ging zu mir, lehnte meinen Kopf an seine Brust und streichelte mir das Haar. Das hatte er noch nie gethan . . . ‚Vater!‘ schrie ich noch mal, gellend und umklammerte ihn krampfhaft. Meine Mutter stürzte aus der Küche herein. Und ich brach ohnmächtig zusammen . . . Ach ja . . .

„Na, da lag ich ebenso wie Du wochenlang im Bette. Ich mochte von nichts mehr hören und sehen, und weinte und klagte den ganzen Tag. Ja, in der ersten Zeit benahm ich mich, als hätt' ich den Verstand verloren. Ich lachte und weinte und sah in jedem, der an mein Bett trat, den Hermann und scherzte mit ihm, bis ich zu weinen und zu toben anfing. Aber 's wurde doch schließlich besser mit mir. Der Doktor sagte, ich hätt' viel zu gesundes Blut, um an der Sache zu Grunde zu geh'n. Und als ich dann Deinen seligen Großvater kennen lernte, Bubi, da — da war alles wieder gut. Ja . . .

„Ich dachte nun, bei Dir würd's ebenso kommen wie bei mir, Bubi. Aber Du bist ja so 'n zartes, sensitives Jüngelchen — Aber meine Arzenei wird helfen, was, Bubi? Denk' nur immer an Deine alte Großmutter, wenn's da drinnen rumoren will, und an die vielen, vielen tausend Menschen, die ebenso leiden und gelitten haben wie Du und ich, mein Bubi! Dann wird's schon mählich licht werden da drinnen. Glaub's Deiner alten Großmutter, Bubi. Die hat gar viel, viel durchgemacht und in gar manches Herze geblickt, und drin gelesen und erfahren, was ihm gut ist im Leide. Hörst Du, mein Bubi?“ Und die liebe, gute Alte

Digitized by Google

schmiegte ihre runzelige Wange an mein Gesicht. Und ihre und meine Thränen flossen ineinander. —

Und es wurde seit der Zeit besser und besser mit mir

Wie wahr ist doch das alte Wort: Geteilte Freude ist doppelte Freude; geteilter Schmerz ist halber Schmerz, wenn wir's in unserem Sinne auffassen. Wie eng hängen die Menschen aneinander. O Menschenliebe, Du Himmelsgeschenk ... Wie machst Du das Leben so schön, so schön ...

Und Du mein altes, totes Großmütterlein, schlaf', schlaf' sanft unter Deinem immergrünen Hügel. Und wenn Du droben bist im Himmel und mich hier unten wandeln siehst im Sonnenschein und Regenschauer und Wettergebraus, dann schweb' manchmal, wenn ich des Trostes bedarf, zu mir herab und leg' mir segnend Deine welke Schattenhand aufs Haupt. Hörst Du, mein altes, liebes Großmütterlein? ...

An was einen nicht alles ein Brummer erinnern kann ... O Menschengeist, was bist Du für ein närrisch Ding ...

Jugendmut.

Von **Otto von Leixner.**

I.

Es hat in mir das Glück sein Haus,
Bei meinen Augen guckt's heraus,
Von meiner Stirn glänzt lichter Ruhm,
Der frischen Jugend Fürstentum,
Mein Reich die hellen Träume sind,
Mir huldigt alles, was ich schau,
Das Himmelszelt, die Frühlingsau:
Ich bin ein Königskind!

Und tret hinein ich in den Wald,
Für mich das Lied der Vögel schallt,
Es neigen mir die Eichen sich,
Die kleinen Gräser grüßen mich;
Des Lenzes liebliches Gesind,
Der trauten Blumen Dienerschar,
Mir bietet stumme Grüße dar:
Ich bin ein Königskind!

II.

Die Brust von Glück so voll,
Ich möchte jauchzen toll —
O, stürmisches Blut!
Lenzeszeit, Wonnezeit,
Wachsende Glut!

Ob in mir Liebe blüht?
Ob mir der Mai durchglüht
Die sehnende Brust?
Maienzeit, Liebeszeit,
Alles ist Lust!

Mein Arm ist kraftgeschwellt,
Ich zwinge Dich, Blütenwelt,
Du sonniges Sein!
Liebesglück, Maienglück,
Alles ist mein!

Parcival und Faust.

Eine Studie von **M. von Eschen.**

(Schluß.)

In einem ganz anderen, scheinbar unvereinbaren Verhältnis steht dann freilich, daß dem Parcival als schlimmste Sünde das Vertrauen, das Pochen auf die eigene Kraft verbleibt, während doch gerade die Wiedergeburt und Wandlung des Faust damit beginnt, daß er sich nur auf die eigene Kraft stützend, Einkehr hält bei sich selbst: daß eben dieses, sein Selbst gerade der göttliche Geist ist, der nicht verlöschen kann, ihm vielmehr jetzt erst den Schlüssel ergiebt — (symbolisch durch den Zauberschlüssel angedeutet, mit dem Faust seinen Weg zu den Müttern antritt) — für die allmählich reifende Einsicht in das Wesen der Dinge, die allwaltenden Mächte um ihn her, damit auch befähigt, sich denselben anzupassen, zu dem Herrn der Elemente und seines Schicksales zu werden.

Aber auch diese Gegensätze liegen auseinander, doch nur, wie Anfang und Ende, die rechte und die linke Seite einer Sache; die Töne eines Akkordes, welche auf den gleichen Grundton gestimmt zusammenklingen in Harmonie.

Denn, wenn erst nach der Erkenntnis von der eigenen Ohnmacht und Unzulänglichkeit, nach der Unterwerfung unter den göttlichen Willen, der Demut und Reue, die Gnade Gottes dem Menschen entgegenkommt, so entspricht das einmal den Satzungen einer Kirche, die sich vollständig hier im Einklang mit ihrer Zeit befand, die sie beherrschte, und eben dieser Zeit, in welcher der einzelne durch seine Geburt und staatliche Institutionen gebunden, nur werden konnte, was ihm damit geboten ward; das Individuum viel mehr die Allgewalt der von außen in sein Werden und Geschick eingreifenden Mächte empfand und sich an dieselben verlor, — als daß es sich der in ihm schlummernden Kraft bewußt geworden wäre, mit welcher dem Menschen denn doch auch gegeben ist, jenen durch reifere Einsicht in die Natur der Dinge, das persönliche Eingreifen in deren Gang gegenüberzutreten; einer Zeit, in welcher der Mensch überhaupt die innersten Regungen seiner Seele, die Macht des eigenen Geistes so wenig kannte — daß sie ihm als etwas außer seinem Selbst sein müssendes erscheinen konnten.

Indem aber Wolfram den Gral an die Stelle der Kirche, dieser Verwalterin und Spenderin alles Heils im Himmel und auf Erden für das Mittelalter gesetzt hat, beweist er, daß er durch die Form zu dem Geist hindurchgedrungen ist, mit dem, wie er ihren Satzungen zu Grunde liegt, diese auch allein ihre wahre Bedeutung für den Christen haben; mit dem dieser innerhalb derselben erst seine wahrhaftige Beseligung empfängt: nämlich in der wirklich innerlich empfundenen Lebens- und Liebesgemeinschaft mit Gott.

Man kann sagen, Wolfram steht hier hoch über seiner Zeit. Er ist beinahe ein Protestant. Daß ihm für das Innewerden jener Lebensgemeinschaft vorzugsweise der Glaube bedeutsam erscheint, das stimmt wieder zu einer Epoche der menschlichen Entwickelung, die instinktiv fast, mit kindlich sehnsüchtigem Vertrauen annimmt und festhält, was ihr gleichsam mit intuitivem Schauen oder Ahnen im Gemüt liegt, dessen sie als eine unerschütterliche Basis bedarf, auf der es allein für sie ein Halt und einen Trost, ein Hoffen und eine Zukunft, ein Diesseits und ein Jenseits giebt. —

Wenn nun mit diesem Glauben des Heiles, Vollendung ganz durch die göttliche Gnade gespendet erscheint, so muß,

Digitized by Google

das dürfen wir nicht vergessen — doch auch das Herz ihr entgegenverlangen. Damit hängt unter anderem die unterlassene Frage Parcivals zusammen. Hiermit kommen wir zu einem Punkt, wo die obigen Gegensätze sich berühren, der den mittelalterlichen Helden mit dem der neueren Zeit verbindet.

Denn des Parcival vielgerühmte Stäte und triuwe, die sich in dem Kinde schon geregt, den Mann niemals verlassen, so daß er selbst in Trotz und Sünde, dem guten Menschen gleich, in seinem dunklen Drange auf dem rechten Wege blieb (das heißt, niemals das Höchste außer Augen ließ) — diese triuwe was ist sie anders, als der unveräußerliche Zug seiner Natur in die Höhe; der unauslöschliche Gottesfunken in dem Menschen, der auch den Faust nicht verloren gehen, sondern immer wieder von neuem neu streben läßt. Nur daß das Jahrhundert der Humanität und des Individuums jenes göttliche Element als einmal zu dem Menschen gehörig betonte, aus dem heraus es seine Bestimmung gefolgert hat: daß er sich, auf sich selbst gestützt, erkennend und handelnd (eingreifend) zu bethätigen habe an der Ordnung und Herrschaft dieser Welt: freilich schließlich doch nur nach recht bescheidenem, konstitutionellem Regimente, wie eine weitere Erfahrung lehrt.

Denn ohne die Unterwerfung der Persönlichkeit, die Einfügung der Einzelerscheinung in das ihr zukommende Maß der Bewegung jenem höheren Ganzen gegenüber gelangt auch sein Faust nicht an das Ziel: hier die freie sittliche That.

Was dem Helden einer kindlich gebundeneren Zeit dem Weltalter des Gemütes, in der Kraft seines Gemütes mit dem Glauben gleichsam gegeben ward, die Läuterung, die Erleuchtung in dem heiligen Geist, das muß der Held einer reiferen Epoche sich selbst erringen, indem er rastlos fortschreitend die Kulturarbeit der Menschheit in sich vollzieht. Daß hierbei die Läuterung des Faust, der erst die reifere Erkenntnis folgt, zuerst durch die Kunst bewirkt wird, stimmt wieder zu der Zeit, die noch unter dem Stern des Klassizismus stand, und dem Princip ihrer Geistesheroen überein, welche, ob sie auch im allgemeinen die Kunst überschätzten, doch soweit für alle Zeiten recht behalten, als sie einen ganz bedeutenden Faktor für die Kultur darin sahen. Ihre Schöpfungen wirken thatsächlich seelenbewegend, erzieherisch auf den Menschen ein. Warum sollen sie nicht auf ästhetische Naturen eine ähnliche Wirkung üben wie der Gral? — Offenbart sich doch in der harmonischen Verbindung von Idee und Form, dem Schönen, wo immer es uns im Leben, dem Gebilde des Genius entgegentritt, die gleiche, allmächtige Macht, welche in sich all die Gegensätze versöhnt gebunden hält, die, wie sie im Leben einander entgegenstehen, doch zusammengehören, welche im Grunde auch das Christentum — weil Gott die Welt so lieb gehabt — zu überwinden und zu vereinigen strebt. —

Die sittliche Bethätigung in der Welt, welche dann für den Ritter oder König des Grales, der ritterliche Kampf im Dienste des Grales, will sagen, für Gott und sein Recht bedeutet, sieht der Bürger des 18. Jahrhunderts in den Aufgaben, welche dem einzelnen innerhalb des nach einem Vernunftgesetz geordneten Ganzen, des Staates erwachsen, in dessen Wesen sich eben die Vernunft offenbart, lebendig wird. Die Vernunft erscheint — wie schon einmal bemerkt — dem Zeitalter der Aufklärung eins mit Gott; der Staatsbürger aber schließt für das Jahrhundert der Humanität zugleich das Weltbürgertum, die Gemeinsamkeit aller Menschen ein. — Indem nun Faust in dem sittlichen, den Menschen beglückenden Wirken seines Strebens höchstes Ziel und seines Lebens schönsten Augenblick empfindet, ist er an dem gleichen Ziele angelangt, dem, ob auch unbewußt, doch allein des Parcival Treue galt: der Lebens- und Liebesgemeinschaft mit Gott und durch diese mit seinen Mitgeschöpfen. Dies ist der Grund, dem die Beseligung alles sittlichen Thuns entspringt, gleichviel, ob er uns bewußt ist, oder unbewußt bleibt. — Wie denn auch diese Empfindung immer wieder von neuem als eine Bürgschaft für die Zusammengehörigkeit aller Dinge, der Wesenseinheit von Gott und Menschen angesehen werden muß.

Wenn dann noch einmal wieder für den mittelalterlichen Helden auf dem intuitiven Schauen, dem Glauben, der gotterleuchteten Gesinnung, die ja doch auch auf sein Leben und Handeln einwirkt, der Nachdruck liegt, während der moderne durch die langsam fortschreitende Kulturarbeit, der sittlichen That zur letzten Erkenntnis und mit ihr zum Heil gelangt; wenn ferner jener demütig und gering von den eigenen Kräften denkend, alles Gute und Höhere in und außer sich, seinem Thun, seinem Erfolg und Geschick nur allein dem göttlichen Wirken zuschreibt, während dieser gerade in seinem unveräußerlichen Selbst eine Inkarnation vom göttlichen Elemente erblickt: so bleibt hier allerdings ein Unterschied und Gegensatz bestehen; aber ein Gegensatz, den man vielleicht mit dem Kelche und den Kronenblättern einer Blüte vergleichen darf: ein Unterschied, wie er sich für den Geist von dem verschiedenen Standpunkt seiner Entwickelung ergiebt: dort ein Kind, das nach dem Vater verlangt, weil es, als ein Teil von seinem Wesen, zu ihm gehört; das sich wohl unter der mächtigen Hand fühlt, der es alles anheimstellen, alles danken will — hier der überschäumende Jüngling, dem es nunmehr mit dem steigenden Bewußtsein seiner sich immer reicher entfaltenden Kraft auch drängt, durch Thaten zu beweisen, wes Wesens seine Herkunft ist.

In ähnlicher Weise deckt sich die Treue des Parcival und das Streben des Faust. Jene entspricht mehr der einen, sich unter dem Wechsel der Erscheinungen immer nach gleichen Gesetzen bewegenden Macht — dem Grunde alles Seins; — dieses (Streben) der stets zu neuer Vollendung in der Mannigfaltigkeit fortschreitenden Bewegung, der Entwickelung von dem Sein, das immer auch zugleich ein Werden ist.

Hiermit wären wir zum Schlusse dieser Studie gelangt, die mir wieder einmal eine lang schon für mich bestehende Anschauung zu bestätigen scheint:

Mannigfachen Gang noch wird die Entwickelung unseres Geschlechtes nehmen; mannigfach ihre Aufgaben an den Menschen stellen. Wechselnd wird bald dieses, bald jenes Element in den Vordergrund treten; er bald mehr und mehr die Unzulänglichkeit und Beschränkung, bald mehr die Macht und Bedeutung des Individuums empfinden und erkennen.

Eines aber wird sich wohl gleichbleiben unter alledem: das unauslöschliche Verlangen nach Glück, ein unveräußerlich, immer wieder von neuem sich geltend machendes Streben nach stets höherer Harmonie und Vollendung der Lebensformen. Ebenso, daß diese immer erst nach dem Widerstreit der einander entgegengesetzten Elemente und Individualitäten, an welchen einmal jeder Fortschritt in der Entwickelung gebunden, aus welchem auch den Menschen immer erst wieder, und auf das Neue, eine geklärtere Einsicht und ein erklärteres Wollen erwächst, zu einem jeweiligen

Digitized by Google

Abschluß kommen. Und noch einmal, ebenso, gleichviel wie sich die Wandlung in dem einzelnen auf diesem Wege zu dem Ziel vollziehen mag: zu wahrhaft dauernder Befriedigung wird einzig jener Abschluß gelangen in der Wahrung, der Bedeutung und dem Recht der Individualität als dem göttlichen Element, das sich so und nicht anders in der sichtbaren Welt, dem Reiche der individuellen Einzelerscheinungen zu offenbaren strebt; zugleich aber auch in der Beschränkung und Unterordnung der Persönlichkeit unter jene Macht, die sie in das Leben rief; ihrem Wachsen und Werden sein Maß, ihrem Schicksal sein Ziel und Ende gesetzt hat: in dem freudigen, freiwilligen Aufgehen in dem Höchsten, der selbstvergessenen und vertrauensvollen Hingabe an den Dienst für einen sittlichen Weltzweck, worin einzig und allein die so schmerzlich drückende Beschränkung des Individuums vergessen und aufgehoben erscheint, die beseligende Erweiterung und Vollendung aber, des für sich unzulänglichen Seins empfunden, und damit der ewigen Sehnsucht des Herzens Erfüllung wird.

Warum?

Hier möchte ich mit den Worten schließen, in denen schon Augustinus eine Erklärung für den unveräußerlichen Grundzug des menschlichen Wesens, seines Strebens und seiner Bestimmung gegeben hat; — die so einfach gehalten sind, daß sie jedes einfach kindlich gläubige Gemüt verstehen; so tief und weittragend an Sinn, daß sie auch der philosophisch wissenschaftlich Gebildete im Geiste unterzeichnen kann:

„Du hast uns geschaffen zu Dir, darum hat
Unser Herz nicht erst Ruhe, bis es ruhet in Dir!“

Verzweiflung.

Wie ich es tragen werde, weiß ich nicht,
Das Leben ohne Deiner Augen Licht,
Den Blick, das Lächeln, das wie Sonnenschein
Mir tief beseel'gend drang ins Herz hinein.

Du warst der Stern, der meine Nacht durchglühte,
Die Rose, die mir noch im Herbst erblühte,
Der traute Vogel, der ein Lied mir sang
Das hold und süß, wie Lenz und Liebe klang.

Der Vogel flog hinweg, ich seh' den Stern nicht mehr,
Rings gähnt die Nacht um mich so schwarz und leer,
Dich soll ich missen, meiner Augen Licht —
Wie ich es trage, Gott, ich weiß es nicht!

M. Hofmann.

Neue Bücher.

Besprochen von **Paul Remer.**

Erdensöhne. Roman in zwei Bänden von M. Gerhardt. (Leipzig 1893, Verlag von Karl Reißner.)

An einen Roman von Gerhardt darf man mit guten Erwartungen herantreten; er füllt mehr aus als eine schläferige Verdauungsnachmittagsstunde und stellt sich höhere Aufgaben als die der Verjagung der Langeweile. Die Lektüre verlangt meist den ganzen Menschen, sein Herz und seinen Kopf, sein Gefühl und seinen Verstand. Die Verfasserin läßt uns nicht nur mitfühlen mit ihren Menschen, sie läßt uns vor allem auch mitdenken. Sie weiß nicht nur das geschaute Stück Wirklichkeit uns in warm lebendige Nähe zu rücken, sie stellt andererseits in den Mittelpunkt der Geschehnisse eine Idee, die sich in und mit diesen entwickelt, läutert und zum schließlichen Siege geführt wird. In ihrem neuen Roman wendet die Verfasserin sich der sozialen Frage zu. Ich gestehe, ich hatte ein wenig Furcht, ob der Gedanken- und Gefühlshorizont einer Frau diesen gewaltigen Stoff umspannen könne; in der That hat M. Gerhardt mit diesem Roman auch mehr gewollt, als sie gekonnt hat. Der Held ihrer Erzählung ist der Fabrikbesitzerssohn Siegmund Hegereuth. Infolge eines Liebesabenteuers mit der Tochter eines Arbeiters gerät er in die sozialdemokratische Bewegung hinein. An den Erfahrungen, die er hier macht, läutert er sich und steigt von der Sozialdemokratie hinauf zum Sozialismus, das heißt, von der selbstsüchtigen, politischen Tendenz zur selbstlosen, reinen Idee. Das ist der eigentliche Gedanke des Buches, ein sittlich großer und schöner Gedanke, der aber von der Verfasserin nicht klar genug erfaßt und entwickelt ist. Zu Beginn des Romans ist Siegmund Hegereuth schon ein fast fertiger Charakter; die sozialdemokratische Vergangenheit liegt hinter ihm, wir erfahren von ihr erst nachträglich durch die Beichte, welche er vor seiner neuen Erwählten ablegt. Die Idee wollte im Gegenteil, daß uns der unfertige Mensch gezeigt wurde, daß wir mitfühlten und miterlebten, wie die Verhältnisse ihn ummodeln, wie er wächst und reift durch seine Erfahrungen, wie die Schlacken jugendlichen Sturms und Drangs von ihm abfallen, und das lautere Gold in sich gefestigter Überzeugung sichtbar wird. Charakter- und Ideenentwickelung, diese vornehmste Aufgabe jedes echten Romans, ist die Verfasserin für ihren Helden uns schuldig geblieben. In der Nebenhandlung und den Nebencharakteren verrät sich ihr altes Können: geschickter Aufbau, spannende Erzählung, treffende, an kleinen, feinen Zügen reiche Charakteristik, schmiegsame und doch kräftige Sprache. Alles in allem eine Schöpfung, die eine Höhe darstellt im Flachlande unserer Erzählungslitteratur.

Kaufleute und Schiffer. Erzählungen und Bilder aus dem Handels- und Seeleben von Philipp Kniest. Zwei Bände. (Oldenburg 1892, Verlag von Gerhard Stalling.)

Philipp Kniests erste Veröffentlichungen „Von der Wasserkante“ und „Wind und Wellen“ haben an dieser Stelle lobende Erwähnung gefunden. Viel neues läßt sich dem früher Gesagten nicht hinzufügen. Des Verfassers Können beherrscht nur ein enges Gebiet; er sitzt als Bauer auf einem kleinen Stück Ackerland, das er immer von neuem wieder umpflügt und anbaut. Nach einer Vergrößerung seines Besitzstandes strebt er nicht, aus weiser Erkenntnis, daß dann seine Mittel nicht ausreichen würden. In dieser seltenen Selbstbescheidung liegt das Geheimnis der Kraft und Eigenart seiner Erzählungen. Philipp Kniest will nirgends mehr, als er kann; er schildert nur das, was ihm innig vertraut ist. Seine neuen Erzählungen führen uns wieder an den belebten Hafenstrand, auf das warenbeladene Kauffarteischiff, in die Kämpfe alter Seebären mit Wind und Wellen oder auch mit den Spiritusgeistern des Grogs. Die Darstellung hat etwas Steifes und Trockenes: sie könnte „Süßwasserseelen“ ermüden, wenn der Verfasser nicht zugleich über Humor verfügte. Aus der Sammlung „Kaufleute und Schiffer“ hebe ich die lustige Erzählung „Kritische Tage“ heraus. Sie schildert eine Vergnügungsfahrt von Bremen nach Newcastle; auf hoher See artet das „Vergnügen“ in Seekrankheit aus. Und der Verfasser läßt nun die See-

Digitized by Google

krankheit die ihr gewiß ungewohnte Rolle der Kupplerin spielen, die das weiberfeindliche Herz eines Hagestolzen und das liebebedürftige eines Backfisches unauflöslich verbindet. Die Geschichte ist mit viel Laune erzählt und weckt im Zuhörer den Wunsch, den Erzähler bald einmal wieder für ein Plauderstündchen einzufangen.

De Wilhelmshäger Köſterlüd'. Roman in zwei Bänden von Felix Stillfried. Zweite, neu bearbeitete Auflage. (Wismar 1893, Verlag der Hinstorffschen Hofbuchhandlung.)

Die Vertreter plattdeutschen Schrifttums nach Fritz Reuter haben einen schweren Stand. Einerseits müssen sie sich Vergleiche mit ihrem großen Vorläufer gefallen lassen, die notwendig zu ihren Ungunsten ausfallen; andererseits hat dieser eine so umfassende und erschöpfende Darstellung plattdeutschen Wesens und plattdeutscher Eigenart gegeben, daß wenig oder nichts für die armen Nachgeborenen übrigblieb, und diese mehr oder weniger von Reuter-Nachahmung sich nähren. Der Selbständigsten einer ist noch Felix Stillfried; soweit der erdrückende Einfluß Reuters dichterische Eigenart zuläßt, besitzt er sie. Der Roman „De Wilhelmshäger Köſterlüd'" ist ersichtlich durch die „Stromtid" veranlaßt worden. Verschiedene Charaktere sind Reuterschen Typen nachgebildet; so lebt Onkel Bräsig wieder auf als Vater Gothmann, der Pächter Hawemann als Fritz Hasselbrinck u. s. w. Aber neben ihnen steht eine ganze Reihe anderer Gestalten, die der Verfasser mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Mitteln dargestellt hat. Der Roman weiht uns ein in das Leben und Treiben in einem mecklenburgischen Küsterhause auf dem Lande. Er schildert uns ein braves, biederes Elternpaar, das es sich sauer werden läßt der Kinder wegen, das den höchsten Lohn seiner Arbeit darin sieht, die „Jungens" etwas Tüchtiges lernen zu lassen und sie eine Sprosse höher zu stellen auf der sozialen Stufenleiter. Es glückt ihnen; ja, der älteste Sohn Heinrich steigt noch eine Stufe höher und bringt seinen Eltern statt des erträumten Landpastors einen Professor der orientalischen Sprachen heim. Die Kämpfe, die er dieses Berufswechsels wegen anfangs mit seinen Eltern hat, sind nur kurz und flüchtig behandelt, und doch lag in ihrer Ausgestaltung die Möglichkeit, eine selbständige, von Reuter völlig unabhängige Schöpfung zu geben. Hier lag die Idee des Buches greifbar zu Tage; der Verfasser mußte zeigen, wie modernes Fühlen und Denken, im Sohn verkörpert, sich Eingang erzwingt in die stille, enge, in sich fertige Welt der Vergangenheit. Stillfrieds Humor ist diskreter als der Reuters, welcher gegebenen Falls auch vor der Situationskomik nicht zurückschreckt: ihm fehlt daher jenes sieghafte, herzliche Lachen, in das wir unwillkürlich mit einstimmen müssen. Er begnügt sich meist, ein stilles, heimliches Lächeln hervorzuzaubern.

Ein Herzſchlag. Erzählung von Karl Witte. (Berlin 1893, Verlag von Max Hochsprung.)

Meiner Empfindung nach ist Karl Wittes Erzählung ein Erstlingswerk. Jedenfalls weist sie alle Fehler eines solchen auf: eine zwischen diesem und jenem Vorbild haltlos hin- und herschwankende Technik, schwerfällige, langatmige und farblose Sprache und vor allem eine tiefe Kluft zwischen Wollen und Können. Dem Verfasser schwebte bei Abfassung seines Buches augenscheinlich eine sittlich-soziale Idee vor Augen; aber er hat auch nicht annähernd vermocht, sein Wollen in die künstlerische That umzuprägen. Justizrat Breuning steht vor dem Bankerott; in seiner bedrängten Lage, besonders seiner Frau wegen, die Glanz und Luxus nicht entbehren kann, hat er einen letzten, verzweifelten Schritt gewagt und ihm anvertraute Mündelgelder zu einer Börsenspekulation benutzt. Dieselbe ist mißglückt; Schande und Ehrlosigkeit drohen ihm, falls er nicht bis zu einem bestimmten Termin die veruntreute hohe Summe beschafft. Nirgends ein Ausweg, da vertraut er sich seiner Tochter an, und das opferfreudige Mädchen sieht nun ihre Lebensaufgabe darin, um welchen Preis immer den Vater zu retten. Sie drängt ihre Herzensneigung zurück und macht Jagd auf eine Geldheirat; sie erstickt die Stimme der Moral in sich und kämpft sich zu dem Entschluß durch, einem reichen Wüstling ihre Unschuld und Schönheit zu verkaufen — der Verfasser findet noch eine verhältnismäßig glückliche Lösung, indem er sie die Braut eines buckeligen, aber herzensguten Millionärs werden läßt. Der Vater ist gerettet, und die Tochter lernt ihren Verlobten um seiner Güte willen sogar liebgewinnen. Aber am Hochzeitstage, unmittelbar nach der Trauung erliegt er einem Herzschlage; die junge Witwe schwört an der Leiche, ihrem Manne treu zu bleiben, sein Lebenswerk heimlichen Wohlthuns fortzusetzen, von der persönlichen Liebe sich zu bekehren zur unpersönlichen, zum Mitleid. Der Vorwurf war nicht undankbar; doch um ihn wirksam zu gestalten, bedurfte es vor allen Dingen der psychologischen Vertiefung des Mädchencharakters. Das hat der Verfasser nicht gekonnt, seine Charakteristik ist plump, grob und klebt am Äußerlichen; man spürt nicht den „Herzschlag" lebendiger Kunst. Hoffentlich ist Karl Witte noch sehr jung und hat eine lange Entwickelung vor sich; sonst würde ich ihm auch für die Zukunft keine Lorbeeren prophezeien können.

Spähne. Bilder und Skizzen von Konrad Telmann. (Leipzig 1893, Verlag von Karl Reißner.)

Reiseschilderungen aus Italien, schwermütige Stimmungsbilder, kleine Novellen und Geschichtchen, so und noch bunter setzt sich der Inhalt der Sammlung zusammen. „Spähne" nennt sie der Dichter mit Recht; es sind in der That Spähne, unter die Hobelbank gefallen, da er an Größerem arbeitete. Besonders haben mich die Reiseschilderungen in dem Buche angesprochen; die ruhige, klare, fast allzu formvollendete Sprache Telmanns paßt hier vortrefflich zu dem Gegenstand. Der feinfühlige Poet weiß die Schatten der Vergangenheit zu bannen, weiß aus Schutt und Trümmern wieder ein Ganzes aufzubauen. Innige Liebe zu Italien und seiner Vergangenheit erwärmt die Darstellung und giebt ihr die Farbe des Lebens. Ein Glanzstück ist die Skizze „Syrakus"; aus der schmutzigen, trinkgeldhungrigen, bettlerbevölkerten Gegenwart blüht die Vergangenheit heraus in alter Pracht und Herrlichkeit. Wir leben wieder im stolzen Syrakus der Hellenenzeit, eine kurze, flüchtige Stunde nur, aber diese Stunde belehrt uns, daß der vielgerühmte Fortschritt nicht überall des Besseren und Schöneren gebracht hat. Telmanns Novellen sind ausnahmslos auf eine gleiche Tonart gestimmt: das schwermütige Lied vom Leiden und Entsagen klagt aus ihnen allen. Nicht eine glückliche Liebe gönnt uns der Dichter; am Ende sehen wir Amor immer als kleinen, heulenden Jungen, dem die böse Hexe Wirklichkeit die Flügel beschnitten und Bogen und Pfeile zerbrochen hat. In diesem unaufhörlichen Regenwetter bekommt man Sehnsucht nach einem Stückchen blauen Himmels; Gott sei Dank findet man es in den Reiseschilderungen.

Von Kalau bis Säckingen. Ein gemütliches Kreuz

Digitized by Google

und Quer von Ludwig Hevesi. (Stuttgart 1893, Verlag von Bonz und Komp.)

Ludwig Hevesi ist einer der besten Vertreter des Wiener Feuilletons. Und das besagt nichts Geringes; das Feuilleton blüht in Wien. Das Stiefkind der Litteratur, im ernsten, gewichtigen Deutschland so gerne über die Achsel angesehen, hat in der leichtlebigen Donaustadt eine gastliche Heimstatt gefunden. Hat man ihm auch nur eine Wohnung im Keller, „unter'm Strich" angewiesen, Humor und Laune machen die Räume wohnlich, und nicht die schlechtesten Geister sind's, die dort als Hausfreunde verkehren. Hevesis „gemütliches Kreuz und Quer" sind Reisebilder in feuilletonistischer, ein wenig an Heine erinnernder Form. Er hat die geschichtlichen, besonders die litterargeschichtlichen Erinnerungsstätten Deutschlands abgestreift, und die Eindrücke, die er unterwegs gesammelt, tischt er uns auf, mit der Würze des Witzes recht pikant zubereitet. Aus dem inhaltreichen Bande erwähne ich „Reiseerinnerungen an Lessing", „Ein Besuch bei Doktor Faust", „Wetzlar, die Wertherstadt", „Lorelei", „Scheffelland", „Die Stadt des Trompeters" u. s. w. Der Witz entspringt bei Hevesi aus dem Gegensatz, den er überall bloßlegt zwischen der durch die große Erinnerung geweihten Stätte, wie sie der Phantasie des Reisenden vorschwebt, und der platten, nüchternen Wirklichkeit, in der er sie dann erblickt. Diese Gegenüberstellung ist witzig und läßt den Witz in mancher Skizze zum Humor werden. Ich kann das Buch bestens empfehlen; es unterhält nicht nur, die Unterhaltung ist, ohne daß man sich dessen bewußt wird, zugleich Belehrung. Der Verfasser verfügt über ein reiches litterarhistorisches Wissen und hat es in diskreter Weise in seine lustigen Feuilletons „hineingeheimnißt".

Ernster Frühling.

Nicht naht der Lenz, ein munt'rer Knab',
Mit buntgeschmücktem Schäferstab
Und schüttelt in lachender Kinderlust
Der Erde Blumen auf Haupt und Brust —

Erst brauste der Sturmwind über den Tann,
In wildem Ringen erst brach der Bann,
Es schwollen die Knospen an Baum und Strauch
Trotz des Nordwind's kaltem, eisigem Hauch.

Was über Dein Herz zieht wie Lenzeshauch,
Vom Freudenfeuer ein leichter Rauch,
Es weht davon mit dem Maienwind,
Wie ein Tropfen vom Kelch der Blume rinnt.

Doch, was entstanden in Wetternacht,
Was gewaltig brach aus des Herzens Schacht,
Erkämpft, erweint, in Schmerzen geliebt,
Dir im Lenz statt Dornen Rosen giebt.

Agnes Harder.

Briefkasten.

H. d. M. in St. Formlos. — Nr. 2. X. „Das verlorene Lied" wäre hübsch, wenn nicht in dem zweiten Vierzeiler das „vor den Ohren" alles zerstörte. — H. H. W. in Pr. Die Sprüche sind weder schlecht noch gut. Zu letzterer Eigenschaft fehlt das Eigenartige. Briefliche Antwort unmöglich. 10 Pf. für die Marke sind in eine Sammelbüchse für die Ferienkolonien eingelegt worden. — Unbescheidene in M. „Stimmung" hat einige hübsche Züge, die anderen Gedichte sind leider wertlos, obwohl ich auch aus ihnen den Schlag eines guten Herzens vernehme. Die Fehler in der Rechtschreibung stören mich am wenigsten bei einer älteren Frau, aber Ihre Begabung ist leider nicht hinreichend. Und die wäre doch die Hauptsache. — B. P. in Husum. Sie müssen noch sehr, sehr jung sein; nach Ihrem Gedichte etwa vierzehn Jahre. Werden Sie zunächst fünfzehn. — Herrn B. Tr. in R. „Am Wehr" kommt; „Wolkenbild" ist unklar geschaut und nicht schlicht genug. Auch das phantastisch Stimmungsvolle hat seine Plastik nötig. Diese fehlt Ihrem Gedicht. — Herrn Chr. Carl in Sch. Sehr gut gemeint, aber strengeren Anforderungen nicht genügend. — Frl. E. Horst in B. Die Gedichte sind in gewandter Sprache geschrieben, aber es fehlt ihnen alles Eigenartige in Form, Gedanken und Ausdruck. — Frl. Helene B. in M. 1. Sie empfinden warm, aber auch Ihren Gedichten fehlt das eigentlich Dichterische, der selbständige Blick in die Welt des Innern. Der Ernst der Gedichte würde mich nicht stören. Vielleicht gelingen spätere Versuche besser. 2. Hofphotograph C. Ruf, Freiburg in Baden. — Frl. A. Br. in M. Gebildete Sprache, zuweilen edler Ausdruck, aber der Inhalt hat nicht genug Eigenart. — Herrn W. B. in C. „Maienzauber" hat manches Schöne; ich will es gelegentlich bringen. — Frl. C. H. in L. Die ersten drei Gedichte habe ich nicht erhalten. „Maienmorgen" ist leider nicht verwendbar.

Ohne jede Begabung: Die Herren W. Th. in S.; A. Sp. in H.; R. K. in W.; stud. L. in G.; stud. H. M. in O. — Die Frauen: B. O. in W.; Cl. F. in G.; E. v. H. in P.; W. H. in C.; Eine bescheidene Pflanze; Ohne Namen (Poststempel Berlin W); Anna, die Weh- und Demütige (?); M. H—z. in D.; Vera; Erster Versuch; A. 22.

An die Einsender.

1. Briefliche Antwort ist, außer in wichtigen Fällen, unmöglich.
2. Briefliche Urteile über Einsendungen, welcher Art sie sein mögen, kann der Leiter nicht abgeben. Handschriftliche dramatische Arbeiten und Epen werden ungelesen zurückgeschickt.
3. Gedichte kleineren Umfangs werden niemals zurückgesendet, auch nicht wenn Marken beiliegen. Man behalte Abschriften.
4. Romane sind nur noch an Otto Jankes Verlag, Anhaltstr. 11, Berlin SW., zu richten.
5. Bei allen Anfragen ist größte Kürze und Sachlichkeit erwünscht. Briefe von einigen Bogen rauben dem Schreiber und dem Empfänger unnötig viel Zeit.
6. Wer den Leiter der Roman-Zeitung sprechen muß, wird gebeten, vorher anzufragen.

Groß-Lichterfelde III. O. v. L.

Inhalt der Nr. 35.

Die beiden Rittmeister. Historischer Roman von Wussо Graf von Bredow. Schluß. — Auf der großen Landstraße. Roman von H. Schobert. Forts. — **Beiblatt:** Frühlingslied. Von C. Dewerny. — Woran mich der Brummer erinnerte. Eine stille Geschichte von Viktor von Kohlenegg. — Jugendmut. Von Otto von Leixner. — Parcival und Faust. Eine Studie von M. von Eschen. Schluß. — Verzweiflung. Von M. Hoffmann. — Neue Bücher. Besprochen von Paul Remer. — Ernster Frühling. Von Agnes Harder. — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 36.

Ein Unglücksheld.

Roman

von

Paul Maria Lacroma.

I.

Der Szegeb János war der echte Pußtasohn. Ein Prachttypus seiner Rasse. Mittelgroß, zierlich; doch kräftig, gelenkig und äußerst geschickt in allen körperlichen Leistungen.

Wie angewachsen saß er auf dem wildesten Pferde. Tollkühn vermochte er es, den gefürchtetsten Stier bei den Hörnern zu packen, um dessen Kraft mit stählernen Muskeln zu bewältigen. Die Seen und Flüsse seines schönen Vaterlandes durchschwamm er mit den Fischen um die Wette.

Scharf wie des Falken kühner Blick sah sein schwarzes Auge in die Weite. Der Mähne eines Wüstenlöwen gleich umwallte sein dunkles, lockiges Haar das sonngebräunte Antlitz mit dem spitzgedrehten Schnurrbart, den dichten Brauen und der niederen Stirne, die dem ganzen Menschen ein eigentümliches Gepräge gab, besonders wenn der Jähzorn sie in krause Falten legte. Zwar war die Gutmütigkeit der Grundzug seines Charakters, da er aber von seltener Ehrlichkeit beseelt war und ein Unrecht weder dulden noch mit ansehen konnte und trotz seiner Intelligenz jeglicher Verstellungskunst entbehrte, unterlag er gar oft seinem hitzigen Temperamente, das durch keinen Bildungsschliff gedämpft war.

Daheim als armer Pferdeknecht, als welchen zu verdingen János leider sich gezwungen sah, konnte ihm dies freilich nicht viel schaden, als er jedoch zum Militär einberufen wurde, verschaffte ihm sein leicht aufbrausendes Wesen die bittersten Stunden.

Beim Militär war es auch, wo ihm das Unglück, gänzlich verwaist zu sein, erst recht fühlbar ward.

Bislang hatte er das Leben leicht genommen, obschon seit seinem zwölften Jahre des Daseins schwere Sorge auf ihm allein lastete; denn als im denkwürdigen Revolutionsjahre 1848 Freund und Feind das herrliche Ungarn verwüstete, ging auch sein Heimatsdorf und seine Habe in Flammen auf.

Die Mutter starb als Wittib im Elend und János kam zum Nachbarn als Stallknecht und Prügeljunge.

Letzterem wußte er sich gar bald zu entziehen, da er trotz seines zarten Alters und seiner winzigen Hände meisterhaft eine Faust zu machen wußte. Als dies ruch- und hauptsächlich fühlbar ward, respektierte man den kleinen Mann, der überdies seinen Dienst treu, eifrig und redlich versah, ganz gewaltig.

Beim Militär konnte er allerdings nicht mehr „Faust" machen, besonders anno dazumal, wo die übliche, strenge Disziplin auch noch nachdrücklichst gehandhabt wurde. Infolgedessen traf ihn das Mißgeschick, einer Subordinationsverletzung halber zur Verschärfung der vorschriftsmäßigen Strafe auch noch vom Husarendienst, zu welchem der markige Bursche wie geschaffen erschien, abgesetzt zu werden, um bei der Fußtruppe weiterdienen zu müssen.

Ärgeres konnte den Pußtasohn nicht treffen!

Er dünkte sich weit degradierter, als ein Offizier, welchem man des Kaisers Rock in Schmach und Schande vom Leibe gerissen. Dennoch bemühte er sich die Scharte redlich auszuwetzen und als schlichter „Baka" seiner Soldatenpflicht ebenso wie als fescher Husar nachzukommen.

Sein Eifer, seine Auffassungsgabe und musterhafte Konduite, gepaart mit seinem gewinnenden Äußern, ließen ihn denn auch in kürzester Frist ein Liebling des Regimentes werden.

Der Adjutant desselben, der schöne, reiche und höchst vornehmthuende Baron Feldbach, erbat sich vom Obersten den Szegeb János zum Burschen, in welcher Eigenschaft er noch am selben Tage bei dem jungen Offizier eintrat. Feierlichst schwur ihm der dankbare Ungar ewige Treue.

In Jánós grundehrlichen braunen Augen lag

Digitized by Google

seit jener Stunde ein Himmel von Seligkeit, da er nun wieder mit Pferden zu schaffen hatte, denn als Regimentsadjutant war der Baron natürlich beritten.

Der Goldfuchs des Lieutenants gedieh denn auch prächtig unter den kundigen Händen des Ungarn. Wie blankes Erz erglänzte stets das edle Tier, das auf Paraden und Spazierritten aller Augen auf sich zog, durch seine flockige Mähne, die János allabendlich in kunstvolle Strähne flocht wie einer koketten Maid sorglich gepflegte Haarfülle.

Im Offizierskorps des Regimentes war man auch längst einig darüber, daß Baron Feldbach, dessen Egoismus bekannt war, den braven Szegeb gewiß nicht an seine Person gefesselt, weil er seinen Dienst so gut verrichtete und das Exerzieren, das er bei seiner körperlichen Gewandtheit von jeher gekannt zu haben schien, so außerordentlich zu Stande brachte, ja sogar notdürftig Lesen und Schreiben gelernt hatte, sondern weil er sich vorzüglich auf Pferde verstand, was des Lieutenants starke Seite durchaus nicht war.

Seine Wagenpferde sowohl, mit denen er so gerne prahlte, als seine Reitpferde ließen stets zu wünschen übrig. Erstere, wenn auch teure, sechszehn Faust hohe Karrossiers, waren niemals richtig eingeführt, sprangen vom besten Trab in den sportwidrigsten Galopp ein und mußten zum Verdrusse ihres Lenkers bei den schönsten Gelegenheiten, statt bewundert zu werden, den Schauplatz räumen. Seit aber der Szegeb János unter dem Titel eines Militärburschen das Kommando im Stall des Lieutenants führte, konnten sich seine Rackers, wie man die vielverspotteten, doch edlen Tiere allgemein nannte, mit Stolz sehen lassen.

Der János hatte sie durchwegs brillant zugeritten und mit großer Sachkenntnis einzufahren gewußt.

Gang und Adel der Reitpferde kamen jetzt erst zur Geltung, und wenn der störrige Goldfuchs oder die übermütige Schimmelstute auch hin und wieder schneidig losfeuerten, lag der Lieutenant deshalb noch nicht auf dem Straßenpflaster vor den Fenstern einer gerade mit ihm liebäugelnden Schönen, der zu Gefallen er kourbettierend einherritt. Auch widerfuhr es ihm nicht mehr vor dem Höchstkommandierenden scham- und gramerfüllt, mit blutender Nase im Staube zu liegen, seitdem des ebenso kühnen als gewandten Czikós gefürchteter Peitschenknall und energische „Bassama“ innerhalb der Stallmauern erdröhnten.

Stolz und glücklich über die Errungenschaft des unbezahlbaren Menschen, wie Baron Feldbach, wenn auch in aller Stille, János zu bezeichnen pflegte, lebte der flotte Offizier seliger denn je in den Tag hinein.

Dem frei und wild aufgewachsenen Szegeb, den der Militärrock anfangs so sehr beengte, verstrich die Zeit unter seinen geliebten Pferden nicht minder angenehm, obwohl sein seltener Pflichteifer und seine große Redlichkeit, sowie die beispielslose Anhänglichkeit, die er seinem Herrn stets bezeugte, durchaus nicht immer die verdiente Würdigung beim hochfahrenden Herrn Baron fanden.

Da brach der Krieg in Piemont aus und die ganze Herrlichkeit hatte ein Ende.

Am 19. April 1859 rückte die österreichische Armee unter dem Oberkommando des Feldzeugmeisters Graf Gyulai in Sardinien ein, um dem in Wien gefaßten Offensivplane zufolge noch vor der Ankunft der Franzosen mit überlegener Macht die im Ganzen nur fünfundsechzigtausend Mann zählende piemontesische Armee zu vernichten und sich Turins durch einen kühnen Handstreich zu bemächtigen.

In der Hauptstadt des Feindes sollte alsdann der Friede diktiert werden. Doch das Wort Kaiser Napoleons, der durch den Generalstabsmajor Saget dem König Viktor Emanuel vermelden ließ, daß im Falle eines Angriffs seitens der Österreicher, die Franzosen rasch wie der Blitz an des Königs Seite stehen würden, bewahrheitete sich nur zu sehr.

Mit einem Schlage standen die Franzosen in Italien.

Sowohl zur See als zu Land erfolgte der Transport der bestens ausgerüsteten Armee von hunderttausend Mann samt Batterien, Artillerieparks, Brückenequipagen und dem sonstigen Kriegsmaterial mit unglaublicher Schnelligkeit und Präzision, allen noch so gut entworfenen Plänen der Österreicher zuvorkommend.

Die vom Gesichtspunkte der Offensive so vortreffliche österreichische Stellung konnte sich angesichts des kühnen Vorrückens der Franzosen, hauptsächlich aber dem gänzlich veränderten Operationsplane des Marschalls Canrobert gegenüber, nicht mehr bewähren.

Auch die durch die englische Friedensvermittlung im Vorrücken verlorengegangenen zwei Tage sollten sich schwer rächen.

Nachdem der Oberkommandant der österreichischen Armee, Graf Gyulai, mit seinem Avant-Garde-Korps und seinen Kavallerieſpitzen bereits bestens vorgerückt war, zog er sich merkwürdigerweise in dem Momente, als sich Turin bedroht glaubte, plötzlich nach Vercelli zurück.

Am 10. Mai schiffte sich Kaiser Napoleon in Genua aus und verkündete durch seine bekannte, im großen Stile gehaltene Proklamation, daß er das Kommando der verbündeten Heere übernehme.

Die Armee der Alliierten stieß zum ersten Mal bei Montebello am 20. Mai gegen drei Uhr morgens mit den Österreichern zusammen.

Leider siegte General Forey mit seiner Division, die aus sechstausend bis siebentausend Mann bestand, über mehr denn fünfundzwanzigtausend Österreicher. Sein energischer Angriff war nichts weiter, als eine geschickt maskierte Defensive gewesen.

Von jenem Augenblicke an verfolgte ein böses Geschick die tapfere österreichische Armee, und auf demselben Boden, auf welchem unter dem ruhmvollen Marschall Radetzky so schöne Siege erfochten wurden, bluteten nun Österreichs Soldatenherzen in zweifacher, physischer und moralischer Wunde.

Der stolze Doppelaar flatterte flügellahm über die Gefilde Italiens dahin, und der Stern Österreichs

Digitized by Google

begann zu erblassen vor der durch vereinte Machtentfaltung rosig aufgehenden Stella d'Italia.

II.

Ein Wehschrei hallte durch die österreichische Monarchie, als eine Hiobsbotschaft nach der anderen und keine einzige Siegesnachricht aus Italien eintraf.

Palestro, Magenta: wem schnitten diese Unglücksnamen nicht ins Herz?!

Der Einzug des Kaisers Napoleon und des Königs Viktor Emanuel in das herrliche Mailand am 8. Juni des bösen Kriegsjahres 1859 traf jeden guten Patrioten wie ein persönliches Mißgeschick.

Nicht bald ward in Österreich ein Mann so gehaßt wie der intrigante Franzosenkaiser, dem man das ganze Unheil der traurigen Kriegsschlappe beimaß. Nicht Männer allein, auch Weiber und Kinder ballten die Fäuste bei Nennung des verhängnisvollen Namens.

Da geschah es auch, daß der dazumal im Zenith seiner Macht stehende Kaiser, lange bevor das deutsche Heldenheer seinen Übermut brach, seinen Ruhm vernichtete und sein Reich zerstörte, durch ein schwaches Weib mutig angegriffen wurde. Es war zwar keines Schwertes schneidiger Stahl, auch kein Bombenanfall à la Orsini, sondern nur eine spitze Feder, die das Attentat vollführte; doch versetzte es jedermann, zu dem die zündenden Worte drangen, in Staunen und Bewunderung.

In mehreren zu einer Flugschrift vereinten Sonetten, deren Ertrag für die Ausrüstung der Freiwilligen bestimmt war, wagte es eine vornehme, in der Lombardei geborene, österreichische Dame, den allgemein gefürchteten, umschmeichelten und vergötterten Franzosenkaiser empfindlichst anzugreifen.

Wie mit Seherblicken die Zukunft erschauend und mit prophetischem Geiste den Untergang des zweiten Kaiserreiches durch deutsche Übermacht ahnend, entquollen ihrer Dichterbrust die scharfen Verse:

„An Louis Napoleon:

Die Freiheit willst Du nach Italien bringen,
Nachdem Du sie aus Deinem Reich verbannt.
Wie schön und lockend Deine Worte klingen,
Man traut Dir nicht: Du bist zu allbekannt.
Du schmeichelst Dir, so siegreich vorzudringen
Wie jener große Mann, dem Du verwandt.
Er war ein Held — und doch umsonst sein Ringen,
Europa hat vereinigt ihn verbannt.
Dich leitet nicht, was ihm — ein mächtiger Sporn —
Selbst seinen Feinden Ehrfurcht abgerungen;
Dich leitet Furcht ... unlauter ist der Born,
Aus dem Befreiungseifer Dir entsprungen:
Dich schreckte Jung-Italiens Fluch und Zorn.
Orsini starb — doch hat er Dich bezwungen!

Bau' immerhin mit Stolz auf Deine Heere;
Führ' sie im Übermut an jene Grenzen,
Die einst ertönt von Frankreichs Ruhm und Ehre;
Doch selbst, wenn sie zum Siege sich bekränzen,
Fühltest Du bald Deines Triumphes Leere!
Nur Deiner Krieger Tapferkeit kann glänzen,
Du bleibst: ein Zwerg, der gern ein Riese wäre.
Ein Schatten muß das, was Dir fehlt, ergänzen.
Vergebens in den Nimbus seiner Größe
Hüllst Du die eig'ne Nichtigkeit und Blöße,
Franzosen kannst Du täuschen, — Deutsche nie!
Dem hohen Geist des Oheims mußt Du weichen,
Und wenn es Dir gelänge, ihm zu gleichen,
Wär' es doch nur — als seine Parodie!"

Zu Hunderten wurde die kleine Broschüre gekauft und der Haß gegen Napoleon brachte den, infolge des Aufrufes Kaiser Franz Josephs aus allen Provinzen zuströmenden Freiwilligen, manch hübschen Beitrag ein.

Man hielt damals in Österreich noch nicht alles für verloren.

Der Kaiser hatte seine Armee gründlich reorganisiert, so daß eine Verstärkung von ungefähr hunderttausend Mann in Italien eintraf.

Feldzeugmeister Graf Gyulai bat Seine Majestät um Enthebung seines Postens als Oberbefehlshaber des Heeres, und der General der Kavallerie, Graf Franz von Schlick, übernahm das Kommando der vierten Armee.

Der Kaiser trat als oberster Kriegsherr an die Spitze seiner Truppen und verlegte sein Hauptquartier nach Villafranca.

Täglich stand eine entscheidende Schlacht bevor, in welcher den Österreichern doch endlich wieder die Siegesgöttin lächeln mußte.

Leider wurde der Offensivplan des Grafen Schlick fallen gelassen und dem Einflusse des Feldzeugmeisters Baron Heß gemäß erteilte der Kaiser den Befehl zum Rückzug der Armee.

Man wollte hiermit die Taktik des glorreichen Marschalls Radetzky befolgen, dessen passive Haltung im Jahre 1848 so schöne Resultate erzielte. Allein das Glück, das dem berühmten Manne so verschwenderisch gelächelt, wollte nimmermehr zu den doch so tapferen Söhnen Österreichs zurückkehren, die mit kaum zu zügelnder Ungeduld kampfbereit des Augenblickes harrten, in welchem ihnen der Schlachtengott neuerdings hold sein sollte.

Unter den Regimentern, die am 24. Juni des Schicksals Entscheidung bang entgegenharrten, befand sich auch dasjenige, dessen Adjutant der vielbeneidete Baron Feldbach war.

Die Einrückung kam ihm sehr gelegen, da er gerade einem Bürgermädchen, dessen Brüder keinen Spaß verstanden, etwas zu tief in die Augen geblickt. Weniger genehm war es ihm, daß János seinen Dienst schnöde aufgegeben hatte, um in den Reihen des Regimentes auf seine beim Obersten dringend vorgebrachte Bitte mitzukämpfen.

Dem Baron bangte in seinem krassen Egoismus durchaus nicht um des braven Burschen Leben, sondern um die in Kriegszeiten doppelt schwierige Verpflegung seiner teuren Pferde.

Er hatte den braven János tüchtig angeschnauzt, als dieser seinen Dienst verließ uud vergebliche Versuche gemacht, ihn zum Bleiben zu vermögen; doch János hatte stets nur die eine Antwort hierfür, daß er in erster Linie des Kaisers Dienst zu versehen habe, dennoch aber seines geliebten Herrn treuer Diener bleibe und stets ein wachsames Auge auf ihn richten werde.

Der stolze Offizier, der in seinem maßlosen

Digitized by Google

Hochmut ob dieser treuherzigen Worte bloß geringschätzig die Schultern gehoben und die Hand übersah, die ihm der brave Ungar zur Bekräftigung seines Ausspruches dargeboten, sollte nur zu sehr daran gemahnt werden.

Im dichtesten Schlachtgetümmel von Solferino, als vom Centrum der durch die Anwesenheit ihres Kaisers begeisterten Österreicher ein ebenso mutiger, als überwältigender Offensivstoß gegen die algierischen Tirailleurs, welche bis hinter die Garde-Artillerie zurückgeworfen wurden, tollkühn ausgeführt ward, sah sich Baron Feldbach plötzlich aus seinen Reihen gerissen und dem furchtbaren Anstürmen der Grenadier-Brigade des Generals Niel rettungslos preisgegeben.

Von Feinden umstarrt, wollte er schon verzweifelt die Waffen strecken und verließ vor allem seinen exponierten Posten auf dem Rücken seines Goldfuchses, indem er feige aus dem Sattel sprang und hinter dem Pferde Deckung suchte . . . da stand plötzlich János als Retter an seiner Seite, schwang sich auf das angstdurchbebte Tier, das dennoch dem gewohnten Schenkeldruck sofort parierte, und von der Höhe herab regnete Hieb auf Hieb auf die stutzig gewordenen Franzosen nieder.

Mit einem wilden Schrei, wie er ihn in den ungarischen Steppen auszustoßen pflegte, wenn er eine Büffelherde zu Paaren trieb, riß der tapfere Bursche seinen verwundeten Lieutenant zu sich empor und entfloh mit seiner teuren Last.

Unzählige Kugeln, wütend ausgestoßene „Morbleu“ und „Sapristi“ verfolgten ihn; doch wie gefeit sprengte er von dannen.

Sein Rückzug verschlug ihn in das mörderische Gefecht des zehnten Husarenregiments — König von Preußen — das ein engformiertes Carré Garde-Chasseurs in unmittelbarer Schußweite auf's Korn genommen hatte und hart bedrängte.

Die dunklen Augen des Magyar leuchteten wie Feuerkugeln auf, beim Anblick der geliebten Husarenuniform.

Ungeachtet seines ohnmächtigen Lieutenants, den er mit seinem en bandelier über die Schulter geschlungenen Mantel an sich befestigt hatte, riß er den Goldfuchs in die Fronte, sprengte zur Attaque ein und verrichtete Wunder an Tapferkeit. Mit Löwenmut schwang er den blutigen, einem toten Kameraden entnommenen Pallasch. Mit Husaren fechten und mit ihnen leben und sterben war der einzige Gedanke, der den wilden Pußtasohn beseelte.

Sein lichter Leinenkittel, den die Fußtruppe der großen Hitze wegen trug, stach leider grell genug von der dunklen Uniform seiner Umgebung ab. Von allen Seiten als Zielscheibe erwählt und in die Heldenbrust getroffen, sank er samt seinem Lieutenant mitten in das Getreide, das den feindlichen Jägern als Deckung gedient hatte und das in jenem schrecklichen Sommer nur solch blutige Ernte gewährte.

Über den Gefallenen und seinen unzähligen Unglücksgefährten hinweg ging das ganze gräßliche Gewitter, das in den Nachmittagsstunden der Schlacht von Solferino, unvergeßlich für jeden, der es erlebt, mit furchtbarer Gewalt losbrach.

Wild entfesselt, als gelte es, das Ende der Welt und nicht einer von beiden Seiten mit großer Tapferkeit und zäher Erbitterung gefochtenen Schlacht herbeizuführen, erhob sich ein rasender Sturm, der orkanartig über die Ebene fegte, allüberall undurchdringliche Staubwolken aufwirbelte, die, Mann und Roß blendend, einherjagten wie die grollenden Boten der über alles Irdische erhabenen Elemente, die in zürnender Eifersucht der Verheerung durch Menschenhand Einhalt zu gebieten schienen, als stünde das Recht der Verwüstung, der Tötung und des Gräuels nur ihnen zu.

Wolkenbruchartig ergoß sich der Regen, von Blitz und Donner begleitet, in Strömen hernieder, und gleichsam von diesem Naturereignis begünstigt, das eine Scheidewand zwischen den feindlichen Scharen bildete und jeglichen Kampf beiderseits einstellte, vollzog sich der Rückzug der Österreicher, die sich gezwungen sahen, das Feld zu räumen, trotzdem sie so opfermutig, so brav und so todesverachtend gekämpft.

Als der Abend des 24. Juni, dieses für Österreich so unglücklichen Freitags anbrach und der Donner der Kanonen sowohl, als das zürnende Dröhnen im weiten Himmelsraume gänzlich verhallt war, zerrissen auch die letzten finsteren Wolken, die den Horizont ringsum wie ein düsteres Bahrtuch verhüllten, und die vereinzelt hindurchschimmernden Sterne beschienen das jammervolle, herzzerreißende Bild eines blutigen Schlachtfeldes.

III.

„Ein schwerer Fall, Kollege?“

„Nicht so sehr,“ entgegnete der inspizierende Stabsarzt, der täglich im Spital zu Verona, wo das kaiserliche Hauptquartier sich befand, auf höheren Befehl behufs genauen Berichtes die Kranken und Verwundeten besuchte.

„Aber ich dächte, daß das heftige Fieber und die Delirien denn doch bedenklich seien,“ bemerkte der Regimentsarzt, seinem Vorgesetzten ziemlich energisch widersprechend.

„Durchaus nicht bedenklich bei solch leichter Streifwunde,“ beharrte der Stabsarzt.

„Das Fieber ist ja nur rheumatisch. Der Herr Offizier scheint ein zartes Muttersöhnchen und wenig abgehärtet zu sein. Der Regenguß und das stundenlange Liegen auf dem durchnäßten Schlachtfelde haben ihn ganz einfach hart mitgenommen. Das ist nach meiner unumstößlichen Meinung des ganzen schweren Falles einfache Diagnose. Der arme Soldat nebenan mit seiner durchschossenen Lunge und seinem amputierten Bein ist zehnmal ärger dran.“

„So eine ‚Baka-Natur‘ ist aber auch viel widerstandsfähiger.“

„Meinen Sie?“ schnitt der Stabsarzt seinem Untergebenen mit trockener Ironie das Wort ab. „Ich dächte, daß ein Verwundeter, ob Offizier oder einfacher Soldat oder ‚Baka‘, wie Sie zu sagen belieben, vom Standpunkte der Humanität und nicht der verschiedenen Menschenklassen zu betrachten ist.

Digitized by Google

Ich kann überhaupt nicht begreifen, wie man den Menschen bis Verona schleppen konnte."

„Gerade die Komplikation des Falles erheischte es. Man konnte dem Schwerverwundeten unmöglich in einem Feldlazarette den nötigen Beistand angedeihen lassen. Ist es doch ein Wunder zu nennen, daß er mit dem Leben davonkam! Merkwürdig genug, verdankt er es nur der Intelligenz eines Pferdes, das offenbar dem Offizier gehören mußte, der mit dem Mantel des Soldaten an diesen gebunden war. Unsere zur Bergung der Verwundeten das Schlachtfeld durchstreifende Sanitätsmannschaft wurde durch das Gewieher eines Pferdes auf die sonderbare Gruppe aufmerksam. Der Offizier, den man später als Baron Feldbach erkannte, lebte und stöhnte ganz vernehmlich, den Infanteriesoldaten desselben Regimentes, der sonderbarerweise mitten unter Husarenleichen lag, hielt man für tot. Im Drange des Augenblickes wollte man ihn liegen lassen, um das traurige Amt der Bestattung den dazu Berufenen zu überlassen; doch das Pferd wußte dies zu verhindern, indem es durch energisches Wiehern neuerdings die Aufmerksamkeit auf sich zog. Dabei scharrte es mit den Vorderhufen um den Totgeglaubten so verzweifelt herum, als ob es sagen wollte: ‚dem ist noch zu helfen.' Das auffällige Gebahren des klugen Tieres ließ die Davoneilenden zurückkehren u. den Soldaten neben seinen Offizier auf dieselbe Tragbahre legen. Da blähte das Pferd zufrieden seine Nüstern und folgte der traurigen Gruppe so zahm und fromm wie ein Lamm."

„Rührend," äußerte sich der wortkarge Stabsarzt, den die Geschichte so interessierte, daß er seine gewöhnliche Eile darüber vergaß.

„Der Roman des Pferdes ist hiermit noch nicht vollendet," fügte der Regimentsarzt Billenberger hinzu, der froh war, den gewöhnlich so kurz angebundenen Stabsarzt fesseln zu können.

„Wieso, was kann da noch für ein Nachspiel folgen?"

„Doch! Das intelligente Pferd, ein edler, schöner Goldfuchs, das einige leichte Fleischwunden aufwies, wurde gepflegt und zum Transporte der durch ihn geretteten Verwundeten verwendet, welche jedoch die letzten Stationen nicht mehr im Wagen, sondern auf der Bahn zurücklegten. Am zweiten Tage war der Goldfuchs auch in Verona und im Hofe dieses Spitales. Er passierte die Thore offenbar ohne Parole," flocht der Erzähler lächelnd ein.

„Unglaublich!"

„Aber wahr," ergänzte Doktor Billinger. „Das kluge Tier, das erwiesenermaßen mit der Kavalleriedivision Graf Mensdorff auf Verona marschierte, ist einem Husaren zur Verpflegung übergeben worden. Bei seinen Ausgängen sucht es das Spital auf und geht geradewegs auf das Parterrefenster los, neben welchem der Soldat liegt, der, wie Baron Feldbach in einem fieberfreien Augenblick angab, ein Jahr hindurch sein Diener und Stallbursche war."

„Interessant, was Sie mir da erzählen, höchst interessant," wiederholte der Stabsarzt. „Ich lege Ihnen den Schwerverwundeten, dessen Zustand Sie auf Kosten seines Barons stets etwas zu unterschätzen pflegten, nun doppelt ans Herz; denn ein Mann, der sich die Zuneigung eines Tieres in so hohem Maße zu erringen weiß, ist kein gewöhnlicher Mensch. Wie heißt der Brave eigentlich?"

„Es ist der Szegeb János aus Csongrad."

— — — — — — — — — — —

Baron Feldbach war im Begriffe, das Spital in Verona als gänzlich geheilt zu verlassen.

Der so überraschend erfolgte Friede von Villafranca hatte ihm einen dreimonatlichen Urlaub verschafft und sicherte ihm eine gemächliche Rekonvalescenz, die ihm gestattete, sich gründlich auszukurieren. Es erschien dies um so gebotener, als der Arzt durchaus kein Hehl daraus gemacht, daß ihm infolge des so heftigen rheumatischen Anfalles der Keim hierzu wohl sein Leben lang anhaften könne. Doch hoffte der leichtlebige Offizier, der niemals etwas ernst zu nehmen pflegte, daß eine mehrwöchentliche Kur der so berühmten Thermen Battaglias jeglicher Gefahr einer Wiederholung des schmerzhaften Leidens vorbeugen werde.

Die Kriegskampagne hatte ihm übrigens gewaltig zugesetzt, dem schönen „Josi", wie man Baron Joseph Feldbach allgemein zu nennen pflegte. Seine elegante, schlanke Gestalt war bis zur Hagerkeit abgemagert, sein blondes Haar erschien nun sehr gelichtet, und seine großen blauen Augen, deren schmachtende Blicke jedes, noch so spröde Frauenherz zu treffen wußte, entbehrten des gewohnten Glanzes.

Das Weibische seiner Züge trat mehr denn je hervor. Umsonst versuchte der Baron, der, vor dem Spiegel stehend, einer genauen Musterung seines Ichs oblag, seinem Schnurrbärtchen einen kühnen, martialischen Schwung zu geben, um seinem faden Antlitz ein männliches Aussehen abzugewinnen; doch alle Mühe war vergebens. Trotz seines maßlosen Dünkels mußte er dies einsehen. Es berührte ihn um so peinlicher, weil er in Battaglia mit seiner reichen Tante aus Trient und deren schönen Tochter zusammentreffen sollte.

„Verfluchte Geschichte das!" brummte er ärgerlich vor sich hin. „Wie ein Waschlappen aussehen, wenn man sich anschicken will, das Herz einer mit Glücksgütern verschwenderisch gesegneten Cousine zu erobern, ist sehr deprimierend. Wohl das ärgste, was mich im Augenblick treffen konnte!"

Baron Feldbach war sich bewußt, daß er durch seine noblen Passionen seinem väterlicherseits ererbten Geldkasten den Boden ganz gewaltig eingeschlagen und rechnete nun darauf, durch eine reiche Heirat auf neuer Basis sein kostspieliges Leben weiterführen zu können. Ob im fernen Ungarlande ein armes Bürgermädchen, dem er die Treue brach, darob zu Grunde gehen würde, focht ihn minder an. Es machte ihm weit mehr Sorge, daß er so wenig eroberungsfähig aussah.

„Verfluchte Geschichte das," wiederholte er ärgerlich. „Wenn ich doch wenigstens den Arm in der Schlinge trüge oder auf einen Stock gestützt, mühsam einherhinken könnte, so aber kann ich unmöglich Eindruck machen. Den verdammten Rheumatismus

Digitized by Google

soll doch der Teufel holen, samt dem dummen Kerl, der ihn mir eingetränkt! Er hat mir zwar das Leben gerettet, der gute János," flüsterte trotz allem Egoismus seine bessere Natur ihm zu, „aber durch seine Raufluſt hat er seine edle That offenbar wieder verpfuscht," fuhr der Baron in seinem Gedankengange fort; „denn alle Ärzte behaupten, daß ich mir das Rheuma nur durch das lange Liegen auf dem regendurchweichten Schlachtfelde geholt. Selbst hätte ich mir wahrscheinlich besser aus der Klemme geholfen!"

Von dem Standpunkte seines feigen Naturells aus, mochte der Lieutenant vielleicht so unrecht nicht haben, wenn er meinte, daß er den Rückzug auch persönlich bewerkstelligt hätte, im übrigen aber war es unverzeihlich, die Heldenthat des braven Ungarn auch nur mit einem einzigen Worte zu schmälern.

Der arme Mensch litt unsäglich unter den Folgen seiner Wunden. Mit beispielloser Geduld, Ruhe und Fassung ertrug er jedoch die größten Schmerzen und Beschwerden. Er erwarb sich dadurch nicht allein die Achtung, sondern auch die Bewunderung aller Ärzte, welche natürlicherweise von Klagen stets unangenehm berührt werden, besonders wenn sie nicht zu helfen vermögen oder gar, wie so oft, die Schmerzen selbst verursachen müssen. János aber ließ alles willig über sich ergehen. Sein einziger Gedanke und seine einzige Sorge galt seinem geliebten Lieutenant. Und als dieser auf das dringende Geheiß des Arztes zum ersten Mal blaß und abgezehrt an sein Lager trat, vergoß der treue Bursche ob des jämmerlichen Zustandes des Barons bittere Thränen, die ihm bisher kein Weh abgepreßt, nicht einmal das verlorene Bein, welches ihn doch zum Krüppel stempelte.

Von diesem braven, guten Menschen Abschied zu nehmen, schickte sich nun der Baron ziemlich kühl an, nachdem er sein Spiegelbild genügend, wenn auch nicht zur Genüge betrachtet.

„Laß es kurz sein, János," bedeutete der Lieutenant ziemlich ungeduldig, indem er dem Kranken seine Hand entzog, die dieser inbrünstig küßte. „Gar so arg hat Dich ja das Leben nicht bei den Falten," bemerkte er trocken, weil von seinem Standpunkte aus solch armer Soldat, dessen Geburt ihn der niedersten Stufe der Menschheit einreihte, denn doch keine „Prätensionen" haben konnte. „Kannst noch eine schöne Rolle spielen in Deinem Heimatsdorf mit Deiner Pension, Deiner Invalidenzulage und Deiner goldenen Medaille, die Deiner Tapferkeit —" das Wort wollte dem Baron nicht recht über die Lippen — „gewiß ist, wie mich heute noch unser Brigadier versicherte. Und den Goldfuchs, der uns das Leben gerettet und Dir so anhänglich wie ein Hund ist, schenke ich Dir obendrein," schloß der Baron, einem Anfall besonderer Großmut unterliegend, die aber in diesem Falle besser als Großthuerei zu bezeichnen war, da er nur aus Verschwendung und durchaus nicht aus besonderer Gutherzigkeit derartig zu handeln pflegte.

„Mog ich nicht Medaille, mog ich nicht gehen zu Haus, auch den Aranjos — Goldfuchs — mog ich nicht, mog ich nur hoben main Lajtenant," schluchzte der arme Mann unter Thränen aufrichtigen Schmerzes. „Konn ich auch nicht Kaiser dienen, konn ich aber main Lajtenant dienen, auch ohne Fuß."

„Dafür kann Rat werden," ermunterte der Baron, den es blitzartig durchzuckte, daß János mit seinen sportlichen Kenntnissen, mit seiner seltenen Treue und Hingebung immerhin keine zu verachtende Errungenschaft für einen noblen Haushalt bilden würde, falls es ihm gelänge, seine Cousine zu erobern. — „Schau nur vor allem, daß Du gesund wirst und laß den Kopf nicht länger hängen!"

„Werd ich bold sain gonz gesund, wail will ich gesund werden. Für main Lajtenant konn ich olles. Eljen az en kedvesem! Mein Liebling soll leben!"

János war so überselig durch die ihm gewordene Aussicht, daß der eintretende Arzt die große Aufregung bei seinem gefährlichen Zustande ernstlich befürchtete und ans Scheiden mahnte.

Baron Feldbach machte es demnach kurz ab, versprach aus Battaglia zu schreiben und schüttelte seinem Lebensretter ein letztes Mal die Hand.

Er trennte sich nun doch wahrhaft gerührt von dem guten Menschen, wiewohl der egoistische Aristokrat durchaus nicht zu den Sentimentalen zählte. Aber eine Ahnung des unermeßlichen Wertes solch treuen Herzens schien immerhin in ihm zu dämmern, da er sich ernstlich vornahm, seine Pferde, seine Hunde und seine Jagdgewehre auch künftig nur dem braven János anzuvertrauen . . . Zwar mußte er hierzu vor allem seiner Cousine oder richtiger ihres Vermögens sich versichern; denn sonst ade, Pferde, ade, Equipagen, ade der ganzen Herrlichkeit eines Lebens üppigen Behagens und sinnlosen Genusses . . . Davor mußte freilich das einfache Bürgermädchen im fernen Ungarlande, wohin, Gottlob, das Regiment des Lieutenants nicht mehr kam, die Segel streichen und in Unglück und Schmach untergehen, trotz ihrer wunderbaren Schönheit und ihrer nur Gott anheimgestellten Rechte.

IV.

Das Waschlappengesicht des Lieutenants hatte ihm dennoch merkwürdig gute Dienste geleistet.

Baron Feldbach war eine Komödiantennatur und es gelang ihm, sein Aussehen, nachdem er sich einmal damit versöhnt, entsprechend zu verwerten.

Sein blasses Antlitz hob sich wächsern von dem weißen Waffenrock ab, dessen dunkelrote Aufschläge ihn noch bleicher erscheinen ließen, und seine glanzlosen Augen blickten so schmachtend und todesmatt und seine hagere Gestalt stützte sich so hilfsbedürftig auf den silberbeschlagenen Stock, den ins Treffen zu führen er jedenfalls ratsam fand, daß seine kräftige, gesundheitsstrotzende Cousine es schon beim ersten Anblick seiner jammervollen Erscheinung für geboten erachtete, ihm gutherzig den Arm anzubieten.

Die Tante, die verwitwete Gräfin Passini, deren Lieblingsgedanke darin bestand, ihre einzige Tochter mit dem Sohne ihres verstorbenen Bruders zu ver-

Digitized by Google

mählen, betrachtete das unter so rührenden Umständen erfolgte Zusammentreffen der jungen Leute mit höchst wohlwollendem Auge; denn sie hatte keine Ahnung, daß Baron Feldbach so gut als ruiniert war.

Die schöne Contessina und der bleiche Offizier, der so hinfällig an ihren Arm lehnte, bildeten gar bald das Tagesgespräch der Kurgäste des am Fuße der herrlichen, vielgestaltigen Euganeischen Berge prachtvoll gelegenen Battaglias, dessen Schwefelthermen und elegante Badeanstalten, samt dem hochragenden, gräflich Wimpffschen Schlosse auf hohem Trachytkegel alljährlich unzählige Fremde anlocken.

Man fand es wundernett, daß das junge Mädchen den tapferen Landesverteidiger so edelmütig und sorglich unterstützte, um so mehr, als er, nach bescheidenen Andeutungen zu urteilen, offenbar zu jenen Helden zählte, deren Blut stromweise fürs Vaterland geflossen.

In solchen Nimbus gehüllt, ward es dem gewandten jungen Mann äußerst leicht gemacht, ein unberührtes Mädchenherz zu bethören, um so mehr, als die verwandtschaftlichen Beziehungen der beiden ihnen in ihrem Verkehre den weitesten Spielraum gestatteten.

Die zur Fettleibigkeit und Bequemlichkeit neigende Contessa, deren ohnehin indolentes Naturell in dem heißen Klima zu völliger Stumpfheit sich entfaltet hatte, überließ die jungen Leute meist sich sebst.

Der schlaue Baron wußte dies bestens auszunützen, und so flammte denn Emilia Passinis Herz unter dem zwiefachen Einflusse ihres lebhaften Temperamentes und der herrlichen, zum Leben und Lieben förmlich anregenden Natur mit um so größerer Leidenschaft und Innigkeit jählings auf.

Unter den balsamisch duftenden Magnolia- und Oleanderbäumen des Kurparkes und der vielgepriesenen Gärten des nahen Schlosses Cattajo, Arm in Arm einherwandelnd, verstand es der Baron meisterhaft, Emilias romantisches Köpfchen noch weit mehr zu berauschen, als es der sinnverwirrende Duft der Mimosen, der Orangen und der Gardenienblüten üppige Fülle zu thun vermochte. Und als sie gar eines Tages einsam und alleine in dem stundenweit von Battaglia entfernten Monselice unter dem geheimnisvoll rauschenden Geäst der weit und breit bekannten und viel gerühmten Cedern Aug in Aug standen, spielte der Lieutenant seinen letzten Trumpf aus und wußte das vertrauensselige Herz seiner Cousine auf ewig an sich zu fesseln.

An den Riesenstamm einer majestätischen Ceder lehnend, gestand er ihr bleich und zitternd, daß er ein ruinierter Mann sei, daß er sein ganzes Vermögen zur Ausrüstung der Freiwilligen geopfert und daß es ihm in seinem hinfälligen Zustande unmöglich wäre, von seinem kargen Sold zu leben, wenn er nicht wüßte und fühlte, daß der Tod nur zu bald ihn jeglicher Sorge ums Dasein entheben würde.

Entsetzt, verwirrt, überwältigt von seiner edlen, patriotischen That und bis ins innerste Mark erschauernd vor dem Gedanken seines Todes, bat, flehte und beschwor ihn Emilia, ihren Überfluß als den seinen zu betrachten oder wenigstens brüderlich mit ihr zu teilen.

Da war es, wo der Lieutenant wie mit letzter Kraft stolz abwehrend sich emporrichtete und mit brechender, herzzerreißender Stimme bemerkte, ob er denn wirklich ein so miserabler, elender Krüppel sei, um bei einem Mädchen, dem sein ganzes Herz, wenn auch hoffnungslos, entgegenschlug, nur brüderliche Gefühle erwecken zu können.

Das war zu viel für die leidenschaftliche Emilia.

Wie die reife Frucht vom Baume fällt, sank sie ihm in die Arme und sie war es eigentlich, die um den Schlaukopf geworben.

Als Brautpaar traten sie bei ihrer Rückkehr nach Battaglia der hocherfreuten Mutter und den sie umgebenden Kurgästen entgegen.

Die ersten Tage seiner so siegreich errungenen Brautschaft wurden dem Lieutenant zwar bitter vergällt, indem er das Bett hüten mußte, weil seine frische Wunde wieder aufgebrochen. Richtiger war es aber, daß, dem Ausspruche der Ärzte gemäß, sein Rheuma bei erster Gelegenheit sich gemeldet, da er in Monselice, wo er ein argloses Mädchenherz so gewissenlos zu bethören gewußt, wie zur Strafe seines Vergehens durch den kalten Strahl eines versteckten, zufällig mit dem Fuße gestreiften Motors der vielgerühmten Wasserspiele so vollständig vor den Augen seiner Verlobten durchnäßt wurde, daß er mit einem unter seinem Militärmantel wohlversteckten Leinwandanzuge eines Gärtnerburschen nach Battaglia zurückkehren mußte.

Emilia war viel zu gutherzig und erschrak viel zu sehr über das unfreiwillige Spritzbad, das ihr armer Bräutigam durchgemacht und das ihn so hinterlistig inmitten seiner Liebesbeteuerungen getroffen — er war zurückgetreten, um den nötigen Raum zu einem theatralischen Fußfall zu gewinnen — daß sie das urkomische der Scene gar nicht bemerkte.

Dem Lieutenant war Hören und Sehen vergangen vor atembeklemmendem Schreck, als der eisige Wassergischt ihm mit solcher Gewalt durch die Beine fuhr, daß es ihn umwarf. Er dachte sofort an sein fatales Rheuma, denn dazumal kannte man die Kneippsche Kur noch nicht, die ja auch nur durch Begießung von oben und nicht von unten wohlthätig zu wirken vermag, sein zweiter Gedanke galt jedoch der Lächerlichkeit der Situation.

Auch ohne Spiegel wußte er, daß sein Waschlappengesicht jämmerlicher denn je durch diese gründliche Abwaschung aussehen mußte. Doch das edle Mädchen an seiner Seite bemerkte gar nichts von alledem. Ihr Sinnen und Trachten war nur darauf gerichtet, dem teuren Manne, dessen ohnehin leidender Zustand ihr so viel Sorge bereitete, den liebevollsten Beistand zu leisten und Hilfe herbeizurufen.

In Decken und in seinen zum Glück im Wagen zurückgebliebenen Mantel gehüllt, verließ der Baron, nachdem er einen heißen Kaffee zur Erlangung der nötigen Reaktion getrunken, das ihm so verhängnisvolle Monselice, dessen malerische Schönheit und interessante alte Festungsmauern jemals gesehen zu haben er im stillen verwünschte, trotzdem ihm die

Digitized by Google

Perle der Euganeischen Hügel einen Haupttreffer in Form seiner glücklich durchgesetzten Verlobung in den Schoß geworfen.

Die wirksamen Thermen des vielbesuchten Badeortes und hauptsächlich die merkwürdigen, natürlichen Dampfbäder der schwefeldunstigen Grotten brachten den Baron gar bald wieder auf die Beine und in die angenehme Lage, seine Heirat so rasch als möglich zu betreiben.

Nach kaum vollendeter Kur verließ er Battaglia, das ihm mit seinem Gewimmel von Militär aller Gattungen und Chargen bereits anfing, unheimlich zu werden; denn seine Braut hätte ja leicht erfahren können, an welchen Wunden er eigentlich bei Solferino geblutet und daß er freiwillig und nicht an Freiwillige sein Vermögen verloren.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten, welche die Gräfin großartig veranstalten wollte, wurden eifrig betrieben.

Der nötige päpstliche Dispens zur Kopulierung der so nahen Verwandten ward durch den im Hause Passini auf freundschaftlichem Fuße verkehrenden Bischof von Trient mit Leichtigkeit erwirkt und die vielen Formalitäten der Kautionserlegung und Heiratsbewilligung ließen sich nicht minder leicht bewältigen.

Mit Geld ist ja alles besser, rascher und sicherer zu erreichen und so gelang es denn auch dem Baron Feldbach, dem seine Gläubiger infolge seiner Verlobung einen unbeschränkten Kredit eröffnet hatten, jegliches Hindernis zu überwinden und seine reiche Cousine schon in den ersten Herbsttagen an den Traualtar zu führen.

V.

Ganz Trient war auf den Beinen, um die vornehme Hochzeit anzustaunen, von der man wochenlang in der Stadt gesprochen.

Das Brautkleid der Contessina war ebenso wie ihre Ausstattung aus Paris eingetroffen, da der Franzosenhaß denn doch nicht so weit ging, um zur Zeit, in der die Kaiserin Eugenie in geschmackvollster Weise das Scepter der Mode in Paris schwang, eine reiche Familie abzuhalten, der allgemein eingerissenen Manie der französischen Moden zu huldigen. Auch hatte man ja Frieden geschlossen! Grund mehr, alles und jedes aus dem ehemaligen Feindesland zu beziehen.

Die Gräfin oder vielmehr die Contessa, da ihr Mann nur einfacher italienischer Conte gewesen, was dem Range der deutschen und österreichischen Reichsgrafen durchaus nicht gleichkommt, wollte bei der Gelegenheit der Trauung ihrer einzigen Tochter einen für Trient bis dahin unerhörten Luxus entfalten und ließ für ihre gesamte Dienerschaft — auch für diejenigen, die bis dahin keine getragen — die kostbarsten, goldbetreßten Livreen aus Frankreich kommen.

Die guten Leute, die gewohnt waren, in ziemlich nachlässigem Aufzug ihre Herrschaft zu bedienen, mit der sie in echt italienischem Schlendrian, zur heißen Sommerszeit zuweilen sogar in Hemdärmeln verkehrten, fühlten sich ungemein beengt durch die prachtvolle Livree. Die ohnehin nicht sonderlich geschulte Dienerschaft nahm sich in den Staatsgewändern, welche sie in ihren Augen förmlich den Lustrissimi gleichstellten, so urkomisch aus, daß es leicht vorauszusehen war, daß die guten Leute sowohl sich selbst, als ihre Herrschaft blamieren dürften.

Der Baron wagte dies auch seiner Tante anzudeuten; doch die im übrigen so einsichtsvolle Frau ließ sich hierin durchaus nichts dreinreden und wollte dem Vorbilde eines wahrhaft vornehmen Hauses gemäß auftreten und sowohl den bescheidenen Adel Trients, als die fremden Gäste, unter denen sich der aus fürstlichem Hause stammende Brigadier des Lieutenants befand, durch ihren Hausstand wahrhaft verblüffen.

Dies sollte ganz besonders durch den Portier, einen guten, dicken Kerl, bewerkstelligt werden, der nach Muster der noblen Thürhüter in einen riesigen Mantel mit dunklem Pelzkragen gesteckt wurde. Ein großer Stock mit imponierendem Goldknauf, den Goldschnüre und Goldquasten zierten, krönte das gleichfalls aus Frankreich eingetroffene Schweizerkostüm, das dem korpulenten Manne den ohnedies zum Schwindel neigenden Kopf vollends verdrehte.

Der vielbesprochene Hochzeitstag war angebrochen, doch leider mit strömendem Regen; denn alles hatte die Contessa mit ihrem vielen Gelde zu erreichen gewußt, allein den Sonnenschein vermochte sie ihrem Kinde nimmer zu erkaufen.

Am meisten vermißte ihn wohl der Bräutigam, der die Ungunst des Wetters in allen Knochen fühlte, und dessen Uniform ein Gemisch von duftendem Kölnerwasser und scharfriechendem Kampfergeist entströmte, mit dem er seine schmerzenden Glieder über und über einreiben mußte.

Mürrisch stand er am Altare, von dem einzigen Wunsche beseelt, der kalten, großmächtigen, dreischiffigen Domkirche, in der ein gräßlicher Luftzug herrschte, da deren Thore sperrangelweit geöffnet waren, sobald als möglich den Rücken zu kehren.

Er hatte kein Auge für die Lieblichkeit seiner Braut, deren brünette Schönheit in dem weißen, faltenreichen Brautkleide aus schwerer Lyoner-Seide, mit dem vom schwarzen Haargelock duftig herabwallenden, myrtengekrönten Spitzenschleier, vorteilhafter denn je hervorstach. Er sah auch die Thräne der Rührung, des Glücks und des jungfräulichen Bangens nicht, die in ihrem großen, dunklen Auge bei den erbauenden Worten des Bischofs erglänzte, der persönlich die Trauung vollzog. Er hatte als echter Egoist nur für sich selbst Sinn und dachte an sein fatales Gliederreißen, das sich bald im Arm, bald im Kniegelenk, bald im Schulterblatt, bald im Fuß empfindlich meldete. Er verwünschte all die vielen Gaffer ringsumher, besonders aber die nach Hunderten und Hunderten zu zählenden Neugierigen, die auf der piazza del duomo Schulter an Schulter gedrängt standen und sogar den Neptunsbrunnen erklommen hatten, um durch die offenen Kirchenthüren einen Blick in deren Inneres zu werfen, wo ein Gewirr glänzender Uniformen und prachtstrotzender

Digitized by Google

Damentoiletten aus unerreichbarer Ferne dem für solch köstliche Augenweide mehr denn jedes andere Volk empfänglichen Italiener herüberleuchtete.

Endlich waren die Ringe gewechselt, die Trauung vollzogen und das lästige Gratulieren und viele Händeschütteln glücklich überstanden.

Der imposante Hochzeitszug schob sich so gut als möglich durch die dicht gedrängte Menge, welche teils aufrichtig bewundernd, teils neidvoll kritisierend und halblaut zischelnd und tuschelnd Spalier bildete.

An der Kirchenthür entstand eine große Verwirrung, da der tückische Regen in einen förmlichen Wolkenbruch sich verwandelt hatte. An eine Rückkehr in das schützende Innere des Domes war gar nicht zu denken, denn die nachdrängende Menschenmasse, die das Besteigen der Wagen seitens des Hochzeitszuges gleichfalls sehen wollte, staute sich wie eine unüberwindliche Mauer zusammen.

Es blieb demnach jedem nichts anderes übrig, als so rasch und so gut als möglich in seine Karosse zu gelangen.

Der Eifer, der dabei entwickelt wurde, warf alle Regeln der Höflichkeit und der Galanterie über den Haufen. Jeder trachtete mit heiler Haut einen Wagensitz zu erobern.

Dabei erwiesen sich die Regenschirme, trotzdem der ganze Bekanntenkreis der Gräfin ihr solche zur Verfügung gestellt, sowohl in der Zahl als in der Größe unzulänglich. Die immensen Krinolinen der Damen spotteten jeder Beschirmung und all die schönen und teuren Seidenstoffe wurden unbarmherzig durchnäßt. Leider trug hierzu wohl am meisten der Contessa höchst ungeschickte Dienerschaft mit ihren kostbaren Galakleidern bei.

Den guten Leuten bangte um ihre goldenen Tressen, glänzenden offenen Lackschuhe, hauptsächlich aber um die weißen Seidenstrümpfe, die so prächtig von den scharlachroten Kniehosen abstachen.

Ganz Trient wußte, daß diese Strümpfe einen Wert von fünfundzwanzig Francs per Paar repräsentierten, und deren Träger war dies selbstverständlich nicht minder bekannt. Was war daher natürlicher, als daß die von solcher Pracht und Herrlichkeit beeinflußten Bedienten vor allem an ihre Strümpfe dachten.

Die Regenschirme wackelten wie im Sturmesbrausen ob den Köpfen der Gäste, während jeder Lakai darauf Bedacht nahm, seinen Fuß ja nicht in eine Wasserpfütze zu stecken.

Im Publikum hatte man dies gleich weg und die spöttischen Mahnrufe: „Obacht geben!“ — „Aufgepaßt!“ — „Wasserlache rechts!“ — „Tümpel links!“ regneten mit dem Regen um die Wette.

Baron Feldbach war wütend. Umsonst trachtete er in die ziellos hin- und herschießende Lakaienschar ein wenig Ordnung zu bringen; doch es war eine vergebliche Mühe. Die Leute hatten den Kopf verloren und begingen einen Verstoß nach dem anderen.

Der stolze, hochfahrende Aristokrat, der so gerne groß that und dem alles, was ‚bourgeois‘ war, als Gräuel galt, mußte es mit anhören, wie die fremden Gäste seiner Heimat das Ganze unter sich als eine köstliche Kreuzerkomödie bezeichneten, wie solche gewöhnlich nur bei nachäffenden Parvenüs, niemals aber beim wahren Adel vorkomme.

Und es sollte noch Ärgeres geschehen!

Als der rückkehrende Hochzeitszug endlich vor dem altehrwürdigen Palazzo der Conti Passini vorfuhr, dessen stilvolle Fassade eine den grünenden Hoffnungen der Neuvermählten angepaßte, häßliche grüne Ölfarbe verunzierte, stand der Portier, der wichtigste Mann des Hauses, nicht auf seinem Posten.

Der arme Mensch, der den schweren Mantel mit dem riesigen Pelzkragen bei seiner Leibesfülle und bei dem regenschwülen Septembertag durchaus nicht vertragen konnte und einen Schlaganfall ernstlich befürchtete, hatte sich etwas Luft gemacht und stand offenherzig bis zu seiner behaarten Brust unter dem Portale des Palazzo.

Man denke sich seinen heillosen Schrecken beim Vorfahren der ersten Wagen.

Mit konvulsivisch zuckenden Fingern versuchte er die unzähligen Knöpfe zuzumachen, die er den Augenblick vorher so wonniglich geöffnet hatte. Es wollte ihm aber nimmer gelingen! Er verfing sich immer wieder in den reichen Tressenbesatz seines Mantels.

Schnaubend wie ein Walroß, in Angstschweiß gebadet, den Dreispitz ganz verkehrt auf seinen Dickschädel gestülpt, stürzte er endlich vor, um dem Brautpaare den Schlag zu öffnen; doch ward er in seiner eifrigen Dienstleistung durch den mächtigen Stock behindert, den er vorher, um sich's bequem zu machen, zwischen die Beine gesteckt hatte. Er stolperte über denselben, verlor das Gleichgewicht wie alles und jedes bei dieser fatalen Hochzeit und schlug der Länge und Breite nach in den aufspritzenden Straßenschmutz, in demselben Augenblicke, in welchem die wichtigste Persönlichkeit: der fürstliche Brigadier vorfuhr.

VI.

Während der schlaue Baron sein mit so niedriger Berechnung verfolgtes Ziel glücklich, wenn auch zuletzt durch eine verdiente Blamage beeinträchtigt, erreichte, harrte János tagtäglich mit nimmer versagender Geduld und Vertrauensseligkeit auf das versprochene Schreiben seines geliebten Lieutenants.

Der brave, zum Korporal beförderte Soldat hatte all die langwierigen und schmerzhaften Stadien seiner Verwundungen ziemlich gut überstanden und befand sich nun, obwohl zum Krüppel geschlagen, auf dem Wege völliger Genesung. Doch sein Stelzfuß leistete ihm die besten Dienste und er fing schon langsam an, auf Krücken gestützt, in der ungewohnten Gangart sich zu üben.

In unglaublich kurzer Zeit brachte er es bei seiner außerordentlichen Gelenkigkeit und seiner allmählich zurückkehrenden Muskelkraft so weit, daß er nur eines handfesten Stockes bedurfte, um sich mit verhältnismäßiger Leichtigkeit zu bewegen. Diesen Übungen gab er sich stundenlang hin, um sich für

Digitized by Google

den Dienst bei seinem geliebten „Lajtenant" vorzubereiten; denn er zweifelte keinen Augenblick, daß dieser sein Wort halten würde, trotzdem Tag um Tag, ja, Woche auf Woche verrann, ohne den heißersehnten Brief zu bringen.

Hierfür war aber die so wohl verdiente, goldene Tapferkeitsmedaille richtig eingetroffen und wurde dem braven Soldaten von einem höheren Offizier persönlich überreicht.

Der schlichte Magyar war so selig darüber, daß er sich nicht einmal im Schlafe von seiner Medaille zu trennen vermochte.

Sein großes Glück erschien nur durch den Umstand beeinträchtigt, daß er nicht wußte, wohin er seinem „Lajtenant" das wichtige Ereignis melden konnte; denn die versprochenen Nachrichten seinerseits wollten so ewig lange nicht eintreffen, daß János bereits fürchtete, das Spital ohne die ersehnte Kunde verlassen zu müssen.

Da brachte die Post eines Tages gar zwei Briefe für den einen, bang und lang erwarteten.

Das eine Schreiben war rekommandiert und kam aus dem fernen Ungarlande, das andere fast paketartig große aus Riva am herrlichen Gardasee, wo der Baron seine Flitterwochen verbrachte.

Zitternd vor Freude erbrach János, ungeschickt genug — es war der erste Brief, den er jemals erhalten — das Schreiben seines Lieutenants, nachdem er es vorher an die Lippen geführt.

Ein Daguerrotypbild, den Baron mit seiner jungen Frau darstellend, fiel heraus. Der beiliegende Brief erklärte alles und brachte dem entzückten János die Freudenbotschaft, daß ihn der Baron versprochenermaßen in seine Dienste zu nehmen gewillt sei und auf der Rückkehr von Venedig, bevor er als Oberlieutenant zu seinem gegenwärtig in Wien stationierten Regiment einrücke, nicht verfehlen würde, seinen Lebensretter abzuholen. Jánoś Glückseligkeit kannte keine Grenzen.

Mit den Elyen-Rufen ging es nun bei seiner geschwächten Brust zwar nicht am besten, ja, es war dies, eines trockenen Hustens halber, der ihn zuweilen plagte, durchaus nicht angezeigt, doch konnte er sich in seiner aufrichtigen Herzensfreude nicht enthalten, wiederholt seinen gewohnten Ruf: „Elyen az en kedvesem, mein Liebling soll leben!" erschallen zu lassen.

Der Gute ahnte eben nicht, welch unerquickliche Erfahrungen den Baron in seinem Vorhaben bestärkt hatten, sich des ebenso treuen als geschickten Dieners wieder zu versichern; denn daß János, wenn auch nur auf einem Fuße stehend, bei keiner Gelegenheit das Gleichgewicht verlieren würde, wußte er recht gut, ebenso, daß der brave Mensch den zuverlässigsten Kutscher der Welt abgeben würde, wenn er einmal auf den Bock gehoben ward. Und dafür konnte bei der vielen Dienerschaft, die sich der Baron zu halten versprach, Rat werden.

Da jedoch János in seiner naiven Biederkeit und Bescheidenheit nicht im entferntesten ahnte, daß ein Mensch mit seinen Eigenschaften in jeglichem Dienstverhältnisse ein Kapital vorstelle, nahm er das Benehmen seines pfiffigen Lieutenants für bare Münze und versprach sich, ihn fürder mit doppeltem Eifer zu bedienen. Nicht minder seine Gattin, der in gleicher Treue ergeben zu sein, der Baron im Schlußsatze seines Briefes nur der Form nach erwähnte, da er von der Überzeugung durchdrungen war, daß János sich künftig für seine Herrin ebenso wie für ihn, gegebenen Falles totschlagen ließe.

Mit tausend Eiden nahm sich's der Brave vor, als er immer wieder voll närrischen Entzückens das Bild seines Lieutenants und seiner schönen, jungen Frau mit den großen, schwärmerischen Augen betrachtete.

Diese Augen sprachen ganz merkwürdig zum Herzen und hatten einen rührend seligen und doch zugleich hülfeflehenden Ausdruck, wie von jemand, dem vor der Zukunft bangt, in ihrer unergründlichen, rätselhaften Verschlossenheit.

János konnte sich gar nicht satt sehen daran und schaute fortwährend die sinnigen Augen an, endlich fiel aber auch sein Blick auf den zweiten, im Glückstaumel des ersten übersehenen Brief.

Er war mit keinem auffälligen Wappen gesiegelt wie der des Barons, und trug als Petschaft mehrere dunkelrote Oblaten, die wie Blutstropfen von dem weißen Papier der Hülle abstachen und dem braven Ungarn ein unheimliches Gefühl verursachten. Er hatte auch nur wenige Zeilen gelesen, als schon das fatale Schreiben seinen bebenden Händen entglitt . . .

Ein Stöhnen entrang sich der Brust des mutigen Mannes.

Der tollkühne Czikós, der niemals vor etwas gezittert, nicht einmal vor dem dräuenden, todspeienden Schlund der feindlichen Kanonen, zitterte nun zum ersten Mal in seinem Leben vor dem unentwirrbaren Verhängnis.

Die Heirat seines „Lajtenants" hatte János, der seinen Herrn als etwas flotten Lebemann kannte, mit unsäglicher Freude erfüllt, da er ihn dadurch als geborgen erachtete; doch jetzt flößte sie ihm nur Schrecken und Bangen ein.

Der zweite, gänzlich unerwartete Brief, dessen Inhalt eine so furchtbare Wirkung auf János hervorgebracht, kam nämlich von dem armen, verlassenen Bürgermädchen, von der schönen Etelka Lanjos, welche vergebens Brief auf Brief an Baron Feldbach gerichtet, ohne einer Antwort gewürdigt zu werden.

Die Ärmste, die sich Mutter fühlte, wandte sich in ihrer Verzweiflung an den treuen Diener und flehte ihn an, ihre Rechte bei seinem Herrn geltend zu machen. Kalter Schweiß perlte von Jánoś Stirne hernieder.

Er konnte es in seiner so natürlichen Ehrlichkeit nicht fassen, nicht begreifen, daß ein Mann ein anderes Weib, als das in Liebe ihm ergebene, an den Traualtar führen konnte. Das war zuviel für seinen schlichten Verstand.

In seiner blinden Hingebung für seinen Herrn, mochte er es nicht glauben, daß dieser ein so großes Unrecht begehen konnte.

Der Biedermann hätte auch keinen Augenblick gezögert, trotz aller Achtung vor seinem „Lajtenant", ihn darob zur Rechenschaft zu ziehen; doch jetzt war

Digitized by Google

es ja zu allem zu spät, und es blieb ihm nur noch übrig, in seiner treuen Brust das traurige Geheimnis seines Herrn zu verschließen, wenn dieser überhaupt solch schwere Schuld begangen.

János wollte es nicht glauben, daß der Baron, an dem er mit so blinder Ergebung hing, ein schlechter Mensch sein sollte.

„Bassama teremtete, wajß ich beser, konn nit sajn, konn nit sajn!“ murmelte er immer wieder.

Die beste Antwort hierfür wäre wohl der Anblick des armen Weibes, der einst so schönen Etelka Lanjos gewesen, die von ihrer Familie verstoßen und verlassen in derselben Stunde, in welcher Baron Feldbach sein rauschendes Hochzeitsfest feierte, samt ihrem Kinde elend zu Grunde ging.

VII.

Baron Feldbach hatte in Wien im vornehmsten Viertel der inneren Stadt eine ebenso schöne als teuere Wohnung gemietet. Sein Haus war, dank des Vermögens seiner Frau, auf außerordentlich großen Fuß gestellt. Seine Equipagen und Pferde erregten sogar in der, an jegliche Prachtentfaltung gewohnten Kaiserstadt ein gewisses Aufsehen. Es war dies zwar ein ausschließliches Verdienst des treuen János, dessen Kennerblick die Wagen- und Reitpferde ausgesucht; aber der Baron liebte es, sich selbst den Löwenanteil zuzuschreiben, während er es doch nur unvergleichlich verstand, in Saus und Braus verschwenderisch zu leben.

Er verkehrte mit seiner allgemein beliebten und bewunderten Frau in der feinsten Gesellschaft, und wenn er in der Nobelallee des Praters auf seinem Goldfuchs, dessen merkwürdige Feldzugsdienste bekannt wurden, einhersprengte, oder an der Seite seiner Gemahlin, vom treuen János gelenkt, im schärfsten Trab dahinfuhr, konnte er gewiß sein, selbst in dem großartig entfalteten Pratergewühl, aufzufallen. Und dahin ging sein ganzes Sinnen und Trachten.

Die Baronin hätte zwar ein ruhigeres, innigeres Familienleben vorgezogen; doch da sie ihrem Manne mit wahrhaft abgöttischer Liebe blindlings ergeben war, fügte sie sich auch darin, wie in allem und jedem, seinem despotischen Willen, bis sie durch zwingende Rücksichten beeinflußt, den Baron sich selbst und seinen Vergnügungen überlassen mußte.

Da war es János, der gute, treue Mensch, welcher der einsamen jungen Frau gar oft die langen Winterabende verkürzte. Er diente ihr nicht allein ebenso treu wie seinem Lieutenant in lustiger Junggesellenzeit, sondern wachte auch wie ein sorglicher Freund über die nur zuviel sich selbst überlassene Frau, deren Schicksal ihm ins Herz schnitt; denn er wußte nun, daß sie an einen gewissenlosen Menschen gekettet sei.

Die Geschichte des armen Bürgermädchens war nur zu wahr, und ohne János' Dazwischenkunft hätte auch die arme Baronin ihres Gatten ehrloses Handeln erfahren.

Die Brüder der Verstorbenen hatten sich aufgemacht und waren nach Wien gekommen, um ihre Schwester zu rächen.

Ein einziger Blick in deren finsteres Antlitz genügte dem zu Tode erschrockenen János, der zum Glück die Wohnungsthür anstatt des Bedienten geöffnet, um die Größe der Gefahr für seine geliebte Herrschaft zu ahnen. Und zwar zitterte er mehr noch um die arme Baronin, als um seinen Lieutenant, der in eigener Person allmählich den Glorienschein verwischte, den sein biederer Diener um ihn gewoben. Desto mehr fühlte sich dieser verpflichtet, die Baronin zu beschützen, die ihr Gatte längst schon leichtsinniger Frauen wegen vernachlässigte.

Mit stählerner Faust und der gewohnten Behendigkeit packte er mit der Linken, da er mit der rechten Hand seinen Krückenstock stützte, die beiden Ungarn und schob einen nach dem anderen in sein eigenes, am Flur gelegenes Zimmer, um den Kampf darin auszufechten. Kurz und bündig erklärte ihnen nun János, daß er der Schuldige sei und daß, wenn sie jemand totzuschlagen hätten, es ihn und nicht den Baron treffen müsse. Zur Beglaubigung seiner Worte wies er ihnen die Adresse jenes im Spital zu Verona erhaltenen, wohlverwahrten Schreibens vor.

Verblüfft sahen sich die Brüder an und blickten dann verwundert auf den mutigen Mann, der ihren drohend erhobenen Fokosstöcken so kaltblütig entgegentrat. Doch wenn auch János als guter Diplomat sich versucht, ein Hehler war er nicht; denn der verhängnisvolle Brief, den er in der Schublade seines Kastens zu verstecken gehofft, lag am Boden und enthüllte die ganze Wahrheit. Sein beispielloser Edelmut jedoch entwaffnete den gerechten Zorn der Brüder Lanjos. Der dem Ungarn innewohnende, heroische Zug regte sich auch in ihnen, und als János von seiner engelsguten, beklagenswerten Herrin erzählte, die keinerlei Schuld traf, wollten sie ihrem braven Landsmann an Großherzigkeit nicht nachstehen und boten dem treuen Menschen gerührt die Hand zur Versöhnung.

Mit Thränen in den Augen trennten sich die drei Männer, die sich kurz vorher so feindlich gegenüberstanden, und sie alle überließen die Vergeltung Gott dem Allmächtigen, der früher oder später jeden zu treffen weiß, dessen Vergehen racheheischend gen Himmel schreit.

Die Baronin hatte keine Ahnung, welcher Gefahr sie entgangen, als sie des Abends beim flackernden Kaminfeuer und traulichen Schein der hohen Moderateurlampe aus kostbarem Altwienerporzellan, dem treuen Diener gegenübersaß, der in seiner ungarischen Tracht, trotz des Stelzfußes, ganz stattlich aussah. Ungemein komisch nahm er sich aber aus, wenn er mit einem Gemisch respektvoller Unterthänigkeit und Verzagtheit mit seiner angebeteten Herrin Domino spielte. Solange er zu deren Kurzweil die drei Pudel des Barons, Piff, Paff und Puff, im Zimmer herumtummelte oder Geschichten aus seiner Heimat erzählte, ging alles an, mußte er aber ans Manövrieren mit den gefürchteten schwarzen Steinen, so stand ihm der Schweiß auf der Stirne, wie im

Digitized by Google

Sonnenbrand und Kanonendampf von Solferino, nur daß ihm das Dominospiel entschieden unbehaglicher als das Kriegsspiel dünkte.

Seine ungewöhnliche Zerstreutheit schob die Baronin, die mit nervöser Ungeduld ihres Gatten harrte, dem Umstande zu, daß János am Vormittage im Prater zum ersten Male die Kaiserin zu Pferde gesehen. Der herrliche Anblick der majestätischen und dennoch so zarten Elfengestalt im knapp anliegenden, dunklen Reitkleide auf feurigem Rosse, hatte den schlichten Mann, der solch wunderschönes Frauenbild, wie jeder, der die Kaiserin von Österreich zuerst sah, nimmer geschaut, derartig überwältigt, daß ihm die Zügel aus den Händen glitten und ihm die Pferde eine Strecke weit durchgingen.

Hiermit wähnte ihn die Baronin beschäftigt, indes er an die gräßliche Stunde in seinem Zimmer dachte und nicht umhin konnte, das ungewöhnliche Ausbleiben des Barons damit zu verbinden.

Es war aber kein gefährliches, nur ein höchst lächerliches Abenteuer, das den Baron verhinderte, zum Nachtmahl pünktlich einzutreffen.

Eine schelmische Französin, der er auf Leben und Tod den Hof machte und welche, die schöne Baronin kennend, ihres Gatten unverzeihliche Flattersucht strafen wollte, hatte dem liebessiechen Baron nach langem, vergeblichem Flehen ein Rendezvous gewährt. Beim Denkmal des Grafen von Soisson wollte sie seiner in der Dämmerung des frostigen Dezembertages harren.

Überglücklich begab sich der Baron, dem das Stelldichein nicht bekannt war, der jedoch seine Unwissenheit nicht gestehen wollte, schon in aller Frühe auf die Suche nach dem bezeichneten Monumente. Mit einem flinken Fiaker lief er alle Denkmäler Wiens ab. Er hatte sich sogar bis zur Spinnerin am Kreuz verlaufen, allein das Monument des Grafen von Soisson wußte ihm niemand zu bezeichnen, trotzdem dazumal die vorhandenen Wiener Standbilder durchaus nicht auf so versteckten, ungünstigen Plätzen wie heutzutage prangten, wo man beispielsweise das herrliche Beethoven-Denkmal vom genialen Zumbusch erst entdecken muß, um dessen erhebenden Anblick zu genießen.

Verzweifelt sah der Baron die Dämmerung anbrechen und auch zur Neige gehen, ohne daß es ihm gelungen wäre, das heiß ersehnte Monument aufzufinden. Wie ein gehetztes Wild durchraste er, von ohnmächtiger Wut verzehrt, im dichtesten Schneegestöber die Straßen Wiens; doch in wahnsinnerregender, vergeblicher Mühe.

So kam die Theaterstunde heran, in der er die schöne Dame in der Oper wußte. Bleich wie der Tod, abgemattet und mit heftigem Gliederreißen, das die feuchte Schneekälte neuerdings geweckt, betrat der Baron das Kärntnerthortheater und die Loge seiner Angebeteten.

Frostiger als die kalte Winternacht streifte ihn der Blick der offenbar erzürnten Dame. Ihren schönen Lippen entrang sich ein einziges niederschmetterndes: „Nun?"

„Ich . . . ich habe Ihrer vergeblich geharrt," stotterte der vernichtete Baron.

„Wo?" kam es eisig zurück.

„Überall und nirgends . . . ich . . . ich konnte das Denkmal nicht auffinden und fürchte, daß Sie mich bloß genarrt . . ."

„Au contraire! Sie waren es, der mich genarrt," behauptete die Schelmin mit der unschuldigsten Miene der Welt; „denn ich erwartete Sie eine Stunde lang am äußeren Burgplatz."

„Am äußeren Burgplatz?" staunte der verblüffte Offizier. „Aber dort stehen ja nur die Reiterstatuen des Siegers von Aspern und des Prinzen Eugen . . ."

„Grafen von Soisson," ergänzte die Französin mit spöttischer Miene.

„Den Teufel auch, wer konnte dies ahnen!" entfuhr es dem gefoppten Baron.

„Es sei Ihnen eine Lehre für die Zukunft. Adieu!"

Sprach's und wandte ihm den marmorweißen Rücken.

Mit welchem Humor der Baron eine Viertelstunde darauf bei seiner sehnsüchtig harrenden Gattin eintrat, läßt sich leicht denken.

Der arme János war es, an dem er seinen Zorn kühlte. Mit einem derben ungarischen Fluch fuhr er ihn grob an und sprach:

„Kerl! was macht Er da in den Herrschaftszimmern? Er gehört in den Stall. Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Lajtenant," — János konnte den Baron nicht anders nennen — „ober, wenn Gnoden befehlen, hob ich . . ."

„Wird Er wohl's Maul halten," unterbrach ihn der Baron wutentbrant. „Kutya teremtete! Ich glaub gar, daß Er sich untersteht, mir zu widersprechen!"

„Aber, lieber Josi, mäßige Dich doch," versuchte die Baronin zu vermitteln. „János kann doch keinerlei Schuld treffen, da ich selbst ihm befohlen, mir Gesellschaft zu leisten. Du kamst so lange nicht und mir bangte, so einsam Deiner zu harren. Wenn Du auch nur die geringste Ahnung von den trüben Gedanken hättest, die mich in meiner Verlassenheit beschleichen, würdest Du die allerdings nicht ganz passende Gesellschaft eines Dieners als wahren Segen für mich betrachten. Übrigens hast Du mir's ja selbst ans Herz gelegt, unseren braven János, Deinen tapferen Lebensretter, stets mehr als Freund, denn als Diener zu betrachten."

„Bleib' mir nur mit der ‚Lebensretterei' vom Leib," spottete der Baron. „Mein böses, rheumatisches Leiden zwingt mich nur zu sehr einzusehen, daß an der ganzen Geschichte durchaus nicht so viel daran ist, als ich anfangs gemeint. Mit den paar Franzosen wäre ich schon selbst fertig geworden! Der Kerl hat offenbar mein Leben mehr gefährdet als gerettet. Über den Anblick seiner geliebten Husaren vergaß er sowohl seinen Herrn, als seine Pflicht. Es war eine ‚Patzigthuerei' und nichts anderes, die ihn bewog, zur Attaque einzusprengen. Nichts als blöder, unverzeihlicher Ehrgeiz, um sich das glänzende Ding da zu erringen, mit dem er sich wie ein eitles Frauenzimmer schmückt."

Digitized by Google

Dem armen Menschen standen die Thränen in den Augen, um so mehr, als er seinem schlichten Begriffsvermögen nach, sich schuldig fühlte, da er sich's nicht verzeihen konnte, um des Vaterlandes willen seinen Herrn vergessen zu haben.

Mit zitternder Hand entfernte er die so wohl verdiente goldene Medaille von seiner Brust, als schäme er sich ihrer angesichts des Unrechtes, das er an seinem Herrn begangen, und folgte diesem, der ihn rauh angeherrscht, sein Bett zu bereiten und zu durchwärmen, mit der Hingebung eines Hundes, der Prügel und alles erträgt, wenn es die Hand seines Herrn ist, die ihn züchtigt.

Der Baronin standen gleichfalls die Thränen in den Augen. Das Unrecht, das ihr Gatte dem braven Burschen zufügte, ging ihr fast noch näher als ihm selbst, da sie daraus wenig erquickliche Schlüsse über den Charakter ihres Mannes zog. Sie konnte und wollte dessen Fehler nicht gewahren, weil sie ihn schrankenlos liebte, und fühlte, ohne ihn nicht leben zu können.

Seit jenem Abend, an dem sich der Baron angeblich auf einer Inspektion so durchnäßt und erkältet, daß er einige Tage das Bett hüten mußte, berief die Baronin den arggescholtenen János nie wieder zu sich, wußte aber seine Dienste deshalb nicht minder zu schätzen; denn als der Spätsommer herankam und ihr Gatte sie zu ihrer Mutter geleitete, weil die junge Frau deren Beistand zum wichtigsten Geschäfte im weiblichen Leben benötigte, überließ sie ihr ganzes Haus und ihre Kostbarkeiten vertrauensvoll der Sorge des verläßlichen Dieners, der an die frohen Erwartungen seiner Herrin, bezüglich ihres künftigen, nur allzu erschütterten ehelichen Glückes, die schönsten Hoffnungen knüpfte.

Als die Baronin, die ihr Gatte abgeholt, im November zurückkehrte, fand sie nicht nur die musterhafteste Ordnung in ihrer Wohnung vor, sondern auch überall den schönsten Blumenschmuck. Auf der Eingangsthüre hing gar ein Kranz aus Tannenreisig und darin prangte auf weißem Glanzpapier ein mit ungeschickter, doch so wohlmeinender Hand geschriebenes: „Vielkomm!"

VIII.

Das unorthographische Willkommen des guten János war dennoch richtig gewesen; denn viele waren es, die gekommen. Nebst Herr und Frau und der Kammerjungfer der Baronin, ein allerliebstes kleines Baby und dessen stattliche Amme, Angela, das prächtigste Exemplar einer Wälschtirolerin.

Die gewaltige Erscheinung der jungen Dirne mit dem krausen, braunen Haar, dem kecken Näschen und dem von den schönsten, wenn auch ziemlich großen Zähnen geschmückten Korallenmund, imponierte sofort dem schmächtigen Ungarn, der an ihrer Seite einem Kinde glich, und der förmlich mühsam zur Gewaltigen emporblicken mußte.

Vom ersten Augenblicke an empfand János eine fast mit Scheu gemischte Verehrung für Angela, die ihm ein angelo (Engel) dünkte in ihrer malerischen Nationaltracht, welche vom ländlichen Kostüme der Lombardei wenig abweichend, deren schönste Charakteristik, den reichen Silbernadelschmuck im hochgesteckten Haar, gleichfalls aufweist.

Daß Angela nicht so schön wie seine angebetete Herrin, mußte er zugeben; doch stärker und kräftiger war das gesundheitsstrotzende Tirolerkind ganz gewiß. Bei allem Respekt und seiner Verehrung für die Baronin, fand er diesen Ausweg, nachdem er eine ganze Woche gebraucht, um das Dilemma glücklich zu lösen.

Welch wichtige Rolle eine Amme in einem Herrschaftshause spielt, ist männiglich bekannt, daher war es nicht Wunder zu nehmen, daß János alles aufbot, um sich mit der Ernährerin des kleinen Egon auf guten Fuß zu stellen, um so mehr, als dies von der Baronin bis zum Küchenjungen herab allgemein betrieben ward. Sogar sein gestrenger „Lajtenant", der ja stets mehr Baron als Mensch gewesen und täglich anmaßender wurde, bewarb sich um die Gunst der drallen Angela.

Daß der Mensch dabei eine größere Rolle als der Baron und selbst der Vater spielte, ahnte der naive Magyar freilich nicht. Es kam ihm aber indirekt zu gute, weil Angela, die anfangs stets hocherfreut gewesen, mit dem Baron, der ihre Muttersprache kannte, traulich verkehren zu dürfen, plötzlich denselben scheu mied und sich an János anschloß, dem das Italienische gleichfalls ziemlich geläufig war.

Der begabte Bursche hatte sich der weit schwierigeren deutschen Sprache zu bemächtigen gewußt, fand sich demnach gar bald mit dem Wälschen zurecht, das er schon während des Feldzuges und seines viermonatlichen Aufenthaltes im Spitale zu Verona erlernt, wo er öfters sogar als Dolmetsch benutzt wurde. Es erfüllte ihn der übrigen Dienerschaft gegenüber, die kein italienisches Wort verstand, mit nicht geringem Stolze, daß er der allseits umschmeichelten und bewunderten Amme des kleinen Barons so nützlich sich erweisen konnte.

Die gefürchtete Tirolerin, die mit allen so unnahbar that und sogar den Baron geohrfeigt hatte — freilich unbelauscht und im dunklen Korridor, wo er sie zu umfangen versucht — wußte die Vorzüge des guten János gar bald zu schätzen und wurde nach und nach ganz herablassend, ja, sogar freundlich mit dem dienstwilligen Ungarn, der sowohl ihr als dem Sohne ihrer Herrschaft nur mit wahrer Andacht nahte.

Die Baronin, deren Mutterglück immer mehr das langsam erkaltende, einst so schön erträumte eheliche Glück aufwiegen mußte, erfüllte die Annäherung der beiden treuen Seelen in ihrer Umgebung mit aufrichtiger Freude.

Sie konnte Angela in ihrer guten Meinung über János nur bestärken, so daß diese sogar eines Tages, als endlich aus der Heimat ein Schreiben an sie eintraf, und ihre Herrin gerade nicht zu

Digitized by Google

Hause war — den Baron hätte sie in seinem Zimmer um alles in der Welt nicht aufgesucht — die vertrauensvolle Bitte an den gefälligen Burschen richtete, ihr den heiß ersehnten Brief vorzulesen. Röter als eine feurige Mohnblume gestand sie ihm, nicht lesen zu können.

János wußte dies freimütige Geständnis, das ihn nur ehren und beglücken konnte, vollauf zu würdigen und bekannte nicht minder treuherzig, daß es mit dem Lesen auch bei ihm seine Schwierigkeiten habe, daß er aber doch ihrem Wunsche so gut als möglich nachkommen wolle.

Die beiden steckten die Köpfe zusammen, während der kleine Egon nach reichlich genossener Nahrung sanft schlief, und János machte sich daran, den wichtigen Brief zu entziffern.

Dem Wackeren fiel es schwer genug, aber der gute Wille und eine schöne, große Schrift halfen tapfer nach, so daß er endlich im Schweiß seines Angesichts, nach langem Buchstabieren und nachdem er die Aufschrift: Angela mia benedetta — ungefähr, meine geliebte Angela, da im Deutschen gebenedeit nicht anzuwenden — merkwürdig geläufig gelesen, folgendes zusammenbrachte:

„Ich hatte bisher nichts zu melden und überließ das Schreiben Dir, vielmehr Deiner gütigen Herrin.

„Ich bin gesund und Cäsarin, den ich zur Abkürzung Nini nenne, nicht minder. Er ist dick und fett wie unser junges Schweindl, von welchem ich im Winter die besten Salami erhoffe. Von Nini hoffe ich, daß er bis dahin einige von Deinen gesunden Zähnen bekommen wird, um unsere ‚casalini' beißen zu können. Einstweilen sind hauptsächlich seine gambe (Beine) entwickelt, auf denen er bereits zu stehen anfängt, die ihm aber auch oft den Dienst versagen, da seine Stütze, der erwähnte porchetto, den ich tagsüber in der Küche halte, damit er die Abfälle gleich frißt und ich sie nicht erst zusammenzukehren brauche, allzu glatt und rund ist. Übrigens hab ich das Mistvieh in letzterer Zeit zur alten Sau in den Stall sperren müssen, weil ihm der Raps gekommen, von Ninis Nase kosten zu wollen. Sie ist freilich etwas lang; doch unser Reverendo, der auch Deinem Kinde bereits ein treuer Seelsorger geworden, meint, daß die Menschen sich zu erhalten hätten, wie Gott sie erschaffen, und so hab ich bei allem Respekt vor dem heiligen Antonius, dem gleichfalls ein Schweindl Gesellschaft geleistet, Deinen Sohn vom unvernünftigen Tier getrennt. Das Korn ist heuer gut ausgefallen, den hochaufgeschossenen Mais drohen die vielen Gewitter niederzuschlagen; doch hoffen wir auf eine gute Weinernte.

„Unser ehrwürdiger Herr Pfarrer, der diese an Dich gerichteten Worte meines Herzens niederzuschreiben so gütig ist, und so groß als möglich schreibt, damit die gute anima (Seele), die Dir's vorliest, sich nicht gar so zu plagen braucht, grüßt und segnet Dich und läßt Dir sagen, daß Du Deine Pflicht treu und redlich erfüllen sollst, hauptsächlich aber vor den Verführungen des demonio (Teufel) Dich hüten sollst; denn ein zweites Kind würde er Dir nicht taufen."

Derartig schloß der von Angelas Mutter stammende Brief, die ein kleines Häuschen, nebst einigen bescheidenen Feldern in einem, in den malerischen Bergen des Trentino mild und sonnig gelegenen Dorfe besaß.

Der Schlußsatz des Briefes hatte János stutzig gemacht, er fragte aber trotzdem mit so viel Einfalt nach dem Gatten Angelas, daß die junge Bäuerin ihm hellaut ins Gesicht lachen mußte. Im nächsten Augenblick ward sie jedoch todestraurig, wie dies dem unbeständigen, leichtlebigen Temperamente des Südländers eigen, brach in Thränen aus und teilte Janos ihre leidvolle Geschichte mit.

Angela Bertin olli war nur die Braut von Ninis Vater gewesen. Dieser, der Sohn eines vermögenden Grundbesitzers, sah sich leidiger Familienverhältnisse wegen gezwungen, seine Verlobung zu verschweigen; denn die arme Angela, die nicht viel mehr als ihre derbe Schönheit besaß, wäre seinen Eltern als Schwiegertochter wenig, um nicht zu sagen gar nicht willkommen gewesen. Die Brautleute mußten demnach ihre Liebe vorderhand noch geheimhalten. Sie waren beide jung und hatten vollauf Zeit, eine günstige Wendung der Dinge abzuwarten.

Da kam der böse Krieg dazwischen und Cäsare Zavatta, der noch militärpflichtig war, mußte zu seinem Regiment einrücken. Angesichts der drohenden Gefahr gestaltete sich der Abschied der Verlobten inniger, als Beide es gewollt, und als die traurige Nachricht von Cäsars frühem Tode auf dem Felde der Ehre eintraf, wußte Angela, daß sie einer Waise das Leben schenken würde.

Gramgebeugt, verzweifelt und in Thränen aufgelöst eilte sie zum würdigen Ortspfarrer, Don Vincenzo Fiaschini, um ihm, vor Scham vergehend, ihr Unglück zu beichten. Doch ihr Verlobter war ihr bereits zuvorgekommen und hatte am Vorabend der Schlacht von Magenta, von bangem Todesahnen erfüllt, dem Seelsorger seines Heimatsdorfes schriftlich seine Schuld bekannt, die arme Angela, deren Hoffnungen er teilte, seinem Schutze anempfehlend. Überdies hatte er seinem Kinde nicht allein dreitausend Lire Erspartes vermacht, sondern auch seinen ehrlichen Namen, die unbeugsamen Eltern, deren Starrsinn ihn mit solcher Sünde beladen ins Grab fahren ließ, beschwörend, seine Braut als Tochter anzuerkennen.

Dies geschah nun gerade nicht, aber da der Pfarrer, dem letzten Willen des Verstorbenen gemäß, Angelas Schmerzenskind auf den Namen Cäsare Zavatta getauft, konnte sie sich immerhin im Dorfe sehen lassen. Es hatte sogar daselbst ein großer Teil der Einwohner Partei für Angela genommen, deren Fehltritt die äußeren Umstände so sehr gemildert. Sie fand es aber geraten, dem Wunsche Don Vincenzos gemäß, eine Zeit lang dem Gerede der Leute und den Feindseligkeiten der Familie Zavatta auszuweichen, welche wütend darüber war, daß ein Bastard ihren Namen führte; denn so häßlich dieser auch klang, stolz waren die reichen Possidenti (Grundbesitzer) doch darauf.

Es fiel der jungen Bäuerin zwar recht schwer, von ihrem teueren Kleinen sich zu trennen, um bei der Baronin als Amme einzutreten, da es jedoch der

Digitized by Google

Pfarrer gewesen, der ihr die Stelle angeboten und verschafft, fügte sie sich wie in allem und jedem seinem Willen, den sie als denjenigen ihres toten Bräutigams betrachtete.

Cäsarin, der bereits einige Monate zählte, war leicht entwöhnt worden, und so war denn Angela mit der Baronin nach Wien gezogen, wohl wissend, daß ihr Kind bei ihrer alten Mutter in den besten Händen sei.

Das Vertrauen der schönen Amme, die er vom ersten Augenblick an so sehr bewundert, rührte den gutmütigen Ungar und vermittelte natürlich ein innigeres Verhältnis zwischen den beiden.

Janos besorgte die Antwort an Angelas Mutter. Es ging zwar noch schwerer als mit dem Lesen; doch da er sich zu einem italienisch-ungarischen Diktionär aufgeschwungen, brachte er es dennoch zuwege.

Kurz, aber deutlich meldete er Angelas Freude über den erhaltenen Brief, ferner, daß sie brav sei, ihre Pflicht erfülle und sich viele Freunde hierdurch erworben. Daß sie dem Reverendo ehrfurchtsvoll die Hand küsse, ihre Mutter und den Kleinen, dem sie nichts abgehen zu lassen bat, herzlich grüße und allesamt dem Segen Gottes inbrünstig anempfehle.

Für Ninis etwaige Bedürfnisse legte Angela fünf Gulden bei, die der gute Ungar im stillen verdoppelte.

Er brauchte wenig Geld, da er ja, wenn auch ohne den energisch ausgeschlagenen Lohn dienend, den Überfluß des verschwenderisch geführten Haushaltes seines Herrn genoß und höchstens auf Tabak seine Pension verausgaben konnte. Eines nur zu oft auftretenden, trockenen Hustens halber, der ihm als böse Folge seiner Brustwunde geblieben, durfte er nur mäßig rauchen, und so häufte sich seine kleine Rente zum Kapitale an. Er war sparsamen Sinnes und schmälerte dies nur, um seiner Herrschaft zu besonders freudigen Ereignissen eine Aufmerksamkeit zu bereiten. So hatte er auch den ganzen, kostbaren Blumenschmuck beim Einzug des kleinen Barons bestritten.

Nahezu ein Jahr war seit jenem Tage verstrichen.

Der kleine Egon gedieh unter Angelas Pflege so prächtig, daß er ganz anstandslos zu zahnen vermochte und bereits Suppenbrei und Milchgries mit größtem Appetit verzehrte. Dies bewog die sich nun als überflüssig betrachtende Amme, deren Sehnsucht nach dem eigenen Kinde mächtiger ward, ihre Entlassung zu erbitten, obschon es ihr recht schwer fiel, das Haus der Baronin zu verlassen. Was ihr darin besonders lieb geworden, hätte sie nimmer genau zu bestimmen gewußt, aber sie konnte nur mit Thränen in den Augen an den Abschied denken, und es kam ihr sehr gelegen, als ihre gütige Herrin noch für die nächsten Wintermonate ihre Hilfe und ihren Beistand sich erbat, sowie ihren Rat bei der Wahl einer baldigst zu benötigenden, zweiten Amme.

Dem Baron, der als Vater ebenso flott wie als Junggeselle und Neuvermählter weiterlebte, kam es auch gelegen, die hübsche Angela, deren rote Backen die Stadtluft übrigens etwas gebleicht, noch ein Weilchen unter den Augen zu haben, und so blieb sie weit über den Tag hinaus, an dem die Baronin eine zarte Mädchenknospe an ihr Herz gedrückt.

IX.

Ein ganzer Monat verfloß, bis die Taufe der Neugeborenen stattfinden konnte, weil die Baronin, welche dem Akte beiwohnen wollte, nicht unbedenklich kränkelte und die Ceremonie daher immer wieder verschoben wurde. Endlich ward sie aber doch in dem imposanten, gothischen Wunderbau der berühmten Stephanskirche vollzogen.

Ein großes Fest mit lukullischem déjeuner dinatoire folgte hierauf im Hause des Barons, der es liebte, bei jeder Veranlassung mit seinem Reichtume zu prahlen und sich's anläßlich der Taufe seines Töchterchens, welches der kaiserlichen Prinzessin nach den Namen Gisella erhielt, doppelt angelegen sein ließ, von sich reden zu machen.

In aller Leute Mund zu sein, war ihm das Höchste!

Er hatte es deshalb auch nicht versäumt, einen Vertreter der Presse zur Taufe zu laden, um so mehr, als eine Fürstin die Patin der kleinen Gisi war.

Es wimmelte von höheren Militärs und Staatswürdenträger, von Palast- und Sternkreuzordensdamen, von Grafen und Freiherren in den festlich geschmückten Sälen des Feldbachschen Hauses, in das der Frühling in Form eines allenthalben hervorquellenden Blumen- und Blättermeeres eingezogen war.

Schneeige Azaleen wechselten mit zartgetönten Hyazinthen, mit berauschenden Flieberzweigen, mit künstlich gezogenen Maiglöckchen, mit lieblich duftenden Veilchen, gekrönt von der Blumen Schönsten: der herrlichen Rose vielgestaltige Pracht, deren üppige Fülle der saftig grünen Fächerpalmen niederhängende Riesenblätter baldachinartig überragten.

Von allen Seiten wurde die ebenso geschmackvolle als reiche Ausstattung der Säle gelobt, deren verschwenderischer Prunk dennoch nirgends eine Überladung störte.

Der Baron schwelgte vor Seligkeit und protzigem Stolze; denn das allgemeine Lob kam seiner Schwiegermutter, welche sich unter den Anwesenden befand, zu Ohren, und es freute ihn in seiner niedrigen Denkart, die staunende Dame den Unterschied zwischen ihrem und seinem Hause fühlen zu lassen.

Da begingen die gutgeschulten Bedienten, denen die Aufwärter des feinsten Restaurants zur Seite standen, allerdings keine Verstöße; denn János hatte unter des Barons strengem Kommando einige Tage Probe gehalten.

Wie angemauert stand der stramme Magyar nun bei der Thür des Haupteinganges an eine Säule leicht gelehnt und dirigierte, einem Ceremonienmeister gleich, die hin- und herschießenden Lakaien.

János hatte zu diesem festlichen Anlasse von seinem „Lajtenant" den Befehl bekommen, seine Uniform und seine goldene Medaille anzulegen; denn, wo es galt, mit dem biederen Manne, um dessen treue Dienste ihn nicht wenige beneideten, zu prahlen, fiel ihm seine vielfach bekannte Tapferkeit durchaus

Digitized by Google

nicht lästig, ja, er fühlte sich sogar in seiner eigenen Person geschmeichelt, als er gewahrte, daß so mancher General dem jugendlichen Invaliden wohlwollend auf die Schulter klopfte und es sogar nicht verschmähte, dem Braven die Hand zu drücken. Von den jüngeren Offizieren und Kameraden des Regimentes, in dem der Baron diente, gar nicht zu sprechen; galt ihnen doch der János als „Prachtkerl".

Angela, die ein Weilchen mit dem kleinen Egon in den Sälen sich bewegen durfte und die sogar von ihrer blassen Herrin, deren Haut durchsichtiger als die Spitzen ihres Kleides war, einigen Damen als Amme des bildschönen, nun auf eigenen Füßen einhergehenden Knäbleins vorgestellt wurde, staunte nicht wenig über die dem schlichten Menschen erwiesenen Ehren.

Ihrer bewundernden Blicke bewußt, salutierte er rechts und links mit echt militärischer Schneidigkeit und verrichtete seinen Dienst mit ungemeinem Eifer und lobenswerter Pünktlichkeit, bis der letzte der vornehmen Besucherschar das gastliche Haus verlassen hatte.

Die Baronin, die ohnehin übermüdet war, zog sich mit ihrer Mutter sofort in ihre Gemächer zurück, wohl wissend, daß János die Aufbewahrung des kostbaren Tafelsilbers gewissenhaft besorgen werde und nicht minder gut der Ordnung alles übrigen vorstehen würde.

Angela hatte die Aufsicht leider Kinder, versprach sich aber, so bald als möglich in den Salon zu eilen, um den vielgepriesenen János zu beglückwünschen, dessen kriegerische Heldenthaten ihr heute erst Respekt einzuflößen gewußt.

Sie hatte zwar durch die Baronin vernommen, welch großen Dank ihr Gatte ihm schuldete; doch da dieser sehr wenig Aufhebens über die Geschichte machte, ja, im Laufe der Zeit immer geringschätziger darüber hinwegging, glaubte Angela nicht einmal recht daran.

Die Achtung, die man János gezollt, besonders aber die goldene Medaille, welche der einfachen Bauerndirne förmlich den Kopf verdrehte, hatten sie eines Besseren belehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Auf der großen Landstraße.

Roman

von

H. Schobert.

(Schluß.)

„Ich will thun, was Sie von mir wollen," sagte sie endlich nach langer Pause, in der sie mit sich gekämpft hatte. „Weil Sie es verlangen, will ich es thun."

Sie dauerte ihn innig, und da er noch immer das Beben ihres Körpers fühlte, legte er den Arm um sie und zog sie an sich.

„Tapfer sein," sagte er tröstend, „sich nicht niedertreten lassen vom Leben, sondern Herr bleiben, Herr seines Wollens, seines Handelns. Es ist eine bitter schwere Pflicht, die an Sie herangetreten ist, Hilde, ich begreif's! Kommen Sie ihr nach, der Lohn wird nicht ausbleiben."

Sie umkrampfte wieder seine Hand, aber ihre Thränen flossen sanfter.

„Sie sind gut, Doktor," brachte sie stockend hervor. „Besser wie ich, ich weiß das längst! O, wenn ich immer bei Ihnen bleiben könnte — ich verlangte mir nichts anderes. Besser würde ich durch Sie — ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft — und dann würden Sie mich am Ende lieb haben können — mich nicht verachten wie jetzt . . ." Sie schwieg plötzlich. Zuerst im Affekt der leidenschaftlichen Erregung hatte sie nicht daran gedacht, was sie ihm mit ihren Worten enthüllte, jetzt auf einmal kam es ihr schreckhaft zum Bewußtsein und schloß ihr jäh den Mund.

Auch Schrattenbach schwieg. Er hatte ihr Geheimnis erraten, es erschreckte ihn und machte ihn milder gegen sie, denn ihr schroffes Verleugnen Veras damals hatte ihn sehr gegen sie aufgebracht. Deshalb klang seine Stimme weich, als er endlich das Wort ergriff.

„Wie können Sie von Verachtung reden, Fräulein Hilde? Um Gott, wie käme ich dazu! Ich — gerade ich!"

Sie hatte sich sanft seinem Arm entwunden und stand nun vor ihm totenbleich aber ruhiger, eifrig bemüht, ihn nicht weiter merken zu lassen, wie es um ihr Herz stand; sie fühlte sich namenlos beklommen, gedemütigt und unglücklich.

„So will ich denn wieder nach Hause, Doktor."

Er zog ihre Hand durch seinen Arm. Solche zarte Sorgfalt und Anerkennung lag in dieser einzigen Bewegung, daß Hilde wieder die Thränen in die Augen traten.

„Thun Sie's! Das Bewußtsein, einem Menschen sein Liebstes gerettet zu haben, wird es Ihnen lohnen."

„Ich werde stark und tapfer sein, wie Sie es von mir verlangt haben," sagte sie mit zuckender Lippe. „Aber Vera! Was ist mit Vera geschehen! Ich bin bange um sie."

„Ich auch!" erwiderte er mit einem Seufzer aus tiefster Brust.

„Können wir denn gar nichts thun? Überlegen

Digitized by Google

Sie es doch einmal, lieber Doktor, die Schröder war so schrecklich mit ihren Kombinationen."

Er grübelte vor sich hin.

„Und doch müssen wir es abwarten, Fräulein Hilde. Wer von uns hat ein Recht, sich ihr zu nähern, wenn sie uns flieht?"

„Ich gewiß nicht," flüsterte Hilde im Bewußtsein ihrer Härte reumütig. „Aber Sie vielleicht, Doktor."

„Nein, ich auch nicht!" Er sagte es voll schmerzlicher Resignation.

„Aber Sie glauben — nicht wahr — Sie glauben auch nicht an etwas Schreckliches."

Ein Schauer schüttelte ihn plötzlich. Er sah Vera wieder vor sich, zermalmt, fast unkenntlich vor Schmerz und Gram, eine andere wie sonst — das Herz stand ihm einen Augenblick still vor Entsetzen. Dann hob er den Kopf hoch.

„Nein," rief er mit starker Stimme, „ich glaube es nicht! — Diese Frau um diesen Mann — unmöglich! Sie wird es überwinden. „Und wenn ihr eine Freundeshand nötig ist, ich werde da sein, um sie vor sich selber zu schützen."

„Ich auch!" flüsterte Hilde ernst. —

Schweigend brachte er sie nach Hause; sie fanden nichts mehr, was sie sich zu sagen hatten, obgleich beiden das Herz voll, als aber Hildes zitternde, kalte Hand abschiednehmend in der des Doktors lag, da hob er sie ehrerbietig an die Lippen und küßte sie warm und innig, wie etwas Heiliges. Er wußte, diesem jungen Geschöpf hatte er einen Dornenpfad gewiesen, sie ging ihn um seinetwillen. — Aber wie selten blühen im Leben die Rosen.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Seit Heinz Hilde gesprochen, wartete er mit fast wilder Angst auf Nachricht von Vera. Sie hatte es ihm versprochen, daran hielt er sich, immer und immer würde sie ihr Wort halten.

Wie tief er es jetzt bereute, ihr zu ihrem eigenen Kummer auch noch die Last seines Lebens mit auf die Schultern gelegt zu haben! Aber deshalb, vielleicht gerade deshalb mußte sie ihm ein Lebenszeichen geben, das fühlte er.

Aber wann? — —

Nirgends fand er mehr Ruhe. — Er lief des Morgens von Hause fort und durch die Straßen der Stadt in der heimlichen Hoffnung, einen Fingerzeig zu finden, wo sie geblieben sei; er saß stundenlang bei Sophie Schröder, fragend, wartend, ob vielleicht eine Nachricht käme, und dann plötzlich stürzte er wieder nach Hause, in der sicheren Annahme, daß dort inzwischen ein Brief angekommen sei, der ihn zu ihr rief, gar nicht begreifend, daß er sich nur so lange draußen aufgehalten hatte

Aber Tag um Tag verging. — Nichts — und immer wieder nichts! — — —

So war eine volle Woche inzwischen verflossen, seitdem er Vera zuletzt gesehen, und daran denkend, saß er zu sehr früher Stunde an seinem Schreibtisch, bei offenen Fenstern, mit einem verlorenen Blick über den blauen Himmel, die sonnenbeglänzten Häuser, und mit halbem Ohr auf das Lautwerden des Straßenlärms hörend, das aber frischer und fröhlicher zu klingen schien wie gewöhnlich.

Da läutete es an seiner Thür. Schrattenbach straffte das Haar rückwärts und verjagte damit alles Sinnen und Grübeln. Da es noch sehr früh war, konnte er nur einen Patienten vermuten, einen armen Arbeiter vielleicht, für dessen Leiden des Doktors Thür stets offen stand. Er hörte auch draußen sprechen, dann trat ein bäuerlich gekleideter Mann über die Schwelle. Heinz sah ihm etwas erstaunt entgegen, so pflegten seine frühen Besucher sonst nicht auszusehen. Aber gleichviel — er war zu ihm gekommen, er bedurfte seiner Hilfe, Grund genug, nach nichts anderem zu fragen.

Augenscheinlich war der Mann verlegen.

„Herr Doktor, Sie werden es gütigst nicht übel nehmen, daß ich zu Ihnen komme; es ist nur, weil auf dem Brief hier Ihr Name steht, und wir sonst keinen anderen wissen."

Er holte aus der Brusttasche seines blauen, zugeknöpften Rockes den Brief, den Vera in jener Nacht geschrieben und reichte ihn dem Arzt. Dieser erkannte sofort die Handschrift.

„Allmächtiger Gott," dachte Heinz bebend, „was ist da geschehen?"

Das Schreiben zitterte in seiner Hand, nur mit äußerster Anstrengung bezwang er sich, rief seine Schwester und trug ihr auf, für den Angekommenen zu sorgen. Er wollte allein sein, wenn er las.

„Und dann wollt' ich nur fragen, Herr Doktor — —"

Heinz schob ihn fast gewaltsam zur Thür hinaus. „Nachher — nachher kommen Sie wieder . . ."

Nun riß er das Couvert auf — sprang in die Höhe nach den ersten Zeilen, stieß einen unartikulierten Laut aus — stemmte sich mit beiden Fäusten auf den Tisch und starrte mit herausgequollenen Augen auf den Brief. Es war ihm, als erwürge ihn jemand, langsam und unerbittlich. Dann sank er in seinem Sessel zusammen, legte die Arme auf den Tisch, den Kopf darauf, grub die Zähne fest in die Unterlippe, um ein gewaltsam aufsteigendes Schluchzen zu unterdrücken, und blieb regungslos liegen.

Wie lange, wußte er nicht. Ihm schienen es Jahre. Als er endlich aufsah, war er leichenfahl und hatte das Gefühl, als wäre ihm das Herz aus der Brust gerissen. Nun erst las er den Brief zu Ende, seine Hand zitterte, seine Wimpern wurden feucht.

„Also doch!" dachte er mit einem Gefühl ohnmächtigen Schmerzes, „also doch! Um diesen Elenden! — Ich werde sie rächen!" Und er ballte die Hand zur Faust, indem er an diesen Mann dachte, ohne Gewissen, ohne tiefere Empfindung, leichtsinnig, genußsüchtig und egoistisch. Er begriff es immer noch nicht, daß ihm diese Frau — gerade diese zum Opfer gefallen war. Er gelobte sich abermals, sie zu rächen, aber was nützte das jetzt noch! Der Tanz um das goldene Kalb geht eben fort, solange es Menschen giebt, und stets wird der schwächere unter-

Digitized by Google

liegen. Aber hier war sie nicht die schwächere, nur die edlere gewesen. Zwei Thränen liefen ihm in den Bart; er schämte sich ihrer nicht. Dann rief er den Wirt des Massower Wirtshauses hinein.

„Erzählen Sie mir alles," sagte er, den Kopf in die Hand gestützt, so daß sein Gesicht verdeckt blieb.

„Also," begann dieser, „gerade vor acht Tagen war es, als eine vornehme Dame bei uns einkehrte; weil sie krank und matt aussah, gaben wir ihr unser bestes Zimmer. Am Morgen, als sie gar nichts von sich hören ließ, geht meine Frau endlich hinein zu ihr, findet sie am Boden liegend, die Augen groß und weit offen, lauter wirres Zeug redend. Wir brachten sie zu Bett, und so liegt sie heute noch, wenn sie nicht inzwischen gestorben ist, denn der Bader, den wir dazu nahmen, meinte, sie könne es nicht länger machen. Da bin ich denn hier, Herr Doktor, mit dem Brief, damit sich doch eine Menschenseele der Verlassenen annimmt, und weil wir keine andere Adresse wußten . . ."

Heinz war aufgesprungen und packte den Sprechenden am Arm.

„Sie lebt!" schrie er auf, „sie lebt! Warum, um Gotteswillen, kamt Ihr nicht früher?"

„Der Bader meinte, es würde schon besser werden," war die kleinlaute Erwiderung.

Heinz griff sich voll stummer Qual in die Haare.

„Gott, o Gott, laß sie mich noch lebend finden," stöhnte er im tiefsten Herzen. Dann plötzlich kam ihm ein furchtbarer Gedanke.

„Sie ist schon tot, Mann, gesteht es nur!"

Seine Augen rollten, sein Atem flog.

„Ich weiß nicht, Herr Doktor, als ich abfuhr, hatte sie noch Atem, aber der Bader sagt: lange macht sie es nicht mehr," berichtete der Wirt erschrocken.

„Wann geht der nächste Zug?"

„Um zwölf, Herr Doktor."

Heinz sah auf die Uhr, die täglichen Kleinigkeiten des Daseins verlangten ihr Recht, fast mechanisch gehorchte er ihnen. Es war erst neun.

„Ich werde mit dem nächsten Zug nach Massow kommen, geht jetzt nur."

Und nun saß er wieder allein, voll Verzweiflung. Jede Stunde, jede Minute, die er hier wartend zubrachte, konnte sie ihm auf ewig rauben, er als Arzt wußte, was von der richtigen Zeit abhing! Und nun hier ausharren müssen, machtlos — es war mehr wie Qual, es war die Hölle für ihn.

Etwas mußte er thun! Stille sitzen und abwarten in dieser grausamen Marter, war mehr als er zu leisten imstande war. Da kam ihm die Erinnerung an ter Welp, und ein kalter, tödlicher Zorn erfaßte ihn. War das Gerechtigkeit, daß dieser Mann, der an allem schuld war, nicht das geringste von der Sorge und Angst, die ihn hier folterte, mit zu tragen hatte?

Wenigstens wissen sollte er, wohin er die Frau getrieben, die ihm ihr ganzes Dasein geopfert, dann mochte er sich mit seinem Gewissen abfinden, so gut er konnte; da es ihm doch nicht gegeben war, ihn mitleidlos in seiner Faust zu zerdrücken, wie ein schädliches Gewürm.

Da stand er schon vor Hendriks Wohnung, und die Wirtin, die den Arzt noch gut kannte, wies ihn hinauf in das Atelier. Er klopfte an.

„Wer da?" fragte ter Welps Stimme.

„Schrattenbach."

Der dicke Thürvorhang dämpfte das Geräusch, es drang nichts heraus an das Ohr des Lauschenden, und doch war Hendrik mit einem Ruf des Staunens aufgesprungen, um dann zögernd inmitten des Ateliers stehen zu bleiben. Was konnte der Doktor von ihm wollen! Sie mochten sich nicht, diese Empfindung hatte einer vom anderen in klarster Deutlichkeit. Endlich öffnete er.

Zum ersten Mal, daß Heinz diese Schwelle überschritt. — Auf den Bronzen und Statuetten, den leuchtenden Farben der Perserteppiche lag blendendes Licht; ein Fenster war geöffnet, aber trotzdem durchflutete den sybaritischen Raum ein schwerer, betäubender Duft, wie er dem Orient eigen. Auf einer Art Ruhebank mit vergoldeten Löwenfüßen, Drachenköpfen und blitzenden, aufwärts gebogenen Metallzieraten, die das alte Egypten verrieten, überdeckt mit weißen Fellen und purpurnen Stoffen, saß Juana, Kopf und Schultern eingehüllt in ein dünnes, goldschimmerndes Gewebe, das in Art und Abstammung zu ihrem Sitz paßte. Sie kannte den Doktor nicht, ihre glänzenden Augen hingen in gleichgiltiger Neugier an seiner Erscheinung.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Doktor?" fragte ter Welp, unter gesellschaftlich liebenswürdigen Formen sein Empfinden und Erstaunen versteckend. „Es ist das erste Mal, daß ich das Vergnügen habe, Sie bei mir zu sehen."

Schrattenbachs Augen sahen ihn an, das blasse, scharf ausgeprägte Gesicht sah ordentlich steinern aus; Hendrik empfand seine Gegenwart ungemütlich und konnte sich eines leisen Fröstelns nicht erwehren. Ihm ahnte, daß dieser Besuch mit Vera zusammenhing.

„Ich wünsche Sie allein zu sprechen, Herr ter Welp."

„Nein," rief Juana aufspringend und Schrattenbach herausfordernd ansehend, „das ist nicht nötig! Dieser Herr und ich haben keine Geheimnisse vor einander."

Heinz' Blick glitt langsam über die üppige, phantastisch gekleidete Person, ihm dämmerte die Erinnerung, daß er sie schon öfter an ter Welps Seite gesehen.

„Desto besser," sagte er langsam, „dann soll er es in Ihrer Gegenwart hören, daß er ein Schurke ist. Ein Schurke wenigstens an jener Frau, die in diesem Augenblick vielleicht schon tot ist, um seinetwillen."

Hendrik stieß einen dumpfen Laut aus und sprang totenbleich dem Doktor gegen die Brust.

„Wollen Sie das zurücknehmen? Gleich? Sofort?" keuchte er mit funkelnden Augen.

Mit eiserner Kraft umschloß Schrattenbach die beiden schlanken, feinnervigen Hände, die gegen ihn nicht viel auszurichten vermochten. Sein ganzer Haß,

Digitized by Google

seine ganze Verachtung, die er gegen diesen Mann fühlte, sprach aus jeder Miene seines Gesichts, jedem Laut seiner Stimme.

„Ich nehme nichts zurück, ich bedaure nur, daß die Welt und die Gerechtigkeit solche Buben, wie Sie, laufen lassen muß, ohne ein Recht zur Züchtigung zu haben. Sie sind ehrloser wie ein Dieb, feiger wie ein Mörder. Was that Ihnen diese Frau, daß Sie ihr alles nahmen, ohne etwas dafür zu geben."

Ter Welp schäumte. „Mit welchem Recht stehen Sie hier als Ankläger, mit welchem Recht mischen Sie sich in meine Privatangelegenheiten! Mag Ihnen Frau von Konreuth die Erlaubnis dazu erteilt haben, ich nicht — ich verbitte mir dergleichen: Rechenschaft werden Sie mir darüber geben — blutige Genugthuung . . ."

Heinz lächelte. „Fürchten Sie, daß ich dazu nicht bereit sein würde? Sie irren —! Ich —" fuhr er mit starker Stimme fort, und seine Augen blitzten auf — „ich würde es sogar für ein verdienstvolles Werk halten, die Welt von einem Manne Ihres Schlages zu befreien. Aber so weit sind wir noch nicht. Zuerst werde ich Sie zwingen, mit mir nach Massow zu fahren, ich werde Sie zwingen, Ihr Opfer, tot oder lebendig, noch einmal zu sehen, dann erst kommt unsere Rechnung."

„Und wenn ich nicht will!" schrie ter Welp außer sich.

„Sie hören ja, daß ich Sie zwingen werde, an Ihrer Bereitwilligkeit liegt mir nichts."

Und mit der herkulischen Kraft, die Schrattenbach zu Gebote stand, ergriff er ter Welp bei der Schulter und führte ihn die Treppen hinab, in die mittägliche Sonnenglut der Straße, immer weiter und weiter, widerstandslos, barhäuptig, wie er gerade gewesen.

Allmählich erlosch ter Welps Widerstreben, die eiserne Gewalt, die von Schrattenbach ausging, wirkte lähmend auf sein stets nur sporadisches Aufflammen, dazu kam der Gedanke an Vera. Er war ja nicht eigentlich schlecht, gehörte nur zu den Männern, die in den Frauen nicht viel mehr sehen, als Wesen, die sich noch leichter zu trösten wissen wie die Männer, und das hatten sie ihn selbst gelehrt.

Warum war Vera nicht wie diese gewesen! Wie viel angenehmer und bequemer hätte es sich dann mit ihr leben lassen. Dies Ende war häßlich, und er haßte alles Häßliche. Immer deutlicher stieg vor seinem geistigen Auge ein Bild auf: Vera, kalt, starr, langausgestreckt, mit vom Tode entstellten Zügen . . . Entsetzen schüttelte ihn, er konnte keine Toten sehen. Aber wie konnte er sich dieser Marter entziehen? Er sah in Heinz Schrattenbachs Gesicht, es war unbeweglich wie bisher. Einen Skandal, womöglich einen Auflauf erregen? Der Gentleman in ihm sträubte sich dagegen. Und dann war es zu spät, der Zug kam, sie stiegen ein.

Dasselbe Rattata — Rattata der Räder schlug an ihr Ohr, wie es damals Vera mit halber Bewußtlosigkeit erfüllt, dieselbe Glut erfüllte das Coupé.

Heinz Schrattenbach saß regungslos, ein wenig vornüber gebeugt, mit gesenktem Kopf, beide Hände auf die Kniee gestemmt, völlig unbewußt dessen, was um ihn her vorging, er hatte nur die eine brennende Frage: „Wird sie noch leben?" Und wenn ihr Leben nur erhalten bleiben konnte für jenen, der ihm dort so erbärmlich gegenübersaß, auch gut! Mit seinen Händen wollte er ihn eher erdrosseln, als daß er litte, daß er noch einmal der einzigen Frau, die sein starkes Herz jemals geliebt, Schmerz zufügte. Er sah ter Welp nicht an, während das alles an seinem gemarterten Hirn vorüberzog, es war ihm unmöglich; ein Gefühl brennender Wut beherrschte ihn völlig.

Hendrik hingegen fühlte die ganze äußere Last dieser Stunde, die Hitze, die ihm Kehle und Lippen ausdörrte, die Staubwolken, die unangenehm erstickend hereinstoben, während der Zug seine rasende Bahn verfolgte, die moralische Depression, die ihn beherrschte, wenn er an die tote Vera dachte.

Wozu das alles? — Konnte er ihr Bild nicht bewahren, wie er es in der Erinnerung trug? Vornehm, schön, mit dem heißen Liebesblick für ihn im Auge? Mußte sich der Tod dazwischen drängen, der häßliche, alles zerstörende Tod? Fortan würde er ihrer nur so gedenken können, das wußte er, und diese Vorstellung nahm ihm jetzt schon den letzten Rest Liebe aus dem Herzen, den er noch für Vera empfunden.

Er wollte sie nicht mehr sehen, er wollte einfach nicht! Welch ein Anrecht hat denn der Tod an das Gefühl, an die Nerven der Überlebenden! Er fand es eine abscheuliche, grausame Sitte, der er nicht gewillt war, sich zum Opfer zu bringen.

Hendrik schnellte auf.

„Ich werde Sie nicht begleiten, Herr Doktor Schrattenbach," sagte er entschieden, „Sie haben meine Bestürzung im ersten Augenblick gemißbraucht, mit welchem Recht maßen Sie sich an, mich gegen meinen Willen zu etwas zu zwingen, was mir widersteht?"

„Mit dem Recht des Mannes, den Sie bettelarm gemacht haben," entgegnete Heinz. Zum ersten Mal sah er auf. Zum ersten Mal hatte Hendrik ein Auge für die Verwüstungen, die die letzte Zeit in dem Gesicht dieses Mannes angerichtet hatte. Und ihm dankte er sein Leben! — Er hatte es angewandt, um das seine zu zerstören. Einen Augenblick befiel ihn Scham und Reue, aber auch nur einen Augenblick. Konnte er dafür, daß er das Werkzeug einer feindlichen Macht gewesen, die zerstörend in Menschenleben eingegriffen? Die Sentimentalität, sich deshalb anzuklagen, lag ihm fern; er konnte es höchstens bedauern.

„Massow!"

Sie stiegen aus; der Wirt kam von seinem Coupé heran, um die Herren zu führen, über den Perron kam barfüßig und barhäuptig ein kleiner Junge.

„Noch ist sie nicht tot, Peter," sagte er in richtiger Kindermanier, neugierig auf die Herren sehend.

Heinz Schrattenbach taumelte rückwärts. Diese

Digitized by Google

ersehnte Botschaft löste die Starre, die ihn bisher gefesselt hatte.

Er vergaß ter Welp, er dachte an nichts mehr, jede Fiber in ihm drängte zu Vera.

Und endlich stand er vor ihr.

Sie lag in dem schmalen, abscheulichen Bauernbett, fiebernd, ohne Besinnung, ohne eine Ahnung seiner Nähe, aber sie lebte, und vor ihrem Bett stürzte er auf die Kniee, und zum ersten Mal netzten heiße Dankestränen seine Augen. Ob dies Leben nun nach Stunden oder Minuten zählte, das, was noch da war, gehörte jetzt ihm — ihm allein!

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Aus dem heißen Sommer war ein milder, sonniger Herbst geworden, als Vera zum ersten Mal mit Bewußtsein die Augen öffnete. Das erste, was sie sah, war Schrattenbach; und nun kam es ihr auf einmal zum Bewußtsein, daß sie seine Nähe instinktiv gefühlt hatte in der qualvollen Fieberzeit, die jetzt hinter ihr lag. Er sah abgespannt und gealtert aus in dem hellen Sonnenlicht, das ihn umflutete, aber Vera kam es vor, als hätte kein anderer Mensch auf der Welt die Macht, so viel Frieden und Ruhe um sich zu verbreiten, als einzig Schrattenbach. Wie ein müdes Kind, das sich in sicherer Hut weiß, schloß sie die Augen zu erquickendem, gesundheitbringendem Schlummer.

Heinz wußte längst, daß alle Gefahr beseitigt, daß er dem grausamen Würgeengel Tod auch diesmal seine Beute abgejagt, aber merkwürdigerweise war die Freude darüber nicht ungetrübt. Er war so müde! — Am liebsten hätte er sich mit ihr einsargen lassen zu ewigem Schlaf, denn nun würde das Leiden und Kämpfen von neuem angehen, und was konnte er ihr darin helfen! Seine Kunst galt nur dem Körper, an der Seele hatte er keinen Teil.

Von Hildegard hatte er erfahren, daß ter Welp und Juana Bridge nach New-York gegangen waren, um sich dort trauen zu lassen, diese bittere Wirklichkeit konnte Vera also niemand ersparen. Der Mann, um den sie alles geopfert, um den sie sogar bereitwillig in den Tod gehen wollte, war ihr also auf immer genommen. Welcher Trank, welche Medizin war wohl imstande, sie das jemals vergessen zu machen! Er zitterte davor, ihr das alles einmal mitteilen zu müssen, denn eifersüchtig wachte er darüber, daß sich ihr niemand nähere, er, nur er allein wollte in dieser ohnehin so karg bemessenen Zeit um sie sein und für sie sorgen. Was nachher kam, das kümmerte ihn nicht. — Nicht einmal Hildes Anwesenheit hatte er geduldet, und Georgine ihn darin bereitwilligst unterstützt.

Lorenz Konreuth hatte seine Frau nicht umsonst ihrer gesunden Natur wegen gehaßt. Das zeigte sich auch diesmal wieder, schneller, als selbst der Arzt gedacht, erholte sie sich von ihrer schweren Krankheit.

Jeden Morgen betrat Schrattenbach mit einem Gefühl der Angst ihr Zimmer, Fragen gewärtig, die sich auf die Vergangenheit bezogen, aber Tag auf Tag verging, Vera berührte nichts von dem, was gewesen. Er begriff es nicht recht, es machte ihn unruhig und ängstlich. Als man sie zum ersten Mal angekleidet ins Freie getragen hatte, und es ohne Besorgnis geschehen konnte, nahm Heinz selbst die Gelegenheit wahr, ihr von der Zukunft zu sprechen.

„In den nächsten Tagen können Sie an eine Übersiedelung in Ihr Heim denken, gnädige Frau," sagte er, vor ihr stehend und in das bleiche Gesicht blickend, das sich so sehr verändert hatte, „Frau Schröder hat schon meine Direktiven" — die Schröder war die einzige, die Heinz um sich und die Kranke geduldet — „ich glaube, der Herbst kommt nun bald mit Macht."

Sie sah zu ihm auf.

„Wieviel Zeit haben Sie mir doch geopfert, lieber Doktor," erwiderte sie nachdenklich, „und warum?"

„Diese Frage erwartete ich," entgegnete er bitter. „Warum! Der Sonnenschein Ihres Lebens ist ausgelöscht, wozu das Leben selbst festhalten. Aber," er zog einen Holzstuhl an ihre Seite und setzte sich darauf nieder, „meine liebe, gnädige Frau, so sollen Sie nicht denken! Ich bin deshalb so lange hiergeblieben, um diesen einen Punkt mit Ihnen zu besprechen, ist das geschehen, will ich ruhig meiner Wege gehen und Sie anderen überlassen . . ."

„Um Gotteswillen, nur das nicht!" sagte sie erschrocken und legte ihre schmale, durchsichtige Hand auf die seine. „Das dürfen Sie mir nicht anthun, Doktor! Sie wissen nicht, wie wert Sie mir sind — Sie müssen mir zur Seite bleiben, mich führen, nachdem Sie gewollt, daß ich weiter leben soll."

Er atmete tief auf.

„Sterben ist leicht, gnädige Frau, eine Flucht aus jedem Dilemma, das uns über den Kopf gewachsen ist; leben heißt kämpfen, entweder zum Siegen oder zum Unterliegen, aber selbst das letztere ist ehrenvoller wie Flucht."

Sie nickte vor sich hin; ihre großen, grauen Augen blickten gedankenvoll in die Ferne. Endlich wandte sie sich voll zu ihm.

„Sie sprachen vom Sonnenschein meines Lebens. Ja! Der ist vorbei, unwiderbringlich verloren; aber das war es doch nicht, was mir den Gedanken eingab, sterben zu wollen. Ich war es ja gewohnt, ohne Glück, ohne Hoffnung weiterzuleben, vielleicht hätte ich's noch weiter ertragen, aber ich kam mir in mir selber so herabgewürdigt vor. Die besten Gefühle meines Herzens verschwendete ich an keinen Mann, der derselben nicht wert war. Er begriff gar nicht, was ich ihm damit gab — stellte mich in die Reihe seiner leichten Eroberungen, da er mich verlassen konnte, ohne daß ihm das Herz brach, während ich . . ."

„Sie haben ihn sehr geliebt," sagte er finster.

„Sehr! Und nun schäme ich mich dessen — das ist fast unerträglich, Doktor! — Sich dessen schämen zu müssen, das einst unser Idol war . . ." Sie legte die Finger ineinander und sah mit feuchten Augen in die schon herbstlich gefärbten Bäume. „Nicht daß mich die Welt verurteilte, obgleich ich

Digitized by Google

schuldlos war, hat mich so weit getrieben; von ihrem Standpunkt aus hatte sie ja recht, mein eigenes Empfinden hat mich zerschmettert, und ich wollte sühnen, was ich gegen mich selbst gesündigt. Nur das, was wir fühlen, entsühnt uns oder klagt uns an."

Schrattenbach stützte den Kopf in die Hand und schwieg, hätte sie sein Gesicht gesehen, wäre ihr wohl aufgefallen, mit welcher tiefen Bewegung er kämpfte, so fuhr sie nach einer kleinen Pause fort:

„Ich will Ihnen gestehen, Doktor, daß ter Welp kein Anrecht mehr an mein Herz hat. Mag er mit Juana Bridge glücklich werden, mir ist er nichts mehr. Könnte ich Ihnen nur einen Begriff von dem Gefühl geben, das mich befiel, als ich seine kleine, seichte Seele erkannte, und er vor mir immer niedriger und niedriger wurde, während mein Herz mit jedem Schlag mehr erkaltete. Ich kann also nicht ewig und unwandelbar lieben, wenn derjenige, dem es gegolten, den Platz verliert, auf den ihn meine Achtung und Zärtlichkeit gestellt. Meine Natur ist auch darin beschränkt. Vielleicht hat er das geahnt und mich deshalb verlassen, denn er war kein Mann, der sich anderer wegen Unbequemlichkeiten auferlegen mochte, aber daß man so fehlgehen kann in dem besten, tiefsten Gefühl seines Herzens, das hat mich irre gemacht an mir selbst."

„Und Sie wollten sich deshalb zum Tode verurteilen, ohne zu fragen, ob Sie ein Recht dazu hatten," grollte er.

„Ich fühlte dieses Recht in mir. Schrieb ich es Ihnen nicht? Ich nütze keinem Lebenden und nichts Lebendiges mir."

Er war aufgestanden, und vor ihr stehend, deckte sie der Schatten seiner mächtigen Gestalt fast ganz und gar. Stark wie der tiefe Klang einer metallischen Glocke schlug seine Stimme an ihr Ohr.

„Nein, Sie haben dieses Recht nicht! Sehen Sie sich um, wie viel Leid und Elend diese Welt beherbergt, und vergessen Sie den kleinen Maßstab eigenen Glücks, eigenen Behagens, indem Sie für die Allgemeinheit wirken. Sie sind reich. Tausende können Sie sich zu Dank verpflichten, Tausende können Ihren Namen segnen; schätzen Sie das wirklich für nichts? Humanität ist auch ein Lebenszweck, vielleicht nicht weniger befriedigend als eigenes Glück."

Vera richtete sich lebhaft auf und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Sie haben recht, mein Freund. Helfen Sie mir — helfen Sie mir! Ach, Sie glauben gar nicht, wie schwach wir Frauen sind, wie unbeholfen, wenn es sich darum handelt an dem großen Werk mitzuarbeiten, das Ihr Männer Euch zu eigen gemacht. Helfen Sie mir!"

Er drückte ihre Hände fest in den seinen, dann ließ er sie sinken, ohne sie zu küssen. Sie schob ihn auf den Standpunkt des entsagenden Freundes, mochte es d'rum sein, wenn er ihr nur nützlich war; daß er sich fest im Zaum halten würde, wußte er ja.

„Und nun lassen Sie uns weiter davon sprechen, Doktor," sagte sie, zum ersten Mal wieder mit einem lebhafteren Glanz in den grauen Augen. „Ich möchte es bei meiner Bestimmung lassen. Sie übernehmen die Direktion des Krankenhauses, und ich will versuchen, mein Leben nutzbringend zu verwerten, vielleicht im Verein mit Hilde . . ." Ein flüchtiger, prüfender Blick streifte ihn, als sie den Namen nannte. Nun sie am Leben geblieben, schmerzte sie ihre Indiskretion bezüglich Hildes Gefühle, nur ganz leise wagte sie daran zu rühren.

Schrattenbach hob interessiert den Kopf. „Das thun Sie, gnädige Frau, nehmen Sie sich ihrer an, auch sie hat ihr Teil an der Bürde des Lebensweges zu tragen bekommen."

„Was sagen Sie da?"

„Lassen Sie sich das von Fräulein Hilde selbst erzählen, ich habe noch etwas anderes auf dem Herzen. Hören Sie mich an."

Aber er sprach lange nicht. Unruhig wand er sich auf seinem Stuhl hin und her; endlich bog sich Vera vor und sah ihm in das Gesicht.

„Sprechen Sie doch, Doktor."

Da ergriff er ihre Hand und hielt sie fest, seine Finger glühten, sie fühlte deutlich das Blut darin pochen.

„Wenn ich heute abend von Ihnen gehe," sagte er endlich mit Aufbietung seiner ganzen Selbstbeherrschung, „komme ich morgen vielleicht nicht wieder, mein Weg führt mich zum Staatsanwalt. — Auch ich will büßen, was ich verbrochen. Ich ertrage die Last nicht länger. — Mögen sie mich verurteilen, mögen sie mit mir machen, was sie wollen, frei will ich in mir selber wieder werden. Wir können alle fehlen, aber wenn wir es erkannt, müssen wir auch den Mut haben, es zu sühnen."

Ein Beben lief über Veras Gestalt.

„Sie denken an Lorenz," flüsterte sie kaum hörbar.

„Ja, ich denke an ihn. Ich will frei werden von diesem ewig nagenden Vorwurf, ich will wieder derselbe werden, der ich war, und mag darum in Trümmer gehen, was will."

„Ihre Stellung — Ihre Existenz."

Er lächelte fast mitleidig.

„Ich bin Mannes genug, mir wieder aufzubauen, was ich jetzt d'rangebe, nur nach Frieden mit mir selber verlangt es mich." Er senkte den Kopf tief, tief wie ein armer Sünder. „Zuerst müssen Sie mir verzeihen, gnädige Frau, ich habe es gut gemeint und viel Schweres auf Ihr Haupt herabbeschworen. Wären Sie gestorben, ich hätte nicht gewußt, wie weiterleben unter der Last der Verantwortung."

Sie faßte nach seiner Hand, ihre Augen standen voll Thränen.

„Dann bin ich froh, daß ich gesund geworden bin, aber nun wollen Sie mich allein lassen, Doktor? Sie wissen nicht, was Sie mir geworden sind in dieser Zeit."

Ein Leuchten verklärte sein Gesicht, daß es fast schön aussah, aber er sprach kein Dankeswort für ihr Geständnis, nur ganz sanft berührte er mit der Hand ihren Scheitel.

„Sie wollten sühnen, wo Sie nichts verbrochen," sagte er bewegt, „ich lasse mir nur Recht geschehen. Wenn ich aber wieder dastehen kann mit hoch er-

Digitized by Google

hobenem Haupt, ohne das Bewußtsein: Du betrügst die Menschen, die Dich für einen Ehrenmann halten, sie würden Dich verachten, wenn sie wüßten, welche geheime Schuld Du mit Dir herumschleppst, — dann, Vera, lassen Sie uns die Hände zu einem Bunde reichen, der seinen Segen in sich tragen wird, indem wir der Menschheit nützen, jeder nach seiner Kraft. Ist es nicht ein erhebendes Bewußtsein, für die Allgemeinheit zu leben, zu wirken? Die Bürde der großen Landstraße — uns hat sie dann nicht herabgedrückt in den Staub, sondern über uns selbst hinausgehoben."

„Sie haben recht! Ja, Sie haben tausendmal recht," rief Vera erregt, „so soll es sein! Und daß ich aus dem Staube aufgestanden bin und neben Ihnen hergehen darf, das danke ich alles Ihnen, mein Freund — mein Freund!"

Und diesmal küßte er ihre Hände andächtig, ehrfurchtsvoll und so lange, als könnte er sich gar nicht davon trennen.

„Leben Sie wohl!" sagte er endlich mit erstickter Stimme. „Morgen schicke ich Ihnen Fräulein von Herskott."

Ihre Hände schlossen sich fester um die seinen, die ganze Schwäche der Frau überfiel sie, und mit blutigen Thränen hätte sie ihn bitten mögen, von seinem Vorhaben abzustehen. Aber er war ein Mann, stark wie ein Fels, sein Wille ließ sich nicht erschüttern, es gab nur ein Beugen, und daß sie sich hier beugen mußte, war ihr trotz ihrer Angst eine süße Befriedigung. Das, was ihn trieb, das Edle und Unbestechliche in ihm, fand einen Wiederhall in ihrem Herzen. —

Schrattenbach war gegangen, aber Vera saß noch immer und starrte wie träumend den Weg hinunter, den er gegangen. Wie dankbar war sie ihm! Ja, so ließ sich das Leben ertragen! Einen Zweck, für den man leben und wirken kann, der Tausenden zu gute kommt, wieviel größer als persönliches Glück! Mit Staunen bemerkte sie, daß jetzt all ihr Denken und Sinnen mit Schrattenbach und seinen Plänen verflochten war, daß sie ter Welp wirklich vergessen hatte.

Sie dachte darüber nach, welch ein Segen in der Arbeit liegen müsse, und daß gerade Frauen ihres Standes davon ausgeschlossen waren, gezwungen, ihr Leben mit Nichtigkeiten zu vertrödeln. Sie begriff Hildes verzweifeltes Ringen um einen Beruf, sei es auch nur der, im kleinen wohlzuthun, und ein grenzenloses Mitleid mit all den Frauen und Mädchen überkam sie, die dürstend nach einem Lebenszweck dastanden.

Auch ihr strenges Pflichtgefühl für Lorenz Konreuth — was war es denn anders gewesen, als die Furcht vor einem öden, leeren Hinvegetieren ohne Nutzen. Zum ersten Mal ging ihr das volle Verständnis dafür auf, daß die Frau zur Gefährtin des Mannes geschaffen sei, nicht zu einem Luxusgegenstand für ihn, und ein kräftiges Lebensgefühl durchströmte sie plötzlich heiß und gewaltig. Sie schämte sich jetzt ihres Willens zum Sterben, er kam ihr so klein, so jämmerlich vor.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Am nächsten Mittag kam Hilde. Georgine hatte zwar ein mißmutiges Gesicht gemacht, wagte aber doch nicht mehr, ihrer Stieftochter schroff entgegenzutreten. Wenn sie schon auf die Erbschaft verzichten mußte, gebot ihr doch die Klugheit, allmählich wieder einzulenken. Die beiden Freundinnen fielen einander stumm in die Arme, lange sprach keine von ihnen ein Wort, und mit den Thränen, die flossen, wurde alles Bittere und Fremde zwischen ihnen weggespült, als wäre es nie gewesen.

Von Hilde erfuhr Vera, daß sich Doktor Schrattenbach an demselben Vormittag dem Staatsanwalt gestellt, das junge Mädchen zitterte und weinte, während sie davon sprach.

„Der beste, der edelste Mensch," schluchzte sie fassungslos, „wie konnte das nur geschehen! Papa brachte es heute mittag mit nach Hause, und Mama —" sie schauderte jedesmal, wenn sie das Wort brauchte — „hatte nur ein häßliches, höhnisches Lachen dafür. So werden sie alle lachen — alle! O Vera, es zerreißt mir das Herz!"

„Gräme Dich nicht," sagte Vera ruhig. „Wenn ein Mann wie Schrattenbach, noch geadelt werden kann in seinen Gesinnungen, so hat es diese letzte That gethan. Was liegt ihm an der Welt mit ihren kleinlichen Vorurteilen?"

„Und wenn sie ihn verurteilen," flüsterte Hilde bang.

„So werden wir ihm die Hände reichen und doppelt stolz auf seine Freundschaft sein, nicht, Hilde? Freilich, auch ich bin eine Ausgestoßene, aber ich habe es überwunden — so wird er auch überwinden."

Aber Hilde weinte fort.

„Wenn ich nur so denken könnte wie Du! Aber ich habe ihn immer vor Augen, einsam, blaß, in einer Zelle sitzend, ohne seine lieb gewordene Arbeit, und ich sterbe daran, Vera."

„Das ist ein häßliches Bild," sagte Frau von Konreuth zusammenschaudernd, und nun saßen sie beide und schwiegen lange . . .

Dann erzählte Hilde stockend, daß seit gestern die Vermählungsanzeige von ter Welp mit Miß Juana Bridge in der Visitenkartenschale ihres Salons läge, aber Vera blieb ganz ruhig dabei.

„Mögen sie glücklich werden," sagte sie nur.

„Und Du liebst ihn nicht mehr?" fragte Hilde auffahrend.

„Nein, Kind! Liebe muß auf Achtung gegründet sein, soll sie unsterblich werden. Ich bin eben keine Heldennatur, die sich über alles hinwegzusetzen vermag, meine Liebe verblutete sich an den Wunden, die sie empfing."

Und Vera, die kluge Vera begriff nicht, weshalb Hilde plötzlich neben ihr in die Kniee sank und unter verzweiflungsvollem Schluchzen zum zweiten Mal ihre Liebe einzusargen versuchte.

Digitized by Google

Neununddreißigstes Kapitel.

Man hatte Schrattenbach gegen eine Kaution auf freiem Fuß belassen. Dem in der Stadt überall hochgeachteten Arzt konnte man garnicht anders begegnen, um so mehr, da er sich den Behörden selbst gestellt hatte.

Das Aufsehen, das dieser Fall machte, war ein ungeheures; man begriff ihn einfach nicht, und beobachtete deshalb überall eine gewisse Reserve. — Es war so ungeheuerlich, dabei doch wieder so menschlich und schon so lange her. Warum schwieg er nicht weiter, sondern schlug leichtsinnig in den Wind, was er sich so mühsam errungen. Sein Schweigen hätte man ihm lieber verziehen als seine Anklage, und selbst der Staatsanwalt empfand Unbehagen, wenn er diesen Fall in Erwägung zog.

Bei der Aristokratie war Schrattenbach nicht beliebt, nur anerkannt gewesen, dafür fand er desto wärmere Anhänglichkeit unter den Armen und Ärmsten, denen er stets Tröster und Helfer gewesen; fast kein Tag verging, ohne daß sich ihm das in irgend einer Weise zeigte, die ihm wohlthat. Hier blieb er auch noch Arzt, während er zu keinem seiner vornehmen Patienten mehr ging. Sie konnten ihn entbehren, jene nicht.

Am wenigsten zu beruhigen war der Staatsrat, dies alte Kind, das für die Dinge, die es täglich umgab, so gar kein Verständnis besaß.

Der Doktor, dem auch er stets blindlings vertraut hatte, ein Missethäter — das Opfer sein eigener Verwandter! — Anfangs war er so empört und erschrocken, daß er Schrattenbachs Namen nicht mehr nennen hören wollte, und Georgine schürte lebhaft. Allmählich aber gewann doch seine, wenn auch kleine, doch anständige Natur die Oberhand in ihm, so daß er dazu kam, den Heldenmut des Mannes zu bewundern, der freiwillig alles hinwarf, um einer Idee zu genügen, die er sich von der Gerechtigkeit gemacht hatte.

Ihm wurde es überhaupt recht schwer gemacht seinen ruhigen, alten Kurs beizubehalten. Hilde war ganz zu Vera gezogen, seine Frau meist übellaunig und gereizt, ohne daß er einen besonderen Grund dazu sah, nur erzählte sie ihm immer mit hysterischem Lachen, daß Vera beabsichtige, mit ihrem Gelde ein Krankenhaus zu bauen.

„Das schöne Geld," fügte sie stets bedauernd hinzu, „Du darfst es durchaus nicht leiden, Emil, es ist einmal Hildes Erbteil. Sie sind ja ganz närrisch geworden, und an alledem ist der Doktor schuld."

Der Staatsrat schüttelte den Kopf. Er fand den Plan zwar überflüssig, aber schließlich gehörte Vera doch das Vermögen; wenn sie es auf ihre Art anwandte, wen ging das etwas an? Aber er hütete sich, dergleichen auszusprechen, Georgine konnte in letzter Zeit recht unangenehm werden.

Er hätte Schrattenbach am liebsten selbst einmal gesprochen, aber das ging doch nicht gut an, man wußte ja nicht, wie alles noch kam; kompromittieren in seiner Stellung durfte er sich nicht.

Und zu derselben Zeit, in der der Staatsrat über diese Unmöglichkeit nachgrübelte, wurde Heinz durch den Eintritt seiner Schwester Minna überrascht, die sich an seinen Schreibtisch stellte.

„Was giebt es?" fragte er kurz, aber nicht unfreundlich, nur durch das Ungewöhnliche überrascht, denn die Geschwister verband nicht viel miteinander. Der Arzt war aus den kleinlichen Verhältnissen seiner Familie längst hinausgewachsen, seine Schwester mit jeder Faser ihres Seins daringeblieben. Sie zerrte jetzt an ihrer Schürze und sagte endlich mit einem scheuen Blick:

„Heinz, was ist das — Du hast mit dem Gericht zu thun?"

„Wer hat Dir's gesagt, Minna?"

„Drüben der Schlächter und der Bäcker und der Kohlenmann, alle zusammen! Ich traue mich ja gar nicht mehr aus dem Hause. Anfangs bin ich böse geworden, aber nun muß ich Dich doch endlich fragen, es drückt mir sonst das Herz ab. Sage aber nur, daß sie lügen und ich fahre mit einem Donnerwetter dazwischen."

„Arme Minna, sie lügen nicht," sagte er nach einem kleinen Zögern, „Du mußt es schon so hinnehmen wie es ist."

Sie trat entsetzt ein paar Schritte zurück.

„Heinz, es ist doch nicht möglich! Du hast einen Menschen umgebracht, und nun stecken sie Dich in das Gefängnis."

„Nein, Schwester, so ist es nicht! . . ."

„O, die Schande, die Schande," schrie sie plötzlich auf und rang die Hände. „Im ganzen Hause kann ich mich nicht mehr sehen lassen! Und deshalb wohl grinst mir die Lina, die dumme Person von drei Treppen, jetzt immer so frech in das Gesicht, anstatt mich zu grüßen. Und das soll ich aushalten? Mit Fingern auf mich zeigen lassen? Nein, Bruder, das kann ich nicht."

„Die Leute werden vergessen, Minna."

„Ja, da kennst Du die Leute schlecht! Solange wir hier wohnen, wird das immer wieder aufgewärmt, mein Gott, und ich kann keinem mehr in die Augen sehen . . ." Sie weinte haltlos.

„Aber Minna, nimm doch Vernunft an . . ."

„Wie kann ich Vernunft annehmen, wo ich doch weiß wie es ist! Du denkst Dir das nicht so, weil Du immer über Deinen Büchern sitzest, aber ich — nein — das kann ich nicht aushalten! — Und wenn sie Dich ins Gefängnis schleppen, was mache ich dann, wovon soll ich leben?"

„Schwester," sagte er, ins tiefste Herz erkältet, „darum sorge Dich nicht, es ist genug da für Dich, daß Du Deine Tage in Ruhe und Sorglosigkeit beschließen kannst."

Sie sah ihn mißtrauisch an. „Auch wenn sie Dich einsperren, Heinz?"

„Ja; sieh dies Papier hier, es sichert Dir einen monatlichen Zuschuß so lange Du lebst, nicht groß freilich, aber genug; es ist das Erträgnis meiner Arbeit hier."

Digitized by Google

Sie wischte die Hände an der Schürze und zog die Jacke herab.

„So — ja, Heinz, das ist schön."

„Was aus mir wird, weiß ich ja noch nicht," begann er wieder, „aber die Jahre meiner Haft kannst Du hier in vollem Frieden verbringen, niemand hindert Dich. Bis ich wieder zurückkomme . . ."

„Nein, um alles!" schrie sie auf, „ich bleibe nicht hier, ich bleibe auch nicht bei Dir, Heinz, wenn sie Dich erst eingesteckt haben, denk doch bloß an die Schande! Wenn ich genug zum Leben habe, Heinz, dann möchte ich schon lieber zur Schwester Anna nach Melkendorf, hier schämte ich mir ja die Augen aus dem Kopf."

Sie zog und zerrte an ihrer Schürze, ein unklares Bewußtsein, daß sie nicht recht handelte, hatte sie ja dabei, aber es war nicht stark genug, ihr den Mund zu schließen, der krasse Egoismus ihrer Natur brach sich unaufhaltsam Bahn.

Schrattenbach schloß einen Augenblick die Lippen; das Verhalten seiner Schwester kränkte ihn tief. Sie verließ ihn ohne Not in der Stunde der Sorge, um des albernen Geschwätzes fremder Leute willen, sie hatte kein Verständnis, keine Teilnahme für seine seelischen Qualen, Geld und das, was sie ihre Ehre nannte, stand ihr höher als der Bruder, ja, sie ging sogar ohne einen Funken Reue, daß sie ihm das Erworbene nahm und ihn dafür treulos verließ.

Er dachte an Vera. Die große Kluft zwischen den Instinkten der Ungebildeten und dem Empfinden einer fein organisierten Menschenseele kam ihm nie deutlicher zum Bewußtsein als in diesem Augenblick.

„Gut, Minna," sagte er endlich ruhig, da er einsah, es war vergebliche Mühe, im Herzen seiner Schwester nach einer anderen Seite zu suchen. „Gut! Du kannst zu Anna gehen, wann Du willst, meinetwegen morgen. Sie hat Kinder, und da wird ihr der Zuschuß herzlich willkommen sein, es ist auch so gerechter, als hätte ich nur Dich bedacht."

Sie wollte ihm in die Rede fallen, das paßte ihr gar nicht, etwas von dem herzugeben, als dessen Besitzerin sie sich eben erst gefühlt hatte, indes des Bruders Gesicht ließ sie verstummen.

„Ich schreibe gleich an Anna."

Er sah ihr nach, wie sie hinausging und seufzte tief. Einsam fühlte er sich, grenzenlos einsam. Niemand, der ihn liebte, niemand, der zu ihm gehörte; einsam wie all die Jahre seines Lebens und Strebens.

Oder gab es doch einen Menschen? — Er mußte an Hilde denken — Vera hatte gesagt, daß sie ihn liebe, aber sein Herz blieb stumm.

Die einzige, die er liebte und begehrte, hatte er aufgerichtet und emporgehoben über alles Begehren hinaus. Sie würde Befriedigung finden — aber er? — —

Seufzend verließ er den Schreibtisch und begab sich zur Ruhe.

Vierzigstes Kapitel.

Ein grauer, nebelschwerer Herbsttag, linde Luft, halb entlaubte Bäume, mit deren letztem fahlen Laub ein feuchter Wind sein schwermütiges Spiel treibt, ein gewaltiges, in seinen starren Linien schon den Eindruck des Unbestechlichen machendes Gebäude auf einem großen freien Platz, das war die äußere Scenerie, die sich all denen aufdrängte, die da kamen, um Heinz Schrattenbachs Verurteilung beizuwohnen.

Es waren große Scharen. Vornehme Damen, die sich das Sensationsstück nicht entgehen lassen wollten, den allgemein gekannten, geachteten Arzt auf der Anklagebank zu sehen, Frauen aus dem Volk, denen er stets ein hilfebereiter, selbstloser Freund gewesen — alle! So viel der gewaltige Saal nur zu fassen vermochte.

Würde eine Verurteilung erfolgen?

Groß und ehern, Welt und Menschen mit eisernen Klammern zusammenhaltend, muß über uns allen eines stehen, das Gesetz! — Wie würden die ernsten Männer im Gerichtssaal das Geschehene auffassen? —

In der vordersten Reihe saß Georgine zwischen der alten Excellenz Murdach und Hilde. Vera war nicht da; auf Heinz Schrattenbachs Bitten war sie zu Hause geblieben, er hätte ein Gefühl des Erstickens gehabt, wenn er sie anwesend gewußt, und sie gab nach, sie begriff ihn so gut, und nur ihre unstillbare Teilnahme begleitete ihn auf diesem schweren Gange, an dem sie sich mitschuldig fühlte.

Hilde saß still und totenblaß da, die Hände im Schoß gefaltet, in ihrer ganz schwarzen Kleidung so rührend, allem Äußeren abgekehrt, ihre Seele lag nur in ihren Augen, mit denen sie die Zuhörer musterte. Es war, als bat jeder Blick für den Mann, um den sie zitterte: „Verurteilt ihn nicht, gebt Euch Mühe, seine That zu verstehen." — Und dann blickte sie um sich in dem ernsten, gewaltigen Gerichtssaal, dieser großen Bühne mit ihren Erinnerungen an so viele erschütternde Tragödien, an so viel Jammer, Reue, Menschenelend, und das Herz lag ihr wie ein Stein in der Brust.

Und nun — nun traten sie ein; erst das Richterkollegium, das hinter dem erhöhten, mit grünem Tuch behangenen Tisch Platz nahm, dann der Staatsanwalt mit scharfen, dunklen Augen in einem harten Gesicht, dem man ansah, daß er gewohnt war, mehr die Nachtseiten des menschlichen Lebens zu sehen, als andere Sterbliche; ferner die zwölf Geschworenen, in deren Hand nun die Pflicht lag, nach Recht und Gewissen über einen Mann zu urteilen, dessen ganzes Leben so tadellos gewesen wie selten eins, der es aber nicht vermocht hatte, über den einzigen dunklen Fleck, den ihm niemand zum Vorwurf gemacht hatte, zu schweigen, und endlich er selbst — der Angeklagte — begleitet von seinem Verteidiger, einem jungen, warmblütigen Mann, der sich mit seiner Rede die ersten Sporen zu verdienen hoffte.

Ohne um sich zu sehen, hochaufgerichtet wie immer, ging Heinz Schrattenbach auf die Anklagebank zu, in das hölzerne Gitter, das ihn so scharf von den anderen, den Unbescholtenen abschied, und setzte sich nieder.

Hilde hatte sich bei seinem Eintreten etwas vorgebeugt, ihr blasses Gesicht nahm den Ausdruck intensivster Sehnsucht an — o, nur einen Blick, —

Digitized by Google

einen kurzen, erkennenden Blick, und sie wollte geduldig ausharren, alles mit ihm fühlend, alles teilend, gleichviel was. Aber dieser Blick wurde ihr nicht zu teil. — Schrattenbach hatte überhaupt nicht um sich gesehen, er wußte nicht, daß der Zuschauerraum gedrängt voll war, nicht, daß manches Herz dort um ihn bangte, denn unter den Leuten aus dem Volk gab es viele, denen er ein Kind gerettet, eine drängende Not gelindert, und die nun gern das Ihrige gethan hätten, um ihn zu entlasten. Aber man fragte sie nicht.

Mit einem tiefen Seufzer, wie ermattet lehnte sich Hilde zurück.

Und nun wurde es totenstill in dem gewaltigen Saal. — Die Verhandlung begann, die Anklage wurde verlesen; Schrattenbach sprach dann in kurzen Worten noch einmal das aus, was ihn unaufhörlich wie ein böser Dämon verfolgt hatte. Man hörte es ihm an, daß er nicht willens war, sich irgendwie zu entschuldigen, ebensowenig wie er seine Schuld zu vergrößern suchte. Knapp und sachlich war jedes Wort, nichts weiter berührend, als seine That selbst. Auch seine Stimme klang klar und gefaßt, man konnte fast im Zweifel sein, ob er von sich selbst sprach; und diese nüchterne, einfache Darstellung nahm auf einmal der ganzen Angelegenheit ihren romantischen Anstrich, ernüchterte die Zuhörer, die gekommen waren, um sich an einem sensationellen Schaustück zu erfreuen, und nahm dem anderen Teil, der ein gräßliches Verbrechen in dem Geschehenen sehen wollte, all das Schwarze, Empörende, in das er sich bisher mit so viel Verve hineingedacht hatte.

Schrattenbach war eben ein ganzer Mann, einfach, nüchtern, auf realem Boden stehend. Jeder Gefühlshumbug, jedes Spekulieren auf die große Masse war ihm fremd und verhaßt, kein Wunder, daß das doppelt scharf in diesem Augenblick zum Ausdruck kam.

Nach ihm begann der Staatsanwalt sein Plaidoyer, und das Bild zeigte eine neue Seite.

Er hob hervor, daß das Verbrechen, dessen sich Schrattenbach schuldig gemacht, ein doppelt schweres sei, weil er dadurch das gläubige Vertrauen des Kranken, der verzweifelten Familie in den Arzt, den Helfer, den Retter zerstört und in Mißtrauen umgewandelt habe.

„Wer von uns," fuhr er fort, „kann ferner noch mit gläubigem Herzen dabei stehen, wenn der Arzt einem Leidenden die uns unbekannte Medizin reicht? Wessen Hand wird nicht zittern, wenn sie den Trank mischt? Wird er zum Segen gereichen? — Vielleicht hat auch in diesem Falle der Arzt sich das Recht des Allmächtigen angemaßt, den geliebten Kranken von uns zu nehmen aus eigener Machtvollkommenheit, weil er an keine Hilfe mehr glaubt. Wo aber ist der Mensch, der da sagen kann: dieser hier ist nicht mehr zu retten — solange noch ein Atemzug in ihm lebt! Wir sind Menschen und irren allesamt, soll ein Arzt allein davon ausgeschlossen sein? Während doch gerade in der Medizin alles Wissen noch Stückwerk ist — — — Und darum, meine Herren Geschworenen, weil uns diese That des Angeklagten aufgerüttelt hat aus Glauben und Vertrauen, das wir wohl niemals nötiger haben, als gerade dem Arzt gegenüber, darum dürfen wir diesen Fall nicht milde richten; empfindet doch der Angeklagte selbst am deutlichsten, wie schwer er gefehlt, hat ihm doch sein Gewissen weder Ruhe noch Rast gelassen, bis er sich selbst dem Gericht gestellt; und deshalb ist es nicht zu hart, wenn ich ein ‚Schuldig' beantrage.."

— — — — — — — — — — —

Wie still es in dem mächtigen Saal war. — Kein Kleid rauschte, kein Laut in den Reihen der Zuhörer; es war, als beugten sie sich alle schweigend dem ehernen Gesetz — „Du sollst nicht töten" — — und als fühlten alle in ihrem Innern, daß keiner von ihnen rein vor dem dastände, der Herz und Nieren prüft.

Heinz saß ganz regungslos. Vielleicht daß sein Kopf um eine Linie tiefer gesenkt war, sich der Zug um den Mund, die Falte auf der Stirn, die die Zeit langer, peinvoller Gewissensqual eingegraben, noch etwas vertieft hatte.

Durch die hohen Fenster drang ein blasser, müder Sonnenstrahl und legte sich mit hellem Schein quer über den Fußboden, bis dicht an das Gitter der Anklagebank; darüber hinaus reichte er nicht; aber an diesem lichten Schein, dem einzigen freundlich verheißenden an diesem Ort, hingen Schrattenbachs Augen, während sein junger Verteidiger nun das Wort ergriff.

„Ist es denn einzig unsere Pflicht, die Thaten des einzelnen nach dem strengen Wortlaut des Gesetzes zu richten," begann er mit warmer, erregter Stimme, und auch seine Augen folgten unbewußt dem tröstlichen Sonnenstrahl — „ist es nicht vor allen Dingen auch die Pflicht derer, die da richten sollen, sie verstehen zu lernen? Nun, meine Herren Geschworenen, ich denke, Doktor Schrattenbachs That gehört wohl zu denen, die man verstehen kann! Da ist ein Mann, krank, seiner Menschlichkeit entkleidet, von Schmerzen gefoltert, eines jener unglücklichen Geschöpfe, die weniger sind wie die Tiere des Feldes. Das Leben seiner Gattin, die ihn treulich pflegte, galt ihm nichts, konnte ihm nichts gelten, da er ja nicht einmal mehr den dumpfen Instinkt für das Gute hatte, das sie an ihm that; im Gegenteil, aus der Nacht seines Wahnsinns rang sich ihm immer wieder eine Art von Haß gegen sie empor, die alles besaß, was er entbehrte, Jugend, Gesundheit. Und dieser Haß wurde immer lebendiger in ihm und kostete seiner Gattin fast das Leben. Mit Aufbietung aller Mittel gelang es dem Arzt erst nach vielen Bemühungen, sie wieder dem Dasein zurückzugeben, dem Arzt, der mit ihr zusammen Tag und Nacht am Krankenbett des Unglücklichen saß und seine Auflösung kommen sah. Oder war er vielleicht nicht einmal ein beklagenswerter Unglücklicher, jener Herr von Konreuth? War er nicht vielmehr ein Mensch, der sich selbst nicht zur Freude, anderen nur zum Leide da war? War seine junge Gattin nicht viel eher beklagenswert, die, zu hochsinnig, um ihn bezahlter Pflege anzuvertrauen, ihr Leben gering achtete und an seiner Seite blieb, bis zum letzten Atemzug, als Märtyrerin ihrer Pflicht? Auf wessen Seite mußte sich

Digitized by Google

der Arzt stellen, der das täglich, stündlich mitansah, auf Seiten des tierischen Irren oder auf Seiten der klaglos duldenden Frau? — Wir wissen jetzt, wo wir ihn zu suchen haben, und war das nicht etwa menschlich? Nein, noch mehr, mußte es nicht so sein? — Und als Doktor Schrattenbach dem von entsetzlichen Schmerzen gefolterten Kranken jene letzte Dosis Morphium eingab, von der er mit seinem ärztlichen Scharfblick wußte, daß sie ihn beruhigen, aber vielleicht auch tödlich wirken könnte, was hat er denn da Böses gethan? Das Leben des Kranken zählte noch nach Stunden, Tagen, vielleicht Wochen, aber es war ein Dasein voll Qual. Schmerzzerrissen, von Wahnvorstellungen gemartert, kein Mensch mehr, o, schon lange kein Mensch mehr, nur noch mit dem furchtbaren Drang, zu vernichten, was atmend in seine Nähe kam. Wäre nicht die Verantwortung des Arztes, der das alles mitansah, weit größer gewesen, wenn er vielleicht das Leben der Frau vernichtet sah, vernichtet um den Preis, jenen Unseligen noch ein paar Tage zu erhalten? Welche Wohlthat, da die Macht in Händen zu haben, für einen Mann von Doktor Schrattenbachs Charakter. Er quält sich mit Vorwürfen, er stellt sich selbst dem Gericht; mit nichten, sage ich — mit nichten!! — Und für dieses eine, kaum um Stunden verkürzte Leben, wie viele hat er dafür der Welt erhalten! Sehen Sie sich um, meine Herren Geschworenen, dort hinten in den Bänken der Zuhörer, da sitzen viele, die Enterbten des Glückes, zu denen er auch einmal gehört hat. Da stehen Frauen mit ihren Kindern auf den Armen, denen er den Ernährer erhalten, Väter, deren Kinder er gerettet, Kinder, gegen die er stets gütig und hilfreich gewesen, ein große Schar, denen die Thränen in den Augen stehen, wenn sie denken, daß derjenige, der ihnen Hort, Heil, Retter und Erbarmer war, nun büßen soll für eine That der Menschlichkeit. Sie alle kennen ihn und lieben ihn . . ."

„Ja, das ist wahr — wahr . . ." rief es aus den hinteren Reihen — „unser Doktor — unser guter Doktor . . ."

Der Präsident gebot Schweigen, mit der Drohung, die Tribüne sonst räumen zu lassen, aber der junge Verteidiger hob den Kopf höher und sah mit hellen Augen um sich.

„Die Stimme des Volkes spricht eindringlicher, als es mein Mund vermag," fuhr er dann fort, „und das Volk kennt ihn allerdings besser, als die Reichen und Vornehmen, die wohl einen tüchtigen Arzt in ihm sehen, aber nicht den Menschenfreund, der an keinem Krankenbett den Gewinn in Rechnung zog, den ihm die Ausübung seines Berufes brachte. Er hatte ein teilnehmendes Herz für die Leidenden und Bedürftigen, weil er es an sich erfahren hatte, was es heißt, arm und verlassen zu sein. Ohne Mittel, ohne Freunde hat er seinen dornenvollen Weg gemacht, hinaus aus der Enge kleinster und kleinlicher Verhältnisse, immer das Ziel im Auge, ein Wohlthäter der Menschheit zu werden. Und diesen Mann zeiht man eines Verbrechens! Wer hätte ihn denn angeklagt, wenn er nicht selbst in einer, fast möchte ich sagen, übertriebenen — Gewissenhaftigkeit vor das Forum der Öffentlichkeit getreten wäre, und lieber Stellung, Namen, Ehrgeiz, all die sauren Errungenschaften langer Jahre, preisgegeben, als noch länger sein Gewissen belastet gefühlt hätte. Verdient ein solcher Heroismus nicht unsere Bewunderung? — Und bedenken Sie eins, meine Herren Geschworenen, die Sie hier zu richten haben, die Strafe, die Sie ihm zudiktieren, diesem Arzt der Armen, sie trifft in erster Linie jene bedauernswerten Leute, die sich nach seiner Hilfe sehnen und nun vergeblich flehend die Arme ausstrecken, weil derjenige, der ihnen bereitwilliger Helfer gewesen, hinter Kerkermauern schmachtet. Denn Doktor Schrattenbach wird die Strafe, die er freiwillig heraufbeschworen, auch als Mann und Held zu tragen wissen, um so mehr, da er der Pein seiner selbstquälerischen Gedanken nun enthoben ist. Wenn Sie nicht anders können, verurteilen Sie ihn, meine Herren Geschworenen, wenn Sie aber — gleich mir, der ich doch auch ein Mensch bin — seine That begreifen, dann müssen Sie mir mit einem ‚Nicht schuldig' antworten." —

Ein Aufatmen ging durch den Raum, als sich der junge Rechtsanwalt nun setzte. Etwas von der Wärme und Kraft seiner Beredsamkeit hatte sich unwillkürlich allen Anwesenden mitgeteilt; es war, als sei es heller und menschlicher in dem gewaltigen Saal, mit seinen strengen, starren Formen, geworden. Schrattenbach lächelte unmerklich, als er auf das junge, blonde Haupt so dicht in seiner Nähe sah, und daran dachte, wie jetzt noch alles jugendliche Begeisterung war, was nach Jahren nur noch ein zu absolvierendes Pensum sein würde, mit dem das Herz nichts mehr zu thun hatte.

Der Vorsitzende hatte seines Amtes an die Geschworenen gewaltet, — sie zogen sich zur Beratung zurück.

„My dear," flüsterte Excellenz Murdach Georgine zu, „finden Sie nicht, daß es etwas Eigentümliches um das menschliche Gemüt ist? Als der Staatsanwalt sprach, war ich völlig dessen Meinung, und nun hat mich dieser blauäugige Verteidiger fast zu seiner Ansicht bekehrt. Wo aber liegt denn das wahre Recht, wenn es möglich ist, die Dinge in so verschiedenem Lichte zu sehen?"

„Ich weiß es nicht," sagte Georgine resigniert. „Ach, teuerste Excellenz, wir haben so viel Schreckliches die letzte Zeit erlebt, daß man ganz verwirrt wird, ich darf gar nicht daran denken. Und in Ostende war es in diesem Jahr geradezu langweilig, auch Badeorte haben ihre schattenreichen Saisons."

Hilde saß ganz still; ihre Seele flehte bange um ein freisprechendes Urteil, und sie war so überzeugt von der gewaltigen Macht ihrer heißen Bitten, daß sie für nichts anderes um sich her mehr Sinn hatte. —

Dreiviertel Stunden vergingen so in bangem Warten, dann öffnete sich die Thüre und die Geschworenen traten in den Saal.

Und nun wurde es atemlos still. Die Augen vergrößerten sich, die Lippen hielten den bangen Seufzer zurück, jeder einzelne blickte fast angstvoll auf den Obmann! —

Digitized by Google

„Nicht schuldig!“ klang es laut und deutlich durch den Saal.

Und da — Freudenrufe auf den hinteren Bänken der Tribüne, ein Gewirr von Stimmen, Jauchzen ... sie strömten aus dem Saal in die Gänge, dicht an den Ausgang, um ihren Doktor zu sehen, ihm womöglich die Hand zu schütteln, der Appell an das Volk war nicht ohne Echo verhallt.

Heinz Schrattenbach stand auf und öffnete das Gitter — ein freier Mann ... Ihm schwindelte ein wenig, und wortlos nur konnte er seinem Verteidiger die Hand schütteln.

„Ich werde ihn doch als Hausarzt behalten,“ sagte die kleine Gräfin Szymanska, aufstehend und ihre Seidenrobe ausschüttelnd, „anfangs hätte ich es um keine Welt gethan, aber er ist so populär, das spricht eigentlich für ihn.“

„Ich auch — ich auch!“ hieß es um sie herum.

Der Gerichtshof hatte sich zurückgezogen, Schrattenbach war bis zur Thür des Saales gekommen. Man umdrängte ihn, schüttelte ihm die Hand, das Volk war es, das ihm fast einen Triumphzug bereitete.

Da drängte sich durch die Massen eine schwarz gekleidete Gestalt, stumm, mit leuchtenden Augen und überquellendem Herzen, stand sie plötzlich vor Schrattenbach und reichte ihm beide Hände, immer noch ohne zu sprechen. Er nahm sie, zog sie ein wenig an sich, und plötzlich — keiner von beiden wußte, wie es geschah, lehnte Hilde schluchzend an seiner Brust, alles um sich her vergessend außer ihm.

„Hilde, liebe Hilde,“ sagte er leise, „beruhigen Sie sich doch. Gehen wir nun zu Frau von Konreuth.“

Sie hob ihr blasses Gesicht zu ihm empor, ein harter Schmerzenszug lag um den kleinen, farblosen Mund — Vera — dieser eine Name riß sie aus ihrem Taumel.

„Ich nicht,“ flüsterte sie tonlos.

„So will ich allein zu ihr. Folgen Sie mir später?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein! — Ich muß zu Papa.“

Er ließ sie gehen, mit allen Fibern zog es ihn zu Vera, und er wußte nicht einmal, daß er grausam war.

Georgine war außer sich über den Eklat, den ihre Stieftochter im Gerichtssaal vor versammeltem Volk zum besten gegeben und überhäufte sie rücksichtslos mit Vorwürfen.

„Gerade nur zu küssen hättest Du ihn noch gebraucht, dann wäre doch das Maß voll gewesen. Und er, glaubst Du, daß er sich auch nur einen Funken aus Dir macht? Ich wette tausend gegen eins, Vera steckt ihm im Kopf, und Du hättest Dir und uns die Blamage ersparen können.“

Völlig apathisch saß Hilde da. Nur eine einzige Frage wälzte sie in ihrem schmerzenden Kopf herum: „Wie soll ich es ertragen — o Gott, wie soll ich es ertragen!“ —

Und Schrattenbach saß inzwischen bei Vera, ein freier, entsühnter Mann. Seine Muskeln dehnten sich, seine Brust hob sich, als wäre eine Zentnerlast von ihm abgewälzt, und die Augen leuchteten.

„Nun auf zum neuen, bewußten Leben,“ sagte er, ihre Rechte fest fassend. „Hinter uns liegt die Vergangenheit, vor uns die Zukunft mit reichem Wirken.“

Schluß-Kapitel.

Seit einem Jahr steht vor den Thoren der Stadt ein großes, rotes Gebäude, das Vera mit Lorenz Konreuths Gelde erbaut — das Krankenhaus.

Drinnen schaltet Doktor Schrattenbach als erster Arzt, und ihm steht Vera zur Seite; nach besten Kräften Leiden lindernd, für alle ein aufmerksames Ohr, ein teilnehmendes Wort.

Frau Schröder vermochte sich am schwersten in die veränderte Lebensweise ihrer Herrin zu schicken. Es gab keine Pariser Toiletten, nichts mehr, was sie an frühere Zeiten erinnerte, den Luxus ihres Lebens hatte sie mit energischem Willen von sich abgestreift. Was hatte er ihr auch gebracht? Die einzige Erkenntnis, daß nichts anderes zu befriedigen vermag, als redliches Mühen und Streben nach innerer Zufriedenheit.

Sie geht nur noch in Schwarz. Aber ihre Augen sind hell und klar geworden, auf ihren Wangen liegt ein Schimmer von gesunder Röte, und um keine Welt hätte sie jetzt noch mit der Vergangenheit getauscht.

Als nach Schrattenbachs Rückkehr aus dem Gerichtsgebäude keine bedeutsame Annäherung zwischen ihm und Vera stattgefunden, hatte sich Hilde nicht geweigert, den Platz neben ihrer Cousine wieder einzunehmen; ihr armes, krankes Herz brauchte wenigstens diesen letzten Schlag nicht auch noch zu ertragen. Und allmählich, ohne daß sie sich dessen recht bewußt wurde, erstarkte auch sie in der neuen Umgebung, den mancherlei Pflichten, die sie freiwillig übernahm.

Anfangs hatte die Gesellschaft zu alledem den Kopf geschüttelt, besonders Georgine war das boshafteste aller Klatschmäuler, sowie die Rede auf das Krankenhaus kam, das ihr ein Dorn im Auge war, und auf Doktor Schrattenbach, dem sie nicht müde wurde, die unlautersten Motive unterzuschieben. Warum gingen wenigstens jene beiden, Vera und der Arzt, nicht in die Fremde? Warum begannen sie ihre verrückten Reformen vor den Thoren der Stadt, unter den Augen aller derer, die ihnen stets so viel Böses gewußt? Es war einfach unverschämt. Man hatte jetzt die Pflicht, sie noch intensiver zu schneiden wie bisher.

Aber das verfing so gar nicht. Mit hocherhobenem Kopf und leisem Lächeln hielten Vera und Schrattenbach dem böswilligen Klatsch stand, ohne sich auch nur im geringsten darum zu kümmern.

Diese beiden Menschen, die sich zu festem Freundschaftsbund die Hände gereicht, ging die Gesellschaft nichts mehr an, ihre Welt war eine andere geworden.

Digitized by Google

Als dann nach Jahresfrist der Herrscher des Landes kam und Frau von Konreuth und Schrattenbach in warmen Worten seine Teilnahme an ihrem Unternehmen aussprach, da ging eine merkwürdig schnelle Veränderung mit der Gesellschaft vor, man kam denen jetzt entgegen, suchte sogar ihre Gunst, die man vor kurzer Zeit noch verworfen, aber auch darüber lächelten beide nur.

Man fragte jetzt zuweilen: „Warum heiraten sie einander nicht, das Geld ist ja doch fort; und Georgine selbst war diejenige, die Hilde einmal geradezu danach fragte, als sie zu seltenem Besuche in das Vaterhaus kam.

Diese sah ihre Stiefmutter mit großen, erstaunten Augen an, ihr fehlte die Antwort.

„Ja, warum heirateten sie einander nicht!"

Zum ersten Mal, daß auch sie sich diese Frage stellte. Wer sie so nebeneinander sah, in stillem, ruhigem Wirken, der vergaß ganz, diese Möglichkeit in Betracht zu ziehen, obgleich — es war ja kein Zweifel möglich, — Schrattenbach hatte Vera mit der ganzen Glut seines Herzens geliebt, er war nicht der Mann, der je seinen Gefühlen untreu zu sein vermochte.

„Mein Genre wäre er ja nicht," fuhr Georgine fort, „bürgerlich — dunkle Herkunft — aber Vera mit ihrer Verachtung der äußeren Form, ihrem Bestreben, eigene unverständliche Wege zu wandeln, wird sich wenig daraus machen, Frau Doktor Schrattenbach zu heißen."

„Ich glaube es selbst," rief Hilde mit flammenden Augen. „Ein Mann wie der! Kein Aufgeben ist es ihm anzugehören, im Gegenteil, ein großes — großes Glück."

„Ich weiß, ich weiß, Kleine," lächelte Georgine abwehrend, „Du hast ja auch einmal sehr für ihn geschwärmt. Vielleicht steht diese kindische Liebe zwischen den beiden, denn Ihr müßt mir zugeben, mit gesundem Menschenverstand reicht man an Euch drei nicht heran."

Hilde erblaßte. Wär's möglich? Vielleicht — vielleicht hatte Georgine das rechte getroffen . . . Ihr Herz zog sich zusammen, eine plötzliche Schwäche überfiel sie, und da streichelte der Staatsrat auf einmal leise ihre Hand, gerade als wüßte er, wie weh es im Herzen seiner Tochter aussah.

„Ja, Georgy," sagte er etwas müder und langsamer noch wie sonst, „die Zeiten haben sich geändert. Humanität heißt jetzt das große Wort, das die kommende Generation auf ihre Fahnen schreibt und unter diesem Zeichen wird sie auch siegen. Die alten Überlieferungen mit ihrem Rost zerfallen zu Staub."

Sie sah ihren alten Gatten an, ein Blick verächtlichen Spottes glitt über ihn hin. Im Grunde ihres Herzens vergab sie es ihm nicht, daß er sich nicht energisch Veras Vermögen bemächtigt hatte, als es an der Zeit gewesen.

Hilde kam zu Vera zurück. Bitter weh war's ihr im Herzen. Wenn ein Opfer nötig war, warum sollte sie es denn nicht zu bringen vermögen. Ihre Liebe war weder kleinlich noch selbstsüchtig; hatte sie denn überhaupt als unbegehrte Dritte ein Recht, sich zwischen diese beiden Menschen zu drängen, die ihr die liebsten auf der Welt waren?

Sie fand die Freundin, denn das waren sie sich inzwischen geworden, in einer Laube sitzen, ein Buch im Schoß, aber ohne zu lesen, in tiefe Gedanken versunken. Als sich das junge Mädchen näherte blickte sie auf.

„Wie gut, daß Du da bist Hilde, es war mir einsam ohne Dich."

Sie setzte sich zu ihr und legte den Arm um sie.

„Liebste Vera, sie haben mich gefragt, warum Du den Doktor nicht heiraten willst, bitte, bitte sage mir den Grund."

Vera errötete. „Glaubst Du, Hilde, daß ein Mann wie er, jemals vergessen könnte, was ich einem anderen geopfert, was der mir gewesen ist? Männern wie Schrattenbach, gehört ein ganzes Herz, ein ungeteiltes Leben — wie Du es ihm entgegenbringst, meine Kleine."

Sie strich zärtlich über Hildes Wange und lächelte ein wenig schwermütig, während das Mädchen schluchzte: „Er liebt mich nicht, er wird mich niemals lieben lernen, sein Herz gehört Dir, Vera, und wird Dir ewig gehören; ist es nicht grausam, ihn so lange warten zu lassen? Prüfe Dich einmal, ob Du es noch länger kannst, siehst Du, ich werbe für ihn. Niemals haben wir davon gesprochen, niemals werden wir es in Zukunft wieder berühren, aber ich will nicht zwischen Euch stehen, weder jetzt noch später."

In diesem Augenblick kam Schrattenbach vom Hause her, den Hut in der Hand, mit einem Ausdruck ungetrübten Friedens in seinem männlichen Gesicht.

„Sieh ihn an," sagte Vera mit leiser Stimme, „so sieht kein Mensch aus, der unglücklich liebt; er hat überwunden." —

Ein Jahr später war es, als man Herrn von Sommer mit gebrochenem Fuß in Schrattenbachs Krankenhaus brachte, und als man ihn geheilt entlassen wollte, da stellte es sich heraus, daß er nicht gesonnen war, allein zu gehen, Hilde wollte ihn fürs Leben begleiten.

„Ich habe eingesehen, Vera," sagte sie ernst, „daß es doch etwas Großes, Erhabenes ist, einem Menschen notwendig zu sein. Meine Stelle hier kann die Schröder vertreten, aber er — er braucht eben nur mich allein in der Welt. Die große, himmelstürmende Liebe, um die ich warb, habe ich nicht erringen können; es liegt außer der Möglichkeit eines Menschen, ein Herz sich zu eigen zu machen, das nicht der unerklärbare Drang der Sympathie zu uns zieht. Und wenn wir darauf verzichten müssen, ist es doch immer noch schön, Glück geben zu können. Mein Mann soll sich nicht über mich zu beklagen haben."

„Und mich läßt Du allein," sagte Vera schmerzlich bewegt.

Digitized by Google

Hilde zeigte mit der Hand auf den gewaltigen Bau des Krankenhauses.

„Dort ist Dein Genügen, Deine Zukunft," flüsterte sie innig, „und wenn Du es über Dich gewinnen kannst, mache ihn glücklich. Nicht Liebe geben, auch Liebe empfangen befriedigt. Willst Du, Liebste?"

„Ich glaube — ich hoffe," sagte Vera errötend, und lehnte den Kopf an die Brust der Freundin.

Ende.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Es ist ein Glück.

Wie keine reine Freude uns im Leben
Gegönnt, und Schmerz und Bitternis sich teilt
In dem, was flüchtig lächelnd hier verweilt,
So ward der Rose auch ein Dorn gegeben.

Und doch hascht gierig jedes Menschenkind
Nach flücht'gem Glück, und dankbar bebt das Herz
Bei Freuden, die durch beigegebenen Schmerz
Nur desto lieber, desto teurer sind.

Drum wenn dem Liebesglück der bittre Tropfen
Nicht fehlt — beklag' nicht seufzend Dein Geschick:
Es ist ein Glück, es bleibt ein süßes Glück,
Das sagt Dir in der Brust ein stürmisch Klopfen.

Georg A. Albert.

Ein verkannter Liebling.

Sprachliche Plauderei von **Paul Pasig.**

I.

Jede Sprache besitzt gewisse Tiere, deren sie sich in ihren Bildern und Vergleichen mit besonderer Vorliebe bedient, um Vorstellungen zu erwecken oder Begriffe zu umschreiben, die sich auf dem gewöhnlichen Wege der logischen Darstellung gar nicht oder doch nicht so zutreffend und allgemein verständlich wiedergeben lassen. Wir können daher mit gutem Fuge von einer linguistischen Zoologie reden, deren Studium um so interessanter ist, als es uns einen tiefen Blick in die Volksseele gestattet, die sich in der Sprache widerspiegelt.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, erklären wir gleich im voraus, daß unsere sprachlichen Lieblingstiere nicht mit den allerdings verwandten Wappen- und Namentieren zu verwechseln sind, deren Charakter vielmehr ein rein persönlicher ist. Ein Volk, ein einzelnes Individuum hat das Bedürfnis, gewisse hervorragende Charaktereigenschaften, am liebsten geistige oder körperliche Vorzüge, vielleicht auch nur besondere Merkmale des von ihm bewohnten Landstriches durch ein tierisches Emblem zu versinnbildlichen. So wählt es ein Tier, in welchem gerade diese Erfordernisse sich vereint finden, zu seinem Symbol. Der kühn zur Sonne emporstrebende Adler versinnbildlicht ein jugendkräftig aufblühendes Volk; in dem wachsamen Löwen sehen wir eine starke Nation verkörpert, die jederzeit gegen etwaige feindliche Überfälle auf der Hut ist; das edle Roß im Wappen deutet auf Landwirtschaft, besonders Pferdezucht (Hannover), und selbst der einst viel geschmähte Ochsenkopf legt beredtes Zeugnis von dem auf der Viehzucht beruhenden Wohlstande des Landes ab (Mecklenburg). Ähnlich verhält es sich mit den tierischen Namen, die wir bei Personen finden und die sicherlich ursprünglich in einer bewußten Beziehung zu entsprechenden Eigenschaften und Fähigkeiten ihrer menschlichen Träger standen, wie dies heute noch bei weniger civilisierten Stämmen, z. B. den Indianern, der Fall ist, bei denen Namen wie „der weiße Falke", „der braune Bär" u. a. auf besonderen Scharfblick, Tapferkeit und sonstige kriegerische Eigenschaften ihrer Inhaber schließen lassen.

Im Kulturzustande jedoch sind im Laufe der Zeit derartige Namen völlig bedeutungslos geworden. Stadtrat Löwe verfügt trotz seines Bäuchleins doch nur über ein dünnes Stimmchen und zieht es vor, stumme Reden zu halten. Polizeiagent Fuchs hat sich zu seinem und seiner Vorgesetzten größtem Verdruß schon mehr als einmal von geriebenen Gaunern überlisten lassen, und Fräulein Taube sollte eigentlich Fräulein Taub heißen; denn von der sprichwörtlichen Taubensanftmut ist bei ihr nie etwas zu spüren gewesen, besonders seitdem sie harthörig ist.

Sind also Wappen- und Namentiere oder Tiernamen, wenn man will, für den Charakter ihrer Träger mehr oder minder bedeutungslos geworden, so ist dies bei den sprachlichen Lieblingstieren keineswegs der Fall. Wir fragen daher zunächst, was unter denselben zu verstehen ist und worin ihre Bedeutung ruht?

Die Sprache, namentlich die lebendige, im steten Werdeprozeß begriffene, hat das Bedürfnis, in besonderen Fällen zu bildlichen Wendungen zu greifen, die kürzer und packender als das beschreibende Wort den gedachten Gegenstand sprachlich verkörpern. Vor allem das Volk liebt es, auf weitschweifige Definitionen und Umschreibungen zu verzichten, und bedient sich der bildlichen Ausdrucksweise. So entsteht das Sprichwort. Bei der Wahl ihrer Bilder verfährt nun die Sprache sehr einfach. Sie eignet sich einen Gegenstand, z. B. ein Tier, an, das zum Volkscharakter in möglichst enger Beziehung steht, und bedient sich nun in allen ihren Wendungen und Vergleichen mit besonderer Vorliebe gerade dieses Tieres, selbst wenn ein anderer Vergleich für einen bestimmten Begriff näher läge oder passender erschiene. Um uns eines Beispieles zu bedienen: ein Lieblingstier der orientalischen Sprachen, besonders der arabischen, ist unzweifelhaft die Gazelle. Darum heißt es nun in bildlichem Ausdrucke: gazellenäugig, flink wie eine Gazelle, schlank wie eine Gazelle u. s. w., trotzdem die Sprache noch andere Tiere kennt, die mindestens ebenso hellängig, flink, schlank u. s. w. wie die Gazelle sind. Aber in diesem Tiere fand die Sprache die verborgensten Beziehungen zum innersten Wesen des Volkes, und darum erkor sie dasselbe zum Lieblingstiere. Die altägyptische Sprache wählte den kühn zu

Digitized by Google

Sonnenhöhen emporstrebenden Sperber, den heiligen Vogel des Sonnengottes Rä, zu ihrem Lieblinge und hundertmal lesen wir von dem mutigen Vordringen des tapferen Volkes: „Sie stürzten sich in die Feinde wie ein Sperber in eine Herde Sperlinge." Die heutigen Ägypter sind eine geknechtete, duldende Nation. Das Lieblingstier ihrer Sprache ist das Kamel, das verkörperte Symbol stummer Resignation, und wenn das Weib am Sarge des Gatten in laute Schmerzensrufe ausbricht, so weiß sie dessen duldende Fürsorge nicht besser zu rühmen als mit der markerschütternden Klage: „O, Du mein Kamel! O, Du Kamel meines Hauses!"

Je reicher nun eine Sprache an bildlichen Wendungen überhaupt ist — und dies hängt wesentlich von der Lebhaftigkeit der Phantasie eines Volkes ab — um so größer wird auch der Vorrat an besonders bevorzugten Tieren sein. Dabei ist es selbstverständlich, daß nur solche Tiere zur Verwendung kommen können, die dem Volke derart auch räumlich nahe stehen, daß sie gewissermaßen mit seinem Denken und Fühlen, auf dem seine Sprache beruht, innig verwachsen sind. Die Sprache der Zulus wird nie den Eisbären, diejenige etwa der Eskimos nie einen Elephanten zu ihrem Lieblingstiere machen.

Welches ist wohl das Lieblingstier unserer deutschen Sprache? Der Löwe! höre ich rufen, während ein anderer vielleicht den Adler nennt. Fehlgeschossen! Beide Tiere mögen als Wappentiere (s. oben) für unsere Nation oder einzelne ihrer Stämme bedeutungsvoll sein (Deutsches Reich, Preußen, Bayern). Aber zu sprachlichen Lieblingen eignen sie sich schon aus dem oben angedeuteten, rein äußeren Grunde ihrer geographischen Verbreitung nicht. Die deutsche Sprache bedarf eines Tieres, das von dem deutschen Wesen ebenso unzertrennlich ist wie von der Persönlichkeit und dem Haus- und Familienstande des einzelnen. Man nennt mir nun einige Haustiere: das Pferd, Ochsen und Kühe, Hunde und Katzen. Wiederum gefehlt! Abgesehen davon, daß das grunddeutsche Wesen in seiner tiefsten Eigenart in keinem dieser Tiere so umfassend verkörpert erscheint, wie nach unseren Darlegungen nötig ist — die Treue des Hundes versinnbildlicht nur eine einzelne Eigenschaft — sind diese Tiere keineswegs so eng mit unseren Verhältnissen verwachsen, daß wir uns ohne dieselben keinen deutschen Hausstand denken könnten. Fragen wir daher kurz: Worin liegt das eigentliche Wesen des deutschen Charakters? Wir meinen, in jener Gemütstiefe, die sich am herrlichsten offenbart daheim im trauten Familienkreise, am traulichen, häuslichen Herde! Nur daheim, zu Hause ist der Deutsche das, wozu ihn sein innerstes Wesen bestimmt. Die gemütliche Häuslichkeit ist von dem Begriffe eines echten Deutschen unzertrennlich. Aber, fragen wir weiter, welches ist denn das Tier, ohne welches wir wiederum ein Haus, eine Familie nicht denken können? Nicht das edle Roß, der treue Hund, die schmeichelnde Katze, sondern — erschrick nicht, deutscher Riese, gnädiges Fräulein — die Maus!

Und in der That: die Maus genießt von allen Tieren das Vorrecht, das Lieblingstier unserer Sprache zu sein, und teilt dabei das Schicksal so vieler Lieblinge, daß sie zu den verkannten Größen gehört. Versuchen wir zur Erhärtung unserer Behauptung die Ehrenrettung unseres armen, verkannten Lieblings!

Zunächst erkennen wir den innigen Zusammenhang von Haus und Maus aus der tadellosen Assonanz, dem wohlklingenden Reime beider Worte. Oder sollte jener Geistliche nicht recht behalten, der bei Einsegnung eines Brautpaares die etwas unzeitige Bemerkung machte, daß Ehe und Wehe nicht umsonst sich reimten? Nach kaum einjährigem Beisammensein ward das Pärchen geschieden!

Indessen sei es mir gestattet, mit noch schlagenderen Beweisgründen vorzurücken, indem ich behaupte, daß „Maus" geradezu den Inbegriff alles dessen bildet, was im Hause, an einem bewohnten Orte außer den menschlichen Bewohnern sich befindet. Darum heißt es wohl: „Das Schiff ging mit Mann und Maus zu Grunde". Mit dieser Wendung soll doch zweifelsohne ausgedrückt werden, daß das Schiff mit allen menschlichen Wesen (Mann) und sonstigem toten und lebenden Inventar (Maus) in den kühlen Fluten versank. Daß aber der Ausdruck „Maus" so überaus umfassend ist, erkennen wir, wenn wir mit obiger Wendung die ähnliche „mit Kind und Kegel" vergleichen. Diese bezeichnet nur lebende Wesen, keineswegs, wie „Maus", sämtliches Inventar. Darum können wir wohl sagen: „Am Pfingstmorgen ging die Familie mit Kind und Kegel spazieren", niemals aber: „mit Mann und Maus", denn dann hätten auch Tische, Stühle u. s. w. sich an der Partie beteiligt, während andererseits das Schiff nicht „mit Kind und Kegel" untergehen konnte, denn dann hätte dies Mißgeschick nur lebende Wesen betroffen, während das tote Inventar verschont geblieben wäre.

Der Engländer hat ein bekanntes Sprichwort: My house is my castle, das heißt: mein Haus ist mein Schloß. Der Deutsche würde sagen: Mein Haus ist mein Glück. Ist aber, wie wir nachwiesen, für unsere Sprache die Maus der Inbegriff alles dessen, was sich im Hause befindet, so muß sie auch das Glück selbst in seiner reichsten Entfaltung verkörpern. Du lächelst, aufmerksamer Leser? So höre! Wenn wir jemand schildern wollen, dem des zeitlichen Glückes Übermaß zu teil geworden ist und noch ausdrücklich hervorzuheben wünschen, wie wohlig ihm dabei zu Mute ist, so können wir keiner treffenderen Wendung uns bedienen als: „Er sitzt wie die Maus im Mehlsacke". Man fühlt es ordentlich mit, wie mollig es sich in dem weichen Mehlpolster sitzen muß, bis über die Ohren in dem schwellenden Pfühl versunken! Und wenn wir einem guten Freunde ins Stammbuch schreiben:

„Lebe glücklich, lebe froh,
Wie die Maus im Haberstroh",

so kann höchstens noch die Frage aufgeworfen werden, welches Glück als das vollkommenere bezeichnet werden muß: das Sitzen im fertigen Mehle oder in dem körnerreichen Stroh. Da indessen Arbeit bekanntlich das Leben versüßt, so möchten wir uns für letztere Wendung entscheiden, zumal die Arbeit zugleich vor der lästigen Langenweile schützt.

Allein zum vollen Glücke — des Genießens gehört noch etwas, ohne welches das köstlichste Glück des Besitzes wertlos ist: jene „Freiheit, die ich meine", und die mir ungehinderte Verfügung mit dem, was mein Glück ausmacht, gestattet. Tückische Gewalten, feindselige Mächte sind es, die uns im Vollgenusse unseres Glückes bedrohen. Für die Maus ist der Inbegriff aller erbitterten Feindschaft in der Katze verkörpert, und will daher die Sprache den angedeuteten Gedanken, daß nur volle Freiheit uns das Glück zum Bewußtsein zu bringen vermag, ausdrücken, so greift sie wiederum zu ihrem Lieblinge, der Maus: „Wenn die Katze nicht daheim ist, hat die Maus freien Lauf".

Nun ist es allerdings richtig, daß diese Wendung zunächst wohl auf einen unerlaubten Gebrauch der goldenen Freiheit

Digitized by Google

abzielt. Aber, so fragen wir, was ist denn für ein vernunftloses Tierlein überhaupt unerlaubt? Doch nicht etwa, wenn es sich des Lebens freut und seinen Hunger stillt, wie und wo und wann es vermag? Demohngeachtet ist die Maus in den bösen Ruf einer Missethäterin geraten, obwohl andere Tiere, wie z. B. die Elster, die lediglich aus Lust zum Bösen stiehlt und bekanntlich es zuweilen auf ganz für sie nutzlose, glänzende Dinge (Gold- und Silbersachen) abgesehen hat, bei weitem eher als Typus für den Dieb gelten müßten. Aber die Maus hat auch in dieser Hinsicht der Sprache ihren Tribut zollen müssen und mausen heißt bekanntlich genau dasselbe wie stehlen, ja, noch drastischer bezeichnen wir einen echten, rechten Gewohnheitsdieb nach seinem gebogenen Diebeswerkzeug als einen Mausehaken!

(Schluß folgt.)

Kleinigkeiten.

Von **Wilhelm von Ising.**

(† 1892. Aus dem Nachlaß.)

Ein kleiner Knabe ließ eine Flasche, mit der man ihn ausgeschickt hatte, fallen, so daß sie zerbrach. Als er nun heulend dastand, näherte sich ihm ein kleines Mädchen und fragte mitleidig: „Hast Du denn keine Großmama?“

*

Das Nichts.

Ein Nichts kann nicht bestehn,
Und doch ist es zu finden.
Man kann es zwar nicht sehn,
Wohl aber es empfinden.

*

Hohe Geister und heimliche Sünder suchen die Einsamkeit; jene fürchten den Störer, diese den Entdecker.

*

Dem Grübler, wie viele Gedanken er sich auch ergraben mag, bleibt das Denken doch verloren.

*

Wehe, wehe, wenn wir die Sünden einwiegen! Dann sind sie unsere Kinder, von denen wir nicht lassen.

*

Wollte der Menschenhasser aufrichtig sein, er würde sagen: „Ich hasse die Menschen nicht, aber ich liebe den Haß.“

*

Du bist Vater Deiner Thaten, um dann ihr Sohn zu werden.

*

Es giebt eine zweite Jugend; von uns hängt es ab, ob sie ein schön verhallender Accord oder eine Dissonanz sein soll.

*

Wo eine Tugend entflieht, streiten sich zehn Laster um die Stelle.

*

Die eigentliche Domäne geistloser Köpfe ist die Verneinung, und sie bringen es in der That zu einem gewissen Ansehen, da die Menge stets geneigt ist, sich, wenn nicht gläubig, so doch schweigend der Keckheit, eher noch der Frechheit zu unterwerfen.

Hab' manche lustige Dinge gesehen,
Koketten, modische Laffen,
Kamele, ziehend im ewigen Rund,
Dazu die Äffchen und Affen.

Von allem aber das Lustigste war
Ein Haufe gelehrter Spötter.
Sie riefen: „Ein Gott schon ist uns zu viel!“
Und machten sich hundert Götter.

*

Der Glaube des großen Haufens ist das Produkt der Gewohnheit.

*

Soll ein ehrlicher Künstler in die Acht erklärt werden, geschieht es schweigend.

*

Jeder Maler kann ein Auge, wenige nur können einen Blick malen.

*

Der Pfad des Schönen.

Was Dir an Schönem ward gegeben,
Kann nur auf rechtem Pfad bestehn.
Abseits wird Venus zur Hetäre,
Und wird ein Bachus zum Silen.

*

Es führen Talent und Festigkeit zum Heil, Talente und Schwäche zum Verderben.

*

„Ich fühle den Beruf in mir!“ will in den meisten Fällen sagen: „Ich möchte mich gerne bewundern lassen.“

*

Der Schauspieler, der nicht in seiner Brust den zweiten Dichter fühlt, ist nur ein Komödiant.

*

Ein jeder Mensch verdient nur so viel äußere Freiheit, als er an innerer Freiheit besitzt.

*

Hat der Künstler die Zeit als Richterin anerkannt, wird es ihm leicht, ihren Spruch abzuwarten.

*

Keiner ist so arm, daß seine Liebe nicht etwas schenken könnte.

*

Wo das Wort nur verwundet, kann die Miene töten.

*

Der Märtyrer, der für eine Idee freiwillig in den Tod geht, kann ein schwer Irrender, aber kein Bösewicht sein.

*

Es giebt verdammungswürdige und beklagenswerte Atheisten. Jene leugnen in frecher Lust, diese sagen: „Wir leugnen, was wir nicht fassen können.“

*

„Sei ruhig,“ so klingt es hier und dort,
Das echte Mutter- und Vaterwort.

*

Wo ist der gute Mensch, dessen Herz nicht seinem Gotte geschworen, dessen Schwachheit nicht den Eid gebrochen hat? Tiefe Traurigkeit erfaßt den Armen, die Verzweiflung reckt ihr Haupt empor. Sei ruhig. Ringe! Das Gute muß siegen, und der Sieg ist auch das Verzeihen.

Digitized by Google

Moderne Schlangen.

(Von einer Frau)

Es war einmal! Fast klingt es wie ein Märchen; aber Welt- und Kulturgeschichte bekräftigen es, und in unzähligen Büchern bestätigt es die schöne Litteratur: es war wirklich einmal eine Zeit, in der man die Frauen hoch hielt und nur Gutes und Schönes von ihnen sagte. Auch in Deutschland. Unglaubliches, wahre Wunder der Tapferkeit wurden damals geleistet, ganz einfach pour les beaux yeux irgend einer Schönen. Wer zählt die zersplitterten Lanzen, die geborstenen Schienen, die zerbeulten Schilde der Helden, die ihr Leben wagten zur Verherrlichung eines geliebten Namens? Wer weiß, wie viele endeten, wie Uhland seinen Kastellan von Coucy enden läßt? Reißende Tiger auf dem Schlachtfelde, zahme Edelhirsche zu Füßen ihrer Schönen, so ziehen sie vorüber vor unserem geistigen Auge, wenn wir in den alten Liedern und Sagen blättern, in jenen Liedern, die sie einmal selber sangen in stiller Sternnacht vor dem Fenster der Kemenate, bis vielleicht der Riegel zurückgezogen wurde, Waffen rasselten, und die tönekundige Hand nach dem Schwerte greifen mußte. Über ganzen Jahrhunderten steht als leuchtendes Wahrzeichen das Bild der Himmelskönigin; und die Strahlen ihres Heiligenscheines schweben unsichtbar auch über den Häuptern der irdischen Marien — jede fast verehrt wie eine Heilige, jede in ihrer Schwachheit stark, sicher in ihrer Unschuld, unverletzlich in ihrer Ehre.*)

Es war einmal.

Wer es übrigens durchaus nicht für möglich halten kann, der überzeuge sich selbst und lese es nach, z. B. in den Liedern eines Mannes, der sich Walter von der Vogelweide schrieb, und von dem der Dichter sagte:

Herr Walter von der Vogelweide,
Wer des vergäß', der thät' mir leide!

Ob den Frauen die Verehrung damals zu Kopf gestiegen ist? Ich weiß es nicht, und auch die Lieder schweigen davon. Es ist aber wohl anzunehmen, daß sie all die Liebe und Bewunderung angenommen haben, wie die Blume das Sonnenlicht, den Himmelstau annimmt, d. h. sie blühten nur noch herrlicher und schmückten, der Rose gleich, den Garten, indem sie sich selbst schmückten.

Dann drehte sich die Erde, die wir in unserem Dünkel so gerne „die Welt" nennen, einige hundert Mal um ihre Achse. Vielleicht war ihr auch die tausendjährige regelmäßige Rotation von West nach Ost zuwider geworden, und sie hatte zur Abwechselung auf ihre alten Tage einmal einen Kopfsprung versucht, jedenfalls behaupteten viele Leute, die Welt hätte sich umgekehrt, und die Dinge stünden auf dem Kopf.

Am meisten mußten das die armen Frauen empfinden. Wenn die warme Verehrung früherer Jahrhunderte mit dem Tauwind zusammen von Süden her gekommen war, so begann seit einigen Jahren ein strammer Nordwest zu wehen, der ihnen allmählich doch recht empfindlich um die zierlichen Näschen pfeifen mußte; schneidende Kälte brachte er mit, und es schien, als sollte die gefürchtete Eiszeit, die man als Abschluß der allgemeinen Menschheitstragödie von Theatereffekten her noch frisch genug im Gedächtnis trug, zunächst mit einer allgemeinen Vereisung und Verrohung des menschlichen Gemütes beginnen.

*) Die nüchterne Forschung kann dieses leuchtende Bild der Vergangenheit nicht ganz bestätigen. D. L.

Der Mann hieß Strindberg. Er verursachte diesen furchtbaren Zug, denn er glich dem Riesen im Märchen, der in einem Umfang von zehn Meilen die Windmühlen trieb, wenn er ein Nasenloch zuhielt, so gewaltig war sein Atem. Strindberg hatte natürlich schon Vorläufer gehabt, die die Bahn ebneten, auf der er seinen Messiaseinzug hielt. Natürlich fanden sich Neugierige genug, die ihm Palmen abhieben und Hosianna zuschrieen — unnatürlicherweise aber waren diese Neugierigen sämtlich Angehörige des starken Geschlechts.

Das neue Evangelium, das Strindberg brachte, gehörte nämlich nur den Männern. Ihnen versprach es Heil und Segen, und der Satan, gegen den sich der moderne Schlangenstich richten sollte, war eben — das Weib. Nein, nicht eigentlich das Weib, sondern die Schlange, der Vampyr, die Blut- und Marksaugerin, dieses chronisch anämische Wesen, das doch die Kraft gefunden hatte, den freigeborenen Mann, den Königstiger, zu fesseln und ihn machtlos und seiner Stärke beraubt, dem Gespött preiszugeben. Strindberg hatte das erkannt, und da niemand so gerne Proselyten macht als der Bekehrte, so hielt er es für seine heilige Pflicht, allen Männern den Staar zu stechen, wie er ihm gestochen worden war. „Hütet Euch vor den Parias," das war die neuausgeschriebene Losung.

Ich bin auch nur ein Weib, und ich darf nicht einmal mit offenem Visier gegen ihn kämpfen; denn das ist ja gerade das Empörende, daß er seine Schmähungen in einer Form vorbringt, so roh und gemein, so cynisch und abstoßend, daß die Dame, die den Gesellschaftskreisen angehört, die er schildern will, nicht einmal seine Bücher lesen kann; die gute Sitte bei uns wenigstens verbietet es ihr, darüber zu sprechen, selbst mit denen, die ihr am nächsten stehen. Denn ich kann mir sehr wohl denken, daß eine feine, zartempfindende Frau es vermeiden wird, selbst mit dem Gatten derartige Roheiten zu erörtern. Wenn er in einem seiner Stücke uns Gatten vorführt, die er offenbar als den besten Klassen angehörig schildert, und sie Baron und Baronin tituliert, so würde man, wenn man allein nach dem Dialog urteilte, doch annehmen, das Land, in dem die Blüte der Nation in einem derartigen Ton zu einander spricht, müßte durch mehr als das schmalgliederige Ostseebecken von uns entfernt sein.

Wie gesagt, in den Salons unserer guten Gesellschaft wird in Gegenwart von Frauen wenig für oder gegen Strindberg gestritten werden. Die Herren werden sich das mit anderen pikanten Histörchen für das Rauchzimmer vorbehalten. Er hat zwar die Bühne des Residenztheaters erobert und zeigt dort den verblüfften Berlinern allabendlich den Unterschied zwischen Fusel und Champagner, Stockfisch und Sardinen in Öl, er wird ohne Zweifel auch noch andere Bühnen sich unterthänig machen und eine kleine Weile beherrschen, denn das Fleisch ist schwach und die Sucht nach neuem die eigentliche Triebfeder in uns modernen Menschen; aber dann wird's damit auch gründlich zu Ende sein. Denn so harmlos wir auch sind, so einfache Konflikte wie die beiden an der Thüre lauschenden Ehemänner lassen wir uns doch nicht zu oft auftischen, und bis zu einem guten, formvollendeten Drama, tüchtig in Inhalt und Form, hat Herr Strindberg noch einen weiten Weg vor sich. Möge ihm die Zeit nicht lang werden. --

Schlimmer, viel schlimmer als den Dichter Strindberg, finde ich den Philosophen. Das ist wirklich eine Tragödie, obgleich er selbst es nur eine Tragikomödie nennt. Ich mache mir wenig aus der Frauenemanzipation, und die

Digitized by Google

Frage unserer Bildung hat mir noch kein graues Haar gemacht, so lange ich fühle, daß der Fächer auch ein Generalfeldmarschallstab ist, und daß so ein Frauenzünglein, stets schlagfertig wie die preußische Armee, manchem berühmten Geisteshelden eine tüchtige Schlappe beibringen kann. Augenblicklich jedoch würde ich eine Bittschrift um Mädchengymnasien unterzeichnen, wenn ich hoffen dürfte, daß eine Philosophin aus ihnen hervorgehen könnte, würdig, einem Schopenhauer und Hartmann, wie auch Strindberg und sämtlichen anderen Epigonen die Wage zu halten. O, der Wonne! In der Zeit, in der das geschähe, müßte es wahrlich „eine Lust sein zu leben."

Ich habe kein Gymnasium besucht, mein Verteidigungsversuch wird also im Lande der strenggeschulten Denker ungehört verschallen und höchstens ein Achselzucken der Verachtung erregen. Daß ich dennoch nicht schweige — nun, ich bin eben ein Weib!

Also auch eine Schlange? Herr Strindberg sagt es, und in allem möchte ich ihm nicht unrecht geben. Daß wir alle etwas von der Schlange, der Muhme Eva haben, leugnete ich nie. Wir winden und drehen uns gar zu gerne, daß sich die Sonne in unseren bunten Schuppen spiegelt, und unser Zünglein ist gespalten und haarscharf. Direkt schädlich sind wir nicht, die wenigen giftigen Arten ausgenommen, und auch diese lassen sich, wie jeder weiß, zu allerlei Kunststückchen abrichten, wenn ihnen die Giftzähne ausgebrochen werden. Dazu gehört freilich ein Mann, und —

Ist solch eine kleine Schlange nun aber glücklich eingefangen, so geht meistens eine wunderbare Verwandlung mit ihr vor: sie wird ein vielgeschäftiger, kleiner Hausgeist, der täglich prüfend durch alle Winkel und Ecken schlüpft, auch gerade so wie in den alten Märchen, wo ein Schlänglein im Hause ein Unterpfand sicheren Glücks war, und jeder sich beeilte, ihm ein Schüsselchen süße Milch zu reichen, wenn es je einmal aus seinem Schlupfwinkel herauskam.

Meinten Sie solch eine Schlange, Herr Strindberg?

Von einem Vampyr kann ich mir nun gar nur eine ganz unklare Vorstellung machen. Die gleichnamige Oper ist veraltet, und von der Fledermaus, die unter demselben Namen geht, lernte ich in der Schule, daß sie nur gefährlich wird, wenn sie in größerer Menge mehrere Nächte hintereinander dasselbe Rind anfällt — ich bitte um Verzeihung, so stand es in meinem Naturgeschichtsbuch; Vampyre, die auf den Mann dressiert sind, waren als besondere Gattung leider nicht erwähnt.

Bleibt noch die Blut- und Marksaugerin. Der Ausdruck erinnert ein wenig an denjenigen Teil von Schillers Glocke, in dem Weiber zu Hyänen werden. Ich habe noch nie eine Hungersnot, Belagerung oder ähnliche Schreckniſse mitgemacht, bin auch auf hoher See, im verschlagenen Boot, nicht der beklagenswerte Dritte gewesen, der dran glauben mußte, kann also nicht das Sprichwort erhärten: Not kennt kein Gebot! Wenn solche Blutsaugerei von Herrn Strindberg aber als ein Vergnügen, als eine Lieblingsbeschäftigung der modernen Frau hingestellt wird, so möchte ich doch dagegen im Namen aller Protest einlegen. Wir haben einen besseren Geschmack, und einen halt- und hilflosen Maler — Adolf, eine ausgepreßte Citrone, kernlose Hülse und abgestreiften Handschuh habe ich nur einmal gesehen, und das war auf der Bühne, in besagter Tragikomödie. Wir Frauen haben untereinander eine viel einfachere Bezeichnung für diese Abart des männlichen Geschlechtes. Treffen wir ein ähnliches Exemplar einmal in Wirklichkeit, so sagen wir kurz: der Waschlappen! In unseren Augen ist der Betreffende dadurch gerichtet; denn obgleich oder vielleicht weil wir selbst schwach sind, haben wir nicht gerne mit Schwächlingen zu thun.

Was ein chronisch anämisches Wesen ist, verstehe ich nicht recht, und auch der große Meyer hat mich nicht klug gemacht. Es scheint so, als fehlte unserem Blut ein Teil der roten Kügelchen, wahrscheinlich eine Folge davon, daß Eisen bei uns mit jeder neuen Militärvorlage im Preise steigt.

Und deshalb sollen wir Parias sein, verachtet, unrein, ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft?

Ist es denn möglich, daß Strindberg in seinem ganzen Leben nie das königliche Abzeichen, das strahlende Diadem von der Stirn der Frau leuchten sah? Fand er nie eine Mutter im Kreise ihrer Kinder, nie ein selbstloses Weib am Krankenlager? Fühlte er zu Zeiten schwerer Sorge — und solche Zeiten kennt er doch zur Genüge — keine weiche Hand schmeichelnd über seine Stirn streichen, kam ihm nie ein Wort der Ermutigung, ein Blick unbegrenzter Hingabe von weiblicher Zunge, aus weiblichem Auge? Sind die Worte: Mutter, Gattin, Tochter seinem Ohr nur Namen, leerer Schall? O, dann ist er sehr zu beklagen, dann ist er ein Enterbter, ein Paria, den selbst das verkörperte Mitleid flieht, das mit dem geblendeten, schuldbeladenen Vater in die Verbannung zog, neben dem auf das Rad geflochtenen Gatten ausharrte und seinen Thränentau versöhnend auf jede Blutthat der Weltgeschichte träufeln läßt. Armer Mann, der einsam steht auf der Höhe des Lebens! Freilich muß Dir der Labetrunk sich in Gift verwandeln, und all Dein Denken Bitterkeit werden.

Aber dennoch! Es ist ein Unrecht von den Aussätzigen, wenn sie den Reinen nahen und sie mitziehen in ihr Verderben. Mögen sie vor den Thoren bleiben, in ihren Gräbern, bis der Fluch von ihnen genommen ist. Sie kennen ja das Gesetzeswort: Gehet hin und zeiget Euch den Priestern!

Neue Romane und andere Unterhaltungsschriften.

Angezeigt von O. v. L.

Mode. Roman von Conrad Alberti. (Berlin W., Deutsches Verlagshaus, Bong u. Co.)

Den Einfluß der Mode, d. h. bestimmter Geschmacksströmungen zu schildern, ist gewiß ein lohnender Vorwurf für einen Romanschriftsteller. Moden findet man überall, im politischen Leben, in der Kunst und Dichtung, sogar in der Wissenschaft und in der Art der Auffassung religiöser Vorstellungen. Zuweilen kann man das Entstehen verfolgen; manchmal aber nicht. Irgend ein Gedanke, eine Vorstellung, eine Art, die Dinge zu sehen, alles an sich meist von vorübergehendem Scheinwerte, kommt einer Stimmung in bestimmten Kreisen entgegen und steht oft über Nacht als Herrscher da. Ein echter Dichter, der aber auf sehr hoher Warte stehen müßte, könnte uns die verschiedenen Moden in einem gewaltigen Lebensbilde der Gegenwart darstellen, mit jener Satire, die verbrennt, was sie beleuchtet und so ihr Urteil spricht. Aber ein solcher Dichter müßte auch in sich eine hohe, heilige Wahrheit tragen.

Herr Alberti besitzt eine solche nicht, denn er ist selber zu modern; dem Modernen aber ist alles nur „relativ", wie

Digitized by Google

ein Lieblingswort der Zeit lautet; und er ist auch kein Dichter. Wo die Beobachtung des Äußeren ausreicht und ein scharfer Verstand — den Alberti besitzt — genügt, dort bietet er Gutes und spricht nebenbei manches Richtige aus. Auch hat er seine Technik entwickelt; sie ist zwar ebenfalls ein Kind des nüchternen Verstandes, aber mit einem Fleiße ausgebildet, der Anerkennung verdient. Wo der Verfasser es unternimmt, Gemütsleben darzustellen, läßt er vollständig kalt; man wird, wie etwa in Berlin W., mit den Menschen bekannt, aber nicht befreundet. Gefreut hat es mich aber, daß auch dieser Vertreter der älteren Jüngsten immer mehr zur Einsicht gelangt, die geistige Luft Berlins sei eine schädliche. Ein wünschenswerter Rückschlag gegen die Verhimmelung Berlins, die einige Zeit im Kreise der Jüngsten so im Schwange war.

Neben der Liebe. Wiener Roman von Hermann Bahr. (Berlin 1893, S. Fischer.)

Der Roman hat einen Vorzug: in vielen Auftritten weht uns wirklich Wiener Luft entgegen, d. h. die des heutigen Wien. Müder Leichtsinn, Geist ohne Kraft, schlappe Gutmütigkeit. Aber das Ganze ist in so hastiger, zappeliger Art geschrieben, dabei oft die Natürlichkeit des Ausdrucks so gesucht, daß man froh ist, den Band überwunden zu haben. Es ist ja sicher, daß der Duft des Verfalls viele reizt, aber wer noch halbwegs gesunde Nerven hat, ist froh, wenn er ihm entkommt.

Die Menschen der Ehe. Von John Henry Mackay. (Berlin 1892, S. Fischer)

Mackay wird von Buch zu Buch blutleerer. Schon seine „Anarchisten" haben bewiesen, daß er zu jenen Dichtern gehört, denen eine rein abstrakte Vorstellung das Lebensblut aussaugt. Auch hier giebt er nur Puppen, die einen Lieblingssatz des Verfassers bestätigen, die Richtigkeit der Forderung der freien Liebe erweisen sollen. Es giebt solche Gegner der Ehe, die von der Pflicht nichts wissen wollen, weil ihre ungebändigte Leidenschaft die Fesseln scheut; andere wieder, die so verderbt und gemein sind, daß sie für freie Liebe schwärmen, um sich mit einer Art von Recht im Sumpf des Lasters wälzen zu können; und wieder andere, die einem falschen Freiheitsbegriff zuliebe die Ehe verdammen, dabei aber nicht verderbt und nicht leidenschaftlich sind. Mackay gehört zu der dritten Art. Weil seine anarchistischen Grundsätze ihn so beherrschen, daß nicht er sie besitzt, sondern von ihnen besessen ist, erscheinen ihm die Menschen der Ehe als das gemeinste, niederträchtigste Pack, das es geben kann. Und um das zu beweisen und die Würde der freien Liebe zu erhärten, baut er Automaten, bis ins kleinste ausgetüftelt, die seine Sätze als richtig zu erweisen haben. Nichts in den Gestalten ist wahr und natürlich, alles erdacht und berechnet; es sind Zahlen, aber keine Menschen; das Buch ist kein Kunstwerk, sondern eine Kampfschrift, geboren aus Haß und aus jener Blindheit, die überall entsteht, wo sich ein Mensch die Scheuklappen eines rein abstrakten Gedankens vorbindet, um ja nichts zu sehen, was rechts und links liegt. Und diese Menschen, die Knechte einer Wahnvorstellung sind, halten sich für frei. Es ist schade, daß Mackay sich hat binden lassen.

In junger Sonne. Novellen und Skizzen von Carl Busse. (München, Verlagsanstalt M. Preßl.)

Ich weiß es nicht. Die Geschichte einer Jugend von demselben. (Großenhain u. Leipzig, Baumert u. Ronge.)

Carl Busse (geb. 1872) ist seinem innersten Wesen nach Lyriker und zwar ein begabter. Er besitzt Formgefühl, Achtung vor der Sprache, sein Empfinden ist zumeist innig und ehrlich, wenn er auch manchmal zur Künstelei neigt. Vor allem aber zeichnet ihn seine Naturliebe aus, die ein ursprünglicher Besitz seines Wesens ist, aber durch den Einfluß der modernen Lichtmalerei besonders nach der Richtung der Farbenstimmung erzogen erscheint. Als Lyriker wie als Erzähler hat er gerade in der Stimmungsmalerei sehr Gutes geleistet; er fühlt den Duft und den Farbenton und weiß ihn oft in großer Feinheit wiederzugeben, so daß man sich gerne dem Zauber der Stimmung hingiebt. Auch in der Seelenschilderung befriedigt er, wo es das Halbverhüllte, Umduftete zu schildern gilt. Als Jüngling sieht er am besten die Jugend, das noch Unreife, Werdende, und er sieht es besser, als sonst Altersgenossen.

Um so mehr zu bedauern ist es, daß auch dieser so junge Dichter in sich schon krankhafte Züge aufweist. In den Novellen verraten sie sich nur dem scharfen Beobachter, besonders in den kleinen Arbeiten „Totenkopf" und „Auf dem Eise". Stärker aber treten sie in dem Roman hervor. Auch hier finden sich sehr schöne Stimmungsbilder, durchaus dichterisch, zum Teil ganz malerisch empfunden. Ebenso haben die Scenen aus den Kinderjahren viel Reizendes. Aber zugleich offenbart sich, daß der Verfasser, wie leider so viele junge Deutsche, dem Einfluß der Fremde unterliegt. Es ist „La bête humaine" Zolas, das auf den Stoff verhängnisvoll gewirkt hat. Ihm hat er in geringer Umänderung den Zug entnommen, der die männliche Hauptgestalt zum Lustmord an seinem eigenen Weibe treibt. Dieser Zug wird dadurch zu erklären gesucht, daß des Mannes Mutter, als sie seine Geburt erwartete, sich an einer rotweißen Fahne „versehen" hat. Seitdem liegt für den Sohn in der Farbenzusammenstellung rot und weiß ein dämonischer Reiz. Schon als Knabe möchte er ein Mädchen in den weißen Hals beißen, um das Blut auf dem weißen Fleische zu sehen. Durch diese schwächliche Hingabe an die Einflüsse der Fremde vergiftet sich die schriftstellernde Jugend, ohne es zu merken. Kommt dazu noch wie bei Busse ein zum Teil überreiztes Empfindungsleben, so leidet dadurch die angeborene Begabung doppelt. Und der junge Dichter ist, obwohl nicht ein Genie, so doch sicher ein Mensch von echtem Talent. Ich wünschte ihm, daß er mit diesen beiden Jugendbüchern sich von der inneren Krankheit frei geschrieben habe, um in den folgenden Arbeiten sein Gutes allein geben zu können: schlichte, reine Empfindungen und stimmungsvolle Bilder der Natur. Seine Sprache ist oft sehr schlicht und fein; zuweilen stören gesuchte Vergleiche — z. B. läßt er Gaslaternen „flackern wie rotgeweinte Augen" („In j. S." S. 27) oder den Mond „wie einen ungeheuren Blutstropfen schwimmen" (ebenda. S. 139). Das gehört zu jenem Schwulst, der bei der heutigen Jugend sehr beliebt ist.

Frau Ellin Röte. Aus dem Leben einer jungen Frau. Von Felix Holländer. (Berlin 1893, S. Fischer.)

Die beiden ersten Romane des Verfassers waren trotz allem naturalistischen Beiwerk innerlich unwahr und oberflächlich. Dieser dritte bedeutet wirklichen Fortschritt. Die Mätzchen sind fortgefallen, die Sprache ist einfacher geworden und die Empfindungen sind wahrer und innerlicher. Schon daß Herr H. ein reines, anständiges Weib schildert, thut wohl nach all den Hetärengeschichten, die man allmählich satt bekommen hat. Manches in dem Seelenleben der Frau ist wirklich fein ausgeführt und nicht nur mit äußeren Mitteln,

Digitized by Google

sondern mit Liebe zu der Gestalt. Unkünstlerisch ist nur das den Roman eröffnende Tagebuch; hier ist nicht der rechte Ton getroffen. Auch die Art, wie der hohle Sinnenmensch durch den reinen Geist der beiden Frauen allmählich im Innern verfeinert wird, zeugt für gute Beobachtung selbsterlebter Empfindungen. Denn so etwas kann man nicht an einem „Modell" beobachten. Leider hat der Verfasser sich zuweilen zu sehr ins kleine verloren und darum ermüdet das Buch. Und auch der Schluß befriedigt nicht. Die Gestalt der Frau hätte uns viel tiefer ergriffen, wenn wir gesehen hätten, wie durch Kampf und Leid erworbene Festigkeit sich im Ringen um des Kindes Glück voll bewährte. Dann erst hätte Holländer einen ganzen Menschen geschaffen. Aber immerhin freut es mich, daß ein junger Schriftsteller ein nicht modernes Weib zur Hauptgestalt eines Romans gewählt hat. Das beweist fast Mut.

Nach Norden. Eine Episode von Meier-Gräfe. (Berlin 1893, S. Fischer.)

Ein Ich erzählt eine Nordlandsreise, die er in sehr gemischter Gesellschaft gemacht hat. Der verbindende Faden ist sehr lose. Unter den Mitreisenden befindet sich eine Gräfin; eine Gesellschaftsdame, von der Kultur übersättigt. Sie reizt den Erzähler durch ihr Wesen. Später gesellt sich zu den Reisenden ein wenig gebildeter, aber gesunder, kraftstrotzender Naturmensch, und ihm folgt das Weib auf eine einsame Insel. Ob sich der Nebentitel auf diese Liebe bezieht, die doch nur Episode bleiben kann, weiß ich nicht. Unbegabt ist der Verfasser nicht, er erzählt gut, kennzeichnet die Gestalten so, daß man sie auseinanderhalten kann, und er hat auch Naturssinn. Aber die meisten Mitglieder der Gesellschaft sind, besonders die Familie aus der Lützowstraße in Berlin, von jener Art, der man im Leben ausweicht. Und da ist's denn nicht gerade anmutend, mit diesem Volk auf 402 ziemlich enggedruckten Seiten verkehren zu müssen. Eine alte Dame, die Mutter der Gräfin, spricht stets französisch, halbe, ja, ganze Seiten lang. Schade, daß der Engländer nicht englisch spricht; dann wäre eine neue Art des Romans begründet: der vielsprachige. Wäre es dem Naturalismus um strengste Folgerichtigkeit zu thun, dann müßte er diese Gattung schaffen. Das könnte aber nur bei uns geschehen. Denn einem Engländer, Franzosen oder Italiener fiele es sicherlich nicht ein. Das Buch ist mehr Studie als Kunstwerk. Mit Studien sollte aber ein junger Schriftsteller nicht auftreten.

Sehnsucht. Von Julius Hart. (Berlin 1893, S. Fischer.)

Ich habe zwei Dinge nach der beendeten Lesung lebhaft bedauert: erstens, daß J. Hart die Arbeit nicht in Versen geschrieben und daß er die reine Stimmung durch einen so brutalen Schluß vernichtet hat. Bis etwa S. 96 ist das Ganze ein Gedicht, das fast von selber zur rhythmischen Behandlung drängt; mancher Abschnitt ist durch den Inhalt so aus der Wirklichkeit ins Phantastische, Traumhafte emporgehoben, daß er mit geringen Änderungen in Verse umgeschrieben werden könnte. Die Geschichte, von einem Ich erzählt, behandelt den Grundgedanken, der meinem symbolischen Märchen: „Vom Manne, der die Sehnsucht verlernen wollte", zu Grunde liegt, nämlich die Wahrheit, daß nicht Erfüllung, sondern Sehnsucht des Lebens bester Teil sei. Hart bricht aber dem symbolischen Gedanken durch den Schluß die Spitze ab: er beweist nur, daß die Erfüllung die Sehnsucht töten kann, nicht, daß sie es müsse. Mir erscheint es schon als eine Verkleinerung des großen Gedankens, wenn man als Gegenstand dieser großen Sehnsucht ein Weib hinstellt und dessen Besitz. Das ginge nur, wenn dieses Weib eine rein symbolische Gestalt wäre. Als solche läßt sich aber Lacryma nicht fassen, denn symbolische Frauen leiden nicht an Hysterie. Aber trotz des krankhaften Zuges, der durch das Werk geht, und trotz der zuweilen weichlichen Empfindung, ist es doch die Arbeit eines Dichters, und einzelne Teile können auch dem strengsten Beurteiler ungetrübten Genuß gewähren. Sie sind Gedichte voll Stimmung und feinem Formreiz und lassen es um so lebhafter bedauern, daß nicht das Ganze auf gleicher Höhe steht. — Die Ausstattung ist sehr schön.

Der Pfarrer von Breitendorf. Roman von Wilhelm von Polenz. 3 Bde. (Berlin W. 1893, F. Fontane u. Co.)

In seinen ersten Arbeiten war der Verfasser von der Zeitströmung der Jüngsten insoweit ergriffen, als geschlechtliche Beziehungen den Hauptinhalt bildeten. Vorteilhaft unterschied er sich von anderen dadurch, daß er schlichter in der Darstellung blieb und die ethische Empfindung des Lesers nicht durch Lüsternheit verletzte.

In dem neuen Roman hat er mit ehrlichem Ringen die Lösung eines wichtigeren Vorwurfs als es Liebesgeschichten zweifelhafter Art sind, angestrebt. Der kundige Leser kann wahrnehmen, daß der Verfasser sich vorher über die allgemeinen Strömungen auf kirchlichem Gebiete zu unterrichten gesucht hat, um von dem Theologischen, soweit es nötig war, nicht wie der Blinde von der Farbe zu sprechen. Von ebenso großer Wichtigkeit war die Kenntnis des Lebens in den Pastorenkreisen; hier ist Herr v. P. noch mehr heimisch als in der Wissenschaft, und jedenfalls viel mehr als irgend einer der jüngeren Schriftsteller. So hat er redlich die Bedingungen erfüllt, die zur Abfassung eines Romans dieser Art erfüllt werden müssen: er kennt den Boden, auf den er den Träger seiner Anschauungen stellt.

Es ist ein junger Theologe, der seinen Beruf mit Begeisterung auf sich genommen hat. Wohl hatte er eine Zeit schmerzlicher Zweifel durchzumachen gehabt und war nahe daran gewesen, allen Glauben zu verlieren, bis er ihn durch die Bibel und durch die Hingabe an Christi Persönlichkeit wieder errang. Es hätte ihm nicht an Gönnern gefehlt, wenn er in der großen Stadt hätte bleiben wollen, aber er fühlte sich unglücklich in dem Kreise von Menschen, die im Grunde doch nur aus Langeweile, Gewohnheit oder weil sie es für schicklich hielten, der Kirche anhingen. Und so meldete er sich für eine Landpfarre, die er nach den Probepredigten auch erhielt; hier, in schlichten Verhältnissen, unter natürlichen Menschen wollte er dem Herrn Seelen gewinnen und Christi Lehren bethätigen.

Das ist die Vorgeschichte. Der Roman selbst zeigt den jungen, begeisterten Seelenhirten in seiner Gemeinde, im Kampfe mit der innerlich gleichgiltigen Menge, deren Christentum in äußerer Kirchlichkeit Anfang und Ende fand, und wo nur einzelne, gerade Geistig-Arme in schlichtem Herzensglauben trotz Not und Kampf am Heilande hingen und ohne zu zweifeln glaubten. Der Verfasser zeichnet die umgebenden Menschen, die Geistlichen und Laien mit entschiedenen Strichen; am besten die ersteren. Fast alles Streber, die kein innerliches Christentum besitzen und um so starrer an der Kirchenlehre festhalten; halbe Genußmenschen, die zufrieden sind, ein gutes Brot gewonnen zu haben und es nicht verlieren wollen, selbst wenn das Gewissen sich gegen die Heuchelei wehrt; Opfer der Verhältnisse andrerseits, die

Digitized by Google

nur aus äußerem Zwange gegen ihren Willen zum geistlichen Berufe gekommen sind und darin zu Grunde gehen, und — nur in einem Falle, was wohl nicht ganz der Wirklichkeit entspricht, einen alten, milden Priester, der mit vollem Herzen an den kirchlichen Überlieferungen hängt und ebenso glaubt wie liebt: aus tiefstem Herzensdrange. Die Gestalten sind vortrefflich, ohne Übertreibung wiedergegeben, — und wirken, leider! schon so als scharfe Satire. Zu den interessantesten Gestalten des geistlichen Kreises, den der Verfasser schildert, gehören der weltkluge Polani und der Diakonus Fröschl, der die Wirrnis seiner Lage durch Selbstmord endet. An diesen Fall schließen sich für den Pfarrer von Breitendorf neue Kämpfe; immer mehr erschüttert wird seine Rechtgläubigkeit, sein Vertrauen zu der Kirche, wie sie ist, bis er sich ihr innerlich ganz entfremdet fühlt. Mit dieser Entwicklung ist in innige Verbindung eine Liebe gebracht, in der auch das Religiöse eine Rolle spielt. Sie gilt der Tochter eines Arztes, der Geistes- und Gottesleugner ist, während in dem Mädchen trotz aller Einflüsse ein starker religiöser Drang wirksam bleibt. Auch diese beiden Gestalten sind mit sicheren Zügen durchgeführt. Die Lösung des Stoffes geschieht ohne Zwang: Gerland tritt vom Amte zurück, aber er behält die Leitbilder seiner Seele; die Religion bleibt ihm die wichtigste Angelegenheit der Menschheit. Er beschließt, sich dem Lehrerberuf zuzuwenden. „Ich will," sagt er zu seinem Schwiegervater, „auch anderen das mitteilen, was ich erfahren habe. Ich will versuchen, den Kindern das zu ersparen, was ich selbst erlebt habe: all die Stadien des Buchstabenglaubens, des gedankenlosen Götzendienstes, des Verzweifelns an allem Göttlichen, des Indifferentismus, des religiösen Bankrotts." Und als Gerland noch am Morgen nach seiner Vermählung von einer Gebirgshöhe in das Land blickt, drängt sich ihm ein Gebet über die Lippen, „aber nicht Worte der Zerknirschung und Selbstverkleinerung — freudige, selbstbewußte Worte sprach er zu dem Allmächtigen. Nicht als Staub fühlte er sich — — nein, als einer, der berechtigt ist, frei zu atmen und sich seiner Kräfte zu erfreuen. — — Und Zeit, Ort und Materie verschwanden für ihn in dem einen Gefühl der Allgegenwart Gottes. Ihm gehörte er zu, dem gütigen Vater, in dessen schönes Antlitz er blickte. — — Nun konnte er ihn nicht mehr verlieren, denn er hatte die Verwandtschaft mit ihm erkannt." Mit diesen Worten schließt das Werk. Bedeutsam für die Anschauung des Gedankenträgers ist auch der X. Abschnitt des dritten Bandes, S. 178—185, der wohl in den folgenden Worten gipfelt: „Das eigene Ich unterdrücken, das verderbt ist vom Anbeginn und zu nichts Gutem tauglich! riefen rings theologische Stimmen — Nein, das eigene Ich zur Geltung bringen, auf die Innenstimme lauschen, die unsterbliche Seele zu Gott entwickeln, das war die neue Anschauung, die täglich in ihm an Kraft gewann."

Der Roman muß von zwei Seiten betrachtet werden, als schriftstellerische Arbeit und als Bekenntnis.

Was die Leistung des Schriftstellers anbelangt, so kann ich sagen, daß ich mich ihrer aufrichtig gefreut habe. Da ist nirgendwo das Bestreben, eine „neue Kunstform" zu schaffen. Polenz schreitet einfach auf den Bahnen der guten Überlieferung dieser Gattung weiter. Er stellt den Träger der Hauptbegebenheiten als noch nicht Vollreifen in bestimmte Verhältnisse und läßt den Fortschritt in dem Wechselspiel von Eigenart und Umgebung sich entwickeln. Der Held bethätigt sein Wesen, indem er handelt oder leidet, und er tritt als Fertiger — nach dem Wollen und der Anschauung des Verfassers — zuletzt in ein neues Leben. Der Aufbau ist überall klar, eine tiefere Lücke nicht bemerkbar. Die Nebengestalten sind stets so gewählt, daß sie entweder die Ereignisse fördern oder doch die wirkenden Kräfte verkörpern. Die Gespräche gehen aus der Eigenart der Sprechenden hervor, und auch in ihnen behält der Verfasser stets sein Ziel im Auge. Er macht niemals in Geist, prunkt niemals mit Wissen, nur um es anzubringen und auf den Leser einen gebietenden Eindruck zu machen. Kurz: alles im Sinne der besten künstlerischen Überlieferung. So verdient die Arbeit des Schriftstellers warme Anerkennung.

Der Roman ist aber auch ein Bekenntnis. Herr v. Polenz hat — man fühlt es — den Stoff nicht nur aus ästhetischen Gründen gewählt. Obwohl nicht Theologe, hat er wohl die gleichen Kämpfe durchgemacht, die er seinen Pfarrer durchmachen läßt. Dafür spricht der Ton der inneren Aufrichtigkeit. Solche Kämpfe lassen sich nicht „naturalistisch" beobachten, sie müssen in der inneren Welt erfahren sein. Niemand aber vermag seinen Helden zu einer höheren Erkenntnis zu führen, als er selber besitzt. Was Gerland am Ende seiner Laufbahn als religiösen Besitz in sich trägt, es ist zugleich der Besitz des Verfassers. Aber diese Erkenntnis ist nicht der Wahrheit Schluß, sondern nur eine Stufe; sie ist ein Halteplatz auf dem Wege zum Geiste des echten Christentums, aber doch nicht dieses selbst. Gerland ist ein sehr gewinnender, ist ein ehrlicher, warmherziger Mensch, aber er ist noch nicht tief. Er kann zum Ziele gelangen, aber das, was er uns bietet, ist nicht einmal für ihn ein Unerschütterliches. Er ist noch sehr jung; noch kann seine Kritik sich ganz anders schärfen und neue Kämpfe erregen. Er ist schon dem Pantheismus, wenn auch einem begeisterten, herzenswarmen, nahe. Und da kann es leicht zur Verflüchtung seines „Gottes" kommen. Es ist mir unmöglich, meine Einwürfe, die ich auf dem Herzen habe, hier zu erörtern. Ich muß mich begnügen, sie angedeutet zu haben.

An die Einsender.

1. Briefliche Antwort ist, außer in wichtigen Fällen, unmöglich.
2. Briefliche Urteile über Einsendungen, welcher Art sie sein mögen, kann der Leiter nicht abgeben. Handschriftliche dramatische Arbeiten und Epen werden ungelesen zurückgeschickt.
3. Gedichte kleineren Umfangs werden niemals zurückgesendet, auch nicht wenn Marken beiliegen. Man behalte Abschriften.
4. Romane sind nur noch an Otto Jankes Verlag, Anhaltstr. 11, Berlin SW., zu richten.
5. Bei allen Anfragen ist größte Kürze und Sachlichkeit erwünscht. Briefe von einigen Bogen rauben dem Schreiber und dem Empfänger unnötig viel Zeit.
6. Wer den Leiter der Roman-Zeitung sprechen muß, wird gebeten, vorher anzufragen.

Groß-Lichterfelde III. O. v. L.

Inhalt der Nr. 36.

Ein Unglücksheld. Roman von Paul Maria Lacroma. — Auf der großen Landstraße. Roman von H. Schobert. Schluß. — **Beiblatt:** Es ist ein Glück. Von Georg A. Albert. — Ein verkannter Liebling. Sprachliche Plauderei von Paul Pasig. I. — Kleinigkeiten. Von Wilhelm von Ising. — Moderne Schlangen. Von einer Frau. — Neue Romane und andere Unterhaltungsschriften. Angez. von O. v. L.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leirner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 37.

Idealismus.

Eine Familiengeschichte

von

Emma Linck.

I.

Harald und Margareta.

1.

In dem traulichen Arbeitszimmer des Justizrates Borg brannte ein munteres Tannenholzfeuer in dem offenen Kamine. Der Justizrat zog das Flackern und Knistern des Tannenholzes dem mehr wärmenden Birkenholze vor: es erinnerte ihn an die Zeit seiner Kindheit, als er auf dem väterlichen Gute in dem waldbewachsenen Wermland an den langen Winterabenden seine Soldaten auf dem Fußboden vor dem Kaminfeuer aufgestellt hatte; der rote Schein beleuchtete dann seine Truppen, das Knallen des dürren Holzes stellte Gewehrfeuer vor und wenn einige recht heftige Schüsse fielen, so schrie er laut Hurra, denn der Feind war besiegt! Aus dem kriegerischen Knaben war aber ein ganz friedlicher Mann geworden, dessen Beruf es war, soviel als möglich die Streitigkeiten zwischen den Menschen zu tilgen und zu versöhnen. Die gemütliche Stube, in der er jetzt mit seiner einzigen Tochter saß, gab Zeugnis seines ruhigen, beschaulichen Lebens. Die Geige auf dem Tisch, die reichbesetzten Bücherschränke, welche die drei Wände des Zimmers bedeckten, die wenigen, aber ausgesuchten Stiche über seinem Schreibtisch bekundeten einen gebildeten Geschmack. Er selbst, ein wohlerhaltener Mann in den fünfziger Jahren, sah charakterfest und gut aus, wie einer, der ruhig und klar das Leben überblickt.

Jetzt saß er in den Lehnstuhl zurückgelehnt, rauchte seine Cigarre und nippte ab und zu an dem Nachmittagskaffee. An seiner Seite saß auf einem niedrigen Sessel seine zwanzigjährige Tochter Margareta. Beide schwiegen, auf ihren Gesichtern aber lag ein Ausdruck, als ob sie in Gedanken ein Gespräch fortsetzten.

Endlich waren Cigarre und Kaffee zu Ende. Der Justizrat räusperte sich ein paar Mal, strich liebkosend mit der Hand über das braune, glänzende Haar der Tochter und sagte dann mit milder, ruhiger Stimme:

„Meine kleine Greta muß ihren Papa nicht mißverstehen, wenn er sich gezwungen sieht, ihr seine Meinung zu sagen. So gut wie irgend einer erkenne ich den edlen Charakter und die große Begabung Deines Verlobten, sonst hätte ich meine Einwilligung zu Eurer Heirat nicht gegeben. Aber Du idealisierst ihn und es ist gefährlich, mit zu großen Illusionen in die Ehe zu treten. Er ist ehrgeizig —"

„Ach, Papa, ist nicht das gerade ein edler Trieb bei einem Manne?"

„Sicherlich, wenn er nicht zuletzt alle anderen Gefühle verdrängt. Er heißt nicht umsonst Ehr—geiz: jeder Geizige lebt zuletzt nur für das Sammeln von mehr und mehr; die Menschen werden ihm Nebensache."

„O, Vater, —" weiter konnte Margareta vor Thränen nicht sprechen.

„Beruhige Dich, mein Kind, ich spreche ja jetzt nur von Extremen. Aber siehst Du, Liebling, Du mußt nicht verlangen, daß mein fünfzigjähriger Kopf dasselbe Urteil fällen soll wie Dein verliebtes Mädchenherz."

„Könntest Du es doch!" rief Margareta leidenschaftlich. „Du bist sonst so gerecht und mild, nur gegen Harald bist Du ungerecht. Aber Du kennst ihn nicht wie ich, wie uneigennützig, groß und selbständig er in allem ist, die Kleinlichkeit der Menschen verachtend —"

„Ja, Harald beurteilt rücksichtslos die Schwächen anderer, das kann mit der Zeit zu Härte werden."

„Er ist aber am strengsten gegen sich selbst," fiel Margareta ein.

„Mag sein, aber dies im Verein mit seinem Hang, die Meinung anderer geringzuschätzen, wird ihm Schwierigkeiten bereiten, Freunde zu finden, und

Digitized by Google

allein in der Welt zu stehen, ist nicht so leicht, wie man es in der Jugend glaubt."

„Gut," fiel Margareta heftig ein, „so will ich ihm die sogenannten Freunde ersetzen, die eine edle, männliche Seele nicht zu schätzen vermögen."

Sie erschrak selbst über ihre Worte, als sie den unzufriedenen Gesichtsausdruck des Vaters gewahrte. Sich an seine Brust werfend, schluchzte sie: „Verzeih mir, o, verzeih mir, Vater, ich meinte es nicht so. Weiß ich doch, daß Du der klügste, liebevollste Vater bist — nur in diesem einen Punkt verstehst Du Deine kleine Greta nicht. Wenn Du wüßtest, wie ich ihn bewundere, welche Glückseligkeit es mir ist, zu Harald aufzublicken, mich neben ihm klein und unbedeutend zu dünken!"

„Halt, Kind, darin liegt die Gefahr. Ein echtes Weib muß ihren Gatten nicht allein lieben, sondern auch verstehen und objektiv beurteilen können, sonst wird sie ihm nie eine Hilfe, und das ist doch die Absicht der Ehe. Du wunderst Dich vielleicht, daß ich das Herz habe, Dir diese schroffen Wahrheiten zu sagen, aber, mein Liebling, wenn Du als Weib so vollkommen Deinen Platz ausfüllen sollst, wie Du es als Tochter gethan hast, dann mußt Du Deine Vernunft ebenso laut sprechen lassen, wie Dein Herz und Deine Phantasie es jetzt thun. Eine Gattin muß nicht allein zärtliche, sondern auch kluge Worte sprechen können. Und nun, mein Kind, wollen wir dies Thema fallen lassen, es war mir peinlich genug, und die Pflicht, Dir die Wahrheit zu sagen, ist mir nie schwerer geworden. Daß ich es dennoch that, sei Dir der beste Beweis meiner tiefen Liebe für das Kind meiner unvergeßlichen Gattin."

Margareta küßte dem Vater zärtlich die Hand und ging nach der Thür. Am Fenster stand ein blühender Heliotrop, dessen zarter Duft ihr entgegenströmte, sie trat heran und beugte sich über die schöne Blume. Strahlenden Blickes wandte sie sich dann zum Vater und sagte: „Siehst Du, Papa, wie meine Lieblingsblume sich immer nach der Sonne wendet, die ihr Leben und Kraft verleiht. So wird auch Harald meine Sonne sein, die mich erleuchtet, erwärmt und erst das Gute, das in mir schlummert, erwecken wird. Und zum Dank dafür soll die schönste Blüte meines Wesens ihren Reichtum nur für ihn entfalten."

„Du kleine Schwärmerin! Geh jetzt, ich höre seine Schritte auf der Treppe. Nur noch ein Wort: vergiß nicht das Wort des Herren: ‚Du sollst keinen Abgott haben neben mir!" —

Drei Monate darauf wurde die Hochzeit von Harald Ström und Margareta Borg gefeiert. Es war ein schönes Brautpaar. Man beneidete ihn um die strahlende Braut, die so vertrauensvoll zu ihrem Bräutigam aufsah, während die Frauen meinten: gerade so müsse ein Mann aussehen, der Liebe und Achtung einflößen könne. Alle stimmten darin überein, daß man endlich einmal einer Heirat beiwohne, wo alles — Lebensstellung, Vermögen, Charaktere und körperliche Schönheit in voller Harmonie sei.

Das opulente Hochzeitsdiner war vorüber, der Wagen stand vor der Thür. Mit konvulsivischer Heftigkeit küßte und umarmte Margareta den geliebten Vater. Es kam eine Art Angst über sie, nun sie die Hand loslassen sollte, die bis jetzt ihre treue Stütze gewesen, und es wollte ihr scheinen, als ob in der neuen, fremden Welt der Boden unter ihren Füßen ins Schwanken geriete.

Endlich saßen sie im Wagen. Margareta weinte noch immer, als ob der Schmerz über die Trennung vom Vaterhaus ihr das Herz brechen würde.

Harald verhielt sich lange schweigend, er wollte sie ausweinen lassen, aber eine kleine Falte zwischen den Augenbrauen gab seinem Gesicht eine gewisse Herbheit, die auch in der Stimme klang, als er sagte:

„Du weinst, Margareta, als ob Du alles verloren und nichts gewonnen hättest. Hast Du denn keinen Gedanken für mich, Deinen Bräutigam? Du kommst mir mehr wie ein entführtes junges Mädchen vor, als wie eine glückliche Braut, die dem Manne folgt, den ihr Herz gewählt!"

„O, verzeih mir! Aber laß mich jetzt ganz Tochter sein; ich fürchte, daß ich in der letzten Zeit nur zu wenig anerkannt habe, was mein Vater stets für mich war. Du, Harald, bist das Ideal meiner Jugend, aber er war der liebevolle Hüter und Lehrer meiner Kindheit. Ach, wenn seine Lehren nur Früchte tragen wollten."

„Davon bin ich überzeugt, mein süßes Weib. Du hast ein so ernstes Pflichtgefühl, daß Du sicherlich ganz fehlerlos sein wirst, wenn ich die letzte Hand an Deine Erziehung gelegt habe. So ein guter alter Herr wie Dein Vater ist doch immer ein bißchen hinter seiner Zeit zurück und versteht nicht mehr, ein junges Weib zu leiten."

Ein eigentümliches Gefühl erfaßte Margaretas Herz. Bis zu der Stunde, in der sie Harald kennen gelernt hatte, war der Vater ihr immer als der Inbegriff des Vollkommenen erschienen. Ihre neue Liebe hatte diese Bewunderung etwas zurückgedrängt, aber nie war es ihr eingefallen, daß an seinem Thun etwas zu verbessern sein könne. Sie fühlte sich in ihrem töchterlichen Gefühl verletzt und das jugendliche Blut stieg wie eine warme Welle aus dem Herzen und färbte die Wangen mit höherem Rot. Da erinnerte sie sich plötzlich, daß sie selbst der Gegenstand sei, der verbessert werden müsse und darin hatte Harald sicherlich recht. Sie warf sich Eigenliebe vor.

Bald war die trübe Stimmung vorüber und sie war wieder voll und ganz die glückliche Braut, für die keine andere Welt existiert, als der Platz, wo sie für den Geliebten leben kann.

2.

Nach kurzem Aufenthalt auf dem väterlichen Gute reiste das junge Ehepaar nach Malmö im südlichen Schweden, wo Harald als Rechtsanwalt an der Reichsbank angestellt war. Sie gingen einer angenehmen Zukunft entgegen; eine gute pekuniäre Stellung, belebender Umgang in den ersten Kreisen, eine hübsche, elegante Wohnung — alles versprach

Digitized by Google

sorglose, fröhliche Tage. Zu den übrigen Annehmlichkeiten kam noch eine alte Dienerin, die die junge Frau aus dem väterlichen Hause mitgebracht hatte. Karin war an und für sich keine Freudenspenderin, aber ihr Kochen war mustergültig und ihre Arbeit unersetzlich. In ihrer ersten Jugend hatte sich ihr jungfräuliches Herz von einem unwiderstehlichen Soldaten des norwegischen Jägercorps, dies Regiment hieß „mangeur de coeurs“ aller Stockholmer Dienstmädchen, bethören lassen. Da sie aber pockennarbig war und dünnes Haar hatte, konnte man voraussehen, daß der Adonis mehr das Sparkassenbuch als die Braut im Auge hatte. Nachdem er wirklich mit ihren kleinen Ersparnissen durchgebrannt war, schwor Karin dem männlichen Geschlecht Haß und Verderben. Als Margareta heiratete, sah sie dies als ein wahres Verbrechen an und in ihrem Kopf (und was für einen Kopf hatte sie, wenn sie etwas durchsetzen wollte) beschloß sie, in den Dienst des jungen Ehepaares zu treten, um das Kind vor dem „Drachen“ zu schützen, wie sie bei sich selbst räsonnierte. Diese Bezeichnung wurde jedoch gegenseitig, denn Harald nannte die Köchin nie anders als den alten Drachen. Sie gingen einander soviel wie möglich aus dem Wege, und an der Art, wie Karin die Küchenthür mit einem Krach zuwarf, konnte man schon schließen, daß der Hausherr die Treppe heraufkam.

In dem stillen, väterlichen Hause hatte Margareta wenig Jugendvergnügungen genossen; jetzt holte sie das Versäumte nach. Malmö ist für die tanzende Jugend eine fröhliche Stadt. Die vielen, hohen Beamten, die repräsentieren müssen, die reiche Kaufmannschaft, die Luxus treiben kann, ferner das hocharistokratische Husarenregiment Carl XV., dessen meistens reiche Offiziere unermüdlich im Arrangieren von Reit- Schlitten- und Schlittschuhpartieen sind; dazu nur anderthalb Stunden entfernt Kopenhagen mit all seinen Kunstgenüssen, dies alles macht die Saison fast so glänzend wie die in einer Hauptstadt. Margareta nahm an allem teil, es schmeichelte Harald, seine junge Frau so gefeiert zu sehen, und er liebte sie um so heftiger, je mehr sie von anderen bewundert wurde.

Am schönsten aber war es doch, wenn sie allein zu Hause waren. Harald war im täglichen Leben ein schweigsamer Mann, aber wenn ein Gegenstand ihn begeisterte, konnte er mit glänzender Beredsamkeit darüber sprechen. Erst machte er Margareten die Sache klar, dann schrieb er sie nieder. Sie saß mit ihrer Handarbeit ihm am Schreibtisch gegenüber und der Lampenschein ergoß sich über ihren niedergebeugten, schönen Kopf. Lange aber konnte Harald ihre lieben Augen nicht entbehren. „Kleine Greta,“ sagte er, „sieh mich an — Deine Blicke erwecken neue Begeisterung in mir.“ Dann sprang Margareta auf, warf die Arbeit weg, eilte um den Tisch und nahm seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände. „Ich will Dich lehren, mir Schmeicheleien zu sagen — so, nun küsse ich Dir den Mund zu — nimm Dich in acht — wenn Du nachher sprichst, fliegt der Kuß fort.“ Dann kehrte sie zu ihrem Platze zurück und friedliche Stille senkte sich über das Zimmer; seine raschelnde Feder und ihre Schere, die ab und zu gegen den Tisch klirrte, war das einzige Geräusch — lautlos und unsichtbar schwebten liebevolle Geister um sie her.

Die ersten Monate schwanden wie im Traum. Dann kam eine Zeit, wo Margareta nicht mehr tanzen wollte und ungern in Gesellschaft ging, denn an den Wänden herumzusitzen und mit den älteren Damen über Stadtklatsch, die ungerechte Beförderung der Männer, die Strenge der Lehrer gegen die Kinder, epidemische Krankheiten und schlechte Dienstmädchen zu sprechen, schien ihr wenig verlockend. Besonders das letzte Kapitel war ihr ein Greuel, was sie auch einmal in einer Kaffeegesellschaft zu der Erwiderung veranlaßte: „Wenn ich ausgehe, lasse ich immer meine Dienstmädchen zu Hause.“

Desto eifriger wurden die älteren Damen, Margareten mit gutem Rat beizustehen. Wenn Harald in der Mittagsstunde seine Frau zum Spaziergang abholen wollte, saß meistens eine oder die andere wohlwollende Dame bei ihr. Er wurde wütend. „Das sage ich Dir, Greta, halte mir diese Sippschaft vom Leibe, sonst fliehe ich das Haus. Solche Freundinnen stecken nach und nach die Nase überall hinein, bis sie sich zwischen Mann und Weib gedrängt haben.“

„Aber, Harald, ich bin so jung und unerfahren —“

„Bin ich nicht Dein bester Ratgeber — außerdem hast Du ja den Hausarzt — sprich mit ihm —“

„Ach, es ist so schwer —“

„Kindereien, glaubst Du, es ist besser, solche Vertraute zu haben, die vielleicht im nächsten Hause Deine Geheimnisse ausposaunen? Ich traue Weiberfreundschaft nicht!“

Margareta schwieg — seufzte — und fühlte sich allein.

In diesem einen Punkte stimmten die beiden „Drachen“ des Hauses überein, auch Karin konnte keine intimen Freundinnen leiden — beide fürchteten sie Rivalinnen ihrer Macht.

3.

An einem schönen Maiabend kniete Harald am Bette seiner Gattin und verkündete ihr die Geburt einer Tochter. Der starke Mann zitterte, als er das zarte Wesen in den Arm der Mutter legte, er nahm ihre Hände in die seinigen, faltete sie über das Kind und flüsterte: „O Gott, ich danke Dir für beide.“

Feierliche Stille herrschte im Hause, Harald wagte kaum, sich zu bewegen, um nicht die Schlummernden dadrinnen im Schlafzimmer zu stören; ab und zu schlich er doch hinein, um seine Augen an dem neuen Wunder: seinem Kinde, zu weiden. Ergreifender Augenblick, wenn der Mensch sich sagt: „Durch mich ist ein unsterbliches Wesen für die Ewigkeit geboren.“

Selbst Karin klapperte weniger mit ihren Holzpantoffeln in der Küche. Sie wollte keine Rührung zeigen, aber ihrem Vertrauten, dem Lieblingshunde

Digitized by Google

Moppe teilte sie doch mit: Wenn das Unglück schon geschehen mußte, so sei es doch wenigstens gut, daß nicht noch ein Mann zur Welt gekommen wäre, „denn was für ein Ungeheuer aus so einem Jungen werden kann, das kannst Du Dir nicht vorstellen, Moppe.“ Worauf Moppe mit dem Schwanz wedelte und zustimmend bellte.

Monate vergingen, ehe Margareta sich erholte, und da sie sich sehr schonen mußte und keine Handarbeit vornehmen durfte, so lag sie meistens auf der Chaiselongue und las, wozu sie in den vielen einsamen Stunden Muße genug hatte. Der Wagen, in dem die kleine Valborg lag, stand neben ihr, ab und zu plauderte sie mit dem Kinde in der jungen Müttern eigentümlichen Sprache; bei Haralds Rückkehr hatte sie dann immer neue Wunder von ihrem Liebling zu berichten und beide Eltern waren der festen Überzeugung, daß noch nie ein so früh entwickeltes, süßes Kind zur Welt gekommen sei.

Wie ein Blumenkelch sich dem Morgentau öffnet, so nahm Margareta die Lehren der großen Meister, die sie jetzt erst kennen lernte, in sich auf; sie las nicht viel und verschiedenes, sondern sie vertiefte sich in die Werke einiger großer Schriftsteller. So bereitete ihr Max Müllers „Vergleichende Religionswissenschaft“ und Drummonds „Natürliches Los“ den höchsten, geistigen Genuß; sie lernte Menschen und Dinge kritisch zu beurteilen und nicht nur ihren Gefühlen nachzugehen. Dann und wann wünschte sie wohl eine einzige weibliche Vertraute zu haben, mit der sie Gedanken hätte austauschen können, doch solche Verbindungen müssen frühzeitig angeknüpft werden, jetzt war die Zeit verpaßt, Freunde stampft man nicht aus der Erde.

Harald entfremdete sich seiner Häuslichkeit immer mehr und mehr. Teils wollte er Geld verdienen, weil die häuslichen Ausgaben sich vermehrten, teils strebte er, sich einen Namen zu machen und Einfluß zu gewinnen. Daher nahm er alles an, was sich ihm darbot, bei Komitees, Direktionen, Vereinen, überall war Harald Ström ein selbstverständliches Mitglied. Wenn er dann spät nach Hause kam, müde und geistig abgespannt, so war alles, was er von Margareta beanspruchte, ein fröhliches Gesicht, leichtes Geplauder und ein kurzes Getändel mit dem Kinde. Nach dem Abendessen ging sie früh zur Ruhe, er schrieb noch eine Weile — und morgens, wenn Margareta aufwachte, war Harald schon weg.

Eines Abends blieb Harald, mit Schreibereien beschäftigt, daheim, Margareta stand am Fenster und blickte in den kalten Winterabend hinaus; der Wind heulte um die Hausecke, die Sterne funkelten, aber um den Mond lag ein bunter Ring.

„Ach, wenn wir doch Schnee bekämen,“ seufzte Margareta.

„Was, Du wünschest Schnee?“ fragte Harald.

„Ja, es ist ein kindischer Wunsch, aber ich sehne mich danach, und fiele auch nur so viel, daß man die Spuren eines Hundes darin sehen könnte. Seit dem ersten Winter bin ich hier kein einziges Mal wieder Schlitten gefahren, der abscheuliche Malmöer Wind weht jedes bißchen Schnee weg; in Stockholm konnte ich es jeden Tag.“

„Ich wollte, ich hätte keine anderen Wünsche, als Schlittenfahren zu können,“ sagte Harald vor sich hin.

Margareta drehte sich um, es war etwas Herbes in Haralds Stimme, was sie stutzig machte. Sie holte ihren niedrigen Sessel und nahm ihren Lieblingsplatz an seinen Knieen ein. Zärtlich zu ihm aufblickend, fragte sie:

„Bist Du traurig, Liebling?“

„Mehr ärgerlich als traurig, ich habe aber auch zu große Verdrießlichkeiten.“

„Wieso denn, erzähle.“

„Erstens habe ich von dem Verleger heute die Antwort bekommen, daß er meine Broschüre nicht annehmen will, wenn ich nicht einige Veränderungen vornehme; das kann ich nicht, ohne mir selbst untreu zu werden. So muß ich die Arbeit selbst verlegen und das kostet Geld.“

Nach einer Weile sagte Margareta:

„Hast Du Deine Arbeit jemand außer mir vorgelesen?“

„Nein, wieso?“

„Ich meine, vier Ohren könnten besser hören als zwei. Du weißt, ich hatte auch einige Ausstellungen zu machen.“

„Ja, Kleinigkeiten, weil Frauen sich immer in Details verlieren, statt sich an die Thatsache zu halten.“

„Aber vielleicht sind es gerade Kleinigkeiten, die der Verleger fort haben will. Bitte, laß doch Herrn M. die Broschüre durchlesen, er ist ein treuer Freund und wird Dir sicherlich aufrichtig seine Meinung sagen.“

Ein bitterer Zug legte sich um Haralds Mund. „Du scheinst ja mehr Vertrauen zu dem Urteil meines Freundes als zu mir zu haben, Greta.“

„Das nicht, Liebling, aber ich kenne ja Deine Art zu arbeiten. Du bist vom Großen so hingerissen, daß Du vielleicht die Kleinigkeiten übersiehst, die ein weniger Begabter dann entdeckt. Es geht Dir gerade so wie mir, wenn ich eine Mayonnaise mache,“ fügte sie scherzend hinzu, „ich weiß, wie sie sein soll und schmecke daran, bis ich den Geschmack verliere, dann kommt Karin und sagt: noch zehn Tropfen Öl und sie ist gut. Vielleicht sind es gerade diese Öltropfen, die Deiner Arbeit fehlen.“

„Ich danke für den kulinarischen Vergleich,“ sagte Harald ironisch.

„War es noch mehr, was Dich betrübt hat, mein Harald,“ fragte Margareta nach einer Pause.

„Jawohl; denke Dir meinen Ärger, als ich heute entdecke, daß die Komiteearbeit, die ich vor drei Monaten mit Müh und Not zu einem bestimmten Tag fertig haben mußte und die nächste Woche im Reichstag verlesen werden soll, noch hier liegt, weil der Präsident zu faul gewesen ist, sie durchzusehen! Das ist doch eine Duselei, die einen verrückt machen kann! Aber auf Diners gehen und Karten spielen jeden Abend, dazu hat der Herr Zeit. Was werden die Herren da oben von uns denken, daß wir eine so wichtige Arbeit nicht pünktlich fertig haben. Aber

Digitized by Google

ich habe ihm auch die Wahrheit in so dürren Worten gesagt, daß er leichenblaß wurde und keine Silbe zu seiner Entschuldigung hervorbringen konnte."

„Um Gotteswillen, Harald, das hast Du dem Präsidenten gesagt!"

„Soll ich etwa die Wahrheit vertuschen, weil er mein Vorgesetzter ist? Nein, Margareta, zu einer Lüge werde ich mich nie herabwürdigen, eher gehe ich unter."

Margareta küßte ihm zärtlich die Hand und sagte: „Ja, mein Harald, in Deiner Wahrheitsliebe bist Du einzig groß . . . aber . . ."

„Nun, was hast Du für Einwendungen zu machen?"

„Vielleicht braucht man nicht alle Wahrheiten auszusprechen oder es giebt verschiedene Arten und Weisen, wie man sie ausspricht."

„So, Du kommst mit Kompromissen?"

„Nein, aber ich denke, daß ein hochgestellter Mann, der jahrelang in seinem Amte gewesen ist und von seinen Altersgenossen nicht kritisiert wird, sich schwerlich darin finden wird, sich von einem jungen Untergebenen die schroffe Wahrheit sagen zu lassen."

„Weil sie eben alle Feiglinge sind oder indifferent in ihrer Arbeit. Was thun diese Herren? Jeden Abend sitzen sie am Spieltisch, gehen dann ruhig zu Bett und lassen die wichtigen Dokumente auf der Kanzlei liegen. Und dabei spielt der Mensch Karten wie ein Esel, ich habe mich aber auch geweigert, mit ihm zu spielen."

„Aber Harald, welche Feinde Du Dir machst! Der Präsident ist kein edler Charakter, das wird er Dir nie verzeihen. Andere halten es doch aus, mit ihm zu spielen."

„Soll ich vielleicht kriechen, weil er mein Vorgesetzter ist, außer Dienst bin ich doch wenigstens ein freier Mann."

„Aber Vorsicht thut doch not im Leben, warum soll man sich Feinde machen, wenn man mit einiger Duldsamkeit ihre Schwächen übersehen kann."

„Du scheinst heute abend in sehr nörgelnder Laune zu sein, Margareta, laß Dir eins sagen: wenn der Mann in reizbarer Stimmung ist, so soll ihm die Frau nie widersprechen, das macht die Sache schlimmer."

Margareta errötete und erhob sich. „Ich dachte, Harald, Du würdest es schätzen, wenn ich Dir sage, was ich für wahr halte, ebenso wie Du es für Deine Pflicht hältst, dem Präsidenten die Wahrheit zu sagen. Will man die Wahrheit sprechen, muß man sie auch vertragen können."

Beide Gatten schwiegen. In dem Augenblick trat die Amme mit der kleinen Valborg ein. Das kleine Ding war nur in eine weiße Decke eingehüllt, es strampelte mit den rosigen Füßchen, streckte den Eltern die Arme entgegen und rief laut: „Da — da, Ma — ma, Pa — pa." Harald nahm die Kleine, schloß Mutter und Kind in seine Arme und sagte gerührt: „Gott segne Euch beide, mein alles in der Welt." Dann trug er den Liebling selbst ins Bett. Als er zurückkam, stand Margareta noch auf demselben Fleck, er trat zu ihr, nahm ihren Kopf in seine Hände, blickte ihr zärtlich in die Augen und flüsterte: „Verzeih mir, Margareta."

* * *

Margareta befand sich in einer großen Abendgesellschaft und gähnte hinter ihrem Fächer; die Jugend tanzte im Tanzsaal, die Herren spielten Karten im zweiten Salon. Es war die fatale Viertelstunde vor dem Souper, wo ein jeder sein Kapital von Liebenswürdigkeit verbraucht hat und sich nur nach dem erlösenden Abendessen sehnt. Ab und zu starrte Margareta die Kerzen im Kronleuchter an, damit ihr die Augen nicht zufielen, aber sie hatte doch eine Ahnung, ein paar Mal eingenickt zu sein. Plötzlich wurde sie aus ihrem Halbschlaf durch eine Stimme geweckt, die neben ihr sprach:

„Guten Abend, Frau Ström, wie geht's? Sie sind ja ganz lang und blaß im Gesicht, was haben Sie?"

„Nichts als Langeweile, Herr Doktor."

„Epidemische Krankheit, die ich nicht kurieren kann. Warum unterhalten Sie sich nicht mit jemand?"

„Ach, ich habe ja eine halbe Stunde mit Frau Bürgermeisterin Gänse gemästet, bis ich mir selbst wie eine Gans vorkam."

„Zürnen Sie ihr darob nicht, das Resultat dieses Gespräches werden wir im Laufe des Winters als wundervolles Gänsesauer genießen. Das ist ja die Spezialität von Frau H. Nun, wie geht es den Kleinen?"

„Vortrefflich; sie fangen an, so unartig zu werden, wie ich es mir nur wünschen kann, um nicht zu glauben, daß sie Engel sind. Denken Sie nur, Gunnar beherrscht dermaßen Karin, daß sie ihm sogar Moppe auf Minuten überläßt."

„Freut mich, daß ihr Kahlkopf sich vor männlicher Übermacht beugen muß. Und Harald? Ach, da sehe ich ihn ja am Spieltisch — Warum sitzt er so krumm? — Das ist doch eine Schande, wenn man eine schöne Frau hat, die noch so gerade wie ein junges Mädchen ist. Wissen Sie, Frau Ström, Sie sind noch immer die schönste Frau in der ganzen Gesellschaft."

„Ach, Doktor, ich bin so besorgt um Harald, er sieht zuweilen so blaß aus — — —"

„So, da haben wir die weibliche Unruhe, die immer Krankheit wittert. Wollen Sie, daß ein arbeitender Mann wie Harald so rot wie ein Winterapfel aussehen soll?"

„Aber nach dem Lungenkatarrh — —"

„Das ist schon längst vorüber. Ich will Ihnen was sagen, Frau Margareta, wenn die Buchen auf Seeland grün sind, dann mieten Sie dort eine Bauernwohnung, gehen mit Mann und Kindern hinüber und lassen sie Milch trinken, Seebäder nehmen und den ganzen lieben Tag in der Luft sein, dann kehren sie so rot und dick zurück, daß Sie ihnen neue Kleider anschaffen müssen."

„Aber Harald will nicht aufs Land."

„Teuerste Frau, sprechen Sie doch nicht vom Willen eines Mannes, wenn er eine kluge Frau hat. Wenn ich nicht so ein bockiger Junggeselle geblieben

Digitized by Google

wäre, würde eine Frau mich auch gepflegt haben. Jetzt sind meine Nerven wie die Saiten einer alten Harfe, die bei jedem Luftzuge quietschen. Es ist wahrlich eine nervöse Dame an mir verloren gegangen. — Na, endlich meldet der Diener, daß serviert ist — darf ich Ihnen meinen Arm bieten?"

In den nächsten Tagen waren die Kinder aber gar nicht so unartig, wie Margareta sie wünschte, sie schlichen still umher, hingen die Köpfe, und vergebens saß Moppe auf den Hinterbeinen und bettelte um ein Stück Zucker, Gunnar öffnete kaum die Augen, schlug mit der Hand nach ihm und schlief wieder ein. Es war Scharlach in die Kinderstube gekommen. Margareta richtete sich gleich darauf ein, nur für die Kinder zu sorgen, und Karin entpuppte sich als eine vortreffliche Krankenpflegerin. Dabei war ihre Stimmung brillant, denn der Drache vermied aus Rücksicht auf die Kinder seiner Kollegen das Krankenzimmer, wogegen Moppe freien Ein- und Ausgang hatte. Moppe war noch in dem zarten Alter, wo die Köter alles zerfressen, was unter ihre Zähne kommt; er hatte sich unter Karins Bett ein Museum von unglaublichen Dingen gesammelt, abgebissene Tischdeckenzipfel, einen alten Marktkorb, Pantoffel und Teppichflicken, und einmal, o Entsetzen, hatte man sogar die Pelzmütze des Hausherrn dort gefunden. Karin hatte nur selten den Mut, eine Revision dort zu halten, wenn es aber geschah, dann hatte Moppe ein schlechtes Gewissen, lief auf den Hof, holte sich einen alten Knochen, den er dort als Reserve vergraben hielt, legte sich hinter die Küchenthür und knabberte lustig los, als ob ihn die ganze Welt nichts anginge. Wenn Karin dann irgend einen verfänglichen Gegenstand vor seiner Nase schüttelte, so gähnte er, schloß die Augen und that, als ob er schlafen wollte. Dann schüttelte sich Karin vor Lachen, gab ihm einen Klaps auf sein dickes Fell mit einer Hand, so weich wie eine Sammetpfote und sagte: „Bist Du schlau, kleiner Racker." Dies alles gab ja Anlaß zu unerschöpflichen Gesprächen in der Kinderstube, bei denen Karin und die Kinder gleich interessiert waren.

Das schlimmste Krankheitsstadium war nun vorüber, jetzt kamen die Wochen der Rekonvalescenz, wo die Kinder ungezogen werden und nicht wissen, was Sie wollen. Margaretas Kräfte waren erschöpft, sie wurde nervös und bemerkte mit Schrecken, daß ihre sonst so gleichmäßige Laune aus dem Gleichgewicht kam, oft wünschte sie sich meilenweit hinweg.

Nach einer schlaflosen Nacht und sehr unruhigem Tage lag sie eines Abends auf dem Sofa, um sich zu erholen, als an die Thür geklopft wurde. Sie fuhr auf, denn sie erkannte sofort das Pochen ihres Mannes. Etwas mißvergnügt sagte sie: „Ich komme gleich." Dann rief sie Karin, ordnete ihr Haar, besprengte sich mit Karbol und ging, ihren Mann aufzusuchen.

Sie fand ihn in seinem Zimmer mit der Lampe beschäftigt.

„Es herrscht doch eine furchtbare Unordnung hier im Hause," sagte er verdrießlich; „ich komme nach Hause, es ist überall dunkel, ich klingle, es kommt niemand, die Streichhölzer sind nicht an ihrem Platz und nun ich die Lampe anstecken will, ist sie nicht zurecht gemacht. Es ist wirklich hart für einen Mann, keinen Komfort zu finden, wenn er matt und müde nach Hause kommt."

„Ich bin auch matt und müde," erwiderte Margareta kühl, „seit den letzen vierzehn Tagen habe ich nicht im Bette geschlafen."

„Daran bist Du selbst schuld, warum läßt Du nicht Karin wachen."

„Karin ist alt und ich bin jung, die Kinder schlafen auch ruhiger, wenn sie wissen, daß ich da bin."

„Ja, weil Du sie immer verzärtelst, sie werden schön unartig nach der Krankheit werden."

„Du bist hart und ungerecht, Harald," sagte Margareta sehr ernst, „außerdem hat der Doktor mir gerade jetzt die größte Vorsicht anempfohlen, damit nicht noch Diphtheritis dazukomme."

„Ich finde es sehr unrecht vom Doktor," sagte Harald heftig, „daß er Dir unnützerweise solchen Schrecken einjagt, er könnte wahrlich auch ein bißchen an mich denken, für den in der letzten Zeit wenig genug gesorgt worden ist."

Ein bitterer Zug legte sich um Margaretas Mund, es brannte ihr auf den Lippen zu antworten: „Und wer hat wohl für mich gesorgt," aber sie schluckte es herunter und sagte nur: „Was willst Du von mir, Harald?"

„Ich wollte mein Abendessen haben, ich bin hungrig."

„Sogleich, wollen wir vielleicht hier Thee trinken, es wäre gemütlicher als im kalten Eßzimmer."

„Das wäre nett," meinte Harald in versöhnlicher Stimmung, „ich habe Dir etwas Erfreuliches zu erzählen."

„Das kann man nötig gebrauchen in dieser Zeit," erwiderte Margareta. Dann ging sie hinaus, um ihre Befehle zu geben. Bald kehrte sie zurück und setzte sich Harald gegenüber . . . es kam jetzt selten vor, daß sie sich auf den niedrigen Sessel zu seinen Knieen setzte . . .

„Denke Dir, Margareta," sagte Harald lebhaft und animiert, „meine Broschüre hat die vollkommenste Anerkennung gefunden, alle Zeitungen sind des Lobes voll."

„So," sagte Margareta und gähnte, „ich dachte, Du kehrtest Dich nicht an Zeitungen."

„Natürlich nicht immer, aber die Presse ist doch immerhin eine Macht. Man sagt, es wäre ein männliches Wort zur rechten Zeit und fordert mich auf, meine Gedanken weiter auszuführen. Meine mutige Unabhängigkeit wird gerühmt und man meint, daß die Zeit solche Geister nötig habe. Aber Du siehst teilnahmlos aus, Margareta, vielleicht . . ."

„Verzeih mir, lieber Harald, ich bin so müde, vielleicht giebt mir eine starke Tasse Thee die nötige Spannkraft wieder."

Sie setzen sich an den Theetisch, wo der rauchende Samowar einen wärmenden, gemütlichen Eindruck machte. Nachdem der erste Hunger gestillt war, kehrte Harald eifrig zu seinem Thema zurück.

„Ist es nicht eigentümlich, Margareta, daß man

Digitized by Google

gerade einige Worte, die Du streichen wolltest, besonders hervorgehoben hat als den Ausdruck meiner freien Auffassung."

„Das freut mich um Deinetwillen, Harald, aber ich kann meine Meinung nicht ändern. Darf ich Dir sagen, wie ich es mir denke?"

„Gewiß, Dein Urteil hat ja großen Wert für mich."

„Siehst Du, mein Freund, ich finde alle Deine Argumente gut und daß Du auch unbestritten recht hast in sehr vielem, aber ich fühle es mehr, als ich es aussprechen kann, daß doch etwas mangelhaft im Grunde der Sache ist. Du schreibst den Menschen eine viel zu weitgehende Macht zu, es geht eine Selbstzuversicht, eine Selbstgenügsamkeit durch Deine Arbeit, die, wie ich fürchte, eine falsche Richtung geben kann."

„Aber, liebes Kind," sagte Harald etwas hitzig, „kannst Du mir wohl sagen, wie weit der Mensch kommt, wenn er nicht diese Zuversicht hat, daß seine Arbeit und deren Zweck der richtige sei. Wenn die Menschen sich der Kraft mehr bewußt wären, die in ihnen schlummert, so würde das ganze Leben anders aussehen."

„Ja, aber sie dürfen nicht glauben, daß sie all dieses Große nur aus eigener Kraft vollbringen können, sie müssen fühlen, daß sie mit Gott, aber nicht ohne Gott arbeiten sollen."

„Nun, sie arbeiten ja mit Gott, wie Du sagst, wenn sie für die Entwickelung und Veredelung der Menschheit streben."

„O ja, aber ich finde, Du solltest mehr ihre persönliche Abhängigkeit von einer höheren Kraft und Willen als ihrem eigenen hervorheben. Die äußerste Konsequenz Deiner Theorie führt, fürchte ich, dahin, daß sie sich selbst für Gott halten."

„Wenn Du damit meinst, daß die Menschen sich selbst als die Schöpfer ihrer irdischen Geschicke ansehen, so mag dies gern mehr als bis jetzt geschehen. Es ist gerade dies feige Warten, daß eine andere göttliche oder menschliche Macht kommen soll und an ihrer Stelle handeln, was dazu führt, daß sie gar nichts thun, weder für sich selbst noch für die Allgemeinheit. Der Mann soll selbst sein Schicksal schaffen und wenn er von Mißgeschick getroffen wird, soll er verstehen, dasselbe mit Ruhe und Gleichmut zu tragen."

„Vielleicht . . . vielleicht," sagte Margareta zögernd, „kann der Mann stark genug dazu sein, aber das Weib vermag es sicherlich nicht. Für sie muß es eine Kraft geben, die sie stützt in ihrer Schwäche. Was wäre wohl aus mir geworden in diesen sorgenvollen Wochen, wo Leben und Tod um meine Kinder kämpften, wenn ich nicht durch das Vertrauen zu einem liebevollen Vater, der unsere Geschicke lenkt, aufrecht erhalten worden wäre?"

„So denkst Du jetzt, weil Deine Lieblinge Dir erhalten sind, aber die Mutter hier nebenan, die ihr Einziges begraben hat, glaubst Du, daß sie in derselben Weise denkt? Nein, Margareta, Gott hat die Welt geschaffen und ihr seine bestimmten Gesetze gegeben, die werden nicht durch unsere Wünsche verändert. Was uns zu thun bleibt, ist, die Kräfte zu studieren, die in und um uns walten, und sie uns zu nutze zu machen."

„Aber . . . wenn Gott nicht das Haus baut, so arbeiten die vergebens, die daran bauen."

„Wenn Du mit Bibelcitaten kommst, dann ist es am besten, wir hören gleich auf, denn dann kommt man doch nie zu einer logischen Auseinandersetzung. Gute Nacht, Liebste, und versuche zu schlafen."

Margareta erhob sich langsam, stand zögernd eine Weile still, ging dann um den Tisch herum und legte die Hand auf Haralds Schulter. „Harald, weißt Du, daß heute unser Hochzeitstag ist?" sagte sie leise!

Harald fühlte einen Stich im Herzen, es war das erste Mal, daß er diesen Tag vergessen hatte; schnell wandte er den Kopf und sah Thränen in Margaretas Augen. Seine Vergeßlichkeit schmerzte ihn, aber wie es so oft der Fall bei dem starken Manne ist, so äußerte sich seine Unzufriedenheit mit sich selbst in Unfreundlichkeit gegen andere.

„Was, Margareta, Du weinst? Du weißt, wie ich Thränen hasse, geh jetzt zu Bett, morgen will ich versuchen, mein Versäumnis wieder gut zu machen."

Mit langsamen, schweren Schritten verließ Margareta das Zimmer. „Er versteht mich nicht," seufzte es in ihr, „er hat meine Mutterſorge nicht verstanden, jetzt versteht er mich nicht in dem, was dem Menschen am heiligsten und teuersten ist, was wird aus uns werden, wenn wir so auf getrennten Wegen durchs Leben gehen müssen. Ach, ist es denn des Menschen Los, sich immer allein zu fühlen, allein verantwortlich für seine Handlungen, allein in der Stunde der Not, allein im Leben, allein im Tode!"

Sie öffnete die Salonthür, ein milder Duft von blühendem Heliotrop kam ihr entgegen, im Nu stand das sonnige Bild dieses Abends vor sechs Jahren ihr vor Augen, was war geschehen, was aus ihrem Abgott geworden? War er herabgesunken von seiner Höhe? Sie legte die Hand über die Augen und träumte sich in jene selige Zeit zurück; liebte sie Harald jetzt weniger als damals? Nein, aber ihre Liebe hatte die Form geändert, sie war nicht mehr das junge Mädchen, das zu seinen Füßen saß und aus seiner Seele Nahrung für die ihrige schöpfte, sie war das gereifte Weib, das an seiner Seite stand, um ihm die Last des Lebens tragen zu helfen. Ihr Herz schmolz bei der Erinnerung an ihr Glück. Hastig kehrte sie um und flog mehr als sie ging zu ihrem Gatten zurück; sie warf sich an seine Brust, küßte ihn innig und sagte: „Harald, geliebter Harald, ich finde, wir haben uns nicht so freundlich getrennt als sonst, ich kann aber nicht zur Ruhe gehen, ohne Dir zu danken für das Glück, das Du mir schenktest. Gott segne Dich, Gott segne Dich für alles, was Du mir in diesen sechs Jahren warst!"

Harald schloß sie in seine Arme, bedeckte ihr Gesicht mit Küssen, hielt sie auf seinen Knieen fest und sagte mit vor Rührung erstickter Stimme:

„O, Du Einzige, Du Idol meiner Jünglingsjahre, Du Gefährtin meiner Mannesjahre, was habe ich Dir sein können? Du warst mir ja alles, Mutter,

Digitized by Google

Schwester, Gattin und dazu das Höchste, was der Mann von seinem Weibe sagen kann, Du bist eine würdige Mutter meiner Kinder! Gott lohne es Dir, ich vermag es nicht!"

4.

Im Frühling übersiedelte die kluge Frau, wie der Doktor Margareta nannte, mit ihrem ganzen Hausstand nach einem Bauerhof auf Seeland. Alle waren entzückt, die beiden Gatten machten weite Spaziergänge, die Kinder aßen Erdbeeren und rollten sich im Heu, und Moppe jagte Vögel bis er platt wie ein Strich auf der Landstraße lag. Das regelmäßige Leben und die Stille bekam Harald ausgezeichnet, er schlief gut und hustete gar nicht mehr. Aber nach einigen Wochen bemerkte Margareta doch, daß es ihm des Guten zu viel wurde; er fing an, sich nach Politik und öffentlichen Verhandlungen zu sehnen, die Gespräche der Männer fehlten ihm. Bald konnte er diese Stille nicht mehr aushalten.

„Weißt Du, Margareta," sagte er eines Tages, „jetzt bin ich solange nur Luftpumpe gewesen, daß es genug sein kann. Ich muß das Drucken meiner Arbeit selbst überwachen und gehe daher nächste Woche nach Malmö zurück, Du kannst mit den Kindern ja noch einige Wochen länger bleiben."

„Nein," erwiderte Margareta sehr bestimmt, „das ist nicht nötig. Das Restaurationsessen würde Dir schlecht bekommen und das Spiel der Kinder ist doch die beste Ableitung für Dich, wenn Du abgespannt nach Hause kommst. Wir reisen alle. Ich freue mich ordentlich, meine hübschen Zimmer wiederzusehen und wußte gar nicht, wie lieb mir mein Haus eigentlich ist."

Harald stürzte sich wieder in das öffentliche Leben, er arbeitete rastlos in und außer dem Hause. Im Laufe des Winters wurde das vierte Kind geboren. Mein „Liebeskind", wie Margareta die kleine Helga nannte, es kam ihr vor, als ob sie dies letzte Jahr wieder neu verheiratet gewesen wäre, nie war Harald zärtlicher und inniger, und die beiden Gatten standen einander näher als je.

Eines Tages kam Margareta von einem Spaziergang zurück, sie nahm sich nicht die Zeit, Hut und Mantel abzulegen, sondern ging gleich zu Harald hinein, der, den Kopf in die Hand gestützt, an seinem Schreibtisch saß. Voll Eifer, ihre Erlebnisse zu berichten, bemerkte sie nicht, daß er ungewöhnlich ernst aussah.

„Denke Dir, Harald, ich bin wieder in der Gartenstraße gewesen und habe mir das Haus angesehen, es ist gut gebaut und bequem, und hübsch eingerichtet. Der Wirt war anwesend und scheint jetzt willens, auf unser Angebot einzugehen, man muß das Eisen schmieden, solange es warm ist, denn es ist wirklich eine seltene Gelegenheit, sich ein eigenes Haus zu verschaffen. Ich habe mir auch den Garten angesehen, er ist viel größer als ich mir dachte, mit schönen, großen Bäumen. Natürlich wollen wir uns keinen Luxusgarten anlegen, auch nicht einmal einen Küchengarten, sondern nur schöne Rosen auf die Rasenplätze, die Kinder kollern sich unter den Obstbäumen und wir essen das Obst, das daran hängt. Ich bin ganz glücklich in dem Gedanken und lebe wieder auf. Man wird auch alt und korpulent," fügte sie schelmisch hinzu, „und muß sich das Leben ein bißchen bequem machen."

„Wir werden aber das Haus nicht nötig haben," erwiderte Harald zögernd.

„Wohl werden wir es nötig haben," sagte Margareta bestimmt. „Zwar werde ich das Haus, das wir seit unserer Heirat bewohnen, sehr vermissen, denn hier habe ich vielleicht meine glücklichsten Tage verlebt, aber trotzdem die Wohnung zweimal vergrößert worden ist, ist es unmöglich, hier zu bleiben, nun die Kinder größer sind, sie können nicht mehr in zwei Kinderstuben gepfercht werden."

Harald schwieg eine Weile, dann sagte er: „Margareta, Du mußt Dich auf eine große Veränderung gefaßt machen, ich habe heute meinen Abschied eingereicht."

Sie starrte ihn an, dann fiel sie mehr als daß sie sich setzte auf den nächsten Stuhl, es schien, als ob die Füße ihr versagten, doch kein Laut kam über ihre Lippen.

„Laß Dir sagen, wie dies alles gekommen ist," hub Harald an; „man hatte schon lange davon gemunkelt, daß eine große Reorganisation in dem Amte bevorstehe. Die beiden Direktoren sollten ersetzt werden durch einen Generaldirektor mit seinem selbstgewählten Sekretär, damit die Arbeit einheitlicher würde. Zu dem letzteren Posten hielt ich mich für ausersehen, denn ich bin der älteste und am meisten bewanderte im Amt. Daß mein alter Antagonist zum Generaldirektor ersehen war, wußte ich bereits, und dachte mit einiger Besorgnis daran, wie wir uns wohl vertragen würden. Heute morgen nun, als ich auf das Bureau komme, läßt der erste Direktor mich zu sich bescheiden, um mir zu eröffnen, daß die Ernennung nunmehr erfolgt sei, zum Generalsekretär wäre einer meiner jüngeren Kollegen bestimmt. Der Direktor fügte gewissermaßen entschuldigend hinzu, wie es ja begreiflich sei, daß der Generaldirektor, dem die Auswahl zustände, denjenigen zu seinem nächsten Gehülfen wähle, mit dem er am besten zu arbeiten glaube. Aber, da man dies doch als eine gewisse Zurücksetzung ansehen könne, so wären die Herren darauf bedacht gewesen, mir einen anderen Posten zu verschaffen. Es solle eine neue Abteilung kriert werden, wo ich ganz freie Hand und einige hundert Kronen Mehreinnahme hätte. Natürlich war ich empört, ich brauste auf und erwiderte, ich könne nicht so über mich verfügen lassen, es wäre wohl besser, ich nähme gleich den Abschied. Der Direktor war sehr freundlich und entgegenkommend, machte mich darauf aufmerksam, daß ich noch drei Monate Bedenkzeit hätte und bat, mich nicht zu übereilen. Ich durchschaute aber ihren ganzen Plan, sie wollten mich kaltstellen und auf eine Art Altenteil setzen. Ich mag aber nichts von Kompromissen wissen, also habe ich gleich meinen Abschied eingereicht."

„Und was wird jetzt aus uns?" fragte Marga-

Digitized by Google

reta matt, „hast Du auch den Verlust der Pension bedacht?“

„Ach, was bedeuten einige hundert Kronen, Du bist ja in die allgemeine Witwenkasse eingekauft!“

„Wenn man vier unversorgte Kinder hat, kann ein Tag kommen, wo einige hundert Kronen sehr viel bedeuten,“ erwiderte Margareta.

„Beunruhige Dich darum nicht, Margareta, ich will Dir die Pläne mitteilen, die ich schon lange gehegt habe.“

Margareta wurde leichenblaß. „Du machtest Pläne, ohne sie mir mitzuteilen?“ fragte sie.

„Ja, das heißt, man könnte sie mehr Luftschlösser nennen. Du weißt, es wird schon lange davon gesprochen, daß eine Professur für Nationalökonomie an der Universität zu Lund eingerichtet werden solle.“

„Du kannst doch nicht daran denken Professor zu werden,“ fiel ihm Margareta heftig ins Wort, „Du hast ja nie die akademische Laufbahn absolviert!“

„Das thut bei dieser Gelegenheit nichts, ich habe ja meine Examina mit Glanz bestanden, bin Dr. juris und niemand im ganzen Lande hat sich dieser modernen Wissenschaft so gewidmet wie ich; meine Schriften sind durch die Zeitungen bekannt geworden, und ich wüßte von keinem einzigen Konkurrenten außer dem Dozenten R. in Lund, der sich auch damit beschäftigt hat, doch sind seine Ansichten nicht mehr zeitgemäß.“

„Immerhin gefährlich, wenn er an der Akademie schon angestellt ist,“ erwiderte Margareta.

„Ach,“ sagte Harald und reckte die Arme in die Höhe, „ich atme schon leichter bei dem Gedanken an einen Beruf, der eine Zukunft hat, bis jetzt habe ich doch nur für das tägliche Brot gearbeitet.“

„Ich dachte, Du hättest für Weib und Kinder gearbeitet,“ meinte Margareta mit einiger Bitterkeit.

„Gewiß, aber es ist geisttötend, immer wie in einer Tretmühle dieselbe Arbeit zu verrichten. Unter uns gesagt, Margareta, sehe ich diese Professur nur als einen Übergang an. Im Civil-Ministerium wird bald ein neues Ressort entstehen, das nur die statistischen Arbeiten zu führen hat. Hierfür sucht man natürlich nur die besten Kräfte und da könnte ich wohl auch in Frage kommen.“

„Und jetzt?“

„Jetzt kündigen wir gleich die Wohnung hier. Du übersiedelst sofort mit den Kindern nach Lund und richtest Dir dort ein Haus ein. Ich gehe auf drei Monate ins Ausland, um in Deutschland und England die dortigen Verhältnisse zu studieren, und zum Herbst ist die Sache entschieden.“

„Deine Pläne scheinen ja ganz reif zu sein, Harald, hast Du lange darüber gesonnen?“

„Natürlich sind mir während meiner Arbeit in den letzten Jahren viele Gedanken gekommen, die aber mehr wie Schattenbilder waren.“

„Und mir hast Du dieselben nicht mitgeteilt? Harald, glaubtest Du, daß ich sie nicht billigen würde?“

„O nein, aber ich wollte Dich nicht beunruhigen.“

„So sagt Ihr Männer, aber wenn der Schlag unerwartet fällt, dann soll das Weib die Kraft haben, es zu tragen.“

„Ja, aber Ihr Frauen seid auch gleich so ängstlich und könnt die Verhältnisse nicht objektiv beurteilen.“

„Weil wir subjektiv so sehr daran beteiligt werden,“ sagte Margareta heftig, sie stand auf und stellte sich vor ihren Gatten. „Harald, jetzt muß ich offen sprechen, und wenn auch scharfe Worte dabei fallen sollten. Du hast mich in meiner weiblichen Würde beleidigt, wie ein Kind läßt Du mich tändelnd meine kleinen Pläne für Haus und Garten verfolgen, während Du unsere ganze Existenz umwirfst. Du rühmst Dich, daß nie eine Lüge über Deine Lippen gekommen ist, aber dies nenne ich eine indirekte Unwahrheit! Und wenn Deine Pläne mißlingen, fallen dann die schweren Sorgen nicht ebenso auf mein wie auf Dein Haupt? Wer soll den Mut des Mannes in schweren Stunden aufrecht erhalten, wenn nicht seine Lebensgefährtin, oder glaubst Du etwa, daß ich nur in den Tag hineinlebe, mich nicht auch um die Zukunft sorgen muß? Die Thaten des Weibes treten nicht an die Öffentlichkeit, aber den materiellen Bestand des Hauses, die Erziehung der Kinder, die Sorge für die Gesundheit aller ihrer Lieben — nennst Du das nichts? Glaubst Du nicht, daß Charakterfestigkeit und objektive Anschauung dazu nötig ist?

„Harald, Du hast mich tief verletzt, und nach vierzehnjähriger Ehe hätte ich dies nicht von Dir erwartet!“ Damit drehte sie sich um und verließ das Zimmer. Im Eßzimmer angelangt, brachen die Thränen hervor, die sie so lange zurückgedrängt und bitter sagte sie: „Mein Vater hatte doch recht, für Harald sind Menschen Nebensache!“

* * *

So gingen sie denn nach Lund. Der Unterschied zwischen dem rasch vorwärtsstrebenden Malmö mit seinem regen Geschäftsverkehr und politischen Leben und dem akademischen Lund war so groß, daß es Harald vorkam, als wären sie nach Pompeji versetzt. Die stillen, staubigen Straßen, in denen kein Wagengerassel, keine Prügeleien zwischen Matrosen und Arbeitern, kein Pfeifen der Dampfboote zu hören war und wo Studenten die einzigen Spaziergänger waren, dies öde Einerlei würde ihm bald unleidlich geworden sein, hätten seine Arbeiten ihn nicht dermaßen in Anspruch genommen, daß er für alles Äußerliche indifferent wurde. Je mehr er sich aber in die Ökonomie des Staates vertiefte, um so weniger kümmerte er sich um seine eigene. Margareta hatte jetzt die ganze Last der materiellen Sorgen zu tragen, was schwer genug wurde, da sie für den ersten Augenblick keine anderen Einnahmen als ihre Zinsen hatten. Im Anfang ihrer Ehe hatten die jungen Gatten jede Ausgabe zusammen überlegt, nun mußte Margareta allein über Soll und Haben bestimmen. Auch die Kinder fühlten sich fremd und beschränkten sich auf ihre eigene Gesellschaft, selbst Moppe war aus dem Gleichgewicht gekommen. Er raste nicht mehr mit gewohntem jugendlichem Übermut in den Sperlings-

Digitized by Google

schwarm hinein, der auf dem Markte Körner pickte, und mit mißtrauischen Blicken betrachtete er die fetten Möpse, die so anständig und sinnend neben ihren Herrinnen hergingen, als ob auch sie sich ihrer akademischen Würde bewußt wären. Nur Karin schien befriedigt; die Preise der Lebensmittel waren niedriger und hier konnte man doch direkt mit den Bauerfrauen über die Waren verhandeln, ohne die Ärger erregenden Zwischenhändler benutzen zu müssen.

Im Herbste kam die Ernennung, aber Harald war nicht der Glückliche. Der ältere Dozent war ihm aus akademischen Rücksichten vorgezogen. Allgemein beklagte man, daß der junge, befähigte Rechtsanwalt Ström, der gerade auf diesem Gebiet so viel geleistet hatte, nicht der Führer der akademischen Jugend auf dieser neuen Bahn sein dürfe; doch meinte man, daß seine Anstellung nur eine Frage der Zeit sei, da der neue Professor binnen kurzem pensionsberechtigt wäre und dann wohl zurücktäte. Glücklicherweise ließ Harald sich durch diese Hoffnungen trösten, so daß er für weitere Arbeiten nicht entmutigt wurde; für Margareta aber war es ein harter Schlag, der den Boden unter ihren Füßen ins Schwanken brachte. Haralds Schriften brachten wohl etwas ein, dennoch sah sie den Augenblick kommen, wo das Kapital angegriffen werden mußte, um den Kindern die beste Erziehung zu geben. Der Haushalt wurde auf einen anderen Fuß gestellt und Ersparnisse überall eingeführt.

Eines Abends waren die Kinder alle im Eßzimmer und brieten Äpfel im Ofen. Am Tisch saßen Hand in Hand die sechzehnjährige Ingeborg und der fünfzehnjährige Gunnar, ganz vertieft in Livingstones Reisen; die zwölfjährige Signe überwachte das Braten der Äpfel und die neunjährige Helga kauerte am Boden, von ihren Puppen umgeben, Karin deckte den Abendtisch und stellte eine Schüssel Häringe auf. Signe warf spähende Blicke dahin und als sie den Häring erblickte, rief sie: „Ach Gott, Häringe gestern, Häringe heute, ich glaube, mein ganzes Blut geht noch in Salzlake über!"

„Pfui, Signe," sagte Ingeborg, indem sie vom Tisch aufstand, „wie kannst Du so etwas sagen, wenn Du Mama lieb hast. Du weißt doch, wie gern sie uns alles Gute gewährte, wenn sie es machen könnte!"

„Ei, ich kann doch Mama lieben, obgleich ich Häringe nicht liebe," erwiderte Signe maulend.

„Kommt, Kinder, rief Gunnar und schlug das Buch zu, „jetzt wollen wir uns auf den Wunschstuhl setzen und uns das denkbar Beste wünschen. Aber keine gebratenen Tauben für Dich, Signe, das verbitte ich mir. Also jetzt, Ingeborg, Du fängst an."

„Ich wünsche mir eine Reise nach Italien und dort will ich fünf Jahre bleiben, um alles Schöne zu sehen, wovon ich gelesen habe."

„Ich wünsche ein großer Redner zu werden," sagte Gunnar.

„Was heißt das?" fiel Signe ein.

„Ein Mensch, der die schönsten Gedanken in die schönsten Worte kleiden kann und von dessen Reden man so hingerissen wird, daß man den Atem anhält, um nicht ein Wort zu verlieren."

„Ich danke," rief Signe, „dann möchte ich nicht Deine Zuhörerin sein, denn seit meiner letzten Halskrankheit weiß ich, was es heißt, nicht atmen zu können."

„Du faßt auch alles so nüchtern auf," meinte Gunnar verdrießlich, „jetzt sage, was Du wünschest."

Signe setzte sich wohlgefällig zurecht, sie war ein wunderhübsches Kind mit reichem, welligem Haar, feinen Zügen und großen, strahlenden Augen. Sie war Harald am meisten ähnlich, auch in der etwas stolzen Haltung des Kopfes.

„Am liebsten möchte ich Königin sein, aber ich kann mich auch mit einer Gräfin begnügen, und so viel Konfekt essen können, wie ich wollte, ich möchte alle Tage neue Kleider haben, in einer Equipage herumfahren und ins Theater gehen, aber vor allem möchte ich viele Diener haben, damit ich gar nichts selbst zu thun brauchte. Dann würde ich auf dem Sofa sitzen und immer mein Taschentuch fallen lassen, damit die Jungfer käme und es aufhöbe."

„Pfui, Signe, was für ein Faulpelz Du bist," sagte Ingeborg.

„Ach, liebe Ingeborg, thue doch nicht so heilig, als ob Du nicht auch lieber Karin Deine Stiefel putzen ließest, statt es selber zu thun! Aber Du schnackst immer so weise und willst nie zugeben, daß Du Fehler hast; ich spreche immer was ich denke, und das sage ich noch einmal, ich will befehlen, aber nicht gehorchen."

„Da hast Du einen Apfel, um Dir den Mund zu stopfen, Signe," sagte Gunnar, „und nun, kleine Helga, was wünschst Du Dir?"

„Ich wünsche mir vierundzwanzig Kinder, zwölf Mädchen und zwölf Knaben, und sie sollen alle gleich groß sein, und alle gleich gekleidet sein, und wenn sie dann spazieren gehen, sollen sie sich am Arm führen, und das wird so niedlich aussehen, und alle Spaziergänger werden stillstehen und sagen: ‚was für niedliche Kinder!' Und des Sonntags soll es immer Apfelkuchen geben und dann sollen alle Kinder sich selbst Zucker darüber streuen, so viel sie wollen, denn das habe ich mir immer gewünscht."

In dem anstoßenden Zimmer saßen die beiden Gatten, Harald an seinem Schreibtisch und Margareta, wie in ihren jungen Tagen, ihm gegenüber. Harald ließ die Feder ruhen und sagte: „Hörtest Du, Margareta, was Signe sprach? Ihr mußt Du mehr wie den übrigen Kindern Deine Aufmerksamkeit widmen, sie wird Dir Mühe machen, denn sie ist mir am ähnlichsten."

Margareta sah zärtlich ihren Gatten an und erwiderte: „Ja, Harald, Du magst wohl recht haben, aber darum steht sie auch meinem Herzen am nächsten. Ich hoffe, ich bin nicht ungerecht gegen die anderen, aber seit ihrer Geburt, wo ich so sehr gelitten, hat sie mir die meisten Sorgen, aber merkwürdigerweise auch die meisten Freuden bereitet. Die anderen lasse ich ruhig ihren Weg gehen, bei ihr kommt immer etwas Unerwartetes."

Digitized by Google

5.

Giebt es einen peinlicheren Zustand, als vor einem großen Ereignis zu stehen, das kommen soll, aber nicht kommt? Je nach Stimmung geht man im voraus die Freude des Erfolges oder die Qual der enttäuschten Hoffnung durch, aber diese resultatlose innere Aufregung saugt das beste Mark des Lebens aus und legt sich wie ein zehrender Rost auf die eiserne Willenskraft. Margareta war auf dem Punkt angekommmen, daß sie nicht mehr die Energie besaß, an die Zukunft zu denken; sie hatte so oft in Gedanken den Abschied oder den eventuellen Tod des Rivals ihres Mannes durchgemacht, daß sie sich selbst wie eine Mörderin vorkam. Jetzt ließ sie ihn leben und ihre Sorge fing an, sich hauptsächlich um ihres Mannes Gesundheit zu drehen.

Haralds nationalökonomische Arbeiten hatten noch immer den größten Erfolg, aber ihr ganz spezieller Inhalt machte sie für ein größeres Publikum nicht so begehrlich, daß der pekuniäre Gewinn daraus groß genug war, um eine Familie zu unterhalten. In den letzten Jahren war er durch die theoretischen Studien von der praktischen Jurisprudenz abgezogen worden, und jetzt widerte es ihn an, als Rechtsanwalt sich mit Gerichtshöfen, Prozessen und Klienten zu befassen. Er fing daher an, als Privatdozent Vorlesungen über Nationalökonomie zu halten und wurde bald als Lehrer außerordentlich geschätzt und geliebt.

Und damit begannen Margaretas Besorgnisse. Oft bemerkte sie, daß nach den Vorlesungen ihr Gatte heiser war, der Husten, den die „kluge Frau", wie der Doktor sie genannt, vor Jahren so gefürchtet hatte, stellte sich wieder ein und zuweilen, wenn sie gegen Morgen aufwachte, hatte er noch gar nicht geschlafen. Sie drang in ihn, einen Arzt zu konsultieren, aber da antwortete er nur: „Dann spreche ich mit unserem alten Hausarzt in Malmö . . . er wird sich sicherlich freuen, von Dir, seiner alten Flamme, etwas zu hören," fügte er mit mattem Lächeln hinzu.

An einem schwülen Septemberabend saß Harald an dem offenen Fenster; er hatte den ganzen Nachmittag gearbeitet und lehnte jetzt erschöpft den müden Kopf an den Fensterrahmen, aus dem Nebenzimmer ertönten die Stimmen der Kinder, die munter miteinander plauderten. Harald klingelte und rief: „Ingeborg, ist Mama noch nicht da? Weißt Du, wohin sie gegangen ist?"

„Nein, Papa, ich wundere mich auch, daß sie nicht kommt, denn das Abendessen ist fertig."

In demselben Augenblick erschallten Tritte in der stillen Straße und bald erblickten sie Margareta, die mit dem elastischen Schritt früherer Zeiten sich dem Hause näherte und mit strahlenden Blicken Harald zunickte. Bald darauf trat sie in das Eßzimmer, legte Hut und Tuch ab und sagte: „Ingeborg, wir werden noch etwas mit dem Abendessen warten, ich habe mit Papa zu sprechen." Dann trat sie in das Zimmer ihres Gatten, ging auf ihn zu und legte ihren Arm um seinen Hals, während sie erregt ausrief:

„Endlich ist die Erlösung da! Ich komme von einem Besuch bei der Frau des Rektors der Universität und als wir da plaudernd zusammensaßen, trat er selbst zu uns herein und rief sogleich: ‚Ach, das trifft sich ja gut, Frau Ström, daß ich Sie hier finde, jetzt kann ich Ihrem Mann zu der Professur gratulieren, denn eben hat mir der alte Professor mitgeteilt, daß er an seinem sechzigsten Geburtstage seinen Abschied nimmt. Daß Ström zu seinem Nachfolger ernannt wird, ist außer Frage, was sowohl der Universität wie der studierenden Jugend zu gute kommt, wir, seine zukünftigen Kollegen, werden ihn voller Anerkennung aufnehmen und ihm in der neuen Thätigkeit in jeder Weise behilflich sein.' War das nicht nett und freundlich von ihm gesagt?" fügte Margareta freudestrahlend hinzu.

Harald antwortete nicht, er schloß eine Weile die Augen und sagte dann: „Ja, es thut immer gut, anerkannt zu werden . . . aber . . ."

„Aber, Harald?"

„Wappne Dich mit Mut, mein treues tapferes Weib, mehr denn je wirst Du es nötig haben! Siehst Du, Liebling, seit einiger Zeit empfinde ich Stiche und ein sonderbares Gefühl von Schwere in der Brust, doch wollte ich mein Urteil nicht von einem Arzte hören, ehe ich glaubte, daß es notwendig sei. Arbeiten mußte ich ja Euretwegen, also war von Schonung keine Rede, jetzt aber, da es eine Ehrensache gilt, will ich mit unserem alten Malmöer Arzt sprechen. Sagt er, daß ich meines Amtes wenigstens ein paar Jahre mit voller Kraft walten könne, so nehme ich's an, sonst . . ."

„Sonst, Harald?"

„Sonst trete ich zurück. Es wäre unehrenhaft, ein Amt anzunehmen, das vielleicht nach wenigen Monaten von einem Stellvertreter verwaltet werden muß . . ."

„Aber vielleicht fände man ja einen sehr tüchtigen," fiel Margareta ihm lebhaft ins Wort.

„Würdest Du es gerecht finden, daß ein junger Mann seine besten Kräfte hergäbe, während ich, zur Arbeit untauglich, den größten Teil des Gehaltes beziehe? Wenn ich es nicht wüßte, wäre ich ja zu entschuldigen, aber so würde ich es für ehrenrührig halten, einen anderen für mich arbeiten zu lassen."

Margareta lehnte ihren Kopf an seine Brust, damit er die brennenden Thränen nicht sähe, die ihre gefurchten Wangen hinabrannen, Thränen, die den Menschen um Jahre älter machen.

„Du großherziger, edler Mann," flüsterte sie leise.

„Sprich nicht so, Margareta," sagte er, „es ist ja eigentlich alles selbst verschuldet! Wäre mein Ehrgeiz damals nicht so groß gewesen, so hätten wir ruhig ein ungetrübtes Leben führen können."

„Klage Dich nicht an, Harald, Du hast immer größere Anschauungen als andere gehabt, und nie vor niedrigen Menschen Dich beugen können, dazu war Dein Ehrgefühl zu groß! Deshalb hast Du auch keine Protektionen erworben."

„Nein, Margareta, nenne die Sache bei ihrem

Digitized by Google

richtigen Namen, ich strebte empor, ich wollte über den anderen Menschen stehen!"

„Weil Du immer nach dem Höchsten zielteſt, jede Tugend hat wohl ihre Kehrseite, und wenn man mitten im Kampfe steht, ist es schwer, das rechte Maß zu halten."

„Holde Trösterin Du," erwiderte er, und lehnte den müden Kopf an ihre Schulter; beide schwiegen, und es schien fast, als ob er eingeschlummert wäre. Margaretas Gedanken gingen zurück zu der Zeit, wo dieser jetzt ganz gebrochene Mann ein kraftvoller, feuriger Jüngling gewesen, der wähnte, man brauche nur wirken zu wollen, um es auch zu können. Wie hatten doch die Zeiten sich geändert, wie hinfällig erschien ihr sein ganzes Streben, wie ohne Lohn seine Arbeit! Aber um so wärmer schloß sie sich ihm an, ihre Liebe erstarkte, je mehr er ihr bedürftig wurde. Es war jetzt nicht nur die Zärtlichkeit der Gattin, es kam etwas hinzu von der allem entsagenden, aufopfernden Hingebung einer Mutter für ihr hilfsbedürftiges Kind, war sie ja jetzt alles für den einst so stolzen Harald.

* * *

Es war November, der erste Schnee fiel in schweren, dichten Flocken und verursachte jene einförmige, wehmütige Stille, die das erste Eintreten des Winters begleitet, ehe noch das Knirschen der gefrorenen Erde und das Klingeln der Schlittenglocken die Luft mit fröhlichen Lauten erfüllt.

Im Schlafzimmer saß Harald in einem großen Lehnstuhl am Fenster, es war vorbei mit der Kraft des starken Mannes, nur die glänzenden Augen, die traurig über die weiße Fläche hinausblickten, erinnerten an seine frühere Schönheit.

Fast lautlos trat Margareta ein. „Hier, mein Geliebter," sagte sie, „haben wir einen freundlichen Brief von Deinem Bruder, er kommt unverzüglich, vielleicht schon heut abend."

„Gottlob, daß ich noch einmal die Hand meines braven Bruders drücken kann, ich freue mich bei dem Gedanken, wie wir uns jetzt verstehen und schätzen werden."

Nach einer langen Pause fügte Harald hinzu: „Es ist merkwürdig, wie verschieden die Verhältnisse des Lebens sich erweisen, wenn man an der Grenze desselben angelangt, auf den Unterschied zwischen unseren Erwartungen und der Wirklichkeit zurückblickt. Als Knabe und noch als junger Mann sah ich immer mit einer Art von Geringschätzung auf diesen gutmütigen, aber nach meiner Meinung sehr beschränkten Bruder herab. Ich bedauerte und bespöttelte seine kleinliche Auffassung der Zukunft, jetzt zeigen sich die Resultate unserer verschiedenen Lebensanschauungen, er kann seinem einzigen Sohn ein großes Vermögen hinterlassen, während ich . . ." ein heftiger Hustenanfall unterbrach die Rede des Kranken. Als er sich etwas erholt hatte, fügte er hinzu: „Das ist des Lebens letzte, bittere, aber heilsame Prüfung, daß ich gerade den Edelmut dieses Bruders für meine Geliebten in Anspruch nehmen muß."

In demselben Augenblick hörte man das gedämpfte Rollen eines Wagens und gleich darauf trat der ersehnte Bruder herein. Tief ergreifend war das Wiedersehen zwischen den beiden, fühlten sie doch, daß nach zwanzig Jahren sie sich heut zum ersten und letzten Mal gegenüberstanden.

Später am Abend saß Margareta mit ihrem Schwager in dem angrenzenden Zimmer. Harald bedurfte nach der heftigen Erregung dringend der Ruhe, aber er hatte den bestimmten Wunsch geäußert, daß seine Gattin unterdessen dem Bruder die traurigen Verhältnisse mitteilen sollte, unter denen sie in den letzten Jahren gelitten hatten.

„Nun, meine gute Schwägerin," sagte der kleine, freundliche Görau, „erzählen Sie mir nur recht ausführlich, wie es Ihnen ergangen ist in all diesen Jahren, wo ich nur spärliche und unvollkommene Nachrichten von Ihnen gehabt habe. Es hat mir herzlich leid gethan, daß ich nicht mehr Eure Freuden und Sorgen habe teilen dürfen, aber da ich den stolzen, verschlossenen Charakter Haralds kannte . . ."

Margareta legte leise ihre Hand auf seinen Arm.

„Ja, ja, liebe Schwägerin, nehmen Sie es nicht gleich übel! Es war nicht meine Absicht, Sie zu beleidigen, sondern ich wollte nur sagen, da ich seit meiner Kindheit her immer eine so große Liebe und Bewunderung für die Überlegenheit meines Bruders empfunden, so hätte ich während Eurer zwanzigjährigen Ehe so gern Euer Vertrauen gewonnen. Aber ich kannte Harald zu gut, um nur den Versuch einer Annäherung zu machen."

Auf diesen indirekten Vorwurf ging Margareta nicht weiter ein, sondern drückte nur dem Schwager die Hand und sagte:

„Lieber, guter Schwager, es ist wohl wahr, daß diese zwanzig Jahre reich an Prüfungen und Kümmernissen gewesen sind, aber auch das Schwerste im Leben wird erleichtert, wenn man die Last gemeinsam trägt. Im Anfang ging ja alles gut, aber je reifer und kenntnisreicher Harald wurde, desto weniger genügte ihm eine Stellung, die keine Zukunft in sich trug; er wollte für das ganze Land, nicht nur für eine Gemeinde arbeiten. Das hat man ihm als Ehrgeiz vorgeworfen, aber ich, die ich ihn kenne, weiß, daß nur edle Motive sein Handeln bestimmten. Von diesem Augenblick an ging alles bergab; er suchte eine neue Anstellung, aber seine Erwartungen schlugen fehl, weil ihm, was man so im gewöhnlichen Leben Freunde und Gönner nennt, mangelte, und ich glaube auch gar nicht, daß er etwas anderem als seinem eigenen Verdienst seinen Erfolg zu verdanken haben wollte. Um diese Zeit starb mein Vater, und ich danke Gott, daß er heimging, ohne eine Ahnung von unserer Lage. Bei der Nachlaßregulierung ergab es sich, daß die schlechten Konjunkturen sein Vermögen so verringert hatten, daß der Überrest desselben nur für unsere nächste Zukunft ausreichte. Harald strengte sich sehr an und dadurch wurde seine Gesundheit untergraben, wenige Monate später erkrankte er an einer Lungenentzündung . . ."

Margareta wurde hier von einem konvulsivischen Zittern befallen, vergebens versuchte sie zu sprechen,

Digitized by Google

die Thränen strömten die bleichen Wangen herab, und das Gesicht auf das Sofakissen beugend, weinte sie so still und tief, als ob in diesen Thränen sich die ganze Lebensfreude aufgelöst hätte.

Der wohlwollende Görau saß wie auf Nadeln und rückte hin und her. Wo sollte er ein Wort des Trostes für solchen Schmerz finden? Endlich sagte er: „Arme Geschwister, wie schwer Ihr gelitten haben müßt!"

Margareta erhob langsam den Kopf, träumend und ernst blickte sie zu dem grauen Himmel empor, während sie mild antwortete: „O nein, beklagen Sie uns nicht, die Prüfungen waren schwer, aber sie waren eine wahre Schule des Kreuzes, und beide danken wir Gott dafür, denn sie haben uns mehr gelehrt, als die Tage der Freude. Man hatte ja Harald vorgeworfen, sein Selbstvertrauen bestände nur aus Eigendünkel, dem war aber nicht so; er glaubte an eine große, unbewußte Kraft, die in jedem Menschen schlummert, und diese wollte er bei sich wie bei anderen erwecken. Besser als irgend jemand hat er einsehen lernen, daß die wahre Größe des Menschen in Gottvertrauen und Demut liegt." Margareta hatte diese Worte mehr für sich gesprochen, es war, als ob sie in die Vergangenheit zurückblickend, ein klares, einheitliches Bild des Mannes sich vor die Seele zaubern wollte, den sie so sehr geliebt. Nach einer Weile hub sie wieder an: „Entschuldigen Sie, lieber Schwager, daß ich Sie mit diesen Details aufhalte. Jetzt will ich nur noch mit einigen Worten das Ende unserer traurigen Lebensmär erwähnen. Nach der schweren Krankheit erholte sich Harald nie, seine Lungen waren rettungslos angegriffen, jetzt ist jede Hoffnung zu Ende, denn wie ich Ihnen auf Haralds Verlangen schrieb, hat der Doktor erklärt . . ."

Um ihre Gedanken abzulenken, sagte der Schwager: „Nun erzählen Sie mir aber von Ihren Kindern, mit denen werde ich hoffentlich mehr zu thun haben, als es mir mit Vater und Mutter gelungen ist."

„Ja, es wäre viel von meinen Lieblingen zu sagen und ist doch nicht, denn sie sind ja noch nicht erprobt worden. Ingeborg, meine Älteste, ist ein liebliches Mädchen, sie hat ein warmes, pflichttreues Herz und einen festen Charakter; für sie hege ich keine Sorge, sie wird ihren Weg in der Welt machen und sucht jetzt schon eine Stellung als Lehrerin, wozu ihre guten Schulkenntnisse sie wohl befähigen."

„Nun und Gunnar, Ihr Sohn, für den ich sorgen werde, es verlangt mich etwas über seinen Charakter zu hören und welche Pläne man für seine Zukunft hegen könnte?"

„Gunnar, mein geliebter Knabe," sagte die Mutter und ihre Augen wurden feucht, ihre Stimme weich, als sie von dem einzigen Sohne sprach, „oft frage ich mich, wie er mit seinem zarten Gemüt und seinen hohen, sittlichen Ansprüchen durch die jetzige unruhige Zeit kommen wird!"

„Ja, ja," sagte Onkel Görau mürrisch, „ich kenne diese idealen Anschauungen, denn mein Sohn ist auch davon besessen! Es ist zu schwer, die jetzige Jugend zu erziehen, entweder wollen sie nur essen und trinken oder sie sind zu ideal veranlagt, um dies Essen und Trinken erwerben zu wollen."

Margareta fuhr fort: „Von allen Seiten höre ich, daß Gunnar außerordentliche Begabung haben soll, seine Studien sind ihm fast ein Spiel gewesen, wobei er für Musik und Zeichnen noch immer Zeit übrig hatte. Sein eigener Wunsch ist, Geistlicher zu werden, worauf hin auch sein Studium gerichtet ist; aber da er noch sehr jung ist und die Sache sehr ernst nimmt, nicht nur wie einen Broterwerb, so kann er ja noch seine Pläne ändern. Jedenfalls ist es der bestimmte Wunsch seines Vaters, daß nach Absolvierung seiner Examina hier das kleine Kapital, welches er als Patengeschenk von seinem Großvater erhalten, dazu verwendet werde, ein Jahr lang auswärtige Universitäten zu besuchen und sich mit den religiösen Anschauungen der jetzigen Zeit vertraut zu machen, ehe er sein priesterliches Gelübde ablegt."

„Was in aller Welt," fuhr Görau auf, „sind unsere Lehranstalten nicht gut genug, um unsere Geistlichen zu erziehen?"

„Unzweifelhaft," antwortete Margareta sanft. „Aber Harald sagt, daß, wenn Gunnar ein Geistlicher in dem großen Sinn des Wortes werden soll, er sich mit dem Zweifel ebenso gut wie mit dem Glauben vertraut machen muß, und dazu hat er im Auslande mehr Gelegenheit. Man wird oft fester im Glauben durch den Kampf mit den eigenen Zweifeln als durch den angelernten Glauben anderer. Zweifel müssen ja doch kommen, der Vater will aber seinem Sohn die bittere Überraschung ersparen, vielleicht einmal die Überzeugung seiner Kindheit schwinden zu sehen und sich dann einsam und vielleicht verdammt zu wähnen durch eben diese Zweifel, die ja an und für sich der Seele ernstes Suchen nach Wahrheit sind. Viele junge Männer sind in diesem Kampfe untergegangen oder sie sind der Welt, sich selbst und Gott untreu geworden! Besser darum, dem Feind von Anfang an ins Auge zu schauen . . ."

„Und dann vielleicht ein Gottesläugner, ein Atheist zu werden," rief Görau empört.

„Das wird mein Gunnar nie," sagte Margareta ruhig, „und wenn man überhaupt sagen darf, daß jemand für einen Beruf geboren ist, so glaube ich, daß mein Sohn ein wahrer christlicher Seelsorger in des Wortes schönster Bedeutung sein wird."

„Na, thut, was Ihr wollt," antwortete der Schwager etwas schroff, „ich habe mein Wort gegeben, die Kosten seiner Erziehung zu bestreiten, und mein Versprechen halte ich unbedingt, obgleich ich die Art dieser Erziehung ganz und gar mißbillige, für den Ausfall derselben wasche ich meine Hände in Unschuld. Ich hatte immer gehofft, daß er mit meinem Sohn zusammen sich einem praktischen Beruf widmen würde."

Margareta beeilte sich, das gefährliche Thema zu verlassen. „Meine zweite Tochter, Signe, unterscheidet sich in allem von ihren älteren Geschwistern."

„War das das hübsche Mädchen, dem ich auf der Treppe begegnete," fragte Görau, „die möchte ich wohl zur Tochter haben!"

„Ja, so denke ich auch," sagte Margareta schwach-

Digitized by Google

lächelnd, „obgleich sie mir Mühe genug macht. Sie ist, was man sagt, ein ‚enfant terrible', aber ihre frische Fröhlichkeit und ihre etwas prosaische Auffassung des täglichen Lebens sind mir oft wie ein Sonnenstrahl in meinem Kummer gewesen. Und dem Vater hat sie manchmal ein Lächeln entlockt, wenn kein anderer es vermochte. Man klagt in der Schule über sie, aber alle lieben sie; sie ist ein unnützes Ding und dennoch denke ich, vielleicht mit mütterlicher Schwäche, daß doch noch etwas aus ihr werden wird. Die kleine Helga ist intellektuell weniger hervorragend, aber sie hat ein treues, aufopferndes Herz und eine unerschöpfliche Geduld — —" In dem Augenblick ertönte ein heftiges Klingeln, Margareta stürzte in das angrenzende Schlafzimmer, da saß Harald mit dem Kopf gegen die Stuhllehne gestützt, ein klarer Blutstrom floß über die halbgeöffneten Lippen.

Sanft und still wie eine liebevolle Mutter erhob Margareta das geliebte Haupt und lehnte es an ihr treues Herz; sie küßte die von Schweiß feuchte Stirn, trocknete das bleiche Antlitz mit ihrem Tuch und hatte nach einer Weile die Freude, zu sehen, wie die Augenlider zitternd sich zu öffnen versuchten und der Mund flüsternd stammelte: „Margareta . . . Geliebte . . . Dank . . ."

Der Abend brach herein, Harald hatte seit Mittag in einer Art Halbschlummer gelegen und in dem dunklen Krankenzimmer wurde die Stille nur durch die schweren Atemzüge, die sich den Lippen des Kranken entrangen, unterbrochen. Margareta saß auf einer Fußbank am Bett und hielt die welke Hand in ihren beiden so treu und warm, als ob sie dieselbe nie wieder lassen wollte. Betäubt von Schmerz, konnte sie das Bevorstehende npch immer nicht fassen.

„Lies etwas, meine Geliebte," flüsterte Harald. Margareta holte die Bibel, legte sie auf die Kniee, nahm Haralds Hand wieder in die ihrigen und begann:

„Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, wird leben, wenn er auch . . ."

Ein Zucken der Hand, die sie umschloß, ließ sie aufblicken.

Es war zu Ende. Beim Klange der Worte der Verheißung hatte seine Seele die irdische Hülle verlassen.

Margareta blieb auf ihrer Fußbank sitzen, ein Schleier breitete sich über die Gegenwart, sie wollte nichts sehen als die Vergangenheit. Es war ihr Traum gewesen, von ihm den Ernst des Lebens zu lernen und dieser Traum war Wirklichkeit geworden, aber nicht wie sie es einst gedacht! Mißgeschick und Prüfungen waren die Lehrmeister geworden, und wenn gleich sie oft darüber geseufzt hatte, daß der Jünger, der neben ihr in der strengen Schule des Lebens wandelte, so wenig den Begriff verwirklicht hatte, den sie sich von Stütze und Hilfe gemacht, so erschien er ihr doch jetzt, nun alles vorbei war, gerade so, wie sie ihn sich bei ihrer ersten Begegnung gedacht, edel, großherzig und voller Kraft! Noch einmal wurde sie von der namenlosen Hingebung erfaßt, die er ihr in den Jugendtagen eingeflößt, sie bog sich über seine erkaltende Hand und alles außer ihm vergessend, hatte sie nur den einen Wunsch, mit ihm zu sterben, um in einem höheren Dasein wieder mit ihm leben zu lernen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Unglückshelb.

Roman

von

Paul Maria Lacroma.

(Fortsetzung.)

Siegesbewußt saß der Baron in seinem Rauchzimmer und blies den Duft einer feinen Cigarre behaglich vor sich her.

Als wären es Weihrauchwolken, in die er sich verdientermaßen hüllte, blähte er immer wieder wohlgefällig seine Nasenflügel auf, um das köstliche Aroma des teuren Krautes, das nicht für jeden gewachsen war, doppelt zu genießen.

Eine in Eis gekühlte Flasche Champagnerweines, aus der er sich gütlich that, stand neben ihm auf einem kleinen Tischchen, dessen Fußgestell seinen ausgestreckten Beinen als Stütze diente.

Er bot so recht das Bild eines im Überfluß und Übermut schwelgenden Menschen, der sich nichts zu versagen braucht, niemals entbehren gelernt und folglich auch nicht die moralische Kraft besessen hätte, irgend einem Verlangen nicht zu willfahren.

Dies bewies wohl am allermeisten die Gier, mit der er dem prickelnden Sekt zusprach, ein Glas nach dem anderen hinabgießend, als ob er nicht bereits an der Tafel während der üblichen Toaste mehr als zuträglich davon genossen hätte. Doch in der Abgeschiedenheit seines eigenen Zimmers, in welchem er sich selbst und dem kolossalen Glücke, das ihm stets gelächelt, zutrank, kannten eben des maßlosen Menschen niedrige Gelüste keine Grenzen.

Als er die vorhandene Flasche ausgeleert, stand der Herr Baron, der sich niemals selbst bediente, auf, um sich persönlich eine zweite zu holen und schmunzelte behaglich vor sich hin.

Digitized by Google

„Will mir eine andere holen und auf das Wohl des Töchterchens leeren, das seinerzeit einen Prinzen heiraten muß, um dem Papa Ehre zu machen."

Auf schwankenden Beinen schritt er in das nahe Speisezimmer, wo bereits alles aufgeräumt war und er in der Dämmerung des sinkenden Tages das Gewünschte nicht sogleich finden konnte.

Im selben Augenblick war auch Angela, Janos suchend, von der entgegengesetzten Thür eingetreten und lief dem bereits gewaltig angesäuselten Baron geradewegs in die Arme.

„Eh, eh! hab ich Dich endlich, sprödes Ding," lallte er in weintrunkener Eroberungslust. „Ohne ein ‚Busserl' kommst Du mir aber jetzt nicht aus!"

Angela stieß einen Schreckensschrei aus.

Sie konnte sich des Barons nicht erwehren, dem der Wein Riesenstärke verliehen, und der ihre Arme, die noch den Augenblick vorher des sinnlosen Menschen eigene Kinder sorglich gewiegt, wie mit eisernen Klammern umspannte . . . Aber auch der Baron ward jählings von rückwärts umfaßt, zurückgerissen und niedergestoßen.

Es war János, der von beiden unbemerkt, soeben das letzte Stück Silber in die Kredenz gesperrt hatte.

„Elender, miserabler Kerl! Du wagst es, Dich an Deinen Herrn zu vergreifen? Na, wart nur!" schnaubte der Baron, wutentbrannt sich erhebend.

Doch János kannte in Bezug auf Angela keinen Spaß. Ihr Angstschrei war ihm ins Herz gedrungen, darin eine Welt still schlummernder Gefühle für sie weckend.

Als der Baron mit der Beharrlichkeit der Trunkenen neuerdings die Amme seines Kindes umfangen wollte, schwoll die Zornesader auf Jánós Stirne, dräuenden Gewitterwolken gleich, bedrohlich an.

Er sah nicht mehr seinen geliebten „Lajtenant" in dem widerlich entflammten Menschen, er sah nur denjenigen, der die arme Etelka ins Unglück gestürzt und den er als Wüstling kannte.

So gewaltig und rasch wie der Aar aus den Lüften herniederstößt, warf sich der erzürnte Pußtasohn, seiner Gebrechen vergessend, auf den Baron.

Ein furchtbares Ringen entstand zwischen den Beiden, die auf dem glatten Parkett sofort zu Boden stürzten und ingrimmig weiterkämpften, sich förmlich ineinander verbeißend.

Angela schrie entsetzt um Hilfe.

Leider drang ihr Ruf nicht zur Dienerschaft, welche an den Resten des Taufschmauses sich vergnügte, sondern in das näher gelegene Schlafzimmer der Baronin, die im losen, weißen Nachtgewande erschrocken herbeieilte und mit dem in ihrer zitternden Rechten befindlichen Lichte die häßliche Scene beleuchtete.

Ihr Wehruf, der wie der Seufzer eines zu Tode getroffenen Edelwilds erklang, hatte Jánós sofort ermannt. Auch seines Herrn Hände, die seine Brust soeben noch mörderisch geschüttelt, ließen von ihm ab. Es konnte auch ganz gut dahingestellt werden, als ob einem zu Boden Gestürzten Hilfe geworden.

Blitzartig durchfuhr dies Jánós Hirn.

Um alles in der Welt hätte er seine angebetete Herrin nicht die Wahrheit ahnen lassen. Mit röchelnder Brust stammelte der treue Diener:

„Gnoden, sajn mir so schlecht" . . . Ein Blutstrom aus seinem Munde bestätigte die Worte, die sein edles Herz ihm eingegeben, nur zu sehr.

X.

Jánós war gefährlich erkrankt. Der Blutsturz, der seiner durchschossenen Lunge infolge der Anstrengung des Kampfes entquollen, wiederholte sich leider.

Angela pflegte ihn getreulich, von der gütigen Baronin hierzu ermutigt. Diese maß die Schuld des Unglücks der Überbürdung infolge der Tauffeierlichkeiten zu, bei welcher Gelegenheit Jánós offenbar seine Kräfte überschätzte.

Ihr Gatte hütete sich wohl, ihr diesen Glauben zu benehmen und lebte nach wie vor fröhlich in den Tag hinein, unbekümmert, ob eine Menschenseele unter seinem Dache zwischen Leben und Tod schwebte. Die Passion für Angela war verflogen, wie der Rausch, der sie erzeugt und er wandte sich anderen, glücklicheren Abenteuern zu.

Nach Wochen bangen Harrens genas Jánós unter der aufopfernden Pflege Angelas, welcher seine edle That die Augen über ihre beiderseitigen Gefühle geöffnet.

Als der sehr geschickte Regimentsarzt ihn außer Gefahr erklärte, war sie überglücklich, leider aber auch nicht wenig beunruhigt, weil der Doktor meinte, daß der Genesene großer Schonung bedürfe, hauptsächlich aber eines milden Klimas.

„Per carità!" jammerte Angela. „Was ist da zu thun? Das Regiment des Herrn Barons kommt nach Galizien und Jánós ist gewiß nicht aus seiner Nähe zu bringen."

„Versuch es doch!" ermutigte der Arzt, ihr vielsagend zublinzelnd. „Nimm ihn mit, Angela. In Deiner sonnigen Heimat kann er noch lange leben und Dir ein guter Gatte sein. Eine bessere, treuere Seele giebt es auf Erden nicht. Die Baronin — arme Frau —" flocht er bedauernd und gleichsam die Verhältnisse durchschauend ein, „wird ihn zwar schwer vermissen, aber dem hochfahrenden Baron hab ich diese Perle niemals gegönnt. Nimm ihn mit, sag ich Dir! Du erhältst ein Menschenleben und schaffst Dir einen Schatz ins Haus."

Angela beherzigte den klugen Rat des Arztes, und obschon sie nichts davon wußte, daß der Berg zu Mahomed kam, als dieser zu kommen zögerte, brach sie dennoch eines schönen Tages, als Jánós gerade dankbar eine von ihr bereitete Kraftbrühe aß, vom Zaun und sprach einschmeichelnd:

„Wie wär es denn, Jánós, wenn Du mich in meine Heimat begleiten wolltest und Dir unser Dorf und unser Häuschen bißchen ansehen würdest? — Ich denke, die Luftveränderung müßte Dir sehr gut bekommen, und der Herr Doktor meint es auch. Vielleicht gefällt es Dir bei uns . . . und wer weiß, was noch alles geschehen kann . . ."

Doch János verstand ihre Andeutungen durchaus

Digitized by Google

nicht, und so fuhr sie denn deutlicher fort: „Arbeit giebt es genug bei uns. Wir haben zwar nur ein Feld bei unserem von Obst- und Maulbeerbäumen umgebenen Häuschen, aber das Land ist ein gesegnetes und von einem Acker kann man vier Ernten erzielen. Korn, Kartoffeln, Mais, Heiden, alles wächst mit der schönstens gedeihenden Rebe auf demselben Stückchen Erde. Und dazwischen kann man auch noch Bohnen pflanzen für den Winterbedarf und Kürbisse für die gefräßigen Schweine. — Was sagst Du dazu, János?"

„Hat, Jovan, hob ich mir immer so gedocht, wie wor ich kénem bei große Krieg in Italja," äußerte der verblüffte Ungar, der noch immer nicht begriff, was Angela eigentlich bezweckte.

„Nun, und möchtest Du Dich nicht von den Wundern unseres südlichen Klimas überzeugen? — Geh, komm mit! Sei unser Gast, ja, mehr noch: Sei meinem Buben ein guter — Vater."

„Nem túdom, versteh ich nit," stotterte János, dem der letzte Bissen vor Erstaunen im Halse stecken geblieben war. „Wie konn ich sajn Voter, wenn ich, kérem, Monn nit bin . . . Möcht' ich schon, ober az nem méjn, geht nit."

„Das wird doch nicht so schwer sein," meinte Angela lachend. „Des Segens meiner alten Mutter bin ich gewiß und der Zustimmung des Pfarrers nicht minder. Und . . . und auch der Selige wird ein Einsehen haben und begreifen, daß der Nini einen Vater haben muß."

Alle begriffen es, von der edlen Baronin angefangen, welche die Braut reichlichst ausstattete, bis zum ärmsten Einwohner des Tiroler Dorfes herab, in welches, nach der in Wien stattgehabten Trauung, Angela triumphierend an der Seite ihres mit der goldenen Medaille geschmückten Mannes einzog.

Das junge Paar hatte ganz nobel seine Hochzeitsreise nach dem Süden gemacht.

— — — — — — — — — — — — — —

János fand sich gar bald in die neuen Verhältnisse.

Die Gegend war reizend. Die Menschen lieb und zuvorkommend. Die gute Luft kräftigte und stärkte ihn augenscheinlich.

Angelas Mutter hatte die Neuvermählten, über die der Ortspfarrherr bei deren Einzug in die Gemeindekirche den Segen gesprochen, sehr herzlich aufgenommen. Sie fand großes Wohlgefallen an dem dekorierten Schwiegersohn, der in kürzester Frist im ganzen Dorfe äußerst beliebt und geachtet ward, und sogar im Gemeinderat einen Sitz einnahm.

Die Trennung von seinem „Lajtenant", den er seit jenem verhängnisvollen Abend nicht wieder gesehen, da der Baron es für gut befand, ihm auszuweichen und sofort mit dem abziehenden Regimente in die neue Garnison einzurücken, fiel dem Braven unter den obwaltenden Umständen nicht mehr so schwer, als er sich's einst vorgestellt. Aber von seiner gütigen Herrin war er mit wahrhaft blutendem Herzen geschieden, und von deren liebgewonnenen Kindern nicht minder. Nur das Versprechen regelmäßiger schriftlicher Nachrichten vermochte ihm die Trennung zu erleichtern.

János hatte auf seinem Krankenlager gar oft über sein ferneres Schicksal nachgedacht. Daß er im Hause seines Herrn nicht mehr weilen durfte, nachdem er im Zorne sich an ihm vergriffen, war ihm sofort klar und verfolgte ihn selbst in seinen Fieberträumen; doch daß sich ein so herrlicher Ausweg finden würde, hätte er nimmer gedacht und gehofft. Das Ganze kam ihm oft wie ein Traum vor, wenn er des Abends nach des Tages redlicher Mühe vor dem Häuschen seiner geliebten Angela saß und Ninis Spielen zusah, während diese das einfache, doch nahrhafte Abendessen auf dem offenen Herde zubereitete.

Sein Glück war ihm zuweilen ganz unfaßbar!

Er wußte es eben nicht, der Brave, wie sehr er es verdiente, hienieden schon das Glück zu genießen, das den wenigsten beschieden und die meisten erst im Jenseits vom rauhen Schicksal erhoffen, bis auf diejenigen, denen es spielend in den Schoß fällt und es daher auch nicht völlig zu würdigen wissen. Denn nur derjenige, der im düsteren Schatten des Glückssternes einherwandelt und sehnsüchtig nach dessen Strahlen lechzt, weiß ein endliches Aufleuchten derselben gebührend zu schätzen.

Der Ausspruch des Regimentsarztes hatte sich bewahrheitet: Angela hatte sich einen Schatz ins Haus gebracht.

Durch seinen Fleiß und durch seine Geschicklichkeit und seine Kenntnisse des Ackerbaues hatte János einen wahren Wohlstand in den bescheidenen Haushalt gebracht Er hatte den arg vernachlässigten Grund, auf dem zwar viel wuchs, aber doch nur alles, wie der liebe Gott es wachsen ließ, regelrecht ackern und düngen lassen, das Häuschen innen und außen gemalt und mit buntblühenden Schlingpflanzen und Holzschnitzereien geschmückt, die er an langen Winterabenden verfertigt.

Fortuna, die launische Göttin, schien sich förmlich niedergelassen zu haben an dem bescheidenen Herd; denn alles gedieh unter János' sorglicher Aufsicht. Am allermeisten der kleine Nini, den sein Stiefvater zu einem braven, ordentlichen Jungen erzog und dessen Wahrhaftigkeit und Redlichkeit im ganzen Dorfe sprichwörtlich geworden.

János hatte es verstanden, vom gütigen Ortspfarrer unterstützt, der Angelas kluge Wahl nie genug loben konnte, auch ohne Schule den Kleinen in den ersten Elementarunterricht einzuführen, seine Herzensbildung dabei vor allem im Auge behaltend. All die dem Kinde angeborenen, guten Eigenschaften wurden nicht allein geweckt und großgezogen, János bemühte sich sogar, den Schatz der eigenen Tugenden in die junge Brust zu versenken.

Wohl der schönste Segen, den er ihm fürs Leben mitzugeben vermochte!

Er konnte sich dem Jungen um so mehr widmen, da sich die ersehnte Vermehrung der Familie nicht einstellen wollte. Dies, und der im Laufe der Jahre erfolgte Tod der alten Mutter, waren der einzige Kummer, der in das friedliche Heim des im übrigen so überaus glücklichen Paares eingezogen. Doch ein

Digitized by Google

neuer, wenn auch nur vorübergehender Schmerz, stand den guten Leuten bevor: Die Trennung von Nini.

Als dieser sein zehntes Lebensjahr erreicht hatte, gestand sich sowohl János als der im Unterrichte wacker nachhelfende Pfarrer, daß der Junge in eine Schule kommen müsse, wenn er es seinen ungewöhnlichen Anlagen und Talenten zufolge, zu etwas Ordentlichem bringen sollte.

Die Geldfrage fiel am wenigsten ins Gewicht; denn Angela und János hatten Ersparnisse, als sie den häuslichen Herd gründeten, und durch ihren Fleiß und ihre Genügsamkeit niemals nötig gehabt, nicht einmal die Zinsen der vom Vater ererbten 3000 Lire Ninis anzutasten. Aber von ihrem geliebten Söhnchen zu scheiden, brach ihnen fast das Herz. Da sie jedoch keine egoistische Affenliebe für das Kind hegten, sondern auf dessen Wohlergehen und Zukunft vor allem Bedacht nahmen, wußten sie ihre Gefühle zu bemeistern und brachten den Jungen zur Schule nach Trento.

Cäsar ward bei einem Verwandten des Pfarrers, beim Ingenieur Garofolo und seiner jungen Gattin, bestens untergebracht und besuchte die Realschule, wo sein Zeichentalent, das auch seitens des Ingenieurs Unterstützung fand, sich schönstens entwickeln konnte.

An Sonn- und Feiertagen durfte der fleißige Student, der ein Liebling seiner Lehrer wurde, die Eltern besuchen, was sich im ganzen Dorf zum freudigen Ereignisse gestaltete. Nur die Familie Zavatta verhielt sich nach wie vor ablehnend gegen den hübschen Jungen, der als Ebenbild seines Vaters heranwuchs, dessen Namen er mit Stolz weiterführte, wie es sowohl der Pfarrer als alle anderen, trotz Angelas Heirat für gut und richtig fanden; denn es wäre eine Kränkung für das Andenken des Toten gewesen, wenn der Knabe den noch so ehrlichen Namen seines Stiefvaters angenommen hätte, um so mehr, als es in Italien als große Ehre gilt, wenn ein uneheliches Kind auf den Namen seines Vaters getauft werden darf.

Nini hatte die Schule so ausgezeichnet bestanden, daß die Baronin Feldbach, die gerade in Trient bei ihrer Mutter weilte und mit ihren lieblichen Kindern Angela oftmals besuchte, darauf bestand, das brave Bürschchen in eine Kadettenschule zu geben. Die Gute, die sich dem Ehepaar gegenüber stets gleich geblieben, versprach freiwillig, ihren Mann, der inzwischen Stabsoffizier geworden, zu den nötigen Schritten zu vermögen.

Sie reiste ab, die schönste Blüte des Lebens: die Hoffnung in der bescheiden gezimmerten Hütte der Szegeds zurücklassend. Und sie blühte nicht allein, sie reifte und trug auch Früchte; denn nach Wochen bangen Harrens kam aus Wien ein großer Brief mit imponierendem Amtssiegel, eine Freistelle in einem der besten Kadettenhäuser für den überglücklichen Nini enthaltend.

Das zugleich eingetroffene Begleitschreiben des Barons maß sich zwar das Hauptverdienst zu; doch hatte man hingegen dem Umstande Rechnung getragen, daß das Gesuch von einem tapferen Invaliden ausging und daß der Vater des durch vorzügliche Zeugnisse unterstützten Knaben auf dem Schlachtfelde sein junges Leben ausgehaucht.

János brachte persönlich sein Herzenskind, wie er Nini stets nannte, in die Kadettenschule. Es war des Braven — letzte Freude.

Als er im rauhen Herbstwetter heimreiste, erkältete er sich nicht unbedenklich und erlag in wenigen Tagen einer Lungenentzündung.

Angela war trostlos.

Die allgemeine Teilnahme und die militärischen Ehren, die dem Verblichenen gezollt wurden, der mit Sang und Klang und sogar von den meisten Offizieren der nahen Garnison zu Grabe geleitet wurde, vermochte sie kaum aufzurichten, ja, gemahnten sie nur um so mehr an den großen Verlust, den sie erlitten. Nur den Tröstungen des alten Pfarrers, der ihr Berater, ihr Freund und ihre Stütze blieb, gelang es, sie in Hinweis ihrer Mutterpflichten aus der Lethargie des Schmerzes aufzurütteln, dem sie völlig sich hingegeben. Ihre erste Sorge war, das Grab ihres Mannes würdig zu schmücken.

Eine wuchtige Steinpyramide, groß und gewaltig wie ihr Witwenschmerz, erhebt sich auf János' allzeit mit frischen Blumen bepflanztem Grabe. In glänzenden Buchstaben, die aus dem Golde von Angelas, dem Gatten zuliebe geopferten Nationalschmucke, bestehend aus großen Ohrringen und vielfach um den Hals geschlungenen Goldkettchen, gegossen wurden, prangen auf der rötlich geäderten Marmorplatte die schlichten Worte:

Dem tapferen Krieger.
Dem edelsten Vater.
Dem besten Gatten:
Dem Szeged János aus Csongrad,
Geboren 1838,
Selig in den Herrn entschlafen 1874.
Die trostlose Witwe.

XI.

„Zavatta ist ein schrecklicher Name und stempelt dessen Träger an und für sich zum Unglückshelden," rief Komtesse Ilona Miklos energisch aus.

„Ganz richtig, Zavatta ist ein schrecklicher Name. Dabei bleibt's!" sekundierte ein halbes Dutzend heller Mädchenstimmen.

„Ich finde zwar, daß Pechvogel passender wäre," bemerkte Baronesse Mizzi Steinwald, der personifizierte Widerspruchsgeist; „doch da Ilona stets in gewählten Ausdrücken zu sprechen beliebt, wollen wir ‚Unglückshelb' sagen."

„Als halbe Italienerin müßtest Du es ja wissen, liebe Gisi," spann die Wortführerin das hitzig geführte Gespräch weiter, „welch häßliche Bedeutung dem Worte Zavatta beizumessen ist."

„Als ob man erst italienischer Abkunft zu sein brauchte," warf die frühere Sprecherin spöttisch ein, „um zu wissen, quelle chose horrible une savatte ist. An Vogelscheuchen bekommt man doch tagtäglich alte, schäbige Schuhe zu sehen und weicht dem wenig erbaulichen Bilde nicht minder eilig aus, als die gefiederten Wanderer, die es schrecken soll."

Digitized by Google

„Ganz richtig," bestätigte Komtesse Ilona. „Es ist nur überflüssig, meine Sprechweise dabei zu karikieren und noch überflüssiger, uns eine französische Lektion zu geben, denn wir haben dieselben wohl sämtlich noch frisch genug im Gedächtnis, wenn das Französische auch jetzt nicht mehr so an der Tagesordnung ist wie vor dem deutschen Siegesfeldzug."

„Und ich, meine liebe Gallierfeindin, entsinne mich nicht minder gut meines Galateos. Erspare Dir demnach derlei Sittenlehren."

„Fratz das, naseweiser," klang es entrüstet zurück. „Als ob ich es erst nötig hätte, durch Dich die Umgangsformen der guten Gesellschaft zu erlernen? Du machst Deiner Hernalser Erziehung wenig Ehre mit Deinem burschikosen Wesen."

„Und Du solltest das Wort Hernals gar nicht auszusprechen wagen nach der kolossalen Prüfungsblamage."

„Kein Wort hierüber, oder Du sollst mich kennen lernen," befahl die heißblütige Ungarin, welche die Tochter eines Honvedgenerals war.

„Ich will aber die Geschichte just am End vom Stapel lassen, damit Du Deine Superiorität, die mich demütigt, endlich einbüßest."

Wie zwei Kampfhähne gerieten die beiden jungen Damen aneinander, während die frischen Stimmen der Übrigen energisch drängten:

„Laß hören, Mizzi, laß hören."

„So zankt doch nicht immerfort," suchte Gisi, das sanfte Hausfräulein, den wildentbrannten Streit zu schlichten, aber schon rief Mizzi Steinwald unbarmherzig aus:

„Wenn man bei der öffentlichen Prüfung in Gegenwart des Kaisers die bêtise begeht, den Kahlenberg anstatt des bekannten Ölberges als denjenigen zu bezeichnen, auf welchem Satanas Jesus Christus vergeblich in Versuchung geführt, sollte man hübsch kleinlaut sein und nicht immer das große Wort führen."

Ein unbändiges Gelächter der belustigten Mädchenschar folgte diesen Worten.

Das allgemeine Gezeter überschreiend, ergänzte Komtesse Ilona purpurroten Angesichts:

„So erzähle doch auch, daß unser gütiger Kaiser meinem Unsinn nur ein wohlwollendes Lächeln entgegengestellt, und daß der erschrockene Religionslehrer meine Verlegenheit, ob der Gegenwart Seiner Majestät, gewahrend, mildernd bemerkte, daß es zwar für meinen Patriotismus spreche, wenn ich dem Kahlenberg auch diese historische Bedeutung beimessen wolle, daß es aber bei meinen Kenntnissen nur ein lapsus memoriae sein könne, wenn mir nicht sofort der Ölberg eingefallen sei. Da habt Ihr nun die famose Geschichte, mit der mich Mizzi stets so quälte."

„Und ich," nahm Fräulein von Szöndrö, die beste Freundin Ilonas, das Wort, „kenne ein gewisses Fräulein, das zwar nur bei einer gewöhnlichen Unterrichtsstunde, aber immerhin lächerlich genug, die Rundung unserer Erdkugel durch den Umstand der vertretenen Absätze motivierte, und die Schnelligkeit der Bewegung um ihre eigene Achse mit den massenhaft in Verlust geratenden Haar- und Stecknadeln in Verbindung brachte, die wahrscheinlich sämtlich bei den tollen Reigen unseres Planeten herunterfallen, um sich in einem locus vacuus zu verlieren."

Ein Sturm zügelloseſter Heiterkeit brach unter den mutwilligen Backfischchen los; jedoch endete er mit der Versöhnung der feindlichen Cousinen, wie man Mizzi und Ilona nannte, die sich nun gegenseitig nichts mehr vorzuwerfen hatten. Man empfahl Mizzi noch von verschiedenen Seiten, sich auf Basis ihres verblüffenden Wissens in der physikalischen Astronomie von ihrem künftigen Gemahl ein recht großes ‚Spennadelgeld' aussetzen zu lassen, dann kehrten alle zur anfänglichen Debatte zurück und sprachen über Lieutenant Zavatta, welcher in seiner Eigenschaft als Genieoffizier kürzlich erst mit der entsprechenden Mannschaft, zur Errichtung von Feldschanzen und zur Ableitung der in der flachen Gegend stets austretenden Gewässer, als Bauleiter nach dem ungarischen Städtchen gekommen, dessen Garnisonskommandant Baron Feldbach war.

Man hatte den Lieutenant gesellschaftlich noch nicht kennen gelernt, sprach aber um so mehr über ihn und seinen sonderbaren Namen.

Die Langeweile der entlegenen ungarischen Garnison, in der jede Kleinigkeit zum Ereignis sich gestaltete, erklärte es hinlänglich, daß sogar die Ankunft eines Lieutenants eine so große Bewegung hervorrief, wenn nicht schon der Umstand ins Gewicht gefallen wäre, daß ein neuer Lieutenant überall, wo Mädchenherzen schlagen, ein gewisses Aufsehen hervorzurufen vermag.

Es war im Hause des Barons Feldbach, in welchem eine lustige Mädchengesellschaft über Lieutenant Zavatta und seinen unglückseligen Namen zu Gerichte saß.

Seinem Vergnügungsprinzipe und noblen Passionen gemäß, liebte es der Baron, immer noch auf großem Fuße zu leben, obschon das im Laufe der Jahre bedeutend zusammengeschmolzene Vermögen seiner Gattin dies durchaus nicht mehr gestattete. Die Mutter der Baronin war gestorben und als dem nunmehrigen Obersten die freie Verfügung des schönen Vermögens zufiel, hauste er mit solchem Vandalismus in den Geldtruhen der Conti Passini, daß gar bald nicht viel mehr als die zum Glück unantastbare Kaution von vierundzwanzigtausend Gulden von dem reichen Erbe erübrigte.

Eine Besitzung um die andere wurde von dem gewissenlosen Menschen meist um ein Spottgeld, je nach Bedarf, losgeschlagen, und da er den alten Palazzo in Trient nicht an den Mann bringen konnte, weil in Wälschtirol und dem nachbarlichen Italien, Palazzi nach Dutzenden zu haben sind, veräußerte er wenigstens dessen Kunstschätze in Form von alten Gobelins, kostbaren Bildern und mannshohen Venetianerspiegeln. Den größten Erlös erzielte er mit dem Verkauf der sehr schönen Treppen aus kararischem Marmor, die ein spekulativer Wiener Börsenbaron für sein Ringstraßenpalais um hohen Preis erstand, und doch damit gemacht ein gutes Geschäft, wie seine Sippe neidisch äußerte.

Man denke sich den Schrecken der Baronin, die gerade in Trient weilte, als ihr im Stiegenhaus ein

Digitized by Google

Abgrund anstatt der gewohnten Marmorstufen entgegengähnte.

Wie sehr das alles der armen Frau am Herzen nagte, ist ganz unbeschreiblich! In ihrer außerordentlichen Güte verlor sie zwar niemals ein Wort darüber, ja, gab nicht einmal dem Gedanken Raum, daß der bei seiner Brautwerbung in Monselice auf den Sterbenden sich spielende Baron merkwürdig lang lebe und Jahr um Jahr den weitesten Gebrauch von der Bitte, ihren Überfluß mit ihr zu teilen, gemacht habe. Sie freute sich nur in ihrem Edelmute seines Daseins und war stets weit entfernt, die Komödie, die der schöne „Josi" dazumal mit ihr aufgeführt, zu durchschauen.

Sie gehörte eben zu jenen seltenen Naturen, die in der Beglückung anderer aufgehen, für sich selbst nichts begehrend, nichts wünschend und nichts beanspruchend.

Den quälenden Seelenschmerz konnte man jedoch der einst so schönen Frau von der Stirne herablesen. Ihr herrliches schwarzes Haar war ergraut, ihre volle Gestalt abgezehrt. Der Baron hingegen hatte sich eher zu seinem Vorteile verändert. Das gute Leben, dem er sich sorglos hingab, hatte ihn behäbiger gestaltet. Er war förmlich dick geworden, trotz des Muskelrheumatismus, der ihn noch immer plagte und alljährlich zwang, in Krapina-Teplitz die Kur zu gebrauchen. Überdies hatte ein preußischer Schwerthieb bei Königgrätz seiner Stirne ein bleibendes Merkmal aufgedrückt, so daß das ausdruckslose Waschlappengesicht des um sein entstelltes Äußere so besorgten Rekonvalescenten jetzt förmlich imponierend aussah, da die Narbe auf seiner hohen, gänzlich mit dem glatten Haarboden seines Hauptes sich verschmelzenden Stirne, nunmehr seine Kahlheit zu bemänteln und zu erklären schien.

Er war noch immer ein schöner Mann zu nennen und immer noch sehr eroberungslustig, nur daß er sich jetzt nicht im geringsten mehr bemüßigte, dies vor seiner Frau zu verbergen, von der er wußte, daß sie bloß in ihren Kindern lebte und atmete. Er begnügte sich damit, die still duldende und schicksalsergeben tragende Baronin eine „Jammerspritze" zu nennen und fröhnte nach wie vor schrankenlos seinen noblen Neigungen.

Die Baronin focht es auch einzig und allein insofern an, als sie wußte, daß ihnen die Geldmittel zu solchem Leben absolut mangelten. Sie hätte das bißchen Vermögen, das ihnen noch geblieben, gerne für ihre Kinder bewahrt, hauptsächlich für ihre Gisi, die sanft und gut wie ihre Mutter, wenn auch durchaus nicht so schön wie diese, zur lieblichsten blonden Jungfrau herangewachsen war.

Egon war im Aussehen und leider auch in seinen Passionen dem Vater nachgeraten. Er war kürzlich als Lieutenant aus der Wiener-Neustädter Akademie ausgemustert worden und sowohl dies, als hauptsächlich der Geburtstag des Kaisers veranlaßten den Baron, das einförmige Leben des kleinen Städtchens durch einen Ball wohlthätig zu unterbrechen.

Umsonst hatte die Baronin versucht, ihren Gatten davon abzuhalten. Es widerstrebte ihr, die fadenscheinige Eleganz ihres Hauses, in welchem längst nicht mehr alles Gold war, was glänzte, dem Gespötte der Leute preiszugeben; denn wenn es auch allen recht erwünscht war, sich bei Feldbachs zu unterhalten, wurde doch nachträglich allgemein über dies und jenes unbarmherzig losgezogen. Doch der Baron war Vernunftsgründen nun einmal nicht zugänglich und bestand auf seinen Ball. Er behauptete, dies und vieles andere seiner Stellung als Oberst schuldig zu sein, und die arme Baronin mußte das glänzende Elend des Militärlebens in des Wortes vollster und traurigster Bedeutung über sich ergehen lassen.

Im Stalle stampften fünf feurige Rosse, zwei Wagen- und drei Reitpferde, und oben in den Salons und Wohnzimmern lugte die Misére aus allen Ecken und Enden hervor. Es war schon mehr als einem Gaste beim zu Bette gehen passiert, mit dem Fuße ein Loch in das dünngewaschene Linnen zu reißen, das so imposant mit seinem fein gestickten, förmlich zur Ironie sich stempelnden Wappen- und Monogrammschmuck auf der seidenen Bettdecke prangte.

Die Baronin, die ihrem Hauswesen nun persönlich vorstand und weder eine Wirtschafterin noch eine Schlüsselfrau zur Seite hatte, bemühte sich zwar emsig, durch Flicken und Ausbessern dem einreißenden Ruin der Wäsche Einhalt zu gebieten, doch weder ihren, noch Gisis fleißigen Händen wollte dies gelingen.

Als sie verzweifelnd an ihren Gatten sich wandte und ihn bat, eines seiner Reitpferde, die sie förmlich arm fraßen, aufzugeben, kam sie schön an bei dem stolzen Baron, der von jeher auf viele Pferde hielt. Der berühmte Goldfuchs, der lahm geworden und erschossen wurde, war längst durch andere, nicht minder edle Tiere ersetzt und von einer Einschränkung in dieser Beziehung — eigentlich in keiner — wollte der Oberst nichts hören.

„Das verstehst Du nicht! Das bin ich meiner Stellung schuldig!" hieß es auf jede, noch so dringende Ermahnung der Baronin. „Ich muß drei Reitpferde haben. Ich kenne einen Major, der pensioniert wurde, weil er nur ein Pferd besessen, das überdies marode war, als einmal der Kommandierende zur Truppeninspizierung eintraf. In Ermangelung eines anderen Pferdes meldete sich der Major krank und bekam richtig den blauen Bogen zugesandt. Und man machte auch noch den schlechten Witz, daß er einer -- Roßkrankheit halber pensioniert wurde. Dem kann, dem darf ich mich nicht aussetzen!"

Die Baronin beugte ihr Haupt in Demut, obschon es sie bedünkte, daß zwei Pferde ihren Mann vor einer Roßkrankheit-Pensionierung hinlänglich bewahrt hätten.

Mit derselben Geduld und Engelsmilde wußte sie auch in den leidigen Ball sich zu fügen, bei dessen Souper der mit dem Nachtzuge eintreffende Sohn der versammelten Gesellschaft vorgestellt werden sollte.

Der Baron bemühte sich, den jungen, leichtsinnig angelegten Lieutenant, der anfänglich einem anderen Regimente zugeteilt war, in sein eigenes transferieren zu lassen und wenn dies auch noch nicht

Digitized by Google

gelungen, so langte er wenigstens mit längerem Urlaube unter dem väterlichen Dache an.

Die lustige Mädchenschar hatte sich so früh im Hause des Barons versammelt, weil in dem entlegenen ungarischen Orte, mit dem für deutsche Zungen unaussprechlichen Namen, nur eine Friseurin ihr Dasein fristete. Aus der ganzen Umgebung waren demnach die jungen Damen, die auf entfernteren Gütern wohnten, bei Feldbachs zusammengeströmt, um sich daselbst frisieren zu lassen und der so wichtigen Balltoilette obzuliegen.

Trotz des Ernstes der Situation fanden sie Zeit und Muße, über den neuen Lieutenant zu sprechen, ahnungslos, denn Gisi bewahrte das Geheimnis, daß im Laufe des Balles ein anderer neuer Lieutenant eintreffen sollte.

Zum Glück und Heil ihres schönsten frisierten Haares konnte ihnen diese vielversprechende Aussicht die Brauseköpfchen nicht verdrehen, was im Augenblick doppelt, nämlich innen und außen gefährlich gewesen wäre.

XII.

Die Baronin stand in ihrem zu einem Ballsaale verwandelten Salon, der eintreffenden Gäste harrend.

Schwer genug fiel es der an Prachträume gewohnten Frau, in einem Gemach empfangen zu müssen, das sehr viel zu wünschen übrig ließ und in welchem sogar die Basis des Tanzsaales, der Parkettboden fehlte. Da ein solcher übrigens in der ganzen Ortschaft nicht vorhanden war, konnte noch am ehesten darüber hinweggesehen werden, aber die Möbel, deren sichtbarer Ruin zwar aufs geschmackvollste und geschickteste durch türkische Teppiche, indische Shawls und bunte Stickereien bemäntelt war, hätten nur noch auf dem Trödelmarkt eine hervorragende Rolle zu spielen vermocht. Der Stempel des Verfalles herrschte auch in den übrigen Zimmern vor, besonders beim Büffet, wo längst nicht mehr der Baronin kostbares Silber prangte, das gelegentlich einer peinlichen Geldklemme vom verschwenderischen Baron durch dürftiges Christoffle-Metall ersetzt wurde. Auch die Bedienung war nicht mehr dieselbe, wie zu des treuen János Zeiten.

In der Toilette der Hausfrau spiegelten sich natürlich nicht minder die traurigen Verhältnisse der Familie. Sie trug zwar eine schwere Seidenrobe, deren vielfache Modernisierung jedoch in brüchigen Streifen sich kund that und weder einem scharfen Auge, noch einer scharfen Zunge entgehen konnte.

Baronesse Steinwald, die mit den übrigen einfach, aber reizend gekleideten jungen Damen in Gisis Boudoir weilte und jeden Ankommenden kritisierte, bemerkte sofort das Schadhafte an der Baronin dunkelrotem Brokatkleide und raunte ihrer Nachbarin boshaft ins Ohr:

„Sieh nur, wie schäbig die Oberstin heute wieder einhergeht. Sie hilft sich rein nur mit ihrem Schmuck!"

In der That zierte den Hals der Baronin ein Kollier herrlichster Perlen, von denen sie unter keinen Umständen sich getrennt hätte, da dieselben noch zur Zeit der Kreuzzüge von einem Conte Passini im Orient angekauft wurden, um dem Familienschmucke einverleibt zu werden. Auf dem mit Brillanten eingefaßten Schloß prangte ein Madonnenbildnis, das in Jerusalem geweiht war und dem ein glückbringendes Wirken zugeschrieben wurde. Die Baronin hoffte, daß es ihrer Gisi dereinst mehr Glück bringen würde, als das Leben ihr selbst beschert.

Unter den zuerst eintreffenden Gästen befanden sich die Offiziere vom Regimente des Barons Feldbach, denen die Kavalleristen aus den zunächst liegenden Garnisonen unmittelbar sich anreihten.

Die jungen Damen kannten alle von früheren Unterhaltungen her und keiner entging der scharfen Musterung:

„Ach, der fade Damian kommt als erster! Kein gutes Omen für das Ballvergnügen!"

„Und der alte, pensionierte Talmi-Major mit seiner antidiluvianischen Uniform folgt ihm auf dem Fuße."

„Aber er besitzt eine imponierende Ordensreihe," bemerkte ein naives junges Backfischchen.

„Bah! meist nur ‚Spinat'," entschied eine ordenskundige Dame. „Auch nur Schein wie sein Goldkragen, der den Hauptmannsrang deckt. Er war eine Zeitlang in Wien in Garnison und kommandierte wiederholt am Bahnhofe die zur Begrüßung durchreisender Fürstlichkeiten aufgestellte Ehrenkompagnie. Da kommt man billig zu einem Orden. Mir imponieren nur die Theresien-Ritter."

„Seht nur, seht nur, Oberlieutenant Spielberg, der Adonis des Regimentes."

„Musterhaft wie immer adjustiert!"

„Die ‚Pratzen' seiner Ärmelaufschläge glänzen mit seinen Augen um die Wette," klang es wirr durcheinander.

„Gisi, das sag ich Dir," eiferte Komtesse Miklos, „den Grafen von und zu Spielberg nehme ich in Beschlag. Du mußt mir Dein erstes Anrecht auf die obligate Regimentscour, was seine Person anbelangt, abtreten."

„Gerne," willigte Gisi, welcher der Graf ganz gleichgiltig war, gutmütig lächelnd ein.

„Das kann Dir wenig nützen," spottete man in der Runde, „Gisi gefällt dem Grafen ganz entschieden; er würde ihr den Hof machen, auch wenn sie nicht die Tochter seines Obersten wäre."

„Ach, da kommt Mama, da kommt Mama, wie langweilig, nun muß ich mich zu ihr rangieren! Adieu! Viel Vergnügen bis auf weiteres!"

Hiermit enthob sich Komtesse Miklos einer Erwiderung der boshaften Bemerkung.

„Du grundgütiger Himmel, seh ich recht, oder kommt da nicht die dicke Schmeckeles ‚angeschnauft'?!" empörte sich Baronesse Steinwald. „Die einzuladen ist denn doch zu arg," fuhr sie ungeniert fort, da Gisi soeben eine neu eintretende junge Dame begrüßte. „Das sag ich Euch, wenn ich der in einer Quadrille vis-à-vis zu stehen komme, so kehre ich ihr den Rücken, trotz ihres Sammetkleides."

„Richtig, ein Sammetkleid!"

Digitized by Google

„Sie hat sich offenbar zur seltenen Einladung, die sie mit dem Adel in Kontakt bringt, endimanchirt wie eine Köchin, die ihren Ausgang hat."

„Mag sein, aber sie hat bis jetzt die schönste Toilette."

„Wird gewiß auch so bleiben; denn wer toilettiert sich wohl besonders, um zu Feldbachs zu kommen. Man kann doch hier nicht alles und jedes niederdonnern."

„Sei doch nicht so boshaft, Mizzi; wir unterhalten uns ja stets prächtig bei Feldbachs!"

„Von Bosheit kann doch keine Rede sein, höchstens von Takt, wenn ich der Meinung bin, daß ein auffälliger Luxus für die Komitatsbälle angezeigter sei."

„Nun, wenn Du schon gar so taktvoll bist, wirst Du es auch hübsch bleiben lassen, der Schmeckeles den Rücken zu kehren."

„Und ob," flüsterte Fräulein von Szöndrö ihrer Nachbarin zu; „denn Aron Schmeckeles ist gerade so von Mizzis Onkel Bankier wie der des Obersten, und da muß sich die hochmütige Baronesse die Schmeckeles nicht minder gefallen lassen, wenn sie dieselbe auch nicht ‚schmecken' kann."

Baronesse Steinwald hatte das anzügliche Geflüster zwar nicht zu verstehen vermocht, ahnte jedoch den versteckten Hieb und fand es deshalb geraten, die Aufmerksamkeit der brennenden Frage zuzuwenden, indem sie ungeduldig ausrief:

„Aber wo bleibt denn nur unser Unglücksheld! Er ist noch immer nicht da."

„Ach ja," scholl es im Chor zurück, „er kommt noch immer nicht!"

„Was das nur zu bedeuten hat?"

„Einstweilen trifft der Dragoner-Oberlieutenant Federer als Ersatz ein," meldete Fräulein von Szöndrö. „Sein Rittmeister ist beurlaubt und er kommandiert jetzt die Schwadron."

„Als ob er dessen erst bedurft hätte, um ein Schwadroneur zu sein," witzelte Baronesse Mizzi, die gerne geistreich that.

Schon stahl sich eine scharfe Antwort auf Fräulein von Szöndrös Lippen; doch ein im Rahmen der Eingangsthüre erscheinendes Paar ließ sie verstummen.

Es war der Major Fink, allgemein Major „Weißschon" genannt, weil er die Gewohnheit hatte, zu allem „weiß schon" zu sagen und jedermanns Rede mit denselben Worten kurz angebunden zu unterbrechen pflegte. Er hatte als Witwer, seinen fünf kleinen Kindern zuliebe, kürzlich geheiratet und führte nun seine Frau zum ersten Mal in die Gesellschaft ein, was als ein nicht minder wichtiges Ereignis als die Ankunft des neuen Lieutenants betrachtet wurde.

Allenthalben streckte man die Hälse, als die Majorin, die eine Deutsche war und dies durch ihr schlichtgescheiteltes blondes Haar und ihre sinnigen blauen Augen bekundete, am Arme ihres Gatten auf die Frau des Hauses zuschritt.

Die Herren, die sich inmitten des Saales wie eine Sandbank zu einer Gruppe zusammengestaut hatten, murmelten untereinander:

„Nichts Besonderes!"

„Keine vielversprechende Frau!"

„Offenbar bereits übertragen und durchaus nicht mehr jung!"

Graf Spielberg, der infolge seiner gesellschaftlichen Stellung außer Dienst mit seinem Obersten sich duzte, dem so komisch klingenden Gebrauche gemäß in der Ansprache jedoch den einem Stabsoffizier schuldigen Respekt zu beobachten hatte, flüsterte dem Baron, der die neue Majorin sehr kurz begrüßt hatte, ironisch zu:

„Sag einmal, Herr Oberst, wird die Regimentscour auch für die befohlen und wirst Du uns im ‚Hofmachen' durch persönliches Beispiel ermuntern?"

„Fällt mir nicht ein! Bist ein rechter ‚Schlankel', mir zuzumuten, daß ich einer Frau mit bürgerlich-glattem Scheitel den Hof machen könnte! Ihr dürft das halten wie Ihr wollt."

„So, so! Nun, wenn es nicht im Tagesbefehl erscheint und wir wegen Außerachtlassung ‚höherer' Wünsche nicht zum Rapport citiert werden, ist's ja gut. Ob das der Major auch schon weiß, daß man seiner Frau nicht den Hof machen wird?"

„Frag ihn und er wird Dir darauf gewiß mit seinem berechtigtsten: ‚weiß schon' antworten."

Hiermit endete das inhaltsvolle Gespräch zwischen dem Obersten und seinem Adjutanten.

Die Baronin schien anderer Meinung; denn sie empfing die neue Majorin auf das liebenswürdigste. Ihr bescheidenes Auftreten und das gewinnende Lächeln, das ihre, wenn auch nicht regelmäßigen, doch ganz hübschen Züge bei der freundlichen Ansprache der Baronin verschönernd belebte, machte den besten Eindruck auf die Oberstin, die durch Kummer und Leid veredelt, durchaus nicht so oberflächlich wie ihr Gatte urteilte. Sie drückte der Majorin Hand mit dem überwältigenden Gefühle, eine Freundin in ihr finden zu können und war sich sofort bewußt, daß diese achtbare deutsche Frau gewiß nicht die Gastfreundschaft ihres Hauses, über welche leider so viel zu sagen war, unbarmherzig bekritteln würde, wie es ihre anscheinend besten Freundinnen gewissenlos zu thun pflegten.

Die junge Damenwelt, deren Menschenkenntnis selbstverständlich nicht weit her sein konnte, urteilte auch nur dem Scheine nach wie die blasierten Herren, und als der Major zur Begrüßung der Baronesse in Gisis Boudoir trat, tuschelten die wohlerzogenen Fräuleins leise untereinander:

„Ganz der fade deutsche Gouvernantenschlag."

„Frau Fink, geborene Müller, emeritierte Kindererzieherin, recte unter anderer Firma in gleicher Eigenschaft weitersegelnd: das sieht man ihr eine Stunde weit an."

„Und diese Toilette . . . O Himmel!"

„Ich sag Euch, das ist das famose blaßrote Seidenkleid der ‚Seligen', nur dunkelfraise gefärbt."

„Paßt auf, nun bekommen wir die übertünchte Fahne an der neuen Majorin gleichfalls bei jeder Gelegenheit zu sehen."

Welcher Edelmut, welche Entsagung für die eigene Person aus dem Umstande sprach, zur

Digitized by Google

Erleichterung der unumgänglichen gesellschaftlichen Pflichten die Garderobe der verstorbenen Gattin ihres Mannes zu benutzen, um die notwendigen Ausgaben für die fünf Kinder solcher Lappalien wegen nicht zu schmälern, konnten die leichtlebigen Geschöpfe, die es gewohnt waren, ihre Toiletten aus Wien von den Hoflieferantinnen zu beziehen, natürlich nicht begreifen.

Man empfing den Major und seine Frau in dem Kreise der jungen Damen dennoch ziemlich artig, weil man hoffte, durch den brummigen „Weißschon", der ja alles wußte und der den neuen Lieutenant auch von der Kadettenschule aus kannte, des Näheren über ihn zu erfahren.

Klug wie die Schlangen brachten die jungen Damen das interessante Thema aufs Tapet.

„Weiß schon, weiß schon, was Ihre Liebenswürdigkeit bedeutet," sprach der Major zur wortführenden Baronesse Steinwald, indes Gisi der Majorin einen Sitz anbot. „Der neue Lieutenant steckt Ihnen im Kopfe und durchaus nicht der alte Major. Weiß schon, weiß schon! Ja, da ließe sich viel sagen. Lieutenant Zavatta ist durchaus kein gewöhnlicher Mensch und noch weniger ein gewöhnlicher Lieutenant. Es genüge Ihnen, daß er von seiner Gage seine im Augenblick kranke Mutter unterstützt."

„O Gott, wie ist dies möglich!"

„Bruder Heinrich bei den Radetzky-Husaren," flocht Fräulein von Szöndrö ein, „bezieht eine Zulage, die seiner Besoldung gleichkommt und hat niemals einen Kreuzer, — nur Schulden."

„Weiß schon, weiß schon, wie es bei den Herren von der Kavallerie zugeht, aber Lieutenant Zavatta ist von anderer Sorte, wie ich bereits zu bemerken die Ehre hatte."

„Ach, erzählen Sie uns doch Näheres über ihn, der Tanz beginnt ja doch erst nach dem Thee."

„Er muß ein begabter Offizier sein, um als junger Lieutenant zum Bauleiter kommandiert zu werden," ließ sich Gisi vernehmen.

„Ein Zavatta kann unmöglich ein Genie sein," widersprach Baronesse Steinwald.

„Aber ein Cäsar kann es sein," entschied die Majorin, zum ersten Mal in dem ihr durch Gisi vorgestellten Kreise junger Damen die Stimme erhebend, „und wie ich durch meinen Mann erfahren, ist dies der Taufname des Lieutenants!"

„Du lieber Himmel, welch schreckliche Zusammenstellung des Höchsten und Lächerlichsten!" spottete Baronesse Steinwald, die früher bei der obligaten Vorstellung vor lauter Hochmut kaum die Lider gehoben. „Der reine Unglücksheld, wie wir ihn sofort richtig genannt, ohne zu ahnen, daß er schon bei der Taufe durch den hochklingenden Namen neben dem doppelt horribel lautenden Zavatta als solcher gestempelt wurde. Wie konnte man den Menschen nur Cäsar nennen?"

„In Italien ist der Name Cäsar ein sehr landläufiger, und da der Lieutenant ein Italiener ist, ergiebt sich's wohl von selbst. Wissen wir aber wirklich von nichts anderem zu sprechen?" versuchte Gisi das leidige Thema abzubrechen.

„Ein Italiener!" beharrte Baronesse Steinwald. „Und da schickt man den armen Menschen nach Ungarn? Der wird hier weit kommen mit seinem Kauderwälsch! Deutsch versteht man nicht, demnach . ."

„Weiß schon, weiß schon, was Baronesse meinen," schnitt ihr Major Fink ungalant das Wort ab. „Lieutenant Zavatta spricht jedoch fließend ungarisch, ebenso wie englisch und französisch."

„Nun, da kann er ja, wenn er sich als Ingenieur nicht bewährt, noch einmal Unterrichtsminister werden in unserem polyglotten Österreich, wo man, um die Landessprache zu kennen, gleich ein halbes Dutzend sprechen muß," höhnte die Baronesse.

„Weiß schon, weiß schon, daß Baronesse mir nicht recht glauben wollen," versetzte der Major, „es ist aber Thatsache, daß der Lieutenant alle diese Sprachen, besonders aber das Ungarische vorzüglich spricht. Sein Vater oder richtiger, Stiefvater, war ja ein Magyar aus echtem Schrot und Korn. Ich kannte ihn persönlich, den tapferen János."

Baronesse Gisi war bei Nennung dieses Namens wie von einer elastischen Feder geschnellt emporgesprungen und rief nun staunend aus:

„Sollte dies vielleicht unser János sein? Doch nein, Papa sagte uns kein Wort hierüber."

„Weiß schon, weiß schon, daß der Herr Oberst gerne hinterm Berge hält mit alten Geschichten; es ist aber doch der Szegeb János, den ich meine."

„Ach Gott, dann ist ja der Lieutenant der Sohn unseres lieben, guten János, der dem Papa bei Solferino das Leben rettete."

„Hört nur, hört nur, der Sohn eines Helden," klang es im Chor.

„Wie freue ich mich, ihn wiederzusehen," fügte Gisi enthusiastisch hinzu, „denn wir kannten uns als Kinder. In Trient war es unser liebstes Vergnügen, zum János hinauszufahren und mit dem kleinen Nini zu spielen, der uns aus Steinen und Holzabfällen die herrlichsten Bauten aufführte. Ich hatte keine Ahnung, daß der neue Lieutenant und der kleine Nini dieselbe Person sei. Mama wird gleichfalls erfreut sein und nun doppelt bedauern, bei seinem Antrittsbesuche nicht daheim gewesen zu sein."

„Du ‚enflammierst' Dich ja förmlich für den Lieutenant," bemerkte Fräulein von Szöndrö ironischen Tones. „Vergiß seinen unmöglichen Namen nicht."

Baronesse Gisi errötete. Sie hatte sich wirklich hinreißen lassen, und um dies so gut als möglich zu beschönigen, rief sie entschuldigend aus:

„Aber der Lieutenant ist ja der Sohn von Egons Amme und als dessen Milchbruder gehört er ja sozusagen zur Familie. Egon, der von Minute zu Minute eintreffen muß, wird entzückt sein, den lieben, kleinen Nini wiederzusehen."

Nun war's heraus! Nun war das große Geheimnis rettungslos verraten!

Die junge Damenwelt bemächtigte sich dessen zur schleunigsten Verkündung, und kein Zeitungskolporteur hat jemals in so kurzer Frist eine wichtige Nachricht so blitzschnell verbreitet.

Digitized by Google

Die Ballüberraschung des Obersten war gründlich verpfuscht und alles dies verschuldete einzig und allein: der fatale Unglücksheld.

XIII.

Lieutenant Zavatta war wirklich der Stiefsohn des seligen Szegeb János. Der Baron hatte dies nicht verschwiegen, ahnte es vielmehr gar nicht, da ihm der Name des talentvollen Knaben, dem er seiner Zeit in die Kadettenschule verholfen, im Laufe der Jahre entfallen war.

Der Lieutenant hingegen wußte ganz genau, wem er gegenüberstand, als er sich offiziell beim Obersten gemeldet, war aber viel zu taktvoll und bescheiden, um bei solcher Gelegenheit seine Bekanntschaftsrechte geltend zu machen, die nur im Privatverkehr geoffenbart werden konnten.

Mächtig hatte es ihn aber bewegt, dem Manne ins Auge zu blicken, den sein Vater stets als seinen Wohlthäter zu bezeichnen pflegte; denn wenn János auch allen Grund gehabt, seine Verehrung für den Baron bedeutend herabzumindern, vergaß er doch niemals die große Dankesschuld, die er ihm zu zollen sich verpflichtet wähnte. In diesem Sinne hatte er auch vom Totenbette aus seinen Sohn durch den Pfarrer unterwiesen, als dieser an Stelle des Sterbenden die schlichten Abschiedsworte niederschrieb:

„Bleib brav, mein teures Kind, lerne gut und erfülle stets gewissenhaft Deine Pflicht, auf daß Du Deiner Mutter Trost und Stütze dereinst werden kannst. Wo und wie Du es jemals vermagst, erzeige Dich meinem Leutenant, dem Baron Feldbach und seiner Familie dankbar für die mir erwiesenen Wohlthaten; denn ich habe zwar sein Leben einst gerettet, aber es auch durch Leichtsinn wieder gefährdet ... Und das ist noch gut zu machen! Thu Du es anstatt Deines sterbend Dich segnenden Vaters

Szegeb János."

Man sieht daraus, welch nachhaltigen Eindruck der undankbare Ausspruch des Barons auf den redlichen Menschen gemacht, da er sich noch in der Todesstunde vorwarf, durch seine Tapferkeit das Leben seines „Lajtenants" gefährdet zu haben.

So jung Cäsar auch war, übten diese Worte dennoch einen tiefen Eindruck auf ihn und gruben sich nebst den guten Lehren seines verstorbenen Vaters unauslöschlich in seine Seele.

Den Brief des Pfarrers, der ihm noch vorher so schonend als möglich den plötzlichen Todesfall mitgeteilt, trug er stets in seinem Portefeuille bei sich und pflegte ihn oft und andächtig zu lesen. Er befolgte ihn auch getreulich; denn gar bald war er der Erste seiner Klasse und blieb es auch später in der Wiener Militär-Akademie, von Stufe zu Stufe bis zum Offiziersrang emporsteigend, der heutzutage niemandem verschlossen ist, dessen Kenntnisse und Verdienste ihn hierzu berechtigen.

Als Cäsar in der Offiziersuniform in sein Heimatsdorf einzog, kannte der allgemeine Jubel keine Grenzen. Es war Angelas erste frohe Stunde, seit dem Tode ihres noch immer tiefbetrauerten Gatten, um so mehr schnitt es ihr ins Herz, daß ihr Sohn schon nach wenigen Tagen zu seinem in Stockerau stationierten Regimente einrücken mußte. Daselbst versah er seinen Dienst als Subaltern-Offizier so vorzüglich, daß man ihm allgemein eine schöne Carrière prophezeite, falls er auch den höheren Genie-Kurs entsprechend absolvieren würde.

Teilweise traf diese Voraussetzung gar bald ein, indem der noch so junge Offizier auf den verhältnismäßig wichtigen Posten als Bauleiter nach Ungarn kommandiert wurde. Doch da schien ihn das Glück, das ihm bisher zur Seite gestanden, schnöde zu verlassen, wenn auch nur als Privatmann.

Sein erstes Auftreten in der Gesellschaft auf dem Balle des Obersten war mit sehr unangenehmen Umständen verbunden.

Die Baronin nahm zwar den Sohn ihrer lieben Angela unendlich freundlich auf und erinnerte sich der früheren Beziehung mit großer Herzlichkeit, sofort das vertrauliche „Du" vergangener Tage anschlagend, was sich der Herr Lieutenant seitens einer alten Frau schon gefallen lassen müsse, wie sie mit ihrem gewinnensten Lächeln bemerkte.

Gisi war nicht minder freundlich gewesen, und wenn es sich auch für sie nicht schickte, dem erwachsenen Jugendgespielen, der in seinem kleidsamen blauen Uniformsrock mit den kirschroten Sammetaufschlägen gar stattlich aussah, das dreiste Du der schönen Kinderzeit zu bieten, so schien deshalb die Vergangenheit dennoch nicht ausgelöscht aus ihrem treuen Herzen.

Der Baron jedoch ahmte das Beispiel seiner edlen Gattin durchaus nicht nach. Er war sehr steif und förmlich, murmelte etwas von „prähistorischen Ausgrabungen", in deren Gebiet die uralten Beziehungen, deren er sich kaum entsinne, wohl einzureihen seien und bot ihm nicht einmal die Hand zum Gruße.

Der junge Baron Feldbach hingegen, der pünktlich, wenn auch nicht mehr überraschend, zum Souper eingetroffen war, kam dem einstigen Spielgefährten sehr liebenswürdig entgegen. Er nannte ihn ohne weiteres seinen lieben Nini und sprach den Wunsch aus, daß alles beim alten bleibe zwischen ihnen. Als wolle er ihr freundschaftliches Verhältnis förmlich zur Schau stellen, schritt er Arm in Arm mit ihm durch sämtliche Gemächer, was eine gewisse Bewegung unter den Gästen hervorrief.

Die beiden Offiziere waren so grundverschieden in ihrem Aussehen, daß aller Blicke auf ihnen ruhen mußten.

Baron Egon blond, schlank und schwächlich wie es einst sein Vater gewesen. Cäsar groß, breitschulterig, stark wie ein Riese und sonnengebräunt wie ein Zigeuner. Seine Züge waren nicht schön zu nennen, dennoch aber interessant, trotz der etwas zu langen Nase, die einst in Gefahr gewesen, von seinem ersten Spielkameraden, vom kleinen Schweinchen, verkürzt zu werden, und die seinem Antlitze eine gewisse Schroffheit verlieh. Die schönen braunen Augen, aus denen eine große Herzensgüte und viel Intelligenz

Digitized by Google

sprachen, milderten zwar diesen wenig anziehenden Ausdruck, vermochten aber doch nicht seinem Äußeren den Stempel der Sympathie aufzudrücken. Dies that freilich vollauf sein gewinnendes Lächeln, das ihm sehr gut stand und eine prächtige Zahnreihe verriet; doch Cäsar lächelte eben sehr selten, ganz im Gegensatz zu seiner Mutter, die als junges Ding mit ihren gesunden Zähnen förmlich Staat gemacht. Cäsars dunkler Typus gemahnte eher an seinen Stiefvater János.

Vielleicht war es gerade das, was den Obersten unangenehm an ihm berührte; denn es sei gleich erwähnt, daß der Baron stets kühl bis ans Herz mit dem Lieutenant verkehrte.

Es war dem stolzen Aristokraten nicht wenig unangenehm, daß sein Sohn so vertraulich mit dem zuwideren Menschen that, um so mehr als der Lieutenant die damit verbundene Auszeichnung nur wenig zu würdigen schien. Er schritt mürrisch an Egons Seite einher und konnte sich eines mißtrauischen Gefühls bezüglich seiner außerordentlichen Liebenswürdigkeit kaum erwehren. Und doch stand Egon dem einstigen Spielgefährten treu zur Seite, als dieser im Rauchzimmer eine höchst fatale Scene mit einem der reichsten Fabrikantensöhne der Umgebung, mit einem „frischgebackenen" Baron durchgemacht.

Cäsar hatte es vom biederen János gelernt, stets für die Unterdrückten edelmütig einzutreten, so hielt er es auch an jenem ersten Gesellschaftsabend im Ungarlande.

Die Herren saßen ziemlich fidel bis zum Morgengrauen bei starkem Punsch und guten Cigarren — hierfür fand der Oberst stets Geld — beisammen, als ein sehr bescheiden auftretender Kaufmann, der die einzige Buch- und zugleich Papierhandlung im Orte besaß, und den nicht zu übersehen der Oberst allen Grund hatte, an den Honoratiorentisch herantrat, um sich eine Cigarre anzubrennen.

„So ein Mensch sollte eigentlich von seinen Papierschnitzeln immer so viel übrig haben, um Fidibus bei sich zu führen und einem nicht zu nahezutreten," spöttelte der Fabriksbaron im Flüstertone, und von dem allgemeinen Gelächter angespornt fügte er laut hinzu: „Will mir übrigens die günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen, um mir für meine vielen Liebesbriefe ein Ries Papier zu bestellen."

„Ich dächte," ließ sich Cäsar laut vernehmen, „daß Sie als Sohn eines Papierfabrikanten den Vorteil genießen, Ihr Papier direkt zu beziehen."

Nun hatte der erblassende Kaufmann die Lacher auf seiner Seite.

Der Baron aber war wütend aufgesprungen und holte zu einem kräftigen Schlag gegen den kühnen Sprecher aus. Es wäre ihm auch unfehlbar das für einen Offizier unberechenbare Mißgeschick widerfahren, von einem Civilisten vor Zeugen geohrfeigt zu werden, wenn seine stählerne Faust nicht rechtzeitig den drohend erhobenen Arm erfaßt, zurückgebogen und — gebrochen hätte. Letzteres war allerdings des gutherzigen Lieutenants Absicht durchaus nicht gewesen; doch wer kann die Widerstandskraft eines Mannes berechnen, der sich solcher Schmach ausgesetzt sieht?

Das fatale Abenteuer des Unglückshelden war gar bald stadtbekannt. Jetzt konnte man ihn auch mit einer gewissen Berechtigung so nennen, da es immerhin als Unglück zu bezeichnen war, dem reichsten Manne des Komitats den Arm gebrochen zu haben, und infolgedessen ein unausbleibliches Duell wie ein Damoklesschwert ob seinem Haupte in der Schwebe zu wissen.

Den Lieutenant focht dies wenig an, um so mehr als der Arm des guten Barons — wie man wohl verraten kann — unheilbar schien. Aber die Geschichte hatte viel Staub aufgewirbelt und man wich dem Unglückshelden vorsätzlich aus.

Das Benehmen des Garnisonskommandanten Baron Feldbach fiel hierin schwer ins Gewicht; denn trotz der sich stets gleichbleibenden, unbegreiflichen Freundschaft seines Sohnes für den Lieutenant, ließ ihn der Oberst bei jeder Gelegenheit seine Abneigung fühlen. Dieses auffallend hervorgehobene Betragen hatte zur Folge, daß sämtliche Offiziere der Garnison sich dem jungen Bauleiter gegenüber gleichfalls ungemein zurückhaltend benahmen. Er zwang allen Achtung ab durch seine außerordentlichen Leistungen, dank deren die Herbstregen zum ersten Mal kein Unheil angerichtet hatten, aber Sympathie brachte ihm bis auf Major Fink keiner entgegen.

Es liefen Gerüchte herum, woher sie gekommen, wußte man nicht recht, daß der Lieutenant der Sohn einer Bäuerin und überdies ein uneheliches Kind sei, und daß sein Stief- und Pflegevater „Gemeiner" gewesen, wie man früher die Infanteriesoldaten zu nennen pflegte. Man mied ihn infolgedessen um so mehr, nannte sein bescheidenes Auftreten protzige Einbildung auf sein Wissen — es ist selten lohnend, mehr zu kennen als andere — sein stets zuvorkommendes Gebahren gegen die Kameraden heuchlerische „Duckmäuserei" und sein geordnetes, jede überflüssige Ausgabe streng vermeidendes Leben „elendes Knickertum". Kurzum, der arme Mensch wurde allgemein verkannt und durch die öffentliche Meinung wahrhaftig zum Unglückshelden gestempelt, dem man, wie und wo man nur konnte — auswich.

Selbst die jungen Damen hatten sich bis auf Baroneſſe Gisi das Wort gegeben, den Lieutenant zu ignorieren, um so mehr als er kein — Tänzer war.

„Du lieber Himmel, ein Lieutenant und kein Tänzer sein!" hatte Komteſſe Miklos wegwerfend ausgerufen. „Wozu ist denn der Mensch Lieutenant, ja, überhaupt auf der Welt, wenn er nicht einmal tanzen kann?"

Daß er zur Freude und zum Segen seiner alternden Mutter, deren Besitz seit des fleißigen János Tod von Jahr zu Jahr weniger eintrug, auf der Welt war, wußten und bedachten die nach dem Schein urteilenden, sorglos in den Tag hineinlebenden jungen Damen freilich nicht.

Der allerseits verkannte junge Mann aber saß Abend für Abend, während die anderen Offiziere meist im Kasino Karten spielten und kneipten, in seinem einsamen Zimmer und zeichnete fleißig an

Digitized by Google

verschiedenen Plänen und Bauentwürfen, die mit Pantographiernägeln sorgsam auf großen Reißbrettern befestigt, auf seinem Tische lagen. Es waren Arbeiten privater Natur, denen er da mit so vielem Fleiße nach des Tages Mühe oblag, Aufträge des guten Ingenieurs Garofolo, bei dem er während der Realschulstudien in Trient gewohnt und der dem jungen Offizier stets dasselbe Wohlwollen bewahrt, das er dem fleißigen Studenten gezollt, der das geometrische Zeichnen so spielend unter seiner Anleitung erlernt.

Um seine Mutter entsprechend unterstützen zu können, hatte sich Cäsar mit der Bitte um Arbeit an den Baurat gewendet, der eine sehr einflußreiche Stelle inne hatte und dem solch gute Arbeitskraft, wenn auch von der Ferne, höchst willkommen war. Regelmäßig trafen seine Aufträge ein, und ebenso pünktlich und mit außerordentlichem Geschicke ausgeführt, entledigte sich der Lieutenant der ihm gewordenen Aufgabe.

Mutter Angela, die von dem kleinen Kapitale ihres Sohnes, dessen vom Vater ererbte dreitausend Lire mit Zinseszinsen nun ein hübsches Sümmchen bildeten, niemals einen Centesimo angerührt hätte, ahnte natürlich nicht im entferntesten, daß ihr Nini sich derartig plage, um sie gehörig zu unterstützen. Sie glaubte, daß ein Offizier etwas so Großes, Vielvermögendes und Vielbesitzendes sei, daß dessen Mittel sowohl für ihn als für sie vollauf reichten. Der würdige Don Vincenzo, der noch immer sehr rüstig war und nach wie vor Angelas Briefvermittler blieb, wußte zwar durch seinen Verwandten, woher Cäsar das viele Geld für seine Mutter nehme, ehrte aber dessen Geheimnis, ihn im stillen ob seiner edlen That segnend.

Der Lieutenant bewohnte ganz allein mit seinem Burschen ein entlegenes, einstöckiges, kleines Häuschen, das er von einem Bauern gemietet, um seinem Bauplatze so nahe als möglich zu sein; denn noch bevor seine in der Kaserne untergebrachte Mannschaft bei der Arbeit war, stand er messend und prüfend bei seinen Feldschanzen.

Nur selten verirrte sich ein Besucher in des Lieutenants stilles Heim. Major Fink hatte ihn eines Sonntags in Gesellschaft seiner Gattin und seiner Kinder aufgesucht, sonst hatte noch der dem Lieutenant begreiflicherweise ungemein ergebene Buchhändler Lanjos an seine Thür geklopft, ihn als passionierten Jäger wiederholt zur „Pürsch" auffordernd — das einzige Vergnügen, das sich Cäsar gönnte — und im übrigen unterbrach nur der junge Baron Feldbach sein Einsiedlerleben.

Trotz aller Herzlichkeit Egons konnte sich sein Milchbruder seines gewissen Mißtrauens gegen ihn niemals gänzlich erwehren. Nur um der Baronin willen, die er hochverehrte, und die ihm stets gleich freundlich geblieben, sowie um Gisis willen, die ihm schon als Kind mit ihrem goldigen Blondkopf etwas Höheres gedünkt, duldete er seine Annäherung. Da Egon ihn mehrmals bei der Arbeit gefunden, erklärte er ihm treuherzig Zweck und Ertrag derselben, was zur Folge hatte, daß Baron Feldbach junior ihn wiederholt — anpumpte.

XIV.

Die Ableitung und teilweise Eindämmung des Gießbaches, der den großen Exerzierplatz durchfloß und zuweilen verheerende Dimensionen annahm, war dem jungen Lieutenant so vorzüglich gelungen, daß der Abgeordnete der Landgemeinden sich veranlaßt sah, im Namen des ganzen Komitates dem gemeinsamen Kriegsminister für Cis- und Transleitanien seinen ganz besonderen Dank schriftlich auszusprechen.

Ganz unerwartet erschien infolgedessen in dem entlegenen ungarischen Städchen ein höherer Genieoffizier zur Inspizierung der vollendeten Bauten und der in Arbeit begriffenen Feldschanzen.

Dem Lieutenant ward sofort an Ort und Stelle eine schmeichelhafte Belobung zu teil, der gar bald von Wien aus das Verdienstkreuz folgte.

Cäsars Freude war hauptsächlich in Anbetracht seiner Mutter eine große und aufrichtige. Auch hatte dies Ereignis Gisi veranlaßt, ihm im Namen der Baronin und im eigenen ein allerliebstes Gratulationsbriefchen zu schreiben, das ihn mit unsäglicher Freude erfüllte. Denn die Neigung, welche um die beiden Menschen schon als Kinder ein zartes Band geschlungen, schien mit ihnen groß geworden zu sein und drohte ihnen sogar über den Kopf zu wachsen.

Die beim ersten Wiedersehen sofort schrankenlos aufflammende Sympathie hatte sich von allen, selbst vom wachsamen Mutterauge unbemerkt zu einer stillen, doch um so unüberwindlicheren, dauernden Liebe entfaltet . . . Zu einer Liebe, die bei charaktervollen Menschen eine Welt bitteren Wehes und qualvollsten Leides zur Folge haben mußte . . . Und sowohl Gisi als Cäsar besaßen zu ihrem Unglück Charaktere, die felsenfester als der härteste Marmor zu nennen waren. Noch ahnten sie beide nicht, welch unwiderstehliche Macht sie aneinander geschmiedet; erst als die Ketten sie wund drückten, offenbarte sich ihnen das in ihren Herzen zu zähem Gewebe sich einspinnende Gefühl, das plötzlich so gigantisch vor ihnen stand, daß es nicht mehr zu verwinden und zu überwinden war.

Die Seligkeit, die den Lieutenant beim Empfang des duftenden Schreibens überkam, ließ ihn erschrocken mit seinem Herzen zu Gerichte gehen.

Er fand es nicht nur thöricht und verwegen, ja, sogar strafbar, daß er es je gewagt, in Liebe an die so hoch über ihm stehende Baronesse zu denken. Der Ärmste hatte eben gar nicht daran gedacht. Es war nach und nach so überwältigend über ihn gekommen, daß wohl jeder Widerstand ein vergeblicher gewesen wäre.

Nun wußte er auf einmal, weshalb er sich der Freundschaft Egons, dessen Annäherung ihn merkwürdigerweise stets mit dem gleichen Mißtrauen erfüllte, nicht erwehren konnte. Jetzt war es ihm nicht mehr rätselhaft, daß er seine Besuche zu dulden, ja, fast gern zu sehen vermochte, trotzdem ihm dieser gar bald zu einem — teuren Freunde geworden.

Der junge Baron Feldbach, den der Oberst in sein Regiment zu transferieren richtig durchgesetzt,

Digitized by Google

war seinem Vater, was Leichtsinn und Verschwendung anbelangt, nicht nur nachgeraten, sondern er überbot ihn noch darin. Daß ihm die Mittel zu seinen lockeren Lebenspassionen nicht zu Gebote standen wie einst dem mit Glücksgütern gesegneteren Herrn Papa, konnte ihn nicht verhindern, seinen Neigungen nachzugehen, ja, ließ höchstens die schlechten Keime seines zweifelhaften Charakters zur bösartigsten Saat aufschießen.

„Alleweil fidel"! war sein Motto. Daß hierzu vor allem recht viel Geld gehörte, läßt sich leicht denken. Er besaß zwar außer seiner Gage keines, da ihm der Oberst in Erwägung, daß er im Vaterhause umsonst lebte und wohnte, keinerlei Zulage aussetzte; doch verstand er es ganz wunderbar, immer wieder irgendwo und bei irgendwem Geld herauszuklopfen.

Seiner guten, aber schwachen Mutter hatte er nach und nach bis auf das Perlenhalsband alles, was den habgierigen Händen des Barons an Schmuck und an Kostbarkeiten entgangen war, ausgeführt. Seine Freunde wußten gleichfalls ein Lied zu singen über sein ganz besonderes Talent, Geld zu erschwindeln, und daß er es verstand, selbst Leute, die er nicht als seinesgleichen betrachtete, in Kontribution zu setzen, hätte der Buchhändler Lanjos bestens bestätigen können.

Im ganzen Komitat war der Lieutenant als das „Feldbachsche Früchtl" bekannt und auch gefürchtet; denn einige ziemlich anstößige Liebeshändel verschafften ihm das Renomée eines Don Juans, so daß er vollständig in die Fußtapfen seines cher papa trat.

Etwas von alledem war auch zu den Ohren des still und zurückgezogen lebenden Genieoffiziers gedrungen; er hatte aber keine Ahnung, daß Egon es so bunt trieb und wußte noch weniger, welchen Weg sein sauer erworbenes Geld eigentlich nahm.

Der leichtsinnige junge Mann war der einzige, der Cäsars Liebe für seine Schwester längst durchschaut hatte. Er wußte seine Gefühle auszubeuten, noch bevor der arme Lieutenant zum Vollbewußtsein seiner Liebe gelangte.

Wenn Egon Geld brauchte, schob er immer seine Schwester vor. Da hieß es allemal:

„Die arme Gisi, wie gerne würde ich ihr zu dem und jenem verhelfen, aber es hapert leider bei uns an allen Seiten. Papa braucht viel Geld, Mama desgleichen, um würdig Haus zu machen, und so kommt halt immer die arme Gisi zu kurz. Das gute ‚Mädel' verlangt zwar niemals etwas, weinte aber doch letzthin bis tief in die Nacht hinein, als ihr Mama eröffnete, daß sie den Fasching mit den alten Fahnen durchtanzen müsse. Da möchte ich halt gerne mit einem kolossalen Weihnachtsgeschenk nachhelfen."

Und der gute Cäsar nahm sofort seine sämtlichen Ersparnisse aus der kleinen, eisernen Kasette, in der er die ärarischen Gelder verwahrte, und deren bedeutenden Inhalt Egon mit den Augen verschlang, um sie dem lockeren Vogel zum kolossalen Aufbau des Weihnachtstisches einzuhändigen. Hierüber machte sich das Feldbachsche Früchtl im stillen nicht wenig lustig, um so mehr als der vertrauensselige Freund ihn beschwor, ja niemals und unter keinen Umständen zu verraten, daß er ihm jemals Geld geborgt.

„Den Gefallen kann ich Dir schon thun," dachte der schlaue Egon, dem diese neue Art, Schulden zu decken, nur willkommen sein konnte.

Weshalb er aber eigentlich all diese Opfer brachte, wußte Cäsar ganz genau erst in dem Augenblicke, in welchem er Gisis Billet in seligem Entzücken an seine Lippen drückte. Es war eine wonnige, doch zugleich schreckliche Erkenntnis.

Wie ein Alp war es ihm auf die Seele gefallen. Er hätte es nicht missen mögen, konnte es aber auch nicht tragen, das süße, qualvolle Leid. Zum ersten Mal wurden ihm seine vier Mauern zu eng, ward ihm die Arbeit unmöglich und die Einsamkeit unerträglich. Er beschloß, den Abend im Kreise seiner Kameraden zu verbringen und durch gewaltsame Zerstreuung den Gefühlssturm zu unterdrücken, der sein Inneres so mächtig durchtobte.

Die Offiziere, deren Mahlzeiten im sogenannten Kasino und ersten Hôtel des Ortes er niemals zu teilen pflegte, da ihm sein Bursche die daselbst abonnierte Kost ins Haus brachte, staunten nicht wenig, als sie den Einsiedler in ihre Mitte treten sahen. Das Fatalste an der Sache war jedoch, daß sie sein Thun ganz falsch deuteten und bei seinem Erscheinen sofort untereinander bemerkten:

„Schauts einmal den arroganten Kerl an! Kommt der, um uns seinen Orden frischgebacken aufzutischen."

„Das ist denn doch zu arg!"

„Als ob das Verdienstkreuz ohne Kriegsdekoration etwas gar so Besonderes wäre!"

„Prahlhans das, impertinenter!"

Sie murmelten es zwar nur wohlweislich, da allen der gebrochene Arm des Fabriksbarons in zu guter Erinnerung war; doch an dem kühlen Empfang konnte Cäsar wahrnehmen, daß er kein willkommener Gast war. Er mußte sich demnach glücklich schätzen, unter den Kameraden Egon zu finden, der das Eis brach, sofort aufsprang und zuvorkommend ausrief:

„Sieht man Dich endlich einmal, Stubenhocker! Herzlich willkommen in unserer Mitte! Wir wollen eine Flasche vom Besten auf Dein Wohl ausstechen, auf daß unserem braven Bauleiter nicht nur der eine, sondern unzählige Orden verdientermaßen beschert würden!"

„Richtig, der Orden!" rief der Lieutenant, der sich wirklich jetzt erst darauf besann, förmlich naiv aus.

Dies wurde aber ebenso falsch als sein Kommen gedeutet, und wenn Egons laute Stimme nicht einige Civilisten aus den Nebenräumen herbeigelockt hätte, würde gewiß niemand dem verdienstvollen Offizier zu seiner Dekorierung gratuliert haben. So aber wurden ihm die herzlichsten Glückwünsche zu teil; denn die reichen Magnaten der Umgebung, deren Besitz durch des Lieutenants Geschicklichkeit vor den unberechenbaren Wasserschäden nun gesichert erschien, wußten seine Verdienste vollauf zu würdigen.

Es wurde ein Souper improvisiert, weil dies nicht allein der dem Lieutenant sehr ergebene Buch-

Digitized by Google

händler Lanjos vorgeschlagen, sondern hauptsächlich der Obergespan Graf Czudor.

Es ging sehr lustig dabei her und so laut, daß es selbst Cäsars Liebeskummer momentan betäubte.

Als sich die fröhliche Gesellschaft in später Nacht trennte, begleitete Egon seinen lieben Nini, wie er den Lieutenant stets nannte, und bat ihn, auf seinem Sofa übernachten zu dürfen, um Gisi, deren Schlafzimmer an das seine grenzte, zu so später Stunde nicht zu stören.

Gern willigte Cäsar ein, da Egon ein Wort ausgesprochen, das wie ein Zauber auf ihn wirkte; denn für Gisi würde er sein Leben gelassen, wie viel leichter erst ein Nachtquartier gewährt haben.

Etwas erstaunt war er allerdings, als der junge Baron, schon im Entkleiden, plötzlich ausrief:

„Himmel, Herrgott, Bombenelement! Ich hab ja heute ein zärtliches Rendezvous, das ich beinahe vergessen! Sei nicht böse, lieber Nini, ich muß es aber einhalten. Ich gehe und komme und schleiche mich wie eine Katze lautlos zurück, ohne Dich in Deinem Schlafe zu stören. Gieb mir Deinen Hausschlüssel, damit ich Dich ja nicht zu wecken brauche."

„Aufrichtig gesagt, lieber Egon," zögerte der Lieutenant, dem das Ganze sehr mißfiel, „biete ich meine Hand niemals zu derlei Dingen."

„Geh doch! Sei kein Spaßverderber. Alleweil fidel, mein Bester! Es ist nicht jedem gegeben, so ein Puritaner wie Du zu sein, der sich mit einer idealen Liebe begnügt . . ." Und Cäsars Verlegenheit gewahrend, der einige ablehnende Worte zu stammeln versuchte, fügte er lachend hinzu: „Na, laß gut sein, mir machst Du nichts vor! Daß Dir die Gisi im Kopf steckt, weiß ich längst. Hab auch meinerseits nichts dagegen. Und wenn Du Dich einmal zu einem Anlauf aufschwingst, will ich Dir gerne behilflich sein, dem Alten die Giftzähne auszuschlagen; denn daß Dir nur von Papas Seite ein Widerstand bevorsteht, wirst Du ja längst wissen . . ."

Mit derlei Worten verstand er es, den seiner Sinne kaum mächtigen jungen Mann zu berauschen und zu beschwatzen, bis es ihm richtig gelang, den Hausschlüssel sich zu erschwindeln.

Arglos überließ ihm Cäsar den Schlüssel des einzigen Ausganges, den sein großes, geräumiges Zimmer von der Straßenseite aus aufwies, so daß er wie ein Gefangener in seinem Gemache eingesperrt war, da die zweite Thür, welche in die Küche und in eine kleine, von seinem Burschen bewohnte Kammer führte, durch einen großen, schweren Kasten verrammelt war, in welchem sich seine sämtlichen Bücher, Zeichenkartons, Pantometer und die verschiedenen Futterale mit Reißzeug und den zum mathematischen Zeichnen nötigen Zirkeln und Metallfedern befanden, sowie auch die in der letzten Schublade angeschraubte, feuerfeste und diebessichere Eisenkassette, in welcher die ärarischen Gelder deponiert waren.

Von der Seite war demnach nötigenfalls an einen Ausgang nicht zu denken, so daß der Lieutenant buchstäblich in seinem eigenen Zimmer hinter Schloß und Riegel saß.

Er bedachte dies erst nach Egons Fortgang, ebenso, daß er ja nicht einmal seinem Burschen klingeln konnte, weil dieser, dessen Zimmerthür in den Hof führte, seinen Weg gleichfalls nur durch den einzigen Straßenzugang des kleinen Häuschens nehmen konnte, um zu ihm zu gelangen. Da er durchaus kein Siebenschläfer war und sein Frühstück mittelst Schnellsieders selbst zubereitete, konnte er sich getrost derartig abschließen um so mehr, als dies der in seiner Verwahrung befindlichen ärarischen Gelder wegen geboten erschien. Den unerquicklichen Fall, eingesperrt zu sein, hatte er selbstverständlich nicht erwägen können, daher er auch keinen Doppelschlüssel besaß.

Daß Cäsar in solcher Situation kein Auge schloß, läßt sich leicht denken. Er wälzte sich eine Zeitlang sehr unruhig in seinem Bette umher und stand dann schließlich auf, um seinen brennend heißen Kopf tüchtig mit kaltem Wasser abzukühlen, kleidete sich dann vollständig an und erwartete Egon bei einer Tasse schwarzen Kaffees. Doch Stunde um Stunde verrann, und der gute Egon kam noch immer nicht.

Der Morgen graute bereits, es fing an empfindlich kalt zu werden in dem ungeheizten Zimmer, und der gute Egon kam noch immer nicht . . .

Um sechs Uhr klopfte der pünktliche Bursche gewohnheitsmäßig an seines Lieutenants Thüre und war sehr erstaunt, als dieser ihm vom Fenster aus die blankgewichsten Stiefel abnahm und ihn dann mit einem Auftrag in die Stadt sandte.

Am offenen Fenster wartete der Lieutenant in der Dezemberkälte auf Egon; doch so viel Menschen auch vereinzelt vorüberzogen, der gute Egon war es nicht und wollte schier nimmer eintreffen . . .

Man kann sich die Nervosität des Lieutenants denken. Zum Glück, daß eines starken Schneefalles halber die ohnehin im Winter meist ruhenden Feldschanzen-Arbeiten gänzlich aufgegeben waren; denn sonst hätte ja der pflichtgetreue Offizier rein zum ziemlich hohen Parterrefenster hinausspringen müssen, um auf seinem Posten nicht zu fehlen.

Es schlug sieben Uhr, es schlug acht Uhr, auch die neunte Morgenstunde hatte längst geschlagen, und der gute Egon kam noch immer nicht . . .

Endlich, als der Lieutenant schon dermaßen die Geduld verloren, daß er bereits zu fluchen anfing, was bei seinem maßvollen Wesen unendlich viel bedeutete, kam zwar nicht der langersehnte Egon, aber Gisi in Begleitung der Komtesse Miklos vorübergeritten.

Cäsar grüßte ziemlich erstaunt und linkisch, als die Baronesse, die entzückend in ihrem dunkelblauen Reitkleide aussah, ihr Pferd anhielt und ihm in Egons Namen einen in Papier gewickelten Gegenstand zum Fenster hereinreichte: es war sein Zimmerschlüssel.

Egons Geliebte schien aber in einer Schlosserwerkstatt zu hausen; denn aus einer solchen sah der Buchhändler Lanjos den jungen Baron herausschleichen, als er früh morgens zur Jagd auszog.

Digitized by Google

XV.

In der Dämmerung des nächsten Tages trat Baron Feldbach junior ganz unbefangen, als ob nichts vorgefallen wäre, beim Lieutenant ein und rief ihm schon von der Schwelle zu:

„Gelt, Nini, Du zürnst mir nicht, daß ich Dich gestern so höllisch lange warten ließ?! Aus schönen Armen sich loszumachen, ist unbändig schwer ... Und mir gelang es erst am hellen Tage, und da unsere Wohnung näher als die Deine lag, habe ich halt so bald als möglich ins Bett zu kommen getrachtet ... Du mußt doch zugeben, daß es eine verflucht gute Idee gewesen, Dir den Schlüssel durch Gisi, die gerade ihren Morgenritt antrat, zu senden. Sie fand Dich richtig am Fenster, wie ich vermutet. Hättest wohl ein bißchen ‚anbandeln' können mit ihr; doch sie sagte mir, daß Du ihr das Paketchen nur mit einer tiefen Verbeugung abgenommen. — Mein Lieber, das ist nicht die richtige Art, mit Weibern umzugehen! Die wollen im Sturm erobert sein. Du trittst zu langweilig auf. Nimm Dir ein Beispiel an mir! Keine vermag mir zu widerstehen."

Der Lieutenant hatte den Wortschwall geduldig über sich ergehen lassen. Gram konnte er dem leichtsinnigen Schwätzer freilich nicht mehr sein, da Gisis Anblick seinen Zorn entwaffnet, aber es empörte ihn dennoch, daß er seine Schwester ins Treffen geführt, und er sagte es ihm auch ganz unumwunden, hinzufügend, daß er derlei aus der Luft gegriffene Zumutungen ein- für allemal sich verbäte. Schien es ihm doch wie eine Entweihung seiner heiligsten Gefühle, deren Geheimnis in solch leichtfertiger Weise besprochen zu hören.

Egon lachte laut und im stillen um so mehr über des blöden Nini allzu gewissenhaftes Zartgefühl und äußerte gähnend:

„Na, meinetwegen: Schwamm drüber! Aber heute abend kommst Du ohne Pardon zum Thee zu uns und liest uns aus den italienischen Klassikern vor. Wir sind alle ein bißchen aus der Übung im Italienischen und wollen unsere Muttersprache wieder auffrischen, da sich eine so gute Gelegenheit hierzu durch Dich bietet."

Der Lieutenant, der seit jenem Ballabend, an dem er fatalerweise mit dem Fabriksbaron zusammengeraten, nie wieder bei Feldbachs geladen ward, freute sich zwar ungemein, fühlte sich aber trotzdem veranlaßt, aufrichtig zu bemerken:

„Ich weiß, daß Dein Vater mir nicht sehr gewogen ist und kann demnach ohne Einladung des Herrn Obersten Euer Haus nicht besuchen."

„Nur keine unnötigen Flausen! Papa ist in Budapest und wir wollen uns einen guten Abend machen, ja, deren überhaupt einige genießen, indem wir eine Art litterarischer Soiréen bei uns arrangieren. Die Majorin Fink, die ich mir, unter uns gesagt, erobern will, da mich der deutsche Tugendspiegel verteufelt anzieht, wird Goethe vortragen, Du liest uns den Dante und Mizzi Steinwald will sich an die zahmen Partien des Shakespeare halten. Mit einem Worte, wir wollen ein klein wenig ‚schöngeistern' und brauchen Dich unbedingt dazu: Also aufgepackt und folge mir. Rechtsum — maarsch!"

Eine Sunde später saß der Lieutenant an Gisis Seite und las mit seiner tiefen, sonoren Altstimme und mit ernstem, ergreifendem Ausdruck die Leiden des Conte Ugolino aus Dantes Hölle.

Graf Spielberg, der sich ernstlich um Gisi beworb und ihr den Hof gemacht hätte, auch wenn sie nicht die Tochter seines Obersten gewesen wäre, wie die jungen Damen ganz richtig am Feldbachschen Ball bemerkt hatten, saß auf Kohlen und hatte die Hölle im Herzen, die der italienische Meisterpoet so erschreckend schön schildert; denn es entging ihm nicht, daß die Baronesse förmlich verzückt dem Vortrage der herrlichen Dichtung lauschte.

Allwöchentlich versammelte sich seit jenem Abend eine kleine, aber auserlesene Gesellschaft im Salon der Baronin, um die hervorragendsten Werke der Klassiker verschiedener Nationen entweder im Original oder in der Übersetzung zu lesen. Lieutenant Zavatta durfte niemals dabei fehlen und die Macht seiner meisterhaften Vortragsweise ließ sowohl seinen häßlichen Namen, als seine allzu lange Nase und überhaupt alles vergessen, was die böse Fama um ihn wob, wie die jungen Damen eine nach der anderen kleinlaut, doch einstimmig bekannten ... Nur Gisi sagte nichts, fühlte es aber wahrscheinlich um so mehr.

Im Regiment wurde viel über die Schöngeister gespöttelt, denen sich der Oberst konsequent fernhielt, man beneidete aber doch diejenigen, die Zutritt hatten, und so mancher, den das Feldbachsche Früchtl vergebens angepumpt, zeigte sich nun zugänglicher und brachte ein Opfer als Eintrittsgeld in den Kreis der Auserwählten.

So war Weihnachten herangerückt, das der Majorin Fink bei aller Bescheidenheit ihres Hausstandes die willkommene Veranlassung bot, auch einmal ihren intimen Kreis auf eine Tasse Thee einzuladen. Der fünf Kinder wegen gestaltete sich der Weihnachtsabend mit seiner Christbescherung ohnehin zu einem festlichen und die paar Gäste konnten schon auch noch bewirtet werden, ohne einer besonderen Überschreitung des gewöhnlichen Haushaltungsbudget; denn im Wirtschaften war Frau Fink Meisterin.

War sie doch eine Deutsche, die anerkanntermaßen durch ihren Fleiß und ihre Sparsamkeit Unglaubliches mit wenigem zu leisten vermögen und das that auch die brave Frau redlich im Hause ihres Gatten, der außer seinen vielen Kindern keinerlei Überfluß besaß.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Künftiger Krieg.

Von **J. Dohm.**

Das war ein frisches, helles Kampfeswetter,
Das über unsre Häupter brausend zog,
Als seinem Volk ein starker, schneller Retter
Der schwarze Adler nach dem Rheine flog.

Wenn künftig wir den blanken Stahl entblößen,
Dann wird nicht mehr die höchste Losung sein:
Laßt uns ein deutsches Gut vom Feind erlösen,
Wascht Eurer Ehre Schild im Blute rein! —

Nein, dumpf und furchtbar wird durch Strom und Wellen
Gleich der Posaune Ton am Weltgericht,
„Sein oder Nichtsein" als die Losung gellen,
Wenn donnernd sich die Völkerwoge bricht.

Dann wird die Erde Wolkennacht bedecken,
Dann wird ein Riesenkampf den Tod erfreun,
Mit Flammenzungen auf zum Himmel lecken,
Und sich im Geisterstreit der Luft erneun.

Die Utopien des Herrn Schiermann.

Von **Karl Pröll.**

I.

Er besaß die Sorgen des alternden Herzens. Die scharfe Luft des ungeberdigen Frühlings reizte ihn zu fortwährendem Husten, obschon er sich in den dicken Winterrock eingeknöpft und noch den Shawl um den Hals gezogen hatte. Graue Brillengläser schützten seine Augen vor den grellen Sonnenstrahlen, welche ungehindert zwischen den kahlen Ästen dahinglitten, da erst die niederen Büsche einen grünen Flaum gewonnen hatten. Langsamen, tastenden Schrittes ging der sechzigjährige Mann weiter und blieb vor dem korbartigen Eisengitter stehen, innerhalb dessen sich Hyacinthen und Krokus um das Standbild der Königin Luise drängten, gleichsam Hilfe suchend vor dem rauhen Winde. Große Abspannung zeigte sich in den Zügen des einsamen Spaziergängers, der mit letzter Willenskraft dem Krankenbette entflohen war, wohin er eigentlich gehörte. Nur hinter der von einem Schlapphute umsäumten Stirn vollzog sich eine starke Gedankenarbeit, welcher der gebrechliche Organismus Trotz bieten wollte.

Der alte, wohlbegüterte Privatgelehrte sann über die Anordnung seines neuesten Werkes nach, welches die „Mythologie des sozialistischen Gedankenlebens" — von Plato und Thomas Moore bis Cabet und Bellamy — zum Gegenstand hatte. Er beabsichtigte, die Zukunftshoffnungen und Vergangenheitsträumereien leidender und mitleidender Gemüter, die Irrungen und Abenteuer des zu Vorsehungsspielen gelaunten Verstandes und die verschiedenen Ausgestaltungen der Herzenssehnsucht nach einem unerschütterlichen Glücksstaat methodisch einzufangen, sie psychologisch zu ergründen und vielleicht mit milder Skepsis zu zerpflücken. Etwas Ruhmbegierde und etwas Forscherdrang verleiteten ihn zu diesem Spätlingswerke, das seinen Namen in wissenschaftlichen Kreisen befestigen sollte.

Er grübelte eben darüber nach, welche Quellen er noch benützen, welches neue Material er herbeischaffen sollte, um den Beweis zu erbringen, daß in der Menschengeschichte neben den verkörperten Interessen und Gewalten auch ihr kürzerer oder längerer Schatten einherläuft, bald vorwärts, bald rückwärts geworfen. Eigentlich ein überflüssiges Beginnen, denn man löscht den Wissensdurst der anderen nur, um den eigenen bei dem Lobe der zu leicht Befriedigten zu vergessen. Der erste Hund hat schon den ersten Hasen gejagt und der letzte Hund wird desgleichen thun. Die Menschen jagen aber allezeit nach Wünschen, um nach deren Erfüllung einem anderen Wunsche nachzuspringen. Und sie verfallen dabei dem hitzigen Gedankenfieber oder freuen sich ihrer Wortfertigkeit, welche sie von den Denkgebresten erlöst. Schließlich beruhigen alle sich beim Austausch mehr oder weniger geregelter Phantasien.

Ein neuer Hustenanfall erinnerte Herrn Schiermann daran, daß das Stehenbleiben vor der Marmorkönigin, welche er beim Gehirnspinnen gar nicht mehr erschaute, ungesund für seinen siechen Leib sei. Er schleppte sich zu einer benachbarten Bank hin, die in geschützter Lage sich befand, so daß die Sonnenstrahlen ein bißchen Wärme dort ansammeln konnten. Die Bank war nicht leer; denn es saß bereits ein Kinderfräulein dort, welches den behüteten Knaben im Sande herumwühlen ließ. Ihr junges Gesicht blickte ziemlich verdrießlich in die Welt hinaus und der höfliche Gruß des alten Mannes, der Platz nahm, fand kaum Erwiderung. Hatte das schlicht, aber nicht ohne Geschmack gekleidete Mädchen einen häuslichen Ärger hinunterzuschlucken oder umfröstelte dasselbe der eigene kahle Lebenslenz? Selbst den schwachen Augen des Büchermenschen entging nicht dieser unverschleierte Mißmut. Und in sein Gedankengehege brach räuberisch eine herbe, grausame Erfahrung ein, welche sein Empfinden verwundete und ihn in Zwiespalt mit sich selbst setzte. Auch die Jugend kann inmitten reicher Daseinsfülle glücklos sein, oder vielmehr das Glück nicht begreifen, das sie in sich umschlossen hält. Es giebt ja schwer träumende Menschenkinder und behaglich träumende.

Ist es nicht merkwürdig, daß sich dieser Gegensatz Herrn Schiermann aufdrängte und daß doch zugleich in seinem mit Fremdbildern und Wissensworten überfüllten Gehirne ein neues Utopien aufkeimte, welches er, förmlich erschreckt, als das älteste erkennen mußte: das Zurücksehnen nach der Jugend, nach entschwundenen Tagen, welche die Ferne mit zitterndem Glanze vergoldet hat.

Es läuft Schiermann über den Rücken hinab und er vermag nicht zu unterscheiden, ob dies durch einen Windstoß oder durch den warmen Geruch trügerischer Erinnerungen verursacht worden ist. Ja, das zerflossene Jugendglück, es bleibt die letzte Illusion des Alters, welches sich damit trösten will: einst berührte mich weder Übel noch Sorge. Und der vernunftkälteste Mensch neigt sich dem Glauben oder Aberglauben zu, daß der Himmel des werdenden Lebens unbewölkt war.

Digitized by Google

Da sitzt aber ein junges Geschöpf zur Seite und die Unbefriedigung steht in seinen Zügen geschrieben, verleiht den sanften Linien einen unversöhnlichen Ausdruck. Ist das ein schlechter Scherz, der mit der Generationenfolge ermüdenden Natur, welche sich träge von der Arbeit inwegschleicht? Versäumt sie es, wenigstens ein Lebensalter mit Glück zu sättigen? Es kommt auf die Probe an, auf eine Märchenprobe.

Ein altes Weib in schlechtem, geflicktem Gewande säubert unweit von der Bank den Weg und kehrt mit dem Rechen die abgebrochenen Äste, Zweiglein und die welken Blätter zusammen, welche die trotzige Rieseneiche erst jetzt fahren läßt. Eines dieser Blätter, welches vor Schiermann liegt, stößt dieser mit dem Stocke hinweg, als wollte er der Tagelöhnerin die weitere Arbeit erleichtern. Dann neigt er sich etwas nach seiner Nachbarin hin und flüstert geheimnisvoll:

„Bemerken Sie, Fräulein, die verrunzelte Alte. Ich habe sie einst in Prachtkleidern in einer Equipage durch die Straßen fahren gesehen."

Bei Beginn dieser Ansprache hatte das verstimmte Blondinchen die Nase etwas gehoben und die rosige Unterlippe vorgezogen, als sei sie befremdet von der ihr unangenehmen Vertraulichkeit. Aber der zweite Satz schon lockte dem zarten Gesichte den Ausdruck lebhafter Neugierde ab. Eine solche wundersame Geschichte muß man doch ganz verspeisen, nicht nur anknabbern. Das Zaubermittel hatte gewirkt und mit einer kleinen Wendung des Körpers fragte die kaum erst den Kinderschuhen entwachsene Kinderpflegerin:

„Ja, was war sie denn und wie ist sie so heruntergekommen?"

Nun mußte Schiermann seine Erfindungsgabe anstrengen, um das gut eingeleitete Spiel fortzusetzen. Er hüstelte und fuhr dann fort:

„Als hier im Westen statt der Häusermassen noch Gartenland sich befand, verbarg sich dort, wo die nächste Straßenecke sich befindet, ein schmuckes Häuschen unter Epheuranken, durch blühende Obstbäume wurde es noch mehr den Blicken entzogen. Dieser anmutige Besitz gehörte einem wohlhabenden Berliner Bäckermeister, der sich da seine Sonntagsruhe gönnte. Diese Alte war das hübsche Töchterlein des achtbaren Bürgers, welcher ihr mit väterlichem Ehrgeiz eine feine Erziehung angedeihen ließ.

Es fanden sich auch genug Bewerber um das in jeder Richtung anziehende Bäckerfräulein ein — mehr oder minder selbstlose, wie es schon geht. Das unerfahrene Ding verliebte sich in einen adeligen Hohlkopf, welcher das Bedürfnis verspürte, sein rostiges Wappen mit fremdem Golde aufzufrischen, stamme es, woher es wolle. Er hatte das Mädchen bei einem Grunewald-Ausfluge, der mit einem Tänzchen endete, zufällig kennen gelernt. Bei solchen Gelegenheiten verwischen sich ja die gesellschaftlichen Schranken, die bei uns ängstlicher festgehalten werden als anderwärts. Der gräfliche Müßiggänger mit dem leeren Portemonnaie erkundigte sich genau über die Verhältnisse des Fräuleins, und er fand, daß das harmlose Wesen für seine Zwecke passe. Nun wußte er sich Eingang bei dem Bäckermeister und der etwas eitlen Mutter zu verschaffen, machte dem Bürgermädchen eifrig die Cour und gewann, trotz bedenklichen Kopfschüttelns des gutmütigen Alten, das Jawort des heißblütigen Mädchens. Der spekulative Aristokrat nahm die titellose Jungfer mit einer reichlichen Mitgift zur Frau. Sobald er die Taschen sich gefüllt hatte, ging ein tolles Leben los. Stattlich gewohnt, herrlich gekleidet, in den Strudel der Vergnügungen hineingestürzt: das war seine Devise. Immer nobel und nie das Geld gezählt."

„Ach, das muß schön sein!" fiel die blonde Nachbarin Schiermanns mit einem Stoßseufzer ein. Sie verriet ihre Utopien so naiv, daß der Erzähler, welcher diese Wirkung beabsichtigt hatte, doch beinahe erstaunt war. Nach einer Überlegungspause sprach dieser weiter:

„Es dauerte natürlich nicht lange. Vater Bäckermeister rückte zwar immer wieder, freilich stets mürrischer und banger, mit seinen Spargroschen heraus, welche die aus dem Geleise geratene Tochter und Frau Gräfin ihm abzuschmeicheln wußte. Aber das alles fiel nur in einen Abgrund des Leichtsinns. Tropfen auf den heißen Stein: sagt der Volksmund."

„Freilich, etwas besser hätte sie schon haushalten können," sagte halblaut die Zuhörerin, welche jetzt auf den spielenden Knaben einen Blick warf, und mit ihrer ganzen erzieherischen Würde ihm zurief: „Hans, aus dem Grase heraus! Sonst kommt der Schutzmann!"

Die Berufung auf die höchste Autorität des Schutzmannes wirkte und Hans stapfte wieder zu seinem Sandhäufchen zurück.

Schiermann lobte den gehorsamen Knaben, verlangte dessen Händchen, das dieser zögernd reichte und dann bei der Bank stehen blieb, als fange auch ihn an, die Geschichte des fremden Mannes zu interessieren. Ob sein Wortvorrat und sein Verständnis dazu hinreichte, blieb freilich dunkel. Er schaute zu oft nach den forthüpfenden Vögeln hin, welche kleine Samenkörner aufpickten. Wahrscheinlich empfand auch er Appetit.

Schiermann faßte gleichfalls das Gedankenkorn der Kindergärtnerin auf und erläuterte erfahrungsgemäß: „Haushalten kann man im Anfang, nicht am Ende, wenn schon die Wechsel durchs Fenster hineinfliegen und alle wertvollen Sachen wegschleppen. Dieser Wanderzug der Wechsel machte den sonst mit bester Verdauung gesegneten Bäckermeister dürr und hager und lichtete seine grauen Haare. Er beeilte sich zu sterben, damit er nicht noch Schlimmeres erlebe. Und das Gefürchtete kam. Als der letzte Groschen des Erbes und der unklugen Schwiegermutter verjubelt war, empfahl sich der edle Graf und ging mit einer Tänzerin durch, die bereits ohne Heirat zu einer Aussteuer gekommen war. Die Bäckerei war in die Luft geflogen. Die Exbäckerin und die sitzengebliebene Frau mußten zur Nadel greifen und sich die Finger wundarbeiten, da sie die anständige bürgerliche Gesinnung nicht verloren hatten. Die Mutter folgte nach Jahren dem Vater in das Grab nach und die ehemalige Gräfin, deren Augenlicht abnahm, war noch froh, daß ihr die Verwaltung des Thiergartens für die nicht zu schweren Nebenarbeiten im schönen Parkgebiete eine kärgliche Entlohnung gab. Das ist die Geschichte dieser alten Frau, welche jetzt an den Baumstumpf sich anlehnt und die Mittagssuppe auslöffelt. Das Schicksal hat ihr wenig Gutes eingebrockt."

Damit endete Schiermann seine freihändig improvisierten Mitteilungen, denen die kleine Blondine mit immer größerer Teilnahme lauschte. Sie neigte das Köpfchen, nachdem sie den Erzähler mit ihren dunkelgrauen Augen überflogen und sagte: „Das ist eine recht traurige Geschichte. Aber wie heißt das alte Weib, die Gräfin gewesen, oder es noch ist?"

Schiermann schwieg einen Moment betroffen. Er hatte sich einen typischen Fall zur augenblicklichen Nutzanwendung

Digitized by Google

zurechtgelegt, ihn mit Vergnügen verkostet und nicht überlegt, daß für das Evageschlecht das Wichtigste die rein persönlichen und äußerlichen Momente bleiben. Ein kleiner Wolkenschatten fiel auf das zwischen den Zweigruten durchschauende Luisen-Standbild, und Schiermann war es, als erhebe dieses eine der im Schoße vereinigten Hände und riefe dem unartigen Gewissen des Gelehrten zu: „O, Du schwatzsüchtiger, grauer Erzlügner!“ Doch er mußte die angefangene Täuschung vollenden, sollte er sich nicht vor dem Kinderfräulein blamieren. Nachdem er die Miene des Nachdenkens geheuchelt hatte, stotterte Schiermann hervor:

„Ich glaube, der Bäckermeister hieß Kulnicke. Er wohnte in der Lindenstraße. Der adelige Name des durchgegangenen Gemahls war von Schlewitz.“ Nun war es heraus.

(Schluß folgt.)

In der Loge.

(Bei Wagners „Tannhäuser“.)

Du saßest in der Loge — und Dein Auge,
Das dunkle Auge ruhte lang auf mir.
So sonderbar, so seltsam fragend traf
Der tiefe Blick mich . . . Auf das blütenweiße
Gesicht schien leis die Sehnsucht sich zu senken . . .
Ich schaute stumm Dir in die Märchenaugen —
Und schaute stumm Dich lange, lange an . . . . .
Was Dich durchzog, was Dir den Busen hob,
Den keuschen unter seidenschwarzem Atlas,
Ich weiß es — und ich fühlte Deine Liebe . . .
Und lange lag auf Dir mein heißer Blick . . .
Da neigtest Du den feingeschnittnen Kopf —
Im Auge sah ich eine Thräne schimmern . . .
Die sagte alles — alles . . . . . .
Du standest auf und gingst . . . Dein schwarzes Haar
Gab mir den letzten Gruß. Elektrisch glühte
Der Lampe Licht und nahm mir Deinen Anblick . . .

Tannhäuserklänge rollten mir im Ohr —
Ich starrte reglos vor mich hin und träumte:
Jasmin- und Fliederdüfte stiegen auf,
Ein Orgeln und ein Singen flog empor
Von Engelstimmen, jauchzend, traurig-schön.
Vor meinen Augen schwebten Tauben auf,
Und weiße — weiche Taubenschwingen streiften
Das Haar mir, schmiegten sich so eng, so nah
An mich, als wollten sie zur Ruhe winken,
Zur stillen Ruh, die kein Erwachen kennt . . .

Franz Evers.

Ein verkannter Liebling.

Sprachliche Plauderei von **Paul Pasig.**

(Schluß.)

Allein das ist eben das Schicksal aller verzogenen Lieblinge, daß sie für Dinge verantwortlich gemacht werden, die sie gar nicht oder nicht in dem Maße, wie die Anklage lautet, verschuldet haben. Wo viel Lieb, da viel Leid!

Das erkennen wir besonders, wenn wir unsere Aufmerksamkeit solchen sprachlichen Wendungen widmen, in denen der auffälligsten Eigenschaft der Maus, ihrer Winzigkeit und Ohnmacht, gedacht wird. Nun ist es ja zweifellos, daß es noch tausende von Tierchen giebt, die unendlich kleiner und schwächer sind. Aber unser Liebling kann seinem Schicksale nicht entgehen: er bleibt auch hier typisch, und zwar nicht ohne einen Beigeschmack bitteren Hohnes und beißender Ironie!

Hören wir nur, wie übermütig das bekannte Volksliedlein von den „neunmalneunundneunzig Schneidern“ mit unserem Mäuslein verfährt, um zu beweisen, worin der Mangel an Korpulenz bei den würdigen Vertretern der ehrsamen Schneiderzunft seinen Grund hat:

„Es waren einmal die Schneider,
Die hielten einen Schmaus;
Da aßen alle neunzig,
Neunmal neunundneunzig
Von einer gebackenen Maus.“

Und doch verursacht dies winzige, schwache Geschöpf nicht selten eine ganz beispiellose Aufregung. Wir befinden uns, natürlich in Gesellschaft liebenswürdiger Damen, im trauten Familienkreise. Eben ist eine jener Pausen in der Unterhaltung eingetreten, von denen man sagt, daß ein Engel durch das Zimmer gehe. Da plötzlich entsteht unter der jungen Damenwelt ein buchstäblicher Aufstand: alles steigt unter den sichtbarsten Anzeichen größten Schreckens auf Stühle und Tische, und durch die gewitterschwüle Stille bricht sich der Angstruf Bahn: Eine Maus! Eine Maus! Nur mit Mühe gelingt es uns, den Sturm zu beschwören und die Ordnung wiederherzustellen. Ist es im Leben etwa anders? Tritt da plötzlich einer mit einem ungeheuren Aufwand von schönklingenden Phrasen und großprahlerischen Versprechungen in die Öffentlichkeit, von dem bisher noch nicht die geringste Spur einer Berechtigung zu solch lärmendem Auftreten zu entdecken gewesen. Vernünftige Leute lassen sich durch das Geschrei und den Lärm nicht verblüffen, sondern rufen, indem sie, der Ursache nachspürend, auf den Grund der Sache gehen, verächtlich und achselzuckend aus: „Er macht sich mausig!“ Viel Geschrei und wenig Wolle! fügt ein anderer treffend hinzu.

Freilich giebt es auch im öffentlichen Leben viele, welche sich durch geräuschvolle Anpreisungen und Großsprechereien blenden und verlocken lassen, und erst, wenn sie sehen, daß alles eitel Wind war, bereuen sie ihre Unvorsichtigkeit und Urteilslosigkeit. Aber dann ist's meist zu spät, um den Schaden wieder zu heilen, sie haben sich in eine Mausfalle locken lassen und können nun nicht wieder heraus! Wer dächte hierbei nicht an jene welthistorische Katastrophe von Metz, die ein nicht minder berühmt gewordenes lustiges Bildlein mit der Überschrift: „Die Mausefalle von Metz“ verewigt hat? Und was sich damals auf dem Kriegstheater vollzog, das erleben wir alle Tage auf dem Forum unserer Parlamente, wo gar verlockende Fallen gestellt werden. Also Vorsicht!

Wir wollten grundsätzlich die leidige Politik nicht berühren. Indessen unsere Aufgabe ließ unsere besten Grund- und Vorsätze zu Wasser werden, und wenn wir auch heute, wo wir, Gottlob, ein einiges und großes deutsches Reich haben, den furchtsamen Partikularismus nicht nach Gebühr zu würdigen vermögen, der in dem einst viel gesungenen Spottverslein liegt:

„Schleiz, Greiz, Lobenstein
Kriechen mitsamt ins Mausloch hinein,“

Digitized by Google

so liefert uns dasselbe doch einen willkommenen anderweiten Beleg für unsere Darlegungen.

Hoffentlich sind wir mit diesem Verse nach dem Worte unseres Altmeisters:

„Ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied!"

bei unseren freundlichen Lesern nicht etwa aus dem Regen in die Traufe gekommen. Dann könnte es uns, bildlich und geistig wenigstens, so ergehen, wie unserem guten Freunde, der, auf einer Landpartie im vorigen Sommer von einem tüchtigen Platzregen überrascht, völlig durchnäßt in eine Bauernhütte sich flüchtend, von der drallen, rotwangigen Wirtin mit dem Ausrufe begrüßt wurde: „Herrjeh, Sie sehen ja gerade aus wie eine gebadete Maus!" — — Halt, einen Augenblick sinnenden Verweilens bei dieser geistvollen Wendung! Warum nicht: wie eine gebadete Ratte oder Katze? Bieten denn diese Tiere nicht ebenso unverkennbar wie die Maus den Anblick völligen Durchnäßtseins dar? Nun sehen Sie, verehrte Leser, das ist eben das Geheimnis der Sprache bei Wahl ihrer Lieblinge. Sicherlich sieht eine gebadete Maus nicht anders, d. h. nässer aus als eine gebadete Katze oder Ratte, wobei auch zu bemerken ist, daß eher gerade bei der viel geliebkosten Katze der gewählte Vergleich des Badens angebracht wäre. Die Sprache weiß, daß niemand wie eine gebadete oder durchnäßte Katze oder Ratte aussehen möchte, und daher nahm sie das auch auf diese und andere Tiere passende Bild von ihrem erkorenen Lieblinge, der Maus.

Wir könnten unsere Beweisführung noch um ein ansehnliches verlängern, fürchten aber die Geduld unserer liebenswürdigen Leser und Leserinnen bereits allzusehr in Anspruch genommen zu haben. Allein im Begriffe, unseren letzten Trumpf auszuspielen, vernehmen wir im Tone des Vorwurfs die verwunderte Frage unserer Gönner: Du vergissest ja gerade zwei der landläufigsten Wendungen, die Deiner Beweisführung zu Gunsten des verkannten Lieblings unserer Sprache die Krone aufsetzen würden: mäuschenstill und mausetot! Pardon, mein Herr! Aber hier irrt Ihr wohlwollendes Gemüt, das ich übrigens hinreichend zu würdigen weiß. Denn beide Ausdrücke haben durchaus nichts mit unserem gemeinschaftlichen armen Verkannten zu thun. Fragen Sie sich nur, ob es wirklich dann absolut still oder „mäuschenstill" im Zimmer ist, wenn man das Trippeln oder Nagen einer Maus vernehmen kann? Giebt es dann nicht noch eine tiefere Stille? Und ferner: mausetot bezeichnet doch zweifellos einen Zustand unbedingtesten und sichersten Totseins. Existieren denn nicht noch unzählige andere kleinere und ohnmächtigere Tierlein (Raupen, Käfer, Würmer u. a.), bei denen dieser Zustand weitaus schneller und unfehlbarer eintritt als bei der Maus, die nebenbei ein etwas zähes Leben besitzt? Wir sehen: unser Liebling kann bei diesen vielgebrauchten Wendungen — leider — nicht als Beweismittel in Betracht kommen. Die Vorsetzung „maus" ist hier vielmehr nichts weiter als die Verstümmelung des hebräischen Wortes „moth", welches im modernen Judenjargon ähnlich wie unser „maus" (th = s, wie im Englischen und Neugriechischen, o = au) lautet. Moth aber heißt tot. Maustot und mäuschenstill bedeuten also soviel wie tottot und totenstill und, wie nun ersichtlich, in der That einen Zustand absoluten Totseins und unbedingtester Stille. Nebenbei sei bemerkt, daß dieses Wort „moth" auch im edeln Schachspiel uns begegnet, wo es aber entsprechend den Kreisen, in denen dasselbe heimisch ist, nicht in „maus", sondern in „mat" umgelautet wurde. Denn das Schachspiel ist bekanntlich keine Jagd, bei der es darauf ankommt, ein Wild „matt" zu hetzen, sondern ein Krieg mit dem Zwecke, den Gegner durch „Tötung" seines königlichen Oberhauptes zu überwinden.

Nach dieser kurzen Abschweifung eilen wir zum Schlusse, der uns die ernste Pflicht auferlegt, namentlich unseren liebenswürdigen Leserinnen gegenüber, noch eine festere Position einzunehmen. Denn es ist bekannt, daß alle Welt darin einig ist, daß gerade unsere deutsche Frau als die trefflichste Repräsentantin der gemütlichen Häuslichkeit gilt. Und nun scheint es, als müsse sie diese ihre anerkannte Stellung zu Gunsten eines anderen aufgeben, der Maus, die, wie wir sahen, der Sprache die Vertreterin des häuslichen Glückes ist.

Und doch sind wir der Meinung, daß niemand weniger Ursache hat, der vielverkannten Maus ihre erhabene sprachliche Stellung zu meiden oder streitig zu machen, als gerade die deutsche Frau.

In dem Liede von dem „guten Kameraden" heißt es, daß er zu Füßen des anderen gelegen habe, „als sei er ein Stück von ihm". Nun, was sagen Sie dazu, wenn wir behaupten, daß die Maus nicht nur ein „Stück" von uns ist, sondern — hören und staunen Sie! — mit ganz besonderer Vorliebe von Ihnen, verehrte Damen, als mit Ihrer werten Persönlichkeit identisch erachtet wird? Zum Beweis der ersteren Behauptung erinnern wir daran, daß jenes unbestimmbare Etwas, welches unter Erregung eines prickelnden Gefühls, wenn wir plötzlich heftig mit dem Ellenbogengelenk auf einen harten Gegenstand aufstießen, mit Blitzesschnelle bis zu den äußersten Fingerspitzen huscht, „das Mäuschen" genannt wird. Und zum anderen! Nun, mein liebenswürdiges Fräulein, nur ein kurzes Wörtchen: wenn der Geliebte Ihres Herzens zu Ihren Füßen sitzt und sein lockig Haupt in Ihren Schoß birgt, und wenn er, schwelgend in Seligkeit, den blitzenden Glanz Ihrer dunklen Äuglein, Ihr weiches, seidenartiges Haar, Ihren zarten Teint, den trippelnden Gang, mit dem Sie ihm zum ersten Kusse entgegenflogen, kurz, alle die Eigenschaften schildern möchte, durch welche Sie dereinst sein Herz eroberten — welchen Kose- und Schmeichelnamen, in dem Ihr ganzes liebeheischendes Wesen wie verkörpert erscheint, hören Sie dann wohl am liebsten aus seinem Munde? Hand aufs Herz — keinen anderen als: Meine Maus! — Jugendeseleien! Tempi passati! höre ich da einen Chor überjähriger Jungfern und vertrockneter Alltagsseelen rufen, und diesen zu Nutz und Frommen sei nachstehendes wahres Histörchen beigefügt. Erzähler ging einmal des Abends an einem Landhüttchen vorüber, wo sich ihm ein allerliebstes Bild darbot. Auf der Holzbank unter dem duftenden Fliederbusch hockte ein steinaltes, eisgraues Mütterchen, eben im Begriffe, einige Frühlingsblumen mit zitternder Hand zum bescheidenen Sträußchen zu binden. Darauf erschien auf der Schwelle die ehrwürdige Gestalt eines Greises, tief gebückt, in den Händen eine Zinnschüssel mit dampfender Suppe und zwei Löffeln. Und gemeinsam verzehrten sie die einfache Mahlzeit. Dann erhob sich die Greisin, griff zur Krücke und humpelte, gestützt vom Alten, der Thüre zu, in welcher beide bald verschwanden. — — Seltsame Gedanken waren es, die dem Beobachter, der noch längere Zeit am verborgenen Orte weilte, durch den Sinn fuhren, von der Köstlichkeit des Erdenlebens, das Mühe und Arbeit ist, von der Herrlichkeit des Elternberufs — und diese einsamen, kinderlosen Alten

Digitized by Google

hier! Da, horch, gebrochene Flüsterlaute aus dem dunklen Kämmerlein durch die feierliche Stille! Der Greis da drinnen hatte eben den Abendsegen gelesen, und nun wünschte er der langjährigen, treuen Lebensgefährtin eine „gute Nacht". O, war das ein Gute-Nacht-Gruß! Ich glaube, wenn dereinst für die würdige Matrone die längst herbeigesehnte ewige Nacht kommt und sie dann auf dem letzten Ruhebette liegt, dann wird der Wunsch, mit dem der Greis ihr die müden Augen zudrückt, kein anderer sein als der eben vernommene:

„Gute Nacht, mein Mäuschen!"

Welke Erinnerungen.

Ich bin am Ziel, und möchte ruhn.
Es wurde spät; ein müder Mann
Samml' ich die kargen Früchte nun,
Die ich dem Leben abgewann.

Ein gelbes Blatt, ein dürres Reis
Und Blumen, deren Duft versprüht!
Sie welken, und ich selber weiß
Den Lenz nicht mehr, da sie geblüht.

Und auch den Garten weiß ich kaum
Und kaum den warmen Sommertag,
Als unter einem Lindenbaum
Dein Herz an meinem Herzen lag.

Erstorbnes Glück, vergilbter Tand,
Dem kaum ein letzter Blick gebührt; —
Und doch, wie zittert meine Hand,
Wenn sie den welken Tand berührt! —

Neue Romane und andere Unterhaltungsschriften.

Angezeigt von O. v. L.

Studentenbeichten. (Von Otto Jul. Bierbaum. (München, Dr. E. Albert & Co.)

Most, der sich absurd gebärdet. Bierbaum ist begabt, das haben auch manche seiner „Erlebten Gedichte" bewiesen, in denen er den Naturburschen nicht zu sehr herausbeißt. Er ist auch in ihnen von Liliencron beeinflußt, aber bei schärferem Zusehen entdeckt man doch Züge gesunder Eigenart. Daß nun diese Studentenbeichten wahr sind, gebe ich zu; leider ist ja ein Teil unserer Hochschuljugend wirklich so versumpft, wie der Verfasser es schildert. Man wird neben Otto Moras „Überreif" auch dieses Büchlein in hundert Jahren als sittengeschichtliche Quelle benutzen können. Aber angenehm zu lesen ist so etwas doch nicht. Übrigens hoffe ich, daß der junge Schriftsteller es auch satt bekommen wird, auf diesem Gebiete lange zu ackern. Alle diese Kellnerinnen, Wäschermadeln und Chansonetten sind schon so abgebraucht, daß man sie bald ins alte Eisen der Litteratur werfen könnte. Um „pikant" zu sein, wird man wieder wirklich anständige Gesellschaft aufsuchen, die doch nicht unbedingt langweilig sein muß.

Alle die bisher besprochenen Bücher gehören Schriftstellern des jungen Geschlechtes an. Mancher von ihnen hat noch vor etwa fünf bis sechs Jahren die große unerhörte Revolution der Litteratur verkündigt und Meisterwerke vorausgesagt — mit bescheidener Handbewegung auf sich selbst — Meisterwerke ohne ihres gleichen, oder er hat mit einigen Worten die alten Herren endgiltig abgethan. Wenn ich nun ohne allen Haß und ohne eine Spur von Vorurteil mir die Leistungen auf dem Gebiete der Erzählung ansehe, dann muß ich sagen: Ja, wo ist denn die neue Kunst? Die Besonnenen unter den Jüngsten — ich behalte die von mir vor neun Jahren gewählte Bezeichnung bei, obwohl ich die Unterschiede zwischen den einzelnen kenne — lenken in den Weg gesunder Überlieferungen ein; die Vertreter äußerster Standpunkte verblüffen höchstens durch gewisse Meinungen, schaffen aber nur Mittelmäßiges wie z. B. Mackay. Andererseits aber: sind die „alten Herren" wirklich tot? Werden Freitag, Ebers, Dahn, Heyse, Storm u. s. w. weniger gelesen? Nein. Die Erfahrung lehrt dagegen, daß die Romane eines Teils der Jüngsten fast gar keine Verbreitung finden, und, wie ich genau weiß, oft nicht einmal in 100—150 Abdrücken verkauft worden sind. Ich will damit nicht etwa sagen, daß ein Buch, welches Erfolg hat, vorzügleich sein müsse. Es kann recht schlecht sein und eine Reihe von Auflagen erleben, wie etwa Tovotes Romane, die in „poetischer" Darstellung gemeinen Trieben schmeicheln, oder manche Frauenarbeiten, die durch weichliche Empfindsamkeit Leser und Käufer erwerben. Aber ein großer Teil jener Leser, die Gutes suchen, gleichviel von wem es stamme, hat das Gewünschte in den meisten Romanen der Jüngsten eben nicht gefunden, hat sich vielleicht, ohne Scham zu heucheln, von der lüsternen oder rohen Darstellung des Geschlechtslebens oder von der krankhaften Empfindung abgestoßen gefühlt.

Es ist darum eine natürliche Erscheinung, daß die Jüngsten, sobald der erste Sturm überwunden ist, sich der allgemeinen Entwicklung, deren Mitarbeiter auch die guten älteren Schriftsteller waren und noch sind, anschließen. Und da kann man nur sagen, daß die wirklich begabten Jüngeren das ältere Geschlecht an Begabung nicht überragen, sondern nur zum Teil anders empfinden, zum Teil in gewissen Äußerlichkeiten der Kunstübung abweichen. Naturbeschreibungen sind beliebt wie früher, aber es zeigt sich der Einfluß der Franzosen — Schriftsteller wie Maler — Licht und Farbe werden mehr beobachtet; zuweilen sind die Gespräche natürlicher in der Fassung, kürzere Sätze, Naturlante nud abgerissene Worte werden oft, bis zur Ermüdung des Lesers, angewendet, wie es schon bei den Stürmern des 18. Jahrhunderts geschehen ist.

Überall Anzeichen, daß das Schwergewicht des geschichtlichen Geistes, wie es sich bis etwa 1880 ausgebildet hatte, durch die sogenannte Revolution nichts verloren hat, und daß die Strömung nun weitergeht. Meine Bemerkungen gelten zwar hauptsächlich dem erzählenden Schrifttum, aber ich sehe sowohl in der Lyrik, wie im Drama sich Ähnliches entwickeln.

Die folgenden Arbeiten gehören auch jüngeren Schriftstellern an, die aber niemals im Lager der Jüngsten gestanden haben. Zuerst sind zu nennen:

Miniaturen. Fünf Novellen von Wolfgang Kirchbach. (Stuttgart 1892, Cottas Nachfolger.)

Der Band enthält: „Das Rätsel"; „Meißner Porzellan"; „Der Japaner"; „Der Armreif" und „Die thörichten Jungfrauen". Wohlthuend berührt es, das Walten der Phantasie in diesen Geschichtchen zu spüren. Es ist zwar sicher, daß hie und da die Wirklichkeit den Einschlag für das Gewebe

Digitized by Google

geliefert hat, aber die Muster des Stoffs sind frei erdacht. Man kann sagen, daß ein anmutiger Geist in vielem hervortritt; die Ausführung geht mehr auf das Zierliche als auf das Kräftige; manchmal ist die Kleinarbeit zu sehr glatt, aber trotzdem kann man die Novellen, besonders die zweite und dritte, mit Behagen lesen, denn das Anmutige ist bei uns ein ziemlich seltener Zug.

Heimatszauber und andere Novellen von Ernst Wechsler. (Leipzig 1893, W. Friedrich.)

Der Band vereinigt vierzehn kleinere Arbeiten. Man fühlt überall heraus, daß sie von einem Manne herrühren, der schon größere, echt dichterische Vorwürfe überwältigt hat. Die Darstellung ist überall leicht und sicher, die Empfindung, wo es nötig, kräftig oder zart ohne Empfindelei; oft macht sich auch schalkhafte, gutmütige Ironie bemerkbar. Den Dichter bezeugen vornehmlich „Cäcilie"; „Das lachende Glück" und „Die singende Glocke". Die Schilderung der Unglücksnacht (S. 122 u. f.) ist von tiefergreifender Kraft und dichterischer Schönheit, die Sprache, ungemein schlicht, läßt uns das Wunder als ein ganz Natürliches hinnehmen. Möge das Buch Freunde finden.

Frau Gräfin. Roman von Viktor Blüthgen. 2 Bde. (Dresden 1892, Verlag des Universums, Alfred Hauschild.)

Es ist eine Arbeit, die Empfehlung verdient. Sie erhebt sich über den Durchschnitt, besonders durch die ungemein fesselnd durchgeführte Hauptgestalt, eine eigenartig angelegte Frau. Aber auch die anderen Gestalten sind mit Liebe und Fleiß gezeichnet, einzelne mit frischem Humor, der sich durch Echtheit auszeichnet. Denn, was nennt sich heute alles humoristisch? Unbeholfene oder plumpe Komik und ödes Witzeln. Blüthgens Humor entfaltet sich aus dem Wesen der Menschen heraus. Und das erhöht den Wert des Romans. Das allgemeine Lebensbild, das sich vor uns entwickelt, spricht durch die Beobachtung vieler Züge an, die unmittelbar dem Leben entnommen sind.

Frauenliebe. Novellen von Stephan Milow. (Stuttgart 1893, A. Bonz & Co.)

Der Band enthält vier Novellen, alle in der Ichform erzählt („Durch den Sohn erzogen"; „Die Braut"; „Die junge Mutter"; „Die Verstoßene") und die Liebe eines Weibes behandelnd. Wie es die Novelle verlangt, sind es eigenartige Fälle, die uns der Verfasser vorführt. In der Mitte des Stoffes steht überall eine merkwürdige Frauennatur. Von besonderer Feinheit sind die erste und vierte Erzählung. Der Vortrag Milows ist stets der eines gebildeten, feinsinnigen Schriftstellers, der mit einfachen Mitteln zu wirken strebt. Er reißt den Leser nicht mit sich fort, aber er regt ihn an. Das Buch kann auch Frauen empfohlen werden.

Zwei Dichter. Von C. E. Klopfer. (Leipzig 1893, Carl Reißner.)

Der Verfasser hat sich von dem Fall Meißner-Hedrich anregen lassen. Ein junger, rasch berühmt gewordener Dichter nimmt sich eines Jugendfreundes an, der einst sehr viel versprochen, aber dann wenig gehalten hat. Er will ihn retten, indem er die formlosen, wenn auch genialen Einfälle und Stoffe des Freundes bearbeitet. Die Art der Darstellung spricht für die Begabung Klopfers, aber es steckt noch viel Jugendlich-Unreifes in dem Buch. Es wird mich freuen, dem Verfasser bald wieder zu begegnen und sagen zu dürfen, daß er einen Schritt nach vorwärts gemacht hat.

Zuletzt gelacht und andere Novelletten. Von Ida Boy-Ed. (Leipzig 1893, C. Reißner.)

Der Band vereinigt zehn kleine Arbeiten, manche heiter, manche ernst, ja, geradezu quälend lichtlos und traurig. Erzählt sind alle mit dem großen Geschick, das diese Schriftstellerin besitzt; sie vermeidet die Phrase, das „Gethue", das die Arbeiten vieler Geschlechtsgenossinnen jedem ernsteren Leser unleidlich macht; sie strebt in das Innere der Seelen und kann darum oft auch mit einfachen Mitteln ergreifen.

Besiegte Sieger. Kriegserinnerungen von Hans Nagel von Brawe. (Leipzig 1893, C. Reißner.)

Das Bändchen enthält fünf Geschichten. Sie sind das Beste, was der Verfasser bis jetzt veröffentlicht hat. Die Stoffe sind im Kern gepackt und mit großer Frische und Lebenswahrheit vorgetragen. Man merkt überall den Einfluß unmittelbarer Beobachtung. Auch die Frohlaune, die zuweilen durchbricht, trägt dazu bei, die Teilnahme des Lesers zu erhöhen. Der Stil zeichnet sich auch durch Frische aus. So bekundet das Werk entschiedenen Fortschritt. Es sei bestens empfohlen.

Am Abgrund. Roman von Gregor Samarow. 2 Bde. (Breslau 1893, Schlesische Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottländer)

Es ist der echte Samarow. Der Roman spielt zumeist in Rußland in der Zeit des Kaisers Nicolaus und benutzt alle Romantik, die Zeit und Land zur Verfügung stellen. Liebhabern dieser Gattung wird er willkommen sein.

Land und Freiheit. Roman von Wilhelm Rullmann. (Leipzig 1893, Carl Reißner.)

Es ist ein Ichroman. Der Erzähler, ein ehemaliges Mitglied der russischen Polizei, entwirft ein lebendiges Bild russischen Lebens, das noch mehr fesselte, wenn der Stoff nicht doch schon etwas abgebraucht wäre. Der Verfasser hat hier nur ein Unterhaltungsbuch geliefert; ich glaube aber, daß er fähig ist, Besseres zu leisten. Sprache und Darstellung zeugen übrigens von Sorgfalt.

Das höchste Gut. Roman von Ada von Gersdorff. (Leipzig 1893, C. Reißner.)

Die Verfasserin hat sich seit ihren Anfängen bemerkenswert entwickelt. Während sonst die meisten weiblichen Schriftsteller nach den ersten Erfolgen die Neigung haben, sich zu verflachen, hat A. v. G. ernstlich nach Vertiefung ihrer Stoffe und Menschen gestrebt. Man konnte wahrnehmen, daß sie selber nach einer ernsteren Weltanschauung ringe, von deren Warte aus das Leben und Treiben der Menschen zu überschauen ist. „Das höchste Gut" bedeutet wieder einen Fortschritt. Nur wenige Gestalten tragen noch die Eierschalen der Konvention an sich, wie die alte Gräfin Pallas, oder in einzelnen beliebten romantischen Zügen der Hüne Maurus van der Neefen; dessen Vater aber, dann der Senator und die „kleinen Leute", die im Mittelgrunde auftreten, sind frisch und wahr wiedergegeben. Der leitende Gedanke, darzustellen, wie verschieden das „Höchste" der einzelnen Menschen ist, wird klar durchgeführt, soweit es der gewählte Stoff zugelassen hat; eine noch eingehendere, mehr umfassende Ausführung war hier nicht möglich. Einige der eingestreuten Betrachtungen zeichnen sich durch warmes Gefühl und ernste Gesinnung aus. So erhebt sich die Arbeit über den Durchschnitt der Frauenromane und kann auch den ernsteren unserer weiblichen Leser empfohlen werden.

Gustave Vandersandt. Roman von J. Niemann. 2 Bde. (Leipzig 1893, C. Reißner.)

Die Trägerin des leitenden Gedankens ist eine Dänin, ein ungemein begabtes Mädchen, das die Welt der „neuen

Digitized by Google

Werte" sucht, d. h. gegenüber der zum Teil erstarrten Überlieferung sich aus dem eigenen Innern heraus die Freiheit des eigenen Wesens erringen will. Das Ganze ist mit viel Geist geschrieben, und zwar mit weiblichem Geiste, die Darstellung fesselt, die Frauengestalten sind vortrefflich durchgeführt; die Männer weniger. Sehr anzuerkennen ist die sorgfältige Behandlung der Sprache; in zwei Bänden zwei Stilfehler (besonders Bd. II 22 „Bild Moltkes als Totenmaske"), das ist thatsächlich ein Beweis von ernstem Ringen um die Freiheit des Ausdrucks. Leider endet der Roman ohne Schluß. Gustave ist trotz aller Selbständigkeit ihres Wesens nicht fertig; für dieses Weib sind nur zwei Wege offen: entweder wird das Weib in ihr wach und führt sie zum Manne, oder sie ringt als geschlechtloses Wesen weiter und wird von ihrem leidenschaftlichen Verstande bis zu den äußersten Anschauungen geführt. Das Seelenbild hätte dann einen Abschluß — psychologisch wie künstlerisch — während man so das Buch aus der Hand legt mit der Frage: Und was weiter? Diese entspringt aber nicht der blöden Neugierde des Stofffhungers, sondern dem ästhetischen Bedürfnis, das von einem schriftstellerischen Werke Ganzheit verlangt. Der Roman ist ein Torso, aber trotzdem die Schöpfung einer ungemein begabten Frau, die über den meisten schreibenden Geschlechtsgenossinnen steht. Es ist mir eine Freude, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.]

Gegen den Strom. Ein Stimmungsbild aus dem neuen Berlin. Von Marie von Bunsen. (Berlin 1893, Gebr. Paetel.) 3 Mk.

Der Roman hat einen Vorzug: die Verfasserin kennt die Gesellschaft, die sie schildert, und sieht mit scharfen Augen. In den Schilderungen der vornehmen Welt liegt viel mehr „Realismus", als in gar manchem „Berliner Roman", der realistisch zu sein vorgiebt. Die Hohlheit und gewandte Oberflächlichkeit tritt um so mehr hervor, als ihr in der Gräfin Maja eine jener feinen Aristokratinnen entgegengestellt wird, die durch Anlage und weiten Weltblick — sie ist Witwe eines Botschafters — an manche Gestalt aus dem Kreise der Diplomatenfrauen vom Schlage Gabrieles von Bülow erinnert. Viel Geist, viel Innerlichkeit, feinste, aber natürliche Formen. Alle diese Eigenschaften wirken doppelt im Gegensatze zu dem Gemisch von Stallgeruch und Salonduft, das heute leider in einem großen Teil der Berliner höchsten Kreise herrscht — auch geistig. Mit Geschick ist eine Gestalt aus dem Kreise der neuen Million in die Ereignisse verknüpft. Das Ganze hätte aber durch breitere Behandlung gewonnen.

Moderne Menschen. Skizzen aus und nach dem Leben von Lisa Weise (E. Liß-Blanc). (Berlin 1893, Gebr. Paetel.) 4 Mk.

Der Titel ist nicht richtig, denn die vorgeführten Menschen sind nicht Ergebnisse der Gegenwart allein; man hat sie fast zu jeder Zeit, wenn auch in anderem Gewande, gefunden. Aber die Gestalten sind gut durchgeführt, die knapp zusammengehaltenen Stoffe klar und geschickt entwickelt. In jedem steckt eine lehrhafte Absicht, die fast immer auf vernünftige Ziele losgeht. Das Buch ist sehr geeignet, im Familienkreise vorgelesen zu werden, wenn er aus Erwachsenen besteht. Besonders gelungen ist „Ein Abstieg", am wenigsten echt in der Kennzeichnung der Menschen „Moderne Heirat".

Zweierlei Liebe. Roman von Max Viola. (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von Schottländer.)

Der Verfasser schildert einen jungen Tagesschriftsteller, der in der Heimat ein reines Mädchen hat sitzen lassen und in der Hauptstadt sich tollem Genußleben in die Arme wirft. Hier ist die zweite Art der Liebe durch ein schönes, innerlich gemeines Weib verkörpert. An Geist und Körper erschöpft kehrt er heim, um zu sterben, genest aber, und die Jugendgeliebte verzeiht ihm. Gegen den Stoff wäre nichts einzuwenden, obwohl er uralt ist. Aber erstlich nimmt die Schilderung des Lasters einen zu breiten Raum ein — ein Auftritt wirkt ekelhaft — und dann glaubt man es nicht, daß dieser Mann überhaupt noch zu retten ist. Die Darstellung zeugt indes stellenweise von Begabung.

Der Besondere. Eine Hochlandsgeschichte von L. Ganghofer. Mit Illustrationen von Hugo Engel. (Stuttgart. Bonz u. Co.)

Ein reicher, junger Hochlandsbauer liebt die Tochter seines Nachbars. Sie aber erkennt seinen Wert nicht und schlägt die Werbung aus; sie will einen „Besonderen" für sich. Den glaubt sie in einem tollkühnen Holzknecht gefunden zu haben. Aber der Verlauf zeigt dessen innere Erbärmlichkeit und den echten Mannesmut des anderen, und so löst sich alles zu schönem Einklang auf. Auch dieser Stoff ist nicht neu und ebenso wenig die einzelnen Gestalten. Trotzdem bewundere ich Ganghofers ungemeine Geschicklichkeit, mit der er den kleinen Stoff erweitert und innerlich vertieft hat. Die Bilder Engels sind als solche flott gezeichnet, aber die Gestalten sind so klein, daß von einer Wiedergabe des Seelenlebens selten die Rede sein kann. Am besten gelungen sind die kleinen Natur- und Dorfbilder. Die Ausstattung ist sehr gut.

Der Telamone. Roman aus der Artistenwelt. Von Fedor von Zobeltitz. Mit 77 Bildern von Friedrich Stahl. (Berlin 1893, Verein der Bücherfreunde; Schall und Grund, W. 62.)

F. v. Z. hat sich in verhältnismäßig kurzer Zeit eine große Gewandtheit erworben. Er liebt bewegte Stoffe mit äußerer Romantik, aber ein richtiges Gefühl hält ihn davon ab, sich zu tief ins Reich des Phantastischen zu wagen. Er hat viel und gut gesehen, sich in verschiedenen Schichten bewegt. So gelingt es ihm auch, den für diesen Roman gewählten Stoff glaubhaft zu entwickeln, und man verzeiht ihm gern, auch wenn er in sehr verwickelten Lagen ganz merkwürdige Zufälle zu Hilfe ruft. Das Buch liest sich angenehm. Die Bilder Stahls sind an sich in ihrer Art gut. Aber diese „impressionistische" Art paßt für Bücher nicht. In der Illustration soll sich der Zeichner dem Schriftsteller unterordnen, wenn er nicht selber sehr viel zu sagen hat. Er soll dann die gewählten Vorgänge aus dem Worte ins Bild übertragen, die Menschen für das Auge beleben. Stahls Köpfe können aber auch anderen Leuten gehören, als jenen, die sie darstellen sollen. Die Wiedergabe ist vortrefflich, die Ausstattung überhaupt gut.

Was die Gräfin sann. (Geschichtlicher) Roman von Ernst Remin. (Leipzig 1893, Carl Reißner.)

Ein geschichtlicher Roman, der nicht aus dem toten Wissen hervorgegangen ist. Man sieht zwar, daß der Verfasser sich ernstliche Mühe gegeben hat, das Rüstzeug zu beschaffen, um auch dem Äußeren das Gepräge der Zeit zu geben. Das erfordert nichts als Sitzfleisch. Remin besitzt aber mehr als das: er ist in einem Teile seines Wesens Dichter; die Kennzeichnung der Menschen zeigt mehr als nur schriftstellerische Begabung, sie verrät oft das innere Schauen, das der Dichter besitzen soll, will er seinen Gestalten Leben

Digitized by Google

im höheren Sinne geben. So fern uns die Zeit liegt, wir werden gezwungen, mit diesen Menschen zu leiden und uns zu freuen. Einzelne Auftritte verraten ungemeine Kraft. Was ich besonders hochschätze, ist der deutsche Sinn, der durch das Buch geht; die Menschen, vornehmlich verschiedene der Männer reden, empfinden und handeln nach heimischer Art. Sehr geschickt, oft voll einfacher Volkstümlichkeit, ist die Sprache; ohne erkünstelt zu sein, hat sie etwas vom Schimmer des Edelrosts (Patina) an sich. Ich empfehle das Buch des begabten jungen Verfassers auch Männern zur Lesung.

Hüben und drüben. Von G. Walter. (Berlin 1893, Köthenerstr. 32, A. Goldschmidt.)

Das Bändchen umfaßt drei Novellen („Auf dem Hexenaltar"; „Am Ende der Welt"; „Am letzten Abend"). Bekanntlich ist G. W. der Deckname für den Marinepfarrer P. G. Heims. Er hat viel von der Welt gesehen, aber sich nicht mit dem Äußeren begnügt. Die Hauptsache sind ihm die Menschen gewesen, die er mit warmem Herzen und kühlem Kopf zugleich beobachtet hat. Darum liegt in all seinen Novellen ursprüngliche Frische. Und einen großen Vorteil besitzt er neben den eigentlichen Fachschriftstellern: sein bewegtes Leben hat ihn vor der Beschränktheit jeglicher „Schule" bewahrt und in ihm den männlichen Geist genährt, den man heute in neunzig Büchern von hundert so sehr vermißt. Ich kann die kleine Sammlung auch für Familien bestens empfehlen.

Die Namenlosen. Roman von Wilh Jensen. 2. Aufl. (Leipzig 1893, C. Reißner.)

Der echte Jensen. Es sind zum Teil sehr romantische Begebenheiten, auf denen sich das Ganze aufbaut. Hat man sich aber mit diesen ausgesöhnt, so findet man in dem Buche sehr viel echt Dichterisches, jenen Zauber, der aus freier, schöpferischer Kraft eines echten Dichtergeistes strömt. Besonders die Vorgänge, in denen Jensen das Naturweben mit dem Menschengeschick zu wunderbarem Einklang verbindet, sind von großer Schönheit. Darin vermag sich überhaupt kein einziger Romanschriftsteller mit Jensen zu messen.

Nur ein Jude. Das Grundstück. Neue littauische Geschichten. Von Ernst Wichert. (Leipzig 1893, C. Reißner.)

Hier ist das Gebiet, auf dem sich der Verfasser mit größter Freiheit bewegt und am meisten seine Eigenart entfaltet. Diese Littauer sind dem Boden entwachsen, auf dem sie stehen, sind mit gesundem Wirklichkeitssinn gezeichnet, mit allen Schwächen und Vorzügen ihres Stammes. Nichts ist beschönigt der Wirkung wegen, nichts ihretwegen verhäßlicht. Besonders markig ist die Darstellung in der ersten Geschichte. Lauronot Pavils ist ganz vorzüglich gekennzeichnet. Ob aber der Schluß richtig ist, möchte ich bezweifeln. Dieser Mann muß doch wissen, daß die auf seinen Kopf ausgesetzten tausend Mark, die er seinem eigenen Weibe zuschanzen möchte, sicher nicht an sie kommen werden, wenn er sich selber tötet.

Pfarrer Streccius. Roman von E. Eschricht. (Berlin 1893. W. 62. Verein der Bücherfreunde. Schall und Grund.)

Es ist der beste Roman, den der genannte Verein bis jetzt hat erscheinen lassen. Der Verfasser muß den Boden, auf dem sich die ergreifenden Ereignisse abspielen, genau aus eigener Erfahrung kennen. Die Hauptgestalt, der Pfarrer, ist sehr fein durchgeführt, und verliert vielleicht nur dadurch, daß die eine seiner Nichten die Teilnahme in gleichem Grade fesselt. Auch die zweite in fast gleicher Stärke. Das Innenleben dieser zwei Mädchen ist mit nicht gewöhnlicher Sicherheit wiedergegeben. „Pfarrer Streccius" ist einer jener Romane, deren Gestalten uns nachgehen und zu denken und zu fühlen geben. Das Buch verdient warme Empfehlung.

Von Übersetzungen liegen folgende vor:

Ein ärztlicher Faust. Roman von Sándor Bródy. Autor. Übersetzung aus dem Ungarischen von Oscar von Krücken. (Berlin, Otto Janke.)

Der Titel ist gerade nicht glücklich gewählt, denn der berühmte Nervenarzt, der einmal an einer Lebendigen einen psychologischen Versuch machen will und es schwer büßen muß, hat mit dem Faust nichts gemein, da sein Forschungstrieb durchaus nicht auf den tiefsten Zusammenhang des Weltganzen gerichtet ist. Aber er sowohl wie sein Opfer sind immerhin Gestalten, die eine Verdeutschung rechtfertigen können.

Die Erste und die Zweite. Roman von Gregor Csiky. Autor. Übersetzt aus dem Ungarischen von Oskar von Krücken. Berlin W., R. Jacobsthal.)

Dieser Roman eines jüngeren, in seiner Heimat bekannten Schriftstellers hat vieles, was für ursprüngliche Begabung spricht. Csiky hat sich nicht von fremden Vorbildern beeinflussen lassen. Die Darstellung trägt das Gepräge jener Richtung, als deren Begründer Eötvös gelten kann; bei allem Ernste des Stoffes doch viel Humor in den kleinen Zügen. David Csonka ist etwas unklar gehalten, vorzüglich aber sind die Frauengestalten, besonders Frau Szemes.

Frau Marie Grubbe. Interieurs aus dem siebzehnten Jahrhundert von J. P. Jacobsen. Nach dem dänischen Original frei bearbeitet von Adolf Strodtmann. 2. Aufl. 2 (Mk.) Berlin, Otto Janke.

Der Roman des jung gestorbenen Dänen, zuerst 1876 erschienen, ist vielleicht das vorzüglichste Werk, das Dänemarks Schrifttum auf diesem Gebiete besitzt. Und dabei so eigenartig, daß es seine Bedeutung viel länger behalten wird, als es sonst Romanen beschieden ist. Es ist ein umfassendes Zeitbild, daß auf genauer Kenntnis aller Äußerlichkeiten des Jahrhunderts sich aufbaut, ohne in ihnen aufzugehen. Das Wichtigste sind die Menschen und ihr Innenleben. Besonders merkwürdig sind die Naturschilderungen, deren Farbigkeit alles übertrifft, was französische Schriftsteller und deren gehorsame Nachahmer, die Deutschen, in dieser Art der Schilderung bis jetzt geleistet haben. Man empfindet auch, daß ein dichterisch begabter Mann das Buch verdeutscht hat. Ein bloßer Handwerker der Übersetzungskunst hätte an diesen Stellen unfehlbar Schiffbruch gelitten. Hier aber kommt der eigenartige Reiz des Urbildes ungeschwächt zur Geltung.

Inhalt der Nr. 37.

Idealismus. Eine Familiengeschichte von Emma Linck. — Ein Unglücksheld. Roman von Paul Maria Lacroma. Forts. — **Beiblatt:** Künftiger Krieg. Von E. Dohm. — Die Utopien des Herrn Schiermann. Von Karl Pröll. I. — In der Loge. (Bei Wagners „Tannhäuser".) Von Franz Evers. — Ein verkannter Liebling. Sprachliche Plauderei von Paul Pasig. Schluß. — Welke Erinnerungen. — Neue Romane und andere Unterhaltungsschriften. Angez. von O. v. L. -

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 38.

Idealismus.

Eine Familiengeschichte

von

Emma Linck.

(Fortsetzung.)

II.

Blind und doch sehend.

1.

Am achtzehnten September herrschte große Aufregung in der Domgemeinde von Göteborg; es stand die Wahl eines neuen Hilfspredigers bevor und die stimmberechtigten Damen saßen schon früh auf ihren Plätzen, um ihr Votum nicht zu versäumen, wenn die Stimmzettel abgegeben wurden. Diese Wahl erregte mehr als gewöhnliches Interesse, denn man sah einem heißen Kampf entgegen. Alle Parteien rüsteten sich für ihren Kandidaten; die steiforthodoxen Schartauaner, für welche die Kirche gleichbedeutend mit Macht ist, die Neu-Evangelischen, denen das Wort „Seelenrettung" immer auf den Lippen schwebt und endlich die außer den kirchlichen Parteien Stehenden, die ein Leben in Christo auf ihre Fahne geschrieben hatten, alle waren sie gleich eifrig bestrebt, ihrem Kandidaten die Wahl zu sichern.

In der ersten Bank nächst dem Altar saßen die drei alten Damen A. B. und C., die in der ganzen Stadt ihrer Menschenliebe und Wohlthätigkeit halber bekannt waren. Die guten Seelen waren in ihrer Bibel sehr bewandert und sahen dem Prediger ganz genau auf die Finger, wenn er sich eine Auslegung erlaubte, die sie nicht für rechtgläubig hielten. Dabei waren sie mild in ihrem Urteil und wünschten von ganzem Herzen, daß ein jeder durch die Religion so beglückt würde, wie sie es waren. Dies Kleeblatt hatte den jungen Pastor unter seinen Schutz genommen; er war der dritte unter den vom Konsistorium vorgeschlagenen Kandidaten und hatte recht viele Sympathien in der Stadt, obgleich er ein Fremder war. Man sprach viel von seinem uneigennützigen Wirken in den unteren Klassen, und das hatte besonders den alten Damen imponiert.

„Ich möchte ihn gern haben," sagte Frau A., „seine Probepredigt gefiel mir sehr, sie kam von Herzen und ging zu Herzen, nicht bloß diese langweilige Einteilung von Vorwort, drei Abteilungen mit neun Unterabteilungen und endlich Schluß; gar nichts von steifer Form darin, sondern nur ein warmer christlicher Geist! Das habe ich gern."

„Aber so ganz ohne Form darf es doch auch nicht sein," fiel Frau B. ein. „Er stürzte ja förmlich auf die Kanzel und dann — sahen Sie, daß er ein buntes Taschentuch aus der Tasche zog? Für einen Geistlichen schickt es sich doch, nur ein weißes zu gebrauchen."

„Und dann sprach er zu schnell," meinte Frau C., „aber das wollen wir ihm schon abgewöhnen."

„Ja, das wollen wir ihm schon abgewöhnen," sagten sie alle drei. Die guten Damen hatten schon in Gedanken die Erziehung ihres jungen Schützlings begonnen.

Nahe der Sakristei standen die Herren des Kirchenvorstandes und berieten sich über die Wahl. Der alte, einflußreiche Generalkonsul Kjellson sagte:

„Ich habe mich sehr genau nach dem jungen Pastor Ström erkundigt und alles spricht für ihn. Sein Vater war der berühmte nationalökonomische Schriftsteller, und seine Mutter eine schöne, edle Frau, die ich in meiner Jugend sehr bewundert habe. Er kommt aus einer guten Kinderstube und das erzieht den Menschen für das ganze Leben. Als Student war er musterhaft und hat sich nachher im Auslande weiter ausgebildet; ich werde ihn wählen."

„Ich gebe ihm meine Stimme, weil meine älteste Tochter es wünscht," sagte der reiche Herr Anderson. „Nach seiner Probepredigt sagte sie: ‚Papa, wähle doch den Pastor Ström, dann werde ich in

Digitized by Google

die Kirche gehen statt auf Bälle!' Das wäre gar nicht so dumm," lachte Herr Anderson; „außerdem soll er in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen sein, das läßt hoffen, daß er nicht gleich Ansprüche auf Zulage macht, die Geistlichen kriegen nie genug!"

„Nun wahrlich, ich finde, die jungen Hilfsprediger haben es nicht zu fett für ihre Arbeit," sagte neben ihm der satirische Herr Bratt.

„Arbeit, na, ich möchte wissen, was sie eigentlich thun! Einmal in der Woche auf der Kanzel stehen und eine Stunde den Leuten von einem geschriebenen Papier vorlesen, das nenne ich doch wahrhaftig keine Arbeit!"

„Wollten Sie vielleicht mit ihm tauschen?" fragte Herr Bratt etwas höhnisch. Dann fügte er hinzu: „Ich werde den jungen Ström wählen, weil seine guten, treuen Augen mir gefallen. Ich gehe fast nie zur Kirche, folglich ist es mir gleichgiltig, wie er predigt, aber im Armenvorstande werde ich viel mit ihm zu thun haben. Von den beiden anderen weiß ich mit Gewißheit, daß, wenn ein armer Teufel sie um ein Klafter Holz anspräche, so erkundigen sie sich zuerst, ob er ein Rechtgläubiger ist, gerade als ob das augsburgische Glaubensbekenntnis einen vor Hunger und Kälte schützen könnte. Für mich ist aber Armut Armut, und dergleichen Auffassungen sind mir widerlich! Ich werde also dasselbe thun, wie sicherlich viele andere: um die beiden anderen Parteien zu schwächen, wähle ich den dritten. Es ist die alte Geschichte von den beiden Hunden, die sich um einen Knochen stritten, während der dritte damit weglief." Sich nach Herrn Kjellson umwendend, sagte er: „Ich sehe wohl, daß mein irreverenter Scherz Ihnen mißfällt, aber wenn Sie wüßten, wie sehr mich diese immerwährenden Zänkereien unter dem Klerus anwidern, zuletzt werden es Priester, nicht Menschen —"

Die Wahl dauerte bis elf Uhr in der Nacht, und erst am folgenden Tage wurde es bekannt, daß Pastor Gunnar Ström mit einer Majorität von vier Stimmen den Sieg davongetragen.

Den Jahren und seiner Lebensreife nach war Gunnar Ström eigentlich fünf Jahre zu früh zu Amt und Würden gekommen. Er war der jüngste von allen seinen Gefährten, aber seine große Begabung, seine hervorragenden Studien und seine weitere Ausbildung durch den Umgang mit den bedeutendsten Männern auf fremden Universitäten hatten ihn zu einem gediegenen Theologen gemacht und gaben berechtigte Hoffnung auf eine würdige Laufbahn.

Mit jugendlichem Eifer erfaßte er jetzt die neue Thätigkeit, die ihm in der Ferne so beglückend und selbstverständlich erschienen war, in der Nähe aber Schwierigkeiten bot, die er vorher nicht hatte beurteilen können. Seine Unbekanntschaft mit dem praktischen Leben machte ihn unfähig, die alltägliche Wirklichkeit zu erfassen, von Herzen und Gemüt ein unverdorbener Jüngling, dem die Mutter das Ideal aller Weiblichkeit und die Gesellschaft der Schwestern das höchste Vergnügen war, hatte er für die Laster und Schwächen der Gesellschaft kein Verständnis. Zu ehrlich, um sich auf theologische Spitzfindigkeiten einzulassen und anderen zu bieten, was er selbst als ungenügend empfand — zu ideal, um sich mit einer Vernunftspredigt zu begnügen — hatte er doch zu wenig Lebenserfahrung, um packend die praktische Moral auszulegen. Als Ersatz für diese, in den Augen vieler Zuhörer großen Mängel, besaß er nur eins, seine junge, ungetrübte Begeisterung für das Göttliche und seinen unerschütterlichen Glauben an den alles umgestaltenden Geist des Christentums. Wenn er auf dieses Thema kam, was fast in jeder Predigt geschah, wurde er von so warmer und überzeugender Beredsamkeit, daß er alles hinriß, und ein neuer Geist die Gemeinde zu durchwehen schien. Es war ein neues Etwas, das die Gefühle anregte, ohne daß die Selbstprüfung dabei zu ernsthaft wurde: Er war der Modeprediger, um dessentwillen sich die Kirche füllte und die Zungen sich in Bewegung setzten.

Im übrigen aber war der junge Pastor der Löwe des Tages. Er besaß ein liebenswürdiges, offenes Wesen, ohne die sogenannte „kirchliche Würde", das machte ihn populär. Er hatte eine schöne Stimme, die er gern für Wohlthätigkeitskonzerte hergab, dies füllte die Kirche und brachte Geld ein. Unerschöpflich war seine Geduld alten Damen gegenüber, die ihn als Seelsorger suchten, und gelassen nahm er ihre wohlwollenden Ratschläge in betreff seiner Gesundheit und seines weltlichen Auftretens auf. In alle Damenkomitees und Armenvereine wurde er gewählt, nirgends durfte er fehlen, denn die Damen, die sich mit öffentlicher Wohlthätigkeit beschäftigen, sind, wie bekannt, gleich himmlischen Blutigeln, die den Menschen, so ihnen in den Weg kommen, Geld und Kräfte aussaugen; er sollte vorlesen, wenn die Damen wollene Strümpfe für die Negerkinder strickten oder baumwollene Hemden für die Lappländer nähten, er sollte Lektüre für die jungen Damen auswählen, er sollte . . . ja, was sollte er denn nicht?

Nach und nach bemächtigte sich auch die öffentliche Kritik seiner Persönlichkeit. Die theologischen Formalisten schüttelten den Kopf und sagten: „Er ist ein Weltkind," die Nichtformalisten schüttelten den Kopf und sagten: „Er ist ein Heuchler, der heilig scheinen will!" Die Ernsten und Wohlwollenden sagten: „Laßt ihn! Er ist jung und unerfahren, aber er hat die echte, warme Liebe zu Gott und den Menschen, laßt ihn reif werden und das übrige wird sich finden!"

Und der junge Prediger, was sagte er dazu? Das erzählt folgender Brief an seine Mutter Margareta.

„Gott segne Dich, Mutter mein, daß die Kinderheimat mir noch immer der schönste Fleck auf Erden dünkt! Die drei Monate, die ich nach jahrelanger Abwesenheit in ungestörter Stille bei Dir zugebracht, haben mich bestärkt in der innigen Überzeugung, daß, solange Du noch am Leben bist, ich mich auch dort heimisch fühlen werde, so wenig es mir auch in anderen Hinsichten den Begriff von Glück gewähren kann! Welch unsagbarer Segen ist es doch für einen jungen Mann, eine Mutter zu haben, zu der sich der in voller Manneskraft Stehende mit demselben Vertrauen

Digitized by Google

und derselben Zuversicht wie als Knabe wenden kann, seine Freuden und Sorgen ihr mitteilen, an ihr Urteil appellieren und sicher sein kann, daß ihr Gerechtigkeitsgefühl und klarer Verstand nie sich bestechen lassen wird durch ihr liebreiches Mutterherz! Du, mein zweites Gewissen, mein bester Freund, ich küsse Deine Hände, wie ich es zu thun pflegte, wenn ich als kleiner Knabe zu Dir kam und mein Herz erleichterte.

O, könnte ich jetzt wie damals meinen Kopf in Deinen Schoß legen und ein tröstendes, aufmunterndes Wort von Dir hören. Ich fühle mich zuweilen so unendlich mutlos und unsicher in meinem Beruf; ich denke, ein jeder, der nach dem Höchsten strebt, muß zuweilen von Zweifeln befallen werden, ob der Beruf, den er gewählt, auch für seine Befähigung der richtige war. In dem demütigenden Gefühl seiner Unvollkommenheit möchte wohl der Künstler sein Werk zertrümmern, der Dichter seine Schöpfung vernichten, sicherlich fühlt aber jeder gewissenhafte Arbeiter den Mangel in seinen Leistungen und nun erst gar der Geistliche, der sich selbst bewußt ist, daß er die Pflichten nicht erfüllt, über die er andere belehren soll, und der über das Göttliche sprechen muß, wofür es in der menschlichen Sprache doch keine Worte giebt! Es kommt mir oft vor, als wäre meine Predigt ein leerer Schall, ein Körper ohne Fleisch und Blut, es ist furchtbar, die Wahrheit des Christentums so zu empfinden, daß man sein Leben dafür einsetzen möchte und doch unfähig zu sein, es anderen so mitzuteilen, daß sie auch davon durchdrungen werden. Oft habe ich Männer, wie Huß, Savonarola und Luther und vor allen die Waldenser darum beneidet, daß sie durch ihre begeisternden Thaten ihren Glauben bekennen konnten, in unserer Zeit entschlüpfen uns die Feinde, denn unser Krieg wird nur mit Worten, die zu nichts führen, ausgefochten. Die Kirchen sind voll, die Menschen sprechen von Religion, die Wohlthätigkeit ist groß und dennoch ist der Zeitgeist so wenig christlich als möglich. Was fange ich nun an, um dem abzuhelfen? Darum bin ich ja Geistlicher geworden, um anderen den Weg zu zeigen, der zu Gott führt, und doch bin ich überzeugt, daß zuweilen in der ganzen Kirche niemand so von Zweifeln aller Art zerrissen ist wie ich. Das glauben die Zuhörer wohl nicht, sie meinen, der Prediger habe mit seinem letzten Examen auch seine sündige Natur abgelegt, er soll nicht allein im Glauben, sondern auch im Wandel vollkommen sein. Er soll nicht nur sein himmlisches Licht leuchten lassen, sondern auch selbst eine irdische Leuchte sein! O Gott im Himmel, wie zerknirscht fühle ich mich bei diesem Gedanken!

Vorigen Sonntag habe ich eine Predigt gehalten, die mir sehr viel Tadel seitens meiner Amtsbrüder zugezogen hat. Ich litt in der vergangenen Woche wieder an meinen alten Kopfschmerzen, die es mir unmöglich machten, ein vernünftiges Wort zu schreiben. Die Tage vergingen, der Sonnabend kam und keine Predigt. Ganz verzweifelt verfaßte ich endlich ein Opus, das trocken wie Leder war. Um mir den Kopf zu erfrischen, machte ich am Sonntag morgen einen weiten Spaziergang nach Slottsskavgen hinaus und erstieg den Berg, von wo aus man das offene Meer überblickt. Es war ein herrlicher Wintertag, der Schnee knisterte unter den Füßen und breitete sich gleich einer Decke über die Wiesen und Hügel. Am Tag vorher hatte es etwas getaut und in der Nacht wieder gefroren, so daß die Baumäste mit blitzenden Brillanten behangen waren, vor mir lag das stahlblaue Meer, nur soviel bewegt, daß die Sonnenstrahlen sich gleich goldenen Streifen von dem blauen Emailgrund abhoben; ganz ergriffen von der Erhabenheit des Schauspiels atmete ich in langen Zügen die erquickende Meeresluft ein. Und wie die Lungen sich mit frischer Kraft füllten, so strömte mir auch geistig neuer Mut zu. Der Anblick des unbegrenzten, tiefen Meeres lenkte die Gedanken auf Gottes tiefe, unbegrenzte Liebe und ich sagte mir: was thut es, wenn wir mehr oder weniger klein in unserem Wirken sind, sofern wir nur immer seine Größe verstehen und anerkennen. So wie ich hier stehe, ein verschwindend kleiner Punkt im Vergleich zu dem unermeßlichen Meere, so erscheinen wir Erdenwürmer vor dem Angesicht Gottes, und doch läßt er sich herab, uns in tausend Weisen seine Liebe zu bezeigen!

Nach der Stadt zurückkehrend, wünschte ich im stillen, die Kirchenbesucher möchten einen ebenso schönen Gottesdienst feiern, wie ich es eben in der Natur gethan. Als ich vor meiner Thür anlangte, ich wohne, wie Du weißt, dem Dom gegenüber, fiel mir wieder auf, was ich schon so oft bemerkt habe, daß die meisten Kirchgänger nicht dem Gottesdienst von Anfang an beiwohnen, obgleich doch der Anfang mit Sünden- und Glaubensbekenntnis den eigentlichen Gottesdienst ausmacht. Nun die Zeit der Predigt sich nahte, strömten die Leute scharenweise hinein, sie drängten vorwärts, stießen und zankten sich um ihre bezahlten Plätze, (ich hasse diese bezahlten Kirchenplätze, denn wo sollte wohl der Eintritt frei sein, wenn nicht in Gottes Haus). Kaum war etwas Ruhe eingetreten, als man entdeckte, daß Prinz Oskar in der Bank des Gouverneurs saß, nun ging der Aufruhr wieder los, um den jungen Prinzen sehen zu können, das Kopfdrehen, Aufstehen und Flüstern hörte erst auf, als ich auf die Kanzel trat — und das nennen die Menschen Gottesdienst! Götzendienst nenne ich es!

Ein unwiderstehlicher Drang kam über mich, meine Ansichten über diese Verhältnisse einmal auszusprechen. Die geschriebene Predigt über den anbefohlenen Text über Bord werfend, entschloß ich mich plötzlich, aus dem Stegreif eine Auslegung über das Sündenbekenntnis zu machen. Ich fühlte mich so durchdrungen von dem Gegenstand, daß die Worte mir auf die Lippen strömten, als ich Gott um Hilfe anrief. Ich fing gleich damit an, wie leid es mir oft gethan, daß viele Menschen bei ihren Kirchenbesuchen gerade das versäumten,

Digitized by Google

was den eigentlichen Gottesdienst ausmache, es gäbe doch wahrlich keinen erhebenderen Augenblick als den, wo Tausende von Menschen in demselben Gefühl von Sünde und Not sich vor Gott demütigen, um seine Gnade und Hilfe zu erflehen. In diesem Moment wären sie, was sie ja immer sein sollten, gleichgestellte fehlende Kinder, die denselben liebenden Vater anriefen, und dem Geistlichen, fügte ich hinzu, ist diese Versäumnis eine mangelnde Hilfe in seinem Predigeramt. Wie oft, wenn ich im Geiste arm und unfähig zu lehren, auf die Kanzel trat, war der Gedanke mein einziger Trost, daß, wenn ich vielleicht den Gottsuchenden nicht das richtige Wort geben könne, so hätten sie vorher das Beste gehabt: sie hätten mit Gott gesprochen und die Versicherung seiner Liebe und Gnade durch Christum erhalten. Man wird mir einwenden, daß dies eben sogut im Herzen und im stillen Kämmerlein geschehen könne, dem ist aber nicht so, die Gemeinschaft ist in allem ein mächtiger Hebel, so auch im Gebet! Und wenn ich nun frage, warum die liturgische Andacht versäumt wird, so giebt es nur eine Antwort: Die Menschen verpassen die Zeit oder finden den Gottesdienst zu lang. Warum aber verpassen sie nicht die Zeit für Konzerte und Theater? Dort sind sie immer pünktlich und halten bis spät in die Nacht aus! Und wenn der Gottesdienst zu lang erscheint, wessen Schuld ist das? Ist es nicht der Fehler des Predigers, der seinen Worten nicht Leben zu verleihen weiß? So sind wir denn alle Schuldige vor Gott und wollen jetzt in dem gemeinsamen Sündenbekenntnis unsere Sünden bekennen und bereuen.

Die Rede hat meinen Kollegen außerordentlich mißfallen, der Bischof ließ mich gleich rufen, um mir zu sagen, daß dergleichen subjektive Auslegungen sich nicht für die Kanzel schickten, außerdem wäre es nicht gestattet, den vorgeschriebenen Text beiseite zu lassen, und Improvisationen wären Sache der phrasenmachenden Kolporteurs, nicht des bestallten Dieners der Kirche. Der alte Mann mag ja recht haben hinsichtlich der Form, aber der Inhalt war wahr, das fühlte ich und viele mit mir, wie mir nachher von verschiedenen Seiten mitgeteilt wurde.

Liebes Mütterchen, jetzt habe ich Dir wieder mein Herz ganz ausgeschüttet, Du mußt aber daraus nicht schließen, daß ich immer gleich mutlos bin oder daß mein Mißtrauen in die eigenen Fähigkeiten, aus der Eitelkeit herrührt, vielleicht keinen Erfolg zu haben. Nein, es kommt wahrhaftig aus einem viel tieferliegenden Grunde, der Verantwortung, ein Wort in die Welt zu schicken, das die Menschen auf falsche Wege führen könnte. —

Nun muß ich Dir aber auch einiges über meine hiesigen Verhältnisse erzählen. Göteborg selbst ist eine wunderhübsche Stadt, die einem Naturschwärmer wie ich, sehr viel Genuß bietet. In früheren Zeiten von den Holländern angelegt, hat sie das holländische Gepräge bewahrt durch die vielen Kanäle, die die Straßen durchschneiden. Eine beinahe übertriebene Reinlichkeit macht das Spazierengehen sehr angenehm, und wenn abends die Gasflammen längs der Kanalufer glimmern, so gewährt dies einen entzückenden Anblick. In einer Viertelstunde befindet man sich außerhalb der Stadt und erklimmt ohne Mühe die Anhöhen, von wo aus man die wechselndsten Aussichten sowohl nach dem Meere zu, wie nach dem Göta-Elf hat. Von Malern ist ja schon oft die Bemerkung gemacht worden, daß die in der Nähe befindlichen Höhen sehr viel Ähnlichkeit mit den Sabinerbergen hätten und daß die Beleuchtung in warmem Kolorit und Farbenwechsel mit dem Süden verglichen werden könne. Überall sieht man das Wasser, das ja immer Leben in die Landschaft bringt, und wenngleich ich diese noch nicht in Sommerpracht geschaut habe, ist es mir jetzt schon eine Wonne, früh und spät draußen herumzuschweifen.

Mit der Zeit wird auch meine gesellschaftliche Stellung recht angenehm werden, ich habe zwar noch nicht viele Besuche gemacht, aber man ist mir doch sehr freundlich entgegengekommen.

Und nun, Mutter mein, muß ich Dir noch ganz besonders danken, daß Du mir die alte Karin überlassen hast; ich weiß nicht, was ich hier in der fremden Stadt anfangen würde ohne ihren Rat und Beistand, aber Drache ist sie mehr denn je und wir haben oft unsere heißen Sträuße. Erstens kann sie sich nicht abgewöhnen, mich ‚Gunnar' und ‚Du' zu nennen, auf meine Einwendungen entgegnet sie nur: ‚Ich möchte wohl wissen, ob jetzt mehr Jahre zwischen uns liegen als früher!' und dabei bleibt es. Dann ist sie durchaus nicht davon zu überzeugen, daß eine Dienstwohnung gewisse Stunden am Tage offen sein müsse. Sie schließt die Thür immer wieder zu, und wenn es dann von neuem klingelt, so hört man wie Gewittergrollen in der Küche. Ferner hat sie ein ganz besonders scharfes Auge auf die Dienstmädchen, die um jetzige Zeit ihr kirchliches Attest behufs Übersiedelung in eine andere Gemeinde von mir abholen; ich glaube, sie hat sogar Moppe jun. auf diese dressiert, denn jeden Morgen vollführt er einen Mordsspektakel. Und nun erst die jungen Konfirmandinnen, über welche sie ein ganz mütterliches Regiment zu führen beabsichtigt; ob sie auch nicht nasse Füße haben, wie sie ihre Mäntel aufhängen und so weiter. Aber sie möchte ihre Macht noch weiter ausdehnen, sie möchte mir sagen, wie ich sie unterweisen soll: ‚Höre einmal, Gunnar, wenn es soweit ist, dann sprich auch hübsch über Pflicht der Ordnung und Reinlichkeit! Es wäre den thörichten Jungfrauen in der Schrift nie so schlimm ergangen, wenn sie in der Jugend dazu angehalten worden wären, die Lampen, wie es sich gehört, gleich morgens reinzumachen und mit Öl zu füllen! Ich möchte wohl wissen, zu welcher Tageszeit man mich rufen könnte und meine Lampe nicht parat fände! So was kommt immer nur von schlechter Erziehung!'

Auf diesen Konfirmationsunterricht freue ich mich unbeschreiblich, das wird mir sicherlich die liebste Thätigkeit sein, denn wenn auch die Jugend

Digitized by Google

nicht sündenfrei ist, so ist sie doch meistens unverdorben, und da erscheint einem die Bemühung nicht hoffnungslos, wie es oft bei den älteren der Fall ist. Ach, welche Erquickung ist mir dieser Sonntagsabend, den ich in Ruhe mit Dir verbracht habe! Ich bin von Arbeit überhäuft und komme selten zu einem ruhigen Nachdenken und da thut es gut, einmal die Last von sich werfen zu können. Jetzt bin ich wieder Dein mutiger alter Junge, der Dir innig die Hände küßt.

Dein

Gunnar."

* * *

Mehr als einmal hatte Herr Anderson den jungen Pastor aufgefordert, ihn zu besuchen. Endlich eines Abends entschloß sich Gunnar, diesem Wunsche nachzukommen und das elegante Haus aufzusuchen, dessen erste Etage Herr Anderson bewohnte. Als Gunnar sich der Entreethür näherte, vernahm er dahinter ein frisches Mädchengelächter, er zögert ein bißchen, klingelte dann aber doch. Sofort verstummte das Lachen, man hörte das Rascheln weiblicher Gewänder, die Thür wurde von einen Diener geöffnet und Gunnar stand vor einem jungen Mädchen, das eine Lampe über den erwartungsvoll vorgebeugten Kopf hielt, deren Licht voll auf ihr Gesicht fiel. Als sie den jungen Mann erblickte, stieß sie einen leisen Schrei aus, stellte die Lampe auf einen Tisch und lief davon. Gunnar stand wie geblendet und vermochte kaum die Frage zu stellen, ob Herr Anderson Pastor Ström empfangen wolle.

Der Diener kam gleich mit der Bitte zurück, der Herr Pastor möchte zu Herrn Anderson eintreten, und öffnete sodann die Thür vom Arbeitszimmer des Hausherrn.

Der joviale Herr Anderson empfing den Pastor sehr freundlich, bat ihn Platz zu nehmen und ging dann auf verschiedene Gesprächsgegenstände über. Nach einer Weile sagte er jedoch: „Jetzt wollen wir in den Salon zu meinen Töchtern herübergehen, die werden sich freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Das Herz klopfte dem jungen Mann bei diesen Worten, sollte die himmlische Offenbarung im Vorzimmer wohl eine von diesen Töchtern sein?

Ja, sie war es. An einem runden Tisch in der Mitte des Zimmers saßen zwei junge Mädchen, die beim Eintritt der Herren sich erhoben.

„Meine Tochter Sophia," sagte Herr Anderson und wies auf ein brünettes Mädchen mit frischem, fröhlichen Gesicht, „meine Tochter Maria," fügte er hinzu und deutete auf die „himmlische Erscheinung". Die Gesellschaft nahm Platz und setzte das Gespräch in ziemlich gleichgiltiger Weise fort.

Gunnar saß Maria gegenüber. Von dem rosafarbenen Lampenschirm fiel das gedämpfte Licht auf ihr über die Arbeit geneigtes Haupt, sie war eine vollendete Schönheit und hatte den feinen englischen Typus, den man so oft in den guten Familien Göteborgs findet. Besonders lag auf ihrer Stirn eine Klarheit, die dem Gesicht etwas Leuchtendes gab und lange, seidige Augenwimpern verliehen den Augen eine Tiefe, die aber nicht von sinnenden Gedanken kam. Reiches Haar von jenem eigentümlichen Blond, das man cendré nennt, vervollkommnete die Schönheit des oberen Gesichtes, dessen unterem Teil es aber an Ausdruck fehlte. Die schönen Grübchen in den Wangen kamen selten zur Geltung, denn dieser Mund schien nicht zum Lachen geformt, Maria lächelte nur mit den Lippen, sie lachte niemals.

Gunnar saß in den Anblick versunken, er hatte wenig Auge für Frauenschönheit gehabt und selten Gelegenheit sie in der Nähe zu sehen; ihm war gerade die Ruhe dieses Gesichts so ansprechend, denn seine eigene Phantasie füllte alles darin aus, was ein anderer nicht entdeckt hätte.

Als das Gespräch nach und nach stockte, sagte Herr Anderson:

„Geh, Sophia, und hole uns etwas Punsch, wir wollen den Herrn Pastor doch in unserem Hause willkommen heißen."

Das junge Mädchen ging und bald erschien der Diener mit der gefüllten Punschkaraffe, Selterwasser und frischem Obst. Der Wirt versorgte seinen Gast und sagte dann:

„Skål, Herr Pastor, oder — bitte um Entschuldigung, ich fragte ja gar nicht, vielleicht sind Sie zu fromm, um Punsch zu trinken?"

Gunnar lächelte: „Zu fromm gewiß nicht, aber ich habe keinen besonderen Geschmack daran, wenn Sie gestatten, werde ich etwas Selterwasser dazugießen und so für Ihren freundlichen Gruß danken."

„Und ich bin Ihnen noch ganz besonders verpflichtet, Herr Pastor, denn Sie haben mir einen großen Dienst geleistet. Diese meine älteste Tochter, die wie versessen auf alle Bälle war, ist, seit Sie angefangen haben zu predigen, ganz gleichgiltig dagegen. Gleich nach Ihrer Probepredigt versprach sie mir aber auch —"

„O pfui, Papa, wie kannst Du solche Sachen erzählen."

„Ach, Kindchen, Du brauchst Dich gar nicht zu schämen, daß Du gern tanzen magst —"

„Wenn es etwas wäre, worüber ich mich schämen müßte, so würde ich es nicht thun," antwortete das Mädchen ruhig.

Jetzt betrachtete Gunnar diese Tochter mit mehr Aufmerksamkeit. Sie war in Bezug auf Schönheit nicht mit der Schwester zu vergleichen, aber ihre klaren, aufrichtigen Augen, ein liebevoller Zug um den Mund und eine schlanke, schöne Figur machten sie zu einer angenehmen Erscheinung. Das kurzgeschnittene Haar gab ihr ein gewisses knabenhaftes Aussehen, aber das harmonierte gut mit ihrem übrigen so offenen Wesen.

„Sie müssen wissen, Herr Pastor," fuhr Herr Anderson fort, „daß, wenn die Ballzeit hier in Göteborg anfängt, da giebt es keine häusliche Ruhe mehr. Nacht aus und Nacht ein hüpfen sie herum und eine von den schlimmsten war meine Sophie."

„Lieben Sie denn nicht auch den Tanz, mein Fräulein?" wagte Gunnar die jüngste Schwester zu fragen.

Digitized by Google

„Nein, ich mache mir nicht viel daraus.“

Herr Anderson tappte seinem Liebling auf den Kopf und sagte:

„Nein, Du bist immer mein vernünftiges, stilles Mädchen, Du tröstest Dich leicht, wenn ein Ball ohne Dich verläuft.“

Sophia warf die Lippen etwas trotzig auf und meinte:

„Ja, der Unterschied zwischen Maria und mir ist der, ich tanze des Tanzes, sie der Tänzer wegen. Mir kribbeln die Füße, wenn ich Musik höre, und wenn ich einen guten Valseur bekomme, so ist es mir einerlei, ob er ein Schulknabe oder der feinste Graf ist. Ich liebe die körperliche Bewegung im Tanze wie im Reiten und Schlittschuhlaufen; Maria sitzt aber im allgemeinen am liebsten still und darum ist sie so wählerisch, sowohl in Bezug auf die Bälle wie auf die Tänzer, sie will immer nur das Extrafeinste haben.“

Gunnar fühlte sich von diesen Worten unangenehm berührt und sah mit teilnehmenden Blicken auf Maria, die mit größter Gelassenheit den etwas scharfen Ausfall der Schwester über sich ergehen ließ.

„Sie tanzen wohl nicht, Herr Pastor?“ fragte Herr Anderson. „Das würden Sie wohl für sündlich halten?“

„Sündlich nicht, aber —“

„Nun heraus mit der Sprache!“

„Ich würde damit vielleicht zu einer theologischen Auslegung kommen, die als Gesellschaftsgespräch sich nicht eignet.“

„Das thut nichts, wenn es nur nicht zu lang wird,“ kicherte Herr Anderson.

Sophia warf ihrem Vater einen vorwurfsvollen Blick zu, den dieser sich nicht anfechten ließ, er kannte diese Blicke seiner ältesten Tochter.

„Paulus, der in allem mein Vorbild ist, hat einen Ausspruch gethan, den ich soviel als möglich als Lebensregel annehmen möchte. Er sagt: ‚Darum, so die Speise meinen Bruder ärgert, wollt ich nimmermehr Fleisch essen, auf daß ich meinen Bruder nicht ärgerte‘.“

„Nun, ich muß gestehen,“ rief Herr Anderson ganz perplex; „was hat Fleischessen denn mit Tanzen zu thun, auf den Ballsoupers giebt es ja nur selten Fleischspeisen!“

„So ist es auch nicht gemeint,“ antwortete Gunnar, der kaum ein Lächeln unterdrücken konnte. „Ich wollte sagen, daß wir wohl oft geneigt sind, für unsere Mitmenschen etwas zu thun, aber selten ihretwegen etwas zu entsagen. Ich habe den Tanz sehr gern und war als Student ein flotter Tänzer, vermag auch im Tanze nichts Verwerfliches zu sehen, sondern halte ihn für einen natürlichen Ausdruck jugendlicher Lebenslust, gerade wie die jungen Tiere springen und hüpfen. Aber sehr viele Menschen teilen diese Ansicht nicht, und denen würde es Anstoß erregen, ihren Pastor sich im Ballsaal schwingen zu sehen, sie würden sich in ihrer ernsten Auffassung des Amtes verletzt fühlen und um ihretwillen, nicht um meinetwillen, tanze ich nicht.“

„Wie kommt es aber, daß der Tanz überhaupt als Sünde hat aufgefaßt werden können?“ fragte Sophia. „Selbst auf dem Lande will man jetzt nicht mehr tanzen, seitdem die Kolporteure herumgehen und dagegen predigen. Auf unserem Gute wollten die Leute am Johannistage keine Maienstange errichten, sondern brachten die ganze Nacht Psalmen singend und betend im Walde zu.“

„Das geschieht wohl,“ erwiderte Gunnar, „weil die ersten Christen alles vermieden, was an das Heidentum erinnern konnte, und dazu gehörte auch der Tanz beim Gottesdienst und jede Ausschmückung des Heiligtums. So oft sich eine neue Sekte bildet, soll dies äußere Zeichen ein Beweis ihrer Rückkehr zu dem ursprünglichen Christentum bedeuten.“

„Ja, aber was hat das alles mit Fleisch zu thun?“ fragte Herr Anderson hartnäckig, auf diesen, seine lukullischen Liebhabereien bedrohenden Punkt zurückkommend.

„Das ist ja nur ein Beispiel, wie rücksichtsvoll und zart unsere Liebe zu dem Nächsten sein soll,“ entgegnete der Pastor, „es giebt vielleicht nichts, wodurch wir so viel sündigen, wie durch unser indirektes Beispiel.“

„Na, lieber Pastor, nun gehen Sie wirklich zu weit, ich denke, man hat genug mit seinem eigenen Gewissen zu thun, ohne noch an die Gewissen der anderen zu denken.“

„Eine schwere Pflicht, das gebe ich zu, aber immerhin eine Pflicht. Führen wir zum Beispiel das Kapitel vom Tanzen weiter aus. Neulich kam ein Dienstmädchen zu mir, um sich zum Abendmahl zu melden, dabei sagte sie: ‚Ich möchte den Herrn Pastor fragen, jetzt da ich doch zum Abendmahl gehen will, ob es wohl sehr sündhaft ist, daß ich so furchtbar gern zum Tanz gehe. Mein Fräulein verbietet es mir immer, weil es so verderblich für mich sein soll, sagt sie, aber sie selbst ist diese Woche dreimal auf Bällen gewesen, obgleich der Doktor meint, daß ihre Kopfschmerzen nur von dem vielen Spätaufbleiben kommen.‘ Hat diese junge Dame nun nicht durch ihr Beispiel ein verworrenes Bild von Recht und Unrecht gegeben?“

Sophia war bei den Worten des Pastors rot bis an die Haarwurzeln geworden, unwissentlich hatte er einen wunden Punkt berührt.

„Ein anderes Mal kommen die Hausfrauen und bitten mich, ihre putz- und genußsüchtigen Dienstmädchen in die Schule zu nehmen, weil sie an nichts als an Kleider und Vergnügen dächten. Welch Beispiel geben aber diese Damen ihren Untergebenen, sie und ihre Töchter eilen von Lustbarkeit zu Lustbarkeit und treiben einen oft unbezahlten Luxus in Kleidern, die die Jungfer immer verlockend vor Augen hat.“

„Donnerwetter, Pastor, Sie wollen doch nicht etwa, daß die Mägde mit ihren Herrinnen gleich gekleidet gehen sollen?“

„Gewiß nicht, die letzteren aber sollen ebenso gut ihre Eitelkeit beherrschen lernen, denn —“

In dem Augenblick fielen Gunnars Blicke auf Maria, deren Nasenflügel sich von unterdrücktem Gähnen dehnten, er sprang auf und sagte verwirrt:

Digitized by Google

„Verzeihen Sie, meine Herrschaften, ich habe Sie viel zu lange aufgehalten und Ihnen vorgepredigt, jetzt muß ich Lebewohl sagen.

„Nein, Herr Pastor, jetzt müssen Sie eine Tasse Thee mit uns trinken, die Uhr ist bald halb neun, und in der Zwischenzeit kann Sophia Ihnen ja ein Lied vorsingen. Sie hat eine schöne Stimme, sagt ihr Lehrer und hoffentlich spricht er die Wahrheit, denn jede Stunde kostet fünf Kronen und das teure Geld möchte ich doch nicht zum Fenster hinausgeworfen haben. Stellen Sie den Hut wieder weg, Herr Pastor, und Du, Sophia, singe uns ein Lied, aber ein einfaches, nicht so ein Trillerilli!"

Gunnar blickte scheu nach Maria, sie lächelte ihn an und er blieb. Beim Abendbrot geriet das Gespräch ins Stocken, denn Gunnar besaß nicht die Gabe der leichten Plauderei, und Herr Anderson aß mit großem Behagen seine frische Hummer. Endlich schien jedoch auch sein Hunger gestillt zu sein und er begann:

„Na, Mädels, wie ging es denn mit der Überraschung? Sie müssen nämlich wissen, Herr Pastor, daß die Mädchen einen Scherz beabsichtigten. Ich hatte ein großes Eisbärenfell neulich gekauft, darin wollte Sophia sich hüllen, um zwei Freundinnen zu erschrecken, wenn sie zum Besuch kämen."

„Aber daraus wurde nichts," fiel Maria jetzt zum ersten Mal etwas lebhafter ein, „ich wartete im Vorzimmer bis es klingelte, dann sollte Sophia beim Öffnen der Thüre hervorstürzen, statt Lilly und Mary stand aber der Herr Pastor draußen und erschreckt lief ich davon! Was haben Sie wohl von dieser Unhöflichkeit gedacht, Herr Pastor Ström?"

Bei dem ersten Laut von Marias Stimme stutzte Gunnar: sie sah aus wie eine Taube und sprach wie eine Krähe; das menschliche Organ kann ebensowohl einen bestrickenden, wie einen abstoßenden Eindruck machen, Gunnar war es, als hätte er plötzlich eine neue Persönlichkeit vor sich, sobald sie aber schwieg, war der Zauber wieder da. Er stammelte etwas von „nicht gehört und nicht bemerkt" und so erhob sich die Gesellschaft.

Als beim Abschied Sophia ihm die Hand reichte, sagte sie halblaut:

„Ich danke Ihnen, Pastor Ström. Von nun an werde ich auch versuchen, an das Gewissen meiner Mitmenschen zu denken."

Gunnar vermochte nicht gleich heimzukehren und ging nach Hissingen hinaus auf die Brücke, wo er den scharfen Nordostwind sich über das heiße Gesicht wehen ließ. Neue Gedanken, neue Gefühle strömten auf ihn ein, zum ersten Mal war er dem Zauber weiblicher Schönheit nahe getreten. Er bemühte sich, an die ganze Familie zu denken, aber immer trat Marias Bild aus dem Rahmen heraus. Wie hold und anmutig sie war, wie weiblich bescheiden und zurückhaltend, so fleißig mit ihrer Häkelarbeit beschäftigt, nur schade, daß ihre Stimme nicht dem Ganzen entsprach, sicherlich hatte eine böse Krankheit sie beschädigt! Und wie glücklich ist Herr Anderson, ein solches Wesen immer um sich zu haben, und der alte Lebemann weiß gewiß sein Glück nicht einmal zu würdigen! Gunnar hätte so die ganze Nacht durch schwärmen können, aber endlich erinnerte er sich, daß er um sieben Uhr morgens eine Amtspflicht zu erfüllen hatte, und so kehrte er zu der brummenden Karin und dem bellenden Moppe zurück. Karin sah es nicht gern, daß ihr junger Herr nach zehn Uhr nach Hause kam.

* * *

Das Gefühl, daß einem die eigene Arbeit nicht genügt, hat manchmal einen so lähmenden Einfluß, daß der frische Thätigkeitsdrang dabei vergeht, man rafft sich zwar wieder empor und sagt sich: „Nur vorwärts, mit gutem Willen muß es gehen," aber — die Begeisterung kehrt darum nicht wieder zurück!

Dies Empfinden bemächtigte sich Gunnars, je mehr er in seine neue Stellung eindrang. Gewöhnt, im Elternhause jede wichtige Frage mit dem klugen Vater und der liebevollen Mutter zu beraten, hatte er gehofft, bei seinen Kollegen einen Ersatz hierfür zu finden, denn in dieser Hinsicht war er kein Kind seiner Zeit, daß er sich als den Jüngsten auch selbstverständlich als den Klügsten ansah. Man schien jedoch sein unruhiges Suchen nach Wahrheit und sein jugendliches Bedürfnis nach Sympathie nicht verstehen zu können; manchem seiner Kollegen gebrach es an Muße, auf seine persönlichen Ansichten einzugehen, einige gingen ihre Bahn, wie Pferde mit Ritual und Dogma als Scheuklappen, die den Blick vor gefährlichen Gegenständen schützen, andere sagten: „Die Zeit des Ringens haben wir hinter uns, man kommt nach und nach zur Ruhe in dem Bewußtsein, seine Pflicht zu erfüllen." Die meisten waren froh, ein gesichertes Brot für Frau und Kinder errungen zu haben und wollten ihre Zukunftsaussichten nicht verderben durch störendes Grübeln über Reformierung kirchlicher Zustände, wie Gunnar dies erträumte. Überall nur indifferentes Entgegenkommen, nirgends das warme Wort: „ich verstehe Dich." Er kam sich vor wie jemand, der einen Besuch macht, und den der Hausherr lächelnd empfängt, aber nicht auffordert, Platz zu nehmen — je schneller abgefertigt, desto besser. Umgang hatte er die Fülle, Geistesgemeinschaft selten.

Diese fand er, wo er sie am wenigsten gesucht hätte. Mit Herrn Bratt, der sich bei seiner Wahl bethätigt hatte, war Gunnar nur einige Male in dienstlicher Beziehung zusammengekommen, eines Tages aber, als Ström nach dem Gottesdienst einen weiten Spaziergang machte, kam dieser ihm entgegen. Es war ein himmlisches Wetter, vom tiefblauen Himmel sandte die Sonne ihre Strahlen auf die schneebedeckte Erde und die Bäume waren mit Rauhreif bedeckt, so ein schöner, unendlich erfrischender Wintertag, der den Menschen freier aufatmen läßt, als zu irgend einer anderen Jahreszeit! Gunnar ging die alte Allee entlang, als er Schritte neben sich hörte, es war Herr Bratt, der sich mit der Frage: „Erlauben Sie, daß ich Ihnen Gesellschaft leiste?" ihm anschloß.

„Ich war heute an der Reihe, für das neue

Digitized by Google

Armenhaus zu sammeln," fuhr er fort, „und da blieb ich aus Neugierde in der Kirche; ich hatte einmal Lust zu hören, was so eine Jugend wie Sie, uns anderen vorzuhalten hätte! Ich muß Ihnen aber das Kompliment machen, daß Sie mich wirklich überrascht haben. Wie alle übrigen Prediger, schwatzten Sie natürlich über eine Menge Dinge, die Sie ebensowenig wissen können wie wir, aber Sie waren doch wenigstens so großmütig, anzunehmen, daß nicht alle verdammenswert sind, deren Glauben von dem Ihrigen abweicht."

Gunnar fühlte ein gewisses Unbehagen, in seinen friedlichen Betrachtungen durch diese Herausforderung gestört zu sein. Nach einigem Zögern fragte er daher: „Gehen Sie nur aus Neugier in die Kirche?"

„Ich gehe überhaupt nicht dahin, denn ich finde, ich kann meine Zeit besser verwenden, als langweilige Reden anzuhören, die uns meistens aufgetischt werden. Aber da es sich heute nun gerade so traf, sagte ich zu mir: Es sollte mich doch wundern, ob er ein ebenso großer Heuchler ist wie die anderen! Antworten Sie mir mal ehrlich, glauben Sie selbst alles, was Sie sagten?"

Gunnar blickte ihn erstaunt an und antwortete: „Würden Sie selbst den Mut haben, sich mit kaltem Blute hinzustellen und der ganzen Gemeinde Lügen vorzutragen?"

„Hm — aber Sie können doch nicht einfältig genug sein, zu glauben, daß der Schöpfer der Welt die Gefühle eines Vaters für Ihre kleinen Wünsche und Bedürfnisse haben soll?"

„Wenn Sie mir diese Frage nur stellen, um mich in einen Wortstreit zu verwickeln, so muß ich Ihnen sagen, daß der Gegenstand mir zu heilig ist, um auf offener Landstraße verhandelt zn werden."

Ein Ausdruck von Güte und Wohlwollen flog über Herrn Bratts spöttisches Gesicht, als er Gunnar die Hand reichte, indem er sagte: „Nun, so wollen wir das Gespräch zwischen den vier Wänden fortsetzen. Wenn Sie nicht befürchten, verdorben zu werden durch die Gesellschaft eines alten ‚Freidenkers' wie man mich nennt, so kommen Sie und besuchen mich, ich habe eine hübsche Sammlung von Schmetterlingen und Petrefakten, die Sie vielleicht interessiert."

Gunnar leistete dieser Aufforderung bald Folge und die Abende, die er mit dem geistreichen und im Grunde wohlwollenden Manne verlebte, gewährten ihm großen, geistigen Genuß. Instinktiv aber vermieden beide geistliche Gespräche, um die gewonnene Harmonie nicht zu stören, und in dem einen Punkte, der thätigen Menschenliebe nämlich, waren sie einig.

Seine Amtsbrüder betrachteten diesen Umgang mit schiefen Blicken, und die drei „Stadträtinnen", wie die guten Frauen A., B. und C. genannt wurden, hegten auch ihre Bedenken. Bei ihrem gemütlichen Nachmittagskaffee berieten sie abwechselnd die Vorzüge der Kaffeemaschine ihrer Jugendzeit gegenüber der jetzt gangbaren, und Gunnars Benehmen.

„Ist das ein Umgang für einen jungen Geistlichen?" fragte Frau B. — „Wissen Sie, Liebste, Safransbrod gerät doch besser mit Hefenpulver, heut ist es ja ganz prachtvoll! — Was hat ein junger Prediger mit Naturwissenschaft zu thun? Solche Studien kommen alle vom Bösen, aber da sieht man wieder recht, wie der Teufel sich als Engel verkleiden kann, denn was anderes ist dieser alte Freigeist trotz seiner Mildthätigkeit und Sorge für die Armen nicht! Es wäre doch schade, wenn er den jungen Pastor verführte, aber wir wollen ihm das schon abgewöhnen, wie wir es ja mit dem schnellen Sprechen gethan haben."

„Ja, es wäre schade," sagte die milde Frau A., „denn jetzt sind doch seine Predigten herrlich. Mir scheint es immer, wenn ich ihn gehört habe und aus der Kirche gehe, als wäre es gar nicht so schwer, ein Christ zu sein, wenn man Gott nur recht liebt."

Ja, wenn . . .

* * *

Eines Tages ging Gunnar nach der Festungsruine Kronau hinauf, wo die ärmste Bevölkerung wohnt. Eine arme Frau hatte ihn gebeten, ihren Mann, der ein Trunkenbold war, in die Kur zu nehmen. Um sich selbst von der Sachlage zu überzeugen, wollte er die Familie beim Mittagsmahl überraschen, denn die sehr geläufige Zunge der Frau hatte ihm die aufgetischte Geschichte etwas verdächtig gemacht. Es war bitterkalt und die steilen Abhänge waren spiegelblank von Eis, die heranwachsende Jugend benutzte dies als russische Rutschbahn und raste auf ihren kleinen Schlitten den Berg hinab, so daß er vor Glätte stellenweise kaum zu erklimmen war. Hin- und hergleitend hatte Gunnar den halben Weg zurückgelegt, als er vor sich eine ältere Frau sah, die einen großen Wasserkrug trug.

„Halt, Mütterchen," rief Gunnar ihr zu, „laßt mich Euch helfen, den Krug zu tragen, vielleicht stützen wir dann einander auf diesem schlimmen Weg." Damit ergriff Ström die andere Seite des Henkels und sie klommen weiter.

„Wie kommt es, daß Ihr das Wasser tragen müßt, giebt es keine Wasserleitung hier oben?"

„O ja, teilweise wohl, aber in diesem kalten Winter friert alles zu. Der Boden ist so fest gefroren, daß die Röhren gesprungen sind, und so muß ich das Wasser von unten holen, wo es einen Brunnen giebt."

„Habt Ihr denn keine Jugend um Euch, die Euch das besorgen kann?"

„Nein, mein Mann und ich leben allein, denn unsere drei Kinder sind schon lange im Dienst."

„Und Euer Mann, was treibt er denn?"

„Der ist leider lahm und liegt immer zu Bette. So, nun wären wir ja glücklich angelangt und so danke ich Ihnen denn auch recht schön für die freundliche Hülfe." Sie machte einen Knix und wollte in das kleine, rotangestrichene Holzhäuschen treten, vor dem sie standen. Es sah beinahe aus wie ein Puppenhaus, eine kleine, niedrige, weißgestrichene Thür, zwei zweischeibige Fenster, ein kleines Gitter, hinter welchem sich wohl ein Gärtchen unter der Schneedecke verbarg und drei halbhohe Bäume, das war die ganze Herrlichkeit. Aber die Aussicht war nach allen Seiten hin großartig, die Luft rein.

Digitized by Google

„Wartet einen Augenblick," sagte Gunnar, „könnt Ihr mir vielleicht sagen, ob hier in der Nähe ein Schuster mit Namen Karl Petterson wohnt?"

„Ja, wohl thut er das, dort in dem verfallenen Häuschen, wo die Thür offen steht."

„Kennt Ihr die Leute?"

„Ich weniger, aber mein Mann desto mehr."

„Kann ich ihn vielleicht sprechen?"

„Gewiß, bitte treten Sie ein." Gunnar folgte ihr in ein großes, niedriges, aber freundliches Zimmer, das die ganze Breite des Hauses einnahm, mit Fenstern nach drei Seiten. Der Fußboden war mit kleingehacktem Fichtenreisig bestreut, dessen kräftiger Duft dem Eintretenden angenehm auffiel. Braungemalte Möbel mit blau und weiß gestreiften Überzügen, weiße Gardinen, Blumentöpfe an den Fenstern, zwischen denen ein Webestuhl stand, verliehen dem Stübchen ein freundliches Aussehen. Die Thür zur Küche war offen, dort sah alles blank und geputzt aus, auf dem Herde sah man einen Topf, worin eine kräftigriechende Erbsensuppe mit Speck langsam brodelte. An der einen Wand stand das Bett, in dem der lahme Mann lag, darüber hing ein Gestell aus Seilen und Holzstäben von der Decke herab, das er sich verfertigt hatte, um sich aufrichten zu können. Zwei Bilder zierten die Rückwand, schlechte Holzschnitte, das eine Guido Renis Christus, das andere ein Porträt des verstorbenen Probst Wieselgren, dieses tapferen Vorkämpfers im Ausrottungskrieg gegen den Branntwein.

„Grüß Gott, Freund," sagte Gunnar, „ich weiß noch nicht, mit welchem Namen ich Euch nennen soll."

„Grüß Gott, Herr Pastor, Maurer Sven nennt man mich."

„Das ist ein kümmerliches Leben, was Ihr so im Bette führt," meinte Gunnar, den Stuhl annehmend, den die Frau ihm bot.

„O ja, so mag es wohl scheinen, ich empfinde es aber nicht so! Gottes Gnade ist groß gegen mich gewesen, ich habe Arbeit vollauf, so bin ich zufrieden mit meinem Los."

„Erzählt mir doch, wie Ihr zu solcher Zufriedenheit gelangt seid, vielleicht kann ich von Euch etwas lernen."

„Ja, es ging wohl nicht immer so glatt wie es klingt, aber jetzt ist alles schön und gut! Ohne den Mann da," und er wies mit dem Finger auf Wieselgrens Bild, „wäre ich wohl wie so viele andere, jetzt ein verlorener Mensch, denn ich war in meiner Jugend ein Trinker. Aber er hat nicht von mir gelassen, ist nicht ermüdet, bis er mich vom Abgrund zurückgezogen hatte, und meine Frau da hat ihm treulich beigestanden in dem schweren Werk. Ich wurde wieder ein fleißiger Arbeiter, bis mich das schreckliche Unglück befiel, das mich zuerst zur Verzweiflung brachte. Gerade als ich mir den Branntwein ganz und gar abgewöhnt hatte, fiel ich von dem Mauergerüst herunter, das ich so oft heil als Betrunkener erklommen hatte, ich brach beide Schenkel und konnte nie mehr gehen! Aber wieder stand der Probst mir zur Seite, bis ich mich nach und nach in mein Schicksal fügte. Nun fragte ich mich, was Gott wohl mit mir vorhätte, daß er mich so brachgelegt, denn etwas leisten muß doch jeder, wie soll ich ihm jetzt dienen? Da fing ich an, mich in meiner Nachbarschaft umzusehen und siehe, es gab viel für mich zu thun! Wissen Sie, Herr Pastor, die Armen hier oben können nicht oft zur Kirche kommen, denn mit ihren schlechten, zerlumpten Kleidern dürfen sie sich nicht unter die wohlhabenden Klassen drängen; wir haben zwar Betsäle hier, wo ab und zu wohl gut gepredigt wird, aber meistens ist es doch nur bloßes Geschwätz, gerade als ob man einen Schneeball in den Mund nimmt, der auch gleich schnell zu Wasser wird. Da habe ich denn angefangen, die Leute zu gewöhnen, zu mir zu kommen, um sich in geistlichen und weltlichen Dingen mit mir zu beraten. Jeden Abend halte ich ein Abendgebet und am Sonntag auch einen Gottesdienst in meiner einfachen Weise. Die Leute haben Zutrauen zu mir gewonnen und da ich meine Arbeit in Gottes Hand gelegt habe, so wird er sie ja auch segnen. Außerdem hat wegen dieses immerwährenden Verkehrs mit den Armen und Hilfsbedürftigen die Polizei zu meinen Berichten Vertrauen gefaßt, so daß ich jetzt amtlich von ihr verwendet werde bei der Verteilung von Unterstützungen in Armuts- und Krankheitsfällen. So ist denn meine Zeit vollauf in Anspruch genommen, wir leiden auch keine Not, da ja meine Frau durch ihre Weberei noch einen Zuschuß verdient, und so danke ich Gott täglich für mein unverdientes Glück."

„Möge es weiter so gedeihen," entgegnete Gunnar freundlich. „Und nun sagt mir, da Ihr ja alle kennt, wie steht es mit dem Schuster Petterson?"

„Das ist gerade so ein Unglücklicher, der vom Branntweinteufel besessen ist! Er ist kein schlechter Mensch, aber er ist schwach und kann der Versuchung nicht widerstehen, erst trinkt er, dann bereut er es, und so trinkt er wieder, um sich zu trösten. Gehen Sie zu ihm, Herr Pastor, vielleicht können Sie ihm beistehen."

„Das war auch meine Absicht," sagte Gunnar und erhob sich. „Lebt wohl, Maurer Sven," fuhr er fort, diesem die Hand reichend, „ich besuche Euch bald einmal wieder."

Ehe Pastor Ström das Haus des Schusters aufsuchte, machte er einen Umweg, um sich auf das Kommende vorzubereiten, dann trat er ein. Der Bauart nach glich dies Haus dem anderen vollkommen, aber sonst welch ein Unterschied! Die Thür schloß nicht, die eine zerschlagene Fensterscheibe war mit Lumpen zugesteckt, Schmutz, Unordnung und Ungemütlichkeit überall! Rund um einen Tisch, worauf eine Schüssel mit Pellkartoffeln, ein großes Brot und ein Teller mit zwei Häringen standen, saß die Familie, Mann, Frau und zwei Kinder. Neben dem Mann stand eine Branntweinflasche, niemand hatte einen Teller, sondern jeder griff mit den Fingern in die Kartoffelschüssel und warf die Schalen, wohin es eben traf. Als die Frau Gunnar erblickte, wischte sie schnell mit der schmutzigen Schürze die Schalen vom Tisch und stürzte ihm entgegen: „Ach, lieber, süßer, allergnädigster Herr Pastor, ach, bitte zu entschuldigen — Pfarrer, vielleicht gar Bischof — wie

Digitized by Google

allergnädigst ist es von Ihnen, daß Sie uns arme Elende aufgesucht haben, aber ich sagte auch zu meiner Nachbarin, wenn der allergnädigste Herr Bischof S. — sagte ich . . . "

„Still," rief Gunnar und schob das Weib beiseite, dann wandte er sich zu dem Mann: „Guten Tag, Karl Petterson."

Dieser blieb am Tische sitzen, da stürzte das Weib hinzu, puffte ihn in die Seite und schrie:

„Kannst Du nicht mal aufstehen, wenn der Herr Bischof mit Dir spricht? Nehmen Sie's nicht übel, gnädiger Herr, aber das alte Schwein ist wohl wieder so besoffen, daß es nicht auf den Beinen stehen kann! Sehen Sie, so ist es immer, und dann flucht er und prügelt seine arme, unschuldige Frau und die armen Kinder, so daß wir aus dem Hause fliehen müssen. Manchmal ist er sogar so gottvergessen, daß er die armen, unglücklichen Würmer mit in die Schenke nimmt, während ich im Betsaal für seine unglückliche Seele bete."

Der Mann sah sie grimmig an, zeigte dann mit dem Finger auf Gunnar und fragte: „Nun, den hast Du wohl auch hergebetet, damit er mich gleich zur Hölle führen soll?"

Gunnar trat an den Mann heran, blickte ihm fest in die Augen und sagte: „Ich habe gehört, daß Ihr ein sehr geschickter Arbeiter wäret, Petterson, und ich bin gekommen, um zu fragen, ob Ihr Arbeit von mir annehmen wollt? Im Arbeitshause sollen fünfhundert Paar Stiefel angefertigt werden, und wir wollten nur die besten Arbeiter dazu anstellen. Wollt Ihr auch dabei auf Akkord arbeiten?"

Der Mann hatte sich langsam von der Bank erhoben und blickte den Pastor scheu an. Verlegen fuhr er sich mit der Hand durch das Haar und stammelte: „Ich weiß nicht, ob ich's können werde."

„Versteht sich könntest Du, wenn Du bloß willst," kreischte die Frau, „aber Du willst ja niemals etwas für die Deinigen verdienen! Sehen Sie, Herr Bischof, wenn er endlich mal an die Arbeit geht, dann kommt er schon zu Mittag zurück und will Essen haben, trotzdem er nichts verdient hat!"

„Nun, dann kocht Ihr ihm wohl eine gute Suppe, Frau," fragte Gunnar, „und seid so freundlich zu ihm, daß er dann nicht wieder in die Schenke geht?"

Der Mann drehte sich um, sah sie verächtlich an und murmelte nur: „Sie . . .?" Es lag eine Welt von Vorwürfen in diesem einen Wort, das ein ganzes Leben von ehelichem Unglück umschloß. Gunnar that, als bemerke er die Frau gar nicht und hub wieder an: „Nun, Petterson, will ich Euch auch meine Bedingungen sagen. Von morgens acht Uhr bis abends acht Uhr müßt Ihr im Arbeitshause bleiben, denn wir geben keine Arbeit aus dem Hause, dafür erhaltet Ihr zwei Kronen pro Tag und wenn die Arbeit gut und pünktlich ist, noch eine Zulage. Aber ich stelle außerdem noch eine Bedingung: ich muß überzeugt sein, daß Ihr nüchtern sein könnt, wenn es darauf ankommt. Daß es Trinkern schwer wird, sich plötzlich ganz des Branntweines zu enthalten, weiß ich, wollt Ihr mir nun trotzdem versprechen, von heut bis übermorgen keinen Tropfen Branntwein zu kosten, so will ich mich Eurer wie ein Freund annehmen. Es ist nicht so schwer, wie es Euch jetzt dünkt, und ich bin überzeugt, daß Ihr's könnt, wenn Ihr wollt; gebt mir Eure Hand darauf, daß Ihr wie ein Mann gegen Euch selbst kämpfen werdet." Dabei zog Gunnar seinen Handschuh ab und streckte seine feine, weiße Hand dem Schuster entgegen. Dieser sah die Hand an, blickte auf die seinige, dann wieder auf Gunnars, dann fing er an zu zittern, die Thränen begannen über sein Gesicht zu fließen, wie das bei Säufern so oft der Fall ist, und schluchzend stieß er hervor: „Ach, sie ist zu schmutzig!"

„Sie kann aber wieder rein werden," sagte Gunnar, „und ich verspreche Euch darin beizustehen. Gebt mir jetzt Eure Hand."

Zögernd legte der Schuster seine Hand hinein und als er sie endlich zurückzog, betrachtete er sie lange — mehr als einmal an diesem Tage blickte er darauf und murmelte: „Er hat die schmutzige Hand berührt!"

„Und nun noch ein Wort mit Euch, Frau," sagte Gunnar. „Ihr klagt Euren Mann an, aber Ihr habt Euch wohl nicht klar gemacht, daß Ihr ebenso schuldig seid. Was thut Ihr denn, um ihm das Haus freundlich und heimisch zu machen? Ihr lauft in die Betstunde und laßt ihn in der Schenke und die Kinder auf der Straße herumtreiben. Habt Ihr nie das Wort vernommen, daß wir nicht bloß die Hörer von Gottes Wort sein sollen, sondern auch danach handeln? Ihr seid lieblos gegen den Mann und überzeugt ihn dadurch noch mehr, daß Gottes Wort zu nichts nütze ist; ich gebe Euch den Rat, bleibt zu Haus und thut Eure Pflicht, statt jedem Missionar nachzulaufen. Seid gut zu Mann und Kindern und Ihr werdet vielleicht doch erleben, daß er seine Lebensweise ändert; Lebt wohl!"

* * *

In dem großen Speisesaal bei Herrn Anderson stand Sophia am runden Eßtisch und zählte die Wäsche, die darauf ausgebreitet war. Ein munteres Feuer brannte in dem offenen Kamin, um jede Spur von Feuchtigkeit aus dem blendend weißen Linnenzeug zu entfernen, das in die schöngeschnitzten Eichenschränke sortiert wurde; in einer Ecke saß die Jungfer und strich die Fransen der Theeservietten aus, während die junge Herrin im dunkelgrünen Wollkleide mit weißer Schürze geschäftig hin- und herging, ein hübsches Bild häuslicher Thätigkeit bietend. Das luftige, fünffenstrige Eckzimmer hatte die Aussicht nach dem Hafen, hier konnte Herr Anderson sitzen und seine Schiffe sehen, wenn sie reichbeladen von weiten Reisen zurückkehrten, hier tanzte Sophia ihre schönsten Tänze und hier endlich konnte Maria herumgehen und ihre Schönheit in den großen Wandspiegeln bewundern.

„Mia," rief Sophia in das Nebenzimmer hinein, „es scheint mir wirklich, als ob Deine Nägel nun poliert sein könnten, seit einer halben Stunde sitzest Du mit Schere und Feile in der Hand und guckst Deine Finger an; Du könntest doch wenigstens die

Digitized by Google

seidenen Bänder um die Servietten und Tischtücher binden; ich habe nach der Wäsche den ganzen Leinenschrank durchzuzählen, und wenn Du mir nicht ein bißchen hilfst, werde ich sicher nicht fertig bis zu Mittag."

„Ich habe keine Zeit," erwiderte Maria indolent. „Ich habe den Wagen um zwölf Uhr bestellt, um zu Ahlberg zu fahren und mir einige Frühjahrsstoffe anzusehen. Lena, kommen Sie und helfen Sie mir beim Anziehen."

„Ja, zum Spazierenfahren hast Du immer Zeit," murrte Sophia, indem sie wieder ein Pack Handtücher in den Schrank legte.

„Und Du immer zum Zanken," antwortete Maria im Herausgehen. Bald darauf kam sie zurück, sie sah reizend aus in dem dunkelbraunen Tuchkleid mit Jackett, Barett und Muff aus Sealskin.

„Soll ich Dir etwas besorgen?" fragte sie, sich im Spiegel musternd.

„Ich danke," antwortete Sophia kurz.

Die beiden Schwestern hatten sich eine häßliche Art, miteinander zu verkehren, angewöhnt; ihre Herzen waren freundlicher als ihre Worte; im täglichen Leben aber herrschte unter ihnen ein Nörgeln, Reizen und Sticheln, das einem Fremden unangenehm auffiel. Sie waren zu verschieden, um sich vertragen zu können, und der lebhafteren Sophia wurde natürlich die Hauptschuld daran zugemessen; sie wurde so oft durch Marias Gleichgültigkeit herausgefordert, mußte so oft eingreifen, weil die andere alles gehen ließ, daß sie, rasch wie in allem, es auch in Worten wurde. Maria war zu indifferent, um dagegen viele Einwendungen zu machen, und so galt sie im allgemeinen, besonders aber bei den jungen Herren für einen Engel an Geduld und Güte, der von der tyrannischen Schwester wohl recht viel zu leiden hatte, wie es auch immer als Neid und Eifersucht ausgelegt wurde, wenn ihre Altersgenossinnen sie nicht so schön fanden, wie das männliche Geschlecht dies that. Der Geschmack beider Geschlechter ist nun mal sehr verschieden, davon wollen aber die Männer selten etwas wissen, sie halten nur zu gern eine abweichende Ansicht für versteckten Neid der Frauen.

Als Maria gegangen war, trat Sophia an das Fenster, um sich nach der Debatte etwas abzukühlen; es kochte in ihr, daß sie allein die anstrengende häusliche Arbeit zu verrichten hatte, und dennoch verbot ihr das Pflichtgefühl, das große Haus mit den vielen Dienern fremden Händen zu überlassen.

„Warum soll ich immer das Lasttier sein und alles verantworten," murrte sie. „Wird eine Gesellschaft gegeben, so habe ich die Anordnungen zu treffen und Mia bekommt die Komplimente; ist der Braten nicht mürbe und der Fisch zu lange gekocht, so bekomme ich die Schelte und sie sitzt da wie eine schöne Tischdekoration, über die sich Papa freut. Selbst Pastor Ström ist wie blind; sagte er nicht neulich, als sie wieder bei ihren ewigen Rätseln und Charaden saß: ‚Sie sind immer nach innen beschäftigt, Fräulein Maria; Sie vertiefen sich stets in die Dinge,' und als ich dabei herausplatzte: ‚Ach, das nenne ich doch keine Beschäftigung, in der Schule galt es als größtes Vergnügen, Rätsel zu lösen, ich finde, man kann die Zeit besser verwenden als mit Charaden und Spitzenhäkeln,' da sagte er ganz ernst: ‚Man kann verschiedene Begabungen haben, Fräulein Sophia, aber Sie müssen darum nicht lieblos sein gegen Ihre kleine Schwester.' Bin ich denn wirklich lieblos gegen meine Schwester, oder verstehen mich die Menschen nur nicht?"

Sie blickte auf die Straße hinab, der Wagen fuhr eben vor und Maria hatte schon die Hand auf den Wagenschlag gelegt, als sie plötzlich die Hand zurückzog, dem Kutscher etwas zurief und dann weiterging. Sophia stutzte, was konnte das bedeuten? Plötzlich kam Pastor Ström schnellen Schrittes hinter Maria her, und nach kurzer Begrüßung wanderten beide gemeinschaftlich weiter.

Sophia erblaßte und warf sich heftig auf einen Stuhl. „Also auch er," sagte sie halblaut — — dann ging sie an ihre Arbeit zurück.

„Fahren Sie langsam nach, ich gehe voran," hatte Maria dem Kutscher befohlen, als sie vom Wagen zurücktrat. Sie hatte in der Ferne den jungen Pastor Ström erblickt und die Gelegenheit, einen Triumphzug zu inscenieren, war zu günstig um sie zu versäumen. Die dummsten Mädchen können manchmal sehr schlau sein, wenn es gilt, Eroberungen zu machen, und in dieser Hinsicht war Mia Anderson ihren Gefährtinnen mehr als einmal ein Rätsel gewesen. Nun war ja Pastor Ström an und für sich keine erstrebenswerte Eroberung, aber er war der Modeprediger, alte Damen bewunderten ihn, junge Mädchen schwärmten für ihn, die Konfirmandinnen beteten ihn an und waren glückselig, wenn sie nur von weitem seine Hausthür sehen konnten. Nur wenige hatten den Vorzug, ihn persönlich zu kennen, da er wenig in Gesellschaft ging, bei ihrem Vater jedoch war er fast jeden Sonntag zu Tisch, weil Herr Anderson Präses des Kirchenvorstandes war, wie es hieß. Es war also keine Kleinigkeit, wenn die Menschen sie mit dem vielbesprochenen Pastor, den man fast nie auf der Promenade sah, jetzt um die Mittagsstunde den ganzen langen Hammgatan entlang spazieren und plaudern sehen konnte. Gewiß würden die jungen Mädchen neidisch, die jungen Herren eifersüchtig sein, und am Ende würde Graf P. gar sich umdrehen — —

Alle diese Gedanken schwirrten in dem kleinen Köpfchen umher, während sie rotwangig und lächelnd die schönen Augen zu Gunnar aufschlug und ungewöhnlich lebhaft mit ihm plauderte. Dieser befand sich wie in einem Zauberbann; es war das erste Mal, daß er Maria allein sprach, und als er ihre muntere Unterhaltung gewahrte, sagte er sich: „Jetzt giebt sie sich, wie sie wirklich ist, und weshalb thut sie es . . ." Wie traumbefangen ging er neben ihr und sah weder Menschen noch Straßen — sie aber hatte Augen für beide.

„Nächstens werde ich den botanischen Garten besuchen, um mir Pflanzen auszusuchen," sagte Maria. „Papa hat versprochen, mir zu meinem Geburtstag ein Blumenzimmer einzurichten, und die Blumen dafür will ich mir selbst wählen."

„Sie lieben wohl die Blumen sehr, nicht wahr?"

„O ja, wenn sie nur nicht so schwer zu pflegen

Digitized by Google

wären! Aber ich mag sie gern um mich haben. Später will ich mir auch Vögel für eine Voliere kaufen."

Nun war man bei dem Modemagazin angelangt und Maria ging hinein, Gunnar aber konnte sich jetzt nicht gleich nach Hause begeben, er war zu erregt, und Karin würde sofort entdeckt haben, daß etwas Ungewöhnliches passiert sei, darum ging er weiter nach Gamlestaden hinaus.

Was war geschehen? Oft hatte er sich in den letzten Monaten die Frage gestellt: liebe ich Maria mit der tiefzärtlichen und doch klarsehenden Liebe, die ein jeder Mann und besonders ein Geistlicher für seine Lebensgefährtin haben soll, und würde meine Mutter sie zur Tochter wählen? Sie hat vielleicht Fehler, die ich nicht kenne, wenigstens gewahre ich sie nicht, aber sie ist noch so jung und hat die Erziehung einer Mutter entbehrt! Die Hauptfrage bleibt: kann sie mich lieben und was habe ich einem solchen Engel zu bieten außer meiner treuen, warmen Hingebung; kann ihr das genügen, und ist es nicht vermessen, daran zu denken?

Doch jetzt glaubte er die Antwort in ihren leuchtenden Augen gelesen zu haben, und er nahm sich vor, sich zu beherrschen, um sie nicht scheu zu machen durch das verfrühte Hervortreten seiner Gefühle; langsam sollte sich die himmlische Knospe zu schönster Blüte entfalten.

Eben ging er an einer Vogelhandlung vorüber. „Sie wollte sich ja eine Voliere anschaffen, da will ich ihr den ersten Insassen schenken, der soll ihr meine Liebe vorsingen," dachte Gunnar und trat ein.

„Haben Sie einen besonders schönen Kanarienvogel, der vorzüglich singt?" fragte er, „aber nicht schmetternd und scharf, sondern mit sanften Tönen und weichen Trillern?"

„Ja, ich habe ein Prachtexemplar von Schönheit, aber er ist als Sänger noch nicht fertig ausgebildet, er muß noch einen Monat lernen. Dann wird er gewiß ebenso gut singen, wie er schön ist." Sie gingen in den inneren Laden, die kleinen Vogelschulkinder zwitscherten lustig am Fenster, aber in einer ganz dunklen Ecke saß ein einsamer Vogel in einem Bauer.

„Warum sitzt dieser da so allein und noch dazu im Dunkeln," fragte Gunnar.

„Er ist der Lehrer der anderen; um diese zu unterweisen, darf er keine Zerstreuung von außen haben, denn wenn er sich ganz nach innen sammelt, so singt er selbst schöner und belehrt die anderen besser."

Ein eigentümliches Gefühl, als ob ein kalter Hauch über ihn wehe, überkam Gunnar und lange betrachtete er den Vogel. „Also auch die tiefe Lehre von der Selbstaufopferung selbst bei den Tieren," sagte er langsam und sinnend. „Schicken Sie mir den Vogel, sobald er ausgelernt hat," damit verließ er den Laden.

Er ging weiter. Der Besuch bei dem Vogelhändler hatte gleichsam einen Dämpfer auf seine vorher so jubelnde Stimmung gesetzt; zwischen den Gedanken an Marias liebliches Gesicht und ihre aufmunternden Blicke, klangen immer wieder die Worte an sein Ohr, „wenn er sich innerlich sammelt, singt er selbst schöner und belehrt die anderen besser."

„Sich sammeln, sich konzentrieren," dachte er, „ja, an dem Mangel hieran kränkelt unsere ganze Zeit. Wer hat noch Muße und Lust, sich auf eine Arbeit zu konzentrieren und dabei zu verharren? Man geht in die Breite, aber nicht in die Tiefe, mit und gegen seinen Willen wird man nach außen gerissen, sogar die Wissenschaft wird popularisiert und alle glauben sich berechtigt und befähigt, sich darüber auszusprechen. Die Religion ist ein Gegenstand der Spekulation oder der leeren Form, nicht ein Leben in Anbetung und Menschenliebe, die Lektüre wird verflacht durch das viele Zeitungslesen, der Umgang mit Menschen durch das Übermaß eine Arbeit statt eine Erholung. Die Männer hasten aus einer öffentlichen Verhandlung in die andere und verlieren dadurch Sinn und Gefallen für ein ruhiges Familienleben, die Frauen zersplittern ihre Thätigkeit durch zu viel fremde Interessen, die Jugend nippt an allem, sowohl beim Lernen wie beim Vergnügen, aber sie vertieft sich in nichts; sogar die Kinder werden ins öffentliche Leben hineingezogen durch den frühzeitigen Schulbesuch und die Eisenbahnfahrten. Selbst die öffentliche Wohlthätigkeit, wobei die Menschen ihr Geld, aber nicht ihr Herz geben, wird eine Gefahr, die uns von der persönlichen Ausübung der Menschenliebe losreißt. Was soll aus dieser Zerrissenheit werden, wie kehren wir wieder zur Konzentrierung in unserem privaten und öffentlichen Leben zurück, wie bringen wir wieder Selbständigkeit in unsere Handlungen, damit wir nicht das thun, was die anderen thun, sondern was unsere eigene Individualität fordert!"

* * *

Gunnars Thätigkeit war in den letzten Monaten außerordentlich anstrengend gewesen. Durch eine langwierige Krankheit des Probstes waren die beiden Hilfsprediger gezwungen, sich in seine Amtspflichten zu teilen, wozu für Gunnar noch der Konfirmandenunterricht kam. Gerade in dieser Zeit, wo er so oft den Rat eines gleichgesinnten Freundes nötig gehabt hätte, empfand er klar, daß ihm Bratts Gesellschaft nicht genügend war. Sie war ihm belehrend und fesselnd, weil er mit den Augen Bratts die Menschen von einer anderen Seite kennen kernte, ungefähr wie wenn man im Atelier Akt zeichnet. Man kann wohl einen geselligen Verkehr, aber nicht eine intime Freundschaft mit jemand eingehen, der in religiöser Beziehung auf ganz anderem Boden steht wie man selbst. Wenn im traulichen Verkehr der Kernpunkt aller Dinge nie berührt werden darf, so fehlt nach und nach das Öl, das die Lampe brennend erhält. So war es ihm mit Bratt ergangen. Im Anfang genügte ihm der anregende geistige Austausch, der sich meist nur um wissenschaftliche Dinge drehte, nach und nach fehlte ihm aber das, was ihm alles war: der Hinweis auf den göttlichen Ursprung der erschaffenen Welt. Zwar erfrischte es ihn, immer einen Abend bei Bratt zuzubringen, wenn er erschöpft von vielerlei amtlichen Geschäften, bei denen er sich oft wie ein

Digitized by Google

Polizeidiener vorkam, durch ein interessantes Gespräch über eine neue Entdeckung oder eine mikroskopische Untersuchung einer Pflanze von dem Alltäglichen abgezogen wurde. Aber eine Frage über Dinge, die ihm am nächsten lagen, konnte er nicht stellen, ohne von dem Materialisten eine Antwort zu riskieren, die beide vielleicht auf immer getrennt hätte. Herr Bratt bemerkte dies wohl, aber er blieb seinem Schützling treu; er war zu klug, um nicht die Bedenken des jungen Geistlichen zu verstehen, und selbst ein zu unabhängiger Geist, um nicht diese Eigenschaft bei seinem jungen Freunde zu schätzen.

Aber noch mehr als durch die angestrengte Arbeit war Gunnar durch seine zunehmende Leidenschaft für Maria aus dem Gleichgewicht gebracht worden. Mit der ganzen Blindheit der Liebe eines reinen Jünglingsherzen hielt er dies schöne Äußere nur für das Spiegelbild ihres harmonischen Innern und deutete danach jeden Mißton als nur zufällig. Ihr Benehmen hatte sich sehr verändert; meist zurückhaltend, kam sie ihm doch ab und zu mit sichtbarem Wohlwollen entgegen, schenkte ihm sogar Blumen aus ihren Bouquets, die er nachher wie Reliquien im Portefeuille bewahrte. Daß diese Auszeichnungen ihm meistens in Gegenwart anderer Herren zu teil wurden und vor allem, wenn der Graf P. zugegen war, erschien ihm als ein Beweis ihres ehrlichen Charakters, der keine Täuschung der anderen zuließ. Trotzdem tobte zuweilen die Eifersucht in ihm und benahm ihm die ruhige Besonnenheit, die zur Ausübung seines Amtes so nötig war. In dieser Zerrissenheit der Gefühle und Gedanken hatte Gunnar sich mehr und mehr gewöhnt, seine Predigt zu improvisieren; die Worte kamen ihm so leicht in den Mund, daß er sich nur einige Punkte zu notieren brauchte und der Sermon war fertig, selten nur machte er jetzt eine tiefergehende Auslegung. Ihm schien es, als hätte dadurch sein Vortrag an Leben gewonnen, und die leuchtenden Augen und erhöhten Farben des von der Macht der Rede begeisterten Predigers rissen viele der Zuhörer noch mehr hin. In seiner durch die Liebe beglückten Stimmung deuchte es Gunnar, als ob die Worte, die ungesichtet von dem kritischen Verstand direkt aus dem Herzen kämen, die geeignetsten wären, die Menschen zu Gott zu führen.

An einem Sonntagabend besuchte ihn Herr Bratt. Gunnar saß an seinem Schreibtisch und schrieb an seine Mutter. Es war das erste Mal, daß er seiner Liebe für Maria Ausdruck geben wollte, und in der Erinnerung an das holde Mädchen suchte er nach Worten, um sie der Mutter zu beschreiben, selbst der geliebten Mutter gegenüber kam es ihm wie eine Entweihung vor, ihr holdes Wesen kritischen Blicken vorzuführen.

„Nun endlich bin ich allen Gefahren entgangen," sagte Herr Bratt beim Eintritt, „Sie haben ja einen wahren Cerberus draußen, Ström, so einen Köter würde ich nicht ertragen, es ist ja, als ob er aus zwei Rachen bellte, und nun erst gar die alte Magd, die entwickelte eine Redseligkeit wie ein Wasserfall, um mich zu überzeugen, daß Sie ungestört bleiben müßten!"

„Lassen Sie mir meine alte Karin in Ruhe, sie ist unschätzbar, denn dieselbe Redseligkeit benutzt sie ebenso gut gegen Frauenzimmer, die mir sonst meine kostbare Zeit durch Schwatzen rauben würden, und dafür kann ich ihr nicht dankbar genug sein."

„Wie mag das häßliche Gesicht wohl in der Jugend ausgesehen haben," meinte Bratt, während er den Überzieher ablegte.

„Für mich als fünfjährigen Jungen war sie der Inbegriff aller Schönheit, wenn sie mir Eierkuchen backte," sagte Gunnar lächelnd. „Wollen Sie aber nicht Platz nehmen?"

„Eigentlich störe ich Sie wohl?"

„Ehrlich gesagt, ja, allein jetzt bin ich doch aus der Stimmung, an meine Mutter zu schreiben."

„Sie Glücklicher, eine Mutter und eine Stimmung zu haben, ich habe keins von beiden, aber ich habe Freundschaft für Sie. Soll ich Ihnen einen Beweis davon geben?"

„Sicherlich und mit Dank."

„Na, wer weiß — aber sagen Sie, Ström, Sie haben ja da einen Schirm vor der Lampe, das habe ich noch nie bemerkt, sind Ihre Augen krank?"

„Nun krank gerade nicht, aber ich muß sie sehr schonen."

Herr Bratt setzte sich gemütlich in einen Lehnstuhl zurecht, schlug ein Bein über das andere und zündete sich eine Cigarre an, wie wenn er sich so recht auf ein Plauderstündchen präparierte. Dann hub er an:

„Eigentlich haben Sie es Fräulein Anderson zu verdanken, daß ich heute zu Ihnen komme."

Gunnar drehte den Lampenschirm ein wenig mehr nach seiner Seite hin.

„Ja, ja, ich meine natürlich die ältere, vernünftige, nicht la belle et la bête, wie ich die andere nenne. Also, ich war gestern bei meiner Schwester zu einer jugendlichen Gesellschaft geladen; es amüsiert mich immer, die Jugend so plaudern zu hören, gerade wie die jungen Vögel zwitschern; deshalb hatte ich mich mit meinem Buch hinter eine Portiere gesetzt. Das Gekakel ging los und berührte, glaube ich, alle Dinge zwischen Himmel und Erde, als eine Stimme fragte: ‚Gehst Du morgen in die Christina-Kirche?' ‚Nein,' antwortete Sophia Anderssson, ‚ich gehe zu Pastor Ström.' ‚Hallo,' rief ich dazwischen, ‚giebt er denn Gesellschaften oder was meinen Sie damit, daß Sie zu ihm gehen? Gehen Sie denn nicht zu Gott, wenn Sie zur Kirche gehen?'

„‚Gott, wie haben Sie mich erschreckt,' piepste Maria Anderson mit ihrer greulichen Stimme als ich vortrat. Nun sagen Sie mir, Ström, um alles in der Welt, wie können Sie Ihrer Gemeinde erlauben, solche häßlichen Gewohnheiten beizubehalten. Mich, den Ungläubigen, choquiert es als unästhetisch, wenn die Leute bei jeder trivialen, ja sogar häßlichen Gelegenheit den Namen Gottes anrufen. Zerreißen sie ein Kleid, so rufen sie: ‚Ach Gott,' wirft das Mädchen das Kaffeegeschirr um, so schreien sie: ‚O Gott,' gerade wie Kaspar im Freischütz ‚Hilf Samiel' schreit! Ich habe nur ein Wesen im Leben innig verehrt und geliebt und das war meine Mutter; wenn ich mir nun dächte, daß ihr Name als Beschwörungsformel

Digitized by Google

in den Straßen und Häusern mißbraucht würde, könnte ich die Leute erwürgen, und doch haben die Christen nicht so viel Ehrfurcht vor ihrem Gott, wie ich vor meiner Mutter!"

Gunnar wand sich wie ein Wurm bei dieser rücksichtslosen Bemerkung, Bratt hatte recht, Maria hatte bei jeder Gelegenheit den Ausruf „Gott, o Gott" auf der Zunge, aber er war zu feige gewesen, die Geliebte darauf aufmerksam zu machen.

„Übrigens ist diese kleine la belle et la bête ein rechter Racker was Koketterie anbetrifft, sie bindet mit einem jeden an, das habe ich erst gestern wieder bemerkt."

Gunnar fuhr in die Höhe: „Herr Bratt," stammelte er.

Bratt schien diesen Ausruf gar nicht zu bemerken, sondern folgte mit den Augen den Rauchwölkchen seiner Cigarre und fuhr gelassen fort: „Ich begreife nicht, wie die jungen Leute dies Puppengesicht bewundern können! Die Liebe ist ja immer blind, aber hier muß sie auch taub sein, denn diese schnarrende Stimme alle Tage hören zu müssen, wäre genug, um mich aus dem Hause zu jagen. Doch ich komme ja ganz von der Hauptsache ab. Als ich nun hörte, daß Sie predigen würden, entschloß ich mich, einmal in die Kirche zu gehen. Ich habe in der letzten Zeit von ernsten Männern, auf deren Urteil ich Wert lege, einige Bemerkungen über Ihre Predigten gehört, die mir nicht gefielen, deshalb wollte ich mich selbst von der Wahrheit überzeugen. Da Sie doch nichts Geschriebenes haben, kam ich auf die Idee, die Rede zu stenographieren, hier ist sie, nun urteilen Sie selbst."

Gunnar nahm das Papier und las, Bratt rauchte immer weiter, Totenstille herrschte im Zimmer. Blasser und blasser wurde Gunnar, je weiter er las, endlich warf er das Blatt auf den Tisch und sagte mit zitternder Stimme: „Religiöser Schund!" Es tobte in dem jungen Geistlichen; diese Gefühlsphrasen, diese unaufhörlichen Bibelcitate, diese klingenden Worte ohne tieferen Gehalt, diese oberflächliche Pflichtlehre — das hatte er als geistige Nahrung darzubieten gewagt! Jedes Wort, das so nüchtern schwarz auf weiß vor ihm stand, ohne den verschönernden Klang der Stimme, war ihm ein Stich ins Herz, wie ein Gaukler kam er sich vor, der nur auf Augenblicksaffekte rechnet! Er ging hin und her, dann endlich setzte er sich an den Tisch und stützte das Gesicht in die zitternden Hände. Bratt ließ die starke Medizin wirken, er wußte, daß Selbsterkenntnis ein bitterer Trank ist, den man aber hinunterschlucken muß, um weiter zu kommen.

„Ich sehe, daß Sie nicht zufrieden damit sind," sagte er endlich, „ich war es auch nicht heute, denn Ihre Predigt war unlogisch und haltlos, aber ‚religiöser Schund' ist doch ein zu harter Ausdruck. Von vielen würde man nicht mehr fordern, bei Ihnen ist es aber zu wenig."

„Wie konnte ich mich unterfangen so leichtfertiges Zeug für Gottes Wort auszugeben, wie bin ich dazu gekommen?" murmelte Gunnar verzweifelt.

„Das will ich Ihnen gleich sagen, es gebrach Ihnen an Zeit, sich zu sammeln, Sie hatten geistig größere Ausgaben als Einnahmen und das ist immer eine schlechte Ökonomie. Es ist, als ob man in unserer Zeit das Wort ‚Beschränkung' gar nicht mehr kenne, wie kann man sich sonst bei jeder religiösen und weltlichen Veranstaltung wie ein berufsmäßiger Künstler, entschuldigen Sie das strenge Wort, zur Schau stellen lassen und dabei noch ein ernster Prediger bleiben. Sie zersplittern ja Ihre Kraft, und das können nur ausnahmsweise begabte Männer thun, Sie aber sind viel zu jung dazu."

„Wie oft habe ich anderen dies gesagt und muß nun selbst in den Fehler verfallen. Meine einzige Entschuldigung bleibt, daß ich immer den guten Zweck im Auge hatte."

„Gewiß, aber alle, die es gut meinen, fehlen darin, daß sie sich nicht klarmachen, daß jede Kraft nur ein gewisses Maß hat. Warum macht man es nicht wie die Apostel? Da waren einige nur Prediger, die anderen pflegten die weltlichen Angelegenheiten. Doch wie komme ich dazu, Ihnen kirchliche Vorschriften zu machen, das kommt davon, wenn man die Zunge laufen läßt, jetzt aber will ich Sie von Ihrem Schreiben nicht länger abhalten. Geben Sie mir die Hand, Gunnar, Sie verstehen wohl, daß meine Offenheit der beste Beweis meiner Freundschaft ist, nicht wahr?"

„Ja, ich danke Ihnen für diesen Freundschaftsdienst."

Als Bratt auf die Straße kam, blickte er nach Gunnars Fenster empor. „Armer Junge," dachte er, „der wird eine schlechte Nacht haben! Für mich war es keine schöne Aufgabe, aber eine notwendige; wer faules Fleisch weg haben will, muß tief schneiden, und wenn er diese verflixte Liebe nicht los wird, geht er menschlich und amtlich zu Grunde. So ein Idealist faßt ja alles so tief auf, und betrogen werden thut weh —"

Herr Bratt war auch einmal ein Idealist gewesen.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Unglücksheld.

Roman

von

Paul Maria Lacroma.

(Fortsetzung.)

Auch der Baronin, die sich in inniger Freundschaft an die ihr sofort sympathische Frau geschlossen, wußte diese so manchen guten Rat zu geben, ja, sie half ihr sogar edelmütig im Stopfen und Ausbessern der Wäsche, ohne über die Misère der herabgekommenen Aristokratin zu spotten, wie es ihre anderen Freundinnen bisher unbarmherzig gethan.

Die Baronin war aufrichtig erfreut, im Hause ihrer lieben Margarethe das sinnige Weihnachtsfest zu verbringen und die sämtlich dazu geladenen Schöngeister nicht minder.

Ein großer, stattlicher Baum mit unzähligen Lichtern, bunten Fahnen, Ketten, Rauschgold und durchwegs genießbarem Backwerk, das die Majorin selbst zubereitet, erfreute der Kinder Herzen, nicht minder die ihrem Alter an Größe und Inhalt angepaßten Körbe mit köstlichen Südfrüchten, die der aufmerksame Cäsar zu diesem Zwecke durch seine Mutter in Trient bestellt.

Gisi und ihre Freundinnen hatte er gleichfalls bedacht, doch prangten auf deren Weihnachtstische anstatt Feigen und saftiger Orangen die schönsten, doppelgefüllten Veilchen, die auf feuchtem Moos gebettet, in Blechbüchsen wohlverwahrt, die weite Reise vom sonnigen Italien ins ferne Ungarnland glücklich überstanden hatten, zum Entzücken der jungen Damen, die sich sofort damit schmückten. Auch die hübschen Ziertaschentücher aus farbigem Battist und Foulard, womit sie die Majorin als bescheidene, doch durch die in Seide fein gestickten Monogramms immerhin kostbare Spende überrascht, wurde gleichfalls augenblicklich in Verwendung gebracht und Komtesse Miklos, die anfangs über den praktischen Christbaum, der kein einziges Bonbon vom Hofzuckerbäcker aufzuweisen vermochte, ein wenig das hocharistokratische Näschen gerümpft, raunte Gisi fast bewegt zu, daß die Majorin es mit ihren geringen Mitteln dennoch ganz eigentümlich verstehe, aufs Herz zu wirken, was wohl Jeder im frohen Kreise zugeben mußte; denn die sorglich waltende Hand der vorzüglichen Frau hatte Wochen und Wochen emsig geschafft und gearbeitet, um ja niemand ihrer Gäste zu übersehen.

Die Baronin fand auf ihrem Weihnachtstisch ein schönes Theegedeck für zwölf Personen, mit prachtvollen, altdeutschen Stickereien, und was dem Stoffe allenfalls an Feinheit mangelte, ersetzte reichlichst die unbezahlbare Handarbeit, welche die Nettigkeit und Gediegenheit der Deutschen in jedem Stiche verriet.

„Ja, so etwas bringen wir unser Leben lang nicht zusammen!“ rief Mizzi Steinwald enthusiastisch aus. „Ich fange an zu begreifen, weshalb die deutschen Mädchen viel leichter zu einem Manne kommen als unsereins. Wenn ich eine solche Arbeit zu verrichten imstande wäre, würde ich mir gewiß weit eher einen Mann erobern als mit meinen hunderttausend Gulden.“

„Er wird sich auch so einstellen,“ tröstete Egon Feldbach.

„Jawohl, aber — Ihrer Sorte,“ entgegnete die schlagfertige, wenn auch minder höfliche Baronesse. „Und im Makao und den sonstigen noblen Passionen wären die hunderttausend Gulden in kürzester Zeit verplempert. Danke schön für derlei Aussichten. Ich ziehe es vor, mich schon mit zwanzig Jahren um ein Stift zu bewerben, außer es käme mir ein Deutscher in den Wurf, der als Mann das wäre, was unsere prächtige Majorin als Frau ist.“

„Mein Bruder Herbert,“ stellte Frau Fink, welche den Ausspruch der Baronesse nicht vernommen, einen fast im selben Augenblick eintretenden, ernst blickenden, dunkelblonden Mann der anwesenden Gesellschaft vor.

„O Himmel, welch eigentümliches Zusammentreffen,“ neckte Komtesse Miklos. „Da wäre ein Deutscher und ein sehr interessanter obendrein.“

„Aber er heißt tout bonnement: Müller,“ verwahrte sich die Baronesse wegwerfenden Tones vor den Anzüglichkeiten ihrer Freundinnen, allein ihre Stimme hatte nicht die gewöhnliche Festigkeit.

Herr Müller, Direktor der Gas- und Wasserwerke einer kleineren deutschen Residenzstadt, wurde nun auch den jungen Damen vorgestellt. Seine gewinnende Persönlichkeit ließ alle bedauern, daß er nur bis Neujahr seiner Schwester Haus mit seiner Gegenwart erfreute, besonders Mizzi Steinwald, deren Tischnachbar er war und die mit einer ihr völlig fremden Beklemmung seinen interessanten Gesprächen lauschte.

Die Kinder, denen der bis dahin unbekannte Onkel sehr hübsche Geschenke mitgebracht, befreundeten sich gar bald mit ihm, und dieser Weihnachtsabend wäre ein für alle Beteiligten höchst gemütlicher gewesen, wenn der Oberst nicht gar so auffällig seine Aversion, wie er es nannte, für den Milchbruder seines Sohnes gezeigt hätte. Er fixierte zuweilen den armen Lieutenant, als ob er sagen wollte: „Dein Vater hat mir die Stiefel geputzt und nun muß ich mit Dir an einem Tische sitzen.“

Durch das maßvolle Benehmen Cäsars, dem ein Blick in die sanften, in stummer Abbitte auf ihn gerichteten Augen Gisis genügte, um jede Demütigung über sich ergehen zu lassen, ward die Schroffheit des Barons noch so ziemlich übersehen, aber der junge

Digitized by Google

Feldbach bewarb sich in so rücksichtsloser, impertinenter Weise um die Gunst der Majorin, daß es jedem auffallen mußte. Und als er gar eines der zu Bette gehenden Kinder, das die liebevolle Mutter den Augenblick vorher zum Abschied auf die Stirne geküßt, heranzog, um den keuschen Kuß von der reinen Stirne des kleinen Mädchens förmlich aufzusaugen, konnte sich der Major nicht enthalten, ihm erzürnt zuzurufen:

„Weiß schon, daß derlei Fadessen bei meiner Frau nicht durchgreifen, aber ich verbitte mir ein solches Benehmen!"

Das Feldbachsche Früchtl triumphierte nicht wenig, daß es ihm gelungen, den stoischen Major eifersüchtig zu machen. Er warf dem Grafen Spielberg, der ihm gegenübersaß, einen vielsagenden Blick zu, ihn gleichsam zum Zeugen eines glücklich erreichten ersten Schrittes auffordernd; denn der leichtsinnige junge Mann hatte im Kreise der Kameraden die unwürdige Wette gemacht, die Majorin wohl oder übel zu erobern.

Der Graf zeigte jedoch kein Interesse für Egons unlautere Anschläge. Ihn beschäftigte nur seine täglich zunehmende Neigung für Gisi, und er hätte nicht verliebt sein müssen, um nicht qualerfüllt zu gewahren, warum sie sein Werben so gleichgiltig aufnahm.

Der Adonis des Regiments, wie die jungen Damen den Adjutanten nannten, der schön wie Antinous und eitel wie Narciß war, gehörte zwar deshalb durchaus nicht wie Egon zur leichtfertigen Sorte junger Männer. Allerdings lebte er gleichfalls ziemlich gedankenlos in den Tag hinein; doch lag ein guter Kern in ihm. Er liebte Gisi aufrichtig und fühlte sich durch ihre Gleichgiltigkeit tief verletzt. Um ihre Aufmerksamkeit auch auf sich zu lenken, beschloß er, mit seinem Adel und seinen Familienverbindungen zu prahlen, da es schon seiner unwiderstehlichen Persönlichkeit, trotz des sorgfältigst frisierten und pomadisierten Haares und seiner mörderischen Blicke durch ein mit wahrer Kunst eingekniffenes Monocle nicht gelang, der spröden Baronesse Gefallen zu erwecken.

Er begann von den kostbaren Weihnachtsgeschenken zu erzählen, die ihm seine Mutter, eine sechzehnahnige Reichsgräfin, aus Wien gesendet, von der bedeutenden Geldanweisung seines Vaters auf ein Budapester Bankhaus und von dem herrlichen, neuen Pferdeschirr, das ihm sein Onkel, ein in Sportkreisen berühmter Mann, beschert. Leider verfehlte er seinen Zweck; denn seine Worte schienen wenig zu imponieren. Man wußte, daß der Graf, wenn auch von vornehmster Abkunft, kaum bemittelt war und bei der Infanterie diente, weil er es bei der Kavallerie nicht erschwingen konnte und lächelte höchstens über seine Prahlereien, die ihm auch sonst fremd waren.

Das Feldbachsche Früchtl spitzte zwar, als von der Geldanweisung die Rede war, begehrlich die Ohren und nahm sich auch vor, den Grafen beim Nachhausegehen unfehlbar anzupumpen, allein Gisi, auf die das Ganze gemünzt war, dachte nach wie vor nur an ihr entzückendes Crayonbild, welches Cäsar aus dem Gedächtnisse für die Baronin gezeichnet und welches so vorzüglich gelungen war, daß es besser als jedes Geständnis zum Herzen des jungen Mädchens sprach.

Komtesse Miklos, die nicht allein scherzweise am Kaiserball Gisi gebeten, ihr den Grafen zu überlassen, da sie ein faible für ihn hatte, bestrebte sich als Sportfreundin und tapfere Reiterin ihr großes Interesse für das neue Pferdegeschirr kundzuthun, das sie sehnlichst zu sehen wünschte.

„Nichts leichter, gnädige Komtesse," beeilte sich der Graf, der im Nebenhaus wohnte, galant zu erwidern: „Ich lasse, wenn die Herrschaften erlauben, durch den Burschen des Majors meinem Stallknecht bedeuten, das Geschirr sofort herzubringen."

So geschah es auch, und als die Gesellschaft vom Tische aufgestanden war und sich in zwanglose Gruppen verteilte, ging die Thür auf, durch deren Spalt ein Arm nur zögernd sich hereinschob, wobei eine fast weinerliche Stimme unentschlossen sprach: „Teczik, ober belieben der Herr Lajtenant dos wohrhoftig zu sehen?"

Der vorgewiesene Gegenstand war jedoch kein — Pferdegeschirr und es gelang dem zufällig in der Nähe der Thüre stehenden Cäsar nur durch eine blitzesschnelle Bewegung, das Unding durch seinen breiten Rücken aller Augen zu entziehen.

Nur Graf Spielberg sah und hörte alles in unbeschreiblichem Schreck.

XVI.

„Kamerad, ich bin Dir zu großem, zu ewigem Danke verpflichtet! Ohne Dich würde mich gestern abend die Dummheit meines Burschen unsterblich blamiert haben."

Lieutenant Cäsar lächelte in Erinnerung der fatalen Scene und meinte gutmütig:

„Du schlägst den kleinen Dienst wahrhaft zu hoch an, lieber Graf. Ich bedauere, daß Du deshalb Dich so früh zu mir bemüht hast, so sehr mich Dein Besuch auch freut. Mach es Dir wenigstens bequem und trinke eine Tasse Thee mit mir. Nachher stecken wir uns eine Cigarre an und plaudern ein klein wenig."

„Ja, das wollen wir," stimmte Graf Spielberg dem willkommenen Vorschlag bei! Dann entledigte er sich seines Mantels, schnallte seinen Säbel ab und nahm auf dem einzigen Fauteuil Platz, den der Lieutenant anzubieten vermochte.

Bald saßen die beiden Männer, die bisher so steif, ja, fast feindlich miteinander verkehrt, im gemütlichsten Gespräche beisammen, so zwar, daß der Graf einem eigentümlichen Impulse folgend, plötzlich ganz unvermutet ausrief:

„Du bist ein guter, ein prächtiger Kerl, den ich bisher gänzlich verkannt! Schon gestern abend dachte ich ganz anders über Dich; denn der Dienst, den Du mir geleistet, kann nie hoch genug angeschlagen werden, da wir ja — Rivalen sind. Ein offenes

Digitized by Google

Wort, Kamerad; wir beide bewerben uns um Baronesse Gisis Gunst . . ."

„Halt," unterbrach Cäsar, merklich erblassend. „Schon gut, Kamerad! Ich habe mich nicht richtig ausgedrückt. Ich bewerbe mich um Gisis Gunst und Dir fällt sie von selbst zu."

„Das war es nicht, was ich gemeint," widersprach der Lieutenant wehmütigen Tones. „Ich wollte nur hervorheben, daß es mir niemals beigekommen, mein Auge zur Baronesse zu erheben. Wie könnte ich, wie dürfte ich auch zur hochgeborenen Dame emporblicken . . . Ich, der arme Lieutenant — Zavatta. Es ist ja rein unmöglich! Dieser vielbespöttelte Unglücksname allein genügt, um eine unüberwindliche Schranke zwischen uns zu erheben."

„Wenn Du nicht zur Baronesse emporzublicken wagst, blickt sie zu Dir herunter. Es kommt auf dasselbe heraus, mein Bester."

„Du irrst auch hierin, lieber Graf. Gisi und ich sind Jugendgespielen, sie betrachtete mich von jeher wie einen zweiten Bruder und bringt mir auch das Wohlwollen eines solchen entgegen. Das darf Dich nicht irre führen in Deinem Werben."

„Meinst Du? Nun, ich weiß jetzt wenigstens, daß ich einen seltenen Ehrenmann zum Nebenbuhler habe und so wollen wir denn auch das Ganze einzig und allein Gisi anheimstellen, das war es, was ich von Dir erbitten wollte. Räume mir das Feld, wenn Du mir Gisi gönnst, und auf mein Wort als Kavalier kannst Du bauen, daß ich dasselbe für Dich thue, wenn ich vergeblich um sie geworben."

„Ja, ich gönne sie Dir, die Teure, Holde," zitterte es kaum hörbar von Cäsars bebenden Lippen; „denn auch ich weiß, daß es ein Ehrenmann ist, dem Gisi fürs Leben angehören soll. Ihr paßt den äußeren Verhältnissen und der bevorzugten Stellung nach, vollkommen zu einander; es wäre demnach schmählich, wenn ich mich dazwischendrängen wollte. Ja, ich gönne sie Dir," wiederholte er mit edlem Freimut, „ich gönne sie Dir, wenn auch mit — blutendem Herzen; denn Bekenntnis um Bekenntnis: ich liebe Gisi, wahr und tief, und müßte sie nicht so heiß, so innig, so über alles lieben, wenn ich auch nur einen Augenblick zögern wollte, ihrem Glücke entgegenzutreten."

Bewegt, erschüttert, ja, fast zu Thränen gerührt drückten sich die beiden Männer stumm die Hände: Cäsar totenbleich, Graf Spielberg hoffnungsstrahlend, aber noch immer ein bißchen verzagend; denn noch auf der Schwelle, nachdem sie schon wiederholt Abschied genommen, bat er eindringlich:

„Um das Opfer gänzlich zu vollbringen, bitte ich Dich noch, der Baronesse in nächster Zeit womöglich auszuweichen und . . . und . . . und die fatalen Vorlesungen bis auf weiteres zu vermeiden. Hör einmal, Kamerad, wenn Du so Deine italienischen Poeten vorträgst, könnte man sich selbst in Dich verlieben, geschweige denn so ein junges, romantisch angelegtes Mädchen."

Der Unglücksheld erwiderte mit einem Lächeln, wie es einst nur über das Antlitz eines inmitten der Arena stehenden Märtyrers huschen konnte, wenn die Pranken der wilden Bestien ihn zu zerfleischen drohten:

„Auch hierin soll Dir geholfen werden. Ich will mich übermorgen auf der Trappenjagd erkälten und wochenlang — heiser sein. Adieu!"

„Vergelt's Gott!"

Wenn der Lieutenant nur im entferntesten geahnt hätte, welch gräßliche Folgen diese Trappenjagd für ihn haben sollte, würde er sich gewiß nicht darauf gefreut haben; denn trotz seiner Verzweiflung that er es, die langersehnte, interessante Waidlust als gewaltsame Zerstreuung willkommen heißend.

Er war der Erste am Versammlungsorte.

Eine ferne, hart am weltentrückten Pußtarand gelegene, zum Besitze des Grafen Miklos, der die Jagd veranstaltete, gehörige Czárda, war als Stelldichein auserkoren. Da strömten von allen Seiten die eifrigen Jäger zusammen, welche nach einem im voraus abgehaltenen Jagdschmaus, um zwei Uhr morgens aufbrachen, um die ungemein schwer anzuschleichenden Trappen zu jagen.

Wochenlang dauerten bereits die Vorbereitungen hierzu; denn sobald der Graf in Erfahrung gebracht, daß in der Umgebung seines Gutes das Geläufe und die Losung von Trappen auf den beschneiten Rapsfeldern bemerkt wurden, ließ er ein halbes Dutzend vereinzelter Erdhütten bauen und mit strohigem Dünger so vorzüglich maskieren, daß sich sogar die äußerst scheuen und in hohem Grade mißtrauischen Otis, denen alles verdächtig ist, dazu heranwagten.

Um das seltene Wild, dessen Fleisch, wenn es gut zubereitet, sehr schmackhaft und dessen teils aschgraues, teils rostrotes und stellenweise auch schwarzes Gefieder wahrhaft schön zu nennen ist, in um so größere Sicherheit einzuwiegen, wurden die ausgedehnten Weideplätze der gefräßigen Trappen, welche im Winter mit verdoppelter Gier nach Geäs ausziehen und sogar in Ermangelung von Mohrrüben, Kräutern und Insekten, kleine Steinchen schlucken, mit Getreidesamen, Rübenstücken und Kohlblättern besäet. In solcher Weise tagelang getäuscht, umkreisten die großen, auf ihren hohen Ständern gemächlich einhergehenden Vögel die mörderischen Erdhütten mit ihren wohlversteckten Schießlöchern, ohne das geringste Mißtrauen. Es war demnach eine ergiebige Jagd zu erwarten, und voll Eifer krochen die passionierten Jäger in die kaum über die Erdoberfläche erhabenen Hütten hinein.

Nach Wunsch und Laune hatten sich die Herren in dem sicheren Versteck verteilt.

Zu aller Erstaunen war auch das Feldbachsche Früchtl der an das ganze Offizierkorps ergangenen Einladung gefolgt, welcher die wenigsten aus dem Regimente nachgekommen. Auch der Oberst und Graf Spielberg fehlten. Ersterer nannte die Jagd ein zu derbes Vergnügen, und seinen Adjutanten hielt der Dienst zurück. Es war um so auffälliger, daß Baron Feldbach junior die großen Strapazen einer Trappenjagd nicht gescheut.

Da er seines lockeren Lebenswandels halber wenig beliebt war, zeigte sich niemand besonders entzückt über sein Kommen und nur der mit vollem

Digitized by Google

Rechte gerühmten Gastfreundschaft und Ritterlichkeit der biederen Magyars, hatte er einen höflichen Empfang zu verdanken.

Am störendsten wirkte seine Anwesenheit auf den von so schwerem Herzenskummer niedergedrückten Unglückshelden; denn er ward von Egon sofort in Beschlag genommen und dieser kroch auch mit ihm in dieselbe Erdhütte, was den Buchhändler Lanyos abhielt, sich verabredetermaßen an Cäsars Seite zu halten, wovon sich dieser so viel versprochen, da er, obschon ein gar fermer Waidmann, dieser Jagdmethode als Laie gegenüberstand.

„O verflucht, da stinkt's gewaltig!" eröffnete Egon das Gespräch. „Ich will mir eine Virginia anstecken, um den fatalen Düngerduft zu paralisieren."

„Das darfst Du nicht," bedeutete Cäsar ziemlich energisch. „Das Rauchen auf dem Anstand ist durchaus nicht zulässig, und wenn der Trappen Geruch auch nicht so scharf wie ihr Gesicht ist, muß es dennoch vermieden werden."

„Was, ich sollte bis zum Tagesgrauen und bis es diesen verdammten Bestien beliebt, sich uns in Gnaden zu zeigen, in dem finsteren Loch hocken und nicht einmal einen Stummel im Mund haben?"

„Du kannst ja auch kalt rauchen," tröstete Cäsar, der mit Leib und Seele bei der Sache war und dem die Gesellschaft des Feldbachschen Früchtl unsäglich störend war.

„Kalt rauchen? Danke schön für das zweifelhafte Vergnügen, danke überhaupt für die ganze dumme Geschichte. Ich wollte den Rummel mitmachen, weil ich mir eingebildet, daß die Damen zum Souper herausfahren würden, so aber ist mir die Sache denn doch zu fad. Ich weiß was Besseres, nehme Reißaus, kehre mit dem erst besten Schlitten in Karriere zur Stadt zurück und überrumpele meine neueste Flamme. Was sagst Du dazu?"

„Thu, was Du willst," klang es trocken von des Lieutenants Lippen zurück, welchen das cynische Wesen Egons mehr denn je anwiderte.

„Willst Du mir's nicht nachmachen?"

„Bewahre! Ich weiche nicht von der Stelle, solange mir keine Trappe in den Schuß kommt."

„Wirklich?"

Cäsar beachtete den lauernden Ton nicht, der in dieser einfachen Frage lag und erklärte harmlos:

„Und müßte ich auch den ganzen Tag und nicht nur bis Sonnenaufgang am Anstand liegen, so würde ich dennoch hier ausharren."

„Na, meinetwegen kannst Du es getrost thun und auch keiner Störung gewärtig sein. Sollte meine Desertion übel vermerkt werden, so sag, ich sei unwohl geworden, pelz ihnen was immer auf; denn glauben würde es ja doch keiner von all den Narren, daß mir das stundenlange auf dem Bauch Liegen in dem kalten, feuchten Loch in der Seele zuwider ist. Ich salviere mich demnach! Servus!"

Cäsar war allein. So sehr es ihn gefreut, den lästigen Schwätzer loszuwerden, so wenig konnte er sich mit dem Ziele zufrieden geben, dem der flatterhafte junge Mann zustrebte.

Cäsar war sittenstreng erzogen worden, und sowohl der brave János als der würdige Pfarrer und Mutter Angela nicht minder, hatten ihn vor Leichtsinn zu bewahren und dagegen zu feien gewußt.

Das seichte, fidele Wesen des Feldbachschen Früchtl war folglich dem ernsten, charaktervollen Biedermann ein wahrer Greuel; doch was vermochte er dagegen zu thun? — Egon spöttelte nur über seine Moralpredigten und war weit entfernt, dieselben zu beherzigen. Dennoch beschlich ihn nach der Entfernung des jungen Barons ein eigentümliches Gefühl rätselhaften Bangens. Es drängte ihn, dem Leichtfertigen nachzueilen, um ihn wenigstens dies eine Mal an seinem unlauteren Treiben zu verhinderen. Eine sonderbare Unruhe bemächtigte sich seiner. Er mußte ihm nach und ihn um jeden Preis einholen. Schon schickte er sich an, der zwingenden inneren Empfindung überwältigend Folge zu leisten, als ganz unerwartet ein Mann zu ihm hereingeschlichen kam, den er erst an der Stimme als den passioniertesten und besten Trappenjäger der Umgebung, als den biederen Lanjos erkannte, welchem es sogar einmal gelungen war, als Bauersfrau verkleidet, bei hellem Tage die scheuen Tiere schußmäßig anzuschleichen.

„Irre ich mich, Herr Lieutenant, oder sah ich nicht soeben den jungen Baron davongehen?" fragte der Buchhändler, den vorsichtigen Flüsterton beobachtend, den kein echter Waidmann auf jeglichem Anstand außer acht läßt.

„Jawohl, er ... er scheint etwas unpäßlich zu sein."

„So, nun ich fand es jedenfalls ratsam, nachzusehen, da wir ihrer drei in der nächsten Hütte stecken. Wenn Sie erlauben, Herr Lieutenant, leiste ich Ihnen Gesellschaft."

„Es freut mich sogar," zögernd sprach es Cäsar und fügte dann hinzu: „Eigentlich wollte ich dem Baron nachgehen, denn —"

„Lassen Sie ihn laufen, Herr Lieutenant," unterbrach ihn der eifrige Jägersmann. „Mit seinem Unwohlsein ist es nicht so weit her; denn ich sah ihn im Sturmschritt über die mondbeschienene Ebene eilen. Der Windbeutel geht anderen Vergnügungen nach."

„Das fürchte ich eben und wollte ihn daran verhindern! ..."

„Es wäre verlorene Mühe, mein lieber Lieutenant, den bringt niemand zur Raison. Art schlägt nicht von Art. Der gerät seinem Vater nach und treibt es ebenso toll als dieser es einst getrieben, oder vielmehr noch immer im stillen treibt. Ich kenne den Herrn Obersten ganz genau. Er war als Lieutenant in der Gegend stationiert ... Bassama, ich spreche nicht gerne davon! Will Ihnen aber doch sagen, daß ich es nur Ihrem braven Pflegevater verdanke, nicht zum Mörder an dem sauberen Herrn geworden zu sein; denn er hat meine Schwester ins Unglück gebracht ... Wir überließen unsere gerechte Rache der weisen Fürsorge Gottes, und wenn mich nicht alles täuscht, so wird den Obersten in seinem Sohne die Vergeltung erreichen ... Sie sollten den Menschen nicht mit Ihrem Vertrauen beehren, Herr Lieutenant. Nichts für ungut, aber ich fühle mich

Digitized by Google

hierzu gedrängt, in dankbarer Erinnerung des großen Dienstes, den Sie mir auf dem Balle des Obersten geleistet. Beherzigen Sie meine Worte, Herr Lieutenant, und halten Sie sich den jungen Baron in gebotener Entfernung."

„Es geht nicht recht," entgegnete Cäsar, der die Andeutungen des Buchhändlers nur teilweise verstand, eigentlich nicht verstehen konnte, daher völlig harmlos fortfuhr: „Egon ist mein Milchbruder, wir tummelten uns schon als Kinder zusammen, meine Mutter liebt ihn wie ihr eigenes Kind, und wenn er mir, aufrichtig gesagt, auch nicht besonders sympathisch ist, kann ich ihn das doch nicht fühlen lassen."

„Ich weiß das alles, Herr Lieutenant, warne Sie aber nur um so dringender, dem Menschen Ihr Vertrauen zu schenken. Er wird es mißbrauchen . . . wenn er es nicht schon mißbraucht hat," fügte Herr Lanjos in Gedanken hinzu; denn er hatte allen Grund, dies zu befürchten, ließ aber nichts davon verlauten, und das leidige Thema fallen lassend, sprach er nur noch: „Jetzt wollen wir aber aufpassen. Die Dämmerung muß ehestens anbrechen, und die Trappen pflegen schon am frühen Morgen ihre Weidefelder zu durchziehen."

Lautlos lagen nun die beiden Männer auf dem Anstand. Cäsar nervös und mit klopfenden Pulsen. Er konnte das rätselhafte Gefühl des Bangens nicht loswerden, das ihn nach Egons Entfernung beschlichen und das während der warnenden Worte seines Gefährten fast zur beängstigenden Ahnung angewachsen war.

Die große Kälte, die sich trotz der seitens des fürsorgenden Jagdherrn in den verschiedenen Hütten ausgebreiteten Decken und Schafpelzen empfindlichst bemerkbar machte, bewog ihn, zu einem tüchtigen Schluck Branntwein seine Zuflucht zu nehmen, worauf sich Cäsar besser fühlte. Seine Büchsflinte, deren linker Lauf mit Schrot Nr. 0 geladen war, während im rechten eine Kugel saß, regelrecht anlegend, harrte er erwartungsvoll des heißersehnten Wildes. Das Jagdfieber hatte ihn nun doch erfaßt und ließ ihn alles übrige darüber vergessen.

Die Mondsichel verblaßte immer mehr und mehr, und deren geisterhafter, glitzernder Schein auf den beschneiten Feldern der unabsehbaren Puszta wich allmählich dem fahlen Dämmerlicht des anbrechenden Tages. Von den warmen, selbst bei der strengsten Kälte niemals zufrierenden Quellen, welche sich in den Ebenen Ungarns oftmals vorfinden, durchströmte ein eigentümlicher Dunst die eisige Morgenluft und zauberte stellenweise phänomenale Gebilde hervor. Zu einer großen, drohenden Masse zusammengeballt, wogten die weißen Nebelwolken, in erschreckenden Riesengestalten sich verteilend, pfeilschnell über die Steppe dahin: unheimlich, grauenhaft, erschreckend, hin und her sich wälzend . . . da brach die Sonne rosig, lachend und sieghaft durch die Nebel, und gleichsam der strahlenden Königin des Himmels zum Ehrensalut abgegeben, durchdröhnten die ersten Schüsse die lautlose Pußtastille. Dann brauste jählings ein Schwirren und Lärmen wie von massenhaft losgefeuerten Raketen einher: es waren die Trappen, die beim ersten Büchsenknall ihren Anlauf genommen und nun in geringer Höhe vorbeistrichen.

Brrbum-bum-bum, scholl es aus Cäsars Hütte, der mit größter Vorsicht von der Seite auf die vorderste Trappe geschossen, welche er denn auch waidrecht zu Fall gebracht. Flügellahm schlug eine zweite, von seiner sicheren Kugel getroffen, zu Boden, und eine dritte von Lanjos' weittragendem Schrotgeschoß noch rechtzeitig und äußerst geschickt ereilt, vervollständigte die Strecke.

XVII.

„Sie können sich auf mich verlassen, Herr Lieutenant, die Trappe werd ich persönlich bei der Baronin abgeben," versicherte der Buchhändler Lanjos, während er seinem Jagdgefährten, vor dessen Behausung vom Schlitten herab die Hand zum Abschied reichte.

„Danke schön, Sie erweisen mir einen großen Dienst, da ich wirklich zu müde bin, um bis zu Feldbachs zu fahren."

„Das glaubt Ihnen jeder gerne. Sie haben sich denn doch etwas zu sehr abgehetzt und hätten besser gethan, in der Czárda auszuruhen. Aber der Dienst geht natürlich allem vor und wenn Sie richtig heute noch ein Bestätigungsschreiben über ärarische Gelder abfertigen müssen, war es allerdings besser zurückzukehren. Ich rate Ihnen aber, sich vorher tüchtig auszuschlafen."

„Das werde ich auch."

„Gott befohlen!"

„Nochmals schönen Dank für alles, Herr Lanjos."

Der Schlitten sauste weiter und Cäsar begab sich in seine Wohnung.

Er war so vertraut mit der Örtlichkeit, daß er im Finstern an sein Bett tappte, in der Absicht, sich in den Kleidern daraufzuwerfen, um der übermannenden Müdigkeit so rasch als möglich Folge zu leisten. Nur seine Büchsflinte, die ihm heute wieder so gute Dienste geleistet, wollte er sorgfältig auf den großen Tisch legen . . . Da stolperte er plötzlich über ein ungewohntes Hindernis in dem sonst so ordentlichen Raum, ja, er wäre beinahe gestürzt, wenn er nicht das Gewehr zur Stütze gehabt hätte. Erstaunt beeilte er sich, Licht zu machen — —

Der Anblick der Verwüstung und Zerstörung, welche in seinem Zimmer herrschte, entlockte ihm einen Schrei des Entsetzens: Sein großer Kasten stand angelweit offen, die Schubladen herausgerissen, und — welch Schrecken! — die feuerfeste, diebessichere Geldkassette war gewaltsam erbrochen und — leer.

Taumelnd war Cäsar auf den nächsten Stuhl gesunken und stierte, seinen Augen nicht recht trauend, immer wieder auf das fürchterliche Bild, das sich seinen entsetzten Blicken darbot. Endlich kniete er nieder und tastete mit den Händen auf dem Boden herum, als wolle er auch einen greifbaren Beweis des Entsetzlichen sich schaffen . . . allein es war ja

Digitized by Google

alles nur zu wahr, nur zu augenscheinlich, nur zu thatsächlich. Er war meuchlings beraubt worden. Doch halt! Nein. Großer Gott! Nicht er: das Ärar. Anvertrautes Gut war es, das da fehlte und für welches er mit seiner Ehre haftete.

Betäubend, atembeklemmend, sinnverwirrend stieg ihm die gräßliche Verantwortung zu Kopfe. Er stürmte zur Thür hinaus und über den Hof zum Burschen hinüber, in der Hoffnung einer Aufklärung. Doch der sorglose Mensch hatte sich nicht einmal abgesperrt, schlief den Schlaf des Gerechten und mußte offenbar nichts Verdächtiges gesehen und gehört haben.

Der arme Unglückshelb, auf welchen die ganze Wucht dieser Bezeichnung nun erbarmungslos zu lasten begann, verlor den Kopf und hatte nur gerade noch soviel Geistesgegenwart, seine Thür abzusperren und den Schlüssel zu sich zu stecken, dann eilte er in die Stadt zur — Polizei.

Der Kommissär war noch nicht anwesend; doch sein Untergebener, der den Lieutenant kannte, fragte sofort, womit er dienen könne.

Bei den ersten Worten des bleichen Offiziers rief er bedauernd aus:

„Das geht uns nichts an, Herr Lieutenant. Damit dürfen wir uns nicht befassen und es beileibe nicht zu Protokoll nehmen. Sie müssen der Militärbehörde Ihren ordnungsmäßigen Rapport machen."

„Daran hab ich in meinem gräßlichen Schreck gar nicht gedacht," stotterte Cäsar, „will aber nun sofort zum Obersten, um ihm als Garnisonskommandanten die schuldige Meldung abzustatten."

„Zum Baron Feldbach, ganz richtig, ganz richtig." Der Beamte räusperte sich, als ob er noch etwas sagen wollte, das er eigentlich nicht sagen sollte und trat aber dann, vom Mitleid hingerissen, entschlossen an den Lieutenant heran, der vor Müdigkeit und Aufregung kaum stehen konnte, ihm vorsichtig zuflüsternd: „Im Vertrauen gesagt, werden Sie den Herrn Obersten sehr schlechter Laune finden. Sein Sohn hat ihm heute nacht einen seiner ärgsten Streiche gespielt. Denken Sie nur, er ist auf seinen Liebesstreifzügen ins Hochparterrezimmer der Schmeckeles geraten. Er hat sich gewiß im Fenster geirrt; denn er konnte es doch unmöglich auf die dicke Sarah abgesehen haben, die bei seinem Anblick wie am Spieß schrie und im Nachtkleid — muß ein schöner Anblick gewesen sein — zu ihrem nebenanschlafenden Gatten lief. Der mutige Mann wußte die Ehre seines Ehegespons nicht besser zu verteidigen, als indem er den jungen Baron in das eingedrungene Zimmer sperrte, den Schlüssel hierzu schnurstracks zur Polizei tragend, der er den Gefangenen zur Verfügung stellte. Wir parlamentierten natürlich in Anbetracht der Stellung des Obersten recht lange mit Herrn Schmeckeles, um dem Lieutenant vollauf Zeit zu einem glücklichen Rückzug zu lassen. Er hat ihn auch vollzogen; doch unglaublicherweise coram populo, indem er mehrere Passanten, Milchweiber, Bäckerjungen und wer gerade in so früher Morgenstunde des Weges kam, zur Hilfe herbeirief, bevor er den Sprung wagte. Sogar ein Pandur hat ihn am verhängnisvollen Fenster stehen sehen. Nun, er war zu seinem Glück nicht in Uniform, sondern im Jagdanzug, so daß er die Geschichte allenfalls leugnen kann. Vertuscht wird sie gewiß. Ich wollte Ihnen dieselbe nur im Vertrauen mitteilen, damit Sie auf einen bösen Empfang seitens des Obersten gefaßt sind. Er weiß schon alles, da Herr Schmeckeles von der Polizei direkt zu ihm lief und gewiß nicht ermangelte, ihm die Hölle heiß zu machen. — Eigentlich sollte ich nichts davon verlauten lassen . . . aber Sie dauern mich, Herr Lieutenant! Sie sind in eine böse Geschichte geraten."

Dasselbe sagte Herr Lanjos dem schwergetroffenen Unglückshelden, als dieser wie ein Geist an seiner Buchhandlung vorüberwankte und ob seines verstörten Aussehens Rede stehen mußte.

„Aber das ist ja schrecklich, was Sie mir da erzählen," bedauerte der teilnehmende Mensch. „Zur Polizei zu gehen, war jedenfalls unklug. Das Militär- und Civilverfahren wird stets streng getrennt. Leider ist die Thatsache nicht mehr zu leugnen und der Oberst wird Sie dieselbe gewiß fühlen lassen. Bei solchen Affairen, in die das Ärar verwickelt ist, thut man am besten, die Sache totzuschweigen und die fehlenden Gelder zu ersetzen. Ich würde Ihnen nicht nur gleich hierzu geraten haben, wenn Sie sich mir rechtzeitig anvertraut hätten, sondern wäre auch sofort bereit gewesen, Ihnen die nötige Summe zur Verfügung zu stellen. Wie hoch beläuft sich eigentlich Ihr Verlust, Herr Lieutenant?"

„Ungefähr dreitausend Gulden, nebst meinen Ersparnissen."

„Mein Gott, wie gern würde ich Ihnen die Summe gegeben haben und darüber würden Sie gar nicht nötig gehabt haben, mir einen Wechsel auszustellen. Wir sind ja doch hoffentlich Freunde und unter solchen schickt sich ja das gar nicht."

Cäsar begriff die sonderbare Andeutung nicht und murmelte tonlos: „Einen Wechsel würde ich ja auch unter keinen Umständen ausstellen, aber ich wäre in der Lage gewesen, ein Darlehen ehestens zurückzustellen, da ich ein kleines Vermögen besitze."

„So, was Sie mir sagen!?"

Nun war die Reihe an den Buchhändler, den hauptsächlich der Passus über den Wechsel in Erstaunen gesetzt, nicht zu begreifen; doch vermied er jegliche Nachfrage und sprach nur noch sein aufrichtiges Bedauern aus, für seinen jungen Freund absolut nichts thun zu können, als ihm seinen Arm zum schweren Gange bis zum Hause des Obersten anzubieten.

— — — — — — — — — — — — — —

„Mach nur kein solches Aufhebens über dies dumme Abenteuer," herrschte der junge Baron Feldbach seinen Vater und Vorgesetzten äußerst respektswidrig an. „Du hast's in Deiner Jugend auch nicht viel besser getrieben und bist jetzt noch ein — alter Lump."

„Das wagst Du Deinem Obersten zu bieten!" knirschte der zornbebende Baron.

„Ich sage nur laut, was alle Welt im stillen sagt," klang die unverschämte Erwiderung. „Wegen der paar lumpigen Hunderter, die Du dem Schmeckeles

Digitized by Google

in Wechseln schuldest, lasse ich mich nicht herunterkanzeln; denn wenn Dir die nötigen ‚Moxen' fehlen, um dem Blutsauger 's Maul zu stopfen, kannst Du Dir's nur selbst zuschreiben, da Du es gewesen, der Mamas großes Vermögen leichtsinnig verprapt, Deinen Kindern obendrein ihr rechtmäßiges Erbe gewissenlos verschusternd. Wenn ich einen andern Vater gehabt hätte, könnte ich mir so manches gönnen! So aber muß ich zu allen möglichen Hilfsmitteln greifen, um mich durchzufretten, und sollte auch noch in subordinationsmäßiger Achtung mit demjenigen verkehren, dem einzig und allein die Schuld meiner Handlungen beizumessen ist. Fällt mir nicht ein! Ich hab einen tollen Streich begangen; nun gut. Deine Autorität soll mich vor den Folgen bewahren, um so mehr, als sich das Ganze recht gut vertuschen läßt. Übrigens, falls Du wirklich Geld hierzu brauchen solltest, kann ich Dir mit einigen hundert Gulden dienen."

„So, so, Du hast Geld?" lenkte der Oberst, der den Augenblick vorher seine Wut kaum zu zügeln gewußt, nun plötzlich besänftigt ein. „Wie kommst Du nur zu Geld?" forschte er ungläubig.

„Ich . . . ich habe . . . ich habe es dem Grafen abgeschwindelt," lautete die etwas stotternde Erklärung. „Seine Prahlerei mit der Geldanweisung war nicht ‚ohne' gewesen, und . . . und da er in die Gisi vernarrt ist, pumpte ich ihm fast die ganze Summe ab."

„Bist ein Mordskerl!" tönte es fast bewundernd von des Barons Lippen, dessen Zorn in der angenehmen Aussicht, zu Geld zu kommen, plötzlich verflogen war.

„Nun, Alter, wieviel brauchst Du," forschte das Feldbachsche Früchtl lauernd, da er bereits bedauerte, seinem Vater die Geldkonzession gemacht zu haben.

„Hm, hm, drei- bis fünfhundert Gulden zu mindest, um wenigstens die fälligen Wechsel zu honorieren."

„Bist nicht allein ein Verschwender, auch ein ‚Rauber'," schimpfte der junge Baron. „Ich könnte um jeden Gulden weinen, der durch Deine fiebartig das Geld verstreuenden Finger läuft. Wenn Du mich derartig anzapfst, bleibt mir ja gar nichts übrig. Glaubst Du, daß mir der Graf ein Vermögen gegeben? Das hat er ja selbst nicht."

Der Oberst blieb steif und fest bei seiner Forderung und als Egon sich überzeugte, daß er keinen Pardon zu gewärtigen hätte, sprach er brummend:

„Da hast Du vierhundert Gulden und keinen Kreuzer mehr. Auch will ich die eskomptierten Wechsel sehen; denn ein zweites Mal Deine Schulden zu zahlen, fällt mir nicht im Traum ein. Und nun, Alter," schloß er mit widerlich vertraulichem Kommandotone, gieb mir acht Tage Hausarrest und Schwamm drüber. Alleweil fidel!"

„Herrgott!" rief der Oberst, der gierig nach dem Gelde gegriffen, staunend aus: „Was Du für schöne Noten hast! Welch nobler Bankier mag wohl dem Grafen die väterliche Geldanweisung ausbezahlt haben?"

XVIII.

„Herein!" schrie förmlich der junge Baron, den ein willkommenes Klopfen jeglicher Antwort auf die Bemerkung seines Vaters enthob.

Beim Anblick Cäsars, der totenbleich auf der Schwelle erschienen war, verfärbte sich Egon merklich; doch sprang er sofort auf, ging ihm mit der gewohnten, fast aufdringlichen Freundlichkeit entgegen und sprudelte in einem Atem unaufhaltsam hervor:

„Grüß Dich Gott, lieber Nini! Ich glaubte Dich noch immer mitten im Jagdvergnügen. Was führt Dich zu so früher Stunde zu uns? Und in solchem Aufzug und mit solcher Miene? — Es wird doch kein Jagdunglück geschehen sein?"

„Das wohl nicht," klang es von den bebenden Lippen des Gefragten, der es bisher nicht einmal bedacht hatte, daß er im beschmutzten Jagdanzug und ohne Säbel vor seinem Obersten stand: „aber ein Unglück hat es allerdings gegeben. Wenn Du mir jemals aufrichtig zugethan warst, Egon," fuhr er flehend fort, „so hilf mir, meinen unvorschriftsmäßigen Anzug bei Deinem Vater zu entschuldigen und dem Herrn Obersten ferner die traurige Meldung zu erstatten, daß die in meiner Verwahrung befindlichen, ärarischen Gelder heute nacht auf rätselhafte Art aus meinem Zimmer entwendet wurden."

Schon während der letzten Worte war der Lieutenant, der vor Müdigkeit und Aufregung kaum mehr zu stehen vermochte, auf den ersten, besten Stuhl gesunken.

Egon sprang hilfreich herbei, schlang seine Arme liebevoll um des Schwergetroffenen Hals und schmeichelte bedauernd:

„Mein armer, mein lieber, guter Nini! Deine Worte haben mich wahrhaft entsetzt . . . Aber gelt, Vater," wandte er sich in ganz sonderbarer, verteidigender und dennoch belastender Weise an den Obersten, „unseren armen Nini kann doch unmöglich die große Verantwortung dieser schrecklichen Thatsache treffen? Ein Offizier, der so tadellos dasteht, kann, darf nicht von der strengen Militärjustiz zur Rechenschaft gezogen werden, ob des unglücklichen Ereignisses?"

„Wer sagt Dir das?" widersprach der Oberst, dessen kaum unterdrückter Zorn noch immer in seinem Blute kochte und der durch seines Sohnes herausfordernde Teilnahme für den verhaßten Zavatta neuerdings in Wut geriet und heftig hinzufügte: „Glaubst Du vielleicht, ich werde mich beim ‚Krawattl' packen lassen, wegen Deinem sauberen Freunde da?"

„Er ist mehr als mein Freund, er ist mein — Bruder," erklärte Egon in unglaublicher, seinen Worten geradezu Hohn sprechender Art, seines Vaters Zorn förmlich aufstachelnd.

„Du schweigst, Bube!" raste der Oberst. „Nun bin ich der dummen Freundschaft müde. Hinaus mit Dir, Du hast hier gar nichts zu suchen."

„Und ich weiche nicht von der Stelle, bis ich erfahren, ob mein Vater wirklich so weit sich vergessen könnte, um den Sohn seines Lebensretters vor ein Kriegsgericht zu stellen?"

Digitized by Google

Die Lebensrettung war das ärgste, womit man dem Baron kommen konnte. Aufs äußerste gereizt, fischte er das Wort Kriegsgericht auf, das ihm sein Sohn, wenn auch scheinbar in bester Absicht, so unklug souffliert, und tobte zornentflammt weiter:

„Jawohl, vor ein Kriegsgericht werde ich den nachlässigen Offizier stellen, der, um seinem Vergnügen nachzugehen, die seiner Ehre anvertrauten Gelder unbewacht stehen und liegen läßt, und mithin etwaigen Diebsgelüsten geradezu exponiert."

„Mögen Herr Oberst entschuldigen, aber bloßgestellt habe ich das mir anvertraute Gut durch meine Abwesenheit gewiß nicht, da das Geld in einer feuerfesten Kassette verwahrt war, die ich mir aus eigenen Mitteln angeschafft, um sowohl die ärarischen Gelder als meine kleinen Ersparnisse unter sicherem Verschluß zu wissen."

„Sie wollen mir zu verstehen geben, daß Sie Ersparnisse haben?" hohnlachte der Baron in beleidigendster Art.

Sein Sohn hätte es zwar bestens bestätigen können, schwieg aber hierüber und zog es vor, sein sonderbares Verteidigungssystem weiterzuspinnen.

„Vater!" mahnte er mit lautschallender Stimme. „Ich kann diesen Ton meinem Bruder gegenüber nicht länger dulden. Das Geld kann ja möglicherweise gar nicht gestohlen, sondern — defraudiert sein. Du kannst nicht wissen, ob Nini allein die Manipulation der Gelder besorgt. Er hat auch Untergebene, die ..."

Abermals fing der Oberst ein zufälliges Stichwort auf, das jedoch leider die Wirkung einer gutgeschulten Bühne ausübte und ihn veranlaßte, rücksichtslos beizustimmen:

„Defraudiert, das ist das richtige Wort, das wird es auch sein!"

„Eine Defraudation ist gar nicht in Betracht zu ziehen," brach sich der unglückselige Mensch selbst den Hals; „denn ich hatte in meiner Eigenschaft als Bauleiter einzig und allein über die zum Ankauf von Baumaterialien bei mir deponierten Gelder zu verfügen und mithin auch zu schaffen."

„Otto!"

Wieder war es Egon, der gleichsam die Parole abgegeben. Er hatte nur dies eine Wort verlauten lassen, es war aber so vielsagend, so Mißtrauen erweckend, so eisig durchhaucht, daß es den Obersten bewog, seinem Sohne, der plötzlich umzusatteln schien, tief und fragend in die Augen zu schauen ... Und die beiden einander so würdigen, erbärmlichen Menschen schienen sich auch in ihrer gemeinen Denkungsart mit einem einzigen Blicke zu verstehen und zu verständigen; denn der Oberst bemerkte nun höhnisch:

„Und Sie bilden sich wirklich ein, über jeden Verdacht so erhaben dazustehen, daß in diesem Falle die Möglichkeit einer Defraudation Ihrerseits gänzlich auszuschließen ist?"

„Herr Oberst ..."

„Nini, ums Himmelswillen," unterbrach der übereifrige Egon ihn, „sag die Wahrheit, gestehe, und ich gebe Dir mein Ehrenwort, Dich fliehen zu lassen und müßte ich mich gegen meinen eigenen Vater stellen, um Dir den Weg zur Freiheit zu bahnen."

Der in indirekter Weise so schmählich beschuldigte Unglücksheld war aufgesprungen und stand nun kerzengerade vor seinem Obersten. Die Hand salutierend an seine Mütze legend, sprach er fest und willensstark:

„Herr Oberst, ich melde mich gehorsamst und freiwillig zur kriegsgerichtlichen Untersuchung des Falles, die ich nicht zu scheuen brauche," schloß er mit einem Seitenblick auf den teuren Milchbruder, als alleinige Erwiderung seines edelmütigen Vorschlages.

„Also dann in den Arrest mit Ihnen," entschied der Oberst herrischen Tones.

In diesem Augenblicke trat Gisi in der Hausschürze und mit einem Staubluche in der Hand zur Thür herein, um das Zimmer des Obersten wie an jedem Morgen persönlich aufzuräumen, da kein Stubenmädchen im Hause weilte, um ihr diesen Dienst abzunehmen. Bei Cäsars Anblick stutzte sie einen Augenblick, ging aber dann sofort auf ihn zu und ihm freundlich die Hand bietend, sprach sie herzlich:

„Ach, Lieutenant Nini! Wie freue ich mich, Sie zu sehen. Schönen Dank für die prächtige Trappe. Sie wiegt volle vierzehn Kilo und mag wohl der König aller Trappen sein!"

„Halt!"

Mit einer theatralischen Geberde war Egon, der seinen Freund nun gänzlich aufgegeben zu haben schien, dazwischengetreten und hatte Gisis Arm rauh zurückgezogen, indem er mahnend ausrief:

„Halt, die Hand eines Diebes darfst Du mir nicht berühren!"

Gisi war bei diesen entsetzlichen Worten bis zu den Haarwurzeln erbleicht und zurückgewankt. Sofort wußte sie sich aber zu fassen, schüttelte die Hand ihres Bruders ab, vor der sie merkwürdigerweise mehr noch sich zu scheuen schien als vor der Berührung mit dem als Dieb Gebrandmarkten, ergriff Cäsars beide Hände und fragte vertrauensvoll, ihm unverwandt ins Auge blickend:

„Ist dies wahr, Nini?"

„Nein, Gisi, nein," beteuerte der Unglücksheld, ihr offen und freimütig ins Auge blickend.

„Ich hätte es auch nur Dir geglaubt," versicherte Gisi, in deren blasse Wangen allmählich die Farbe zurückkehrte.

„Nun komme, was da wolle, ich bin auf alles gefaßt und gegen das Schrecklichste gestählt!" entrang es sich der qualerfüllten Brust des Schwerverdächtigten.

„Keine Komödie, wenn ich bitten darf," herrschte des Obersten laute Stimme ihn so zornig an, daß die Baronin, die sich im Nebenzimmer befand, erschrocken die Thür aufriß und besorgt fragte:

„Was giebt es denn, um Gotteswillen!"

„Mutter, Mutter," schluchzte Gisi, die beim Anblick der Baronin ihre Fassung verlor, „man beschuldigt Nini des Diebstahls ..."

„Unsinn! Wer wagt derlei zu behaupten?"

„Ich," eiferte Egon, „ich thue es und Papa nicht minder, und ich erkläre hiermit, jedes Band zwischen mir und Nini zerrissen, dem ich in brüderlicher Liebe helfen wollte, der aber eine klar zu Tage

Digitized by Google

tretende Schuld auch noch verstockt zu leugnen vermag und meine Hilfe arrogant zurückwies."

„Du hättest besser gethan, in Erwägung Deiner brüderlichen Liebe, einen Verdacht gegen Nini gar nicht aufkommen zu lassen," rügte die Baronin; „denn der Sohn meiner braven, treuen Angela, der ich meine sämtlichen Schätze — damals besaß ich deren noch," flocht sie seufzend ein — „blindlings vertrauen konnte, kann kein Dieb sein. — Um was handelt es sich denn eigentlich?"

„Die mir anvertrauten ärarischen Gelder wurden heute nacht, während ich auf der Jagd war, aus meinem Zimmer geraubt," nahm der Lieutenant das Wort.

„Wie nur?" forschte die Baronin. „War die Wohnungsthür nicht genügend abgesperrt?"

„Doch, doch. Ich hatte die Thür festverschlossen und fand sie auch intakt, begreife deshalb auch nicht, wie ein Dieb in mein Zimmer dringen konnte. Daß ein Einbruch stattgefunden, ist aber nur zu wahr; denn mein Kasten sowohl als meine feuersichere Kasse sind leider erbrochen und ausgeraubt."

„Und daraufhin wagt man es, Dich zu beschuldigen?" empörte sich die Baronin.

„Es wäre nicht das erste Mal, daß ein Defraudant einen Einbruch fingiert," gab der Oberst statt jeder Antwort scharf zurück.

„Hast Du vielleicht den Schlüssel auf der Jagd verloren?" beharrte die Baronin in ihren Entlastungsfragen.

„O nein! Ich hatte den Schlüssel in meiner Tasche, würde ja auch im Falle eines Verlustes gar nicht in mein Zimmer gelangt sein. Der Schlüssel kam — niemals aus meinen Händen," wollte er sagen; doch sein Herzblut stockte . . . ein fürchterlicher Gedanke beklemmte ihm den Atem und schnürte ihm die Kehle zu. Entsetzt, zu Tode erschrocken, als hätte ihn jetzt erst die ganze Wucht der gräßlichen Anklage niedergeschmettert, sank er sprachlos aufs Sofa, nachdem er vorher einen trostlosen Blick auf Gisi geworfen, der deutlicher als alle Worte ausdrückte: Nun ist alles verloren.

Mit dem Instinkt der Liebe fing Gisi diesen Blick auf, stürzte auf den Wankenden zu und fragte dringend:

„Was ist's mit dem Schlüssel? Du wolltest etwas sagen, Nini! O sprich, sprich! Bei dem Andenken unseres lieben, braven János, der mich auf seinen Knieen gewiegt, unseren unschuldigen Spielen zusah, mich die Laute der Kindheit in diesem schweren Augenblicke Dir gegenüber wiederfinden läßt und unmöglich einen Dieb an Dir erzogen haben kann, beschwöre ich Dich, die Wahrheit zu sagen, die volle, rücksichtslose Wahrheit."

Es wäre zu bestimmen schwer gewesen, welcher von den beiden Milchbrüdern in diesem verhängnisvollen Moment blässer war. Cäsar, den ein schrecklicher Seelenkampf zu foltern schien, oder Egon, der aschfahl war und dem Obersten zuraunte: „Mach ein Ende!"

„Ich kann nicht, Gisi, ich kann nicht," stammelte Cäsars ersterbende Stimme.

„Dann darfst Du nicht," preßte Gisi mit stockendem Atem hervor. „Etwas Gräßliches muß hinter alledem stecken. Mir ist nur eines klar: Du bist unschuldig."

„Herr Oberlieutenant," bedeutete der Oberst dem auf den Wink seines Sohnes aus dem Vorzimmer hereinbeschiedenen Adjutanten. „Sie begleiten diesen Offizier ohne Aufsehen in den Garnisonsarrest. — Es ist die einzige Konzession, die ich der Vergangenheit machen kann," erklärte er seiner flehenden Blickes vor ihm stehenden Gemahlin.

„Zu Befehl, Herr Oberst," entgegnete Graf Spielberg, vorschriftsmäßig salutierend; doch anstatt sich auf den Absatz zu drehen, um der Ordre unverweilt nachzukommen, schlug er seine Sporen nur noch fester zusammen und erlaubte sich, völlig subordinationswidrig seine Stimme zu erheben und zu äußern. „Erlaube mir die Erklärung, Herr Oberst, daß ich durch die dünne Zwischenwand alles vernommen, die Ordonnanz für jeden Fall in die Kaserne zurückzukommandieren für gut befand und mir nun zu bemerken erlaube, daß unsere Militärgesetze während der Voruntersuchung den Inkulpaten auf freiem Fuß zu belassen gestatten. Und da die Wohnung des Herrn Lieutenants der Untersuchung halber unter Verschluß bleiben muß, stelle ich ihm die meine zur Verfügung, falls der Herr Kamerad mir die Ehre schenkt, diese traurige Gastfreudschaft anzunehmen."

„Unerhört," zischte Egon wutentbrannt.

„Seit wann steht der Graf Spielberg mit dem vielbespöttelten Zavatta auf solch freundschaftlichem Fuße, um sogar den schuldigen Respekt vor seinem Obersten darüber zu vergessen?" höhnte der durch seinen Sohn gereizte Baron mit mühsam verhaltenem Grimme.

„Seit er im Unglück ist, Herr Oberst," lautete die unvermittelte, freimütige Antwort, während welcher der Graf in edlem Stolze sich hoch aufrichtete und seinem Vorgesetzten kühn ins Auge sah.

Ein dankbarer Blick Cäsars streifte den tapferen Kameraden, indes Gisi als schönsten Lohn seine Hand erfaßte und enthusiastisch ausrief:

„Das werde ich Ihnen nie vergessen, Graf Spielberg."

„Rührend," spottete Egon.

„Genug der Scenen!" donnerte der Oberst dazwischen. „Es bleibt bei meinem Befehl und sollte er nicht sofort vollzogen werden, so laß ich den Inkulpaten unter Eskorte mit aufgepflanztem Bajonett durch die ganze Stadt marschieren."

„Herr Oberst, ich melde mich zum Antritt des über mich verhängten Arrestes und erlaube mir Herrn Obersten meinen Zimmerschlüssel hiermit zu übergeben."

Stramm salutierend wollte der Unglücksheld von dannen eilen, doch die Baronin warf sich ihm laut schluchzend an den Hals und jammerte:

„Kann ich denn gar nichts für Dich thun, mein lieber, guter, armer Nini?"

„Doch, Frau Baronin, doch, Sie können sehr viel für mich thun. Schreiben Sie unserem Ortspfarrer über diese traurigen Ereignisse und . . . und

Digitized by Google

verhindern Sie gütigst, daß meine arme Mutter mein . . . mein Unglück erfährt."

Dann küßte er der edlen Frau die Hand, sandte Gisi einen letzten Abschiedsblick zu und schritt hocherhobenen Hauptes am ritterlich gebotenen Arm des Grafen zur Thür hinaus.

XIX.

Die Ereignisse der Weihnachtswoche riefen eine große Bewegung in dem kleinen Städtchen hervor.

Der Skandal, Schmeckels-Feldbach, wurde nur flüsternd besprochen, da sogar der Bankier, nachdem der Oberst die dringendsten Wechsel ihm bezahlt, behauptete, sich zweifellos durch eine Ähnlichkeit geirrt zu haben. Hingegen äußerte sich Frau Schmeckeles, welcher die Kühnheit des stadtbekannten Don Juans offenbar geschmeichelt, ihren intimen Freundinnen gegenüber, daß sie keine Ahnung von der rasenden Leidenschaft des jungen Barons gehabt. Im Vertrauen gesagt, bedaure sie den unglücklich Liebenden aufrichtig; doch ihre Tugend erlaube ihr keine weitere Konzession . . .

Die Naive des Burgtheaters hätte die dicke Schmeckeles, welche trotz falscher Stirnlocken und falscher Zähne die Reife ihrer Jahre nicht verleugnen konnte, um die Art und Weise beneiden können, mit welcher sie bei dieser Erklärung ihre wässerigen Glotzaugen verschämt niederzuschlagen wußte.

Die böse Welt würde sich monatelang hierüber lustig gemacht haben, wenn die angebliche Defraudation des zwar wenig beliebten, doch allerseits geachteten Offiziers nicht alles und jedes in den Hintergrund gedrängt hätte.

Die allgemeine Meinung erklärte ihn merkwürdigerweise für unschuldig: die Stimmung gegen ihn war total umgeschlagen. Sowohl in den Civil- als Militärkreisen gab man der Ansicht Raum, daß Lieutenant Zavatta durch sein ungewöhnliches Wesen und der dem Offiziersstande ganz entgegengesetzten Lebensweise freilich keine besonderen Sympathien hervorzurufen verstand, hingegen stets auf jedermann den Eindruck eines tadellosen Ehrenmannes gemacht. Es verbreiteten sich allerdings Gerüchte, die ihn als Spion brandmarkten und ihm zur Last legten, für fremde Regierungen Festungspläne ausgearbeitet zu haben; da aber diese Verleumdungen, wenn man ihnen sorgfältig nachspürte, als vom Feldbachschen Früchtl ausgehend sich entpuppten, glaubte niemand recht daran, ja, jeder Besserdenkende schämte sich förmlich, alles Schlechte, was man dem armen Menschen früher nachgesagt, blindlings geglaubt zu haben. Auch konnte in dieser Beziehung schon deshalb gar nichts aufkommen, weil der in Italien so hochgeachtete Oberingenieur, Baurat Garofolo, als Entlastungszeuge in Gesellschaft des Pfarrers, Don Vincenzo Fiaschini, den die Baronin sofort benachrichtigte, aus Trient angelangt war.

Beide Männer scheuten die weite Reise nicht, um dem schwergetroffenen jungen Freund redlich zur Seite zu stehen.

Der Buchhändler Lanjos that dies nicht minder. Er schloß sich den Freunden Cäsars an, brachte den würdigen Seelsorger und den achtunggebietenden Baurat in Berührung mit den maßgebendsten Persönlichkeiten des Ortes und agitierte förmlich für den armen Unglückshelden; doch konnte ihm dies nur insoweit von Nutzen sein, als es den festen Glauben an seine Unschuld in der öffentlichen Meinung zum Evangelium gestaltete.

Auf den Gang eines civilgerichtlichen Strafprozesses und vor einer die Ausübung bürgerlicher Rechtspflege innehabenden Behörde würde dies freilich seinen guten Einfluß den Geschworenen gegenüber nicht verfehlt haben, allein die strenge militärgerichtliche Jurisdiktion ging unberührt und unerbittlich, gleichsam mit verschlossenem Visier, ihren Weg, ohne daß auch der geringste Anhaltspunkt über den kriegsgerichtlichen Urteilsspruch in die Öffentlichkeit gedrungen wäre.

Kein Mensch konnte es vorhersagen, ob Cäsar freigesprochen werde oder nicht.

Geheimnisvoll wie ein mittelalterliches Vehmgericht tagte und waltete das Kriegsgericht hinter den undurchdringlichen Mauern der Kaserne. Nur eines war verlautet und allgemein bekannt, daß dem Obersten die rücksichtslose, geradezu willkürliche Arretierung eines Offiziers, dessen Konduite stets eine vortreffliche gewesen und dessen Verdienste kürzlich erst durch eine Dekorierung bestens anerkannt wurden, höheren Orts sehr übel vermerkt ward.

Die Offiziere des Regiments betrachteten das brüske Vorgehen gegen den unglücklichen Bauleiter als eine dem ganzen Stande zugefügte Schmach. Vom Oberstlieutenant angefangen bis zum letzten Offiziers-Stellvertreter herab, waren alle der Meinung, daß der Oberst bezüglich der Arretierung die Befehle des Korps-Kommando abzuwarten hatte, dem es als oberster Gerichtsherr einzig und allein zusteht, nach erfolgter Strafanzeige die strafgerichtliche Untersuchung des Angeklagten entweder unter Haft oder auf freiem Fuße anzuordnen.

Am rücksichtslosesten äußerte sich Major Fink hierüber. Er war entsetzt, als ihm Graf Spielberg durch eine Ordonnanz die Arretierung des Lieutenants melden ließ.

Der Major saß ganz gemütlich mit Frau und Kindern in Gesellschaft seines Schwagers beim Frühstück, als sich ein Korporal bei ihm meldete. Er ließ ihn eintreten und „schnauzte" ihn mit seinen Lieblingsworten an:

„Weiß schon, weiß schon, was wieder los ist!"

Allein zum maßlosen Erstaunen des Majors wagte der Korporal zu erwidern:

„Mögen der Herr Major entschuldigen, aber das können der Herr Major unmöglich wissen: Ich melde gehorsamst, daß der Herr Lieutenant Zavatta als Defraudant arretiert wurde."

Ein Schreckensschrei hallte von der Majorin Lippen; ihr Gatte jedoch blieb sprachlos. Er wurde gänzlich irre an seinem „Weiß schon"; denn das, nein! das konnte er allerdings nicht wissen. Er stürzte mit der Hausmütze ohne Mantel und Säbel

Digitized by Google

in die nahe Kaserne und erst als er im Inspektionszimmer vor dem bleichen, doch gefaßten Cäsar stand und ihm ergriffen die Hand schüttelte, fand er seine Sprache wieder, und es fiel ihm ein, daß sein Lieblingsausdruck niemals besser anzuwenden sei, weshalb er denn auch unter derben Flüchen energisch wetterte:

„Weiß schon, weiß schon, daß Sie unschuldig sind!"

Und diese biederen Worte des Majors „Weißschon," den man trotz seiner Schrullen ungemein achtete, fanden ein Echo in der ganzen Stadt und deren weitester Umgebung.

In den mitleidigen Herzen der jungen Damenwelt rief das traurige Schicksal des Mannes, welchen sie scherzweise den Unglückshelden genannt, und welchen ein schweres Verhängnis nun als solchen stempelte, eine grenzenlose Teilnahme hervor.

Es stellte sich plötzlich heraus, daß zu mindest ein halbes Dutzend junger Mädchen in den stillen, bescheidenen, so gar nicht eroberungslustigen, doch hierfür um so interessanteren Offizier verliebt waren.

Mizzi Steinwald, die der Majorin Fink bei der formellen Vorstellung vor lauter Hochmut mit derartig zugekniffenen Augen begegnete, daß ihr nicht einmal deren Farbe zu unterscheiden gegönnt war, lief oder fuhr vielmehr bei der unglaublichen Kunde der Arretierung des Lieutenants schnurstracks zu ihrer „Freundin" Fink um des Näheren zu erfahren.

Ob dieser große Eifer dem Unglückshelden allein galt, wäre schwer zu behaupten gewesen, sicher war nur, daß die Baronesse den schönsten Lohn für ihre Teilnahme durch ein langes, interessantes Gespräch mit dem Bruder der Majorin fand, welcher gleichfalls an Cäsars Unschuld glaubte, was Mizzi veranlaßte, beim Abschied nur so oberflächlich zu bemerken, daß der „Herr Wasserdirektor", wie sie ihn in Unkenntnis der genauen Titulatur, um ja nicht fehlzugehen, nannte, das kriegsgerichtliche Urteil abwarten sollte.

Die unwiderstehliche Baronesse mußte aber einsehen lernen, daß einem Deutschen das Höchste die Pflicht sei, und daß die Avancen, zu denen sie sich herabgelassen, fruchtlos gewesen; denn Herr Müller flocht in seiner bündigen Ablehnung kein einziges Wort speziellen Bedauerns ob seiner Abreise ein. Er ließ sich die gute Gelegenheit, ihr ein Kompliment zu sagen, ohne weiteres entgehen. Und dennoch hatte sie in seinem sprechenden Auge das deutlichste Wohlgefallen an ihrer Person herauszulesen vermocht!

Befremdet tröstete sich die schöne Mizzi mit der Thatsache, daß so ein „deutscher Bär" eben nicht den Hof zu machen verstehe und warf sich der Agitation zur Befreiung des unschuldig Gefangenen, die sich die jungen Damen in den Kopf gesetzt, mit verdoppeltem Eifer in die Arme, da es förmlich modern geworden war, für den Unglückshelden zu schwärmen.

Unter den unzähligen Sympathiebeweisen, seitens des Publikums, die bei aller Wachsamkeit bis zum Arrestanten drangen und seinem bekümmerten Herzen so wohl thaten, fand sich auch ein pfiffig eingeschmuggeltes niedliches Blumensträußchen ein. Major Fink in eigener Person hatte es in Papier gehüllt, dem Unglückshelden seitens der jungen Damen am Neujahrsmorgen überbracht. Er konnte den dringenden Bitten schöner Lippen nicht widerstehen und steckte mit einem „weiß schon, was los ist," die Blumen in seine Manteltasche, wußte aber eigentlich durchaus nichts; denn sonst würde er bei aller Teilnahme für Cäsar, die ihn zu einer Übertretung der Dienstpflicht vermochte, nimmermehr der Überbringer einer scharfen, kleinen Feile gewesen sein, die zwischen den mit Staniolpapier umwundenen Blumenstielen vorzüglich verborgen war.

Cäsar entdeckte sie sofort, sowie auch das kleine Zettelchen, welches ihm bekundete, daß er in den folgenden Nächten ein flinkes Pferd am Pußtasaum finden würde; doch lächelte er nur über den wohlgemeinten Wink und über die Arglosigkeit des guten Majors.

Cäsar wäre unter keinen Umständen zu einer Flucht zu vermögen gewesen. Felsenfest wie die Klippe im Meere, inmitten der wogenden Brandung, welche den Steinblock wohl zu umtosen, doch nimmer zu zermalmen vermag, harrte er seines Urteils.

Nicht einmal der Zuspruch des greisen Pfarrers hätte es vermocht, ihn ins Wanken zu bringen.

Während der Voruntersuchung ward es dem würdigen Priester und dem Baurate gestattet, den Gefangenen zu sprechen. Die Unterredung war eine lange, eindringliche und erschöpfende gewesen. Kopfschüttelnd war der Pfarrer endlich von Cäsar geschieden, hatte ihm aber dennoch seinen Segen gegeben, sowie der Baurat das Versprechen, in jedem, auch in dem ärgsten Falle für die Zukunft auf ihn rechnen zu können. Dann waren die beiden Männer nach Trient zurückgekehrt, nur zu gut wissend, daß sie gar nichts für ihren armen jungen Freund thun konnten.

Mutter Angela hat es niemals erfahren, welch traurige Veranlassung ihre Landsleute nach Ungarn geführt. Sie glaubte, daß ihr Sohn eine weite Reise zu unternehmen im Begriff stehe, die ihn möglicherweise jahrelang hindern würde, die Heimat zu besuchen.

Das militärstrafgerichtliche Verfahren gegen den Unglückshelden nahm in allen Stadien seinen gewohnten, unerbittlichen Gang.

Der Lokalaugenschein der Voruntersuchung war leider ein belastender gewesen. Der Indizienbefund im Zimmer des Lieutenants sprach deutlich für seine Schuld. Es wurden mehrere scharfe Feilen in seinem Reißzeug vorgefunden und im Ofen das halbverbrannte Couvert, in welchem er die ärarischen Gelder am Weihnachtsfest erhalten hatte. Auch erklärten die zugezogenen Sachverständigen, daß die an den Fensterläden konstatierten Einbruchsversuche durchaus nicht von außen, sondern nur vom Zimmer aus erfolgt sein konnten, demnach dies im Hinblick auf das unversehrte Schloß der Eingangsthür doppelt beschuldigend auf einen fingierten Diebstahl weisen mußte.

Vergebens setzte diesem Faktum der Buchhändler Lanjos als Entlastungszeuge die Unmöglichkeit entgegen, in dem kurzen Zwischenraum von einer Stunde

Digitized by Google

das alles ausgeführt zu haben, da er ja den Lieutenant um halb neun Uhr vor seinem Hause verlassen hatte und dieser erwiesenermaßen noch vor halb zehn bei der Polizei gewesen sei. Doch da der Bursche des Angeklagten am vorhergehenden Abend das Zimmer seines Herrn nicht betreten hatte und über den status quo des fraglichen Raumes gar nichts auszusagen vermochte, konnte nur angenommen werden, daß der scheinbare Einbruch mit Muße vorbereitet wurde.

Erdrückend ballten sich die finsteren Wolken einer nur zu deutlich hervortretenden Schuld über dem Haupte des Unglückshelden, der das Verhängnis mit kaltblütiger Ruhe über sich ergehen ließ und seine That zwar niemals gestand aber auch nicht leugnete.

Das nebst dem Auditor und einem als Präses fungierenden Major des Geniekorps aus zwei Hauptleuten, zwei Oberlieutenants und zwei Lieutenants bestehende Kriegsgericht war der Lokaluntersuchung halber an Ort und Stelle zusammengetreten und rekrutierte sich bis auf den Präses, der vorschriftsmäßig einem anderen Truppenkörper angehören muß, durchwegs aus den Offizieren vom Regimente des Barons Feldbach.

Die Schlußverhandlung des Kriegsgerichtes war bereits vollzogen, das von jedem der beeideten Mitglieder unterfertigte Abstimmungs-Protokoll geschlossen, und der ganze versiegelte Kriegsgerichts-Akt inklusive Urteil wurde im Dienstwege an das als oberster Kriegsherr funktionierende Korps-Kommando der nahen Stadt gesendet.

Mit fieberhafter Ungeduld harrte Graf Spielberg, der im Kriegsgerichte gesessen und die Unschuld des Angeklagten aufrecht hielt, des Urteilsspruches. Er wußte, daß sowohl der Präses als der Auditor gemeinschaftlich ihr schriftliches Gutachten zur Milderung des rätselhaften Falles im Wege der Gnade den Akten beigeschlossen hatten und hoffte, da nur eine Stimme das zu Gunsten Cäsars gefällte Urteil überstimmt hatte.

Egon Feldbach war es gewesen, der seinem Milchbruder den Gnadenstoß gab. Ein eigentümlicher Zufall, der mehrere Lieutenants, teils durch Urlaub, teils durch momentane Krankheit verhinderte, ihren Sitz im Kriegsgericht einzunehmen, stellte ihn Cäsar gegenüber. Dieser stutzte auch, als er Egon unter seinen Richtern erblickte; doch als ihm die vorgeschriebene Frage vorgelegt wurde, ob er gegen einen der Versammelten eine gegründete Einwendung zu erheben habe, verneinte er mit fester Stimme; wie denn überhaupt sein Benehmen stets ein höchst würdiges, ja, achtunggebietendes gewesen.

Umsonst hoffte Graf Spielberg einen Partner an Egon zu finden. Er gab vielmehr den Ausschlag zur Verurteilung des Angeklagten, als wolle er dadurch beweisen, daß er seine frühere große Freundschaft einem Diebe gegenüber nicht aufrecht halten könne.

Gisi hatte keine Ahnung davon, auch nicht von dem, was in der Kaserne vorging, als sie eines Vormittags mit Komtesse Miklos, welche selbst kutschierte, durch die Kasernengasse fuhr.

Des in Ungarn sattsam bekannten, wahrhaft als Kalamität geltenden Straßenkotes halber, konnten die Damen nur sehr langsam mit ihrem Kutschier-Phaeton vorwärts kommen . . . da scheuten auch noch ein klein wenig die Pferde vor einem eigentümlichen, kurzen Trommelsignal. Zugleich wurden in der Kaserne die Fenster eines Parterregemaches geöffnet, und Gisi sah von ihrem hohen Sitze aus den Grafen Spielberg, Egon und mehrere Offiziere derartig in zwei Reihen aufgestellt, daß sie eine Gasse bildeten. Ein Stabsoffizier zog mit ergreifendem Ernste den Säbel, und der ihr bekannte Auditor las mit monotoner Stimme ein Aktenstück vor, dessen Inhalt verhängnisvoll sein mußte; denn sämtliche Offiziere erblaßten während der Lektüre . . . Nur einer stand unberührt und wie aus Erz gegossen da: es war der Unglückshelb.

Noch bevor sich Gisi über das Geschehene Rechenschaft geben konnte, schlug der Tambour neuerdings die Trommel: dumpf, unheilvoll und markerschütternd wie bei einem Leichenbegängnisse rollten die gleichmäßigen Schläge entsetzenerregend nieder: es war ein Strafurteil, das man da so düster abtrommelte.

XX.

Cäsar wurde zu mehrjähriger Festungshaft verurteilt, wodurch er seine Stellung als Offizier selbstverständlich einbüßte und seines Ordens verlustig ward.

Wie Gisi mit eigenen Augen zu sehen Gelegenheit gehabt, trug er seine Verurteilung mit merkwürdiger Fassung. Ob dies nur mühsam aufrechtgehaltene, äußere Ruhe war, die einen um so schmerzlicher wühlenden Gefühlssturm vor den Augen der Welt barg, konnte natürlich niemand wissen. Nur eines war gewiß, daß er der einzige im ganzen Orte war, der dem kriegsgerichtlichen Rechtsspruch maßvoll sich beugte.

Das Hangen und Bangen ganz allein war es gewesen, das ihn niederdrückte. Nach vollzogenem Urteilsspruch atmete er wieder auf. Er wußte nun, daß er mehrere Jahre als Gefangener zu verleben hatte, wußte aber auch, daß seine Freunde daheim für seine Zukunft sorgen würden. Und so trat er denn, obschon als ein Verstoßener und Verpehmter, den schweren Gang zur Festung verhältnismäßig in gehobener Stimmung an.

Der Weg dahin wurde ihm aber auch merkwürdig erleichtert durch eine spontane, edle Ovation seiner Freunde und mehrerer Kameraden, welche durch Civilkleidung und allerlei Kniffe unkenntlich gemacht, dem Obersten zum Trotze, selbst wenn es ihnen an den Kragen gegangen wäre, am Bahnhof der nächsten Station erschienen, wo sie niemand kannte und wo das Umsteigen der Reisenden einen längeren Aufenthalt erforderte.

Cäsar, der in seinen Sträflingskleidern und unter militärischer Eskorte reiste, stutzte nicht wenig,

Digitized by Google

als er den von Menschen wimmelnden Perron betrat, weil er gehofft, daß die späte Nachtstunde ihn vor peinlichen Begegnungen bewahren würde. Ohne die Anwesenden in ihrer fremdartigen Kleidung zu erkennen, trachtete er so unbemerkt als möglich sich Bahn zu brechen; doch ein Herr, in welchem Cäsar zu seinem maßlosen Erstaunen an der Stimme den Major Fink erkannte, schritt, von einer großen Suite gefolgt, geradewegs auf ihn zu, grüßte ungemein achtungsvoll und sprach ihn mit den herzlichen Worten an:

„Weiß schon, weiß schon, daß Sie sich wundern, uns hier zu sehen, doch wir wollten Ihnen ein biederes Lebewohl zurufen und Ihre Hand als die eines Ehrenmannes nochmals drücken!"

Von allen Seiten drängte man sich nun an den Unglückshelden heran, der nur mit Mühe seiner Rührung Herr zu werden vermochte; denn er wußte ja, was alles für den Major und für sämtliche Offiziere auf dem Spiele stand, indem sie es gewagt, der strengen militärischen Autorität, die ihn verurteilt, tollkühn die Stirn zu bieten.

Er fand keine Worte, um für diesen Akt edelster Teilnahme genügend zu danken. Stumm schüttelte er all die ihm so freundschaftlich dargebotenen Hände, nur in seinem großen, dunklen Auge war es zu lesen, welch tiefgefühlten Dank er allen zollte. Und als die Offiziere zurücktraten und die Baronin, die zum ersten Mal in ihrem Eheleben gegen den Gatten sich aufzulehnen gewagt, an der Spitze einer Gruppe schwarzgekleideter Damen, die durchwegs Trauer für den abziehenden Unglückshelden angelegt, auf ihn zutrat, ihn umarmte und küßte und segnete, indem sie nach italienischer Sitte ein Kreuz auf seiner Stirne schlug, entrang sich ein Schluchzen seiner Mannesbrust, welche so lange tapfer gegen das Unglück angekämpft; doch solch überwältigender Rührung gegenüber fassungslos unterlag.

Wie er eigentlich in den Waggon hineingekommen, in welchem er an der Seite seiner blind und taub scheinenden Eskorte im brausend dahinfahrenden Bahnzug saß, ward er sich gar nicht recht bewußt, da sich ja die ganze Abschiedsscene blitzschnell entrollt. Er wußte nur, daß er auch Gisis zitternde Hand geküßt, daß Frau Fink ihm gleichfalls die Hand gereicht und daß Graf Spielberg und sein treuer Freund Lanjos ihn unterm Arm erfaßt und wahrscheinlich in den Waggon geschoben hatten. Dann entsann er sich nur eines wirren Bildes freundlichst geschwenkter Taschentücher von zarten Damenhänden, achtungsvoll grüßender Menschen, die den einst so kühl behandelten ehemaligen Kameraden jetzt erst als solchen anerkannten und ihm herzlichst zuriefen: „Leb wohl, Freund!" — „Nur Mut gefaßt, es müssen noch gute Tage für Dich kommen!" — „Glück auf!" — „Die Zukunft macht es gewiß wieder wett!" Dazwischen gellte ein: „Nini, lieber, guter Nini, Gott schütze Dich!" Und da war es, wo seine Sinne sich verwirrten und er seinen Thränen freien Lauf ließ; denn zwischen dem verurteilten, kassierten Offizier und der hochgeborenen Baronesse hob sich mehr denn je eine unüberwindliche Schranke empor . . .

Der Abgrund, in den der arme Unglückshelb gefallen, begrub auch seine Liebe.

— — — — — — — — — — —

Das Offizierkorps vom Regimente des Barons hatte derartig Front gemacht gegen den Obersten, der ihrer Ansicht nach ganz allein das Unglück Cäsars verschuldete, daß der Baron sich gezwungen sah, auf Urlaub zu gehen.

Die Offiziere triumphierten, obwohl fast jeder höheren Ortes, der peinlichen Reibereien halber, eine tüchtige „Nase" erhielt, ja, mehrere sogar versetzt und beim nächsten Avancement übergangen wurden, immerhin konnten sich jedoch alle gratulieren, so leichten Kaufes davon gekommen zu sein; denn bezüglich ihres zwar mit aller Vorsicht in Scene gesetzten, doch immerhin ruchbar gewordenen Abschiedes vom Unglückshelden, drückte man merkwürdigerweise ein Auge zu.

Die rätselhafte Defraudations-Geschichte hatte aber so viel Aufsehen gemacht und so viel gerechte Empörung hervorgerufen, daß man es für gut befand, das Nachspiel glimpflich zu ignorieren.

Nach dem der Stein des Anstoßes, der Oberst, einstweilen aus dem Wege geräumt war, beruhigten sich die aufgeregten Gemüter, und alles kam wieder in das alte Geleise, bis auf den jungen Baron Feldbach, dem es nicht recht gelingen wollte, seine frühere tonangebende Stellung im Regimente einzunehmen. Sein Benehmen dem Unglückshelden gegenüber wurde ihm nicht minder übel vermerkt als seinem Vater, und man wich dem Feldbachschen Früchtl, wo es nur halbwegs anging, vorsätzlich aus. Um so mehr mußte es wunder nehmen, daß der solide Lanjos sich dem leichtsinnigen jungen Manne anschloß, der es allen denn doch zu bunt trieb. Sein Hochmut kannte keine Grenzen. Als Sohn des Obersten meinte er sich alles erlauben zu können.

Die Herrlichkeit hatte jedoch gar bald ein Ende, denn der Urlaub des Barons zog sich merkwürdig in die Länge . . . Er hatte kurz und bündig seinen Abschied bekommen.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf diese gerechte Strafe den leichtsinnigen Mann, der in Wien vergebens von Pontius zu Pilatus rannte, nur um die bittere Erfahrung zu machen, daß er trotz aller Protektion gänzlich abgethan war. Wütend zog er sich nach Graz zurück. Sein Haupt in Demut zu beugen, fiel ihm nicht im Traum ein; er spielte sich auf das Opferlamm aus, dem Schicksal arroganter und hochmütiger denn je die Stirne bietend.

Am härtesten traf dieser Schlag die arme Baronin, die nun plötzlich abreisen mußte, um sich zu ihrem Gatten zu gesellen, und bei dieser Gelegenheit ihre letzte Habe zersplittern sah; denn es lohnte sich nicht, die spärlichen besseren Möbelreste bis Graz zu transportieren. Der ganze Hausstand wurde folglich aufgelöst und die Einrichtung stückweise um ein Spottgeld verkauft.

Bei dieser Gelegenheit entdeckte die Baronin zu ihrem grenzenlosen Schreck, daß das Perlenhalsband, welches sie monatelang nicht in Händen gehabt, aus ihrem Schranke verschwunden war. Halb verzweifelt,

Digitized by Google

wagte sie doch kein Wort davon verlauten zu lassen, die arme Frau ahnte leider zu gut, welchen Weg es gegangen. Nur Gisi gegenüber, deren Glück sie dadurch gefährdet sah, gab sie ihrem Schmerz über den Verlust des Schmuckes, den sie so viele Jahre vor habgierigen Händen gehütet hatte, rückhaltlos Ausdruck.

Allein Gisi, die stiller, sanfter und engelsmilder denn je geworden, wußte sie zu beruhigen und äußerte herzzerreißend: „Welch Glück könnte mir wohl jetzt noch beschieden sein."

Das Mutterherz verstand den Wehschrei ihrer wunden Seele.

In stummer Teilnahme schlang die Baronin ihre Arme um des teuren Kindes Nacken und in beiderseitigen Thränen brach sich Bahn, was niemals ausgesprochen ward zwischen ihnen.

Für Gisi war es ein Glück, aus der Gegend fortzukommen, denn die auf Schritt und Tritt sie verfolgende Erinnerung an Cäsar hätte sie sonst noch getötet, wie Graf Spielberg nur zu gut gewahrte. Er ehrte Gisis Schmerz und zog sich gänzlich und hoffnungslos von ihr zurück, da es ihm widerstrebte, die unter so traurigen Umständen erfolgte Entfernung seines Rivalen auszubeuten.

Der Abschied aus Ungarn fiel den Damen sehr schwer; die Baronin trennte sich nur mit aufrichtigem Herzeleid von der so liebgewonnenen Majorin, Gisi nicht minder von ihren vielen Freundinnen, von ihrem Bruder jedoch, der bei dem Regimente zurückblieb, mit einer gewissen Erleichterung.

Das gute, sanfte Geschöpf empfand seit jenem verhängnisvollen Morgen, an welchem Egon seinen Milchbruder einen Dieb genannt, eine Art unüberwindlichen Widerwillen gegen den treulosen Menschen, der den besten Freund so schnöde verleugnete, statt ihn zu halten. Vergeblich kämpfte Gisi gegen dies ihr unnatürlich dünkende Gefühl, ohne es jedoch unterdrücken zu können.

Auch dem Baron, der sich seiner Schulden halber gezwungen sah, nochmals nach Ungarn zurückzukehren, wurde der Abschied schwer gemacht, allein nur seitens seiner Gläubiger, die ihn bloß gegen das verbriefte Versprechen ziehen ließen, seine Schulden bei Heller und Pfennig zu bezahlen, sobald die Kaution flüssig gemacht war, die sein letztes Kapital bildete.

Er kehrte auch wirklich in etwas mehr denn Jahresfrist zurück, und nun stellte es sich heraus, daß die vierundzwanzigtausend Gulden Kaution zwar zur Ordnung seiner eigenen Finanzen langten, keinenfalls aber, um auch die Schulden seines Sohnes zu begleichen. Der Baron stand ratlos; blieb dem einst so reichen Mann nebst seiner Pension doch nur eine kleine Fideikommißrente, um mit seiner Familie leben zu können. Es gab eine schreckliche Scene zwischen Vater und Sohn, und nur der Vermittelung des Grafen Miklos hatte es Egon zu danken, mit einem blauen Auge davon zu kommen.

Der Graf, welcher sich der bevorstehenden Heirat seiner Tochter halber in gehobener Stimmung befand, bürgte für den Rest der ziemlich hohen Summe, indem er mit seiner Unterschrift den vom Baron ausgestellten Wechsel kontrasignierte, womit sich Aron Schmeckeles unter den devotesten Bücklingen zufrieden gab.

Gisi war gleichfalls nach Ungarn gekommen, um der dringenden Einladung ihrer Freundin Illona Miklos zu ihrem Hochzeitsfeste Folge zu leisten. Die Komtesse behauptete, ohne Gisi nicht heiraten zu können, da sie ihren Bräutigam, den Grafen Spielberg, nur deren Großmut verdanke, und auf wiederholtes Drängen begleitete Gisi den Vater. Der Oberst kehrte nach erfolgter Ordnung seiner Geldangelegenheit sofort wieder nach Graz zurück, da es ihm wenig genehm war, jeden Augenblick einen Offizier seines früheren Regimentes zu begegnen, das den neuerlichen Verfügungen gemäß, noch immer in seinem Werbebezirk stationiert war.

Gisi blieb nicht allein über die Dauer der großartigen Hochzeitsfestlichkeiten, sondern den ganzen Sommer über in Ungarn, um der vereinsamten Cousine der Neuvermählten, der Baronesse Steinwald Gesellschaft zu leisten; denn die schöne Mizzi war trotz ihrer hunderttausend Gulden, die ihr, der armen Offizierswaise, durch einen Haupttreffer wunderbar genug zugefallen, noch immer nicht unter die Haube gekommen, wie Fräulein von Szöndrö und viele andere ihrer jungen Freundinnen.

Man munkelte, daß sie eine unglückliche Liebe im Herzen trage, und die besser Eingeweihten wollten wissen, daß ihr der „Wasserdirektor," der Bruder der Majorin im Kopf stecke, da er aber leider verheiratet und Familienvater war, was nicht sofort zur Sprache gekommen, mußte sich die Baronesse wohl begnügen, durch einen Stiftsplatz früher oder später zum Madame-Titel zu kommen. Übrigens zeigte sie weit mehr Anlage zum „Monsieur", da es ihr im Reiten, Jagen, Rauchen, Kutschieren und Radfahren nicht bald jemand nachthat.

So standen die Dinge, als Gisi in Ungarn ankam, was ihrem Bruder den willkommenen Anlaß bot, allen Ernstes um den reichen Fisch zu angeln. Mizzi führte ihn zwar nur am Narrenseil, immerhin genügten aber seine häufigen Besuche im Hause des Grafen Miklos, um seinen gesunkenen Kredit gewaltig zu heben und sogar Aron Schmeckeles, der doch vom Baron aus wußte, daß er keinen Kreuzer mehr für seinen Sohn bezahlen würde, gab ihm wieder Geld auf Wechsel ... Allerdings nur gegen die Garantie des Grafen Miklos, die sich Egon neuerdings verschafft zu haben schien.

„Se werden doch wissen, junger Herr, daß mer muß gedeckt sein," entschuldigte sich der vorsichtige Mann beim Anblick der wohlbekannten Unterschrift des Grafen; denn auch, „wenn ich nicht bin ‚interssant,' trotzdem man thut sagen, daß ich bin ‚interessant', muß ich sein gedeckt for alle Fälle."

Als aber Egon, der mehrmals in der Woche in die nahe Stadt reiste und für eine Operettendiva, in Schmuck und Blumen das Geld rein zum Fenster hinauswarf, immer wieder mit neuen Wechseln bei Aron Schmeckeles vorsprach und ihm bedeutende Summen entlockte, stutzte dieser über die Großmut des Grafen, und wiewohl der schlaue Geschäftsmann

Digitized by Google

noch jeden Wechsel des jungen Barons ohne Verlust an den Buchhändler Lanjos weitergiriert hatte, fragte er doch beim Grafen an, wie es mit seinem unbeschränkten Kredit denn eigentlich stehe.

„Gott der Gerechte!" kreischte Aron Schmeckeles schon bei den ersten Worten des Grafen, die ihm Entsetzliches offenbarten.

(Schluß folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Waldeinsamkeit.

O breite wieder Deine heil'gen Schwingen
Mir segnend übers Haupt, Waldeinsamkeit;
Laß Deine Psalmen tief ins Herz mir dringen,
Wie Friedensgrüße aus der Ewigkeit,
Zu Deines Altars Stufen laß mich sinken,
Aus Deinem Born mich neues Leben trinken.

Verstummen laß den Hohnschrei der Dämonen,
Der mich verfolgt mit nächt'gen Zweifels Wahn;
Wo über goldiggrünen Blätterkronen
Die Wolken wandern ihre Sonnenbahn,
Trag hin mein Herz in leidentrückten Träumen,
Nach düstrer Lebensfahrt zu Himmelsräumen.

Das sind der Kindheit sonn'ge Blütentage,
Das ist der Jugend froher Lenzgesang,
Ein Stern erstrahlt, ein Bild voll Himmelsgnade:
Die Liebe grüßt mit zauberischem Klang,
Das Herz erbebt, des reinsten Glückes trunken —
Dann ist es Nacht, der Stern in Staub gesunken.

Wie sturmgepeitscht die dunklen Wogen rollen!
Mein Lebensschiff kreuzt steuerlos die Flut. —
O, eitles Wähnen, trügerisches Wollen,
Nicht flammt aus toter Asche neue Glut;
Ein leer Phantom die Liebe und die Treue,
Was Haß begrub, erweckt kein Gott auf's neue.

„Warum?" Ein Schrei aus tiefster Qual geboren,
Verklagt er trauernd ein erträumt Idol,
Wo ist der Gott, der Liebe sich erkoren
Als seines Waltens heiligstes Symbol?
Ich kenn' ihn nicht, ich suchte ihn vergebens
Da alles trog im Irrwahn meines Lebens. —

Waldeinsamkeit! — Was raunt der Quell im Moose
Für seltsam fremde Kunde mir ins Ohr?
Was atmet mir der Duft der wilden Rose?
Was zwingt mit Allgewalt den Blick empor?
Wie heil'ge Tempelhallen wölbt sich's droben
Von Fluten goldnen Sonnenlichts umwoben.

Ein Vogel singt; was ist's, das mir in Thränen
Erlösend klärt der Seele stumme Qual?
Mein Gott, Du lebst! Es ist kein eitles Wähnen,
Dein Vaterblick wacht über'm Thränenthal,
Des Menschen Auge nur ist erdumnachtet,
Daß es des ew'gen Himmelslichts nicht achtet.

Hab Dank, Waldeinsamkeit! Ein neues Leben
Durchglüht mein Herz wie gold'ner Morgenschein;
Nach ird'schem Glück will fürder nicht ich streben,
Ein Strahl des Ew'gen auch durchflammt mein Sein.
Durch Leidensflut, trotz Sturm und Felsenriffen
Wird mich mein Gott zum Friedenshafen schiffen.

Anna Voigt.

Eine Rede Moriz Carrieres.*)

I.

In der Apostelgeschichte lesen wir, wie Paulus in Athen einen Altar gefunden, darauf war geschrieben: „Dem unbekannten Gott". Da redete er von dem Gott, den sie unwissend verehrt, damit sie ihn suchen sollten, ob sie ihn doch finden und fühlen möchten: denn in ihm leben, weben und sind wir. Im deutschen Reichstag hörten wir einen Redner die Gottesleugnung das Bekenntnis der Denkenden und Gebildeten nennen, — vielleicht veranlaßt dadurch, daß viele Forscher sich in der Wissenschaft auf ihr besonderes Gebiet begrenzen und sich an der Ergründung der nächsten und mittleren Ursachen genügen lassen, während der religiöse Sinn gern über diese hinaus sofort und überall die erste Ursache sieht. Ein berühmter Philosoph in England aber, Herbert Spencer, lehrt: es sei die höchste Weisheit wie die höchste Aufgabe, dasjenige, durch welches alle Dinge sind, als das Unerkennbare zu betrachten. Wenn Religion und Wissenschaft versöhnt werden sollen, so müsse die Grundlage ihres Friedens diese tiefste, allgemeinste und gewisseste aller Thatsachen sein: daß das Wesen, welches sich im Universum offenbart, durchaus unerforschlich sei. Aber was sich offenbart, erschließt das nicht sein Wesen, sich kundgebend in seinen Werken? Und wenn der Forscher die Gewißheit hat, sich einer ewigen, unendlichen Energie gegenüber zu finden, muß er dann nicht vielmehr in dieser Unendlichkeit sich selbst eingegliedert, sie auch in ihm selber erkennen? Und kann Denken und Wollen einem anderen Quell entströmen als einem Denkenden, Wollenden? Der religiöse Mensch aber, vom Fetischanbeter zum Apolloverehrer, vom Diener Allas bis zum Christgläubigen, fühlt sich nicht einem unbekannt Unerkennbaren, sondern einer geistigen Subjektivität gegenüber, die sein Gebet hören und erhören kann, deren richtende Macht er in seinem Gewissen, deren erleuchtende und erlösende Gnade er in seiner Seelenruhe, seiner eigenen Gottesliebe inne wird. Und so dürfte doch wohl die Versöhnung von Glauben und Wissen nicht im Agnosticismus, im Verzicht auf Erkenntnis,

*) Der Verfasser hat diese Rede in der k. b. Akademie der Wissenschaften zur Feier des 134. Stiftungstages am 21. März 1893 gehalten. Wir geben sie mit seiner Einwilligung vollständig wieder. Nur die für Gelehrte bestimmten Anmerkungen sind fortgelassen. Wir hoffen, daß die von Prof. M. C. ausgesprochenen Gedanken bei unseren Lesern Verständnis und Billigung finden werden. Erschienen ist die Rede unter dem Titel „Erkennen, Erleben, Erschließen" im Verlage der Münchener Akademie.

Digitized by Google

sondern darin zu suchen sein: daß eine auf Vernunft und Erfahrung, auf Natur und Geschichte gegründete Gottesidee auch dem frommen Gemüte genügt und die Thatsachen des religiösen Lebens selbstverständlich macht.

Versuchen wir den wissenschaftlichen Weg zu einer solchen zu finden.

Unmittelbar und unleugbar gewiß sind wir uns selbst; unsere Empfindungen, Vorstellungen, Willensregungen bezeugen fortwährend sich selbst, und in und mit ihnen sind wir stets auch in der eigenen Subjektivität inne, die wir nicht aus ihnen erschließen, die wir mit ihnen erleben, da sie ja nicht für sich bestehen, sondern Bethätigungen unseres Selbsts sind. Diese Erlebnisse erkennen wir intuitiv, in unmittelbarer Anschauung, indem wir sie erfahren; sie sind gleich unserem Selbstbewußtsein Urphänomene, die man niemand von außen mitteilen kann, die jeder innerlich hervorbringen muß, wie wir uns zum Ich, zur Geistigkeit und Freiheit durch eigene Willensthat selber bestimmen. So erleben wir uns selbst als Ursache, und unterscheiden Empfindungen und Gedanken, die bloß nacheinander auftreten, von anderen, die als Grund und Folge einander bedingen, und nach diesem in unserem Wesen liegenden Gesetz des Grundes erschließen wir erst eine Außenwelt aus unserer Innenwelt, die wir ohne solche nicht erklären können. Aus Empfindungen, die sich uns aufdrängen auch gegen unseren Willen, folgern wir wirkende Kräfte außer uns, die sie bedingen, und wenn verschiedene Menschen in diesem Schluß auf eine gemeinsame Ursache der Eindrücke übereinstimmen, so zweifeln wir nicht an deren Realität, zumal wenn wir sehen, daß wir Gesetz und Wesen solcher Kräfte nicht durch eigenes Ersinnen, sondern durch Beobachtung finden und unsere Meinungen danach berichtigen. Aber wir glauben an die Realität der Außenwelt, wir wissen nicht unmittelbar von ihr, wir erschließen sie durch unsere Vernunft aus unseren Erlebnissen, und wenn der Skeptiker uns das Recht bestreitet, das Kausalitätsgesetz auch über unser Inneres hinaus wirken zu lassen, so muß er folgerichtig sich für das allein Seiende und uns und alle Welt für Geschöpfe seiner Einbildung erklären, als ob er auch die Bücher erfände, aus denen er sich unterrichtet, das Mikroskop erfände, durch das er im Wassertropfen sich die seinen bloßen Augen unsichtbaren Infusorien hervorzaubert.

Philosophie und Naturwissenschaft vertrauen solcher Absurdität gegenüber auf die Macht der Vernunft und gewinnen dadurch eine in sich zusammenhängende, gesetzlich geordnete Innen- und Außenwelt in lebendiger Wechselwirkung; sie suchen den Anteil zu bestimmen, den unsere Subjektivität und den die Kräfte außer uns an unserem Weltbild haben. Farben, Klänge, Düfte, Wärme, Kälte sind nicht Wirklichkeiten außer uns, sondern Empfindungen in uns. Reale Kräfte treffen durch ihre Bewegungen, durch die Schwingungen der Luft und des Äthers mit unseren Sinneswerkzeugen zusammen, und mittels deren spezifischer Energien veranlassen sie eine Umstimmung in den Ganglienzellen unseres Gehirnes; durch diese wird unsere fühlende Innerlichkeit, unsere Seele, erregt, jene Empfindungen als ihre eigenen Lebensakte hervorzubilden und so eine Erscheinungswelt in uns zu gestalten, die wir nun auf die an sich farb- und klanglose Außenwelt übertragen. Die Dinge an sich sind Gedankendinge, die wir zur Erklärung unserer Zustände voraussetzen; sie stellen eine in sich geordnete zusammenhängende Welt dar, und es ist nicht richtig, wenn Kant lehrt: daß wir sie nicht erkennen können. Denn sie wirken auf uns und aufeinander und sind damit thätige Kräfte, die im Wechselspiel ihrer Bewegungen sich erhalten, im Raum nebeneinander, in der Zeit nacheinander thätig, wie Raum und Zeit im Begriff der Bewegung mitgesetzt sind. Was Dinge an sich sind, das tritt in ihrem Verhalten zu anderen hervor. Wir selbst gehören zur Welt, und wie Natur und Geist füreinander da sind, das geht uns hier überzeugend auf. Die Objektivität der Natur wäre wertlos, alle Sonnen und Planeten, alle Schwingungen der Atome wären so gut wie gar nicht da, wenn sie nicht in fühlender Subjektivität empfunden, vorgestellt, genossen würden, und die Anlagen der Seele Ton und Licht in sich hervorzubringen, würden ohne die von außen kommenden, ihnen entsprechenden Eindrücke nicht erweckt, während nun der Geist durch sie den Stoff für sein Denken und Handeln empfängt.

Die Denkgesetze der Identität und Kausalität liegen im Wesen unseres Geistes, wie es die Natur der Atomkräfte ist, in Anziehung und Abstoßung nach dem Quadrat der Entfernungen zu wirken. Wir können ein hölzernes Eisen nicht denken, weil wir jegliches als mit sich übereinstimmend vorstellen müssen, und weil das in sich Gleiche beharrt, Ruhe Ruhe und Bewegung Bewegung bleibt, wenn nicht ein Grund der Veränderung da ist, so müssen wir für alles Geschehene eine Ursache annehmen, die ihr gewachsen ist. Diese Gesetze sind das Denknotwendige, und denknotwendig nennen wir alles, was aus dem Wesen des Denkens folgt oder seine unerläßliche Voraussetzung ist wie unser Sein: wir müssen sein, um denken zu können, — cogito ergo sum. Nur das Denken giebt uns Notwendigkeit und Allgemeinheit; die sinnliche Erfahrung bietet uns bloß Besonderes, Thatsächliches, auf einander Folgendes, aber keine Verursachung, keinen allgemeinen Begriff, keine allgemeingiltigen Gesetze. Doch wie es Gesetze nur giebt als die konstante Wirkungsweise realer Kräfte, so sind auch die Allgemeinbegriffe realisiert in den besonderen Dingen. Wirklich ist darum nur die gesetzmäßige Erscheinung, nur das konkrete Einzelne, das ein Allgemeines veranschaulicht. Und so dürfen wir sagen: Wirkliches Erkennen und Wissen haben wir da, wo wir das Thatsächliche als denknotwendig verstehen, das Denknotwendige von der Erfahrung bestätigt finden. Aus reiner Vernunft können wir das Denknotwendige folgern sowohl für die Idee wie für die Realität der Dinge: alles Reale muß in sich übereinstimmend sein, dieses und kein anderes, damit von allen anderen unterschieden, eingegliedert in den Kausalzusammenhang des Alls, Träger eines gattungsmäßigen Typus mit einer ihm zukommenden Gesetzlichkeit. Aber welches Reale eine solche notwendige Daseinsform erfüllt, das muß uns die Erfahrung kundthun. Aus reiner Vernunft konnte Newton eine Bewegungslehre entwickeln, aber die Sonne, die Planeten und Monde mußten durch die Erfahrung gegeben, ihre Massen und Abstände durch die Beobachtung gefunden werden; als er sie aber in seine Formen hineinsetzte, stimmte ihr beobachteter Lauf mit seinen Annahmen, und scheinbare Störungen und Abweichungen waren durch die gesetzlichen Wechselbeziehungen selbst bedingt. Wenn Spinoza sagte: Aus der Natur Gottes folge alles mit derselben Notwendigkeit wie aus der Natur des Dreieckes, daß seine drei Winkel gleich zwei rechten sind, so gilt dies von den ewigen Wahrheiten der Weltordnung, nicht von den vielen Dingen in der Welt oder von der Menschen Thun und Lassen. Und wenn Hegel die ganze Welt zu einem logischen Prozeß machen

Digitized by Google

wollte, so zeigte Schelling, wie der Faden der dialektischen Begriffsbewegung da abreißen mußte, wo der schwere Schritt in die Wirklichkeit der Natur und Geschichte geschehen sollte. Und Schopenhauer machte, im Gegensatz zu Hegel, den Willen zum Weltprinzip, einen blinden, alogischen, der wohl die Fülle des Besonderen, nicht aber einen planvoll geordneten Weltbau begründen konnte. Er ist der Grund des Thatsächlichen, das wir darum nicht erschließen können, das wir erfahren müssen. Wille und Vernunft sind nicht für sich wirklich, aber sie gehören vereint zum Wesen des Geistes, sie wirken in der Weltbildung zusammen wie Empirie und Denknotwendigkeit in der Erkenntnis des Wirklichen, der Wahrheit.

So haben wir in den Denkgesetzen, dem Vernunftnotwendigen ein Aprioriſches in unserem Erkennen, und es ist ein Irrtum des Naturalismus, daß das Denken mit seinen Formen sich erst allmählich durch Anpassung an die Natur gebildet habe; vielmehr ist dem Denken im Anschluß an die Wirklichkeit sein eigenes Wesen offenbar geworden. Das sinnliche Auge sieht ja stets nur das besondere Ding, nicht den allgemeinen Begriff oder die gattungsmäßige Einheit des Mannigfaltigen, nur die Erscheinungen, nicht das Gesetz. Begriffe, Gesetze des Wirklichen findet das Denken, indem es seine ihm wesentliche Thätigkeit entfaltet, und es vermag dies im Anschluß an die Natur, weil diese selbst kein Chaos, sondern ein Kosmos ist, von Gesetzen durchwirkt, nach Ideen gestaltet. Und so können wir mit Schiller sagen: „Die Denkgesetze sind auch die Weltgesetze“: — wir vermögen die Welt in den Formen unseres Denkens aufzufassen, ohne sie umzugestalten, so daß unser Weltbild der Realität der Dinge entspricht. Wir mögen Goethe zustimmen, wenn er in seinen Maximen schreibt: „Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist eine aus dem Inneren am Äußeren sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt; es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der Harmonie des Daseins die seligste Versicherung giebt.“

(Schluß folgt.)

Einem Freunde.

Von **Jean Lessen.**

Auch ich hab einst, in längst vergangnen Tagen
Gehofft wie Du, wie Du gekämpft, gerungen,
Und von des Schicksals Tücke dann bezwungen
Die Hoffnung in das frühe Grab getragen.

Doch bald begann ein neuer Tag zu tagen
Ich fühlte mich von frischer Kraft durchdrungen,
Und was ich wollte, war mir bald gelungen,
Und ich begann zu kämpfen und zu wagen.

So kämpf' auch Du; vergiß die blassen Sorgen!
Was hilft der Harm? Nur rastlos vorwärts streben!
Noch ist es Nacht, doch bald erglänzt das Frühlicht!

Dann strahlt vor Dir ein sonnbeglänzter Morgen,
Und hinter Dir — Dein durchgekämpftes Leben
Liegt schöner da in der Erinnerung Zwielicht.

Die Utopien des Herrn Schiermann.

Von **Karl Pröll.**

(Schluß.)

Die Blondine prüfte nochmals die speisende Alte genau und legte die Hand auf die Bank, als wollte sie sich erheben und die Ergänzung der Geschichte von der Hauptbeteiligten sich verschaffen. Schiermann bekam höllische Angst. Da lief zum Glück der Junge mit einer zerbrochenen goldgelben Glasflasche daher, die er im Gebüsche aufgestöbert, fiel auf den Bauch und beide Hände, wobei der Scherben nochmals sich teilte. Das Wartefräulein erschrak, hob den weinenden Jungen auf, welcher sich beinahe die Hände zerschnitten hätte, und warf die Reste der Fuselflasche heftig hinter die Büsche zurück. Dann schalt sie den Knaben aus, dessen Weinen in ein zorniges Schluchzen überging, weil man ihm seinen Fund geraubt hatte, dessen lichtes Glitzern wundersame Vorstellungen in dem Kindergehirn erzeugt haben mochte.

Schiermann erinnerte sich, daß in der Tasche seines Winterrockes sich noch einige Schokoladenplätzchen befanden, womit er sich einen guten Empfang von seinen kleinen Hausgenossen zu sichern pflegte. Er zog eine dieser Trostpillen hervor und steckte sie dem heulenden Jungen in das umschleimte Mäulchen. Das Mittel wirkte. Die reelle Labung verscheuchte die gläsernen Utopien der kindlichen Phantasie und Friede und Eintracht kehrte zu den Bankgenossen zurück.

Das alte Weib war indes verschwunden und Schiermann, der sie nicht mehr erspähte, atmete erleichtert auf. Er wollte nun in frommer Selbstbüßung der erdichteten und nichtsnutzigen Alltagsgeschichte ein moralisches Gegenüber geben und hub wieder an:

„Der Posamentierfamilie, welche neben Kulnicke ihren Laden hatte, ist es besser gegangen. Die alleinstehende Mutter und die Tochter schauten nicht rechts noch links, waren emsig und drehten jeden Groschen nochmals um, bevor sie ihn ausgaben. Die Tochter gelangte darum in späteren Jahren noch zu einer guten Partie und ist selbst Hausbesitzerin geworden, welche die verwitwete Mutter, die noch bei ihr wohnt, gut behandelt und sich ihrer zahlreichen Kinder freut. Das ist der richtige Weg zum Glück und Reichtum.“

Die Blondine schüttelte verächtlich das Köpfchen und entgegnete etwas unwirsch. „Ja, das kann früher gewesen sein. Aber heute kommt so etwas nicht mehr vor. Wer arm geboren wird, bleibt arm und äußerst selten findet sich für ein vermögensloses Mädchen ein anständiger Freier, der sie in ein liebes Heim führt. Wir anderen müssen darben und uns rackern lebenslang. Hätten die Bäckersleute nur nicht das schöne Gartengrundstück verpulvert, so könnte das alte Gartenweib heute Millionärin sein, da jetzt die Grundstücke in dieser Gegend einen erstaunlich hohen Preis haben. Das ist dann ein wirkliches Leben.“

Schiermann strich sich nachsinnend den grauen Vollbart und hinter seinen Brillengläsern leuchtete es eigentümlich: „Glück und Reichtum gehören in den Utopien des Volkes zusammen, und nicht umsonst wird in den Hausmärchen so viel vom Golde gesprochen. Der Luxus bleibt einmal das Ideal der nicht durch seelisches Verzagen verkünstelten und abgeschwächten, grobsinnlichen Triebe. Jetzt will ich die unzufriedene Psyche im billigen Bazarjackett ausfragen:

„Sie haben wohl eine schwere Jugend gehabt, Fräulein — ich darf mir wohl Ihren Namen erbitten?“

Digitized by Google

„Ich heiße Marie Schüsselpfennig, bin in Kurhessen zu Hause und die Tochter eines Schulmeisters, der mehr Kinder als Monatsthaler zu berechnen hat. Das Mädchenseminar konnte ich nicht durchmachen, weil es am Nötigsten mangelte. Wenn mir auch das Schulgeld geschenkt worden wäre, meinen Aufenthalt in der Stadt hätte mein Vater nicht bestreiten können. So habe ich es nur zur Kindergärtnerin gebracht und nun vor einem Halbjahr den ersten Dienst angetreten."

Sie warf den Kopf in die Höhe, so daß die etwas verblichenen Schleifen, welche das Hütchen überkletterten, sich schüttelten.

„Und Sie sind mit diesem Dienste wenig zufrieden, Fräulein Marie," warf Schiermann ein, indes einige hungrige Dohlen über die nackten Wipfel hinwegflogen und heiser krächzten.

„Wie man es nimmt," sagte mit Achselzucken die Blondine und wippte mit dem Füßchen und dem Sonnenschirm zugleich. „Man hat gute Tage und hat schlechte Tage. Aber das Schlimmste ist, man gehört niemals sich selbst an, kann nie thun oder lassen, was man möchte." Ein herber Zug glitt wieder über ihr Gesicht.

„Ja, ja, die geträumte Unabhängigkeit," erwiderte Schiermann, „mit der schließlich die meisten doch nichts anzufangen wüßten, besonders das weibliche Geschlecht. Wie behandelt man Sie denn?"

„Nun, die Gnädige ist nicht unfreundlich, aber launisch. Und dann habe ich auch gehofft, daß mir das schwarze Seidenkleid, welches sie schon lange trägt, geschenkt würde. Aber sie hat es einkampfern und auf die Bodenkammer bringen lassen. Und sie hat doch mindestens zwölf verschiedene Anzüge."

„Also die Unabhängigkeit ohne Seidenkleid wäre Ihnen nichts wert?"

„Entweder das eine oder das andere. Aber man schämt sich förmlich, wenn man gar so einfach herumgehen muß."

Schiermann entdeckte nun, daß das praktische Utopien des Weibes jenes der vielfältigen und immer wechselnden Gewandung sei, welches ja die Mode für die Begüterten zu verwirklichen weiß. Freilich wird dieser Flitterstaat von den theoretischen Utopiern stets bekämpft, da letztere schließlich gewöhnliche Phantasietemperenzler sind.

Es ist merkwürdig, was man alles findet, wenn man nur einmal den Blick über seine Bücher hinausschweifen läßt. Schiermann wollte aber noch eine andere Stimmungssaite anschlagen.

„Wie sind Sie mit dem Herrn zufrieden, Fräulein?"

„O, der ist recht lieb und gut, nur immer melancholisch. Er war an der Universität Freilehrer oder wie nennt man das?"

„Dozent," schaltete Schiermann ein.

„Ja, Dozent, zu dessen Vorlesungen aber keine Studenten kamen, obwohl er recht gescheit sein soll und vieles drucken läßt. Da es ihm schlecht ging, haben ihn Freunde mit seiner jetzigen Ehefrau zusammengebracht, die ein großes Vermögen besitzt und, als sie keinen Offizier bekam, wenigstens einen gelehrten Mann haben wollte. Ich glaube, der Doktor hat sie nur geheiratet, um sorglos mit seinen Büchern hausen zu können. Doch der verrechnete sich. Unsere Frau liebt es, in Gesellschaften zu glänzen und deshalb haben meine Leute stets entweder Gäste oder sind zu Gast geladen. Der Herr Dozent macht freilich ein Gesicht dazu, wie das Lamm, das man zur Schlachtbank führt. Ich sehe es ihm an, daß er nicht glücklich ist. Aber er grüßt mich immer recht freundlich, sobald ich in seine Nähe komme und auch mir wird wohl, wenn er mit vorwärts gesenktem Kopf an mir vorbeistreift."

„Sollte hier die bekannte unfruchtbare Neigung des blutjungen Mädchen zu dem reifen, überernsten Manne im Entstehen begriffen sein?" dachte Schiermann. Doch ein Zwischenfall schob auch diese Grübelei zur Seite.

Des Weges heran kam ein schlanker Mann, vornehm gekleidet, mit schneidiger Haltung. Als er Marie erschaut, grüßt er sie mit verbindlicher Höflichkeit. Sie nickte zurück und ihr Gesicht wurde blutrot. „Aha! sie zieht doch die Jugend vor," beruhigte sich Schiermann. „Nun, das ist auch gesünder und natürlicher."

Als die Schritte des Weiterschreitenden verhallt waren, fühlte sich das Kinderfräulein gedrungen, ohne jede Frage über den Herrn Auskunft zu geben. „Das ist der Assessor Murgner, der viel bei uns verkehrt und der Gnädigen immer willkommen ist. Ein förmlicher Hausfreund! Auch ich kann ihn leiden, weil er nicht hochmütig auftritt. Bei dem lebenden Bilde des ‚Tellschusses', das wir im Februar gestellt haben, war er einer der Reisigen, während ich zum Volk gehörte und neben ihm mich befand. Da flüsterte er mir eine Menge lustige und artige Dinge zu, so daß ich Mühe hatte, nicht herauszuplatzen mit dem Gelächter. Und seitdem grüßt er mich immer: ‚Wie geht es, mein Volk?' Wenn der da ist, verspürt man niemals Traurigkeit."

„Das gefällt mir," sagte Schiermann, während er die erhellten Züge des Mädchens wohlwollend betrachtete. Und im stillen fügte er hinzu: „Zur Pessimistin ist sie noch nicht versauert. Das Ewig-Männliche übt auf sie genügende Anziehungskraft. Aber wo ist der Junge?" Er blickte umher. Da lag dieser am Rande eines spärlichen Rasenfleckes süß entschlummert. Die blonden Härchen deckten schützend keimenden Samen und die kleine Brust hob sich in regelmäßigen Atemzügen. Marie folgte seinen Blicken und sah auch den schlummernden Knaben, den sie im fortgesetzten Geplauder fast vergessen.

„Hans, Du schläfst ja. Der Frühling macht ihn müde. Da müssen wir nach Hause eilen. Es wird auch wohl Zeit sein. Wieviel Uhr haben wir, Herr . . . .?"

„Fritz . . . Grübler, Zeitungsschreiber des Herzens."

„Ach! Sie dichten wohl schöne Liebesromane in den Blättern, die ich so gerne lese?"

„Ja, etwas Ähnliches. Die Uhr zeigt 12 ½."

„Da muß ich wirklich mit dem Hans heimgehen. Um 1 Uhr bekommt er seinen Imbiß. Die Herrschaften essen erst um 5 Uhr. Wie schade! Wir haben uns ganz gut unterhalten. Guten Morgen, Herr . . . ."

„Grübler."

Das kinderhütende größere Kind Marie machte einen leichten Knix vor Schiermann, hob den verschlafenen Hans empor, der sich die Augen mit den kleinen Händchen rieb und rief: „ich habe Hunger." Bald waren die beiden hinter der Luisenstatue verschwunden.

Der Erforscher der „sozialen Mythologie", dem sein Gedankenfaden unerwartet abgerissen worden, war wieder allein mit seinem Husten. Nur leichtbeschwingte Vögel hüpften und flogen um ihn herum. Im Westen stieg Gewölk auf, das einen wärmeren Hauch vorausschickte. Und nun mußten einige Blumenknospen geplatzt sein, denn durch die Mittagseinsamkeit blickten an den Ästen grüne Augen -- fast ebenso neu-

Digitized by Google

gierig, als die Augensterne der Marie bei der erlogenen Geschichte sich vordrängten.

„Viel arbeiten können werde ich heute nicht mehr," sagte im Selbstgespräch Schiermann. „Die psychologischen Grundlagen meiner Sozial-Mythologie sind so ziemlich zerstört. Das Menschenherz und der Menschengeist, die Menschenbegierde und die Menschensehnsucht gestalten so verschiedenartige, oft im Momente wechselnde Utopien, daß man mit aller Sorgfalt nicht alle verzeichnen, noch weniger dieselben in die richtige Ordnung bringen kann. Es ist damit wohl bestellt wie mit den Meteorschwärmen, die in manchen Nächten die Erdbahn durchschneiden und leuchtend über unserem Haupte hinwegfliegen. Fällt einmal ein solcher Meteor zur Erde herab, dann bohrt er sich als Eisenschlacke in den Boden ein. Der Pflüger, der dieselbe findet, ahnt meist nichts von dem lichten Glanze, mit dem der Fallstern unser Auge erfreute. Utopien ringsum, aber in unserer Brust die Sorgenschlacke des Lebens, welche im Schmerze verglüht ist. Da kommt mir die skeptische Auslegung in den Sinn, welche der schwermütige Nikolaus Lenau seinem ‚Faust' in den Mund legt:

‚Ob alles Leben nur Verschwenden
Des unermeßlich Reichen ist,
Das nie mehr wird von ihm vermißt
Und bald wie ein vergessen Spiel muß enden?'

„Bleiben wir also beim Historischen oder richtiger beim Aktenmäßigen, welches der Kanzleigeist der Menschheit niederzuschreiben für gut fand, wobei er das Wichtigste übersehen haben dürfte. Doch die Psychologie ist meist nur eine Form der selbstgewünschten Täuschung.

„Wie thöricht würde man denjenigen nennen, der zur Löwenjagd auszieht, nur Tiger oder Hyänen trifft und diese nicht schießen wollte. Schon um das eigene Leben zu erhalten, muß er mit ihnen sich messen.

„Ich bin in einer Stunde auf mehr unbekannte, oder richtiger in meiner Studierstube unbeachtete Kundgebungen des menschlichen Gemütes gestoßen, als ich aus meinen Folianten zusammengestoppelt hätte. Das ist ein gutes Fegefeuer des wissenschaftlichen Hochmutes, der immer und immer wieder der Reinigung bedarf.

„Gedankenbilder und Wortbilder sind noch keine Weltbilder, sondern im aufrichtigsten Falle Selbstbekenntnisse. Die innere Polizei im Menschen kann nie vorsichtig genug sein, sonst überhebt sich der klügelnde Verstand mit revolutionärer Trotzköpfigkeit und glaubt dabei noch, Geisteswunder zu vollbringen. Die Hauptsache für uns bleibt die Wiedererfindung des Herzens, das Wiederkeimen des Gemütes, der echte Liebeslenz der Seele. Ich werde sehr bescheiden in meinen fachwissenschaftlichen Urteilen mich geberden. Denn während ich glaubte, ein Märchen zu erzählen, habe ich Märchen erlebt!"

Und Schiermann erhob sich mit seinen neuesten Utopien und kehrte langsam und hüstelnd zu seinem Arbeitszimmer und zu seinem Schreibtisch zurück.

Mondnacht.

Mir hat es das Mondlicht angethan,
Das zitternd herniedergleitet
Und über der Erde schwarz Gewand
Den leuchtenden Schleier breitet.

Der schwebet hernieder, glanzdurchwirkt
Umflatternd die Bergesgipfel,
Im wallenden Fluge streift er lind,
Die schauernden Tannenwipfel.

Am Saume des Waldes wogt er hin,
Sich lagernd auf braunem Moose,
Scheu stehet das Reh im Glanz der Nacht,
Es schwanket die Herbstzeitlose.

Und weiter und weiter wallt er fort,
Durchwandernd der Erde Räume, —
Wie lichte Gedanken still durchziehn
Das nächtliche Spiel der Träume.

Anna Hinckeldeyn.

Vermischte Anzeigen.

Opfer oder Sieger? Novellen in gebundener Rede aus dem Reiche der Kunst von Alma Leschivo. (Wismar 1891, Historische Buchhandlung. 483 S.).

Die Dichterin hat ihre Begabung und deren Grenzen in den früheren Werken genugsam geoffenbart. Auch dieses Buch beweist wieder eine fast verblüffende Gewandtheit in der Behandlung der Form. Die Verfasserin ist nie verlegen um einen Reim, weiß sich aus jeder Satzfügung herauszuwinden; ob auch immer mit Grazie? Die Verse fließen wie ein rieselnder Landregen, ohne Aufhören, ohne Unterbrechung, in beängstigender Stetigkeit. Als ich das Buch gelesen hatte, war mein Gefühl schwer zu bestimmen und doch war es ganz eigenartig. Mir war etwa zu Mute, als hätte ich eine lange Eisenbahnfahrt gemacht und in der letzten Zeit nichts als das Keuchen und Stampfen der Maschine, das Rasseln der Räder gehört. Ich bin am Ziel, ich kann ruhen, und immer noch summt das monotone Gestampf in meinem Kopfe. Noch in anderer Beziehung stimmt der Vergleich: Einige anziehende Punkte, interessante Ausblicke und dazwischen Strecken von ödem Einerlei — seichte, rein formale Reimkunst! Und der Inhalt? Künstlergeist im Kampf mit der Welt und dem eigenen menschlichen Empfinden, das Ringen nach Gestaltung der geschauten Idee — aber die Einkleidung schmeckt mir viel zu sehr nach blutleerer Phantastik, die mit glühendem Farbenschmuck die Seele ersetzen muß. Den Menschen fehlt das Leben, den Stoffen die echte Lebenswahrheit. Aber die Novellen lesen sich in dieser Form noch erträglich; denn die poetische Behandlung gießt ein magisches Dämmerlicht darüber aus, und man sieht die Mängel weniger. Viel schärfer sprängen sie in die Augen, hätte sich die Verfasserin der Prosaform bedient. Mir persönlich wäre eine gute Prosa viel, viel lieber gewesen, aber ich habe Grund zu der Annahme, daß dann die Novellen schwerlich das Licht der Öffentlichkeit erblickt hätten. Jedenfalls steht die aufgewandte künstlerische Kraft und der Fleiß in keinem Verhältnis zu der auf den ästhetischen Geschmack erzielten Wirkung. M. W.

Die Königsbrüder. Schauspiel in 5 Aufzügen von Adalbert von Hanstein. Berlin 1892, C. F. Conrads Buchhandlung. 131 S. 2 Mk. broch.

Das Stück hat mehrere Aufführungen am Berliner Theater erlebt, und mit gutem Erfolg. Von der Bühnenwirkung kann ich nicht sprechen, denn ich habe es nicht ge-

Digitized by Google

sehen; aber ich muß gestehen, daß auch die Lektüre stellenweise Genuß bietet. Adalbert von Hanstein schwimmt mit diesem Jambenschauspiel vollständig in klassischem Fahrwasser. Er gestattet sich allerdings in der Form manche Freiheiten; aber die Verse sind meist von prächtigem Schwung, von poetischer Empfindung belebt. Der Stoff, leider mit sehr großen Abweichungen von der historischen Wahrheit, behandelt die Krönung des deutschen Königs Otto I. und die darauf folgenden Bürger- und Bruderkriege. Man wird zugeben müssen, daß der historische Vorwurf mit feinem Geschick für eine glänzende, auch tiefe Wirkung auf das Publikum verarbeitet wurde. Ungemein gewonnen hat das Werk durch Einführung eines neuen Moments — der stillen aber leidenschaftlichen Liebe des älteren Bruders Ottos zu Editha, dessen Gemahlin. Dieser ältere Bruder, Heinrich, tritt nicht allein als historischer Charakter, sondern auch gleichsam als ideale Figur vor uns hin: er vertritt den Typus der Menschen, die das Unglück haben, immer und überall „der Zweite zu sein", an denen das Glück, wann es sich auch zeigen möge, hart vorbeistreicht — „der Zweite meinem Vater, am Thron der Zweite, Zweiter in der Liebe —". Der scenische Aufbau des 1. Aufzuges ist matt; auch noch der 2. Aufzug krankt. Zu voller, packender Wirkung entfaltet sich das Stück erst in den beiden letzten Akten. Da ist auch mehr Gewicht gelegt worden auf psychische Analyse, die in der ersten Hälfte unter der Größe des Stoffes und dem rhetorischen Schwung zu kurz kam — sehr zum Schaden des Stückes. In dieser Hinsicht hätte Adalbert von Hanstein von den modernen Bestrebungen lernen sollen. M. W.

Lieder im Widerhall. Deutsche und französische Dichtungen. Verfaßt und übertragen von Georg von Oertzen. (Hamburg 1891, J. F. Richter).

In einem Vorworte, welches sich nicht durch allzugroße Klarheit im Satzbau auszeichnet, giebt der Verfasser Aufschluß über die Entstehung und Zusammensetzung des Buches. Es ist so eingerichtet, daß links der französische, rechts der deutsche Text steht. Die meisten Dichtungen sind französische Originale und von dem Dichter selbst in freier Weise in die Muttersprache übertragen — also eigentlich nachgedichtet. Wenige mit einem * bezeichnete Nummern sind zuerst deutsch entstanden. Unter den französischen Versen finden sich zwanzig, die nicht von dem Verfasser, sondern von Margarete von Oertzen herrühren und welche G. v. O. verdeutscht hat. Uns kümmern vorwiegend die Dichtungen in unserer Sprache. Man muß dem Verfasser tiefe, ernste Empfindung und Geist zugestehen, auch ein gutes Gefühl für Formschönheit; aber eine andere Frage ist es, ob er immer Herr seines Stoffes geworden. Manche Banalitäten und manche Unklarheiten im Ausdruck lassen die Frage nicht unbedingt mit Ja beantworten. Trotzdem liest sich die große Mehrzahl der Sachen gut. Einige Stimmungsbilder sind sogar vorzüglich. Ein leiser Zug zum Humor und zur Ironie macht sich an vielen Stellen bemerklich, sehr zum Vorteil der Sammlung. Gedichte wie „Nur keine Scenen" (S. 53) u. a. habe ich mit wirklicher Freude gelesen. M. W.

Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik. Von Alfred Bock. (Leipzig 1893, Verlag von Karl Reißner.)

Wagnerschwärmerei hat die Tendenz des Buches geboren. Der Verfasser untersucht die Beziehungen, welche unsere namhaftesten Dichter mit der Schwesterkunst der Poesie, mit der Musik unterhalten haben, und kommt zu dem Ergebnis, daß der Mehrzahl von ihnen prophetisch das durch Wagner verkörperte Opernideal vor Augen gestanden habe. Ich hätte nichts gegen dieses Ergebnis, wenn es sich zwanglos aus den Untersuchungen ergäbe; aber der Verfasser ist augenscheinlich mit einer vorgefaßten Meinung an seinen Stoff herangetreten. Er hatte seine Schlußfolgerung schon im voraus fertig, sie wurde ihm nicht durch die Forschung aufgedrängt. Bocks Aufsätze sind deshalb subjektiver gefärbt, als es gut ist für ein wissenschaftliches Werk. Von dieser verzeihlichen Schwäche aber abgesehen, ist das Buch nach Form und Inhalt durchaus zu loben. Man fühlt, es ist die Frucht eingehender Studien, und die vergleichende Ästhetik wird mit ihm rechnen müssen. Im letzten Grunde ist das Ergebnis der Untersuchungen Bocks nicht, wie er will, die Auffindung eines Wagner-Embryos, sondern die Klärung des Verhältnisses zwischen Dichtkunst und Musik. Unter diesem Gesichtspunkt muß man Bocks Aufsätze betrachten, und man empfängt dann aus ihnen eine wertvolle Bereicherung seines Wissens. P. R.

Hermann Hendrich und die mythologische Malerei. Von Oskar Bie. (Braunschweig 1893, Verlag von Westermann.)

Hermann Hendrich gehört zu jenen Künstlern, die auf ihren eigenen zwei Beinen stehen, die unbeirrt durch Zeitströmungen aus ihrem Wesen herausschaffen und den Mut ihrer Eigenart haben. Die Abseitsstellung, die er in der deutschen Kunst einnimmt, beruht auf seiner Abwendung von der kleinen Beobachtungskunst des Realismus und seinem Streben, die Wirklichkeit wieder als ein Symbol für Ideen aufzufassen und darzustellen. Er ist von Böcklin beeinflußt; aber er war Persönlichkeit genug, diesen gewaltigen Einfluß in sich zu verarbeiten und als selbständige Kunst wieder auszugeben. Die Motive zu seinen Gemälden sind meistens der nordischen Mythologie entnommen; sie bot dem Künstler wirksame Einkleidungen in seine Absicht, die Natur als von Ideen und Gefühlen belebt darzustellen. Die Skizze Oskar Bies offenbart ein feines Verständnis für die künstlerische Eigenart Hendrichs. Die Ausführungen wirken um so lebendiger, da sie begleitet sind von guten Reproduktionen der Hauptwerke des Künstlers. P. R.

Engelhorns Allgem. Roman-Bibliothek. 9. Jahrg. (Stuttgart, J. Engelhorn.)

Seit der letzten Anzeige sind folgende Romane erschienen:

Ein puritanischer Heide. Von Julien Gordon. (2 Bände.)

Das Stück Brot und andere Geschichten. Von François Coppée.

In der Prairie verlassen. Von Bret Harte.

Zwischen Lipp' und Kelchesrand. Von Charles de Berkeley. (2 Bände.)

Mein erster Klient und andere Geschichten. Von Hugh Conway.

Auf steinigen Pfaden. Von Léon de Tinseau.

Heimatlos. Von Hector Mallot. (3 Bände.)

Digitized by Google

Vermischtes.

Folgendes entnehmen wir dem „Roten Kreuz“. Der Vaterländische Zweig-Verein in Waldenburg i/Schl. beschäftigt durch das Unternehmen: Arbeitsvermittelung für hilfsbedürftige Handweber des Kreises Waldenburg etwa 150 Menschen, welche durch ererbte Kraftlosigkeit, schlechte Nahrung (Fleischkost kennen sie fast gar nicht!) und ungünstige Wohnungsverhältnisse thatsächlich nicht imstande sind, einem anderen Erwerbe nachzugehen. Die Spuler insonderheit sind durchweg Greise und Siechе. Diese Ärmsten verdienten bis zur Entstehung der Arbeitsvermittelung (vor 8 Jahren) oft nicht mehr als 10—15 Pfennig pro Tag bei rastloser Arbeit vom Tagesgrauen bis zur Nacht. Ohne Beanspruchung von Geldhilfen sind diese traurigen Erwerbsverhältnisse beseitigt worden für diejenigen Handweber und Spuler, die von der Arbeitsvermittelung beschäftigt werden können! Sie erhalten einen Lohnzuschuß von 25—40 Prozent, und das erscheint diesen anspruchslosen Menschen als verhältnismäßiger Reichtum. Durch den direkten Verkauf der Handgewebe an das Publikum kann ohne Preiserhöhung für dasselbe diese Wohlthat gewährt werden. Aber noch mehr als dies: Es kann eine kleine Einlage (7 Prozent vom Verkaufspreis) für jede verkaufte Ware in die Weber-Hilfskasse gelegt werden (die in der Kreis-Sparkasse in Waldenburg deponiert ist), damit in allen besonderen Notfällen bei Weberfamilien daraus geschöpft werden könne! In den letzten zwei Jahren konnten für solche Zwecke 4000 Mk. verteilt werden! Die in entlegenen Weberdörfern stationierten Diakonissinnen erhielten monatlich je 20 Mk. aus dieser Kasse, damit sie nicht mit leeren Händen in die Hütten der Armut treten. Zu Weihnachten wurden in allen Weberdörfern des Kreises Kleider und Lebensmittel verteilt, im vergangenen harten Winter zweimal Kohlen, außerdem gute Volksblätter als Gegengewicht gegen die schlechte Kolportageliteratur. Eine besonders nützliche Entfaltung der Arbeitsvermittelung liegt noch darin, daß sie den Webern hilft, die Kinder in andere, lohnendere Handwerke einzuführen. Meistens verbleibt die junge Generation bei der Handweberei, weil der Vater absolut kein Geld hat zu der kleinen Ausstattung von einem Gebett, einem Anzug und Stiefel, die jeder Meister, der einen Lehrling annimmt, fordert. Durch dreijährige Prämienzahlungen à 20—30 Mk. hilft hier die Weber-Hilfskasse aus, und viele Knaben sowie auch etliche Mädchen sind hierdurch schon übergeführt worden in lohnenderen Beruf! Um es allen Augen zu beweisen, daß die Arbeitsvermittelung nur allein ein Werk barmherziger Liebe ist, führt diese offene Rechnung. Alle Vierteljahre werden Einnahmen und Ausgaben dargelegt; Protokolle über die Verwaltung geführt (von einem Sekretär des Königl. Landratamts); die Buchführung liegt zur Einsicht im Kreishaus. Gerade hierdurch unterscheidet sich die Arbeitsvermittelung von allen anderen sogenannten „Wohlthätigkeitsunternehmen für Handweber“, sowie auch durch eine zweite höchst wichtige Sache, daß sie nämlich keine einzige Maschine arbeiten läßt (oder überhaupt besitzt!), sondern nur Handweber, so daß das Publikum, welches sich der Mühe unterzieht hier zu bestellen, wirklich das fröhliche Bewußtsein haben kann, Thränen armer Handwerker zu trocknen, und nicht fürchten darf, etwa einen spekulativen Unternehmer zu bereichern, der unter der Firma „Wohlthätigkeit“ anlockt, zehn Weber und hundert Maschinen arbeiten läßt und nicht einmal Rechenschaft ablegt, wie er seine Einnahmen verwendet! Möchte doch das Publikum, das wirklich helfen will, in dieser Beziehung vorsichtig sein, prüfen und immer auf offene Buchführung und jährliche Rechenschaft halten bei jedem Geschäft, das sich mit Armenunterstützung „affichiert“! Ein Unternehmen, das, wie die Arbeitsvermittelung, vom Vaterländischen Frauenverein gehandhabt wird, bietet eine gute Garantie der Reellität in jeder Hinsicht. Nur das beste existierende Garn wird verwendet zu den hier gefertigten Handgeweben (Stöße von Anerkennungsschreiben betonen die Güte der Waren); die Preise sind nicht höher als in reellen Geschäften. Es werden alle Arten von Küchentüchern, Drell, Handtüchern, Inlette, Leinen in allen Breiten und Feinheiten und Halbleinen gearbeitet. Proben mit Preisen werden gern versandt, wenn sie von der „Arbeitsvermittelung Michelsdorf bei Kynau, Schlesien“, erwünscht werden.

Da die regelmäßige Beschäftigung eines einzigen Handwebers einen Umsatz von 2000 Mk. bedingt, so bedarf die Arbeitsvermittelung, welche ca. 150 Weber beschäftigt und zu der sich doppelt und dreifach so viele drängen, der Hilfe des Publikums in hohem Grade, um fortbestehen zu können! Es ist eine schwere Sorge, ohne Betriebskapital große Garneinkäufe zu machen und alle Wochen regelmäßig die Weber auslohnen zu sollen, wenn man nicht dementsprechend durch raschen Absatz wieder Geld einnimmt. Zu den Hilfsmitteln der Reklame will der Vorstand die Weber-Hilfskasse nicht schmälern, und so bleibt ihm nur die Hoffnung, daß freiwillige Liebesthätigkeit für die wirklich so segensreiche Sache durch Weiterwerben um neue Kunden von Seiten derjenigen, welche sie kennen, der „Arbeitsvermittelung“ zu größerer Ausdehnung unter Gottes Segen verhelfen möge.

Für Berlin ist durch das Wohlwollen des Direktoriums des deutschen Offizier- und Beamten-Vereins im Warenhaus für Armee und Marine Dorotheenstraße 74 eine kleine Niederlage dieser Handgewebe eröffnet, wo sie freilich um einige Prozent teurer kommen als bei direktem Bezug. Möchten auch die Leserinnen der „D. Rom.-Ztg.“ das Unternehmen unterstützen.

Briefkasten.

Herrn R. S. in W. Sie haben meine Worte im „A. eines W.'s“ mißverstanden. Ich leugne weder, daß in der Natur das stattfindet, was man bildlich anthropomorphisch „Kampf ums Dasein“ und „Anpassung“ nennt, noch lehne ich den Entwickelungsgedanken ab. Ich behaupte nur, daß diese von Darwin und noch mehr von seinen deutschen Nachfolgern nur fälschlich als die einzigen Gründe der Formveränderung und Formentwickelung bezeichnet werden können. Sie stehen nur in einer Reihe mit anderen, vielleicht nur in zweiter gegenüber anderen Mächten, von denen wir wahrscheinlich noch nichts ahnen. Jedenfalls giebt es eine ganze Menge von Thatsachen, die sich weder durch den Kampf ums Dasein, noch durch Anpassung, Vererbung oder „Mimicry“ erklären lassen. Der „dogmatisch“ gewordene Darwinismus ist ebenso ein Hindernis der höheren Erkenntnis, als jede frühere Anschauung, die im Besitze dessen zu sein glaubte, was wir, wie ich fest überzeugt bin, eben unserer geistigen Anlage nach niemals erreichen können: Der widerspruchslosen Allerkenntnis. — Unbekannt aus Wittenberge. Besten Dank, aber die einfache Karte ohne das grüne Beiwerk hätte mir vielleicht noch mehr Freude gemacht. Warum haben Sie

Digitized by Google

Ihren Namen verschwiegen? — Frl. A. H. „Wandelbilder" behandeln einen in Novellen und Dichtungen schon oft benützten Stoff. Besten Gruß. — Ein Abonnent in Cl. i. H. C. Pr. lebt in Berlin, und ist geborener Österreicher, von fünfzig und einigen Jahren. Er hat sich besondere Verdienste durch sein Wirken für das Deutschtum außerhalb der Reichsgrenzen erworben, durch ein Wirken, das ohne jede Rücksicht auf eigenen Vorteil, ja selbst mit Opfern nur der Sache gilt. Übrigens ist er seit Jahren preußischer Staatsbürger. — Frau M. J. in G. Beide Gedichte sehr gut gemeint, aber in Form und Ausdruck zu kunstspielerisch. — Herrn W. Fr. in Br. „Verlassen" ist wirklich schon zu oft dagewesen. Nichts für ungut. — Frl. Cl. H. in R. Auch in Ihrem Geleitbriefe taucht das Wort auf: „Ich muß dichten." Das sehe ich nach den Proben gar nicht ein. Übrigens waltet über mir auch die finstere Notwendigkeit: ich muß ablehnen. — Herrn Chr. C. in S. Es klingt etwas Anheimelndes in den Gedichten, aber dennoch haben sie noch nicht genug Eigenart. Vielleicht ein ander Mal. — Herrn Ph. Sch. in N. Das läßt sich so kurz kaum beantworten. Wenn man sich zum Materialismus bekennt, muß man dennoch eine Antwort haben auf die Frage: „Warum forderst Du, daß ich sittlich sei?" Da kann man sagen wie Sie: „Weil ein sittliches Handeln Dir und anderen nützlich ist, und zum Teile auch für Deinen Körper gesund." Oder: „Weil die Menschheit sich so entwickelt hat, daß man die Ichsucht für verwerflich hält." Das sind alles Antworten, aber keine Gründe, und die Worte „nützlich" „gesund" u. s. w. sind vieldeutig. Wir wollen eben eine tiefere Ursache aufdecken, aus der das Gebot der Nächstenliebe hervorgeht. Der Begriff der gemeinsamen Gattung Mensch, zu der wir gehören, kann für den tieferen Geist niemals das ichfreie Handlen begründen und genügt nimmer dem religiösen Gemüte. Und dieser religiöse Drang ist einmal da, seit jeher, also ist er eine Thatsache; er ist aber nicht nur bei „Unmündigen" da, sondern auch bei Männern, deren Wissen und Denken dem „der berühmtesten Materialisten" nicht nachsteht, wahrscheinlich es übertrifft. Wenigstens wage ich die Behauptung, daß ein Plato, ein deutscher Mystiker, Descartes, Leibnitz, Kant u. s. w. viel tiefer und schärfer gedacht haben, als die meisten materialistischen Denker und gar die Denkerchen wie Büchner. Ehe Sie sich entscheiden, rate ich Ihnen, Langes „Geschichte des Materialismus" zu lesen. Wenn Sie auch dann bei Ihrer Meinung beharren, daß „gesunder Egoismus und verständige Gesetze ausreichen müssen, ein Volk sittlich zu machen," dann — ja dann kann ich Ihnen nichts mehr sagen, denn wir sprächen jeder in einer dem anderen fremden Sprache. — Herrn E. S. in T. „Es war einmal" soll mit einer kleinen Änderung kommen — Frl. J. K. in J. Wenn Sie mich noch einmal als „Teuren Meister!" ansprechen, so werfe ich den Brief ungelesen in den großen Schlund. Sie sind begabt, aber Sie behandeln den Ausdruck noch unfrei und lassen sich zu sehr vom Reim bestimmen. „Rose" hat am meisten Eigenleben. Sie können mir gelegentlich neue Proben schicken. — Herrn Dr. U. K. in E. 1. „Mad. Ges." und „Glück" sollen kommen. 2. Ich habe Prosa-Humoresken ebenso gut wie humoristische Gedichte gemeint. Besten Gruß. — Buschanemone. Es thut mir wirklich leid, Ihnen diese Hoffnung zerstören zu müssen. Mit Gedichten können Sie nichts verdienen. Sie sind vielleicht nicht unbegabt, aber selbst bei größeren Anlagen könnten Sie das nicht erreichen. Versuchen Sie es mit einer Prosaarbeit. Ich bin schon Ihres Zweckes willen gerne geneigt, Ihnen zu helfen. Besten Gruß und Mut! — Frl. Rosa H. in M. Glauben Sie denn, daß man stets in der Stimmung ist, Scherze zu machen? Zuweilen geht es unbedingt nicht. Ich muß also ganz nüchtern antworten: Die Verse sind gräßlich. — Herrn E. J–st. Ich teile die in „Familienglück" ausgesprochenen Anschauungen fast durchweg. Aber die Darstellung ist etwas zu schwer. Schon am Beginn stören die dreizehn Zeilen, die dem „da" vorangehen und im weiteren manche nüchterne Wandlung! Nichts für ungut. — Herrn Erich K. in B. S. „Bei der Wahrsagerin". Leider Sprach- und Formfehler, z. B.: „Die Bewohner selbst gemahnen dunkler Vergangenheit," (an dunkle Verg.). Sonst aber doch nicht ohne Begabung. Geduld! — Herrn Dr. H. in B. „Frühling" soll kommen. — Fr. E. M. in Fr. bei Saarlouis. Die beiden Gedichte sind gut gemeinte Versuche, tauglich für das Haus, aber nicht für die Welt. Bitte die Mahnung an die Einsender zu beachten. — Eine Schülerin. Für die freundlichen Worte besten Dank. — Eine langjährige Abonnentin. Nelly ist jedenfalls noch sehr jung, und ihre Gedichte sind es auch. Hoffentlich werden beide mit der Zeit reifer. — Frl. A. G. in D. Ich bedauere, keine Ausnahme machen zu können. Soll ich eine geschriebene Tragödie ernstlich prüfen, um sie zu beurteilen, so brauche ich dazu mindestens zwei Tage, in denen ich bei der Arbeit bleiben kann; solche zwei Tage giebt es aber bei mir nicht. Jahrelang habe ich derartige Gefälligkeitsarbeiten auf mich genommen, jetzt aber muß ich sie ein für allemal ablehnen, da Geist und Körper kaum mehr der Erfüllung meiner nächsten Pflichten gewachsen sind.

An die Einsender.

1. Briefliche Antwort ist, außer in wichtigen Fällen, unmöglich.

2. Briefliche Urteile über Einsendungen, welcher Art sie sein mögen, kann der Leiter nicht abgeben. Handschriftliche dramatische Arbeiten und Epen werden ungelesen zurückgeschickt.

3. Gedichte kleineren Umfangs werden niemals zurückgesendet, auch nicht wenn Marken beiliegen. Man behalte Abschriften.

4. Romane sind nur noch an Otto Jankes Verlag, Anhaltstr. 11, Berlin SW., zu richten.

5. Bei allen Anfragen ist größte Kürze und Sachlichkeit erwünscht. Briefe von einigen Bogen rauben dem Schreiber und dem Empfänger unnötig viel Zeit.

6. Wer den Leiter der Roman-Zeitung sprechen muß, wird gebeten, vorher anzufragen.

Groß-Lichterfelde III. O. v. L.

Inhalt der Nr. 38.

Idealismus. Eine Familiengeschichte von Emma Linck. Forts. — Ein Unglücksheld. Roman von Paul Maria Lacroma. Forts. — **Beiblatt:** Waldeinsamkeit. Von Anna Voigt. — Eine Rede Moriz Carrieres. I. — Einem Freunde. Von Jean Lessen. — Die Utopien des Herrn Schiermann. Von Karl Pröll. Schluß. — Mondnacht. Von Anna Hinckeldeyn. — Vermischte Anzeigen. — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche Roman-Zeitung.

1893. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 39.

Idealismus.

Eine Familiengeschichte

von

Emma Linck.

(Fortsetzung.)

Einige Tage darauf feierte Maria Anderson ihren Geburtstag. Von früh an kamen Blumen und schöne Geschenke, unter den letzteren auch Gunnars Kanarienvogel. Gegen zwölf Uhr erschienen die Gratulanten, man bewunderte das neue Blumenzimmer und all das Schöne, was der jungen Schönheit als Huldigung heut dargebracht worden. Im Eßzimmer stand Sophia an dem großen Tisch, wo Chokolade, Kuchen, Wein und Obst in verlockender Fülle angeboten wurde; die Königin des Tages bekümmerte sich wie gewöhnlich um nichts.

„Sage mal, Sophia," rief ein junges Mädchen, „wirst Du denn heut abend auch nicht tanzen? Du bist wohl zu fromm dazu geworden?"

„Unsinn," sagte Sophia kurz. „Soll ich Ihnen eine Tasse Chokolade geben, Lieutenant C.? — Ich tanze nicht," fuhr sie weiter fort, „weil es mich nicht amüsiert."

„Aber Du thatest es doch früher so gern?"

„Ja, aber laß Dir sagen, daß ich jetzt den Kinderschuhen entwachsen bin, wo man geduldig an den Wänden herumsaß und sich von den jungen Herren mustern ließ, die in den offenen Thüren standen und sich überlegten, wen sie allergnädigst auffordern wollten, während ihre Gedanken sich doch am meisten mit dem kommenden Souper beschäftigten. Ich würde vielleicht noch tanzen, wenn ich auf einem Balle so sprechen könnte: ‚Meine Herren, ich bin sechsundzwanzig Jahre alt; ich weiß, daß ich nicht hübsch bin, gelte aber für eine reiche Erbin, doch hat mein Vater erklärt, daß er keinerlei Schulden seiner Schwiegersöhne bezahlt. Ich sehne mich nicht danach, zu heiraten, und gräme mich nicht, wenn ich nicht aufgefordert werde. Haben Sie hiernach noch den Mut, mich zu engagieren, so bin ich bereit, ab und zu mit Ihnen zu tanzen.' Glaubst Du, daß ich dann noch Tänzer finden würde?"

In demselben Augenblick trat Gunnar ein. Er sah blaß und erregt aus, denn er hatte sich fest vorgenommen, die Entscheidung an diesem Tage herbeizuführen. Er ging auf Sophia zu und begrüßte sie freundlich; sie verstand seine fragenden Blicke und wies fast unmerklich nach dem Blumenzimmer. Dem stummen Winke folgend, trat er ein.

Herr Anderson hatte das Geld nicht gespart, um die Capricen seiner Lieblingstochter zu erfüllen. In der Mitte des großen Zimmers, das nach allen Seiten hin Fenster hatte, stand eine Gruppe hoher Palmen und Blattpflanzen, die von Kamelien und Azalien umgeben wurde, rundum ein dichter Kranz von Veilchen und Maiglöckchen. In den vier Ecken befanden sich Arrangements von Blumen und hohen Gewächsen, hie und da ein einladender Ruheplatz, alles geschmackvoll und prächtig wie für eine Prinzeß. Augenblicklich war das Zimmer leer, von dem einen Nebenzimmer ertönte das Geschwirr der fröhlichen Jugend, in dem anderen Kabinett hörte Gunnar nur zwei Stimmen, die er als Marias und Graf P.'s erkannte. Da er das junge Mädchen natürlich nicht in Gegenwart dieses Herrn begrüßen mochte, so trat er an das offene Fenster, um sich zu sammeln, dort stand auch sein Kanarienvogel, der sich scheu in der fremden Umgebung umsah. Als Gunnar am Morgen diesen seinen Liebesboten absandte, hatte er zuerst beabsichtigt, einen Brief beizufügen. Schriftlich wollte er seine Liebe erklären, um beim Mittagsbesuch die Antwort in Marias Augen zu lesen, doch alle Worte schienen ihm kalt, nur Augen und Mund vermochten auszudrücken, was sein Herz bewegte. Nun stand er hier, um die Worte zu sprechen und, jetzt schien ihm dies schwieriger als sie niederzuschreiben. Aus dem Nebenzimmer erklang die Stimme des Grafen P.:

„Nun, Fräulein Maria, gestehen Sie mir ehrlich, welch Geschenk ist Ihnen das willkommenste gewesen? Das ist doch wohl der Kanarienvogel, nicht wahr?"

Digitized by Google

„O pfui, das nenne ich ein rechtes Dienstmädchengeschenk, wenn es noch wenigstens ein Papagei gewesen wäre!"

„Auch nicht um des Gebers willen?"

„Ach, der ist ebenso langweilig wie sein Vogel."

„So — diesen Ausspruch hätte man Ihrem Benehmen nach nicht erwartet."

„Was soll man mit einem Menschen machen, der einem immer nachläuft."

„Sie treiben da ein gefährlich Spiel mit Herzen, Fräulein Maria! Wenn ich Ihnen nun einen Papagei schenkte, so würden Sie hinter meinem Rücken wohl dasselbe sagen, nicht?"

„O, Graf P., wie können Sie so etwas glauben! Sie sind doch ganz anders, Sie sind . . ." Hier verlief das Gespräch im Geflüster und Gunnar verstand nichts mehr.

Da stand er am Fenster wie vom Schlage gerührt, der Angstschweiß brach auf seiner Stirn hervor, die Hände ballten sich, daß die Nägel tief ins Fleisch drangen, und leeren Blickes stierte er vor sich hin. Da fielen seine Blicke auf den Vogel, er öffnete langsam die Thür des Bauers, scheuchte den Vogel heraus und sagte bitter:

„Fleuch hin, meine Liebe, hier hast Du keine Lieder zu singen!" Dann fuhr er über die Stirn, schüttelte sich wie vor Frost, reckte sich langsam in die Höhe und begab sich in das angrenzende Zimmer.

Dort saßen auf einem Sofa Maria und Graf P. einander etwas näher als eigentlich nötig war, er faßte seinen Hut mit beiden Händen, ging auf sie zu ohne, ihr die Hand zu reichen, verbeugte sich und sagte:

„Ich bringe Ihnen meinen Geburtstagsgruß, Fräulein Maria, hoffentlich verleben Sie den Tag recht fröhlich." Dann fügte er sich umsehend hinzu: „Aber ich habe Ihren Herrn Vater noch nicht begrüßt, Sie entschuldigen wohl!" Damit verbeugte er sich noch einmal und verließ das Zimmer.

„Der Mensch sah aber recht ernst aus," sagte Graf P., „er kann doch nicht etwa unser Gespräch gehört haben?"

„Ach, das ist mir ganz egal, desto eher werde ich ihn los."

Der Graf sah sie verächtlich an, stand auf, verbeugte sich leicht und sagte:

„Und mich auch, Fräulein Anderson!"

Und so geschah es, daß an dem einen Tage Fräulein Maria zweier Anbeter verlustig ging.

Als Gunnar auf die Straße kam, schwirrte es ihm so bunt durch den Kopf, daß er nicht aus noch ein wußte. Nur ein klares Gefühl hatte er, den Menschen zu entgehen und allein zu sein. Er begab sich direkt nach der Eisenbahnstation, stieg in den Zug und fuhr aufs Land. Wo er da in den Wäldern herumgestreift war, hätte er nachher nicht zu sagen vermocht, nach acht Stunden kehrte er erst heim. Karin empfing ihn ohne ein Wort des Vorwurfs und trug ihm schnell das warmgehaltene Abendessen auf. Im alltäglichen Leben ein Drache, war sie in den großen Prüfungsstunden ein kluges, feinfühlendes Weib. Diener haben Augen für manches, was man ihnen nicht zutraut, haben sie dazu noch ein liebevolles Herz, so werden sie in ihrem feinen Instinkt fast prophetisch. Was man über den jungen Pastor und Maria Anderson in der Stadt sagte, war ihr nicht fremd, zu Anfang hatte sie darüber gebrummt, als sie aber sein verändertes Wesen bemerkte, schwieg sie, denn hier konnte kein Brummen helfen. Wie sie nun eins zum anderen reimte, erriet sie so ziemlich, was ihren Liebling heut betroffen hatte.

Ohne Rast und Ruh ging Gunnar nach dem Essen in dem Zimmer hin und her, endlich setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb:

„Mutter mein, nimm mich an Dein Herz, denn meins ist fast gebrochen! Wie früher Dein kleiner Gunnar, so kniee ich jetzt vor Dir, lege meinen Kopf auf Deinen Schoß und lege meine Beichte ab. O Mutter, Mutter, ich leide sehr und mein Inneres ist in Aufruhr vor Schmerz, Demütigung und Bitterkeit, kaum erkenne ich mich wieder! Die ganze Welt könnte ich hassen, vor allem aber mich selbst. Ich habe ein Mädchen geliebt und dieser Liebe mehr geopfert als mein Leben, ich habe meine Pflicht verabsäumt um ihretwillen und muß mich deshalb verachten; ich war ein Narr und bin wie ein Narr behandelt worden durch eigene Schuld, denn oft genug hat die Vernunft gewarnt, die Liebe aber gewann die Oberhand. Die ganze Stufenleiter der Leidenschaft habe ich in diesem Jahre durchgemacht; in blinder Anbetung dieses Mädchens bin ich ungerecht gegen ihre Umgebung gewesen, weil ich nur Augen für sie hatte. Es giebt für das Herz wohl keine größere Qual, als das Vertrauen zu dem geliebten Wesen zu verlieren.

Hätte sie mich nicht zu lieben vermocht, oder geliebt und verlassen, ich hätte es verziehen, denn dahinter hätte doch noch ein warmes Herz schlagen können. Mit kaltem Blute aber hat sie mich so tief verwundet, nur um ihrer Eitelkeit zu fröhnen, sie hat ihr Spiel mit mir getrieben wie die Katze mit der Maus, das sehe ich jetzt so klar wie in einem Spiegel. Und doch darf ich wohl ohne Eigendünkel behaupten, daß ich von der ganzen Familie und am allermeisten von ihr herangezogen worden bin, bis ihr Haus mir wie zur zweiten Heimat geworden; vielleicht hätte ich klarsehender sein können, aber wer vermutet mit fünfundzwanzig Jahren, daß Bosheit sich hinter Freundlichkeit verbirgt? Zuweilen hat mir allerdings mein Freund Bratt gesagt: ‚Passen Sie mal auf, Ström, der alte Anderson wittert in Ihnen den künftigen Erzbischof und hätte wohl nichts dagegen, daß seine Tochter Sophia die Ehren dieses hohen Postens teile.' Ich lachte über den Scherz, denn ich glaubte, ich wüßte es besser, Thor, der ich war!

Es kommt mir vor, als ob ich von heute an mit der Jugend abgeschlossen hätte und ein neues Leben vor mir läge. Jetzt weiß ich aus eigener Erfahrung, was Sinnlichkeit, Neid, Eifersucht, scharfes Urteil, Ungerechtigkeit bedeutet, denn ich habe mit allen diesen Dämonen gekämpft, ich bin kein unerfahrener Jüngling mehr, auch ich bin

Digitized by Google

auf den hohen Berg der Versuchung geführt worden, aber Gott verzeih mir, ich habe nicht gesprochen: ‚Hebe Dich hinweg, Satanas!‘

Was jetzt aus mir werden wird, ich weiß es nicht. Am liebsten möchte ich mich gleich einem verwundeten Tier vor aller Blicken verbergen, doch das wäre eine Feigheit, ein Mann muß sein Geschick tragen und mit Gottes Hilfe wird es auch gehen. Vielleicht lerne ich nun die Menschen richtiger zu beurteilen, seitdem ich selbst ihre Leiden und Leidenschaften durchgekostet habe, und sicherlich werde ich nach und nach besser als in diesem stürmischen Augenblick einsehen, daß mein Hang zum Idealisieren der Menschen nur der dornenbestreute Weg zu Christum war, der allein unser Ideal sein kann, weil er Undank mit Liebe vergilt! Verzeihe es, Mutter, daß ich Dir keine Einzelheiten mitteile, in der Zukunft werde ich vielleicht den Mut finden, meine Herzenswunde zu berühren, in diesem Augenblick vermag ich es nicht!

Am liebsten käme ich in den Ferien zu Dir, doch leider muß ich meiner Augen wegen nach Kopenhagen reisen, ich weiß nicht, was ihnen fehlt, aber sie schmerzen mich und ich sehe schlecht; hoffentlich ist es nur ein vorübergehendes Übel.

Dein Gunnar.“

Die Uhr war zwei, ehe Gunnar zu Bette ging. Er warf sich hin und her, ohne schlafen zu können, als die Thür sich leise öffnete und Karin hereintrat.

„Ich dachte, ich hätte vergessen, die Schwefelhölzer zu bringen,“ sagte sie und machte sich an dem Nachttisch zu schaffen, dann trat sie dicht an das Bett heran und fragte leise: „Hast Du auch alles, mein Gunnar?“

„Ja, ich danke Dir, Karin, alles.“

Sie beugte sich zu ihm herab und sagte: „Auch ein gottergebenes Herz, mein Junge?“ Das war die alte, liebe Stimme, die ihm in der Kindheit so oft Trost zugesprochen hatte, wie oft hatte er sich an diese treue Brust gelehnt, seine Freuden mitgeteilt, seinen Schmerz ausgeweint; bei dem Laut dieser Stimme schmolz das Eis um sein Herz, er umfaßte die alte Freundin und sagte schluchzend:

„Ach, Karin, ich bin sehr, sehr elend!“

„Ja, ja, ich glaube es wohl, mein Kind, aber Du weißt ja, Gott nimmt sich der Elenden an! Gute Nacht, Gunnar, Gott helfe Dir,“ damit schlich sie wieder fort.

* * *

In der folgenden Woche reiste Gunnar nach Kopenhagen, um Professor H. seiner Augen wegen zu konsultieren.

In dem Wartezimmer eines Arztes zu sitzen, nennt man eine langweilige Sache; es ist aber viel mehr als langweilig, es ist tief ergreifend, wenn man bedenkt, daß kein einziger dort sitzt, der nicht ein Weh trägt. Hier der Familienvater, bei dem der Ausspruch des Arztes über sein Leben und die Existenz seiner Familie entscheidet, dort die arme Mutter, die den letzten Heller opfert für das wimmernde Kind in ihren Armen, von dem die Umgebung sagt: „Wenn Gott doch das Wurm zu sich nehmen wollte.“ Hier der grünblasse Jüngling, der sein Elend selbst verschuldet, dort das junge, hektische Mädchen, für welches der Tod ein Begriff ist, der sie nichts angeht — und so betrachtet man sich gegenseitig, findet, daß der andere recht krank aussieht und beneidet den, der zuerst von der Qual des Wartens erlöst wird. Die Dielen vor der Thürschwelle des Arztes sind immer abgenutzt, es ist, als ob die Füße schwerer würden, wenn mancher seinem Todesurteil entgegengeht, keiner aber ohne Bangen eintritt!

Die Kämpfe der letzten Wochen hatten Gunnar dermaßen angegriffen, daß er seinem Augenleiden nur eine relative Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Seine verschmähte Liebe und ihr unwürdiger Gegenstand machte ihm das Herz schwer, während er stundenlang bei dem Arzte warten mußte, aber um wie viel schwerer war die Last, die er beim Fortgehen mit sich trug: Die Krankheit seiner Augen sei die Folge einer vernachlässigten Entzündung, fürs erste müßte er sich einer Kur von zwei Monaten unterziehen, dann erst könne über die sehr zweifelhafte Heilung entschieden werden, vollständige Schonung der Augen wäre unbedingt notwendig, so lauteten die Worte des Arztes, die wie ein Donnerschlag über Gunnar kamen.

Nun meinen wohl viele, der Geistliche, der täglich mit dem Worte Gottes umgeht und so schön über Demut und Gehorsam in Gottes Fügungen spricht, müsse ein Mensch ohne Fleisch und Blut sein, der in seliger Extase die Schicksale ungerührt über sich ergehen läßt; so unempfindlich aber sind die Jünger Christi auch nicht gewesen, sie haben naturgemäß die geistigen und körperlichen Leiden nicht ohne jegliche Klage ertragen und haben gewiß oft in ihrer Not mehr zu Gott geschrieen als gebetet. So erging es auch Gunnar. Der Schlag kam zu unerwartet, als daß er ihn nur in Geduld und Demut hätte hinnehmen können, sein Liebeskummer erschien ihm jetzt wie ein Kinderspiel im Vergleich zu dem fürchterlichen Gedanken, fürder nicht mehr seines Amtes walten zu können. In den ersten Tagen war seine Seele nur von dumpfer Verzweiflung erfüllt, in der er so manches „Warum“ gen Himmel schleuderte, nach und nach erwachte jedoch mit der Ergebung in Gottes Willen ein anderes Gefühl, die begeisterte Liebe zu seinem Beruf und die Angst, denselben nicht mehr erfüllen zu können, und oft drang aus seinem gemarterten Herzen der Schrei hervor: „O Gott, nimm mir alles, nur nicht die Fähigkeit, Dein Diener zu sein!“

Auf die erste Nachricht von der Krankheit ihres Sohnes eilte Margareta Ström zu ihm. Es war ein anderes Wiedersehen als sie sich geträumt hatten, und heiße Thränen flossen ob der gescheiterten Hoffnungen. Aber Margareta war in der Schule der Entsagung ausgebildet und ihr großer Geist ließ keine Entmutigung zu. Mit Gottvertrauen und Selbstbeherrschung hatte sie dem Gatten geholfen, die Wechsel des Schicksals zu tragen, nun sollte sie ihrem Erstgeborenen dieselbe Stütze sein. O, um das Glück, solch einem Mutterherzen sich mitteilen zu können,

Digitized by Google

ohne die Worte zu wägen, die aus der bekümmerten Seele hervorbrechen! Nicht verkannt und auch nicht geschont zu werden, wenn der Mund Worte spricht, die man im nächsten Augenblick bereut, Nachsicht ohne Schwäche, Ernst ohne Strenge und dann das lange, so beredte Schweigen, wenn das Herz zu müde ist, weiter zu sprechen!

Das war der erste Segen, den Margareta ihrem Sohne brachte. „Versuche nicht Deinen Schmerz zu unterdrücken, mein Gunnar," sagte sie oft, „laß die Wunde ausbluten, desto eher heilt sie, es wäre unnatürlich, wenn Du über zwei so harte Schicksalsschläge nicht klagen solltest!"

„Aber ich betrübe Dich damit, Mutter!"

„Wozu wäre denn eine Mutter da, wenn nicht auch, um geistig das Kind zu tragen, das sie einst in ihrem Schoße trug? Ich höre Dich lieber klagen, als daß ich Dich in stoischem Gleichmut Dein Geschick tragen sehe, dann weiß ich, daß Du Trost und Hilfe bei dem suchen und finden wirst, der unser einziger Helfer ist."

Zuerst schwieg Gunnar über seine thörichte Liebe, aber mit zarter Hand lüftete Margareta den Schleier, den er darüber zu breiten suchte. Als sie eines Abends im Schummerlicht bei einander saßen, begann Margareta: „Gunnar, warum erzählst Du mir nichts von Maria Anderson? Dein Schweigen scheint mir nicht Vergessen, sondern Hinbrüten zu bedeuten, und das ist das thörichte Mädchen nicht wert. Beschreibe sie mir doch einmal."

„Sie war schön."

„Das ist viel, gewöhnlich genug für eine erste Liebe, die meistens nur eine Form für ihr Ideal sucht."

„Sie war dumm."

„Das ist langweilig, aber kein Charakterfehler," sagte Margareta lächelnd.

„Sie war eitel und kokett, wie wohl alle Mädchen sind," sagte Gunnar bitter.

„Hüte Dich, ungerecht zu werden, Gunnar, suche das thörichte Geschöpf sobald als möglich zu vergessen, aber laß sie Dich nicht gegen ihr Geschlecht erbittern, es giebt, Gottlob, gute und edle Mädchen genug, die Deiner ganzen Achtung und Liebe wert sind."

„Sie war herzlos."

„Dann hast Du ja etwas von ihr gefordert, was sie nicht geben konnte. Wir begehen nur zu oft den Fehler, unseren Mitmenschen gegenüber, daß wir ihnen Eigenschaften zuerteilen, die sie nie besitzen, und wenn sie dann unseren Erwartungen nicht entsprechen, so geben wir ihnen, anstatt uns selbst, die Schuld an unserer Enttäuschung. Aber jetzt, mein Gunnar, da wir ihr Debet und Credit aufgestellt haben, wollen wir doch sehen, ob Du nicht vielleicht in einigem ihr Schuldner bist. Sie hat Dich lieben gelehrt, und nichts erweitert das Herz so, wie eine große, uneigennützige Liebe, sie giebt uns eine Ahnung von Gottes Liebe für uns, und war auch der Gegenstand unwürdig, so müssen wir uns sagen, gerade so stehen wir alle vor dem Herrn! Dann hat sie Dich gelehrt, Deine eigene Schwäche zu erkennen, was bedeutet Tugend, ehe sie geprüft ist, und schwerlich hättest Du von Dir selbst geglaubt, daß alle häßlichen Leidenschaften in Deiner Brust toben könnten. Bald wird Dir diese Episode wie ein häßlicher Traum erscheinen, die Erfahrung aber wird Dir für das Leben bleiben."

Es war, als ob eine linde Hand über seine Wunde gestrichen hätte, als Gunnar seine Mutter so sprechen hörte; nach und nach kehrte Ruhe in sein Herz zurück und bald bedeutete Maria Anderson in seiner Erinnerung nicht mehr als die welke Blume, die er aus seinem Portefeuille herausnahm.

Nur vierzehn Tage konnte Margareta bei ihrem Sohn verweilen, aber ungeachtet ihrer sorgenvollen Stimmung kam diese Zeit ihnen wie ein Fest vor, das gegenseitige Tragen in Gebet und Handlung brachte die Herzen einander näher als je zuvor. Es war Mitte Juni, die Jugendzeit der ganzen Natur, wo jeder Grashalm eine Schönheit an sich ist, jeder Vogel sein Liebesglück in süßen Melodien ausplaudert, jeder Wind tausend liebliche Düfte mit sich bringt, ja, selbst das Meer wie verjüngt erscheint; ihnen aber kam es vor, als läge Herbststimmung über dem Ganzen, wußten sie doch beide, daß einer von ihnen diese erwachende Herrlichkeit nie mehr schauen würde, sondern einer endlosen Winternacht entgegenging. Darum benutzten sie um so eifriger jeden Augenblick des Genusses in der Außenwelt, die für Gunnar bald nur in der Erinnerung leben sollte.

Frühmorgens ging Gunnar zum Arzt, darauf fuhren Mutter und Sohn nach Klampenborg hinaus, wo letzterer Seebäder nahm, und dann begann das Schlendern durch den herrlichen Thiergarten. Die Buchen prangten im ersten Grün und stundenlang wandelten die beiden im Schatten der graziösen Laubgehänge, die sich wie ein Dach über den ganzen Thiergarten ausbreiten, Sonne und Wind jedoch überall durchlassend. Im Juni gewährt Klampenborg einen Naturgenuß, der es mit jeder Pracht des Südens aufnehmen kann in Farbenreiz, Fruchtbarkeit und vor allem in Bezug auf stärkende Luft. Es gab wohl kaum ein Fischerdorf längs der Küste zwischen Kopenhagen und Helsingör, wo sie während dieser Wochen nicht eingekehrt wären, teils um ihre einfachen Mahlzeiten einzunehmen oder sich vor einem Regenschauer zu flüchten, teils aus Interesse für das fremde Volk. Gutmütig wie die Dänen sind, wurden sie überall freundlich und gut aufgenommen. Durch diese stete Abwechselung wurden die Gedanken von der Zukunft etwas abgelenkt, über welche keiner sprechen wollte, ehe das endgültige Urteil gefällt war; wozu Pläne machen, so lange noch alles in Nebel gehüllt war?

Gegen Abend trafen Gunnar und seine Mutter gewöhnlich wieder auf der Terrasse in Klampenborg ein, um den Sonnenuntergang und Mondschein zu genießen oder die stolzen Schiffe zu bewundern, die zuweilen nach einer Windstille von zwei bis drei Tagen am Eingang des Sundes zurückgehalten worden, sich mit dem ersten aufspringenden Winde zu Hunderten und Hunderten durch den Sund jagten. Ab und zu blieb man auch im Walde bis tief in die Dämmerung hinein, um das prächtige Hochwild zu beobachten, das sich in Rudeln auf den Lichtungen des Waldes versammelt.

Digitized by Google

„Erzähle mir doch Deine Pläne für den Winter, lieb Mütterchen," sagte Gunnar eines Tages. „Du willst ja wohl nach Stockholm ziehen, nicht wahr?"

Ein tiefer Seufzer entrang sich dem beklommenen Herzen der Mutter, denn unwillkürlich hätte sie antworten mögen: „Ich bleibe bei Dir, mein unglückliches Kind," aber mit gewohnter Selbstbeherrschung erwiderte sie: „Ja, ich muß wohl trotz meines Widerwillens, ich habe mich so in dem ruhigen, kleinen Lund eingelebt, daß es mir schwer wird, es zu verlassen. Aber Onkel Göraus Wort bestimmt ja vieles für uns und er drängt darauf, daß Signe ihre musikalische Begabung in der Hochschule ausbildet. Ich liebe dies Hochschulenleben nicht für junge Mädchen, es gewährt ihnen zu viel unbeschränkte Freiheit und einen gemischten Verkehr, der nicht immer von gutem Einfluß ist, da eine Mutter ihn nur aus der Entfernung kontrollieren kann. Aber Görau sagt, was für andere gut genug ist, kann für Signe nicht schlimm sein; da sie nun wirklich eine entzückende Stimme hat und ich für teure Privatstunden nicht die Mittel besitze, so muß ich mich wohl fügen. Du glaubst nicht, Gunnar, welch ein Reiz in ihrer Stimme liegt! Sollte man wohl annehmen, daß dies übermütige Ding fast nur ernste, schwermütige Sachen singt, nur selten ein fröhliches Lied, dann aber schmettert sie auch los, als ob man lauter Lerchen hörte, sonst klingt ihr Gesang wie klagende Töne aus Wald und Meer. Sie begleitet sich hübsch und ohne jede Ziererei, sie denkt nie an die Umgebung und singt, wie es ihr gerade einfällt. Darin liegt jetzt der Zauber ihres Gesanges, aber mit der künstlerischen Ausbildung wird das wegfallen, fürchte ich. Für mich ist es jetzt der Inbegriff alles musikalischen Genusses, wenn sie in der Dämmerstunde anfängt zu phantasieren und mit ihrer etwas verschleierten Stimme ein Volkslied nach dem anderen singt."

„Und Ingeborg, singt sie auch?" fragte Gunnar.

„Ja, recht nett, aber nicht bedeutend. Apropos, ich vergaß, Dir zu erzählen, daß ihr eine sehr gute Stellung als Lehrerin mit hohem Gehalt bei einer verwitweten Gräfin Gyllenkrona angeboten ist. Sie soll nur ein zehnjähriges, kränkliches, etwas verzärteltes Mädchen unterrichten, und man rühmt das Haus nach jeder Richtung. Ich könnte mir nichts Wünschenswerteres für Ingeborg denken, und sie mit ihren feinen Manieren, aristokratischen Ruhe und sehr hübschem Äußeren ist wie für diese Umgebung geschaffen, und ihre Kenntnisse wurden, wie Du weißt, immer von den Lehrern gelobt."

„Und Signe, ist sie noch immer solch ein Tollkopf?"

„Ach, schlimmer als je," seufzte Margareta, „ich wünschte, ihre Erziehung läge in besseren Händen als den meinigen, denn ich habe gar keine Autorität über sie."

Gunnar beugte sich herab und küßte der Mutter zärtlich die Hand. „O, Mütterchen, wer sollte ein Mädchen erziehen können, wenn Du es nicht kannst. Außerdem, liebe Mama, ist mütterliche Autorität ein altmodischer Begriff, Du scheinst nicht mit Deiner Zeit zu gehen, denn jetzt heißt es ‚kindliche Autorität und elterlicher Gehorsam'."

„Signe ist so ein Gemisch von Ernst und Leichtsinn," fuhr Margareta fort, „unberechenbar in beiden, einmal macht sie Einkäufe, ohne das Geld zu haben, um sie zu bezahlen, ein anderes Mal verschenkt sie ihren Muff an eine Arme und erfriert sich die Finger. Neulich spielte sich eine Geschichte in der Schule ab, wobei sie freiwillig die Schuld auf sich nahm. Es war ruchbar geworden, daß jemand sich in sehr unpassender Weise über das Verhältnis eines Lehrers zu einer Schülerin geäußert hatte, die Ehre der Schule forderte eine strenge Untersuchung und Strafe. Signe kannte die Schuldige, die sich auch zu ihr über die Sache ausgesprochen hatte, es war ein armes Mädchen, eine Freischülerin, die ohne Gnade entlassen worden wäre, wenn man ihr auf die Spur kam. Als die Lehrerin die Schulkinder aufforderte, diejenige zu nennen, die das Gerede veranlaßt und eine strenge Strafe als Warnung verhängt wurde, war die Missethäterin krankheitshalber nicht zugegen. Da stand Signe augenblicklich auf und sagte: ‚Ich habe darüber gesprochen und bin bereit, die Strafe zu tragen.' Man wollte ihr nicht recht glauben, aber trotz aller Querfragen blieb sie bei ihrer Aussage, die ja auch wahr war, nur hatte sie die Erfinderin gewarnt. Weil sich nun keine andere meldete, so mußte Signe die harte Strafe tragen, von dem öffentlichen Examen ausgeschlossen zu sein. Sie blieb aber unverzagt und tröstete mich damit: ‚Ich habe dem armen Mädchen ihre Zukunft als Lehrerin gerettet, und was thut es mir, ob man mich für eine Klatsche hält, wenn ich weiß, daß ich es nicht bin'."

„Bravo, Signe, das war groß gedacht," rief Gunnar.

„Ja, und doch hat sie neben diesen großen Zügen so viel Oberflächlichkeit und Genußsucht in ihrem Charakter, daß sie mich schier verzweifeln macht; sie liebt mich ja innig, aber sie versteht die Sorge nicht, die ich um das tägliche Brot habe."

„Ach, Mama, das versteht die Jugend nie," fiel Gunnar versöhnlich ein.

„Wohl möglich, aber die Liebe sollte es ein so kluges Mädchen lehren."

„Und was macht Vetter Torsten? Noch immer derselbe Phantast, wie Onkel Görau ihn nennt?"

„Schlimmer als je, meint der Onkel, ich aber halte ihn für einen seltenen, edlen Mann, der nur das Beste will und sich nie vom Materialismus der Zeit beherrschen läßt. Sein Mangel an Gewinnsucht ist die Verzweiflung des Vaters, der nur wünscht, daß Torsten sich in der Hauptstadt niederlassen soll, um als moderner Nervenarzt ein großes Vermögen zu erwerben. Torsten aber bleibt seiner ersten Liebe treu, dem Interesse für die Irrsinnigen und die Verbrecher, dem Zusammenhang zwischen seelischer, moralischer und körperlicher Krankheit und am liebsten möchte er gar keine anderen Kranken pflegen."

„Ist er noch immer so tölpisch von Manieren? Und ist seine Nase noch immer so rot und dick?"

„Ja, zur Verzweiflung Signes, die gern einen feinen Kavalier aus ihm machen möchte! Da ihr

Digitized by Google

dies aber nicht gelingt, so hat sie ihn zu ihrem sechsten Hund gemacht. Wenn wir auf dem Lande bei dem Schwager sind, hat sie immer vier bis fünf kleine und große Vierfüßler um sich und ‚einen Zweifüßler', wie sie Torsten nennt. Sie ist wie der Frühlingswind, der alles in Bewegung setzt, selbst den schwerfälligen Vetter. Das kannst Du aus diesem Briefe ersehen, den ich hätte besorgen sollen, aber vergeßlich wie ich jetzt oft bin, noch heute in meiner Tasche fand. Nun höre mal diesen Unsinn:

‚Lieber Zweifüßler, ich bin außer mir, daß Du in die Stadt gefahren bist, ohne es mir zu sagen; ich raufe mir die Haare, teils aus Verzweiflung, teils, weil ich mich eben frisiere. Nun muß ich Dir meine Besorgungen aufschreiben und wenn Du sie gut ausführst, werde ich Dir zu Ehren mir Locken brennen, wie die neue Haushälterin Petronella Punkt sie trägt, die ja Dein Liebling zu sein scheint. Und beim Mittagstisch werde ich nicht bei Dir, sondern auf ihrem Platz sitzen. Da Du ja immer sagst, je weiter von Dir weg, desto lieber ist sie Dir, so wirst Du auch mich vielleicht in dieser Entfernung noch mehr lieben. Also jetzt die kleine Liste:

Erstens: Du mußt mir ein Paar Schuhe kaufen, aber leider kann ich Dir weder den Namen des Schusters noch der Straße nennen. Er wohnt irgendwo im Norden und Du kannst ja einfach zu allen hineingehen und fragen, ob das mein Schuster wäre.

Zweitens: Dann mußt Du mein Kleid von der Schneiderin abholen, aber lege ja nicht das Paket in das Coupé, sondern behalte es die ganze Zeit auf dem Schoß, sonst werfen sich Frauen mit Babies und Hunde darauf und zerknittern es.

Drittens: Dann mußt Du mir zwölf Blätterteichkuchen vom Konditor mitbringen; ich mag sie furchtbar gern und dann will ich auch die Punkt damit ärgern, daß andere besseren Kuchen machen können als sie. Du mußt Dich aber sputen, wenn Du sie mitbringen willst, denn sie kommen erst zehn Minuten vor Abgang des Zuges aus dem Ofen, wickle sie nur gut in Papier ein und lege ein paar Servietten darüber, dann kannst Du die auch auf dem Schoß behalten, sonst werden sie ganz zerbröckelt.

Wenn Du also meine Aufträge gut ausführst, sollst Du als Belohnung einen Kuß bekommen, wenn ich vierzig Jahre alt bin, und falls Dir das Warten zu lange erscheint, so übertrage ich es Petronella Punkt, meine Schuld zu tilgen.

Deine untreue Signe.'"

„Ein echter Backfischbrief," lächelte Gunnar. „Das amüsiert gewiß Onkel Görau."

„Ja und Torsten noch mehr, der dadurch aus seinem Ernst herausgerissen wird."

So plauderten Margareta und Gunnar über alltägliche Dinge, während jede Minute das schwarze Gespenst der Trennung näher führte. Allzubald schlug die Stunde, wo Mutter und Sohn sich zum letzten Mal in die Augen schauten und die Liebe lasen, die nicht mit dem Tode aufhört.

* * *

Nach zwei Monaten lautete der Ausspruch des Arztes, daß die Augenkrankheit des jungen Pastors eine schlechte Wendung genommen habe und er völliger Blindheit in nicht allzulanger Zeit entgegenginge. Björnson hat einmal von einem hervorragenden Dichter, der eine entscheidende Episode seines Lebens durchkämpfte, geäußert: „Jetzt wird es sich zeigen, ob ein wirklicher Meisterdichter daraus werden kann," und er wurde ein wirklicher Meisterdichter der schwedischen Litteratur.

So geschah es Gunnar. Er ging weg als Jüngling in Charakter und Amt, er kam zurück, ein ernster Mann, bereit, den Kampf des Lebens Brust an Brust aufzunehmen. Mit dem Mut eines Christen, der sich wohl bewußt ist, wer die Schicksale der Menschen zu höheren Zwecken leitet, nahm er das Kreuz auf sich und sagte: „Der es mir auferlegt hat, wird auch helfen, es zu tragen." Er rühmte sich nicht einer stoischen Ruhe, die unbewegt bei den Entbehrungen bleiben konnte, aber er sah jetzt alles in diesem irdischen Leben im Zusammenhange mit einer vollkommneren Zukunft, für deren Vorbereitung wir hier nicht die Mittel zu beurteilen vermögen.

Die Gemeinde war mit warmer Teilnahme den Krankheitsberichten gefolgt, das Interesse für den jungen Pastor, das in den letzten Zeiten abgeschwächt worden war, flammte aufs neue auf, als man ihn wieder auf der Kanzel sah. Beim Anblick des blassen, abgemagerten Gesichtes, der schwarzen Brille und der müden Haltung, ging es wie ein Seufzer durch die Kirche, man stand vor einem großen Unglück und viele fragten sich, wie sie selbst ein solches ertragen würden. Doch ohne sentimentale Gefühlsanregung sprach Gunnar über die Lehre des Kreuzes, und als die ernsten Leute die Kirche verließen, sagten sie zu einander: „Jetzt ist er reif!"

Der erste Gruß, den Gunnar bei seiner Rückkehr empfing, war ein lieblicher Vogelgesang, er blickte scheu umher, die Töne waren ihm so bekannt; Karin gab bald die Erklärung. Einige Tage nach seiner Abreise hätte der Vogelhändler den Kanarienvogel, der Gunnars Liebesbote sein sollte, gebracht. Er hätte das Tier in ganz kläglichem Zustande im botanischen Garten in einem Gebüsch gefunden, und in der Vermutung, es wäre seinem Besitzer entflogen, wollte er diesem seinen Schatz wiederbringen. Gunnars erster Impuls war, das Tier noch einmal wegzujagen, aber wie einen Stich empfand er seine Härte gegen den armen, der Freiheit ungewohnten Vogel. „Mag er denn bleiben, um mich an meine Thorheit zu erinnern," dachte er, „aber auch, um mir zu sagen, daß, so wie sein Lehrer im Dunkeln sitzen mußte, um andere besser zu belehren, so wird mein Lehramt vielleicht sich auch vertiefen, wenn ich nur nach innen schauen kann."

Bratt kam gleich den ersten Abend zum Besuch, es schnitt ihm ins Herz, als er den jungen Mann sah, der so unsicher die Hände ausstreckte, um dem Gaste entgegenzugehen und nachher herumtappte, wenn er etwas suchte; äußerlich war seine Blindenerziehung kaum begonnen.

„Mein Freund," sagte der Besucher warmherzig,

Digitized by Google

„ein harter Schlag hat Sie getroffen, der schrecklichste wohl, der einen Menschen befallen kann! Ich habe keine Worte, um meine Teilnahme auszusprechen!"

„Sie brauchen es auch nicht, Bratt, denn ich kenne Ihr Herz. Ja, mein Schicksal ist schwer zu tragen, aber mit der Zeit werde ich mich darein ergeben, wenn ich nur arbeiten kann. Auch halte ich Blindheit nicht für das größte Unglück und wenn Gott mir die Wahl zwischen Blindheit und Taubheit gelassen hätte, würde ich entschieden den Verlust meiner Augen vorgezogen haben."

„Wie können Sie das sagen!" rief Bratt, „unsere höchsten Genüsse verdanken wir doch dem Sehvermögen."

„Zugegeben, dabei aber vergessen Sie alles Häßliche, das uns plagt. Die Beobachtung der Natur war ja immer meine Glückseligkeit, aber wenn ich mir eine stumme Natur denke, kein Rollen des Meeres, keine tobenden oder säuselnden Winde, kein Vogelgesang und Insektensummen, keinen jener unbeschreiblichen Laute, die unser Herz mit Sehnsucht und Bewunderung erfüllen, so erscheint mir die nur mit den Augen genossene Natur wie ein Isisbild, dessen Schleier ich nie lüften kann: mein Gehirn hat schon unzählige Naturbilder in sich abphotographiert, die ich in der Erinnerung genieße, nie aber vermag ein taubes Ohr sich liebe Stimmen wieder vorzuführen."

„Aber bedenken Sie doch, nie wieder einen Sonnenaufgang zu sehen," fiel Bratt ein.

„Ist denn der Lobgesang der ganzen erwachenden Natur weniger schön?" erwiderte Gunnar. „Und wenn Sie an die Künste denken, ist nicht die Musik die erhabenste von allen? Auch darin, daß sie Tausende auf einmal beseligen und in demselben Gefühl verbinden kann?"

„Allein Blindheit macht so abhängig von der Hilfe anderer und vor allem die Unmöglichkeit, selbst lesen zu können."

„Ich kann mir vorlesen lassen, der Taube jedoch kann mit keinem Menschen sprechen. Für mich wäre es der Tod, wenn ein klagendes Herz bei mir nicht seinen Schmerz ausschluchzen könnte, wenn ich nicht den Jubel des Glücklichen zu teilen vermöchte! Und sogar Not und Schuld zu mir käme und spräche: ‚Hier ist meine Last, hilf mir sie tragen, ich vermag es nicht mehr!' und ich hätte kein Ohr, den Angstschrei aufzufassen! Für mich ist das gesprochene Wort, das so unvorbereitet aus der Seele dringt, von unermeßlicher Bedeutung. Wohl kommen auf Millionen nichtige Worte vielleicht zwei bis drei große, die aber können, gleich einer neuen Schöpfung, die Welt umwandeln und Himmel und Erde in Bewegung setzen. Diesen Einfluß wird ein geschriebenes Wort nie haben, weil in der Persönlichkeit des Menschen seine größte Macht liegt, dem Tauben aber ist dieser Weg zu den Herzen der Menschen abgeschnitten."

„Sie sind beneidenswert, Ihre Leiden in diesem Lichte sehen zu können," sagte Bratt mit einem unterdrückten Seufzer.

„Ach, glauben Sie nur ja nicht, daß es mir leicht wird," fiel Gunnar lebhaft ein, „aber man muß den Mut haben, der Gefahr ins Auge zu sehen, Licht und Schatten einander gegenüberzustellen. Noch habe ich eine kurze Frist, mir meine Zukunft zurechtzulegen, aber es ist schwer, eine richtige Wahl zu treffen."

„Sie denken doch nicht etwa daran, uns zu verlassen?"

„Gewiß wird es dazu kommen müssen, meinen Amtspflichten kann ich, des Augenlichtes beraubt, nicht nachkommen, und um einen Vertreter zu halten, fehlen mir die Mittel; wahrscheinlich werde ich mich um eine Anstellung als Lehrer an einer Blindenanstalt bemühen, oder vielleicht mit Hilfe meiner Mutter ein Pensionat für Blinde gründen, deren Erziehung zu vollenden wäre."

Es war eigentümlich, Bratts sonst so bewegliches Gesicht zu beobachten, ganz ruhig, als ob eine Hand alle Ecken und Falten glattgestrichen hätte, war es geworden, und um den Mund zuckte es und in den Augen standen ein paar ungewohnte Thränen, fast schluchzend sagte er: „O Gunnar, Ihre herrlichen Predigergaben!"

Gunnar antwortete nicht. So still war es im Zimmer, daß man fast die beiden Männer atmen hören konnte, dann und wann schlug der Vogel am Fenster einen gedämpften Triller oder sang einen langen, klagenden Ton wie die Nachtigall. Aus der Küche drang ein leises Murmeln, es war Karin, die ihr Abendkapitel in der Bibel laut vorlas, weil sie es dann besser verstand und auch nicht so leicht dabei einschlief. Nach langem, langem Schweigen sagte endlich Bratt:

„Gunnar, teilen Sie mein Heim mit mir, als treuer Freund biete ich es Ihnen, dann wäre die Geldfrage erledigt."

Eine Weile besann sich Gunnar, ehe er erwiderte:

„Halten Sie mich nicht für undankbar, wenn ich Ihr großmütiges Anerbieten nicht annehmen kann; nie werde ich Ihre Freundschaft vergessen, aber Ihr Brot essen, das vermag ich nicht."

„Und warum nicht, wenn Sie mich dadurch beglücken?"

„Zuerst, weil die große Brotfrage doch nur für den Augenblick beiseite geschoben wäre und ferner, weil ein Mann nur sein durch eigene Arbeit erworbenes Brot essen darf, so lange er noch arbeiten kann. Nur von seinem Weibe kann seine männliche Würde ihm dies gestatten, weil unter liebenden Gatten das Mein und Dein aufhört."

Nach einer Pause hub Bratt an: „Gunnar, antworten Sie mir ehrlich, haben Ihre religiösen Ansichten teil an dieser Ablehnung, wollen Sie vielleicht nicht mit dem Heiden leben?"

„Sie stellen Fragen, Bratt, die meinem Herzen schwer zu beantworten werden, ich will jedoch nicht, daß Sie mich mißverstehen und daher sage ich, ja und nein. Ich kenne Sie nur als den edelsten, warmherzigsten Freund und ich getraue mich nie, ein Urteil zu fällen über das Verhältnis eines Menschen zu seinem Gotte. Aber nie würde ich ein Zusammenleben mit jemand erwählen, dessen religiöse Bedürf-

Digitized by Google

nisse den meinigen diametral entgegengestellt sind, das würde mir wie eine offene Wunde sein! Ein Musiker wird auch niemals eine Gesellschaft suchen, die Musik haßt, ebensowenig als ein Maler Umgang pflegen würde mit jemand, dem Form und Farben antipathisch sind. Das Seelenleben muß mit Gleichgesinnten genossen werden, soll es nicht bloß ein Scheinleben sein."

„Worin aber liegt denn der Unterschied zwischen uns beiden? Sie sagen, in unserem Glauben, was hat das aber mit unserem täglichen Leben zu thun? Ich erfülle meine Pflichten ebenso treu, wie Sie die Ihrigen, ich thue den Menschen Gutes, soweit ich es vermag und ich liebe Sie, den Gläubigen, wie meinen eigenen Sohn."

„Nehmen Sie mir's nicht übel, mein Freund, wenn ich darauf antworte: Sie sind so tolerant, weil Sie gleichgiltig gegen den Unterschied sind und den will ich versuchen, mit wenigen Worten klarzumachen. Für mich ist Christus der König, dem ich Liebe und Gehorsam weihe, für Sie ist er nur eine geschichtliche Persönlichkeit. Für mich ist die Unsterblichkeit des Geistes eine so feste Überzeugung, daß es mein ganzes Lebensziel ist, mich dafür zu erziehen, für Sie ist diese Lehre eine Chimäre, der zufolge der Mensch nur seinen Naturtrieben zu gehorchen hat, ohne andere Verantwortung, als sein mehr oder weniger entwickeltes moralisches Gefühl. Glauben Sie nun wirklich, daß zwei Menschen mit so verschiedenen Grundsätzen in stündlichem Verkehr sein könnten, ohne dies trotz gegenseitiger Achtung und Freundschaft peinigend zu empfinden? Man kann nicht lange mit jemand zusammenleben, vor dem man ein Geheimnis bewahren muß und ich würde nie mit Ihnen über meine geheimsten, heiligsten Gedanken reden können, weil ich im voraus wüßte, daß Sie mich nicht verstehen würden."

Bratt antwortete nichts, er hatte den Kopf an die Stuhllehne gelegt und die Augen geschlossen; endlich stand er auf, nahm seinen Hut und sagte: „Vielleicht haben Sie recht, Gunnar, und ich liebe Sie noch mehr, weil Sie mir ehrlich Ihre Meinung sagen." Er zögerte etwas, dann fuhr er fort: „Und noch eins möchte ich Ihnen sagen und ans Herz legen, Sie wissen doch, daß meine Börse zu Ihrer Verfügung steht, als wäre sie die Ihrige, nicht wahr?"

„Ich werde es nicht vergessen, wenn es not thut, mein Freund," antwortete Gunnar einfach und so trennten sich die beiden Männer.

* * *

Das Gerücht von der Erblindung des jungen Pastors hatte sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitet und drang auch endlich in die Regionen der armen Bevölkerung. Man hatte ihn seit Monaten da oben nicht gesehen und mehr als einer hatte sich nach ihm gesehnt. In dem Häuschen des Schusters Petterson lag dieser auf einer hölzernen Bank und schnarchte, er litt an den Nachwehen eines dreitägigen Rausches und befand sich jetzt im Dusel zwischen Schlaf und Wachen. Lange hat er das Versprechen, nicht zu trinken, gehalten, ein freundliches oder strenges Wort von Gunnar brachte ihn bei jeder Versuchung wieder auf die richtige Bahn, aber bei dessen langer Abwesenheit wurde es immer schwerer, den Trinkbrüdern zu entgehen, die, wie bekannt, eine dämonische Freude daran haben, einen Zechgenossen immer wieder zu Fall zu bringen. Eines Sonntags, als die Frau so einen recht schönen Bet- und Klatschtag feierte, wurde er von zwei ehemaligen Trinkkameraden abgeholt und damit war er verloren. Als er nun so dalag und das unbehagliche Gefühl hatte, als ob Millionen Fliegen ihn umschwirrten und an den Wänden herumkröchen, stürzte die Frau herein: „Du, Petterson," schrie sie, „jetzt sollst Du mal was hören, der Pastor Ström, der immer so heilig thut, ist blind geworden!"

„Das freut mich, daß Du blind bist, dann kannst Du nicht sehen, ob ich in der Stube bin oder nicht," lallte der Mann.

„Was, ich blind? Ne Du, so was befällt nie ein Kind Gottes; bewahre, es ist Dein Abgott Ström, und der Missionar sagte in der Andacht, daß es eine rechte Strafe Gottes sei, weil er das reine evangelische Wort Gottes nicht gepredigt hat und die Sekten nicht mochte."

Petterson stierte sie eine Weile an, dann stand er auf, schüttelte sich wie ein nasser Hund und ging aus der Thür. Im Hofe stand eine große Wasserkufe, worin Regenwasser für den Fall einer Feuersbrunst gesammelt wurde, hierein tauchte er mehrmals Kopf und Hände, ließ den Wind sie trocknen und kehrte dann zurück.

„So, nun kannst Du weiter erzählen," sagte er jetzt ganz nüchtern, „sagtest Du nicht etwas vom Pastor Ström?"

„Jawohl, er ist blind geworden, weil er zur Staatskirche gehört und in der Offenbarung Johannis steht, daß alle solche in ewiger Pein in der Hölle verbrennen müssen und der Missionar sagte auch ..."

Ohne einen Laut hob Petterson die Frau in die Höhe, trug sie in den Hof hinaus, wo er sie kopfüber in die Wasserkufe duckte, dann setzte er sie ins Wasser und sagte ruhig: „So, da kannst Du sitzen und Deinen Eifer abkühlen, das wirst Du nötig haben, wenn Du selbst nächstens in der Hölle brennst!"

Vor Überraschung wäre das Weib fast im Wasser sitzen geblieben, wenn nicht die Straßenjungen angefangen hätten, sich jubelnd um die Kufe zu versammeln. Ohne Hilfe konnte sie jedoch nicht herauskommen, wozu jedoch die Jugend nicht gleich bereit war; endlich bot sich eine hilfreiche Hand, aber acht Tage lang vermochte sie vor Heiserkeit kein Wort hervorzubringen.

Wie im Traum ging Petterson den Berg hinab der Stadt zu, abgebrochen vor sich hermurmelnd: „Er blind! Und hier gehe ich elendes Vieh mit zwei Augen und gebrauche sie nicht! Und was hat er nicht alles für mich gethan, welche Mühe sich gegeben, mich immer wieder aus dem Dreck zu ziehen."

Gunnar saß in seinem Arbeitszimmer, sein Gehör war jetzt schon so geschärft, daß er das geringste

Digitized by Google

Geräusch vernahm, so hörte er auch jetzt, daß jemand an die Thür tappte wie ängstlich sie zu öffnen. „Ist jemand da, so trete er nur näher," rief er laut. Petterson trat ein, schloß die Thür hinter sich und fiel auf die Kniee. „Ach, Herr Pastor," seufzte er.

„Ihr seid es, Petterson? Das freut mich, daß Ihr gekommen seid, wie steht es jetzt mit Euch?"

„Herr Pastor, ich kniee vor Ihnen, weil ich nicht wert bin, aufrecht zu stehen, ich habe wieder getrunken und nun komme ich wie der verlorene Sohn, von dem Sie oft so schön gesprochen haben! O, nehmen Sie mich wieder auf und thun Sie mit mir, was Sie wollen. Ich will ohne Lohn für Sie arbeiten, Ihr Hund will ich sein, der Sie vor Gefahren schützt, und trauen Sie mir noch einmal, dann will ich lieber die Zunge in meinem Munde vertrocknen lassen, als daß ich noch einen Tropfen Branntwein koste. Erbarmen Sie sich, Herr Pastor, wie ein treues Tier will ich Ihnen gehorchen und nur für Sie leben!"

„Steht auf, Petterson, man kniet nur vor Gott," sagte Gunnar ruhig. „Ich verstehe Eure Seelenangst in diesem Augenblick und hoffe, daß Ihr Eure guten Vorsätze werdet ausführen können. Gern möchte ich Euch beistehen, in welcher Weise aber, ist mir noch nicht recht klar, da Eure Versucher Euch sicherlich nicht in Ruhe lassen werden. Im Arbeitshause ist die Arbeit jetzt zu Ende und in meiner Nähe wüßte ich keinen Platz . . . Doch halt . . ."

Petterson schlich sich so leise er konnte auf den Fußspitzen an Gunnar heran, dann legte er die Hand vor den Mund und flüsterte: „Bitte, Herr Pastor, wenn Sie einen Plan haben, so sprechen Sie lieber leise darüber, meine Frau hat nämlich Ohren, die bis ans Ende der Welt reichen, wenn sie eine Silbe hört, so weiß sie schon die ganze Geschichte und schnüffelt so lange darin, bis sie alles verdirbt."

Gunnar mußte über diesen Terrorismus in der Ferne lachen und sagte: „Beruhigt Euch, selbst vor Eurer Frau werde ich Euch zu schützen wissen. Nun sagt mal, versteht Ihr ein Boot zu führen, könnt Ihr segeln und rudern?"

„Na ob, ich bin ja im Skärgaärd geboren und war bis zum sechzehnten Jahr der Gehilfe meines Vaters, der ein Fischer ist."

„Gut, erkundigt Euch nach einem sicheren Segelboot, dann sollt Ihr mein Bootsführer werden. Der Arzt hat mir verordnet, soviel als möglich auf dem Meere zu sein, um meine Nerven zu stärken, und um Euch nun immer bei der Hand zu haben, könnt Ihr hier in der Kellerwohnung Eure Schusterarbeit betreiben und Eure Familie damit erhalten. Aber ich warne Euch, Petterson, Ihr habt jetzt Gelegenheit, ein ordentlicher Mann zu werden, betrinkt Euch nicht, denn Ihr wißt, mein Leben liegt in Eurer Hut und wehe dem, der im Sturm mit unsicherer Hand das Ruder führt!"

Gunnars Plan gelangte bald zur Ausführung, kaum ein Tag verging, wo man nicht den einsamen Mann aus dem Hafen hinaussteuern sah, und wenn Petterson mit Mantel und Plaids dem Pastor zum Boote folgte, that er gerade so wichtig wie ein großer Hund, dem man etwas zu tragen gegeben hat.

Bis zu Ende des Dienstjahres konnte Gunnar in seiner Amtswohnung verbleiben, dann aber mußte ein fester Entschluß für die Zukunft gefaßt sein, und seine Amtsbrüder waren ihm alle in der freundlichsten Weise entgegengekommen, damit er so lange als möglich unter ihnen weilen konnte. Alle schriftlichen Arbeiten, alles Lesen war ihm abgenommen, dafür predigte er und übernahm die Seelsorge und nie hatte Gunnar sich so glücklich in seinem Amt gefühlt wie jetzt. Die Gedanken strömten ihm nur so zu, ungestört von geschäftlichen Obliegenheiten konnte er sich den Armen, Kranken und Unglücklichen widmen, größer und weiter wurde seine Auffassung von der menschlichen Zusammengehörigkeit, immer mutiger ward er, die Wahrheit hoch und niedrig gegenüber auszusprechen. Die Welt hatte ihm nichts mehr zu bieten, nichts zu nehmen, als Diener des Herrn stand er da, nur von dem einen Gedanken beseelt, die Menschen zu Gott zu führen.

Und nun sollte dies alles zu Ende gehen? Statt für Tausende zu wirken, sollte er eine kleine Anzahl Jünglinge in das ABC der Wissenschaft einführen, keine feste Gemeinde, keine Familien, denen er als Seelsorger in Not und Leid folgen konnte, ohne Zusammengehörigkeit mit seinen Zuhörern! Er rang mit der Verzweiflung über dies harte Los und nicht immer war es in Demut, daß er sagte: „Herr, Dein Wille geschehe."

In dieser Seelenstimmung besuchte er oft den Maurer Sven. Es liegt etwas unbeschreiblich Erquickendes in dem geistigen Verkehr mit einem klugen Mann aus dem Volke, der seine Weisheit nicht aus Büchern, sondern aus dem Worte Gottes und eigener Lebenserfahrung schöpft. Die schlichte Weise, in der er sie giebt, macht seine Worte oft zu wahren Goldkörnern. Von dem Munde dieses einfachen Mannes war manches Wort der Belehrung und des Trostes ausgegangen und Gunnar sprach am liebsten mit ihm über seine Sorgen, weil er dieselben, wenn auch in anderer Weise empfunden hatte. Die Nutzlosigkeit seiner ganzen Zukunft, die noch kein Strahl erhellte, drückte Gunnar wie ein Alp und die Frage: Warum, wozu, drang immer wieder aus seinem beklommenen Herzen.

„Seien Sie fein still, Herr Pastor," pflegte der Maurer Sven zu sagen, „und warten Sie die Zukunft ab. Es ist genug, daß jeder Tag seine Plage hat, wer weiß, welchen Einfluß Sie auf einen einzigen Jüngling haben können, am Ende erziehen Sie noch einen neuen Luther, den hätten wir nötig in unserer schlaffen Zeit. Gar vieles sieht klein aus und ist doch groß! Dabei muß ich immer an meine Maurerei denken, als ich Tag aus Tag ein weiter nichts that, als Sand, Kalk und Wasser zu Mörtel mischen, da konnte ich mir auch keine Vorstellung machen, wie das schöne Haus aussehen würde, zu dem der Baumeister den Plan in seinem Kopfe hatte. Aber ich sagte mir, wenn Du den Mörtel nicht recht fein rührst, so zerbröckelt das große Gebäude, wenn es auch noch so schön ausgedacht ist! Nur wenn ein jeder im

Digitized by Google

Leben auf seinem Platz sein Bestes thut, so geht Gottes Reich vorwärts, vielleicht sollen Sie nur so ein Maurergeselle bei dem Bau von Gottes Tempel auf Erden sein, und doch wird, was Sie jetzt in Niedrigkeit thun, sich dereinst in Herrlichkeit entfalten."

* * *

In dem Arbeitszimmer des Herrn Anderson saß dieser mit seiner Tochter Sophia. Sein gerötetes Gesicht und die Blässe seiner Tochter zeigten, daß das geführte Gespräch beiden nahe ging.

„Du bist wohl verrückt," donnerte der Vater, „daß Du eine so wahnsinnige Idee auszusprechen wagst! Hat man je so etwas gehört, ein Mädchen will zu einem Manne gehen und ihm sagen: ‚Wollen Sie so gut sein, mich zur Frau zu nehmen?' Und was für einen Mann, einen Bettler, der nicht einmal sein eigenes Brot erwerben kann! Es ist unerhört, unweiblich, unverrückt! . . ."

„Bitte, Papa, beruhige Dich soweit, daß Du mir gestattest, Dir meine Gründe darzulegen."

„Dafür kann es keine Gründe geben und ich gebe es nicht zu!"

„Und doch giebt es wichtige Gründe, die für mich bestimmend sind. Lieber Vater," fuhr sie fort und legte leise ihre Hand auf die seinige, „sei nicht so abweisend, gieb doch Deiner ältesten Tochter auch ein Zeichen der Liebe, die Du Maria so reichlich zu teil werden läßt."

Herr Anderson brummte unverständliche Worte vor sich hin, und Sophia begann: „Du entsinnst Dich vielleicht, daß ich Dir vor drei Jahren, als Pastor Ström zur Wahl stand, sagte: gieb ihm Deine Stimme und ich werde in die Kirche gehen statt auf Bälle. Was damals Scherz war, ist seitdem heiliger Ernst geworden, er hat mich gelehrt, daß die Hauptaufgabe des Lebens nicht die ist, das eigene Glück zu suchen, sondern die Liebe zu Gott durch die Liebe zu den Menschen zu beweisen. Seine Worte und sein Beispiel haben so auf mich gewirkt, daß ich ihm das höchste irdische Glück, die innere Zufriedenheit zu verdanken habe."

„Und darum willst Du ihn heiraten?"

„Ja, weil dies das einzige Mittel ist, ihm dankbar zu sein; er kann ohne Auge und Hand nicht arbeiten, ich will ihm beides sein. Er kann nicht ohne Brot leben, ich will das meine mit ihm teilen. Und dies thue ich nicht allein seinetwegen, sondern auch um derer willen, die durch ihn bessere Menschen werden können."

„Und wenn er Dich nun nicht lieben sollte?"

„Das thut er nicht und wird es vielleicht nie thun, dazu war seine Liebe für Maria viel zu heftig."

„Was, Maria, meine schöne Maria, an die hat dieser Bettelmönch zu denken gewagt?"

„Halt, Papa, dieser Mann ist derselbe, von dem Du mir früher so oft gesagt: ‚Wie wäre es, Sophia, wenn Du mal als Frau Erzbischof in Upsala sitzen würdest, denn dazu wird Ström es noch bringen!'

„Ja, weil damals die ganze Welt über seine seltenen Gaben sprach."

„Und die ganze Welt sagt, daß diese Gaben sich jetzt schöner als je entwickelt haben, die dürfen nicht durch Armut und tausend Kämpfe mit äußeren Verhältnissen unfruchtbar werden, ich will ihm diese materielle Hilfe bieten und ihn so der Menschheit retten."

„Aber Mädchen, fühlst Du gar nicht, wie unweiblich ein solcher Schritt ist — er müßte doch zu Dir kommen."

„Damit nachher die Welt sagen sollte: ‚Des Geldes wegen hat er die älteste Schwester bethört, ihm dies Opfer zu bringen, da er die jüngere nicht haben konnte.' Nein, Vater, vor solcher Schmach will ich ihn bewahren und darum spreche ich jetzt mit Dir, ehe ich ihm meine Bitte vortrage. Meine Weiblichkeit macht mir keine Vorwürfe, denn es giebt etwas Höheres als konventionelle Weiblichkeit und das ist die große Auffassung der menschlichen Pflichten, wo diese beiden aber in Kollision geraten, muß die Konvenienz weichen. Mein Gewissen spricht mich frei von persönlichen Absichten, denn ich liebe Pastor Ström nicht im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes, aber ich fühle mich fähig, ihm meine ganze Existenz zu widmen und daher kann ich ihm ehrlich und offen sagen: ‚Lassen Sie mich Ihre Mitarbeiterin in Gottes Reich sein.' Er muß meine Bitte gewähren, denn ein großmütiges Herz versteht nicht allein zu geben, sondern auch anzunehmen."

„Und wovon willst Du leben, wenn ich fragen darf? Glaubst Du, daß ich mein sauer erworbenes Geld zu solcher Wirtschaft hergebe? Nein, mein Fräulein, Du heiratest den reichen S. oder ich enterbe Dich!"

„Darin handelst Du, wie Dein Gewissen es Dir erlaubt, Papa, aber meine Absichten änderst Du nicht," erwiderte Sophia kühl. „Ich bin mündig und habe ein Anrecht auf das Erbteil meiner Mutter, das zwar nicht sehr groß ist, aber mehr als ausreichend für bescheidene Ansprüche. Leider muß ich sagen, daß ich hier im Hause keine Pflichten zu versäumen habe, seit Jahren habe ich bei Dir keine andere Stellung als die einer Haushälterin, und eine solche kannst Du billiger halten als eine Tochter," fügte sie bitter hinzu. „Und nun gehe ich zu Pastor Ström." Sie stand auf und wandte sich zum Gehen, besann sich aber und kehrte um. Die Hand auf die Schulter des Vaters legend, sagte sie mit zitternder Stimme: „Vater verzeih mir, daß ich nicht anders kann, als Vater und Kind können wir uns ja doch lieben."

„Liebe ohne Gehorsam bedeutet nichts," fuhr der Vater sie an, indem er ihre Hand abschüttelte. „Geh, Du bekommst nichts von mir."

„Du hast recht, Vater," sagte Sophia kalt, „Liebe ohne Gehorsam bedeutet nichts, aber die Liebe muß echt sein, so fühle ich es in meinem Gewissen und deshalb gehe ich."

* * *

Sophia stand vor dem jungen Pastor, die Thränen traten ihr in die Augen, als sie ihn mit dem Gunnar verglich, der vor drei Jahren so oft zu ihnen kam.

Digitized by Google

Dieser etwas gebeugte, blasse Mann und der damalige Jüngling, der mit so klaren Augen in die Welt hineinschaute, waren sie dieselben, kann Unglück so verändern?

„Guten Morgen, Pastor Ström," sagte sie mit leicht bebender Stimme, „ich bin es, Sophia Anderson."

„Ach, das brauchen Sie nicht zu sagen," rief Gunnar, indem er freudestrahlend ihr beide Hände entgegenstreckte, „ich erkannte Sie gleich an Ihrem Tritt, Sie erinnern sich doch, daß ich immer sagte, Ihr Gang unterschiede sich von dem der anderen, weil er zugleich so fest und doch so elastisch wäre! Nehmen Sie Platz, bitte."

Es trat eine kleine Pause ein, dann begann Sophia: „Pastor Ström, Sie haben mir oft versichert, daß Sie mich wie eine Schwester liebten, hegen Sie noch dieselben Gefühle für mich?"

„Ja, und mehr als je, denn ich habe eingesehen, wie oft ich ungerecht gegen Sie gewesen bin, wie ich Sie als zu streng in Ihren Forderungen beurteilt habe, da, wo Sie nur pflichtgemäß handelten. Ich bin froh, daß Sie mir eine Gelegenheit geben, Sie deswegen herzlich um Verzeihung zu bitten, ich habe mich oft danach gesehnt!"

„Ich danke Ihnen für diese Aussprache, denn ich komme heute, um mit Ihnen wie mit einem Bruder zu reden. Die Achtung vor dem Weibe, die Sie durch Ihre vortreffliche Mutter gewonnen haben, ist mir eine Bürgschaft, daß Sie meinen Worten die richtige Deutung geben werden, und so zögere ich nicht, Ihnen die Wünsche meines Herzens auszusprechen." Ohne viele Umschweife, in klaren, fast geschäftlichen Worten wiederholte Sophia dem Pastor ungefähr dasselbe, was sie ihrem Vater gesagt, ja, es erschien ihr fast leichter, die schwerwiegenden Worte jetzt auszusprechen, wo die Macht des Augenblicks sie alles Kleinliche vergessen ließ. Es verging so lange Zeit, ehe Gunnar eine Antwort gab, daß Sophias Herz fast stillstand, endlich sprach er:

„Ihr Vorschlag, Sophia, ist so großmütig und selbstlos, daß gewöhnliche Einwendungen dagegen nicht taugen und doch muß ich als ehrlicher Mann sie machen. In ihrer warmen Begeisterung für eine schöne That, haben Sie die Konsequenzen derselben nicht erwogen und glauben mich durch meine Reden zu kennen. Das thun Sie aber nicht! Schöne Wahrheiten auszusprechen ist nicht schwer, weil die Eingebung von Gott kommt, wenn wir sie aber im Leben ausführen sollen, so fehlt uns meist die Kraft dazu, und ein jeder Prediger und Dichter fühlt mit Beschämung, wie weit er hinter seinen Worten zurückbleibt. Es ist eine Feuerprobe, jemand in der Nähe zu sehen, den man in der Ferne für vollkommen gehalten, die daraus entstehende Enttäuschung kann nur die Liebe überdecken und . . . . halten Sie mich nicht für kalt und undankbar, wenn ich ehrlich bekenne, die kann ich Ihnen nicht bieten, darf darum auch keine Ansprüche an die Ihrige machen — meine Jugendliebe habe ich hinter mir!"

Sophia blieb äußerlich ruhig, während sie ernst antwortete: „Das weiß ich, und gerade bei dieser Gelegenheit habe ich eingesehen, daß ich einen Unterschied zwischen dem Prediger und dem Manne zu machen vermochte, denn Ihr Benehmen als Mann habe ich nicht immer billigen können. Vielleicht erscheine ich Ihnen unweiblich und gefühllos, wenn ich offen gestehe, daß die Hauptsache für mich nicht darin besteht, Ihnen ein häusliches Glück zu bereiten, sondern mir und anderen Ihre geistige, segensreiche Wirksamkeit zu erhalten; in dieser Hinsicht wollte ich Ihre Hilfe und Lebensgefährtin sein."

„Wie könnte ich aber so selbstsüchtig sein, ein solches Opfer anzunehmen?"

„Wenn es ein Opfer ist, so bringe ich es nicht Ihnen, sondern Gott, dessen Dienst ich mich gewidmet habe."

„Täuschen Sie sich nicht, Sophia, kein Mensch kann nur an der Pflichterfüllung genug haben, das Herz fordert auch sein Recht, es könnte der Augenblick kommen, wo Sie dies empfänden, und wehe uns beiden dann!"

Sophias Stimme bebte und war kaum hörbar, als sie errötend erwiderte: „Lassen Sie mich beichten, Gunnar, dann werden Sie mich besser verstehen. Als Sie vor drei Jahren zu uns kamen, empfand ich zuerst die gewöhnliche Mädchenschwärmerei für junge, begabte Geistliche, bald aber erwuchs daraus eine tiefe Zuneigung, die wohl zu heftiger Leidenschaft sich hätte entwickeln können, entdeckte ich nicht rechtzeitig, wie warm Ihr Herz für Maria schlug. Diese Wahrnehmung kostete mich einen schweren Kampf mit dem eigenen Herzen und ich beschloß, für einige Zeit von Hause fortzugehen. Als ich zurückkehrte, war das Gleichgewicht in meiner Seele wiederhergestellt und mit schwesterlicher Teilnahme folgte ich der Entwickelung Ihrer Liebe, wenngleich ich Ihnen hart erschien, als ich meiner Schwester ihr unwürdiges Benehmen vorwarf. So, Gunnar, haben wir beide unsere Jugendliebe hinter uns, aber in gemeinsamer Arbeit können wir ein anderes, sichereres Glück begründen."

Tiefernste Gedanken beschäftigten beide, keiner sprach, da erscholl plötzlich der jubelnde Gesang des Kanarienvogels. Sophia wandte den Kopf dorthin und unwillkürlich entschlüpften ihr die Worte: „Wie, ist das nicht . . ."

„Jawohl," sagte Gunnar ruhig, „es ist derselbe, der meine Liebesbotschaft an Maria bringen sollte, doch damals mußte er verstummen; seitdem hat er mir oft von einer höheren Liebe gesungen, die keine Nacht so dunkel läßt, daß nicht Sterne sich hinter den Wolken verbergen. Je schöner sein Gesang, desto öfter sagte ich mir: Fasse Mut, sein Lehrer war auch blind und hat doch andere belehren können! Jetzt sagen Sie mir, Sophia, daß ich nach meinem Unglück Ihnen und anderen ein wärmeres Gottvertrauen als zuvor eingeflößt habe und darum wollten Sie der Stern in meiner dunklen Nacht sein! So mag denn dieser Liebesbote mir ein Fingerzeig sein, daß ich Ihr Opfer annehmen soll, weil ich gemeinsam mit Ihnen mehr für das Reich Gottes zu thun vermag als allein. Und so Gott mir hilft, sollen Sie mir dafür das Teuerste auf Erden sein."

„Und ich will das Licht Ihrer Augen, der

Digitized by Google

Führer Ihrer Schritte, die Hand, die für Sie arbeitet, sein! Gott segne Sie. Gunnar, daß Sie mir einen so schönen Lebenszweck geben wollen!"

„Gott segne auch Dich, meine Braut, daß Du den Blinden sehend machen willst."

* * *

Einen Monat darauf ging Gunnars Dienstjahr zu Ende und er nahm Abschied von dem Ort, wo er vor drei Jahren mit so großen Erwartungen empfangen worden. Auf sein Ersuchen war er doch im Dienst der Kirche geblieben und konnte als Prediger ohne Gehalt seine frühere Wirksamkeit fortsetzen.

Viele waren enttäuscht, als Gunnar keine besondere Abschiedspredigt hielt, denn die Damen hatten sich auf ein schönes Weinen vorbereitet, aber da er gern vermied, Gefühle zu erregen, die oft keinen anderen Grund als eine angeregte Phantasie haben, so handelte die Predigt mehr von Pflicht als von Gefühl, und das Ganze verlief ruhig und ernst, wie auch sein ganzes Wesen jetzt immer war.

Am folgenden Sonntag wurden Gunnar und Sophia nach dem Frühgottesdienst getraut. Dies war vorher nicht bekannt und keine Eingeladenen betrachteten daher das ernste Brautpaar mit kritischen Blicken. Herr Anderson war noch immer wütend über den ganzen „Spektakel" wie er die Heirat seiner Tochter nannte, aber da er doch zu guterletzt seine Einwilligung hatte geben müssen, so hätte man ihm doch etwas die bittere Pille wenigstens verzuckern können durch ein kleines theatralisches Arrangement, wobei der blinde Schwiegersohn als dunkler Hintergrund zu der leuchtenden Opferwilligkeit des Schwiegervaters hätte dienen können. Eine gutgewählte Phrase über schwere Zeiten, große Ausgaben, rechtzeitig unter viele Gäste verbreitet, hätte wenigstens einen kleinen Ersatz für die Mesalliance gewähren können. Aber nichts, gar nichts! In einer Bank saß die alte Karin, am Altar stand Herr Anderson und zwei Zeugen, die Braut trug ein schlichtes schwarzes Kleid und eine kleine Myrtenkrone und Kranz, den sie beim Fortgehen unter dem Strohhut verbarg. Die schöne Maria war verreist, ach, es war ein Elend — eine wahre Bettlerhochzeit!

Arm in Arm verließ das Brautpaar die Kirche und ging nach dem Hafen hinunter, dort tanzte das blumengeschmückte Boot auf den glitzernden Wellen, Bootsführer Pettersen stand im neuen Matrosenanzug und empfing seine Herrschaft. Er hatte sein Bestes gethan, um die Brautfahrt recht feierlich zu machen, das ganze Boot war ringsum mit Tannenreis bekränzt, über der Bank, wo die Neuvermählten sitzen sollten, hatte er ein Dach von Birkenzweigen geflochten, von dem Blumengewinde herunterhingen. Dankbarkeit und Liebe machen erfinderisch und bei dem einstigen Trunkenbold hatten diese Gefühle Wunder gethan, das sah man recht bei dieser Ausschmückung. Wie ein treuer Hund suchte er jetzt den Willen seines Herrn zu erraten, und Karins strenges Regiment war auch ein mächtiger Hebel zu seiner Besserung. Wie er jetzt so anständig, die Mütze in der Hand, dastand, hätte niemand in ihm den Säufer erkennen können, am allerwenigsten seine holde Gattin.

Und nun ging es mit frischem Wind nach der kleinen Insel, die das junge Paar angekauft hatte. Sie hatten sie „Sommerfrieden" getauft, und lieblich wie ein Sommertag mußte das rote Häuschen, in frisches Grün gebettet, jedem erscheinen. Die unzähligen großen und kleinen Inseln, die wie ein Band zwischen dem offenen Meere und der schwedischen Küste sich hinziehen, üben einen Zauber aus, den man gesehen haben muß, um ihn zu verstehen. Zuweilen einander ganz naheliegend, zuweilen in meilenweiter Entfernung, dehnt sich das Meer wie eine gewundene Wasserstraße zwischen den bewachsenen oder kahlen Klippen, auf denen die Wasservögel in ungestörter Ruhe ihr Sommerheim gebaut haben. Das Wasser ist hier so klar, daß die Sonnenstrahlen bis auf den Grund dringen, wo der schwarze Dorsch sich träge hin und her bewegt und der silberglänzende Wittling pfeilschnell umherschwimmt. „Sommerfrieden" lag vor scharfen Winden geschützt und hatte daher einen Graswuchs, wie man ihn nirgend so wie am Meere findet, weil die Salzluft ihn zu größter Üppigkeit bringt. Die ganze Insel war nicht größer, als daß man sie in vier Stunden umschreiten konnte, auf der einen Seite gegen das Meer hin offen, erschien die Natur hier rauh und schroff, die kahlen Klippen, seit Jahrtausenden von den alles besiegenden Wellen blankgeschliffen, duldeten keine Spur frischen Lebens, nur Muschelschalen bezeugten die Spuren eines kümmerlichen Daseins längstvergangener Epochen. Aber welch eine Schönheit trotz all dieser Kärglichkeit, welche Farbenpracht, welche Romantik in dieser Stille, die nur durch das melancholische Geschrei der Möwen unterbrochen wurde, und wenn beim Sonnenuntergang die Strahlen schräg auf diese Steinmassen fielen, so glühten sie wie Edelsteine oder zeigten so eigentümliche Formen, daß man meinen konnte, eine Welt von Ungeheuern kröche aus der Dunkelheit hervor, die Stille noch grausiger machend!

Auf der anderen Seite der Insel herrschte das vollkommene Gegenteil. Hier wuchsen auf welligen Hügeln Kastanien, Linden, Birken und Tannen, hier breitete sich die duftende Linea borealis wie eine feine rosige Decke über das Moos, hier blühte alles in herrlichster Sommerpracht und hier hatte Sophia das traute Nestchen gebaut, in dem das ruhige Glück, das sie erträumt, erblühen sollte.

„Ich muß gestehen," sagte Karin, nachdem sie den ersten Rundgang durch das neue Haus gemacht hatte, „die kleine Frau ist wirklich weniger dumm als ich gedacht, die Küche und Speisekammer liegen nach Norden, ein guter Keller zum Aufbewahren und ein nettes Stübchen für mich! Sonst kriegen die Dienstleute selten mehr Platz, als um gerade wie die Hunde in der Runde liegen zu können! Und keine überflüssigen Zimmer zum Abstäuben, nur die vier, die notwendig sind! Ich muß gestehen, ich bin ganz überrascht!"

Dieser Ausspruch war eine große Beruhigung für Sophia, denn von Anfang an hatte Karin kein

Digitized by Google

Geheimnis daraus gemacht, daß sie eine Heirat aus dieser Familie und das Wohnen auf einer Insel für die zwei größten Dummheiten hielt, die Gunnar je gemacht hatte. „Aber das will nicht viel sagen," fügte sie versöhnend hinzu.

Auf der dritten Seite der Insel stand ein großes Haus, das früher als Speicher für getrocknete Fische gedient hatte; Gunnar hatte es zu einer Kapelle umbauen lassen, in der jeden Sonntag Gottesdienst gehalten wurde. Die arme Fischerbevölkerung hat so wenig Gelegenheit, nach weit entfernten Kirchen zu segeln, daß sie wohl nicht mehr als drei- bis viermal im Jahre, ja, vielleicht drei- bis viermal im Leben dahin kommt. Sommerfrieden war von solchen kleinen Inseln umgeben, wo nur die ärmsten Familien wohnten, Familien, die oft nur aus einer alten Großmutter, einer durch Arbeit frühzeitig gealterten Frau und einer Unzahl kleinem Gewürm bestanden, das nur mit einem Hemdchen auf dem Leibe tagsüber auf dem Seetang herumkrabbelte. Jeder, der etwas verdienen konnte, war fort, der Vater auf dem Fischfang und dazwischen seine Dienstjahre auf der königlichen Marine abdienend, die Söhne vom vierzehnten Jahre an als Schiffsjungen oder Matrosen auf dem Weltmeer herumsegelnd, wenig Geld aber viel Prügel und Rheumatismus für das Alter erwerbend.

Die Ausschmückung dieser Kapelle bildete bald das Hauptvergnügen der beiden Gatten. Sophia holte ihr lang beiseite geschobenes Maltalent hervor und Gunnar entwarf in seiner Phantasie die Pläne und Entwürfe zu allen Bildern, welche die Kirche schmücken sollten, Bilder, über die Künstler die Nase gerümpft hätten, die aber den kindlichen Kirchenbesuchern wie himmlische Offenbarungen vorkamen und Stoff zu unzähligen Gesprächen gaben. Damit war der Zweck erreicht, denn es sollte ja keine Kunstakademie sein, sondern ein Gottesdienst in Worten, Farben und Tönen. Mit der Hilfe eines jungen Malers ging die Arbeit rasch vorwärts und bald stand die Kapelle da. Am Altar erhob sich ein großes, wie Marmor gemaltes Kreuz, dahinter befanden sich drei Bogenfenster, durch die man das im Sturme wütende oder im Sonnenglanz spielende Meer erblickte. Die oberen Scheiben waren bunt bemalt, „Treppendekorationen" würde ein blasierter Großstädter sie genannt haben, die Kinder aber staunten mit großen Augen die leuchtenden Blumen an, die durch das Farbenspiel auf dem Fußboden entstanden, und so gewannen sie das Gotteshaus lieb. Oft kamen die Leute lange vor dem Gottesdienst, setzten sich ruhig in die Bänke und betrachteten in frommer Andacht die Bilder. Hier konnten sie ja sehen, wie die ganze heilige Geschichte in Wirklichkeit war, nun wußten sie, wie der gläubige Johannes, der reuige Petrus aussah, es war, als könnten sie mit ihnen sprechen, und Maria mit dem Kindlein, hätte nicht jede Mutter wohl solches Kind haben mögen? Mit doppelter Andacht hörten sie jetzt zu, wenn der Pastor seine einfachen Gleichnisse aus ihrem eigenen Leben machte, war nicht Petrus ein Fischer gewesen wie sie, da stand er ja auf dem Bild und zog das Netz ans Land, hatte der Erlöser nicht selbst am Strand gestanden und gefragt: „Kinder, habt Ihr etwas zu essen?" gerade wie sie es auch thaten. Das Bibelwort ging ihnen ganz anders zu Herzen, jetzt, da sie es gewissermaßen mit den Augen vor sich sahen.

Und als der Herbst kam mit Sturm und Unwetter und jede Welle über das Boot schlug, daß kaum der Sturmhut und der Kawaï aus geölter Leinewand davor schützen konnte, bis auf die Knochen durchnäßt zur Kirche zu kommen, welche Wonne war es dann für die Leute, die triefenden Oberkleider in der Vorhalle abzulegen und in das erwärmte Gotteshaus zu treten. Wenn im Winter der Sturmwind peitschte und die Schneeflocken zum Erblinden dicht fielen, dann ließ Sophia oft die Durchfrorenen, die zwei bis drei Stunden unterwegs gewesen, in die Küche kommen, um durch heißes Weißbier mit Ingwer und Syrup gemischt zuerst die erstarrten Glieder zu erwärmen.

Bald gab es keine Insel längs der ganzen Küste, die der „blinde Pastor", wie Gunnar immer genannt wurde, nicht mit seiner Frau besucht hätte. Wie jubelten die Kinder am Strande, wenn sein Boot, einer Möwe gleich, herangeflogen kam, wie harrten die Armen und Kranken in Angst, daß er bei ihrer Insel vorbeisegeln könne, und wenn er dann landete und Petterson den Korb aus dem Boot hob, worin, wie sie wohl wußten, Brot für die Hungrigen, Labung und Hilfe für die Leidenden zu finden war, da versuchten sie wohl ihre Dankbarkeit auszusprechen, obwohl meist nur ein verlegenes „Dank, Herr Pastor, Dank, Frau Pastor," dabei herauskam.

Sophia hatte in den letzten zwei Jahren einen Kursus als Krankenpflegerin durchgemacht, wozu sie durch ihre leichte Hand, scharfes Auge und praktischen Sinn ganz besonders geeignet war. Wie ein guter Engel erschien sie den Kranken, die vielleicht nie in ihrem Leben eine hilfreiche Hand oder die Linderung, die in freundlichem Zuspruch liegt, gekannt hatten. War sie irgendwo mit Krankenpflege beschäftigt, dann versammelte Gunnar die Leute um sich und sprach eingehend und freundlich über ihre Verhältnisse, oder er saß mit Petterson im Boot und angelte. War das Glück ihnen beim Fischen hold, so erfreuten sie mit ihrem Segen die Armen, die vielleicht seit Tagen nicht Zeit zum Fischen gehabt hatten. Man kochte dann eine Dorschsuppe und mit Sophias mitgebrachten Kartoffeln gab das eine Mahlzeit, die den Neid eines Feinschmeckers hätte erregen können.

Zuweilen blieb das Ehepaar mehrere Tage fort, denn sie hatten sich ein größeres Boot angeschafft, worin man auch übernachten konnte, wenn ein Sterbender lange mit dem Tode kämpfte und Gunnars liebevolle Worte den einzigen Trost brachten, oder wenn Sophia einen Kranken hatte, dessen Leben von treuer Pflege abhing. In solchen Fällen rüsteten sie sich für mehrere Tage mit Proviant, Medizin, Büchern und Schreibmaterial aus, versorgten sich mit den nötigen Kleidungsstücken, Matratzen, Kissen und warmen Decken und segelten froh und glücklich von

Digitized by Google

dannen. Petterson hatte jetzt einen Gehilfen an seinem ältesten Sohn, und obgleich der heiligste Ernst die Triebfeder war, erschien das Ganze wie eine Vergnügungspartie. Nun lagen sie wieder einmal vor Anker in der Bucht einer Insel, die groß und kahl war und weit ins Meer hinauslag. Die tiefen, verborgenen Risse in den Strandklippen schienen wie für die Schmuggelei geschaffen und hatten auch seit alten Zeiten dazu gedient, Waren und gestohlenes Gut zu verbergen. Die Bevölkerung der beiden nördlichen Fischerdörfer stand in schlechtem Ruf wegen Schmuggelei und Strandraub, und Gunnar war gewarnt worden, dort zu übernachten, da es ein wildes, gesetzloses Gesindel sei. Darauf hatten die beiden Gatten ruhig geantwortet: „Wohin sollen wir gehen, wenn nicht zu denen, die uns am nötigsten haben; sie würden uns nicht aufsuchen, so müssen wir es thun.“ Nach und nach hatte sich das Volk an sie gewöhnt, und sie wurden nicht mehr mit feindseligen Blicken empfangen, besonders, seitdem Sophia einer Wöchnerin das Leben gerettet und zwei Nächte bei ihr gewacht hatte. Der blinde Pastor sprach ruhig und eingehend mit den Männern, und wenn sie gleich zuweilen das unangenehme Gefühl hatten, daß er ihrem Gewissen sehr nahe rücke, so zogen sie ihn doch bisweilen zu Rate, weil sie hofften, seiner Aufmerksamkeit dadurch in anderen Dingen zu entgehen.

Dieses Mal hatte Gunnars Gegenwart einen sehr ernsten Grund. Ein alter Fischer, der immer als der wildeste Geselle auf der ganzen Insel gegolten hatte, lag seit Monaten am Krebs danieder. Anfangs schimpfte und fluchte er so, daß niemand sich in seine Nähe wagte, da kam Sophia und linderte durch Bähungen und Umschläge seine Leiden. Am ersten Tage hätte er sie dennoch fast an den Haaren genommen, aber ihre weibliche Würde imponierte auch dem rohen Manne, und er ließ sie gewähren. Dann besuchten Ströms ihn ab und zu, und jetzt verließen sie ihn nicht mehr, denn der Tod rückte schnell heran, und Gunnar wollte nicht abwesend sein, wenn ein Strahl der Reue die Nacht des alten Missethäters durchbrechen sollte. Man wußte, daß er ein wilder Schmuggler gewesen, daß er gestrandete Fahrzeuge beraubt und dann angebohrt, um sie zum Sinken zu bringen; und er stand im Verdacht, einen heimkehrenden Häringsfischer ermordet und sein sauer erworbenes Geld geraubt zu haben, wodurch die Witwe und Kinder in Armut geraten waren. Dies alles bedrückte das Gewissen des alten Sünders, aber er schien verstockt gegen des Pastors Zureden, sich durch ein offenes Bekenntnis von der Last zu befreien. Jetzt schien es, als ob mit den Kräften auch der starre Widerstand schwinden wolle, denn ein paar Mal hatte er gemurmelt: „Ich will reden, ja, ja, ich will schon reden.“

Inzwischen ankerte das Boot in der stillen Bucht, ein Bild des friedlichsten Glückes. Gesäubert und poliert wie ein Schmuckkästchen lag es da mit schlaffem Segel, dem Vogel gleich, der sich vom Fluge ausruht; bei Sonnenaufgang aber blähten sich die weißen Segeltücher, dann galt es, die günstige Zeit zum Fischen zu benutzen, um für das Mittagsmahl zu sorgen. Gunnar war ein leidenschaftlicher Fischer geworden, und während er die Angelschnur führte, las Sophia ihm etwas vor, was er für das große Werk nötig hatte, das er ihr im Laufe des Tages diktierte. Einige Stunden später kehrten sie dann zurück, frühstückten und begaben sich zu dem Kranken. Draußen, vor den Fenstern desselben, wurde zuerst eine Morgenandacht gehalten, damit alle, die es wollten, sich daran beteiligen konnten. Vielleicht war es weniger das Wort Gottes als der Morgenpsalm, den die beiden Gatten sangen, was die Leute heranzog. Immerhin kamen sie stets zahlreicher herangeschlichen, und der Kranke begann sich nach diesen Stunden zu sehnen.

Endlich schmolz das Eis seines Herzens wie im Frühling der Sturm die Wellen löst. In einer Nacht kam das elende Weib, das seit Jahren mit ihm gelebt hatte, ans Boot herangestürzt und rief schon von weitem: „Er will bekennen, er will bekennen.“ Gunnar und Sophia begaben sich schleunigst zu dem Kranken, den sie in der furchtbarsten Aufregung fanden. Die Erzählung seiner Missethaten ging gleich wilden Fluten über seine Lippen und deckte einen Abgrund von Verbrechen auf, von denen niemand eine Ahnung gehabt hatte. Sophia schrieb sogleich das Bekenntnis nieder, damit kein Unschuldiger für diese, bis jetzt unbekannten Thatsachen etwa zu leiden hätte, und endlich trat Stille ein. Wie von einer Last erlöst, fiel der Kranke in einen erquickenden Schlummer, aus dem er erst gegen Morgen erwachte; sein erstes Wort war: „Pastor, ich möchte das Abendmahl nehmen, ich habe es nicht gethan, seit ich eingesegnet wurde.“

Gunnar war sich wohl bewußt, daß dieser Wunsch, wie oft bei dem Volke, im Grunde nur ein Aberglaube sei, man könne sich dadurch vor irgend einer unbekannten Gefahr retten; da aber der eine Mensch des anderen Herz nicht erforschen kann, so antwortete er ernst: „Das soll Euch gewährt werden, alter Mann, doch stelle ich eine Bedingung dabei: Ihr müßt in Gegenwart der Witwe und aller derer, denen Ihr Schaden zugefügt, ein offenes Geständnis aller Eurer Verbrechen ablegen und sie um Verzeihung bitten. Es ist dies der einzige Beweis Eurer Reue, den Ihr noch geben könnt, und ohne Reue könnt Ihr beim Abendmahl nicht vor Gott treten.“

Es kämpfte in dem alten Sünder, der die Menschen so verachtet hatte, endlich jedoch sagte er: „Ich will es thun.“

„Dann,“ fügte Gunnar hinzu, „müßt Ihr Euer ganzes Vermögen der Witwe des Ermordeten hinterlassen.“

„Aber es hat sich jetzt verdoppelt,“ keuchte der Kranke.

„Um so besser,“ erwiderte Gunnar, „die Frau und Kinder müssen alles haben.“

Es trat eine so lange Pause ein, daß Gunnar fast glaubte, der Mann wäre ohnmächtig geworden, er schlug jedoch die Augen wieder auf und wandte den Kopf nach dem alten, elenden, verwelkten Weibe, das am Bette stand. Ein eigentümlicher Ausdruck kam in sein Antlitz, es flimmerte etwas in seinen Augen, das man fast Zärtlichkeit hätte nennen können;

Digitized by Google

dachte er an all die Jahre, in denen sie trotz seines wilden Lebens treu zu ihm gehalten hatte? Er erhob matt die Hand, wies auf sie hin und sagte: „Und die da, kriegt sie nichts?“

„Nichts von diesem Blutgeld, aber ich werde für sie sorgen.“

„Danke, Herr Pastor,“ sagte der Mann und führte nach alter Matrosenart die Hand an den Kopf, wo die Mütze hätte sitzen sollen.

Der Pastor hatte um zehn Uhr die ganze Inselbevölkerung zum Gottesdienst beschieden lassen. Auf den kahlen Klippen, wo nichts als Seegras und Tang herumlag, wo kein Bäumchen die Sonnenstrahlen auffing, standen Männer und Frauen in geheimnisvoller Stille um den Kranken, den man mit seinem Bette vor die Thür getragen hatte. Ein Seufzer der Erquickung entrang sich seiner keuchenden Brust, als die milden Meereswinde sein Gesicht umwehten, und die erstarrenden Glieder von der glühenden Augustsonne durchwärmt wurden. Sophia hatte einen Tisch gedeckt, auf dem die neuen Kirchengeräte standen, die sie für die Kapelle aus ihren ererbten Tischschmuckstücken hatte umarbeiten lassen. Wenig ahnte sie, daß der schlimmste Verbrecher der ganzen Gegend sie einweihen würde!

Der Gottesdienst begann mit einem von Gunnar und Sophia gesungenen Psalm. Ob Herr Anderson wohl sein geliebtes Geld für Singstunden ausgegeben, wenn er zu ahnen vermocht hätte, daß die schöne Stimme seiner Tochter nicht in einem Salon, sondern auf einer Insel im offenen Meer ertönen würde? Die heutigen Zuhörer aber dachten an den Gesang der Engel, als sie die schmelzenden Stimmen der beiden Gatten hörten. Darauf las der Pastor das tags zuvor abgelegte Geständnis vor, und der Schuldige sprach es Wort für Wort nach, aus eigenem Antriebe noch hinzufügend: „Alles dies ist Wahrheit, und ich bitte die Witwe noch einmal um Verzeihung.“

Dann sprach Gunnar feierlich: „Liebe Brüder, vor Gott sind wir alle Sünder, laßt uns deshalb knieend unser eigenes Sündenbekenntnis ablegen, sprecht es mir mit lauter Stimme und inbrünstigem Herzen nach.“ Und es stieg zum Himmel ein Gebet empor, das zuerst wie ein Säuseln, dann aber an Kraft wuchs, daß es wie rollende Wogen klang, aus mancher Brust tönte es wie ein Angstschrei der Schuld, aus anderen gleich einer Fürbitte, ein Flehen gegen kommende Gefahr; alle aber riefen sie zu dem Allmächtigen, den sie alle fürchteten und nur wenige liebten.

Nachdem dem Kranken das Abendmahl gereicht worden, ging das Volk still und ergriffen auseinander. Lange nachher, in mancher stürmischen Nacht, wenn die Männer um ihr Leben kämpften, glänzte dieser sonnige Vormittag mit dem schönen Gesang und den liebeatmenden Worten des blinden Pastors wie ein Leuchtturm in dunkler Nacht.

Spät am Abend verließen die Gatten die Insel, nachdem Gunnar dem Toten die Augen zugedrückt hatte. Es war einer von jenen Augustabenden, an denen die Sternschnuppen wie Diamanten vom Himmel fallen, bald wie ein glitzernder Regen, bald einzeln in majestätischen Bogen den tiefblauen Grund durchschneidend. Kein Lüftchen regte sich, und die Ruder mußten gebraucht werden. Langsam, wie in einem leuchtenden Strom glitt das Boot dahin, und bei jedem Ruderschlag fiel das Meerwasser gleich einer Silberkaskade über die Ruder. Der Mond stand an dem wolkenlosen Himmel, das Meer mit seinem Zauberglanz beleuchtend; sein magisches Licht rief auf den zackigen Klippen und schroffen Inselufern Gebilde hervor, aus denen die Phantasie eine neue Schöpfung hätte machen können. Die Nacht war kalt, ab und zu war sogar schon Frost eingetreten, und die beiden Gatten saßen in dasselbe dicke Plaid gehüllt, er hielt sie umfangen, und sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter. Sonst pflegte Sophia ihm jede Naturerscheinung in Worten darzustellen, und er hatte sich so daran gewöhnt, daß er kaum noch das eigene Sehen vermißte. Heut aber schien Gunnar so in Gedanken versunken, daß Sophia ihn nicht stören mochte. Endlich nach langem Schweigen sprach Gunnar:

„Dies ist ein feierlicher Tag gewesen, meine Sophia, der schönste, den ich je erlebt habe! Es dünkt mich fast, als wäre der Herr hier mit uns im Boote, und ich müßte wie einst Petrus vor ihm hinknieen und sagen: ‚Herr, gehe aus von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch.‘ Welche Gnade ist mir zu teil geworden, so ein armes, von der Sünde gemartertes Herz zu Ruhe und Einsicht gebracht zu haben! Was wäre vielleicht ein jeder von uns, wenn wir unter solchen Umständen aufwüchsen, wo die Kinder schon ‚Schmuggeln‘ spielen, die Erwachsenen sich im Messerstechen üben und die Hälfte der Frauen in unehelichen Verhältnissen leben. Es fließt noch zu viel von dem Wikinger- und Seeräuberblut in diesem Volke. Hier habe ich ein Ziel für mein Leben, ein großes Feld zu bearbeiten, und mit Gottes Gnade und Deiner Hilfe, mein teures Weib, wird es mir vielleicht gelingen, ein besseres Geschlecht hier zu erziehen.“

„Du hast heut ein schönes Werk begonnen, mein Gunnar,“ sagte Sophia innig, „mehr als einer wird Dich dafür segnen.“

„Sprich nicht von mir; was bin ich anders als der Geber von dem, was ich selbst empfange, und wie könnte ich dies geben ohne Dich, geliebtes Weib, die Du mich, den Blinden, sehend machst.“

„Dafür hast Du mir die Augen geöffnet für ein Licht, das nie verdunkelt werden kann, welch Glück kommt wohl dem unsrigen gleich!“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Unglücksheld.

Roman

von

Paul Maria Lacroma.

(Schluß.)

XXI.

„He, Lanjos, was ist denn los?"

„Sie rennen ja wie besessen an uns vorbei, ohne uns eines Grußes zu würdigen?"

„Heute noch sollen Sie uns Satisfaktion für Ihr ungebührliches Benehmen geben!"

Derartig scholl es scherzweise aus einer Gruppe plaudernd vor der Kaserne beisammenstehender Offiziere dem verstört dahinjagenden Buchhändler entgegen.

„Entschuldigen Sie, meine Herren, ich sah Sie aber wirklich nicht. Schreckliches beschäftigt mich: Egon Feldbach hat sich heute nacht mit Cyankali vergiftet."

„Wirklich?"

„Ist dies keine Finte, um irgend jemand Geld zu erpressen?"

„O nein! Es ist nur zu wahr. Soeben komme ich aus seiner Wohnung, in die mich Graf Miklos beschieden, um mir die traurige Thatsache mitzuteilen."

„Richtig, Sie waren ja zuletzt Egons einziger Freund."

„Es wird ihm wohl bei seinem tollen Leben nichts anderes übrig geblieben sein!"

„Wenn er wenigstens den Mut gehabt hätte, als Soldat zu sterben und sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen."

„Graf Miklos," berichtete Herr Lanjos weiter, „teilte mir auch mit, daß Egon in einem amerikanischen Duell die schwarze Kugel gezogen."

„Da scheint er eben an einer Kugel genug gehabt zu haben und griff zum Gift."

„Weh thut es auch nicht im Moment, und so starb er halt feig wie er gelebt . . ."

„Schad ist's gerade nicht um ihn."

„Mit dem amerikanischen Duell wird es auch nicht weit her sein!"

„Das schiebt man in allen dubiösen Fällen vor."

„Wer weiß, was er wieder angestellt hatte."

„Der Baron wird Augen machen!"

„Gut, daß er nicht mehr unser Oberst ist, denn er wird fuchsteufelswild sein."

„Mich dauert hauptsächlich die Baronin . . . Eine Mutter leidet doch am meisten in solch traurigen Fällen."

„Still, da kommt Egons Schwester mit der Majorin und Mizzi Steinwald angefahren."

„Richtig, der Graf sagte mir auch, daß die Baronesse durchaus die Leiche ihres Bruders sehen will, bevor dieselbe zur Aufbahrung ins Garnisonsspital überführt wird."

„Armes Mädchen, wie bleich sie ist!"

„Ein herzzerreißender Anblick."

„Die Ärmste mag wohl in den letzten Jahren wenig gute Stunden verlebt haben," bemerkte ein besonders teilnehmender Offizier. „Ich werde ihren Abschiedsruf nie vergessen, als wir den Unglückshelden, der mehr tot als lebendig war, wie ein Stück Holz in sein Coupé geladen hatten. Sitzt nun der arme Mensch volle zwei Jahre und unschuldig obendrein; denn ich lege heute noch meine Hand ins Feuer für ihn, trotzdem ich seinetwegen um volle sechs Monate später zum Hauptmann avanciert bin."

Während die Offiziere in solcher Weise mit Herrn Lanjos sprachen und an die Todesursache des leichtsinnigen Barons alle möglichen Vermutungen knüpften, war die tieferschütterte Gisi in der Junggesellenwohnung ihres Bruders angelangt, in welcher der Major und ein Militärarzt ihrer harrten.

Beide Herren wollten die Baronesse verhindern, die gräßlich entstellte Leiche zu sehen; doch Gisi bestand auf ihren Willen und wußte ihn auch durchzusetzen:

„Ich muß meinen Bruder ein letztes Mal sehen: Ich muß Abschied von ihm nehmen! Ich muß . . . sonst werde ich noch wahnsinnig!"

Sie rief es so verzweifelt aus, daß niemand den Mut hatte, sie ferner daran zu hindern.

Ganz allein, wie sie es gewünscht, betrat sie das Totengemach.

Egon lag angezogen auf seinem Bette. Die im Todeskampfe verzerrten Züge waren schrecklich zu schauen. Das Sterben war ihm anscheinend schwer geworden und nur die eiserne Notwendigkeit mochte ihn dazu getrieben haben.

Gisi fand nicht sofort den Mut, ihren toten Bruder anzusehen; sie lag vor seinem Bette auf den Knieen und schluchzte herzzerreißend; denn merkwürdigerweise fühlte sie dem Toten gegenüber nicht länger jenen rätselhaften Groll und jene widerwärtige Scheu, die sie in den letzten Jahren ihrem stets so heißgeliebten Bruder so sehr entfremdet, daß sie nicht einmal imstande war, seine Hand jemals wieder seit der schrecklichen Arretierungsscene des Unglückshelden zu ergreifen.

Das warf sich jetzt die arme Gisi bitter vor . . . und sie wollte es auch nach Möglichkeit gut machen, selbst wenn es ihr ans Leben ginge vor Furcht und Bangen; denn sie hatte noch niemals einen Toten gesehen, geschweige berührt, und sich stets entsetzlich vor solchen gescheut.

Angstdurchschauert glitt sie auf den Knieen dahin und tastete mit festgeschlossenen Augen, da sie nicht

Digitized by Google

das Herz hatte, dem toten Bruder ins Antlitz zu sehen, nach seiner Hand, die sie in stummer, reuevoller Abbitte zu küssen sich anschickte . . . Kalter Schweiß perlte von ihrer Stirne nieder, ihre Lippen bebten so heftig, daß sie die kalte Rechte des Toten kaum streifen konnten . . . Plötzlich schrak sie vor der Berührung eines unerwarteten Gegenstandes zusammen, riß die Augen jählings auf und sah zu ihrer großen Überraschung, daß sie ein zusammengeknülltes Papier geküßt, das die starre Totenhand festhielt und wahrscheinlich im Todeskampfe umspannt hatte . . . Von einem sonderbaren Impuls getrieben, faßte nun Gisi mit merkwürdig erwecktem Mute nach des Bruders steifer Hand, die ihr jedoch willig das Stückchen Papier überließ, als ob der Besitz desselben Gisi geradezu gebührte als wertvolles Erbe . . .

Es war ein beschriebenes Blatt, daß sie in ihren zitternden Händen hielt . . .

Ein markerschütternder, unbeschreiblicher Schrei, schreckdurchbebt und dennoch jubeldurchhaucht, wie nur ein Erlösungsruf aus menschlicher Brust zu tönen vermag, gellte aus dem Totengemach; zugleich fast folgte ein dumpfer Fall . . .

Entsetzt stürzten alle bis auf die Majorin, die ihre Scheu vor Toten nicht überwinden konnte, hilfbereit hinein und fanden die arme Gisi ohnmächtig zu Boden gesunken. Neben ihr aber lag ein Zettel, auf dem die deutlichen, obschon mühsam und zitternd geschriebenen Worte standen:

„Cäsar ist unschuldig — ich war der Dieb."

„Ehre seinem Andenken," sprach der unbemerkt eingetretene Lanjos feierlich, indem er das Haupt entblößte. „Der Tote hat eine große Schuld gesühnt, wenn auch in letzter Stunde."

— — — — — — — — — — —

Schwere Tage waren über die Feldbachsche Familie hereingebrochen. Das Grab hatte sich kaum über dem einzigen Sohn geschlossen, als auch schon der unerbittliche Tod die einzige Tochter dem verzweifelten Mutterherzen zu entreißen drohte.

Tag und Nacht ununterbrochen reisend, waren die schwergetroffenen Eltern noch rechtzeitig angekommen, um dem Begräbnisse Egons beizuwohnen.

Als eine Greisin folgte die, in den letzten Jahren, hauptsächlich aber nach der plötzlichen Todesnachricht ihres Sohnes, schrecklich gealterte Baronin der Bahre ihres auf so entsetzliche Art aus dem Leben geschiedenen Kindes. Ihr Gatte konnte nur mit Mühe die Wankende stützen, deren Anblick ein wahrhaft herzzerreißender war, und wiewohl Egons Tod niemand näher berührt hatte, so rief doch der Schmerz seiner unglücklichen Mutter allenthalben eine aufrichtige Teilnahme hervor. Um so mehr als es bekannt war, daß der armen Frau dornenreicher Weg vom Friedhofe aus direkt ans Krankenlager ihrer Tochter führte, die im Hause des Grafen Miklos an einem Nervenfieber lebensgefährlich darniederlag.

Die zarte Natur Gisis konnte der heftigen Erschütterung des unter so gräßlichen Umständen enthüllten Geheimnisses ihres toten Bruders nicht widerstehen . . . sie schien rettungslos verloren und erkannte nicht einmal die heißgeliebte Mutter, als diese in Thränen aufgelöst an ihr Lager trat, um den Platz der Pflegerin einzunehmen, den bisher die Majorin in aufopferndster Weise inne gehabt. Auch Mizzi Steinwald, die als oberflächlich und herzlos galt, pflegte ihre Freundin mit dem Aufgebot aller Kräfte, trotzdem sie selbst tieferschüttert war über die traurigen Ereignisse, deren sie teilweise Zeuge gewesen.

Noch war über die wahre Veranlassung von Egons Selbstmord nichts Näheres in die Öffentlichkeit gedrungen, weil der Oberst darauf bestand, das Märchen des amerikanischen Duells aufrecht zu halten; doch über kurz oder lang mußte es alle Welt erfahren, daß Baron Egon Feldbach, nur um der irdischen Gerechtigkeit zu entrinnen, Hand an sich gelegt als Dieb und — Fälscher; denn derjenige, der die Beweise seiner Schuld in Händen hielt, der Freund des unschuldig verurteilten Cäsar, der Bruder der treulos verlassenen und im Elend gestorbenen Etelka, der Todfeind des verstorbenen und lebenden Barons Feldbach, der zum Rächer der Vergangenheit und Gegenwart erstandene Lanjos hatte dem Oberst nur eine Frist von acht Tagen gewährt, um die Rehabilitierung des Unglückshelden persönlich vorzunehmen, widrigenfalls er der Pflicht obliegen würde, die Ehre des schuldlos kassierten Offiziers glänzend herzustellen.

Der Baron, der trotz allen Unglücks stets derselbe Egoist geblieben war, sträubte sich jedoch, seinen Namen und das Andenken seines Sohnes der Schande preiszugeben. Wenn die traurige Thatsache auch nicht zu leugnen war, daß Egon auf den Namen des Grafen Miklos Wechsel gefälscht, so versuchte der Baron wenigstens, den in der Todesstunde eingestandenen Diebstahl seines Sohnes als das lächerliche Hirngespinnst eines Sterbenden, der bereits unzurechnungsfähig gewesen, zu bezeichnen.

Die Wenigen, denen Egons schreckliche Schuld bekannt, waren empört über die unverzeihliche Auffassung des Barons. Graf Miklos, der als echter Kavalier keinerlei Anklage bezüglich des mit seinem Namen getriebenen Unfugs erhoben, bestand aber um so dringender auf die Rehabilitierung des Unglückshelden. Die arme Gisi flehte in ihren Fieberträumen stündlich danach, und meinte die fürchterlichen Trommelschläge seiner Urteilsverkündung auf ihrem schmerzenden Haupte zu fühlen. Die Baronin forderte sogar jedwede Genugthuung für Cäsar, ihrem Gatten kühn entgegentretend. Der Major mahnte tagtäglich, Lanjos drohte; doch der Oberst glaubte und hoffte, die Sache hinwegleugnen zu können, und war wütend, daß sein Sohn ihn solcher Schmach ausgesetzt.

„Wenn er sich schon umgebracht hat, hätte er doch so viel Rücksicht für uns alle haben können, um die fatale Geschichte mit ins Grab zu nehmen!" äußerte er in strafbarer Gefühlsroheit seiner gänzlich gebrochenen Gattin gegenüber. „Wenn unter Egons Papieren keine weiteren Beweise für seine Schuld gefunden werden, erkläre ich den von Gisi entdeckten Wisch als null und nichtig."

Obschon die in Lanjos Händen befindliche, freiwillige Erklärung des Sterbenden, der in der letzten Stunde alles Gute, dessen er im Leben fähig ge-

Digitized by Google

wesen, zusammengerafft, um einem Unschuldigen gerecht zu werden, mehr denn genügt hätte, um Cäsar zu rehabilitieren, unternahm es der Major, die Papiere des Verstorbenen zu untersuchen, auf dessen ärmliche Verlassenschaft die Geldmäkler niederster Kategorie wie die gierigen Hyänen ihre Hände ausstreckten.

Der Anblick, der sich dem Major in den beiden Zimmern des Toten bot, war ein unverlöschlicher. Die Kästen und Schränke waren alle aufgerissen, weil der Baron mit dem Burschen seines Sohnes nach etwaigen Wertsachen zur teilweisen Tilgung der Schulden fahndend, alles und jedes genau untersucht hatte, daher bereits wissen mußte, daß nichts Schriftliches über den Diebstahl vorlag.

Der geringe Besitz des Lieutenants war sämtlich in heilloser Unordnung auf dem Boden verstreut: Uniformstücke, Wäsche in geringerer Menge, Säbel, Feldbinden, Stiefel in unglaublicher Anzahl, nicht minder Pantoffeln von zarter Hand gestickt, Civilkleider, massenhafte Photographien und Briefe, Decken, Bücher, Albums, gepreßte Blumensträußchen, Parfümflaschen, Handspiegel, Kämme und Haarbürsten, Pomadetiegel: alles lag drunter und drüber, um an den Meistbietenden zum Verkaufe losgeschlagen zu werden.

Niemand hatte die Pietät gehabt, wenigstens die Briefe zu sortieren, auf daß sie in keine unrechten Hände kämen!

Der Major machte sich zu allererst daran. Es schnitt ihm ins Herz, eine Menge Briefe der Baronin zu finden, welche nicht einmal — geöffnet waren. Die Gute schrieb dem Sohne allwöchentlich die zärtlichsten Briefe, voll dringender Ermahnungen bezüglich seines flotten Lebenswandels, und er hatte es nicht einmal der Mühe wert gefunden, die ihm wahrscheinlich zu langweilig dünkenden mütterlichen Schreiben durchzulesen.

Seufzend warf der Major einen Brief nach dem anderen ins Ofenfeuer, das er mit Hilfe seiner Streichhölzchen angezündet. Er vertilgte auch die vielen Billetdoux und Photographien, die meist gefeierte Schönheiten der Theaterwelt darstellten, aber auch bekannten Beautés aus der feinen Gesellschaft angehörten. Um die letzteren gewissenhaft zusammenzusuchen, griff er bald da, bald dorthin und sogar in die Taschen der Waffenröcke und Blousen, in denen er die kompromittierendsten Briefe von leichtfertigen Frauen gefunden . . . Entsetzt über den Gedanken des großen Unheils, das solche Beweise anrichten konnten, wenn sie in unrichtige Hände kämen, untersuchte er aufs sorgfältigste auch die Taschen sämtlicher Mäntel und fand zu seinem maßlosen Erstaunen, ja, Schrecken, in der Tasche eines dicken Wintermantels eine Damenpelzkappe, die er sofort als seiner — Gattin gehörig erkannte. Er hatte ihr die teure Sealskinmütze schon im vorigen Jahre zu Weihnachten geschenkt und sich stets gewundert, daß sie im verflossenen Winter das Käppchen, das ihr doch so gut stand, gar nicht mehr trug. Er entsann sich ganz genau, daß sie stets Ausflüchte hierfür gefunden, ja, sogar verlegen wurde, als er sie einmal direkt aufforderte, die Pelzmütze aufzusetzen. Er begriff den Zusammenhang nicht recht und glaubte sich geirrt zu haben; doch fand er das Monogramm seiner Frau, das seine älteste Tochter in Gold gestickt und auf dem Futter der Kappe befestigt hatte . . . Und noch etwas fand der unglückliche Mann, der die Mütze nach allen Seiten umgedreht . . . Zwischen dem aufgestülpten Rand und dem Kopf der Kappe stak ein Zettelchen, auf dem die schrecklichen Worte standen: „Zur Erinnerung an unsere beseligende Schlittenfahrt mit ihrem süßen, stillen Glück."

„Miserabler Wicht!" ächzte der Major, dem die auffällige Art, in welcher der Lieutenant seiner Frau den Hof gemacht, nun wie ein Alp auf die Seele fiel. „Weiß schon, weiß schon, wer Dir das Sterben leicht gemacht hätte," fügte er in Gedanken hinzu, „wenn derlei auch nur zu ahnen gewesen wäre . . . Weiß schon, weshalb Margarethe sich so sträubte, das Totengemach zu betreten! O, über die Elenden! Wie konnte ich nur eine Minute länger als geboten, einen Ehrenmann in Gefangenschaft schmachten lassen, um das Andenken eines solchen Menschen nicht zu verunglimpfen!? Jetzt aber rücksichtslos gehandelt. Heute noch muß der Oberst mit mir abreisen und dem armen Cäsar kniefällig Abbitte leisten . . . Vorher will ich jedoch die erbärmliche Frau verstoßen, die nicht mehr würdig ist, die Mutter meiner Kinder zu sein . . ."

XXII.

„Halt, wer da?" rief Mizzi Steinwald energisch aus, als sie in später Abendstunde im Freien Erholung suchend, eine vermummte Frauengestalt gewahrte, welche das Parkgitter in verdächtiger Weise umschlich.

„Erschrecken Sie nicht, Baronesse, ich bin es," lautete die zögernde Erklärung.

„Wie, Sie, Frau Majorin. Das hätte ich mir nicht träumen lassen! Pardon, daß ich Sie derartig angeschrieen, aber ich konnte wirklich trotz Ihrer gütigen Teilnahme nicht ahnen, daß Sie zu so später Stunde nochmals nach Gisi sehen würden. Treten Sie ein. Ich führe zum Glück stets den Schlüssel dieser kleinen Nebenthür bei mir."

In liebenswürdigster Weise reichte die Baronesse der schleppenden Schrittes ihrer Aufforderung nachkommenden Majorin beide Hände dar.

„Großer Gott, Sie zittern ja wie Espenlaub!" staunte das erschrockene Mädchen. „Was ist Ihnen geschehen? Sie hätten Ihren Wagen nicht verlassen sollen! Zur Sommerszeit treibt sich stets allerlei Zigeunergesindel herum, Sie sind gewiß belästigt worden?"

„Nein, Mizzi, nein! Ich kam ungefährdet bis zu Ihnen. Niemand hat mir etwas gethan — niemand! — außer mein Mann. Er . . . er hat mich — verstoßen," ächzte die Majorin in Thränen ausbrechend.

„Das ist nicht möglich!" entsetzte sich die Baronesse. „Ist denn der Mensch verrückt geworden?"

Digitized by Google

„Derlei fürchte ich auch," preßte die Majorin schluchzend hervor. „Der Selbstmord des jungen Feldbach hat ihn furchtbar angegriffen. Heut nachmittag sortierte er seine Papiere, und kam so wild nach Hause, daß ich mich förmlich vor ihm fürchtete. Er sprach so wirres Zeug, verlangte fortwährend die Pelzmütze zu sehen, die er mir voriges Jahr zu Weihnachten geschenkt, und die mir auf rätselhafte Art abhanden gekommen, behauptete, ich hätte sie dem Lieutenant zum Andenken gegeben und — und — und verstieß mich in rohester Weise. Mehr kann ich Ihnen nicht mitteilen, liebes Kind! Um Aufsehen zu vermeiden, erklärte ich der Magd, daß ich die Nacht bei Gisi zu durchwachen habe und floh verzweifelt zu Fuß hierher, ohne die Kinder nochmals gesehen zu haben; denn — denn das verbot er mir geradezu — Es ist schrecklich! Was wird mein armer Bruder zu alledem sagen? Er wird mir seine Thür zwar gewiß nicht verschließen, an meine Schuldlosigkeit glauben und mich doppelt willkommen heißen, da seine längst kränkelnde Frau dieser Tage von ihren Leiden erlöst wurde, es ist aber gräßlich, einer Verbrecherin gleich, um ein Obdach betteln zu müssen . . . Und dies muß ich vor allem auch hier thun, liebe Mizzi —"

„Mein Gott, warum, warum sagten Sie das nicht sofort," fiel die Baronesse eifrig ein. Sie hatte der Majorin zwar vom ersten Augenblick an die größte Teilnahme gezeigt, plötzlich war sie aber so sehr Feuer und Flamme für die Verstoßene, daß sie dieselbe innigst, ja, fast in freudiger Aufwallung zu umarmen für gut befand, dabei wiederholt ausrufend, ohne daß man eigentlich wußte, was sie damit meinte: „Ich hatte keine Ahnung davon, keine Ahnung! Sie sind mir herzlich willkommen! Es kann noch alles gut werden! Überlassen Sie das Ganze meiner Fürsorge. Ich werde an Ihren Bruder schreiben. Er muß hierher kommen," — das schien das Wichtigste — „und Ihrem Mann tüchtig den Kopf waschen. Mir ahnt jetzt, was allenfalls hinter alledem stecken mag. Folgen Sie mir ins Haus. Sie müssen todmüde sein."

Das war die Ärmste auch und schlief trotz aller Sorge gar bald in ihrem bequemen Bette ein, während Mizzi Steinwald im Nebenzimmer bis in die späte Nacht hinein an einem langen, ausführlichen Brief an den Herrn „Wasserdirektor" schrieb.

In Erinnerung der unwürdigen Wette Egons, von welcher die Majorin gewiß keine Ahnung hatte, obschon ihr der verrufene Don Juan eine Zeitlang in wahrhaft empörender Weise nachgestellt, erklärte sich die Baronesse teilweise das Benehmen des sonst so maßvollen Mannes, vermutend, daß er vielleicht unter den Papieren des Verstorbenen irgend etwas Schriftliches über diesen abscheulichen Scherz entdeckt und nun seine musterhafte Gattin unschuldig verdächtigte.

Nicht weniger als zehn Seiten brauchte Mizzi, um das alles genau darzulegen, und auf jeder Seite stand es geschrieben, daß sie es dem Bruder der Verstoßenen als eine heilige Pflicht ans Herz lege, ja gewiß persönlich für die Ehre der armen Frau einzutreten. Nachdem Mizzi dies erschöpfend wiederholt, schloß sie endlich ihr langes Schreiben mit der Versicherung, daß Frau Fink inzwischen bestens bei ihr aufgehoben sei und daß sie wie eine Schwester für die Bedauernswerte sorgen wolle.

Bevor sich die Baronesse die wohlverdiente Ruhe gönnte, schlich sie nochmals zur Majorin hinüber, um sich zu überzeugen, ob sie denn auch wirklich gut versorgt sei. Als sie die sanft Schlafende ein Weilchen mit wahrhaft schwesterlicher Zärtlichkeit betrachtet hatte, wobei ihre Lippen fast unbewußt murmelten: „Wenn er nur kommt, dann kann noch alles gut werden!" entsann sie sich ihrer arg vernachlässigten Pflichten gegen Gisi, eilte zu deren Gemächern hinüber und fragte im Vorzimmer der Kranken nach deren Ergehen, indem sie einige teilnehmende Worte mit der trotz zweier Wärterinnen ängstlich wachenden Baronin austauschte.

Indessen war das Kammermädchen der Baronesse, nicht begreifend, weshalb denn ihre junge Herrin gar so sehr mit ihrer Nachttoilette zögere, in Mizzis Zimmer eingetreten, um ihren Dienst auch ohne vorhergegangenes Klingeln zu verrichten. Nicht wenig erstaunt, es leer zu finden, blickte sie bald auf die tiefherabgebrannten Kerzen des zierlichen Schreibtisches, bald auf die dichtbeschriebenen eleganten Papierbogen. Neugierig wie alle Zofen, schickte sie sich gewissenlos an, das Briefgeheimnis ihrer Herrin zu entdecken . . . Gleichgültig las sie anfangs hier und da einen Satz durch; doch plötzlich schien sie der Baronesse eleganter, beredter Stil eigentümlich zu fesseln . . . sie verschlang den Inhalt des Briefes klopfenden Herzens und stockenden Atems, und als sie gelesen, daß der Major in grausamer Weise seine Gattin verstoßen, taumelte sie mit einem Schreckensschrei zurück, in demselben Augenblick, in welchem die Baronesse auf der Thürschwelle erschien.

* * *

Bleiern waren die Stunden, die Tage, die Wochen und leider auch schon die Jahre in ihrem ewigen, geisttötenden Einerlei an dem armen Gefangenen vorübergezogen.

Cäsar erfreute sich allerdings einer durchaus rücksichtsvollen Behandlung, durfte eigene Civilkleider und Wäsche tragen, sowie auch einige Stunden des Tages innerhalb der Strafanstalt im Freien sich ergehen, es waren aber dennoch die engen Festungsmauern, in denen sein junges Leben sich trostlos abspann.

Die erste Zeit war ihm die schrecklichste gewesen, weil er sah und fühlte, daß er einer strengen Beobachtung ausgesetzt war. Der Oberstabsprofoß war zwar ein ungemein humaner Mensch, versah aber seinen Dienst immerhin mit eherner Strenge und unterzog jeden Sträfling geraume Weile hindurch einer Art Prüfung, bevor er ihm die gestatteten Begünstigungen gewährte. So erging es auch dem Unglückshelden. Doch gar bald überzeugte sich das ganze Personal der Festung, daß Cäsar ein ungemein fügsamer Gefangener war, von dessen Seite keinerlei

Digitized by Google

Auflehnung zu befürchten, ja, dessen Konduite eine geradezu musterhafte zu nennen war und das beste Zeugnis seines unbescholtenen Vorlebens abgab. Da genoß er denn auch in reichstem Maße aller erlaubten Vorrechte, wurde zu Schreibgeschäften und sonstigen, seinen Kenntnissen entsprechenden Beschäftigungen verwendet und sogar einige Wochen hindurch behufs dringender Reparatur der alten Festungsmauern in seinem Fache förmlich angestellt, wobei ihm eine ansehnliche Tagesprämie zugesichert war, die jedoch bis zu seiner Entlassung deponiert blieb.

Er hatte den Bau zur größten Zufriedenheit ausgeführt, und wenn er auch keinen Augenblick ohne die obligate Beaufsichtigung geblieben, so that es ihm doch unendlich wohl, die Luft und den Anblick des Himmels auch außerhalb der Festungsmauern genießen zu können. Er schrieb es auch unumwunden dem würdigen Don Vincenzo, der auch im Unglück der treue Vermittler zwischen ihm und seiner geliebten Mutter geblieben, welcher er zweimal im Jahr durch ihn Nachricht geben durfte.

Cäsars Briefe wurden selbstverständlich der üblichen Kontrolle unterzogen. Was sein Innerstes bewegte und sein Herz zu erfahren geradezu krank sich sehnte, konnte folglich nicht verlauten. Wie ein Lebendig-Toter mußte er innerhalb der Strafanstalt vegetieren, ohne eine Ahnung dessen, was die Welt bewegte; denn niemand konnte zu ihm dringen, ebenso wenig als er hinauszudringen vermochte.

Um so überraschter war er, als eines Vormittags der Beschließer sein Zimmer öffnete, um einem Stabsoffizier in Begleitung eines Civilisten freien Einlaß zu gewähren. Cäsar meinte, daß es sich um eine Inspektion handle, wunderte sich demnach nicht, daß er ohne Beaufsichtigung den Herren gegenüberstand, erblaßte aber jählings, als er in dem Civilisten den Baron Feldbach, der nun offenbar dem Ruhestande angehörte, erkannte. Dessen im Hintergrund stehender Begleiter bemerkte das sprachlose Staunen des Gefangenen und nahm rasch hervortretend das Wort:

„Weiß schon, weiß schon," klang es in wohlbekannten Lauten an Cäsars Ohr, „daß es Sie wunder nehmen muß, uns hier zu sehen; doch es soll Sie dies nicht allein wunder nehmen, junger Freund!"

Er tauschte einen biederen Händedruck mit Cäsar, den dies Wiedersehen sehr zu ergreifen schien, und wandte sich dann kurzangebunden an den finster dastehenden Baron und sprach fast befehlend:

„Weiß schon, weiß schon, Herr Oberst, daß Ihnen die Geschichte wenig genehm sein kann, aber zur Sache, wenn ich bitten darf."

Der Baron begegnete dem Unglückshelden, dem er die Schuld seiner Pensionierung beimaß, und welchen er jetzt mehr denn je haßte, auch in dieser ernsten Stunde mit der gewohnten Arroganz und begann wegwerfenden Tones:

„Sie können sich wohl denken, daß ich durchaus nicht zu meinem Vergnügen Ihren Anblick mir verschaffte. Gründe zwingender, wenn auch meiner Ansicht nach rein lächerlicher Natur erheischten eine Unterredung zwischen uns. — Ich habe Ihnen vor allem mitzuteilen, daß mein Sohn plötzlich gestorben ist und . . ."

„Egon ist tot!" schnitt ihm Cäsar tieferschüttert und in aufrichtigem Bedauern das Wort ab. „Mein Gott, woran starb er denn nur in so jungen Jahren? Die arme Baronin wird ja trostlos sein und Gisi . . . Ach! welch schrecklicher Schlag für sie, die ihren Bruder so innig, so abgöttisch liebte."

Der Oberst stand sprachlos da, triumphierte jedoch, denn Cäsars ungeschminkte Teilnahme bewies, daß er im Rechte gewesen, Egons Bekenntnis als ein Hirngespinnst zu verwerfen, woran selbst der Major zu glauben begann.

„Die Gefühle meiner Familie," rügte der Baron, womöglich noch hochmütiger fortfahrend, „gehen Sie nichts an. Sie haben nur die sinnlosen Worte eines Sterbenden zu widerlegen, der sich im letzten Augenblick eine Schuld beimaß, die er unmöglich begangen haben konnte."

„Wie, Egon hat bekannt!" entfuhr es der keuchenden Brust des Unglückshelden. „Das hätte er mir nicht anthun sollen, das ist nicht schön, das habe ich nicht verdient! Er hätte mein Opfer nicht verschmähen sollen . . ."

Das alles ward so groß, so schlicht, so hehr, so edel und in ergreifender Hochherzigkeit, so packend gesagt, daß es den Oberst, der keine Ahnung von der Schuld seines Sohnes gehabt, niederschmetterte zu den Füßen des verhaßten Mannes.

„Allmächtiger Gott . . . Sie wußten . . ." stammelte er verwirrt, erschüttert überwältigt; denn solche Seelengröße däuchte dem krassen Egoisten so übermenschlich, daß er mit einem Male wie zu einem höheren Wesen zu dem bisher so Verachteten emporsah, der in der Glorie des Helden dastand, wenn es auch nur das Unglück war, das diesen Strahlenglanz um sein Haupt wob.

„Stehen Sie auf, Herr Baron! Beschämen Sie mich nicht auch noch. Ich habe nur meine Pflicht gethan, indem ich die Dankesschuld meines Vaters übernahm, wie er mir sterbend geboten. Sie können es selbst lesen, was er mir in der Todesstunde ans Herz gelegt." Und Cäsar reichte dem Obersten den Abschiedsbrief des braven János, den er stets bei sich trug.

Tiefergriffen las der Baron die Worte des treuen Dieners, dessen beispiellose Ergebenheit für seinen Herrn noch weit übers Grab hinausreichte. Und als ob der Einfluß, den ein guter Mensch stets auf seinen Nächsten auszuüben vermag, jetzt erst dem sein Leben lang so leichtsinnigen Baron gegenüber vollauf zur Geltung käme, brach dieser, von Rührung übermannt, in Thränen aus und küßte inbrünstig des edlen János wohlbekannte und deutliche, wenn auch zitternd geschriebene letzte Unterschrift, wobei er wiederholt erklärte:

„Ja, wenn ich meinen Sohn so folgen gelehrt hätte, wie mein braver János es gethan, brauchte ich nicht in meinen alten Tagen —" der Oberst sprach zum ersten Mal davon, — „gramgebeugt und schmachbeladen den einzigen Sohn zu betrauern, welchen die Schande und nicht der Tod mir geraubt;

Digitized by Google

denn daß Sie's nur wissen, Cäsar, mein Kind hat sich selbst gerichtet, als es kein Entrinnen mehr gab."

„Aber weshalb nur? Egon mußte es ja wissen, wie sehr er auf mich bauen konnte, da ich ihm selbst den Schlüssel meines Zimmers zur Nachbildung ausgeliefert! Freilich arglos und ohne zu ahnen, welch schreckliches Ziel er verfolgte; doch wußte ich es mir später zusammenzureimen, ebenso den bei Schmeckeles inscenierten Skandal, der ihm allenfalls als Alibi dienen sollte. Ich hoffte, daß der Abgrund, in den mich sein Leichtsinn hineingerissen, den Unglücklichen vor weiteren Schritten auf dem schlüpfrigen Pfade der Schuld bewahren und abschrecken würde."

„Dem war aber leider nicht so," seufzte der Baron; „denn Egon hat Wechsel in so hohem Betrage gefälscht, daß es mir unmöglich ist, dieselben einzulösen und mithin meine Ehre zu retten, obgleich wir vorderhand ein amerikanisches Duell als Egons Todesursache gelten ließen."

„Und das muß auch aufrecht gehalten werden," entschied Cäsar festen Tones. „Fassen Sie sich, Herr Oberst! Vielleicht ist noch alles gut zu machen. Sagen Sie mir vor allem, wer die Wechsel in Händen hat?"

„Lanjos," klang es stöhnend zurück. „Und er ist unerbittlich, ein Todfeind längstvergangener Zeiten, von welchem ich kein Erbarmen gewärtigen kann, ja darf . . ."

„Lanjos ist ein seelenguter Mensch," fiel Cäsar zuversichtlich ein. „Lassen Sie ihn mich ein paar Zeilen schreiben und bringen Sie ihm dieselben persönlich, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß er als Ehrenmann handeln und — schweigen wird."

Rasch verfaßte Cäsar ein paar flüchtige Zeilen, entwarf auf einem zweiten Bogen mit kräftiger Schrift einige Worte, die er sorgfältig signierte und übergab beide Schriftstücke dem Oberst, der ihm kopfschüttelnd zugeschaut und trostlos bemerkte:

„Es wird nichts helfen; denn Lanjos war es, der mich hierhergehetzt. Er will und fordert Ihre Rehabilitierung; denn in seinen Händen befindet sich auch das schriftliche Bekenntnis von Egons an Ihnen verübtem Diebstahl."

„Weiß niemand sonst darum?"

„Niemand, der nicht gerne schwiege. Die arme Gisi war die erste, die es gewußt. Sie kämpft vor Erschütterung mit dem Tode."

Ächzend und tiefergriffen über diese furchtbare Kunde stammelte der tödlich erschrockene Unglücksheld:

„So eilen Sie doch zu ihr zurück, retten Sie Ihr Kind und sagen sie Gisi und allen, allen, die darum wissen, daß ich nicht rehabilitiert sein will; daß ich . . ."

„Weiß schon, weiß schon," ließ sich der Major vernehmen, der die ganze Zeit als stummer Zeuge dieser ergreifenden Auseinandersetzung beigewohnt, „daß Sie am liebsten Ihr Leben lang in der Festung bleiben würden, aber das kann, das darf nicht geduldet werden. Wenn Sie nicht selbst an Ihre Zukunft denken, müssen es wohl Ihre Freunde thun. Egons unseliges Andenken verdient keine Schonung. Weiß schon, was ich sage."

„Für meine Zukunft ist bestens gesorgt!" beschwichtigte Cäsar. „Mein Freund und Wohlthäter, der edle Baurat Garofolo, hat mir eine Anstellung zugesichert. In unseren Tirolerbergen wird emsig gebohrt, gehämmert und gebaut. Da kann man neue Kräfte stets gut brauchen. Ich werde nach vollendeter Festungshaft den Namen ablegen, der mir so viel Unglück gebracht und den mir meine Großeltern so wenig gönnten, daß sie lieber ihre ganze Habe der Kirche vermachten, als dem letzten Träger desselben. Fortan werde ich mich nach meinem teuren Stiefvater nennen, und in meiner Heimat wird niemand unter dem künftigen Ingenieur Nini Szegeb den kassierten Offizier vermuten. Was liegt an den paar Jahren, die ich hier zugebracht, wenn man damit eine ererbte Dankesschuld tilgen und einen geachteten Namen vor Schmach bewahren kann. Was ich gethan, werde ich nie bereuen; denn ich habe es — gerne gethan. Gehen Sie mit Gott, Herr Oberst, und seien Sie versichert, daß Ihre Ehre mir heilig ist und stets heilig sein wird. Nur um eines bitte ich Sie, lassen Sie mich auf irgend eine Art wissen, wie es Gisi geht, auf daß . . . auf daß mir diese Mauern nicht zu enge werden," schloß er flehenden Tones.

Stolz und durch solch edles Beispiel gleichfalls entfachter Edelmut kämpften mächtig in dem Baron, der in der letzten Stunde ein ganz anderer Mann geworden, endlich entschied er sich aber doch, das hochherzige Opfer Cäsars vollends anzunehmen. Er drückte ihn so bewegt und innig ans Herz, wie er es niemals dem eigenen Sohne gegenüber gethan, dann stürmte er zur Thür hinaus, als ob er die Reue fürchte, die ihm nun schwerer als alle früheren Hindernisse zu überwinden dünkte.

Der Major folgte ihm auf dem Fuße, nachdem er des edlen Cäsar Hand mit wahrhaft schmerzhaftem Drucke geschüttelt und wiederholt versichert hatte:

„Weiß schon, weiß schon, daß man mit einem guten Gewissen überall glücklich sein kann, aber daß ein Mann mit gesundem Menschenverstand solche Dummheiten treiben kann wie Sie, das, nein, das wußte ich auf Ehre nicht!"

Stöhnend verhüllte Cäsar sein Antlitz mit beiden Händen . . . der Gedanke an Gisis Lebensgefahr vernichtete ihn, da er gegen den Obersten nicht ganz wahr gewesen . . . der Wunsch und Wille seines Stiefvaters allein hatte sein Thun nicht geleitet, hauptsächlich seine große Liebe für Gisi; denn jeder, auch der edelste Mensch, ist mehr oder minder — Egoist.

XXIII.

„Bin ich ein Blutsauger, daß Sie mir derartig kommen, Herr Oberst? Wer denkt daran, auf Ihre Pension Beschlag zu legen?"

„Beruhigen Sie sich doch, Herr Lanjos," bat der Baron in einem so grundverschiedenen, als dem gewohnten, hochmütigen Tone, daß es dem biederen Ungarn nicht nur auffiel, sondern ihn fast ergriff. „Ich wollte Sie nicht beleidigen durch meinen Vor-

Digitized by Google

schlag, Ihnen nur aufrichtig bekennen, daß ich außer meiner Besoldung keinen Kreuzer besitze, folglich die Schulden meines unter solch traurigen Umständen aus dem Leben geschiedenen Sohnes nur allmählich und in monatlichen Raten abzahlen kann. Und bloß, daß Sie genügend gedeckt sind, da ich nicht verlangen kann, daß Ihnen mein Wort allein genüge, schlug ich Ihnen vor, als Garantie meine Pension . . ."

„Das will ich aber nicht," fiel Herr Lanjos heftig ein! „Bin ich ein Blutsauger, daß Sie mir derartig kommen? wiederhole ich! — Wenn ich mich an die Fersen Ihres Sohnes geheftet habe, dessen Thun und Treiben erspähend und mit eherner Ausdauer verfolgend, geschah es nicht, um die Beweise seines leichtsinnigen Lebenswandels dereinst mit schwerem Gelde loszuschlagen, sondern um die Mittel in Händen zu haben, einem achtbaren, unschuldig in Gefangenschaft schmachtenden Manne, den ich hochschätze, und dem ich infolge einer edlen, ritterlichen That zu ewigem Danke verpflichtet bin, zu seinem Rechte zu verhelfen; denn mein Verdacht lenkte sich sofort auf Ihren Sohn, welchen ich eines Morgens wie das böse Gewissen aus einer Schlosserwerkstatt schleichen sah, als die ganze Stadt durch die angebliche Defraudation des höchst achtbaren Offiziers überrascht wurde. Damals wußte ich schon, daß Ihr Sohn ein Schur . ., entschuldigen Sie, Herr Baron, wenn ich mich hinreißen lasse," unterbrach er sich, „damals wußte ich also schon, wie die Dinge standen. Auch hatte ich einen auf tausend Gulden lautenden Wechsel des unglücklichen Lieutenants in Händen, den er niemals, sondern Ihr — Sohn ausgestellt. Das Geld wußte er mir im Auftrage seines Freundes durch falsche Angaben zu entlocken, indem er behauptete, daß es dem zartfühlenden Menschen widerstrebe, persönlich einen Mann, den er sich durch eine Ehrenrettung verpflichtet, um Geld anzugehen, welches er für seine kranke Mutter, deren Haus subhastiert werden sollte, notwendig bedurfte. Später erfuhr ich durch den alten Dorfpfarrer, in welch aufopfernder Weise der brave Offizier für seine Mutter sorgte. Die Schuld Ihres Sohnes war mir demnach damals schon klar. Ich wußte, weshalb er seinen edlen Freund beseitigen und ins Verderben stürzen wollte, und um den armen Mann zu retten, stellte ich mir die Aufgabe, Ihres nichtswürdigen Sohnes — entschuldigen Sie, Herr Baron, wenn ich mich hinreißen lasse — verbrecherische Thaten zu entdecken und zu beweisen. Ich wollte ihn nur entlarven und nicht in den Tod treiben. Ich selbst würde ihm nach Amerika hinüber geholfen haben, wenn er mir eine schriftliche Erklärung seiner Schuld ausgefolgt hätte; aber er zog den Tod vor. Doch nicht, weil er schmachbedeckt nicht weiterzuleben imstande war, sondern, weil die schöne Operettendiva, in die er bis zur Sinnlosigkeit vernarrt war, und für die er Wechsel auf Wechsel gefälscht, einem armen Teufel nicht ins Elend folgen wollte, als er ihr eine gemeinsame Flucht vorgeschlagen. Das ist die alleinige Todesursache Ihres verblendeten Sohnes. — Er hat im letzten Augenblick sein Verbrechen gegen den schändlich ins Unglück gestürzten Freund zu sühnen gesucht, und ich war der erste, der sein Andenken darob geehrt, aber einen Unschuldigen lasse ich deshalb nicht ferner in entehrender Gefangenschaft schmachten. Die glänzende Rehabilitierung des Schuldlosen ist es, die ich rücksichtslos verlange, und nicht Ihr Geld, Herr Baron; denn ich bin kein Wucherer und Blutsauger, wie ich Ihnen nun wiederholt gesagt."

„Und wenn ich Sie versichere, daß der edle Mann der letzte ist, der seine Rehabilitierung will; was dann?"

„Das glaube ich Ihnen nicht, Herr Baron; denn . . . entschuldigen Sie, wir kennen uns leider schon lange, und Sie waren nicht immer der . . . der ehrenwerte Mann, der Sie nun plötzlich zu sein scheinen."

„Sie sind in ihrem Rechte, Lanjos, wenn Sie so sprechen, und es wäre nicht das erste Mal, daß die Schuld der Väter . . ."

„Lassen wir die Vergangenheit ruhen," schnitt ihm Lanjos das Wort rauh ab, „ich habe es dem braven János dereinst heilig versprochen."

„Was wollen Sie damit sagen?" forschte der Oberst.

„Daß Ihnen Ihr treuer János nicht allein bei Solferino das Leben gerettet, sondern auch in Wien, als ich mit meinem verstorbenen Bruder nach Etelkas traurigem Ende dahin kam, um Sie wie einen Hund totzuschlagen. Nur durch den beispiellosen Edelmut Ihres braven Dieners entgingen Sie dem sicheren Tode."

„Und er ließ niemals ein Wort hierüber verlauten," stammelte der erschütterte Baron.

„Das sieht dem Braven gleich! Ja, ja, mein lieber Baron, meine arme Schwester wußte schon, was sie that, als sie fromm wie ein Lamm aus dem Leben schied, ohne ihrem Verführer auch nur zu fluchen; denn welch Fluches Macht hätte wohl aufzukommen vermocht neben dem Segen, der in Gestalt Ihres treuen Dieners, Ihre Person schützend umschwebte!?"

„Sie haben recht . . . Ich sehe es leider zu spät ein, daß ich Jánosʼ Ergebenheit nur mit Undank zu lohnen wußte. Aber nicht in diesem Augenblick allein weiß ich, wie groß der Dank ist, den ich dem Biedern schulde, der nicht nur mein Leben wiederholt rettete, sondern auch das höchste Gut: meine Ehre, durch seines Sohnes Opfermut vor Schande zu bewahren wußte. Cäsar schmachtet freiwillig im Gefängnis; er wußte um Ezons Schuld, schwieg, litt und duldete jedoch, seines Vaters letztem Wunsche nachkommend. Überzeugen Sie sich selbst davon," schloß der Oberst, dem Verblüfften Cäsars Schreiben darbietend.

„Kutya teremtete!" stieß Lanjos überwältigt hervor. „So etwas ist mir in meinem ganzen Leben nicht vorgekommen! Es scheint unglaublich, ist aber dennoch wahr. Herr Baron, Sie sind gefeit durch edler Menschen Schutz und Trutz! Ich kämpfe nicht ferner gegen Sie an. Da ich aber kein Blutsauger bin, sondern ein ehrlicher Mann, den überdies niemand zu beerben, leider auch nicht zu betrauern hat, tilge ich hiermit Ihres Sohnes Schuld."

Digitized by Google

Und Lanjos riß die falschen Wechsel Egons entzwei und übergab sie dem staunenden Baron, der nicht im entferntesten ahnte, daß der hochherzige Mann sich durch Cäsars Edelmut nicht beschämen lassen wollte, da dieser sein kleines Vermögen zur Deckung von Egons Wechselschuld ihm zur Verfügung gestellt, mit der Bitte, kein Wort hiervon dem Baron gegenüber verlauten zu lassen.

Dieser wußte nur, daß alles gut geworden, wie Cäsar prophezeit, als er seinen Todfeind als Freund verließ.

Und noch etwas wurde gut!

Als der Major von seiner Reise zurückkehrte, fand er, seinem grausamen Ausspruche gemäß, seine Gattin nicht daheim; jedoch meldete man ihm, daß Baronesse Gisi sehr schlecht sei, seine Frau infolgedessen zur Erleichterung der Pflege an ihrer Seite verharre, wie die Majorin pro forma befohlen.

Zu seiner großen Verwunderung erfuhr er auch, daß ein junges Mädchen ihn wiederholt in dringender Angelegenheit zu sprechen gewünscht. Bei seiner Rückkehr hatte sie soeben wieder angefragt, und es blieb dem Major nichts übrig, als sie zu empfangen.

Wie staunte er, als eine ehemalige Dienerin, die kaum einen Monat unter seinem Dache geweilt, da sie für seinen Haushalt, der einer derben Magd bedurfte, zu fein gewesen, zitternd und zagend sich vorstellte.

Der Major schnauzte sie nicht mit seinem gewöhnlichen, „weiß schon", an, da ihn die Erfahrung in letzterer Zeit gelehrt, daß er durchaus nicht alles wußte. Fragend blickte er das verlegene Mädchen an, das plötzlich ihm zu Füßen sank und mit den überraschenden Worten herausplatzte:

„Ihre Frau ist unschuldig, Herr Major! Die Baronesse hat mich davongejagt, weil ich mich unterstand, ihren Brief zu lesen, ich segne aber doch meine Neugierde, die eine gute, brave Frau nun vor Unglück bewahren kann. Ich war es, die jene unselige Schlittenfahrt mit dem Lieutenant unternommen. Um . . . um mich recht schön zu machen," stotterte sie, „nahm ich der Frau Majorin schmucke Pelzmütze . . . Doch gewiß nicht, um dieselbe zu stehlen. O nein! Herr Major, gewiß nicht! Nur die Umstände haben mich zur Diebin gestempelt. — — Der junge Baron wollte durchaus die Pelzkappe zum Andenken haben und ich . . . ich konnte es ihm nicht verweigern. Ach!" seufzte sie vielsagend, „er war so unwiderstehlich . . ."

„Weiß schon, weiß schon, wie es zugegangen sein mag," unterbrach der Major, selig, endlich wieder einmal etwas zu wissen. „Scher Sie sich zum Teufel, weiß schon, was ich zu thun habe."

„Und Sie werden mich gewiß nicht als Diebin anzeigen," drängte die beängstigte Kammerzofe.

„Fällt mir nicht ein! Weiß schon, was ich zu thun habe, weiß schon!"

Und der Major ging selbst in den Stall, sattelte eigenhändig sein Pferd, sein einziges, das er auch deshalb stets ungemein schonte, und jagte in rücksichtslosem Galopp über die Pußta dahin, um seiner Frau kniefällig Abbitte zu leisten; denn er liebte sie, die brave, sanfte, gute, tüchtige, echt deutsche Frau.

XXIV.

Gisi war wunderbarerweise genesen. Die Baronin schrieb es wenigstens dem wiedererlangten Perlenhalsbande zu, das der edle Lanjos, bei welchem es versetzt gewesen, dem Baron gleichfalls schadlos zustellte.

Es ergriff die schwergebeugte Frau unendlich, die näheren Umstände, unter denen der Schmuck ihr abhanden gekommen, nun durchschauen zu können, weil sie stets vermutete, daß ihr Gatte des oft begehrten Juwels sich bemächtigt hatte. Alles Unrecht, das ihr dieser im Leben zugefügt, erschien ihr nicht so schwerwiegend wie dies eine, welches sie dem nunmehr so gänzlich veränderten Manne zugefügt. Der Tod seines Sohnes und die daran sich knüpfenden Umstände waren ihm eine schreckliche, doch heilsame Lehre gewesen. Cäsars Edelmut wußte den durch Leichtsinn erstickten guten Keim in ihm zu wecken. Er war der zärtlichste Gatte und Vater geworden, und hatte mit seinen schlechten Gewohnheiten gänzlich gebrochen, um sich völlig seiner Familie zu widmen; denn leider war zwar Gisi vollkommen hergestellt, allein die arme Baronin, auf der des Schicksals rauhe Faust stets so erdrückend gelastet, und die des einzigen Sohnes so schrecklich erfolgten Tod nicht verwinden konnte, wankte rettungslos dem Grabe zu.

Ein Herzleiden, das sich mehrmals bereits gemeldet, das jedoch niemals recht kuriert ward, da die erforderlichen Mittel immer anderweit verbraucht wurden, nahm derartig überhand, daß die Ärzte dem Baron jegliche Hoffnung auf Genesung absprachen.

Die Baronin, welche die Gefahr ihres Zustandes nicht im entferntesten ahnte, da sie weder das Bett zu hüten brauchte, noch, außer zeitweiligen Anfällen von Herzasthma, besonders zu leiden hatte, fühlte nur eine unüberwindliche Sehnsucht nach der langvermißten Heimat. Sie mußten demnach alle Ungarn und das gastliche Haus des Grafen Miklos schleunigst verlassen.

Die Freude, ihre lieben Tirolerberge und den herrlich blauenden Himmel Italiens wiederzusehen, wirkten anfangs günstig auf die Kranke; doch der Aufenthalt in dem großen, kahlen, unheimlichen Palazzo mit seinen leeren Prunksälen, frostigen Mosaikböden und der in wenigen Zimmern aus allen Ecken und Enden mühsam zusammengestoppelten Möblierung, war ein so trauriger und herzbeklemmender, daß die vorübergehende Besserung nur zu bald verflog.

Der Oberst war verzweifelt; denn er konnte es der armen, einst so reichen Frau nur zu gut nachfühlen, welch wehmütigen, ja, erdrückenden Einfluß der alte Palazzo in seiner jetzigen, defekten Gestalt auf sie ausüben mußte. Er sah es förmlich, wie der Baronin Herz jedesmal schmerzhaft zusammenzuckte, wenn sie an dem gähnenden Abgrund des Stiegenhauses vorüberging, um anstatt über die herrliche, durch ihn veräußerte Marmortreppe, auf der — Dienstbotenstiege ihre Gemächer zu erreichen.

Was half es jetzt, daß er sie eigenhändig hinauftrug, um der Herzkranken das Treppensteigen zu er-

Digitized by Google

sparen? Nun war es ja doch zu spät: früher hätte er sie auf Händen tragen sollen. Das sagte sich der einst so leichtsinnige, wunderbar geläuterte Mann tagtäglich, während er nach Mitteln sann, seiner Frau die letzten Lebenstage zu erleichtern.

Daß sie aus dem unfreundlichen Palazzo hinaus mußte, war klar, aber wohin mit ihnen allen. Arco, Riva, Meran lagen nahe genug, aber das waren teuere Kurorte und der Aufenthalt daselbst für seine jetzigen Verhältnisse unerschwinglich.

Vergeblich durchstöberte der Baron alle Räume des Palazzo, selbst den Boden und Keller, ohne irgend etwas finden zu können, aus dem allenfalls noch Geld herauszuschlagen möglich gewesen wäre. Der alte Tomaso, der einzige Zeuge vergangener Herrlichkeit, derselbe Mann, der als Portier während der glänzenden Hochzeit seiner Herrin eine so lächerliche Rolle gespielt und nun Bedienter, Majordomo und alles in allem war, auch nicht mehr Gefahr lief, eines kostbaren Pelzes halber vom Schlag gerührt zu werden, da nun ein fadenscheiniges Röckchen als alleinige Winter- und Sommergarderobe seinen durch die karge Polentanahrung bedeutend herabgeminderten Korpus bedeckte, half dem Baron mit großem Eifer nach verborgenen Schätzen zu fahnden, aber bis auf eine unter Gerümpel verborgene Kiste alten Weines, welcher der Kranken allerdings zu gute kam, fand sich gar nichts vor.

Hatte doch der Baron zu Zeiten seines sinnlosen Schlaraffenlebens sogar die Gobelin- und Brokattapeten von den Wänden herunterreißen lassen, um sie zu veräußern.

Es war nichts, gar nichts von der alten Pracht zurückgeblieben, und mit seinem zur Tilgung der kleineren Schulden seines Sohnes auf Halbsold reduzierten Einkommen konnte der einst über unermeßliche Reichtümer verfügende Mann seiner dem Tode geweihten Gattin keinerlei Erleichterung bieten.

Und das war ihm wohl eine viel härtere Strafe, als seine unter solch erdrückenden Umständen erfolgte Pensionierung.

Da trat Angela, die ihre geliebte Herrin oftmals besuchte, wiewohl es der Baronin ins Herz schnitt, die Mutter des edlen Cäsar so heiter und ahnungslos über die Reise ihres Sohnes sprechen zu hören, als rettender Engel auf und schlug dem Baron vor, in ihr sonniges Häuschen hinauszuziehen, wo der Baronin eine gute Luft gewiß nicht mangeln würde.

Der treuherzige Antrag der braven Frau wurde freudig angenommen, und der stolze Baron weilte nun mit seiner Familie unter dem Dache seiner früheren Dienstleute ... Mit welchen Gefühlen, läßt sich leicht begreifen!

Alle bemühten sich nun, die Baronin, die langsam wie eine Kerze verlosch, zu hegen und zu pflegen. Gisi und Angela verließen sie keinen Augenblick. Die gesunde Matrone, die ihr Leiden glücklich überwunden hatte, und sehr rüstig und kräftig war, begriff gar nicht, wie ihre um mehrere Jahre jüngere, engelschöne Herrin, denn das war die bleiche Baronin trotz ihrer nun schneeweißen Haare noch immer, sterben konnte. Die treue Seele, der Egons Tod gleichfalls sehr nahe gegangen, war untröstlich darüber, vermochte es gar nicht zu fassen ... Und doch rückte die Todesstunde immer näher heran und so kam auch der Tag, an dem die edle Frau in den letzten Zügen lag, ohne daß ihr einziger Wunsch: Cäsar nochmals zu sehen, erfüllt werden konnte.

Auch ihr heißgeliebter Gatte weilte in dieser schweren Stunde nicht an ihrer Seite. Der Baron war seit zwei Wochen verreist, ohne einen näheren Grund hierfür anzugeben.

Doch Gisi, Angela und der greise Pfarrer, der die Sterbende mit den Tröstungen der Religion versehen, sie alle waren da und lagen auf den Knieen und umgaben tieferschüttert das Schmerzenslager der Ärmsten, die gefaßt und Gott ergeben wie eine Heilige, von ihnen zu scheiden im Begriffe stand.

Herzzerreißendes Schluchzen unterbrach die feierliche Stille des Gemaches, in das die melancholischen, ergreifenden Töne des fernen Sterbeglöckleins drangen, das einer frommen Seele den Himmel kündete ... Da knarrte leise die Eingangsthür in ihren Angeln: ein hoher, stubengebleichter Mann trat lautlos ein und hielt erschrocken inne, als er das traurige Bild gewahrte. Aber auch die Sterbende hatte ihn gewahrt: groß und freudig, überselig öffneten sich nochmals ihre Augen; sprechen konnte sie nicht mehr, doch der beredte Blick, der bald Gisi, bald Cäsar streifte, sagte mehr als alle Worte. Segnend erhoben sich ihre wachsbleichen, abgezehrten Hände, dann sanken sie im Schüttelfrost des Todes, bleiern zurück, und die Frau, die in einem der schönsten Paläste Italiens geboren, war in einer ärmlichen, aus Erbarmen eingeräumten Hütte gestorben; jedoch: glücklich gestorben; denn ihr todesumflorter Blick hatte nochmals den Retter ihrer Ehre geschaut.

— — — — — — — — — — —

Ein Jahr darauf fand eine stille, bescheidene Trauung in Cäsars Heimatsdorf statt.

Der allseits geachtete Ingenieur Nini Szegedi, welcher dem Machtspruch des Kaisers nicht allein die Befreiung aus seiner Festungshaft verdankte, sondern auch seine vollständige Rehabilitierung, führte die Baronesse Gisi Feldbach als schönsten Lohn seines Edelmutes, an den Altar.

Don Vincenzo vollzog die Ceremonie und der alte Baurat Garofolo fungierte als Zeuge.

Die reizende Braut trug ein einfaches weißes Kleid und als alleinige Zierde das prächtige Perlenhalsband mit dem segenspendenden Madonnenbildnis, dessen Wunderkraft sich an Gisi neuerdings bewährt.

Angela war eine gar stolze Brautmutter und Freund Lanjos kein minder stolzer Brautführer. Der Baron wohnte der Trauung seiner Tochter nicht bei. Das war die Strafe, die er ob seines leichtsinnigen Lebenswandels sich diktiert. Auch ließ er niemals es verlauten, daß er Cäsars Freilassung bewirkt, indem er in einer Privataudienz dem hochherzigen Kaiser den wahren Sachverhalt geoffenbart. Er freute sich in aller Stille des Glückes seines einzigen Kindes, obwohl Gisi keinen Prinzen heiratete, wie er, bei ihrer Taufe ehrgeizig sich geschmeichelt; aber sie

Digitized by Google

strahlte vor Seligkeit und das war ja die Hauptsache, wenn die Neuvermählten auch ohne kostspieliger Hochzeitsreise in das durch einen Anbau äußerst nett doch höchst bescheiden hergerichtete Häuschen der alten Angela zogen, um hinfort mit ihr zu hausen.

Der Baron bewohnte bis zu seinem Lebensende den verödeten, kalten Palazzo, trotzdem dies seinem Rheuma sehr schlecht bekam; er erzählte jedem, der es hören wollte, daß er in leichtsinnigen Jugendtagen mit strafbarem Vandalismus seine Behausung derartig „verhunzt". In seinen alten Tagen lernte er aber das Sparen geradezu meisterhaft; denn er brauchte Geld, um bei seinen lieben Enkelkindern niemals mit leeren Händen einzutreffen und gleichfalls, um mit frischen Blumen der tiefbetrauerten Gattin und des treuen János Grab zu schmücken, auf dem er oft und inbrünstig ein stilles Dankgebet sprach.

Gisis schwer erkämpftes Glück war ein dauerndes und wahrhaft erhebendes, wovon sich Komtesse Miklos, die jetzige Gräfin Spielberg, gelegentlich einer Römerfahrt persönlich überzeugte. Sie sprach mit ihrem Gatten in dem bescheidenen Häuschen vor und vermochte es gar nicht zu fassen, daß Gisi ohne Seidentapeten und Plüschmöbel leben konnte.

„Das trifft man wohl nur, wenn man sehr, sehr glücklich ist," seufzte die verwöhnte junge Gräfin, deren Ehe nichts zu wünschen übrig ließ. „Mizzi ist gleichfalls fabelhaft glücklich, wenn auch in fast noch unbegreiflicher Weise. Denke nur, Gisi, daß sie richtig ihren ‚Wasserdirektor' sich erobert hat, der an jenem Weihnachtsabend, wie der Prinz im Märchen mitten in ihrer Beschreibung eines Gatten-Ideals erschienen war. Sie ist gänzlich verändert, schaltet und waltet mit einer blauen Leinwandschürze in Haus und Hof und führte mich sogar mit einem gewissen Stolze auf die Bleiche. Ich hatte keine Ahnung, was das eigentlich sei und entsetzte mich nicht wenig, als ich auf einem großen Rasenplatz allerlei Wäschestücke ausgebreitet sah: Handtücher, Hemden, Röcke, sowie anderes, horribles und unaussprechliches Zeug: alles kunterbunt durcheinander, und das alles wurde — begossen. Ich war niemals eine Freundin von Wasserkuren und floh, bedächtig mein Foulardkleid vor einer Berührung mit dem nassen Boden bewahrend. Mizzi lachte mich weiblich aus und meinte, ich hätte etwas Nützliches lernen können, wenn ich nicht zu fade dazu wäre. Wir zankten uns wie in unseren Mädchentagen, aber daß Mizzi, die ihren Mann vergöttert, glücklich ist, mußte ich doch zugeben. Und Du scheinst es nicht minder zu sein, trotz Deiner Kattunvorhänge. Ja, die Liebe, die Liebe! Ich glaube aber, daß an der Seite eines Mannes, der so wenig ein Dutzendmensch ist, wie Dein prächtiger, heldenhafter Gemahl, jede Frau, selbst eine Königin glücklich geworden wäre!"

Dieser Ausspruch einer vornehmen Dame, die nach der neuesten „Wiener Mode" gekleidet war und in der großen Welt lebte, welche Gisi nun so ferne lag, erfreute sie um des geliebten Gatten willen unendlich, obwohl das glückliche Paar sehr wenig nach der Welt Meinung fragte; denn sie gleicht doch nur einer hohlen, nichtigen Seifenblase und ist — leerer Schaum.

Ende.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Das Leidehaus.

Von **Paul Klie.**

Ein weiter Sarg, so taucht es
Aus grauem Nichts empor,
Und wieder schnell umraucht es
Der Nebel wie zuvor.

Wie lang noch will ich bleiben?
Verlassen liegt es, leer,
Und starrt aus trüben Scheiben
Verträumt und traurig her.

Ich muß mich niederbücken
Vor'm ungefügen Dach;
Mir däucht, es sollt' erdrücken
Das einzige Gemach.

Und wie die Bretter weichen,
Wacht auf ein heisrer Schrei,
Ein Odem wie von Leichen
Zieht aus dem Kerker frei.

Ich bette meine Glieder
Auf morschem Lager still,
Wie einer, der nie wieder
Von hinnen wandern will.

Die Hochzeitsreise.

Von **E. Leisner-Beckendorff.**

Das versteht sich, eine Hochzeitsreise giebt's unter allen Umständen! Werden uns doch das nicht versagen! Man braucht ja nicht gleich nach Paris oder Neapel zu reisen; auf acht, vierzehn Tage nach der sächsischen Schweiz, das ist auch hübsch und kostet nicht viel. — Recht so, Leutchen, immer lustig in den Tag hineingelebt! Eine Hochzeitsreise — ei, das versteht sich, die muß gemacht werden. Wenn es auch regnet, was vom Himmel will, Hüte und Kleider verdorben werden — thut nichts, einmal ist nur Hochzeit. Ist das Geld nachher um so knapper, je nun, dann hungert man und schwelgt in schönen Erinnerungen!

Also nach der sächsischen Schweiz! Es kostete freilich nicht so sehr viel, aber vielleicht doch noch zu viel für unser junges Paar. Sie hatten beide nichts, und wenn man zwei Nichtse zusammensteckt, da wird halt der Beutel nicht voll. Hätten beide wohl eine andere Partie machen können, hatten's aber nicht gewollt. Sollten sich auch nicht heiraten — hatten's doch durchgesetzt. Warum? Hatten sich eben lieb zum Leben und Sterben, waren beide ganz egal leichtsinnig — darum!

Mit der Liebe kann man aber kein Billet zur Heimreise

Digitized by Google

bezahlen. Und so saßen sie denn eines schönen Tages in einer fremden Stadt und hatten kein Geld mehr. Ja, endlich mußte es doch auch alle werden!

Was nun? Nach Hause an die Eltern schreiben? Nicht um die Welt! Etwas verkaufen? Das wollte man auch nicht. Mußte also Uhr und Schmuck nach dem Leihhause wandern. Langte aber noch nicht. Mußte der Bräutigamsrock hinterdrein — verflucht! Langte immer noch nicht!

Ihr glaubt wohl, nun sei das junge Weibchen in Thränen zerflossen und er in heller Verzweiflung gewesen? Fehlgeschossen! Das passiert bei so leichtsinnigem Völkchen nicht. Er war ja auch ein kluger Kopf und wußte schon Rat zu schaffen. Richtig, selbigen Tages noch dampften sie nach Hause.

Da fehlte freilich noch gar vieles zu einem gemütlichen Heim, aber das kümmerte sie nicht, sie küßten sich und waren glücklich.

Merkwürdig, die ersten Tage, wenn der junge Ehemann Bekannte traf, hielt er konsequent die rechte Hand, an welcher doch der Trauring gewiß so recht nagelneu und vergnügt funkelte, auf dem Rücken, oder hatte sie in die Tasche gesteckt -- kein Mensch bekam den Ring zu sehen! Aber dann trug er eine Geldanweisung zur Post, bald darauf kam ein kleines Wertpaketchen an, und nun hörte denn auch das schamhafte Verstecken des Ringfingers auf.

Die Zeit verging. Manchmal war Geld im Hause, manchmal nicht. So geschah's auch an seinem Geburtstage. Sie hatte nicht die paar Groschen, um ihm ein Blumenstöckchen, geschweige denn etwas anderes zu kaufen. Und eine Freude möchte man doch machen, wenn man vier Monate verheiratet ist. Was that sie also? Ging hinaus ins Feld, pflückte einen mächtigen Kornblumenstrauß und machte selber ein Gedicht dazu. Weiß zwar nicht, wovon die Rede darin war, kann mir's aber schon denken, wird wohl von Liebe und allerlei Allotria gehandelt haben, womit eine ordentliche Frau nicht die Zeit vertrödelt.

Und er? Geweint vor Freude hat der unpraktische Mensch über das Geschenk, was doch eigentlich gar keins war. Nun, sie paßten halt zusammen.

Wenn sie spazieren gingen, sammelten sie Pilze, Hagebutten, Schlehen; den folgenden Tag hatten sie dann ein billiges Mittagessen und brachten das Glas Bier, was sie unterwegs zusammen getrunken hatten, wieder ein. Nach und nach wurde es auch behaglicher in ihrer Häuslichkeit, das eine und andere Stück konnte angeschafft werden, denn fleißig waren sie bei all ihrem Leichtsinn. Und, Herrgott, was ist das schwer, zu Wohlstand zu kommen, wenn man gleich mit Leihhaus und Schulden angefangen hat! Manches fehlte auch nach wie vor, nur die Liebe fehlte nie. Das alte Sprüchwort, daß die Liebe aus dem Fenster fliegt, wenn die Not zur Thür hereinkommt, wurde bei den beiden jämmerlich zu Schanden. Kindersegen blieb aus, und sie sehnten sich auch nicht danach. Wovon hätten sie auch noch Kinder ernähren sollen! Dafür gingen sie aber wie zwei gute Kameraden immer im gleichen Schritt und Tritt durch Dick und Dünn, durch Lust und Leid. Es war alles gemeinsam bei ihnen, auch die Dummheiten, die sie hin und wieder begingen.

Aber einen dummen Streich hatte er doch ohne ihr Wissen gemacht, und darum wäre beinahe großes Unheil daraus entstanden. Hatte da, um alte und neue Schulden zu bezahlen, eine Summe aufgenommen zu Wucherzinsen und sein ganzes Hab und Gut in Bausch und Bogen dafür verpfändet. Wie gesagt, sein Weib sollte im Leben nichts davon erfahren.

Wie er aber einmal verreist ist, kommt der Jud, will sein Geld haben und besteht auf seinem Schein, worin auch noch so und soviel Zinsen verzeichnet sind, die der Schuldner überhaupt noch nie bezahlt hat. Das Geld, sofort, oder er läßt die Wohnung ausräumen.

Die Frau nun so ganz allein, das war ein Schreck! Sie nimmt ihre Schmucksachen, ihr Silberzeug und wertvolle Andenken und macht alles zu Geld, und mit einer kleinen Summe, die sie unlängst geerbt, reicht's gerade dazu, den verflixten Schein auszulösen.

„Wirst doch bei solch leichtsinnigem Patron nicht länger bleiben," sagt eine Freundin, die zufällig da ist und den ganzen Jammer mitansieht. „Den Schein mußt Du ihm vor die Füße werfen, oder, noch besser, legst ihn zerrissen auf seinen Tisch und gehst fort, ehe er wiederkommt. Wenn er dann die leere Wohnung findet und den Schein — nachher weiß er genug und wird sich nicht beklagen."

„Meinst Du?" spricht die junge Frau.

„Ja gewiß, so würde jede an Deiner Stelle handeln," eifert die Freundin.

Da huscht zum ersten Mal seit jener traurigen Entdeckung wieder ein Lächeln über das verweinte Gesichtchen.

Zwei Tage darauf kommt der Mann zurück. Sie hat alles dazu hergerichtet, so gut sie konnte, den Tisch sauber gedeckt und sein Lieblingsgericht aufgetragen, auch einen Blumenstrauß zum Willkommen daneben gestellt. Es ist alles, alles wie sonst — und doch nicht wie sonst.

Nachdem der Angekommene sich nun gelabt und ausgeruht, aber dabei öfters ängstlich nach der Ursache ihres bleichen Aussehens geforscht hat, rückt sie dicht neben ihn, legt die Arme um seinen Hals und den Kopf an seine Brust, damit sie ihn nur nicht anzusehen braucht, und erzählt — erzählt.

Fast ist's, als hätte sie gefehlt, so leis und oftmals stockend kommen die Worte über ihre Lippen.

Das war nun freilich anders als ihre Freundin geraten hatte, und als jene minder leichtsinnige Frau gehandelt haben würde. Anstatt im gerechten Zorn das Erdreich mit Füßen zu treten, das trotz aller Pflege doch immer wieder Dornen und Disteln trug, legte sie noch einmal mit weicher Hand edlen, köstlichen Samen hinein.

Aber es war nicht vergebens.

Von Stund an ist der Mann nicht mehr leichtsinnig gewesen.

Später gelangten sie zu Wohlstand, konnten sich jeden Wunsch, wenn er nicht gerade zu übertrieben war, gewähren und schöne Reisen machen. Aber glücklicher als zuvor waren sie darum doch nicht, denn ihre Liebe konnte ja nicht größer werden, die hatte halt schon in Not und Sorgen das höchste Maß erreicht.

Seltsame Leutchen, Originale, wie es nicht viele giebt! Werden auch einst unter einem Grabhügel ruhen, wo der Mann nun schon seit Jahr und Tag schlummert, während sie allein weitergeht im gewohnten Schritt und Tritt, als sei der treue Kamerad noch an ihrer Seite. Mancher, der die hübsche, junge Witwe sieht, meint, daß die Stelle auf dem Friedhofe wohl leer bleiben werde.

Je nun, ich weiß es besser.

Digitized by Google

Gedichte.*)

Von **Lucia Rudow.**

Wiedersehen.

Wie ich Dich liebe, das sag' ich Dir
Wenn wir uns wiedersehen;
Wollt' ich es schreiben, es würden mir
Jahrhunderte drüber vergehen!

So schriebst Du. Wie war ich dessen froh!
Doch als wir uns wiedergesehen —
Nie hätt' ich geglaubt, wir könnten uns so,
So gegenüberstehen.

Ich sah, daß Dein Herz sich gewandt von mir,
Doch stand ich sonder Wanken;
Mit toter Stimme sprach ich zu Dir,
Und mit lebend'gen Gedanken.

All' meine . . .

All' meine Liebe, all' mein Sinnen
Ist Dir, ist Dir allein geweiht!
O nimm es! Jegliche Sekunde
Wird Dir alsdann zur Ewigkeit.

Wunsch.

Und bin ich tot, so grabt mich ein
Im Wald, unter blühenden Bäumen;
Dort liebt' ich zu ruh'n, auf mosigem Stein,
Zu sinnen und zu träumen.

Statt eines Kissens unter das Haupt
Maiglöckchen und blühenden Flieder,
Und Zweige, zart und frisch belaubt,
So bettet mich friedlich nieder!

Türmt über das Herz, auf meinem Grab
Kein drückend Mal von Steinen!
Eine Lilie nur; dann fällt herab
Der Tau in den Kelch, den reinen.

Die kühlen Tropfen sickern leis'
Aufs glühende Herz hernieder:
Dann wird es starr und kalt wie Eis
Und brennt und schmerzt nicht wieder.

Der letzte Brief.

Und würf' ich Deinen letzten Brief
Hier in die lodernden Flammen:
Vor solcher Kälte sänke wie ich,
Das Feuer erstarrt zusammen.

*) Diese Gedichte, ursprünglich in rumänischer Sprache geschrieben, stammen von einer der begabtesten Dichterinnen des gegenwärtigen rumänischen Schrifttums.

Eine Rede Moriz Carrieres.

(Schluß.)

Wir kommen zum Begriff und Wesen der Kausalität durch das eigene Erlebnis, daß wir handeln, daß wir wollen und wirken, daß wir selbst Ursache sind; wir verstehen danach die einander bedingenden Ergebnisse alles Geschehens. Wir wissen, was wir wollen, wir setzen uns einen Zweck, den wir ausführen, und lernen danach die Entwickelung der Organismen begreifen; denn Entwickelung unterscheidet sich von bloßer Veränderung dadurch, daß sie einer Triebkraft entspringt, welche dem Bildungsprozeß einwohnend bleibt, und ein Ziel hat, das in ihr angelegt ist und das sie nach ihren Bildugsgesetzen erreicht. Wir verstehen die organische Welt mittels des Zweckbegriffes, weil sie selbst Zweckgestaltung ist, und alles Besondere von der Macht des Ganzen aus entfaltet, in lebendiger Wechselwirkung das Ganze darstellt.

Wir erheben uns in der Natur über die Natur und ihren Mechanismus in das Reich des Geistes und der Freiheit, wenn unser Wesenkern seiner selbst inne wird, fühlend und denkend sich selbst bestimmt. Wie der leibliche so tritt auch der geistige Organismus nur als Seelenkeim in das gegenwärtige Leben ein; Selbstbildung ist auch hier sein Begriff, seine Bestimmung soll er durch Selbstbestimmung erreichen, Selbstvervollkommnung ist seine Aufgabe. Darum trägt er wie der Keim die Rose, das Ei den Adler, sein Lebensideal in sich als das Ziel der Entwickelung samt deren Bildungsgesetzen. Wie die Idee des Vollkommenen nach den Thätigkeitsweisen des Geistes, des Erkennens, des Wollens, des Fühlens und Gestaltens sich zu den Ideen des Wahren, Guten und Schönen entfaltet, so geben sich diese als das zu Erstrebende und Beglückende kund, und so tragen wir demgemäß die Unterscheidungsnormen von Wahr und Falsch, Gut und Böse, Schön und Häßlich in uns; wir beurteilen Empfindungen nach ihnen, indem der Verstand von den Gefühlen geleitet wird, die sie in uns erwecken, und kommen so zu den Begriffen des Wahren, Guten und Schönen.

Die Gesetze des Geistes aber sind kein Müssen wie in der Natur, sondern ein Sollen. Wie wir uns als Ich erfassen und damit uns durch eigene Willensthat zur Geistigkeit erheben, fühlen wir auch, daß wir noch nicht sind, was wir sein sollen, und das Lebensideal giebt sich als das Seinsollende kund, dem wir uns verpflichtet fühlen. Durch Selbstbestimmung können wir es nur erreichen, wenn uns auch die Möglichkeit des Anderswollens, ein Abirren vom Gesetz, ein Widerspruch gegen das Gesetz gewährt ist; die Verwirklichung des Guten kann nur durch den freien Willen geschehen, der auch das Böse zu begehen vermag, — und thatsächlich ist dies samt dem Irrtum und dem Häßlichen da. Unsere erste Geburt zur Geistigkeit ist die Selbsterfassung, in der wir uns von allem anderen, auch von unserem Lebensgrunde unterscheiden und so zu einem Mittelpunkt der Welt machen, der alles auf sich bezieht, und damit in Gefahr schwebt, selbstsüchtig zu werden, für sich allein sein zu wollen, sein Wohl ohne Rücksicht auf die anderen zu erstreben. Und doch besteht jeder nur als Glied eines großen Organismus, dessen er zum eigenen Leben bedarf, so daß er in der Verletzung anderer nur sich selbst schädigt und sein Wohl nur im Gemeinwohl finden kann. Und das Ganze ist mächtig im einzelnen Glied, das im Mitgefühl von Leid und Lust der anderen als seiner Wesensgenossen inne wird; der Wille des Ganzen ist in der Liebe mächtig und kraft seiner können wir die Selbstsucht überwinden und im Reich des Geistes und seiner Gemeinschaft leben, frei in der selbstgewollten Erfüllung des Sittengesetzes, das uns nichts Fremdes, nicht wie ein Zwang von außen auferlegt ist; denn der vernünftige Wille bewährt seine volle Freiheit in der Autonomie, darin, daß er das Gesetz sich selber giebt. Das Erkennen ist hier nicht ein Entdecken des bereits Seienden, sondern ein Finden des Seinsollenden.

Digitized by Google

Freiheitsbewußtsein, Pflichtgefühl, Unterscheiden von Gut und Bös, Selbstsucht und Liebe sind Erlebnisse, unleugbare Thatsachen, deren wir erkennend inne werden; sie kommen überall der Menschheit als solcher zu; aber was das Gute sei, das zu bestimmen und danach das Sittengesetz sich selbst zu geben, das ist eine fortwährende Kulturarbeit, an welcher ethische Genien, Religionsstifter, Männer der vorbildlichen That und die Weisen alter und neuer Zeit mitwirken, und was Jesus aus der Tiefe des reinen, gottinnigen Gemütes gelehrt und gelebt, das hoffen wir heute philosophisch zu begründen. Wie die Ethik sind auch die Erkenntnislehre und Ästhetik werdende Wissenschaften, und die Aufnahme des Thatsächlichen, wie es in Handlungen, in Werken der Kunst und Wissenschaft vorliegt, geht Hand in Hand mit dem Bestreben, die wesentlichen Formen und Normen aus der Natur des Geistes als vernunftnotwendig abzuleiten, und zu betrachten, wie dieselben im Lauf der Geschichte mit eigentümlichem Inhalt erfüllt werden. Und wie die Kunst das Seinsollende als seiend darstellt, die sittliche That es durch Gesinnung und Willensenergie verwirklicht, so sind auch Logik, Ethik, Ästhetik normative Wissenschaften, die nicht bloß lehren, wie gedacht, gehandelt, gebildet wird, sondern wie das geschehen soll. Es ist ein Übergriff des Naturalismus, wenn er dies leugnet und sie darauf beschränken möchte, nur das Gewordene, Thatsächliche ohne Werturteil zu registrieren. Hier hat die Philosophie ihr Grenzwächteramt zu üben. Die Grenzen bestehen innerhalb einer und derselben Welt, wie Würfel und Kugel beide regelmäßige Körper sind, aber die Kugel nicht eckig und der Würfel nicht rund ist. Wir fällen alle moralische Urteile, und die sind nur möglich, wenn neben dem Naturmechanismus der Außenwelt auch Freiheit der Innenwelt besteht, und sie samt dem Gewissen und dem Guten und Bösen leugnen zu wollen oder sie der blind wirkenden Materie zuzuschieben und den Unterschied von sittlichen Handlungen und chemischen Prozessen aufzuheben, das wird so lange unwissenschaftlich sein, bis uns dargethan wird, daß der Naturmechanismus, der nur das Nichtandersseinkönnende produziert, auch Irrtümer, auch die über ihn hinausreichenden Illusionen der Freiheit und des Selbstbewußtseins hervorzubringen vermag.

Natur und Geist weisen aufeinander hin. Wie wir durch Bewegungen der Natur zu Empfindungen kommen und dadurch zum Selbstbewußtsein angeregt werden, so ist auch die Natur nach Fichtes Wort das Material unserer Pflicht, eine Bedingung für die sittliche That. Wir selbst sind eben zugleich Natur und Geist, Natur als reale Kraft, als das organisierende Prinzip, das eingegliedert in das System der Kräfte mittels derselben den vielgliedrigen Leib aufbaut, mittels desselben mit der Außenwelt in Wechselwirkung steht, deren Anregungen verinnerlicht, und als zu sich selbst kommende Geistigkeit das ideale Reich der Freiheit in der Innerlichkeit gestaltet.

Die Natur ist mehr als das Zusammensein von Bewegungen und Wechselbeziehungen; die Bewegung setzt bewegende und bewegte Reale voraus. So ist auch die Seele mehr als die Vereinigung von Empfindungen und Vorstellungen; denn solche sind nicht für sich wirklich, sondern Lebensakte einer für sich seienden Subjektivität, welche sich nur darum mit ihnen und in Unterscheidung von ihnen als Einheit im Selbstbewußtsein erfaßt, weil sie in sich einheitlich und die erzeugende Macht ihrer Vorstellungen ist; und dies reale Selbst brauchen wir nicht erst zu erschließen, wir erleben es selber im Selbstgefühl, und alle Gefühle der Lust oder Unlust sind ja die Resonanz der Lebensvorgänge in unserer Innerlichkeit die in allem Thun und Leiden ihrer selbst inne wird. So ist die eine Seele Organisationsprinzip des Leibes und Quell des Bewußtseins, der Geistigkeit. Und wenn in der Außenwelt die Energie in den wechselnden Formen der Bewegungen sich erhält, so wächst sie in der Innenwelt, indem wir behalten, was wir in uns hervorbringen, und es nicht verlieren, wenn wir anderen es mitteilen, sondern wir steigern es dadurch, so daß die Kultur der Menschheit intensiv und extensiv voranschreitet.

Wir erfassen aber uns selbst und alle Dinge nur dadurch als endlich, daß wir sie vom Unendlichen unterscheiden; so wenig ein Oben ohne Unten wie ein Endliches ohne das Unendliche. Wir müssen dies immer mitdenken, seine Idee in uns hervorbilden. Wir entnehmen sie nicht der nur Endliches bietenden Außenwelt, aber wir tragen sie der Anlage nach in uns als das Siegel unserer Abkunft aus dem Unendlichen, unseres Bestehens in ihm, sie ist kein Selbstzeugnis in der Seele. Wir können das Unendliche nur als seiend denken, da es ja sonst am Sein sein Ende hätte, und daß das Seiende ist, das kann niemand leugnen, weil er ja dadurch sich als seiend erweist. Ist aber das Sein — und wir können es weder erdenken noch zerdenken, es ist eine Thatsache der Erfahrung, — so muß es auch ewig und unendlich sein, da es nur vom Seienden erzeugt oder begrenzt sein könnte. Es ist also das durch sich selbst Seiende, in sich Begrenzte, durch sich selbst Bestimmte; alles Besondere ist seine Entfaltung, in ihm gesetzt und bedingt. Darum ist uns aber auch das Unendliche nicht verschlossen, kein unerkennbares Jenseits, sondern in allem offenbar, in den ewigen Wahrheiten, in der Ordnung der Natur und der sittlichen Welt, wie in den besonderen Wesen als den Gebilden seiner Schöpfermacht, den Strahlen seines Lichtes. Das in allem Gegenwärtige und als Einheit bei ihm selbst seiende Unendliche, sich und alles wollende und wissende Ewige nennen wir Gott.

Den jenseitigen Gott muß man zu beweisen suchen, und die Kritik hat das Unzulängliche solcher Demonstrationen dargethan; der in allem sich offenbarende Unendliche beweist sich selbst, seine Realität drängt sich uns auf im Gefühle der Abhängigkeit wie des Getragenwerdens von ihm, und dies Gefühl ist das Wesen der Religion, der vertrauensvollen Ergebung und Erhebung des Menschen in den Willen Gottes, der Beziehung alles Zeitlichen auf das Ewige. Wie mangelhaft und wieder verendlichend nun auch die Vorstellungen sind, welche die religiöse Menschheit sich vom Unendlichen macht, sie ahnt und will darin die alldurchwaltende Macht, Weisheit und Güte des Ewigen, wie schon im indischen Epos der eine allwaltende Krishna erklärt, daß sich doch an ihn wende, zu ihm sich erhebe, wer einem der mythologischen Götter opfere; wie der ägyptische Ammon die besonderen Götter als so viele Namen seiner in der Sonne, in der Erde, im Nil wie in der Tierwelt wirkenden Macht bezeichnet; — wie Hellmuth Moltke fragt: „Sollte nicht jedes Gebet, möge es nun an Buddha, an Alla oder Jehova gerichtet sein, an den Gott gelangen, außer dem es ja keinen giebt? Wenn die Unvollkommenheit alles Erschaffenen die Vernunft auf Wege führt, die von der Wahrheit ablenken, die Wahrheit bleibt doch das einzige Ziel".

Ist aber das Unendliche so durch die Denknotwendigkeit gefordert wie durch das Gefühl bezeugt, so kann aller theo-

Digitized by Google

retische Atheismus sich nur mißverständlich gegen unzulängliche Gottesbegriffe richten und nur die eigene Unfähigkeit zum Verständnis der vollen Wahrheit darthun, wie nur ein solcher falscher Begriff vom Unendlichen seine Unerkennbarkeit mit sich führt.

In jeder erkannten Wahrheit gewinnen wir Teil an Gott, jede gute That verwirklicht die sittliche Weltordnung, und in jedem Schönheitsgenuß sind wir eingestimmt in die Weltharmonie. Die Wissenschaft lehrt: Das All ist nicht eine ursprüngliche Vielheit, ein Haufwerk von einander unabhängiger Atome, sondern ein System von Kräften, die aufeinander bezogen in gesetzlicher Wechselwirkung stehen. Einheit im Mannigfaltigen haben wir im Erlebnis der Ichheit. Kräfte ordnen und so disponieren, daß sie in der Entwickelung des Lebens das Ziel des Selbstinnewerdens, des Fühlens und des Denkens erreichen, das ist nicht die Sache des Unbewußten, sondern des Urbewußten; und wer von der Weisheit der Natur und vom Schöpfungsplan redet, der leiht ihr damit Intelligenz und Willen, der macht sie zu Gott. Will man aber dem Absoluten das bewußte Fürsichsein versagen, weil das Unendliche nichts außer ihm habe, das Selbstbewußtsein aber bedingt sei durch ein anderes, von dem uns unterscheidend wir uns selbst erfassen, so erwidere ich: Auch wir unterscheiden uns ja nicht von einer Welt außer uns, sondern von den Empfindungen und Vorstellungen in uns als die einige Macht im Bilden und im Wechsel derselben; so genügt es für Gott als selbstbestimmende Thätigkeit, sich von seinen Bestimmungen und Bethätigungen, den endlichen Wesen, zu unterscheiden, und durch diese innere Lebensfülle bei sich selbst zu sein. Das endliche Bewußtsein bedarf zur Erklärung des Innenlebens die Außenwelt, das Unendliche hat und schaut alles in ihm selber.

Die großen Welträtsel: wie Bewegungen in Empfindungen ausgelöst werden, wie innerhalb des Naturmechanismus sittliche Freiheit entstehen und bestehen kann, sind ja thatsächlich gelöst durch das Weltprinzip, und wir lösen sie fortwährend in unserem Leben und Erleben; unsere Aufgabe ist darum: das Weltprinzip und unsere eigene Wirklichkeit so zu verstehen, daß die Lösung für unsere Erkenntnis, wenn nicht denknotwendig, so doch denkmöglich wird. Das lösende Wort des Rätsels ist Gott, der als Naturenergie wie als wissender, wollender Geist unendliche Gott, und der Mensch, der als Naturkraft reale, seinen Leib organisierende, zur Geistigkeit sich selbst bestimmende, das Äußere verinnerlichende und in der Innenwelt das Reich der Freiheit und der Liebe erbauende, gottinnige Mensch.

In selbstsüchtigen Trieben, in willkürlichen Meinungen und verworrenen Gefühlen gehen die Menschen auseinander, aber die Wahrheit verbindet die Erkennenden in der gleichen Auffassung der vernunftgemäßen Wirklichkeit; im Guten einigen sich die Wollenden zum Anschluß an die sittliche Weltordnung; und im Genuß der Kunst stimmen die Fühlenden überein, freudig im Einklang des Idealen und Realen. Diese Ideen des Guten, Wahren, Schönen erweisen sich als über das bloß Subjektive übergreifende Mächte; sie sind keine Illusionen, sondern Gedanken des göttlichen Geistes, damit als Lebensideal den endlichen Geistern zur Verwirklichung ein- und aufgegeben, wie sie im unendlichen ewig verwirklicht sind.

„Wir wissen nicht, woher wir kommen und wohin wir gehen, aber wir fühlen uns gehalten im Ring einer ewigen Macht" — sagt ein geistvoller Dichter der Gegenwart und scheint sich damit zu Spencers Agnosticismus zu bekennen; aber er thut einen großen Schritt weiter, indem er fragt: „Ist es zu denken, daß diese unendliche Welt, deren geringste und höchste Gebilde vom seelenlosen Stein bis zum weisesten Menschen, vom Wassertropfen bis zum leuchtenden Gestirn Plan und Ordnung zeigen und nach unwandelbaren Gesetzen entstehen und vergehen, nur dem blinden Zufall ihr Dasein verdanken, daß kein alles durchdringender und regelnder Geist in der ungeheuren Masse sich rege, kein letzter und höchster Zweck die Natur zu ihrem Schaffen treibe, in welchem wir überall die wunderbarste Zweckmäßigkeit erkennen?" Und zu der Anerkennung der weltdurchwaltenden Vernunft thut Heyse einen zweiten Schritt und stellt sich der Natur gegenüber auf sein sittliches Gefühl und Gewissen: „Den guten Willen haben wir voraus; daß wir von Gut und Bös wissen, ist unser höchstes Vorrecht, unser einziger Trost, der unerschütterte Punkt, auf welchem unser Frieden ruht." Damit erfaßt er die Selbstbestimmung, die Selbstherrlichkeit des Geistes und erhebt sich über die Natur zur Freiheit, zur sittlichen Weltordnung; und wir folgern aus der beseligenden Macht des Guten auf ihren Quell in Gott, den seligen Willen der Liebe. Aber der Dichter stellt uns die Behauptung entgegen: „Die tiefen Abgründe des Daseins, das Elend der Geschöpfe, das grauenvolle Schauspiel, wie in der Natur die Schwächeren die Beute und Nahrung der Stärkeren werden, das müßte ein allwissendes, mitfühlendes Wesen zum allerunseligsten machen." Das gemahnt an Diderot, der angesichts der Greuel in der Geschichte an Sophie Voland schrieb: „Ich leide unsäglich, nicht mehr an Gott glauben zu können." Es gemahnt an die alten Lehren von einem großen Fall und Abfall der Welt aus der Liebe Gottes. Aber hat nicht die Freiheit als ein unschätzbar hohes Gut die Möglichkeit des Irrtums und der Sünde zur Voraussetzung, und folgt da nicht aus der wirklich gewordenen Selbstsucht, dem gegen das Gesetz sich zum Eigenwillen verkehrenden Willen, die Verirrung und Verwirrung der Lebenstriebe, und damit statt des Heils des Guten das Unheil des Bösen, und aus der Schuld das Elend des Daseins? Wir bedürfen zum festen Grund unseres Wirkens des Naturmechanismus mit seiner Unzerbrüchlichkeit; wenn wir in ihn eingreifen, müssen wir ebenso sehr seine zerschmetternde Macht spüren, als er uns sicher dient, wenn wir uns ihm anschließen. Wir müssen das Leid tragen, das der Weltlauf, das Lieblosigkeit und Haß uns zufügen, aber es führt uns zur Einkehr ins Innere aus den Zerstreuungen der Welt, es kräftigt und stählt uns. Die Vergänglichkeit der irdischen Dinge weist uns auf das Ewige und die unzerstörbaren, unentreißbaren Güter im eigenen Gemüte. Und wenn selbst der vielduldende Leopardi doch vom Leben nicht lassen will, so bezeugt er den Wert des Lebens auch in Schmerzen. Es heißt die sittliche Weltordnung verkennen, ja, sie unmöglich machen, wenn man gegen sie die Erfahrung heranzieht: daß es dem Guten im sinnlichen Dasein oft schlecht gehe. Wäre das Glück an die Befolgung der Sittengesetze geknüpft, dann würde aus Strafefurcht und Lohnsucht gerade die gemeine Gesinnung das Rechte thun, aber die Erfüllung der Pflicht um ihrer selbst willen, das Gute als freie Willensthat, auch trotz der ihm drohenden Übel in der Welt, wäre nicht da. Doch die innere Beseligung des Guten ist da, muß da sein, wenn es unsere Bestimmung ist; denn in ihr haben wir das Wohlgefühl der Lebensvollendung. Und wenn die Not, nach Hölderlins Wort die große Meisterin, das Mittel ist, um

Digitized by Google

die Organismen zu höheren Daseinsformen zu leiten, indem sie sich emporbienen, den Wesenskern durch seine Metamorphosen zu edleren Gestalten und Leistungen ausbilden, dann wird der Tod zur Pforte des besseren Lebens, und können wir uns damit versöhnen, wie die stärkeren Tiere sich von den schwächeren nähren, sobald wir eben an dem unmittelbaren Gewissen, unserem Selbst, festhalten, an der Seele, als einer ewigen Position in der göttlichen Natur, festhalten, berufen durch Überwindung der Selbstsucht und des Bösen zum Eingang in das Gottesreich der Freiheit und der Liebe. Als bloßes Sinnenwesen, da haben die Pessimisten recht, wäre der Mensch das unvollkommenste und unglücklichste Tier; zu den Leiden des Leibes kämen die der Seele und der Todesfurcht. Aber es ist ein Geistwesen, und der Irrtum, sich das bewußte Selbst erst von bewußtlosen Atomen als zufälliges Ergebnis ihrer Bewegungen schenken zu lassen, muß seine eigene Verkehrtheit inne werden durch die Unbefriedigung des Gemütes bei diesen materialistischen Theorien, — denn die Wahrheit beseligt.

Und so brauchen wir dem Unendlichen so wenig das Herz wie den Geist abzusprechen, mögen aber wohl daran erinnern, daß Orientalen, Griechen, Christen von einem leidenden Gott reden, der den Schmerz und die Sünde der Welt trägt, aber in sich beruhigt und beglückt bleibt durch das Siegesbewußtsein im Kampf mit der Welt, durch das Gefühl der alles überwindenden Liebe, die das von ihr ausgegangene wieder zu sich zurückruft, und deren Ruf zuletzt auch das Böse um der Unseligkeit des Widerstrebens willen folgen wird.

Alles unmittelbare und erste Erkennen ist ein Erleben. Niemand kann einem anderen ohne dessen eigene Erfahrung darthun, wie die Abendsonne leuchtet, die Harfensaite klingt, die Rose duftet oder der Wein schmeckt. So ist auch das Innewerden des Unendlichen ein Erleben, ohne das die wissenschaftliche Betrachtung und ihr Erweisen fruchtlos wäre. Aber das fromme Gemüt erlebt die Erlösung aus den Wirren der Welt und der Unruhe der sündigen Seele im Frieden Gottes.

Jesus und die Propheten wie große Dichter alter und neuer Zeit bezeichnen ihre Worte und Werke nicht als ihre Erfindungen und willkürlichen Gebilde, sondern als Erleuchtung und Eingebung, als Offenbarung. Sie ist uns verständlich, wenn wir Glieder eines großen Organismus sind, wenn unser Lebensgrund, dessen Schöpfermacht ja in den organischen Bildungstrieben sich fortwährend bezeugt, uns einwohnend bleibt und zugleich für sich wollend und wissend ist, so daß sein allgemeiner Geist in unserem endlichen Geist sich begeisternd bezeugt.

So ergiebt sich aus der Idee des Einen und Unendlichen, wie es zugleich Naturmacht und Geist ist, eine ganz andere Versöhnung mit den Forderungen und Erfahrungen des religiösen Gemütes, als in der Behauptung: daß beide, um Frieden zu schließen, das Göttliche für unerforschlich ansehen sollen. Wir sind seines Geschlechtes, wie die von Paulus in Athen herangezogenen hellenischen Dichter sangen, — berufen, das, was wir von Natur sind, Kinder des Vaters, auch wollend und wissend zu werden. Wenn die Einheit des Universums darin kund wird, daß dieselben Gesetze, dieselben Stoffe den ganzen Sternenhimmel wie unsere irdischen Erscheinungen bestimmen, wenn alle Kräfte der Außenwelt in ursprünglicher Ordnung aufeinander bezogen sind und zugleich die Empfindungen und Gedanken in unserer Innenwelt bedingen, wenn wir im Naturmechanismus und seiner Notwendigkeit den Boden für das sittliche Reich der Freiheit und des Rechtes haben, dann ist der Schluß denknotwendig, durch den wir im unendlichen einen auch den Maß und Ziel setzenden, Vergangenheit und Zukunft verknüpfenden Geist ergreifen, der die Wirklichkeit uns verständlich macht, in dessen Liebe das liebende Herz sich versöhnt und beseligt fühlt.

Liebesrosen.

Einen schweren, grünen Lorbeerkranz,
Voll von duftiger Wasserperlen Glanz,
Darf ihn Dir ein liebes Mädchen schenken
Als ein sinnig treues Angedenken?

„Keinen Lorbeer ein Poet heut braucht;
Doch beseligt und vom Glück umhaucht
Wird er, wenn ihm auf des Lebens Pfade
Rosen streut der Liebe Huld und Gnade."

Oscar Linke.

Frühlingsmärchen.

Von **Paul Remer.**

Die Blinde.

Die Farbenpracht des Frühlings leuchtet nicht für sie, kein Strahl der großen Sonne dringt in ihre Nacht — und doch lächelt sie, glücklich und zufrieden, während sie den schmalen Grasweg dahinwandert . . .

Den Kopf leicht gesenkt, lauscht sie den heimlichen Vertraulichkeiten der Dinge. Wie das überall flüstert, leise, leise, nur *ihrem* Ohre vernehmbar!

Sie hört das Springen der Knospen, das Schwirren der Schmetterlingsflügel, das Knistern der Halme, durch die ein Käfer hastet —

Weiter ab ertönt das feine Zirpen der Grille, das satte Brummen der Hummel. Der Baum, der dort am Feldrand steht, schickt sein Blätterrauschen herüber.

Gleich honigbeladenen Bienen kommen die Töne zu ihrem Ohr, aus der Nähe, aus der Ferne — Mit Sang und Klang hält der Frühling Einzug in ihre Seele —

Ja, sie lächelt! . . . Und vielleicht hat sie mit ihrer Blindheit tiefer gesehen als Du mit Deinem kaltoffenen Auge, das ewig nur die Farbe, den bunten Schein der Dinge, schaut . . .

Gefangenes Glück.

Das Glück ist ein Schmetterling —

Zu zweien meistens, ein Männchen und ein Weibchen, ziehen die Menschen aus und wollen den Schmetterling fangen.

„Sie" hat sich ein Schmetterlingsnetz aus ihrem Brautschleier gefertigt; „er" ist auf der Jagd mit seinem hohen, schwarzen Cylinder.

Sieh! Dort hat sich der Schmetterling gesetzt; die glänzenden Flügel weit ausgebreitet, sitzt er auf einer Feldblume, die unter der leichten Last leise hin- und herschwankt.

Die beiden sind näher geschlichen. Einen Augenblick stehen sie überrascht und geblendet von der Farbenpracht, die ihnen entgegenleuchtet.

Dann aber schlagen sie zu in blinder Habgier: „sie" mit

Digitized by Google

dem Schmetterlingsnetz ihres Brautschleiers, „er“ mit seinem hohen, schwarzen Cylinder — und sie haben ihn, o Jubel! sie haben ihn — der Schmetterling ist gefangen!

Gefangen — ja! Aber ihre plumpe Hand hat dabei den feinen Blütenstaub von den Flügeln gewischt, und ihre noch plumpere Selbstsucht spießt den kleinen, zuckenden Körper auf eine spitze Nadel . . .

Gefangen und — tot!

Die Dummen, sie wußten nicht, daß das Glück besitzen wollen, es töten heißt.

Abseits.

Abseits, hinter der Mauer hat man sie begraben, dort, wo die Selbstmörder liegen; man hatte sie aus dem Wasser gezogen.

Es war die alte Geschichte gewesen: sie hatte ihn geliebt und hatte sich ihm hingegeben, er aber war davongegangen und hatte nie wieder von sich hören lassen.

Stimmen waren laut geworden, Stimmen des Mitleids, die ein ehrliches Begräbnis verlangten. Aber der Priester hatte erklärt, das hieße die Unsittlichkeit ermutigen — und abseits, hinter der Mauer hat man sie begraben . . .

Kein Erinnern schmückt ihr Grab. Die Eltern sind fortgezogen; Freunde und Verwandte, die noch in der Stadt wohnen, fürchten das Gerede und fliehen die Stätte.

Und doch knospet's und blüht's auf dem Grabe: roter Mohn und weiße Winde und blaue Kornblume, wild und regellos wogt's durcheinander, ein ganzes Blumenmeer —

Und wenn die Sonne Abschied nimmt, grüßen ihre letzten Strahlen das verfehmte Grab. Eine Lichtinsel liegt es noch da, während der übrige Teil des Friedhofs schon ins Dunkel der Dämmerung untergetaucht ist . . .

Lachende Thräne.

Die junge Witwe kniet am Grabe ihres Mannes; sie schmückt es mit frischen Blumen und neuen Kränzen.

Zur Seite auf dem Rasen sitzt ihr Kind, ein Mädchen von drei Jahren; es spielt mit einem alten, welken Kranze, den die Mutter soeben vom Grabe genommen hat.

Es ist glücklich und lacht — und die Mutter weint . . .

Ein Schluchzen schlägt an das Ohr des Kindes. Verwundert schaut es auf: die hellen Thränen rollen über das Gesicht der Mutter.

„Mama!“ ruft es leise, mit weinerlicher Stimme —

„Was hast Du, Kind?“

„Mama, sag' doch, ist Papa noch nicht lange genug tot?“

Froschkonzert.

Langsam hat der Mond den Himmel erstiegen; schon spiegelt sich ein Stück seiner Sichel in dem kleinen Teiche, der tief im Kornfeld versteckt liegt.

Am Ufer und auf den breiten Blättern der Wasserrosen kauert es, regungslos, gleich schwarzen Klexen — die Mitglieder des Fröschegesangvereins „Harmonie“.

Der Dirigent, ein wohlbeleibter Herr, hat seinen Platz auf einem großen, glatten Steine, der wie ein Kahlkopf aus dem Wasser hervorlugt.

Und nun beginnt's: quak! quak! . . . unermüdlich, ewig das Gleiche — mit einer zähen Ausdauer, wie sie nur aus heiligster Kunstbegeisterung entspringen kann . . .

Und ihre Kunst findet Anerkennung. Der alte Bauer, der dort vor seiner Hausthür sitzt, pafft zufrieden dicke Tabakswolken in die klare Abendluft —

„Hör' die Frösche, Alte!“ sagte er zu seiner Frau, „'S bleibt morgen gut Wetter! Wir bringen unseren Roggen herein!“

Abendtau.

Ein feiner Lichtstreif liegt noch im Westen und erzählt den lauschenden Sternen von der hingegangenen Mutter, der Sonne . . .

Es ist die traurig große Geschichte: eine Heldenmutter stirbt, damit ihre Kinder leben! . . .

Und als die Geschichte geendet und es ganz dunkel geworden, fällt eine leuchtende Thräne durch die Nacht.

Vermischtes.

Das Eis in bildlicher Rede. Das war ein Winter, der sich gewaschen hat, darf man mit Recht sprüchwörtlich vom vergangenen Winter sagen, so feindlich er auch dem Wasser war. Aber wenn man in Gleichnissen vom Winter, von Eis und Schnee reden will, so muß man sie anderen Gebieten entlehnen. Umgekehrt aber bieten die winterlichen Erzeugnisse, Eis und Schnee, mannigfachen Anlaß zur Verwertung in Gleichnisreden. Suchen wir einmal solche auf. Ich fürchte nun, wir werden keiner liebenswürdigen Gesellschaft begegnen. Denn in unserem nördlichen Himmelsstriche heißt der Winter mit seiner Zugabe ein arger Despot. Sagt man doch von unserem ganzen Jahre: Neun Monate Winter und drei Monate schlecht Wetter.

Zuerst denn die Kälte des Eises. Wir stellen das Gefühl dem Verstande entgegen. Das Gefühl ist erregbar, beweglich, angenehm berührt oder unangenehm, voll Zuneigung oder Abneigung; der Verstand dagegen ruhig, besonnen, überlegend, berechnend. Das Gefühl verlegen wir in das Herz, in die Brust, den Verstand in den Kopf, das Hirn. Es liegt darum nahe, das Gefühl warm zu nennen, den Verstand aber kalt. Drum sollen alle Empfindungen, die vom Herzen ausgehen, warm sein. Dem Verstande verargen wir kalte Berechnungen nicht. Wenn daher das Herz der Wärme entbehrt, so ist das nicht in der Ordnung, es ist gegen seine eigentliche Natur. In dieser Weise erklären sich viele Redensarten unserer Sprache, welche das Widerwärtige betonen, das für uns in der Kälte des Eises liegt. Der Hausherr scheint Eis zu sein für das bedrängte Weib, unempfindlich gegen ihre Bitten. — Er verlangte von seiner Braut, sie solle warm gegen ihn, aber kalt wie Eis gegen jeden anderen sein. — Bei den Frauen war eitel Feuer der Liebe, bei den Männern eitel Eis der Unbarmherzigkeit. — Was hat denn in ihm das Eis des ewig kalten Verstandes gebrochen (und warme Empfindungen des Herzens geweckt)? — Spöttisch sagt Philine (in Goethes Wilhelm Meister 2, 11) vom Beifall des Publikums: Es müßte eine recht angenehme Empfindung sein, sich am Eise zu wärmen. — Der erste Akt von Mascagnis neuer Oper Rantzau verlief in Venedig unter eisigem Schweigen, er vermochte keine warme Empfindung zum Beifall zu wecken. — Bei Grabbe ruft der Herzog von Gothland, der den Geist seines von ihm erschlagenen Bruders zu sehen glaubt: mein Blut wird Eis (kalt und starr vor Entsetzen). — Während die Jugend warmfühlend und leicht erregbar ist, sind die Gefühle im Alter kühl und abgestumpft

Digitized by Google

Daher sagt man: das Alter macht uns zu Eis. Auch die Glieder verlieren ihre Geschmeidigkeit: das Eis der matten Glieder. — Es braucht nicht gerade auf das Alter zu gehen, wenn man einen mürrischen, brummigen Mann einen Eisbären nennt, oder wenn man der Gattin eines solchen zuruft: Wie kannst Du nur mit einem solchen Eisblock und Eisbock von Mann leben! —

Das Alter macht das Haar eisgrau oder schneeweiß. Aber auch da toben zuweilen noch wilde Leidenschaften, wie Jean Paul im Titan sagt: Ehrgeiz und Zorn arbeiten im Greise noch fort unter dem Eis seiner Haare. — Sprüchwörtlich sagt man: Wer auf das Eis bauen will, der darf keine Küche ins Haus machen; denn ihr Feuer würde das Eis schmelzen, und Küche und Haus würden ins Wasser stürzen. — In absichtlicher Übertreibung sagt man von einer abstoßenden, warmer Empfindungen baren Jungfrau: ihr Blick ist so kalt, wenn sie ein Thermometer ansieht, so fällt es auf der Stelle zehn Grad unter Null. — Sie hat eben Eisblut in den Adern. —

Neben der Kälte des Eises wird in der Sprache auch seine Härte hervorgehoben. Zwei Familien lebten in Feindschaft. Jetzt ist das Eis gebrochen, das heißt, eine Versöhnung ist angebahnt. Man denke bei Bildern der Art an zugefrorene Flüsse oder Seen, in denen etwa starke eisbrechende Schiffe freie Bahn für die Schiffahrt machen. Daher bedeutet Eis brechen soviel als Hindernisse, Stockungen aus dem Wege räumen. Auf die Anstrengung, die es macht, deutet das Sprüchwort hin: Fleiß bricht Eis (überwindet auch große Schwierigkeiten). — Wenn aber warme Frühlingslüfte kommen, so schmilzt das Eis des Winters. Daher wird das schmilzende Eis zu einem Bilde besserer Zeiten und Zustände. So: das Eis des langen Krieges ist endlich geschmolzen (glückliche Zeiten des Friedens werden wiederkehren). — Er war bisher so furchtsam; jetzt endlich zerschmilzt in ihm das kalte Eis der Verzagtheit. — Da unser Pfingstfest immer in die wärmere Jahreszeit fällt, wo es nur in höchst seltenen Ausnahmen noch etwas Eis giebt, so weist man einen Bittenden spöttisch mit dem Versprechen ab: das will ich Dir gewähren, geben zu Pfingsten auf dem Eis. (Man vertröstet ihn auf den Nimmermehrstag). — An die bedauerlichen, jeden Winter leider sich wiederholenden Unglücksfälle, daß etwa Schlittschuhläufer mit dem Eise einbrechen und in der Regel schnell unter dem Eise verschwinden, werden wir denken müssen bei solchen Wendungen: diese gute alte Sitte ist nun auch unter das Eis gegangen. — Die schönen Bücher sind alle verdorben und unter das Eis gegangen. — Die Redensart „es friert Eis und Stein" scheint nicht eben sinnreich zu sein. Soll sie bedeuten, daß der Frost so arg ist, daß sogar die Steine (wie Pflanzen) erfrieren können, so ist das ziemlich ungeschickt ausgedrückt. Möglicherweise spielt hier eine Verwechselung mit „Stein und Bein schwören" mit hinein. Es ist hier der besonders feierliche Eid beim Altar (Stein) und den Reliquien (Bein) gemeint. —

Auch die Glätte des Eises liegt manchen Gleichnisreden zu Grunde. Daher das Wort Glatteis. Auf dem Eise geht man unsicher und fällt leicht, zumal der Arglose. Daher heißt „jemand aufs Eis, aufs Glatteis führen" soviel, als ihn (aus Mutwillen oder Schadenfreude) in Gefahr und Schaden bringen. Das kann durch Schmeicheleien geschehen, wie der Fuchs in der Fabel oft Leichtgläubige bethört; oder durch verfängliche Fragen, durch deren Beantwortung sich der Gefragte wie in ein Netz verwickelt. So etwas fürchtet Nathan bei Saladins Fragen nach den Religionen. Die fürstlichen Höfe sind für viele eine gefährliche Eisbahn. Das sprüchwörtliche „Wenn dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis (tanzen)" ist zu einer Fabel erweitert, zur Warnung für Übermütige. — Von der Glätte des Eises mag es auch hergenommen sein, daß man von schlüpfrigen Reden und Büchern redet, welche der Sittlichkeit und Reinheit des Herzens leicht gefährlich werden können. — Manche Menschen sind trugvoll wie Glatteis; darum ist es verdienstlich, einem Unerfahrenen übers Glatteis hinwegzuhelfen. —

Schließlich wollen wir noch hinzufügen, daß das durch die Wärme auftauende Eis auch wohl solchen Gleichnissen zu Grunde liegt, wenn wir sagen: ein gehofftes Vergnügen wird zu Wasser, das heißt, scheitert, kann nicht ausgeführt werden. Diesen bildlichen Ausdruck gebraucht man scherzweise buchstäblich, wenn eine geplante Landpartie durch anhaltenden Regen verhindert wird. In schönerem Sinne könnte man sagen: Der Schmerz des Trauernden wird zu Wasser, wenn ihm Thränen eine wohlthätige Erleichterung bringen. — Dr. Schr.

Inhalt der Nr. 39.

Idealismus. Eine Familiengeschichte von Emma Linck. Forts. — Ein Unglückshelb. Roman von Paul Maria Lacroma. Schluß. — **Beiblatt:** Das Heidehaus. Von Paul Klie. — Die Hochzeitsreise. Von Leistner-Beckendorff. — Gedichte. Von Lucia Rudow. — Eine Rede Moriz Carrieres. Schluß. — Liebesrosen. Von Oskar Linke. — Frühlingsmärchen. Von Paul Remer. — Vermischtes.

Zur gefälligen Nachricht!

Unseren verehrlichen Abonnenten zur Nachricht, daß mit diesem Hefte (Nr. 39) das Vierteljahr schließt. Wir bitten rechtzeitig bei den betreffenden Buchhandlungen und Postämtern die Fortsetzung bestellen zu wollen.

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Janke.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leirner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 917 889

AP30
D378
Jg.30:3
1893

DATE DU

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google